·ER·ROT·
TERMINVS

Deutsche Geschichte

Ludwig Christoph Stacke

Digitized by Google

VOORSANGER COLLECTION
OF THE
SEMITIC LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
GIFT OF
REV. JACOB VOORSANGER, D.D.
1906

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Geschichte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Geschichte.

In Verbindung mit andern

von

L. Stacke.

Siebente Auflage
besorgt von Dr. F. Ohly.

II. Band.

(Von der Reformation bis zum Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II.)

Mit 4 Karten, 24 Tafeln und Beilagen in Farbendruck und Holzschnitt, sowie 378 Abbildungen im Text.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1896.

Digitized by Google

DD89
S7
1896
v.2

Voorsanger gift

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

Digitized by Google

Inhalts-Übersicht des II. Bandes.

XI. Das Zeitalter der Reformation. S. 1—163.

1. Die Vorgeschichte der Reformation.
2. Luthers Jugendleben und erstes Auftreten bis z. J. 1519.
3. Die Wahl Karls V.
4. Von der Wahl Karls V. bis zum Wormser Reichstag (1519—1521).
5. Ausbreitung der Lehre seit dem Wormser Reichstag.
6. Das Reichsregiment. Franz von Sickingens Tod (1523). Nürnberger Reichstag und Konvent zu Regensburg (1524).
7. Der deutsche Bauernkrieg.
8. Die Ausbreitung der Reformation und Karls V. auswärtige Kriege bis z. J. 1529.
9. Der Reichstag von Speier. Die Protestanten (1529).
10. Die schweizerische Reformation. Das Marburger Religionsgespräch (1529).
11. Der Augsburger Reichstag (1530). Der Schmalkaldener Bund. Zwinglis Tod (1531).
12. Der Nürnberger Religionsfriede (1532). Der Friede zu Cadan (1534).
13. Die Wiedertäufer in Münster. Georg Wullenweber (1535).
14. Karls V. auswärtige Kriege. Befestigung des Protestantismus (bis z. J. 1539).
15. Die Religionsgespräche zu Hagenau, Worms und Regensburg (1540 und 1541).
16. Auswärtige Kriege Karls V. Die Unterwerfung von Braunschweig (1542). Klevescher Krieg (1543).
17. Reichstag zu Speier (1544). Friede zu Crespy (1544).
18. Das Konzil zu Trient. Der Ursprung des schmalkaldischen Krieges (1545).
19. Luthers Tod (1546). Seine Persönlichkeit.
20. Der schmalkaldische Krieg an der Donau (Juni bis November 1546).
21. Das Konzil von Trient. Neues Zerwürfnis zwischen Kaiser und Papst (1547).
22. Der Feldzug an der Elbe. Schlacht bei Mühlberg (1547).
23. Der Reichstag zu Augsburg. Das Interim (1548) und seine Einführung.
24. Karls weitere politische und kirchliche Pläne (1549—1551).
25. Die religiös-nationale Opposition in Deutschland.
26. Kriegszug gegen Karl V. (1552).
27. Der Vertrag von Passau.
28. Vom Passauer Vertrag bis zum Augsburger Reichstag (1552—1555).
29. Der Reichstag zu Augsburg und der Religionsfriede (1555).
30. Die Abdankung Karls V. (1556).
31. Karls V. Tod (1558). Seine Persönlichkeit.
32. Allgemeiner Charakter der Zeit bis zum Dreißigjährigen Kriege.
33. Deutschland unter Ferdinand I. (1556—1564).
34. Maximilian II. (1564—1576). Der Türkenkrieg und die Grumbachschen Händel.

427704

Digitized by Google

35. Regierungsantritt Rudolfs II. Die Konkordienformel (1577).
36. Die katholische Reaktion unter König Rudolf.
37. Die Parteihäupter im Reich.
38. Deutsche Kulturzustände in der Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege.

XII. **Das Zeitalter des großen Kriegs.** S. 164—281.

1. Die Vorspiele des Dreißigjährigen Kriegs. Gründung der Union. Der Majestätsbrief.
2. Die Liga und der jülich-klevesche Erbfolgestreit (1609).
3. Das Ende Kaiser Rudolfs II.
4. Matthias (1612—1619).
5. Ferdinands Werbung um die deutsche Krone. Seine Krönung in Ungarn (1618).
6. Der Ausbruch des böhmischen Krieges (1618).
7. Vorbereitungen zum Kampf. Khlesls Sturz (1618).
8. Der böhmische Krieg. Erstes Kriegsjahr (1618). Matthias' Tod (1619).
9. Ferdinands Wahl zum römischen König. Des Pfalzgrafen Erhebung auf den böhmischen Thron (1619). Bethlen Gabor.
10. Die Niederlage der Böhmen bei Prag (1620). Die Bestrafung der Aufständischen. Gegenreformation in Böhmen.
11. Der pfälzische Krieg (1621 und 1622).
12. Der Verlust der Pfalz. Schlacht bei Fleurus. Der Fürstentag zu Regensburg. Christian von Braunschweig in Niedersachsen. Schlacht bei Stadtlohn (1622—1623).
13. Die allgemeine Lage bis zum Auftreten Christians von Dänemark (1624—1625).
14. Der niedersächsisch-dänische Krieg. Wallenstein, General-Oberst-Feldhauptmann (1625).
15. Der niedersächsisch-dänische Krieg. Schlachten an der Dessauer Brücke und bei Lutter. Mansfelds Tod (1626).
16. Wallensteins Herrschaft. Seine Pläne (1627—1628). Der Friede zu Lübeck (1629).
17. Das Restitutionsedikt (1629).
18. Der Regensburger Reichstag. Wallensteins erster Sturz (1630).
19. Gustav Adolf bis zum Fall von Magdeburg (1631).
20. Der Fall Magdeburgs (1631).
21. Die Schlacht bei Breitenfeld. Gustav Adolf und Wallenstein.
22. Der Zug durch die Pfaffengasse. Gustav Adolf in Mainz und Frankfurt (1631).
23. Wallensteins zweites Generalat. Schlacht bei Lützen. Gustav Adolfs Tod (1632).
24. Der Heilbronner Bund. Wallenstein in Böhmen (1633).
25. Wallensteins Ausgang (1634).
26. Die Schlacht bei Nördlingen (1634). Der Prager Friede (1635). Tod Ferdinands II. (1637).
27. Bernhards von Weimar Thaten und Ende (1637—1639).
28. Die letzten Kriegsjahre (1640—1648).
29. Der Friede zu Münster und Osnabrück (1648).
30. Zustände und Notstände während des Dreißigjährigen Krieges.
31. Die Folgen des Krieges für die Kultur und das Geistesleben in Deutschland.
32. Die Reichsverfassung seit dem westfälischen Frieden.

XIII. **Das Aufsteigen der brandenburgisch-preußischen Macht.** S. 282—406.

1. Die Anfänge des Großen Kurfürsten.
2. Der Kampf um die Souveränität Preußens. Friede zu Oliva (1660).
3. Kaiser und Reich bis zum Jahre 1664. Der Rheinbund und die Wahl von 1658. Schlacht bei St. Gotthard (1664).
4. Die Friedensjahre von 1660—1668.

Digitized by Google

5. Der Devolutionskrieg und der Aachener Friede. Der geheime Vertrag vom 19. Januar 1668.
6. Die Vorbereitungen zum Rachekrieg gegen Holland (1668—1672).
7. Der Rachekrieg gegen die Niederlande (1672). Vertrag von Vossem (1673). Der Reichskrieg am Rhein bis z. J. 1675.
8. Fehrbellin (1675).
9. Von Fehrbellin bis zum Frieden von Nimwegen und St. Germain (1679).
10. Von den Friedensschlüssen zu Nimwegen und St. Germain bis zur Aufhebung des Edikts von Nantes. Straßburgs Fall (1681). Die Türken vor Wien (1683).
11. Die letzten Regierungsjahre des Großen Kurfürsten (1685—1688).
12. Vom Tode des Großen Kurfürsten bis zum Frieden von Ryswijk (1688—1697).
13. Prinz Eugen von Savoyen. Die Schlacht bei Zenta (1697). Der Friede von Karlowitz (1699).
14. Die spanische Erbfolge. Karls II. Tod (1700).
15. Die Vorbereitungen zum Kampfe. Das preußische Königtum (1701).
16. Der spanische Erbfolgekrieg bis zur Schlacht bei Höchstädt.
17. Die Schlacht bei Höchstädt (1704). Leopolds I. Tod (1705).
18. Vom Tode Leopolds I. bis zum Ausgange Josephs I. (1711).
19. Die Friedensschlüsse zu Utrecht, Rastatt und Baden (1713 und 1714).
20. Preußen unter Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. Die Friedensschlüsse von Stockholm (1720) und Passarowitz (1718).
21. Preußen und Österreich bis z. J. 1732. Die pragmatische Sanktion und die jülichsche Erbfolge.
22. Der polnische Erbfolgekrieg (1731—1735). Das Ende Friedrich Wilhelms I. (1740).
23. Der Krieg Österreichs gegen die Türkei (1736—1739).

XIV. Das Zeitalter Friedrichs des Großen. S. 407—531.

1. Die Anfänge Friedrichs des Großen. Tod Karls VI.
2. Vom Tode Karls VI. bis zum Beginn des ersten schlesischen Krieges.
3. Vom Beginn des Feldzuges bis zur Schlacht bei Mollwitz (1741).
4. Von der Schlacht bei Mollwitz bis zum Friedensschluß (1742).
5. Der österreichische Erbfolgekrieg bis zum Ende des zweiten schlesischen Krieges.
6. Der Aachener Friede. Friedrichs und Maria Theresias Regierung von 1745—1756.
7. Die Vorgeschichte des dritten schlesischen (siebenjährigen) Krieges.
8. Der Einfall in Sachsen. Die beiden ersten Kriegsjahre 1756 und 1757.
9. Das dritte Kriegsjahr 1758.
10. Das Unglücksjahr 1759. Das fünfte und sechste Kriegsjahr 1760 und 1761.
11. Das letzte Kriegsjahr (1762) und der Friede zu Hubertusburg (1763).
12. Friedliche Thätigkeit Friedrichs und Maria Theresias in Preußen und Österreich.
13. Preußens und Österreichs Politik bis zur ersten Teilung Polens (1772).
14. Der bayrische Erbfolgekrieg. Friede von Teschen (1778—1779).
15. Die letzten Zeiten Maria Theresias. Der Fürstenbund (1785).
16. Tod Friedrichs des Großen (1786). Einfluß seiner Persönlichkeit.
17. Die deutsche Gesellschaft im 18. Jahrhundert.
18. Die deutsche Litteratur im Zeitalter Friedrichs des Großen.
19. Österreich und Preußen bis zum Tode Josephs II. (1790).
20. Vom Reichenbacher Kongreß bis zur Zusammenkunft von Pillnitz (1791).

XV. Die letzten Zeiten des alten deutschen Reichs. S. 532—567.

1. Der Feldzug des Jahres 1792.
2. Die zweite Teilung Polens (1793). Der erste Koalitionskrieg (1793 und 1794).

Digitized by Google

3. Die dritte Teilung Polens (24. Januar 1795). Der Baseler Friede (5. April 1795).
4. Österreich im Kampfe gegen Frankreich bis zum Frieden von Campo Formio (17. Oktober 1797).
5. Die Thronbesteigung und die Anfänge Friedrich Wilhelms III. (1797).
6. Der Rastatter Kongreß (1797—1799).
7. Der zweite Koalitionskrieg (1798 und 1799). Österreichs Kampf bis zum Frieden von Luneville (1801).
8. Deutschland bis zum Reichsdeputationshauptschluß (1803).
9. Die Dichter und Denker der Nation zur Zeit der Auflösung des Reichs.
10. Der dritte Koalitionskrieg (1805).

XVI. **Preußens Fall und Wiedergeburt.** S. 568—612.

1. Der Rheinbund. Preußens Erhebung und Fall (1806).
2. Der ostpreußische Feldzug und der Tilsiter Friede (1807).
3. Die Zeit der Wiedergeburt Preußens (1807 und 1808).
4. Die Lage Preußens und Europas bis zum Ausbruch des Krieges von 1809.
5. Österreichs Erhebung und Fall im Jahre 1809.
6. Preußen und Deutschland bis zum Ausbruch des russischen Krieges.
7. Der Feldzug gegen Rußland (1812).

XVII. **Die Befreiungskriege.** S. 613—674.

1. Von der Konvention zu Tauroggen bis zum Beginn des Befreiungskampfes.
2. Die ersten Kämpfe bis zum Waffenstillstand von Poischwitz (4. Juni 1813).
3. Der Anschluß Österreichs.
4. Die Schlachten im August und September 1813.
5. Politische und militärische Vorgänge bis zur Schlacht bei Leipzig.
6. Die Schlacht bei Leipzig (16. und 18. Oktober 1813).
7. Von Leipzig zum Rhein (Oktober 1813 bis Januar 1814).
8. Vom Rhein bis Paris.
9. Der erste Pariser Friede (30. Mai 1814).
10. Der Wiener Kongreß bis zu Napoleons Rückkehr nach Frankreich (1. März 1815).
11. Der Wiener Kongreß nach der Rückkehr Napoleons. Die Bundesakte (8. 10. Juni 1815).
12. Die hundert Tage. Ligny und Belle-Alliance.
13. Von Belle-Alliance nach Paris.

XVIII. **Die Zeit der heiligen Allianz bis zum Tode Friedrich Wilhelms III.** S. 675—713.

1. Die heilige Allianz (26. Sept. 1815). Rückblick auf den Pariser Frieden.
2. Deutsche Verfassungsverhältnisse von 1815 bis zum Wartburgfest (1817).
3. Die deutsche Jugend — die Burschenschaft und das Wartburgfest.
4. Der Aachener Kongreß (1818). Die Ermordung Kotzebues (1819) und ihre Folgen (1819/1820).
5. Weitere innere Entwickelung in Preußen und Deutschland.
6. Preußen und der Zollverein von 1818—1830.
7. Innere Zustände in Österreich, Preußen und Bayern bis 1830.
8. Die Einwirkung der Julirevolution von 1830 auf Deutschland.
9. Nachwirkungen der Julirevolution. Das Hambacher Fest (27. Mai 1832) und seine Folgen.
10. Die Wiener Konferenzen (1834). Der Verfassungsbruch in Hannover (1837).
11. Der Kampf mit der römischen Kirche in Preußen bis zum Tode Friedrich Wilhelms III.

Digitized by Google

XIX. **Die Regierungszeit Friedrich Wilhelms IV.** S. 714—771.

1. Preußen und Deutschland bis zur Revolution (1840—1848).
2. Die deutsche Revolution des Jahres 1848 bis zur Eröffnung des Frankfurter Parlaments (18. Mai).
3. Die Zeit des Frankfurter Parlaments bis zur Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV.
4. Revolution von 1849 und Ausgang des Parlaments.
5. Preußens politische Bestrebungen bis zum Vertrage von Olmütz (29. November 1850).
6. Die Reaktionsjahre bis zur neuen Ära.

XX. **Von der Regentschaft bis zur Wiederaufrichtung des deutschen Kaisertums.** S. 772—864.

1. Die Zeit der Regentschaft des Prinzen von Preußen (1857 bezw. 1858—1861).
2. Deutschland und Preußen bis zum Ausbruche des schleswig-holsteinischen Krieges.
3. Der deutsch-dänische Krieg (1864). Der Konflikt in Preußen.
4. Die Entfremdung Österreichs und Preußens bis zum Ausbruch des Krieges von 1866.
5. Der Krieg von 1866.
6. Die nächsten Folgen der preußischen Siege. Die Luxemburger Frage.
7. Deutschland, Preußen und Österreich von 1867—1870.
8. Der deutsch-französische Krieg von 1870/71.

XXI. **Vom Frankfurter Frieden bis zum Regierungsantritt Wilhelms II.** (1888). S. 865—901.

Digitized by Google

Abbildungen des II. Bandes.

XI. Das Zeitalter der Reformation.

Im Text: Außer den Meistern größeren Stils, wie Dürer und Holbein, haben uns die sogenannten „Kleinmeister" diese Zeit in unzähligen Darstellungen veranschaulicht. Teils in Holzschnitt, teils in Kupferstich und Radierung arbeitend, schildern sie das bäuerliche, städtische und kriegerische Leben nach allen Seiten, so daß oft die Auswahl schwer wird. Die beiden Beham (Hans Sebald und Bartel), Virgil Solis u. a., ferner die unvergleichlichen Zeichner für den Holzschnitt wie Hans Schäuffelin, Hans Burgkmaier, Jost Ammann sind die Meister, denen wir den größten Teil dieser Abbildungen verdanken. Der Maler der Reformation, Lukas Cranach, ist mehrfach vertreten mit Bildnissen und Darstellungen seines großen Freundes Luther und dessen Kreises. Die illustrierten Bücher, in denen sich die Zeit spiegelt, werden zahlreicher, noch herrscht in ihnen der Holzschnitt, um nach verhältnismäßig kurzer Blüte dem Kupfer zuweichen.

Außerhalb des Textes: Die Beilagen: ein Ablaßbrief, merkwürdig als solcher und als einer der ersten Drucke Gutenbergs; Kaiser Karls V. Vorladungsbrief an Luther zum Reichstage nach Worms, Original auf der Leipziger Stadtbibliothek; zwei charakteristische Titel zweier berühmter Streitschriften der Reformation; Dürers Bildnis des Kurfürsten Friedrich des Weisen; der Titel einer „Neuen Zeitung" über Karls V. Zug gegen Algier als Beispiel dieser auftauchenden neuen Erscheinung; der Brief Luthers an seine Hausfrau Käthe, Original auf der Berliner Bibliothek; Luthers Bildnis aus späterem Lebensalter in zwei Farben von Lukas Cranach; sowie endlich die beiden Titel der Schriften gegen den Saufund Hosenteufel sind sämtlich mit größter Sorgfalt den Originalen nachgebildet.

XII. Das Zeitalter des großen Krieges.

Hier beginnt die leidige Zeit des Kupferstichs — leidig in dem Sinne, daß der Kupferstich den Holzschnitt nicht allein dort verdrängt, wo er zu übertreffen war, etwa auf dem Gebiete des sorgfältig ausgeführten Einzelblattes und Bildnisses, sondern auch da, wo er unersetzlich war, von dem Gebiete der Buchillustration, von den fliegenden Blättern, aus den volkstümlichen Schriften. Es ist kaum glaublich, wie rasch der Verfall und die Beseitigung des Holzschnittes eintrat, der eben in seiner höchsten Blüte stand. Während noch im Jahr 1580 Sigismund Feierabend zu Frankfurt die schönsten Werke mit Jost Ammannschen Holzschnitten druckte, wußte bereits um 1617 in ebendemselben Frankfurt Merian nichts Besseres als den unbehilflichen Kupferstich für sein Theatrum europaeum anzuwenden. Auf den unzähligen fliegenden Blättern, Spottbildern, Schlacht- und Unglücksdarstellungen des Dreißigjährigen Krieges herrscht der Kupferstich in traurigster Gestalt; der Holzschnitt, während der Reformation der Herold der Zeitgeschichte, war untergegangen. Einigen Ersatz dafür gewähren die um diese Zeit besonders zahlreichen prachtvollen und pomphaften Kupferstichbildnisse der Zeitgenossen, wovon sich so viele charakteristische Beispiele in diesem Abschnitte finden.

Im Text: Außer Einzeldrucken und fliegenden Blättern, die sich über fast alle wichtigeren Ereignisse erhalten haben, boten die Kupfer aus Gottfrieds historischer Chronik, besonders aber Merians verdienstliches Theatrum europaeum Material zur getreuen Illustrierung dieser Epoche. Von bedeutenden zeitgenössischen Künstlern haben Callot in seinen Radierungen, Brauer, Wouverman und Bourdon auf ihren Bildern das Elend des Dreißigjährigen Krieges getreu verewigt und konnten daher als klassische Zeugen herangezogen werden.

Außerhalb des Textes findet sich eine ziemlich gleichzeitige Ansicht des belagerten Magdeburg aus dem Theatrum europaeum in des alten Merians charakteristischer Darstellungsweise und das Faksimile des für die Wallensteinkatastrophe so bedeutsamen ersten „Pilsener Schlusses."

Digitized by Google

XIII. Das Aufsteigen der brandenburgisch-preußischen Macht.

Im Text: Außer den zahlreichen Porträtstichen aus dieser Zeit bieten Kupferwerke wie Valckeniers „verwirrtes Europa" u. a. mancherlei Abbildungen, welche als für ihre Zeit bezeichnend gelten können. Speziell über den Großen Kurfürsten waren das Hohenzollernmuseum zu Berlin und in ihm besonders die prachtvollen Gobelins die beste Quelle, aus der die Thaten dieses großen Fürsten in seltener Treue veranschaulicht werden konnten. Seiner holländischen Gemahlin und seinen vielfachen Beziehungen zu ihrem Lande verdanken wir es, daß sich besonders viele und gute Stiche holländischer Künstler über ihn erhalten haben, unter denen die Darstellung Dalens: „Der Kurfürst mit seiner Gemahlin zu Pferde auf der Falkenjagd" als wertvoll und selten hervorzuheben ist.

Außerhalb des Textes: Um die wertvollen historischen Gobelins des Hohenzollernmuseums wenigstens an einem Beispiele in voller Wirkung zu zeigen, ist eins der schönsten Stücke: Der große Kurfürst mit seinen Offizieren von H. Knackfuß aquarelliert und in ganzer Farbenpracht vervielfältigt worden. Ferner finden sich als wertvolle Beiträge zur Geschichte dieser Zeit der Brief des Großen Kurfürsten vom Abend von Fehrbellin und ein nicht uninteressanter holländischer Plan der Belagerung Wiens aus jener Zeit.

XIV. Das Zeitalter Friedrichs des Großen.

Im Texte: Der fruchtbarste Künstler dieser Zeit, in welchem dieselbe ihren geschicktesten und graziösesten Darsteller gefunden hat, ist Daniel Chodowiecki. Selten ist eine Zeit für die Nachwelt so frisch und wach erhalten worden, wie die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts durch ihn. Er hat auf seine Weise nicht bloß historische Ereignisse aus dem Leben des großen Königs, sondern, wozu seine Kraft bei weitem besser ausreichte, besonders das familiäre und bürgerliche Leben seiner Zeit mit unendlicher Grazie und größter Lebenstreue in zahllosen Radierungen dargestellt. Bei ihm konnte also, was den Kulturzustand des 18. Jahrhunderts angeht, aus dem Vollen gegriffen werden.

Die beiden großen Rivalen dieser Epoche sind durch zahllose Porträtstiche ihrer Zeitgenossen verewigt, jedoch sind gute Bildnisse Maria Theresias selten. Eines der schönsten ist der pomphafte Stich Kilians nach dem Paradebilde M. de Meytens. Friedrich ist in allen Lebensaltern vorzüglich dargestellt worden. Als Kind, Jüngling und junger König von dem seinen Porträtisten Antoine Pesne, im Alter höchst charakteristisch von Chodowiecki. Über seine letzten Jahre und sein Ende finden sich zahllose bildliche Darstellungen größeren oder geringeren Werts; einige der interessantesten sind ausgewählt worden. Fruchtbare Kupferstecher: G. F. Schmidt, Haid und Nilson in Augsburg, Riedinger u. a. haben die übrigen Herrscher, die Staatsmänner und Soldaten jener Zeit in guten Stichen dargestellt.

XV. Die letzten Zeiten des alten deutschen Reiches.

Im Text: Aus dieser Zeit der griechischen Trachten finden sich viele interessante Kostümblätter, besonders vom preußischen Hofe und speziell aus dem Familienkreise Friedrich Wilhelms und der Königin Luise. Einige historische Momente, in denen die Königin handelnd auftritt, hat der Berliner Maler Dähling in Gemälden festgehalten. Man erkennt aus diesen Darstellungen die ganze Verehrung, mit der die Mitwelt die schöne Königin umgab. Die Zahl ihrer Bildnisse ist Legion, jedoch ist die Auffassung so verschieden und besonders weichen die aus ihren jüngeren Jahren so von den späteren ab, daß man oft an der Identität zweifeln sollte. (Vergleiche das Bildnis v. J. 1798 mit den späteren.)

Digitized by Google

XVI. Preußens Fall und Wiedergeburt.

Im Text: An guten Porträts und interessanten gleichzeitigen Darstellungen bedeutender Momente und Ereignisse fehlt es in dieser Zeit nicht. Die Ereignisse nach der Unglücksschlacht bei Jena, Napoleons Zug durch Deutschland, seine Berührungen mit dem preußischen Königspaare und dem Kaiser Alexander, schließlich die elenden Gestalten der aus Rußland zurückkehrenden Franzosen forderten die Darstellungskunst der zeitgenössischen Künstler heraus. Aus dieser Zeit stammen einige ebenso schöne als seltene Darstellungen Dählings von der preußischen Königsfamilie. In seinem von Krethlow gestochenen Bildnisse der Königin Luise erreicht ihr Typus den höchsten Liebreiz, freilich abweichend von den reiferen und ernsteren Zügen ihrer letzten Jahre.

XVII. Die Befreiungskriege.

Im Text: Die Darstellungen jener Zeit, welche Kriegsscenen und Zeitereignisse veranschaulichen sollen, erheben sich leider meistens nicht über den künstlerischen Rang von Bilderbogen. Nur über die Schlacht bei Leipzig haben sich zuverlässige und leidlich erhebliche Darstellungen erhalten. So mußte sich die Illustrierung dieses Abschnittes vorwiegend auf Wiedergabe von gleichzeitigen Bildnissen beschränken. Aus der großen Zahl der Blücherbildnisse sind zwei der besten und interessantesten ausgewählt.

Außerhalb des Textes: Der erste Druck vom Aufrufe „An mein Volk" wird als wichtiges geschichtliches Dokument willkommen sein. Der denkwürdige Brief Blüchers an Kaiser Alexander, nach einem Abklatsch des Originals, welcher sofort im Hauptquartier genommen wurde.

XVIII. Die Zeit der heiligen Allianz 2c. — XXI. Vom Frankfurter Frieden bis zum Regierungsantritt Wilhelms II.

Im Text: Je näher die Geschichte zeitlich den Mitlebenden rückte, um so strenger mußte die Illustrierung sich auf die Darstellung leitender Persönlichkeiten und entscheidender Ereignisse beschränken. Und noch hierüber hinaus mußte der zufällige Umstand entscheidend sein, ob solche Ereignisse auch wirklich authentische Darstellung gefunden hatten oder nicht. Sollte ferner dies Buch nicht vorwiegend zu einer Kriegsgeschichte werden, so war darauf zu verzichten, die großen Kriege von 66 und 70/71 in Einzelzügen darzustellen. Denn einmal damit angefangen, war keine Grenze des Aufhörens zu finden. So hat sich denn die Illustrierung auf Beibringung der wichtigsten Porträts und auf Vorführung einiger geschichtlicher Höhepunkte beschränkt, welche besonders verbürgte Darstellung erfahren haben.

Außerhalb des Textes beigegeben: in der Nummer der Isis mit dem Bericht über das Fest auf der Wartburg ein interessantes kulturgeschichtliches Dokument.

Die Geschichte der neuesten Zeit ebenso eingehend und ausgiebig bildlich zu belegen, wie es mit den weiter zurückliegenden Zeiten in diesem Buche geschehen ist, müßte Aufgabe eines besonderen Werkes sein, welches dann für sich leicht den Umfang eines Bandes wie des vorliegenden erreichen würde, und das lag außerhalb des Rahmens dieses Werkes.

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Ansicht einer deutschen Stadt (Nürnberg) zu Beginn der Reformationszeit.
Im Vordergrunde die Gestalt eines Eremiten.) Kupferstich von Albrecht Dürer.

XI. Das Zeitalter der Reformation.

1. Die Vorgeschichte der Reformation.

Wenn würde das große Ereignis, welches das Mittelalter von der neueren Zeit scheidet, nur unvollkommen würdigen, wenn man nicht zuvor einen Blick auf den kirchlich-religiösen, den geistig-litterarischen und den sozialen Zustand gethan, der zu Ausgang des XV. und zu Anfang des XVI. Jahrhunderts in Deutschland herrschte. Denn ohne Kenntnis von der Opposition, die sich auf den beiden ersten Gebieten gegen Rom, den Papst und die herrschende Kirche geltend machte, würde man die unmittelbare Wirkung von Luthers Auftreten nicht begreifen, und die sozialen Veränderungen, welche sich in diesem Zeitalter vollziehen, machen die Bekanntschaft mit den früheren gesellschaftlichen Zuständen unerläßlich.

Verzierter deutscher Anfangsbuchstabe, wie sie in Druckwerken des XVI. Jahrhunderts vielfach vorkommen.

Seit den großen Konzilien des XV. Jahrhunderts hatten weder die Theologen den Kampf gegen die Autorität des Papstes und der römischen Kirchenlehre aufgegeben, noch die Wohlgesinnten aller Stände den Kampf gegen die Verweltlichung und Entartung der Geistlichkeit. In den Niederlanden hatte der Prior Johann von Goch († 1473) gelehrt, die Bibel sei die einzige authentische Quelle des Glaubens; kurz nach

Digitized by Google

dieſer Zeit befehdete Johann von Weſel (Oberweſel), der 1481 im Kerker der Inquiſition ſtarb, auf jenen Satz geſtützt, die Autorität des Papſtes, die kirchlichen Ceremonien und den Ablaß, den er als „frommen Betrug" (pia fraus) geißelte. Der beliebte Prediger Johann Geiler von Kaiſersberg (1440—1509), der erſt in Baſel, dann in Straßburg wirkte, brachte derartige Lehren dem Verſtändnis des Volkes näher.

Aber ein weit gefährlicherer Feind erwuchs der Kirchenlehre und der mit ihr verbundenen ſchwerfälligen und geiſtloſen Scholaſtik in dem ſogenannten „Humanismus", d. h. der neuen, aus Italien nach Deutſchland übertragenen Art, die Wiſſenſchaften — insbeſondere die alten Sprachen — zu betreiben. In Italien, wo alle Zeit hindurch die Erinnerung an das klaſſiſche Altertum wach geblieben und dadurch die Wiſſenſchaft vor völliger Verknöcherung bewahrt worden war, regten ſich ſeit dem XIII. Jahrhundert die Geiſter mit beſonderer Energie und brachten eine völlige Umwälzung in der Litteratur hervor. Dieſe Gelehrten verlangten nicht allein das Recht freier Forſchung, ſie empfahlen nicht nur, das Studium des Altertums aus den Quellen ſelbſt zu ſchöpfen, ſie wollten auch, daß die Wiſſenſchaft aus den dumpfigen Schulſtuben und Hörſälen hinaus in das Leben eingeführt werde. Äußerlich unterſchied ſich der Humanismus von der mönchiſchen Scholaſtik durch eine auf gründlicheren Studien beruhende Kenntnis namentlich der lateiniſchen Sprache, in deren Gebrauch die Humaniſten eine erſtaunliche Fertigkeit erlangten; in formgewandten lateiniſchen Gedichten feierten ſie die Tugenden, die ſie bei ihren Vorbildern bewunderten. Und ſeitdem bei der immer drohender werdenden Türkengefahr zahlreiche Byzantiner mit wertvollen Schätzen griechiſcher Litteratur nach Italien geflohen waren, kam hier und von hier aus auch in Deutſchland die Kenntnis der griechiſchen Sprache auf, die es ermöglichte, auch in der theologiſchen Forſchung auf die griechiſchen Kirchenväter und die Urſprache des neuen Teſtamentes zurückzugehen. Urſprünglich trug der Humanismus kein kirchenfeindliches Gepräge, wie bei der erſten Reihe der Humaniſten (zur Zeit Friedrichs III.) hervortritt, allein allmählich ging unvermerkt zugleich mit der Kenntnis des Altertums auch etwas vom Geiſte der heidniſch-klaſſiſchen Zeit auf die Gelehrten über; die Namen und Eigenſchaften der antiken Götter waren ihnen geläufig genug, aber über ihre eigene Religion oder wenigſtens über die Äußerlichkeiten und Einrichtungen der römiſchen Kirche hatten ſie ſehr freie Anſichten, die ſie gelegentlich in bitterm Spott und beißendem Witz äußern. Da nennt wohl der eine die Mönche „kuttentragende Untiere", die Meſſe eine Komödie und geißelt die ſcheinheiligen habſüchtigen Prieſter: „Die Theologen heißen uns hoffen, um uns zu betrügen; während wir auf den Himmel warten, eignen ſie ſich die irdiſchen Güter zu."

Medaillonbildnis des Erasmus von Rotterdam, nach dem Leben gezeichnet von Holbein, in Holz geſchnitten wahrſcheinlich von Lützelburger. Genaue Kopie des ſehr ſeltenen Originals dieſes unnachahmlich geiſtreichen Blattes.

Natürlich waren die Humaniſten dieſer neueren Richtung der Geiſtlichkeit im höchſten Grade verhaßt. „Er iſt ein Poet, er ſpricht griechiſch, alſo ſteht es ſchlecht um ſein Chriſtentum", hieß es. Auch Philoſophen nannte man die Neuerer hämiſch; man wollte ſie nicht als gute Deutſche gelten laſſen, da ſie ja aus Welſchland ihre verderblichen Lehren geholt hatten. Die Univerſitäten wehrten ſich, ſo lange und ſo gut ſie konnten, gegen das Eindringen des neuen Geiſtes, aber wenn ſie auch einige Humaniſten zum Weichen

Digitized by Google

ER·ROT
TERMINVS
Pallas Apellæam nuper mirata tabellam,
Hanc ait, æternum Bibliotheca colat.
Dædaleam monſtrat Muſis Holbeinnius artem,
Et ſummi Ingenii Magnus Erasmus opes.

Holbeins Holzſchnittbildnis des Erasmus von Rotterdam.
Titel der Frobenſchen Geſamtausgabe von Erasmus' Werken von 1540.

Überſetzung der Unterſchrift:

„Pallas bewunderte jüngſt das Apelläiſche Bildwerk,
Hieß es als ewige Zier hegen die Bibliothek.
Holbein zeigt dädaliſche Kunſt, und der große Erasmus
Zeiget den Muſen zugleich herrlichen Geiſtes Gewalt."

brachten, wie Konrad Celtes in Leipzig, es glückte ihnen doch nicht allenthalben, die studierende Jugend schloß sich erklärlicherweise den Neuerern an, gar bald änderte sich der Geist der Universitäten.

Aus der großen Schar der Humanisten müssen wir wenigstens drei Männer genauer betrachten. Den Reigen eröffnet der Niederländer Desiderius Erasmus von Rotterdam (1465—1536), der, wie kein andrer seiner Zeitgenossen, sich Geist und Form des klassischen Altertums zu eigen gemacht hatte. Er verfaßte Lehrbücher über Methode und Form, er gab alte Schriftsteller heraus — im Jahre 1516 erschien in Basel die erste von ihm besorgte Ausgabe des griechischen gedruckten Textes des neuen Testamentes — er übersetzte aus dem Griechischen, er zeigte überall den Geist seiner Beobachtung, der zugleich belehrt und ergötzt, aber seine Beliebtheit verdankte er der Tendenz, welche er verfolgte. Obgleich er sich gegen das Christentum, welches er vielmehr vorsichtig geschont wissen wollte, keineswegs feindlich oder gleichgültig verhielt, wie die meisten italienischen und viele deutsche Humanisten, richtete er seinen ganzen Spott gegen die herkömmlichen Formen, in denen sich geistliches und frommes Wesen bisher bewegt hatten. Das „Lob der Narrheit", welches noch zu Erasmus' Zeit siebenundzwanzig Auflagen erlebte, hat nicht wenig dazu beigetragen, die Opposition gegen das damals bestehende Kirchentum zu vermehren.

Holbeins Schlußzeichnung zu Erasmus' „Lob der Narrheit". (Die Narrheit steigt vom Katheder herunter.) Aus dem für Erasmus selbst illustrierten Exemplare, jetzt im Museum zu Basel.

Moria (die Narrheit), geboren auf den glückseligen Inseln, genährt von Trunkenheit und Ungezogenheit, schildert ihr weites Reich, zu dem alle Stände der Welt gehören. Am längsten verweilt sie bei den Geistlichen, die ihre Verdienste am wenigsten anerkennen wollen und ihr doch am meisten verpflichtet sind. Die Mönche, die Priester und die Bischöfe, ja den römischen Papst, der lediglich auf sein Vergnügen bedacht, die Apostel Peter und Paul für sein Amt sorgen lasse, greift Erasmus schonungslos an.

Neben Erasmus, welcher später die Fahne verließ, die er zuerst ruhmvoll vorangetragen, steht als der edle Heißsporn der Humanisten der fränkische Ritter Ulrich von Hutten (geb. 21. April 1488). In ihm vereinigt sich der ingrimmige Haß gegen die römische Mißwirtschaft mit glühender vaterländischer Begeisterung. Gelehrter, Dichter und Staatsmann zugleich, hat er sich ein höheres Ziel gesteckt; er kämpft ebenso für politische, wie für kirchliche Reform. Durch Wort und Schrift hat er noch weit unmittelbarer gewirkt und seine Ideen in weitere Kreise verbreitet, als der gelehrte Erasmus. Ein seltsamer Kontrast zwischen diesem kleinen blonden Mann, der schon bei dem Wort „Tod" erzitterte, und dem fränkischen Ritter, der trotz Krankheit, Not und Mißgeschick sein ganzes Leben der einmal gestellten Aufgabe opfert. Unverzagt schließt er seine Rechnung mit

Digitized by Google

irdischem Glück ab: „Ich hab's gewagt und will des Ends erwarten," aber wie eine schmetternde Fanfare, die zum Angriff ruft, tönt seine Mahnung hinein:

„Auf, Landsknecht gut und Reuters Mut!
Laßt Hutten nicht verderben."

Nicht geringere Verdienste, als Erasmus, erwarb sich Johann Reuchlin (1455 bis 1521), ein geborener Pforzheimer, wahrscheinlich der Sohn eines armen Boten. Stückweise hatte er sein umfangreiches Wissen erworben und sich zum vertrauten Rate des ersten Herzogs von Württemberg emporgeschwungen. Nur seine Nebenstunden konnte er gelehrten Studien zuwenden, aber sie wurden um so fruchtbringender, als er ein bisher wenig bebautes Feld bestellte. Denn neben der Fertigkeit im Griechischen und Lateinischen hatte er sich durch den Unterricht der Rabbinen eine tüchtige Kenntnis des Hebräischen verschafft. Mit berechtigtem Selbstgefühl durfte er nachmals seine Gegner darauf verweisen, daß er der erste Deutsche gewesen, der die hebräische Sprache grammatisch zu behandeln unternommen; schon im Jahre 1506 war seine hebräische Grammatik (rudimenta hebraica) erschienen. Sein Interesse an dieser Sprache war nicht allein ein philologisches oder theologisches, sondern auch ein mystisches an den Geheimnissen der Kabbala: in jedem Worte, in jedem Buchstaben des Alten Testamentes sah er Geheimnisse. Dennoch unterlag er diesem Hange nicht; Wahrheit und Aufrichtigkeit war der Inbegriff seines Wesens und Strebens.

Mit einer Art von Notwendigkeit mußte gerade dieser besonnene, würdevolle Mann, dem es keineswegs um gewaltsame Zerstörung der Kirchenlehre zu thun war, mit dem scholastisch-be-

Schlußstück einer Huttenschen Schrift mit dem Bilde und Wahlspruch des Ritters: („Ich hab's gewagt"). In der Umrahmung ist der siegreiche Kampf von Genien gegen Dämonen dargestellt.

schränkten Kirchentum in Streit geraten. Die gebräuchliche lateinische Bibelübersetzung, die „Vulgata", zählte eine Fülle von Irrtümern, die aus mangelhafter Sprachkenntnis hervorgegangen waren; an vielen Stellen seines Werkes über die hebräische Sprache berichtigte Reuchlin derartige Versehen. Allein auf diese Irrtümer waren kirchliche Lehrsätze gegründet, und so schien Reuchlin mit der Vulgata die Kirche selbst anzutasten; da er sich bei seinen Verbesserungen auf die Schriften der Juden berief, war es nicht schwer, sein Christentum zu verdächtigen. Dennoch hätte er vielleicht ungestört die Ruhe genießen können, nach der er sich sehnte, hätte ihn nicht plötzlich ein äußerer Anlaß zu einem ihm widerwärtigen Kampfe genötigt.

Ein getaufter Jude, namens Pfefferkorn, hatte im Jahr 1509 sich ein kaiserliches Dekret zu verschaffen gewußt, kraft dessen alle Bücher der Juden untersucht und, soweit sie Schmähungen gegen die christliche Religion enthielten, verbrannt werden sollten. Maximilian hielt es aber doch für ratsam, das Gutachten einer wissenschaftlichen Autorität einzuholen: Reuchlin, dazu aufgefordert, entschied zu ungunsten Pfefferkorns und der fanatischen Kölner Dominikaner, welche hinter diesem standen. Nach einem erbitterten Schriftenwechsel zwischen den streitenden Parteien kam es dahin, daß der Kölner Ketzermeister Jakob Hogstraten den Gelehrten nach Mainz citierte, wo er sich im Oktober 1513 vor einem Inquisitionsgericht wegen Ketzerei verantworten sollte. Aber die Zeit der Inquisition war in Deutschland längst vorbei; der Kurfürst hob die Versammlung noch im letzten Augenblick auf, im folgenden Jahr legte ein neues Gericht den Anklägern Reuchlins als Verleumdern ewiges Stillschweigen auf. Da aber die verfolgende Rechtgläubigkeit ihr Spiel noch nicht verloren gab und sich nach Rom wandte, unterstützt durch die Gutachten mehrerer Universitäten, entbrannte nach jenem ersten Siege der Kampf erst recht heiß. Alle „Reuchlinisten" sammelten sich um ihren Meister und waren für ihn bei Kaiser und Papst thätig. Zwar erreichte man in Rom nur, daß der ärgerliche Handel niedergeschlagen wurde, aber auch das war schon ein bedeutender Erfolg. Hutten feierte den Sieger in seinem schwungvollen Gedicht „Reuchlins Triumph"; die Besiegten vollends zu vernichten, wurden die „Briefe der Dunkelmänner" veröffentlicht. Die Briefe der Dunkelmänner (Epistolae obscurorum virorum) erschienen im Jahr 1516 und entstanden in dem Kreise, zu dem Hutten und Reuchlin gehören; daher finden sich viele Anspielungen auf den Streit mit Pfefferkorn. Die von Reuchlins Freunden im Jahr 1514 veröffentlichten „Briefe berühmter Männer an J. Reuchlin" riefen vielleicht den Gedanken wach, in einem lustigen Seitenstück die Gegner tüchtig mitzunehmen. Der Hauptscherz besteht darin, daß die Dunkelmänner selbst die angeblichen Briefsteller sind und sowohl ihr barbarisches Latein, als auch ihre sonstige Unkenntnis und Verkehrtheit, ihre scholastische Beschränktheit, ihre moralischen Schwächen und ihre Wut gegen die Männer der Aufklärung bloßstellen und dem Spotte preisgeben. Durch scheinbar ernsthafte, schulmäßige Erörterung alberner, selbst unsauberer Streitfragen wird zudem das ganze Wesen der Scholastik lächerlich gemacht. In dem zweiten Teil, der 1517 unter Mitwirkung Ulrichs von Hutten erschien, finden sich neben dem Närrischen und Possenhaften auch sehr ernste Erörterungen.

Außer der theologischen und gelehrten Opposition gegen die Kirche war aber auch der satirische Volksgeist erwacht und nun doppelt bereit, der verlotterten Geistlichkeit zu Leibe zu gehen. Es war ein Zeichen der Zeit, daß zu Ausgang des XV. Jahrhunderts der „Reineke Fuchs", welcher nach allen Seiten die Hierarchie geißelt, in angemessener Bearbeitung neu erschien. Auch in dem „Narrenschiff" des Sebastian Brant (erschien 1494) wurde, wie den andern Ständen, ganz besonders der Geistlichkeit der Text gelesen. Noch schärfer griff der Franziskanermönch Thomas Murner in seiner „Schelmenzunft" (1508) den Mönchsstand in seiner scheinbaren Heiligkeit an. Zuweilen gelang es auch einem gelehrten Herrn, dem etwas derben Volkshumor und der Volksstimmung in lateinischer Sprache Ausdruck zu geben, wie dies

Digitized by Google

Heinrich Bebel, Professor der alten Litteratur zu Tübingen, in seinen „Facetien“ (im Jahr 1506) that.*)

Kurzum, nach keiner Richtung fehlte es an Zündstoff, den ein kleiner Funke in lodernde Flammen verwandeln konnte. Es war vorauszusehen, daß diese Flamme, verbreitet durch den Hauch nationaler Begeisterung, mit den üblichen Mitteln nicht zu bewältigen sein würde.

Was die sozialen Zustände innerhalb der deutschen Nation betrifft, so hatte sich zu Ausgang des XV. Jahrhunderts ganz besonders die Lage desjenigen Standes verschlechtert, dessen Blüte dem Mittelalter sein eigentümliches Gepräge aufgedrückt hatte. Entsprach Leben und Treiben des Ritterstandes auch schon längst nicht mehr der Stellung, welche er zur Hohenstaufenzeit eingenommen, so sah er sich nunmehr beinahe in seiner Existenz bedroht. Denn auf der einen Seite war er, zumal bei der allmählich gesteigerten Entwertung des Geldes, nicht mehr im stande, in äußerem Glanz mit den Stadtbürgern zu wetteifern; ja das Bestreben, im Aufwande es dem Patriziat gleichzuthun, stürzte ihn nur in größere Not und in Schulden. Auf der andern Seite sanken die Dienste, durch welche er sich dem Kaiser und den Fürsten nützlich und unentbehrlich gemacht hatte, im Werte, seit die Ausbildung der Feuerwaffen die Bedeutung der schweren geharnischten Reiterei erheblich gemindert und dem Fußvolk seine frühere Wichtigkeit wieder verschafft hatte. Soweit die Ritter unter Festhaltung ihrer alten Beschäftigung ehrlich durchkommen wollten, mußten sie mit dem neuen Soldatentum der Landsknechte rechnen und sich als glückliche Söldnerführer Reichtum, Ehre und Ansehen zu verschaffen suchen. Daher finden wir denn auch unter den Führern der Landsknechte gar manchen alten und edlen Namen vertreten, auch galt es nicht gerade als Schande, von der Pike auf zu dienen oder eine Offiziersstelle bei den „frommen Leuten“ zu bekleiden. Es scheint sogar, als habe Kaiser Maximilian, der sich zuerst deutscher Landsknechte zu seinen vielfachen Kriegen bediente, die Landsknechte zu einer adligen Brüderschaft, einem „Orden“, entwickeln wollen, ja im Jahr 1516 hat er selbst mit dem langen Spieße im ersten Gliede der Landsknechtsordnung gestanden.

Die Bedeutung des Fußsoldaten zeigte sich zuerst in den Hussitenkriegen, wo das böhmische Fußvolk durch geschickte Benutzung der mit Büchsen gespickten Wagenburg seine Siege errang, dann aber ganz besonders in den Burgunderkriegen der Schweizer gegen Karl den Kühnen. Beutelust war es hauptsächlich, welche die Söhne der Schweiz auch fernerhin zum „Reislaufen“ (die Reise = der Kriegszug) veranlaßte, und besonders Frankreich verstand es, die Geldgier und die Volkskraft der „freien Eidgenossen“ auszunutzen. Im Gegensatz zu den schweizerischen Fußknechten ist der Name der „Landsknechte“ (nicht Lanzknechte) entstanden; um die störrigen Niederländer zum Gehorsam zu zwingen, brachte Maximilian im Jahre 1487 aus den österreichischen Erblanden rüstige Land- und Stadtbewohner zusammen, bewaffnete sie mit Schwert und Spieß, stellte sie unter Befehl meist adliger Hauptleute und nannte sie Landsknechte. Um das Jahr 1490 kann die Landsknechtsverfassung als vollendet betrachtet werden: die Einzelheiten der Werbung, der Selbstverwaltung, der Rotteneinteilung u. a. sind den Schweizern entlehnt, andres ist der deutschen Organisation eigentümlich.

Sobald ein Kriegsherr eines Soldheeres bedurfte, beauftragte er einen berühmten Führer, „ein Regiment aufzurichten“, d. h. eine im Grunde republikanisch organisierte Kriegerzunft unter gewissen Bedingungen anzuwerben. Die Werbegelder erhielt der Oberst entweder bar, oder in Kreditbriefen, oder er schoß die erforderlichen Summen als Unternehmer vor. Zog der Name, so bedurfte er weniger des baren Geldes; der Oberst hatte das Recht die Offiziere, an erster Stelle seinen Vertreter, den Oberstlieutenant, zu

*) In seinem „Triumph der Venus“ sprach er offen aus: „Alle Ersparnisse der Reichen und der Armen frißt jetzt der sogenannte Ablaß: die Seligkeit liegt unter einem vollen Sacke begraben.“

Digitized by Google

ernennen. Waren die Hauptleute für die einzelnen „Fähnlein“ bestellt, so wurde die Werbetrommel gerührt; teils vom platten Lande, teils auch aus den Städten strömte genug kräftiges, abenteuerlustiges Volk zusammen. Aber, wenigstens in der ersten Zeit, war man wählerisch, die Knechte mußten mit vollständiger Rüstung, vor allem mit Schwert, Hellebarde oder (18 Fuß) langem Spieß, wohl auch mit Hakenbüchse nebst Zubehör versehen sein und ein Stück Geld im Beutel haben. Demnach war diese Truppe kein Gesindel, sie bestand der Mehrzahl nach aus „frommen“, d. h. redlichen, zuverlässigen Gesellen, die freilich diesen Ehrennamen noch beibehielten, als das Landsknechtswesen längst entartet war. Auch muntere Soldatenlieder konnten in diesem Kreise ganz wohl aufkommen. Nach dem „Zusammenlauf“ wurde Musterung gehalten, man organisierte die Fähnlein (zu 400 Mann). Man teilte die Landsknechte in zwei Klassen, die des ersten und zweiten „Blattes“, in „Spießträger“, welche sich mit dem einfachen Monatssold von vier Gulden begnügen mußten, und in „Doppelsöldner“, die, besser gerüstet, acht Gulden beanspruchen durften. Den Sold zahlte der „Pfennigmeister“, gewöhnlich vierteljährlich, doch hatten die frommen Leute bei besonderen Gelegenheiten einen Schlacht- oder Sturmsold zu erwarten. Über den Zweck des Feldzuges und die Rechte der Geworbenen verständigte sich der Oberst mit ihnen im „Ring“ (einer Versammlung) und las ihnen den „Artikelbrief“ vor. Nach einer Ansprache des Obersten erfolgte die Eidesleistung in die Hand des „Schultheißen“ und die Vorstellung der „hohen Ämter“, d. h. der Stabsoffiziere, nämlich des Oberstlieutenants, des Proviantmeisters, des Pfennigmeisters, des Quartiermeisters und des Profoß. Der letztere, öffentlicher Ankläger und Urteilsvollstrecker, war natürlich eine gefürchtete Persönlichkeit, suchte aber das Imposante seiner Stellung durch gemütliches, ja selbst burleskes Erscheinen zu mildern. Er war aber stets ein hochgeachteter Kriegsmann mit Hauptmannsrang und pflegte in einer Ansprache die Geworbenen mit seinen Befugnissen und ihren Pflichten bekannt zu machen. Er warnte sie vor Spielen, Balgen, Schelten, Vollsaufen, damit er sie nicht durch seine „Steckenknechte“ in Eisen legen oder sie gar dem „Freimann“ übergeben müsse. Der letztere (Scharfrichter) schritt im blutroten Wams einher, die rote Feder auf dem Hut und das breite Richtschwert an der Hüfte. Außerdem gab es noch einen „Brandmeister“ (im Hauptmannsrang), der mit den „Brandknechten“ das Sengen und Brennen systematisch betrieb, einen Waibel, welcher den Troß, namentlich der Weiber, Händler und Marketenderinnen zu beaufsichtigen hatte; ihm stand der „Rumormeister“ mit seinen Leuten zur Seite.

Profoß der Landsknechte.
Kupferstich von Franz Brunner vom Jahr 1559.

Nach Vorstellung dieser „hohen Ämter“ wurden dem Ringe die Namen der vom Obersten ernannten Hauptleute bekannt gemacht, sie erhielten zehnfachen Sold (40 Gulden) und legten sich bald, gleich dem Obersten, einen sogenannten „Staat“ bei, der aus Trabanten, Kaplan, Schreiber, Feldscher, Buben bestand. Der Hauptmann focht zu Fuß an der Spitze seines Fähnleins mit Streitaxt, Hellebarde oder Schwert. Sein Vertreter hatte den Namen von seiner Stellung: „Lieutenant“.

Nunmehr übergab der Oberst dem prächtig geschmückten Fähnrich die Fahne des Regimentes. Er mußte schwören, von seiner Fahne nicht zu lassen, nach Verlust der

Digitized by Google

Hände sie noch mit den Zähnen festzuhalten, in der letzten Not sich selbst hineinzuwickeln und Leib und Leben dabei und darin zu lassen. Unter seinem Befehl standen die bei jedem Fähnlein befindlichen „zwei Spiel", ein Trommler und ein Pfeifer; beim Angriff wurde „das Spiel gerührt", und zwar in fünf Absätzen, deren Aufeinanderfolge sich die Knechte — wohl erst seit dem Bauernkriege — durch die Worte einprägten: „Hüt' dich Bauer, ich komme!"

Dann wählten die Knechte aus ihrer Mitte den „Feldwaibel", der eine Zwischenstellung zwischen den Offizieren und der Mannschaft einnahm, die taktische Ausbildung besorgte, die Losung holte, die Wachen verteilte und dem „Malefizgerichte" beisaß. Der Feldwaibel ließ durch die Mannschaft den „Gemeinwaibel" ernennen, welcher die Gemeinen dem Hauptmann gegenüber vertrat, „Kraut und Lot" verteilte. Dieser erhielt Doppelsold, ebenso die Rottmeister, welche Rotten zu zehn Mann führten; dem Feldwaibel aber gestand man vierfachen Monatssold zu. Zuweilen, bei Irrungen mit den Hauptleuten, erscheinen auch noch gewählte Sprecher der Mannschaft, sogenannte „Ambassanten".

Die militärische Rechtspflege übte entweder das Schultheißengericht, d. h. ein Gericht aus zwölf Geschworenen, welches unter Vorsitz des Schultheißen zusammentrat, oder der Ring durch das Recht „der langen Spieße". Bei diesem Verfahren stießen die Fähnriche die Fahnen verkehrt in die Erde, bis durch Bestrafung des Missethäters die Ehre des Regiments wieder hergestellt war. Erfolgte die Verurteilung, so wurde der Schütze erschossen (arkebusiert), der Pikenier durch die Spießgasse einer dreifachen Reihe von Landsknechten gejagt.

Die Tracht der Landsknechte war von Anfang an ziemlich bunt, doch zweckentsprechend, artete aber bald in phantastischen Aufputz aus, und auch hier zeigte sich die größte Abenteuerlichkeit bei den Hosen. Was die Bewaffnung anbetrifft, so bestand die Hauptmasse aus Spießern; dazu kamen die Schwertfechter, die mit gewaltigen „Zweihändern" die Spieße des gegnerischen Haufens zerschlagen mußten und daher den Spießern voran gingen. Inmitten der Spießer gingen die „Rondartschiere" (mit Rundschilden und kurzen Degen) vor, die sich in die Lücken der feind-

Ein Fahnenschwenker der Landsknechte zu Anfang des XVI. Jahrhunderts.
Stich von Albrecht Dürer.

Digitized by Google

Ioh Theo de Brÿ

Landsknechtszug mit Troß um 1540.

Nach dem großen Holzſchnitt **Hans Sebald Behams** verkleinert in Kupfer geſtochen von **de Bry**.

Digitized by Google

Bildnis Georg Frundsbergs von Hans Holbein.
Original im königl. Muſeum zu Berlin.

lichen Maſſen eindrängen mußten. Neben den Leuten mit blanken Waffen ſtanden die Schützen, anfangs meiſt Armbruſtſchützen, dann Hakenſchützen, und zwar in immer zunehmender Zahl, je mehr man die Vorzüge der Feuerwaffen erkannte. Zu Karls V. Zeiten zählte man auf ein Fähnlein von 400 Mann nur 50 Hakenſchützen, ſeit der Mitte des XVI. Jahrhunderts übertrafen ſie an Zahl die Spießer.

Digitized by Google

Die Schlachthaufen, auf dem Marſche ziemlich regellos, formierten ſich erſt bei der Annäherung an den Feind. Dem Gros, dem „hellen Haufen“, zog der Vortrupp voran, der „verlorene Haufen“, ſo genannt, weil ſeine Mitglieder bei eiligem Rückzuge oft preisgegeben wurden. Die Front des hellen Haufens bildeten drei Glieder der beſtgerüſteten Spießer, dann folgte ein Glied Schwertfechter, in deren Mitte die drei erſten Fähnlein flatterten, weiterhin wechſelten Spießer mit Schwertfechtern, den Beſchluß machten ſtets drei bis fünf Glieder der kräftigſten Spießträger, um gewaltig nachzudrücken. Die Formation, welche faſt für unüberwindlich gehalten wurde, war die der „gevierten Ordnung“, d. h. man bildete Quadratkolonnen von verſchiedener Stärke (Haufen von 10 mal 10 bis 101 mal 101 Mann). Der Angriff ſolches Haufens war allerdings furchtbar, wenn er glückte, führte aber oft zur völligen Vernichtung, wenn er mißlang; blutig war das Zuſammentreffen ſolcher Landsknechtsheere aber unter allen Umſtänden. Beſondere Erwähnung verdient der „Fronsberger“, Georg von Frundsberg (geb. 1475 in Mindelheim). Er erwarb ſich ſeine Sporen im ſchwäbiſchen Bundesheere beim Zuge gegen Albrecht IV. von Bayern-München (1492), kämpfte, 1504 von Maximilian zum Ritter geſchlagen, zuerſt in deſſen Kriegen in den Niederlanden und Italien, dann 1519 im Schwäbiſchen Bunde gegen Ulrich von Württemberg. Im Jahr 1525 errang er mit den deutſchen Landsknechten den Sieg von Pavia über Franz' I. Schweizer Soldknechte, ein Ereignis, das viele Landsknechtslieder triumphierend verkünden. Im folgenden Jahre führte er dem Kaiſer 12000 Mann zu, die er größtenteils aus eigenen Mitteln geworben. Eine Meuterei ſeiner Landsknechte veranlaßte einen Schlaganfall, der ihm die Teilnahme an den Kriegsereigniſſen verbot und ihm ein vorzeitiges Ende bereitete. Er ſtarb, verſchuldet, im Jahr 1528 in Mindelheim; von dem Leben ſeiner Söhne, die ſich auch als Landsknechtsführer auszeichneten, und von dem Kriegsweſen in der Reformationszeit gab Ad. Reißner 1572 eine anſchauliche Schilderung in ſeiner „Hiſtoria der Herren Georg und Kaſpar von Frundsberg“. Auch zu den Landsknechtsliedern hat der alte Frundsberg, der „Leutfreſſer“, beigeſteuert; ſo ſingt er von ſeinem treuen, oft mit Undank belohnten Thun:

Landsknechte nach Beendigung des Bauernkriegs.
1543 geſtochen von Hans Sebald Beham.
„Wo nun hinaus, der Krieg hat ein Loch.“

„Mein Fleiß und Müh'
Ich nie hab g'ſpart
Und allzeit g'wart'
Dem Herren mein
Zum Beſten ſein.
Mich geſchickt hab' drein:
Gnad, Gunſt verhofft;
Doch G'müt zu Hof
Verkehrt ſich oft.“

Diejenigen Ritter, welche keine Luſt oder keine Gelegenheit hatten, bei dem Landsknechtstum Geld und Glück zu erwerben, hatten oft keine andre Wahl, als die Landſtraße unſicher zu machen — man glaube ja nicht, daß lediglich Luſt am Raub den Adel ſo entſittlicht hätte. Wer vom adligen Weſen höher dachte, hielt ſich freilich von Räubereien weislich fern und ſuchte ſich mit dem Ertrage ſeiner Güter zu nähren. Wo dies geſchah, der Adlige alſo zum Rittergutsbeſitzer wurde, verſchlechterte ſich meiſt die Lage des Bauern, der zu größeren Geld- und Naturalleiſtungen gezwungen, womöglich aus ſeinem Beſitz verdrängt wurde. Verhältnismäßig klein iſt bis zur Reformation die Zahl derjenigen Adligen, welche ſich

Digitized by Google

dazu entschließen, durch gelehrte Studien ihr Glück zu begründen, um dann als landesfürstliche Räte Auskommen und Einfluß zu finden, später mehrt sich die Erkenntnis, daß auf diesem Felde dem Adel noch ein dankbares Arbeitsfeld vorbehalten sei.

Auch in den sozialen Verhältnissen der Städte und Bürger hatte sich seit dem vorigen Jahrhundert manches geändert.

Noch immer blühte der deutsche Handel. Im Norden, wo die Hansa in das sechzehnte Jahrhundert hinein ihrer Herrschaft ausübte, behaupteten sich Lübeck und Danzig an der Spitze des Weltverkehrs. Im Süden standen nach wie vor die Reichsstädte in Flor, welche aus dem Handel über die Alpen, namentlich mit Venedig, ihren Nutzen zogen. Dort hatten die Kaufleute von Köln, Straßburg, Nürnberg, Augsburg und Lübeck ihre eigenen Comptoirs, und im Jahre 1484 veranschlagte man die Zolleinnahme für die nach Deutschland gehenden Waren auf 20000 Dukaten. Ja, im Jahr 1511 sollen die Deutschen allein im Januar zu Venedig für 140000 Dukaten Spezereien, Zucker und andre Waren angekauft haben. Der gesamte Verkehr Süddeutschlands konzentrierte sich in Frankfurt am Main; zur dortigen Messe strömten die Kaufleute aus allen europäischen Ländern zusammen, und König Franz I. nannte im Jahre 1519 Frankfurt die berühmteste Handelsstadt nicht allein von Deutschland, sondern von fast der ganzen Welt.

Allerdings änderte die Entdeckung von Amerika und die Auffindung des Seeweges nach Ostindien die Richtung des Welthandels, dessen Centralpunkt jetzt die Häfen der europäischen Westküste, insbesondere Lissabon, wurden. Aber so schwerfällig war der deutsche Kaufmannsgeist nicht, daß er sich nicht beeilt hätte, diesen Thatsachen Rechnung zu tragen. Die Hansa, wie die Oberdeutschen nahmen an den Entdeckungsfahrten der Portugiesen lebhaften Anteil, und schon im Jahre 1503 begründeten die Welser und andre deutsche Kaufleute eine Niederlassung in Lissabon und erwarben sich vom Könige Immanuel bedeutende Handelsprivilegien.

Aus dieser fortdauernden Beteiligung am Weltverkehr erwuchs nun freilich dem städtischen Wesen gar mancher Vorteil, aber er kam doch großenteils nur einzelnen, nicht der Nation zu gute. Überdies zeigte sich im Handelsstande und im Handel auch schon manches Ungesunde. Dahin gehörte die Steigerung des eigentlichen Geldhandels (Bankierwesens) und die Gründung der großen Handelsgesellschaften behufs Ausbeutung eines Handelsweges, eines Handelszweiges, zuletzt aller möglichen Handelsartikel. Was das erste betrifft, so hatte der Judenwucher im XV. Jahrhundert zu mannigfachen Austreibungen der verhaßten Bedrücker geführt, aber das Übel wurde dadurch nicht ausgetilgt, sondern, entgegen den Vorschriften der christlichen Kirche, nahmen christliche Wucherer das vorteilhafte Geschäft in die Hand und suchten durch bezahlte Gelehrte zu beweisen, daß dasselbe erlaubt sei. So erregte der bekannte Dr. Eck großes Ärgernis, als er im Jahre 1514 zu Ingolstadt die These verteidigte, Kaufleute könnten sich kontraktlich verpflichten, 5 % zu nehmen und zu geben. Mit Geld und Empfehlungsbriefen von seiten der Fugger versehen, ging Eck 1515 nach Bologna, wo die angesehensten Juristen seinen Ausführungen zustimmten. Aber noch größere Mißstände hatte die Stiftung der großen Handelsgesellschaften im Gefolge. War es an sich nicht verdammlich, wenn sich mehrere Kaufleute zusammenthaten, um den Import- und Exporthandel auf gemeinsamen Gewinn und Schaden nach Maßgabe ihres Einlagekapitals zu betreiben, so erhielten sie dadurch doch schon die Möglichkeit, die Preise der ausländischen Waren zu bestimmen. So weit diese Waren dem Luxus dienten oder doch entbehrlich waren, hätte sich dieser Zustand ertragen lassen: aber, in dem Wunsch, mit den so erworbenen Kapitalien sich neuen Nutzen zu schaffen und dieselben nicht unverzinst zu lassen, wandten sich die Handelsgesellschaften auf alle Gebiete des Verkehrsleben, kauften den Wein und die Feldfrüchte auf und trieben mit den notwendigsten Lebensbedürfnissen einen unerträglichen Schacher. Wenn man das zu Ende des XV. und zu Anfang des XVI. Jahrhunderts wieder üppig emporwuchernde Raubrittertum brandmarkt, sollte man nicht vergessen, auch

Digitized by Google

Städtiſches Leben in Deutſchland in der erſten Hälfte des XVI. Jahrhunderts.

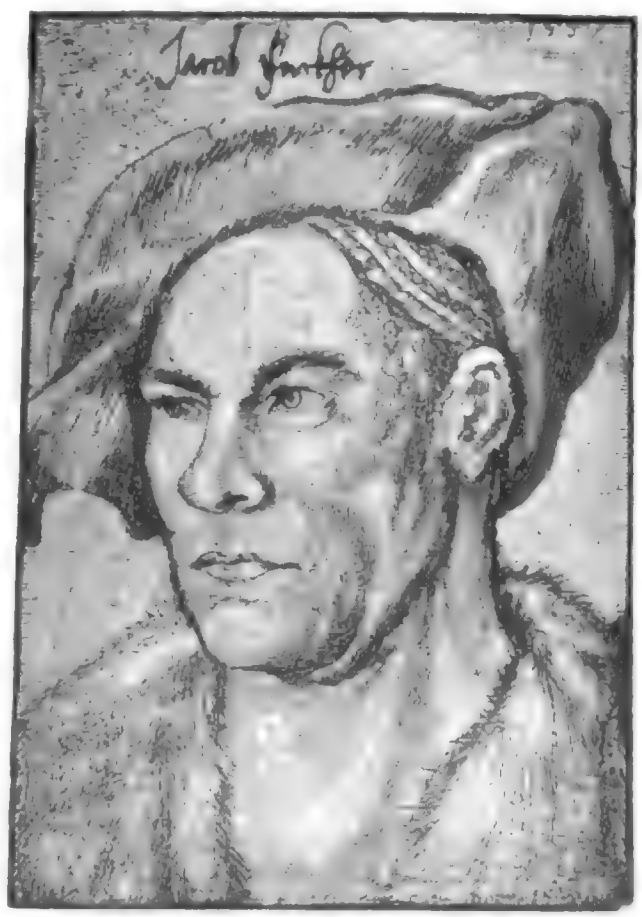
Vorn links ein Handelsherr rechnend (auf der Rechenmaſchine), mit einem Schreiber, daneben ein Holzbildhauer an einer Statue beſchäftigt. Vorn rechts ein Organiſt, dem ein Gehilfe die Bälge handhabt. Im Mittelgrunde an einem Tiſch ein Arzt und Aſtrologen, links daneben das Atelier eines Malers mit Farbenreiber. In der Perſpektive der Stadt Auslagen der Kaufleute, wovon die vorn als Laden eines Goldſchmiedes erkennbar. Holzſchnitt von Hans Sebald Beham aus ſeiner, unter den zwölf Tierkreisbildern das Leben der verſchiedenen Stände und Berufe ſchildernden Folge von Darſtellungen.

dieser städtischen Raubritter zu gedenken, welche der Nation das Blut aus den Adern sogen. Wucher und „Fürkauf" wird daher in den Beschwerden aller Wohlmeinenden stets zusammengenannt.

Die öffentliche Meinung verlangte natürlich, daß die Obrigkeit gegen dieses Unwesen einschreite, was schon 1512 von seiten des Kölner Reichstages geschah, dann auch von einigen Einzellandtagen. Dennoch wurde dadurch nicht viel erreicht, da die kaiserlichen Räte den reichlichen Bestechungen der großen Bankiers zugänglicher waren, als den Beschwerden des gedrückten armen Mannes. So kam es, daß in Württemberg der Preis des Kornes allmählich um 49 Prozent, der des Weines um 32 Prozent stieg; aber freilich hatte sich in diesen Jahren auch ein Augsburger mit einem Anlagekapital von 500 Gulden 24500 Gulden verdient und das Vermögen der Fugger in sieben Jahren um 13 Millionen Gulden gebessert! Begreiflich ist unter diesen Umständen, daß die Erbitterung im Volke immer mehr zunahm, und so heißt es in der in bäurischen Kreisen entstandenen Schrift „Teutscher Nation Notturfft" im elften Hauptartikel: „Alle Kaufmannshändel, so im ganzen römischen Reich teutscher Nation sind, werden fürgenommen und geändert gemeinem Nutz zu gute." Kein Kaufmann darf mit größerm Kapital als 10000 Gulden Handel treiben: sein überschüssiges Geld muß er zu 4 Prozent dem Rat ausantworten, der es zu 5 Prozent an „arme geschickte Gesellen" ausleiht, „die sich mit solchem Hauptgut wohl zu nähren wissen."

Zu den Handelshäusern, die unter Maximilian I. und Karl V. die hervorragendste Rolle spielen, gehören die Augsburger Fugger, die „Rothschilds" der Reformationszeit.

Das Haus der Fugger stammt von Johannes Fugger, einem Webermeister im Dorfe Graben bei Augsburg. Sein gleichnamiger ältester Sohn erlangte im Jahr 1370 das Bürgerrecht zu Augsburg und starb im Jahre 1409. Von seinen fünf Söhnen erhielt der eine, Andreas, bereits den Beinamen der Reiche; er war mit einer Adligen vermählt und der Stammvater der 1583 ausgestorbenen Linie vom Reh. Von seinem Bruder Jakob (gest. 1469) stammen die Fugger „von den Lilien", welche durch Handel und Bergbau den Grund zu dem Erblühen des Hauses legten. Seine Söhne, von Maximilian I. geadelt, erhielten die goldenen und blauen Lilien ins Wappen und trieben neben dem Bergbau die ausgedehntesten Bankiergeschäfte. Am bekanntesten von ihnen ist Jakob Fugger, kaiserlicher Rat und lateranensischer Pfalzgraf, derselbe, auf dessen Beihilfe Maximilian rechnete, als er durch Bestechung der Kardinäle Papst werden wollte. Er ist der Erbauer des Schlosses Fuggerau in Tirol, der Fuggerei und der Fugger Grabkapelle in Augsburg. Das ganze Vermögen Jakobs und seines Bruders Ulrich kam an die Söhne eines dritten Bruders Georg, welche bei Karl V.



Porträt Jakob Fuggers, Begründers der Fuggerschen Größe. Silberstiftzeichnung Hans Holbeins des älteren nach dem Leben, jetzt im Berliner Museum.

Digitized by Google

im höchsten Ansehen standen. Er nahm im Jahre 1530 während des Augsburger Reichstages bei ihnen Quartier, erhob sie zu Grafen und Bannerherren und verlieh ihnen fürstliche Rechte. Dafür unterstützten sie den Kaiser reichlich mit Geld, namentlich 1535 auf seinem Zuge nach Algier. Vom Grafen Anton wird jene grundlose Sage erzählt, daß er nach Karls Rückkehr auf einem Feuer von kostbarem Zimt die Schuldscheine des Kaisers verbrannt habe. Die Volksmeinung war den Fugger nicht günstig, da sie sich streng zur römischen Kirche hielten.

Vornehme Frau in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts.
Handzeichnung Hans Holbeins im Museum zu Basel.

Der Wohlstand, ja Reichtum, welchen der Handel gewährte, bewirkte in den Städten einen ausnehmenden Luxus in jeder Richtung. Natürlich äußerte er sich auch in der Kostbarkeit des Hausrates, aber doch vor allem in dem Aufwand, der mit Kleidern und Schmuck getrieben wurde. Die Kleider selbst waren von den kostbarsten Stoffen, Samt und Atlas; man prunkte mit langen Schleppen und mit der Mannigfaltigkeit der Kleider. Man hatte zierlich gefältelte seidene Hemden mit goldenen Borten, Mäntel und Röcke wurden mit dem kostbarsten Pelzwerk, mit Zobel und Hermelin besetzt. Dazu behängten sich die Frauen mit allerlei Zieraten. Besonders gefiel man sich in kostbarem Kopfschmuck — übrigens war der Gebrauch falschen Haares allgemein — besonderen Wert legte man auf künstlich gearbeitete Gürtel. Auch falsche Zähne, Schminke kamen zur Ver-

Digitized by Google

wendung. Die Mode war natürlich damals ſo veränderlich, wie heutzutage, und alle Thorheiten und Schwankungen derſelben wurden getreulich mitgemacht. Die reichen Kaufmannsſöhne wetteiferten mit dem weiblichen Geſchlecht in Modethorheiten. Das Pomadiſieren und Färben der Haare kam auf, ebenſo der Gebrauch von Parfüm (Roſenwaſſer und Balſam), ganz lächerlich waren die aus allen möglichen koſtbaren Lappen zuſammengeſetzten Hoſen, welche nach der Meinung dieſer Gecken beſonders geſchmackvoll waren. Am Tage ſtolzierten ſie auf den Straßen einher oder verthaten das Geld ihrer Väter in den Wirtshäuſern, bei Nacht ſuchten ſie ihre Freuden an noch weniger unſchuldigen Stätten. Auch mit der Moralität der Frauen ſah es in den großen Handelsſtädten, wie Wien und Nürnberg, wenig erfreulich aus.

Adlige Dame zu Pferd mit einem Hellebardier.
Koſtümblatt von Albrecht Dürer um 1520.

Der Aufwand, der bei Familienfeſtlichkeiten aller Art gemacht wurde, nahm trotz aller Verbote der Obrigkeit von Jahr zu Jahr zu. Er beſchränkte ſich nicht auf die vornehmen Familien, ſondern, wie in deren Kleiderprunk, ſuchte auch der Geringere es in koſtſpieligen Gaſtereien den beſſer Geſtellten gleich zu thun. Es kam wohl vor, daß ein Hochzeitvater an zweihundert Gäſte lud, ohne auch nur im geringſten die Mittel dazu zu beſitzen; reichten die üblichen Hochzeitsgeſchenke nicht zur Deckung der Koſten, ſo hatte das junge Ehepaar oft noch durch jahrelange Abzahlungen den thörichten Aufwand ſeines Ehrentages zu erſetzen.

Immerhin hatte die alte deutſche Ehrbarkeit aber einen feſteren Sitz beim Handwerkerſtande. Wenn zu irgend einer Zeit, waren zu Ausgang des XV. Jahrhunderts die deutſchen Handwerker in der ganzen Welt geachtet und geehrt. „Wenn jemand“, ſchreibt im Jahr 1484 der Ulmer Fabri, „ein vortreffliches Werk in Erz, Holz oder Stein geliefert haben will, ſo übergiebt er es einem Deutſchen.“ Aber ſelbſt in Gewerben, welche keinen beſonderen Kunſtſinn erforderten, waren die Deutſchen berühmt; ſo erfreuten ſich die deutſchen Bäcker ſolcher Anerkennung, daß Venedig nur durch ſolche den Schiffszwieback bereiten ließ, den es wieder an alle Seehandel treibenden Völker verkaufte. Daß die deutſchen Handwerker es ſo weit brachten, verdankten ſie nicht zum kleinſten Teil den Zunftverbänden, in denen ſie ſowohl an Arbeit überhaupt, wie an kunſtgerechten Betrieb gewöhnt wurden. Wie das Handwerk ſeinen goldenen Boden, ſo hatte die Arbeit ihre

Digitized by Google

Deutſches bürgerliches Wohnzimmer zu Anfang des XVI. Jahrhunderts. Stich Albrecht Dürers vom Jahr 1514.

Durch die Figur des heil. Hieronymus und ſeines Löwen legte der Künſtler ſeiner Darſtellung den Charakter eines Heiligenbildes bei, im übrigen vergegenwärtigt der Stich auf das getreueſte das Innere eines altdeutſchen Wohngemachs.

Digitized by Google

Ehre. Noch herrſchte die Überzeugung, daß die Arbeit eine geheiligte göttliche Satzung ſei, und dieſe Auffaſſung wurde dadurch unterſtützt, daß jede Zunft ihren beſonderen Schutzpatron hatte. Die Zünfte wahrten ſowohl die eigentliche Handwerksehre, als auch wachten ſie über die Moralität der Lehrlinge. Sie unterſtützten einander brüderlich als Genoſſen, ſorgten auch für deren Hinterbliebene. Indem jedem Zunftgenoſſen die Benutzung aller zünftiſchen Einrichtungen geſtattet war, ward dem einzelnen der Betrieb ſeines Geſchäftes weſentlich erleichtert.

Bürgerliche Kinder- und Wochenſtube in der erſten Hälfte des XVI. Jahrhunderts. Holzſchnitt von Joſt Ammann.

Trotz dieſer Vorzüge brachte das Zunftweſen aber auch Nachteile mit ſich, die entweder ſchon von Gleichzeitigen als ſolche erkannt wurden oder doch ihre verderblichen Wirkungen äußerten. So erſchwerten ſie noch immer die Aufnahme neuer Elemente, weil ſie die Konkurrenz auszuſchließen ſuchten, und wenn wir in der Zeit des Bauernkrieges finden, daß ſo viele kleine ſüddeutſche Städte ein bedeutendes Kontingent Unzufriedener ſtellen, ja ſich ſogar der Bewegung anſchließen, ſo hat das eben darin ſeinen Grund, daß die große Menge nichtprivilegierter (unzünftiger) Inſaſſen die Gelegenheit zum Sturz der Zunftherrſchaft benutzen will.

So heißt es in der 1438 erſchienenen, aber in den letzten Jahren vor dem Bauernkrieg wiederholt gedruckten (z. B. Straßburg 1520) Schrift „Reformation des Kaiſers Sigmund“: „Es iſt auch zu wiſſen, daß in den guten Städten, nämlich in den Reichsſtädten Zünfte ſind. Die ſind nun ſehr gewaltig worden, und muß man die Zunft gröblich kaufen. Sie machen Geſetze unter ſich, wie etwa die Städte gethan haben, ſie ordnen in vielen Städten den Rat ꝛc. Dies heißt in der Stadt „una parcialitas“ und iſt nicht eine rechte Gemeinſamkeit, wie ich euch ſagen will. . . . So hilft doch eine Zunft der andern, als ob ich ſpreche „Hilf mir, ſo helf ich Dir“ — damit iſt die Gemeinde dann betrogen.“ Demnach müßten die Zünfte abgethan werden; dann gäbe es „weder kalt noch warm“ und „ſei jedermann dem andern gleich.“

Da die Arbeit ihren Mann nährte, befanden sich auch neben den Zunftmeistern die Gesellen in behaglichen Verhältnissen, mußte doch auf mehreren Reichstagen auch gegen ihren Hang zum Luxus ein ernstliches Wort gesagt werden; freilich setzte der reichliche Verdienst auch die Gesellen gelegentlich in den Stand, zu wohlthätigen und frommen Stiftungen beizutragen.

Betrachtet man das städtische Leben des ausgehenden XV. und beginnenden XVI. Jahrhunderts im großen und ganzen, so hat es unleugbar den Anstrich des Behaglichen, einen Zug, den wir stets wiederfinden, wo die bildenden Künstler den Deutschen in seinem Heim, seiner Wohnung, darstellen.

Deutsche Bürgerfrauen in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts.
Holzschnitt von Jost Ammann.

Das Abbild eines wohnlichen, behaglich eingerichteten Studierzimmers gewährt uns Dürers Stich „der heilige Hieronymus" vom Jahr 1514. Durch die Figur des schreibenden Heiligen mit seinem Löwen und durch einen die Vergänglichkeit des Irdischen andeutenden Totenschädel ist die Darstellung zu einem Heiligenbilde gemacht, im übrigen hat es uns eine deutsche Stube von 1514 in einer Treue aufbewahrt, daß wir uns ein lebendiges Bild vom Heim eines deutschen Bürgers jener Zeit machen können. Das Licht fällt durch zwei Fenster mit runden grünen Scheiben hinein; der Heilige ist an einem kleinen Pult beschäftigt, das auf einem altväterisch gestalteten Eichentisch steht; auch ein Kruzifix und ein Tintenfaß befindet sich auf demselben. An der Rückwand bemerken wir die Sanduhr, auf einem Brette mehrere Leuchter, darunter, hinter einem Lederriemen, Briefschaften und eine Schere, daneben Rosenkranz und Bürste. Umherliegende Kissen auf den harten Bänken zeigen, daß der Sinn für gewisse Bequemlichkeit nicht fehlt. Auf der Bank liegen unter den tiefen Fensternischen Bücher, unter derselben steht die Truhe mit künstlichem Schloß, daneben dickſohlige Pantoffeln. Vom Deckbalken hernieder hängt als merkwürdiges Produkt des Hausgartens der mächtige getrocknete Kürbis. Neben dem Löwentier des Heiligen schläft behaglich das Hündchen des Hauses.

Digitized by Google

Eine deutsche Kinder- und Wochenstube ist uns in einem Holzschnitte Jost Ammanns aufbewahrt. In einem Himmelbette liegt die Wöchnerin, eine Dienerin reicht ihr die Suppe; im Vordergrunde badet eine Magd das kleine Neugeborene, eine zweite steht bereit, das Kind in das wärmende Tuch einzuhüllen, auch die Wiege ist gerüstet. Links vorn hockt ein Kind mit einer Puppe, ein Hündchen trägt einen Knochen davon, den es wahrscheinlich an einem Tische erbeutet hat, wo die helfenden Geister nach überstandener Mühe ihre Kräfte stärken; eine stattliche Matrone nimmt eben einen gewaltigen Zug aus dem Kruge.

Auch der Bauernstand befand sich offenbar in der beschriebenen Zeit in zum Teil erträglichen, zum Teil sogar behäbigen Verhältnissen. Freilich herrschte in den bäuerlichen Zuständen in den verschiedenen Gegenden Deutschlands große Mannigfaltigkeit, und da die Lage der Bauern und bäuerlichen Arbeiter wesentlich von lokalen Verhältnissen, selbst der Persönlichkeit der Herrschenden abhängig war, konnte es leicht kommen, daß in einem Gebiete die Bauern allen Grund zur Zufriedenheit hatten, während die nächsten Nachbarn schon über Härte oder offenkundige Bedrückungen klagen mußten. Freie Bauernhöfe bestanden noch in allen Teilen von Deutschland, namentlich da, wo der Adel zu keiner dominierenden Stellung gelangt war, aber allerdings überwog die Zahl derjenigen, welche zu einem Grundherrn, einem Adligen, Kloster oder Stift in einem Pacht- oder Zinsverhältnisse standen. Ein großer Teil der bäuerlichen Bevölkerung befand sich im Verband der Fronhöfe oder außerhalb derselben auf gesonderten Hufen. Die Hufhörigen waren nicht entfernt Leibeigene, allerdings an die Scholle gebunden, aber dafür wurden ihre Ländereien auch meist im Wege der Erbverleihung weiter gegeben; diese Erbverleihung sicherte einen ordentlichen seßhaften Bauernstand. Die Rechte und Pflichten der Hofhörigen waren meistenteils genau festgestellt: die Leistungen bestanden in Pachtgeldern, Naturallieferungen und persönlichen Diensten und Fronen. Eine besonders drückende Abgabe war bei einem Sterbefall das „Besthaupt", d. h. das beste Stück Vieh, das beste Kleid, mußte an den Grundherrn abgeliefert werden. Während des Frondienstes wurden die Leute vom Dienstherrn auskömmlich beköstigt. Viele Bestimmungen über die Erhebung der Zinse, über Bestrafung Säumiger, atmen einen erfreulichen Geist deutscher Milde. Die in Dörfern Angesessenen hatten auch die Mitbenutzung des Gemeindelandes, wofür zuweilen eine kleine Entschädigung gezahlt wurde.

Drei Bauern aus dem Anfang des XVI. Jahrhunderts.
Nach dem Leben gezeichnet und gestochen von Albrecht Dürer.

Digitized by Google

Demnach war die Lage der Bauern weder rechtlos noch gedrückt, ja die zahlreichen satirischen Ausfälle der Dichter auf die Großmannsucht der Bauern und die bezüglichen Darstellungen der Künstler beweisen, daß bei den reicheren Bauern neben dem Wohlstande auch ein gewisser Übermut Platz gegriffen hatte. Im Essen und Trinken ließen sie sich nichts abgehen, tranken gelegentlich besseren Wein als ihre Herren; aber auch in der Kleidung suchten sie es Patriziern und Adligen gleichzuthun, was begreiflicherweise die Aufmerksamkeit der Reichstage erregte. Auch die Tagelöhner, Knechte und Mägde der Bauern befanden sich in nicht schlechterer materieller Lage, als diese selbst, die Fleischkost war allgemein, und in Süddeutschland wurde selbst dem Tagelöhner nur ausnahmsweise der Wein verweigert. Kein Wunder, wenn sich unter diesen Umständen jung und alt bei Kirmessen und andern Festlichkeiten mit Spiel und Tanz einen vergnügten Tag machte. Aber ebenso erklärlich ist es, daß sich die Unzufriedenheit regte, wo weniger günstige Verhältnisse herrschten oder die bestehenden durch zufällige Ereignisse sich verschlechterten.

2. Luthers Jugendleben und erstes Auftreten bis zum Jahr 1519.

Nicht aus den Reihen der Humanisten, die zum Teil mit der Kirche, wie mit dem Christentum gebrochen hatten, nicht aus der Mitte der Theologen, die einen oder den andern Irrtum der römischen Kirchenlehre bekämpften, nicht aus den Kreisen, die mit volkstümlichem Spott die Übelstände der bestehenden Kirchenordnung anfeindeten, ist der Mann hervorgegangen, welcher die christliche Welt aus jahrhundertelanger Knechtschaft befreien, das Christentum wieder sich selbst zurückgeben sollte. Nicht eine neue, von Irrtümern und Mißbräuchen gereinigte Kirche wollte Martin Luther schaffen — mag er immerhin ein Reformator genannt werden — sondern die wahre und echte Kirche begründen, die in der bestehenden mangelhaft und unvollkommen verkörpert war. Darum steht er auf einem ganz andern Boden, als alle diejenigen, welche man wohl als „Reformatoren vor der Reformation" bezeichnet: von diesen, wie z. B. von Hus, ist Luther nicht sowohl nach den Erfolgen, sondern weit mehr nach dem Wesen seines Werkes verschieden. Die äußere Veranlassung zu seinem Auftreten gab mit Notwendigkeit eine Lehrmeinung der römisch-katholischen Kirche; innerlich aber hatte sich Luther von derselben bereits losgesagt, als er sich in den härtesten Gewissenskämpfen zu der Überzeugung durchgerungen hatte, daß die Aneignung der Erlösung lediglich in dem Glauben an das liege, was Gott für die Menschheit gethan, ihr verkündigt und ihr als Heil angeboten hat. Diese Lehre, welche den Inbegriff des Christentums ausmacht, sollte das Fundament auch der wahren Kirche sein: diese Glaubenserfahrung, die Luther an sich gemacht, wollte er als einzige und reine Heilswahrheit der christlichen Gemeinschaft einflößen. Darum steht Luther auch unter seinen Zeitgenossen und seinen Mitstreitern völlig eigenartig da,

Digitized by Google

Luthers Bildnis noch in der Tracht des Auguſtiners, vom Jahre 1520.

Holzſchnitt aus Lukas Cranachs Schule, verſchiedentlich in erſten Wittenberger Drucken früher Lutherſcher Schriften angewendet, dann auch vielfach als Einzeldruck, auch koloriert, verbreitet.

Digitized by Google

nur aus einer eingehenden Betrachtung seines Vorlebens kann diese Eigenart erfaßt werden und ist oft genug verkannt worden. Ein eigentümliches Geschick aber war es, daß aus einer stillen, engen Klosterzelle, von einem Mönche, der ausschließlich um sein Seelenheil kämpfte, ihm selber unbewußt die Bewegung ausging, die, aller Welt zum Frommen, endlich die wahre Kirche schuf.

„Ich bin eines Bauern Sohn; mein Vater, Großvater, Ahn sind rechte Bauern gewesen; darauf ist mein Vater gen Mansfeld gezogen und ein Berghauer worden, daher bin ich," sagt Luther in seinen Tischreden. Seine Vorfahren saßen in Möhra, einem Dorfe unweit von Eisenach und Salzungen. Sein Vater, Hans Luther, war wohl aus Dürftigkeit zur Übersiedelung in das Mansfeldsche veranlaßt worden; seine Mutter, Margarethe, war eine Bürgerstochter aus Eisenach. In Eisleben ward Martin Luther am 10. November 1483 geboren, sechs Monate später ließen sich seine Eltern in dem Städtchen Mansfeld nieder. Luther wurde von Vater und Mutter mit der damals üblichen Strenge erzogen; Schläge gab's oft um geringfügiger Dinge willen reichlich, und in der Schule zu Mansfeld, welche der Knabe früh besuchte, ging es förmlich barbarisch zu; ist doch der kleine Knabe an einem Morgen nicht weniger als fünfzehnmal „gestrichen" worden, sodaß es begreiflich erscheint, wenn Luther später noch äußerte: „die Schulen waren damals rechte Kerker und Höllen." Durch jene harte Behandlung kam Luther in die Richtung, die ihn nachmals ins Kloster geführt hat. Im Jahr 1497 schickte man den Knaben nach Magdeburg zu den Franziskanern in die Schule, „da man die Kinder wie Vögel im Vogelbauer hält und ihnen keine Ergötzung gönnt." Auch äußerst dürftig ging es hier zu. Eine bessere Zeit brach für ihn in Eisenach an, wo er freilich auch „Parteken sammelte", d. h. für ein Almosen nebst andern Schülern vor fremden Thüren sang, aber an der Frau Cotta eine edelmütige Gönnerin fand. Da er treffliche Anlagen für die Musik hatte, ließ ihn Frau Cotta im Flötenspiel unterrichten, auch die Laute spielte er, und in der Schule eignete er sich die Elemente der Tonkunst an. Die „edle Musika" hielt er denn auch sein lebelang hoch als die mächtigste Trösterin bekümmerter Seelen. In Eisenach lernte er auch die alte deutsche Volkssage, die Meistergesänge, den „Reineke Fuchs" kennen. Im Jahre 1501 verließ er diese liebe Heimstätte, um in Erfurt, einer der angesehensten Universitäten, zu studieren. Sein Vater, dessen Lage sich gebessert, hatte ihn zum Juristen bestimmt. Obwohl sein Universitätsleben jugendlicher Frische nicht ganz entbehrt, waren Schüchternheit und religiöser Ernst doch bei ihm vorwaltend. Seine hauptsächlichsten Lehrer waren Bartholomäus Arnoldi von Usingen und Jodokus Trutfetter († 1519), beide hervorragende Scholastiker, von denen der letztere den Studenten zugleich als ein sittlich-tüchtiger Charakter und als Muster aufrichtiger Frömmigkeit voranleuchtete.

Im Jahre 1505 erlangte Luther die Magisterwürde; schon wartete sein Vater, daß sich der Sohn durch juristische Studien eine glänzende Laufbahn erschließen würde, als dieser sich unvermutet dazu entschloß, in das Kloster zu gehen. Die Ursache dieses Entschlusses waren Gewissenszweifel: nach der Anschauung der Zeit war es nur im Kloster möglich, durch ein vollkommen heiliges Leben die Gnade des Himmels zu verdienen. Zwei äußere Veranlassungen aber brachten in Luther den Entschluß zur Reife. Sein Freund Alexius ward im Duell erstochen, er selbst, auf einem Spaziergange von einem heftigen Gewitter überfallen, that das Gelübde, Mönch zu werden, überwältigt von dem Gedanken, plötzlich und unvorbereitet vor seinem Richter erscheinen zu müssen. Nach herzlichem Abschied von seinen Freunden trat er im Jahre 1505 (wahrscheinlich am 16. Juli) in das Kloster der Augustiner-Eremiten zu Erfurt. Sein Vater, den er nicht befragt, zürnte ihm heftig und blieb zwei Jahre unversöhnt. Den inneren Frieden, den er ersehnte, fand er nicht, obwohl er die niedrigsten Arbeiten, die ihm die Mönche auferlegten, ohne Murren verrichtete und sich freiwillig aufs heftigste kasteite. „Ist je

Digitized by Google

ein Münch gen Himmel gekommen durch Müncherei, so wollt ich auch hineinkommen sein; das werden mir zeugen alle meine Klostergesellen." Auch nicht einmal das Studium der heiligen Schrift bewahrte ihn vor tiefster Niedergeschlagenheit, seine Beichtväter verstanden ihn nicht; sie kannten nur Thatsünden; was wußten sie von der Unruhe einer Seele, die nach vollkommener Reinheit vergebens ringt? Da traf zur rechten Zeit der Generalvikar des Ordens, der edle Johann von Staupitz, ein, der selbst zu den Ausläufern der mystischen Schule gehörte und Luthers Seelenstimmung, wiewohl nicht ohne Mühe, verstand. Teils durch seinen Zuspruch tröstete er den Gequälten, teils indem er ihn zum Studium der Mystiker und des heiligen Augustinus anleitete. Noch hatte Luther den inneren Frieden nicht gefunden, als er im Frühling des Jahres 1507 die Priesterweihe empfing. Noch stand er so sehr unter dem Banne seiner Zweifel, daß er am 2. Mai 1507, als er zum erstenmal seines Amtes walten sollte, beinahe vor Schluß des Gottesdienstes sich entfernt hätte. Auch machte es ihm schwere Bedenken, daß sein Vater, welcher zu der Feierlichkeit freilich erschienen war, sich mit dem neuen Stande unzufrieden bezeigte. Indessen stellte sich, als er nun mit etwas freierem Blick die göttlichen Offenbarungen, namentlich im Römerbriefe, überschaute, eine geläuterte, freudigere Stimmung bei ihm ein: die Erkenntnis, daß „der Gerechte seines Glaubens lebe", daß der reuige Sünder aus Gnaden selig und „gerecht werde ohne des Gesetzes Werke allein durch den Glauben", scheuchte die Selbstquälerei und Verzweiflung hinweg, die ihn in Christo nur den „Stockmeister und Henker" des Gerichts hatte erblicken lassen. Jetzt legte er die Kirchenväter und selbst den gepriesenen Augustinus beiseite: die Bibel wurde ihm mehr und mehr die einzig maßgebende Autorität. Freilich arbeitete er auch in der scholastischen Theologie rastlos weiter; er schloß sich der nominalistischen Schule an, welche, im Gegensatz zu den Realisten, lehrt, daß für die Hauptsätze des christlichen Glaubens die Vernunftbeweise nicht ausreichen, daß vielmehr die Kirchenlehre als Offenbarung angenommen werden muß.

Auf Veranlassung des wohlwollenden Staupitz entschloß sich Luther, wiewohl nicht ohne Widerstreben, im Jahre 1508 als Professor — zunächst der Philosophie — an die neue Hochschule zu gehen, welche Friedrich der Weise im Jahre 1502 zu Wittenberg gegründet hatte. In wenigen Jahren ward er der geachtetste Lehrer und Prediger. Im Jahr 1511 erhielt er den Auftrag, in einer — übrigens nicht bekannten — Ordensangelegenheit nach Rom zu gehen; er verband damit die Erfüllung eines in der Jugend übernommenen Gelübdes und reiste zu Fuß von Kloster zu Kloster. Mit andächtiger Begeisterung fiel er auf die Knie nieder, als er „das heilige Rom" vor sich liegen sah. Was er in der Stadt wahrnahm, mußte aber sein religiöses und patriotisches Gefühl aufs tiefste verletzen. Gewiß nahm er von Rom einen Stachel in seinem Innern mit, doch war er die nächsten Jahre noch weit entfernt, die geheiligte Autorität des Papstes anzutasten.

Von größter Bedeutung wurde es für Luther, daß er sich, kurz vor Ostern des Jahres 1512 von Rom zurückgekehrt, auf Drängen seines väterlichen Freundes Staupitz dazu entschloß, das Doktorat der Theologie zu erwerben, und sich damit vor die Pflicht der Auslegung der heiligen Schrift gestellt sah. So hielt er in den folgenden Jahren Vorlesungen über die Psalmen, über den Römer- und Galaterbrief, über die Briefe an die Hebräer und an Titus, und es konnte nicht ausbleiben, daß er jetzt seine in heißen Seelenkämpfen errungenen Glaubenserfahrungen auch nach außen wirksam werden ließ. Dazu kam, daß er im Jahre 1515 an Stelle des kränklichen Simon Heinse stellvertretender Stadtpfarrer von Wittenberg wurde, sich dem ihm anfangs nicht gerade zusagenden Amte bald mit vollster Hingebung widmete und nun

Digitized by Google

durch Predigt und Beichtſtuhl in viel ausgedehnterem Maße auch mit dem Volk in Berührung trat. So übte er in zweifacher Weiſe eine ſegensreiche Thätigkeit aus, als der Papſt ſelbſt das Unwetter entfeſſelte, welches die Kurie ihres reichſten Erntefeldes berauben ſollte.

1516 Die Ablaßpredigt war 1516 allenthalben im deutſchen Lande erſchollen: zur Reſtauration der Peterskirche brauchte Papſt Leo X., der kunſtliebende Mediceer, große Summen, die ihm Deutſchland liefern ſollte. War es ſchon an ſich ein Frevel, daß gewiſſe Arten dieſes Sündenerlaſſes ausdrücklich ohne Reue und Buße für Geld zu haben ſein ſollten, ſo waren die Umſtände, welche den Schacher begleiteten, ganz beſonders anſtößig. Dem Kurfürſten Albrecht von Mainz war in den Sprengeln Mainz und Magdeburg die Hälfte der Einnahmen zugeſagt, damit er das Handelshaus der Fugger befriedigen könne, welche ihm die Gebühren für das erzbiſchöfliche Pallium — 30000 Gulden — vorgeſchoſſen hatten. Fuggerſche Agenten zogen mit den Ablaßpredigern umher, um gleich an Ort und Stelle ihre 50 Prozent

Ablaßhandel.

Teil eines höchſt ſeltenen (weil angeblich durch den Rat der Stadt Baſel verboten geweſenen) Holzſchnittes von Hans Holbein. (Überall in der Kirche iſt das Wappen der Mediceer angebracht.)

einzuſtreichen. Wahrlich eine prachtvolle Illuſtration der Theorie, daß der Papſt aus dem Gnadenſchatze der Kirche die Vergebung der Sünden vermitteln könne!

Die Idee, welche dem Ablaß zu Grunde liegt, iſt die Vorſtellung, daß die Kirche eine Himmel und Erde, Lebendige und Tote gleichmäßig umfaſſende Gemeinſchaft bilde, in der die Verſchuldung des einzelnen durch die Verdienſte der Geſamtheit aufgehoben werden könne. Durch das Verdienſt Chriſti und der Heiligen ſei ein Schatz der guten Werke (thesaurus meritorum) angeſammelt, den die Kirche verwalte. Aus dieſem könnten dem Chriſten, der reuig dem die Schlüſſel des Himmels in göttlicher Vollmacht verwaltenden Prieſter ſeine Sünden gebeichtet und durch die Abſolution die Begnadigung

Ablaßbrief, datirt Nürnberg, den 24. März 1455, ausgestellt durch Johannes de Ytstein, der Theologie Doktor, Cisterzienserordens, für Friedrich Schulem, Priester der Sebalduskirche.

Das Original, auf Pergament gedruckt, (eins von den 23 erhaltenen Exemplaren aus Gutensbergs erster Druckerei) befindet sich auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig. (Die Initialen sind eingeschrieben.)

Das vorliegende Dokument verdankt seine Entstehung dem allgemeinen Ablaß, welchen Papst Nikolaus V. 1451 allen denen bewilligte, welche zur Unterstützung des Königreichs Cypern gegen die Türken beitragen würden. Der König von Cypern Johannes II. von Lusignan, sandte seinen Bevollmächtigten Paulinus Zapp (Chappe) zum Vertriebe dieses Ablaß nach Deutschland. Zapp vertrieb von Mainz aus seine Ablaßbriefe durch Unteragenten (zu denen also auch der Aussteller vorliegenden Exemplars, der Cisterzienser Joh. von Ytstein, gehörte) in ganz Deutschland.

Gutenbergs neue Erfindung eignete sich ganz vortrefflich zur massenhaften Anfertigung dieser Urkunden, indem man blos den Raum für den Ort, Tag und Namen des Käufers zur handschriftlichen Ausfüllung frei ließ. Nach dem 1. Mai 1455 verlor der Ablaß seine Gültigkeit und die Dokumente wurden werthlos, weshalb sie entweder fortgeworfen oder von den Buchbindern verbraucht wurden. Dennoch sind nach und nach aus Büchereinbänden, Registraturen ꝛc. 23 Exemplare dieser kostbaren Drucke aus Gutenbergs erster Zeit wieder ans Licht gekommen.

Uebersetzung des Ablaßbriefs.

Allen in Christo Getreuen, welche den gegenwärtigen Brief zu Gesicht bekommen werden, entbietet Paulinus Chappe, Rath, Gesandter und Generalverwalter des durchlauchtigsten Königs von Cypern in diesem Theile Gruß in dem Herrn. Da der heiligste in Christo Vater und Herr, unser Herr Nikolaus, durch die göttliche Vorsehung Papst, der fünfte, indem er mit der Bedrängniß des Königreichs Cypern Mitleiden, hat gegen die treulosesten Feinde des Kreuzes Christi, die Türken und Sarazenen unentgeldlich allen in Christo Getreuen, wo sie auch immer sein mögen, sie bei dem vergoßnen Blute unsers Herrn Jesu Christi gütig ermunternd, gestattet hat, welche innerhalb dreier Jahre, vom ersten Tage des Mai des Jahres des Herrn 1452 anzufangen, für die Vertheidigung des katholischen Glaubens und des vorgenannten Königreichs nach ihren Kräften mehr oder weniger, wie es sich mit ihren Gewissen zu vertragen scheinen wird, von den dazu eingesetzten Verwaltern oder Boten pflichtmäßig erbeten haben, daß geeignete geistliche oder weltliche, durch sie selbst zu wählende Beichtväter, nach Vernehmung derer Glaubensbekenntnisse, für begangene, auch dem apostolischen Stuhle vorbehaltene Ausschreitungen, Beschuldigungen und Vergehen, wie schwer sie auch immer sein mögen, nur für einmal eine schuldige Vergebung zu verhängen und eine heilsame Reue aufzuerlegen, nicht minder, wenn sie demüthig darum bitten würden, sie selbst von jeden Urtheilen, Strafen der Exkommunikationen, Suspensionen und des Interdiktes und andern kirchlichen Strafen, vom Rechte oder vom Menschen ausgesprochen, mit denen sie vielleicht behaftet, freizusprechen und nach auferlegter, gemäß dem Grade der Schuld heilsamer Reue oder andern Dingen, welche von Rechtswegen aufzuerlegen sein werden, und denen, die wahrhaft bereut und bekannt haben, oder ihnen, wenn sie vielleicht wegen Verlustes der Sprache nicht bekennen könnten, die Zeichen der Buße vorhaltend, die vollständigste Vergebung aller ihrer Sünden, die sie mit dem Munde bekannt und im Herzen reuig gefühlt haben werden, und eine völlige Erlassung

Digitized by Google

einmal für das Leben und einmal für den Augenblick des Todes zufolger apostolischer Machtvollkommenheit einzuräumen die Kraft hätten, die nach geschehener Rechtfertigung, wenn sie am Leben blieben, oder durch ihre Erben, wenn sie dann stürben, jedoch erst nach eingeräumter Vergebung, während eines Jahres an jedem sechsten Tage oder an einem bestimmten andern Tage fasten sollen unter Vorschrift des gesetzmäßigen Hindernisses der Kirche nach der gewöhnlichen Beobachtung, wenn die auferlegte Reue, ein Gelübde oder sonst nichts im Wege steht, und die, wenn sie selbst in dem genannten Jahre oder in einem Theile desselben daran verhindert worden sind, im folgenden Jahre oder sonst sobald sie können fasten werden, und kann der dazu erwählte Beichtvater, wenn sie in irgend einem der Jahre oder in einem Theile derselben das erwähnte Fasten nicht bequem erfüllen könnten, es in andere Werke der Liebe verwandeln, die sie selbst auszuüben auch angehalten werden sollen, dafern sie nur nicht in Zuversicht auf eine derartige Erlassung zu sündigen sich vornehmen wollen, widrigenfalls die erwähnte Bewilligung, die sich auf die vollständige Erlassung für den Augenblick des Todes und die Erlassung, die sich auf die begangenen Sünden in Zuversicht, wie vorausgeschickt worden ist, bezieht, keine Kraft oder Bedeutung haben sollen, und weil der demüthige in Christo Friedrich Schulem, Priester des Altars in der Kirche des heiligen Sebaldus, gemäß der erwähnten Vergebung nach seinen Kräften pflichtmäßig es erbeten hat, so soll er sich verdienter Weise einer derartigen Vergebung erfreuen. Zur Bekräftigung der Wahrheit ist das dazu gehörige Siegel an dem gegenwärtigen Zeugnisse angehangen. Gegeben zu Nürnberg im Jahre des Herrn 1455, am vierundzwanzigsten Tage des Monats März.

Formel der vollständigsten Vergebung und Erlassung für das Leben.

Es möge sich Deiner erbarmen ꝛc. Unser Herr Jesus Christus durch seine heiligste und gütigste Barmherzigkeit möge Dir vergeben und kraft der Machtvollkommenheit seiner selbst und seiner glückseligen Apostel Petrus und Paulus, sowie kraft der mir übertragenen und Dir eingeräumten apostolischen Machtvollkommenheit, spreche ich Dich von allen Deinen reuig gefühlten, begangenen und in Vergessenheit gerathenen, auch von allen dem apostolischen Stuhle vorbehaltenen Unfällen Ausschreitungen, Beschuldigungen und Vergehen, wie schwer sie auch immer sein mögen, nicht minder von jeglichen Urtheilen, Strafen der Exkommunikationen, Suspensionen und des Interdiktes und andern kirchlichen Strafen, vom Rechte oder vom Menschen ausgesprochen, wenn Du in solche gerathen bist, frei, indem ich Dir die vollständigste Vergebung und Erlassung aller Deiner Sünden zu Theil werden lasse, insoweit die Schlüssel der heiligen Mutter Kirche in diesem Theile reichen. Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes Amen.

Formel der vollständigen Erlassung für den Augenblick des Todes.

Es möge sich Deiner erbarmen ꝛc. Unser Herr (wie oben). Ich spreche Dich von allen Deinen reuig gefühlten, begangenen und in Vergessenheit gerathenen Sünden frei, indem ich Dich in die Gemeinschaft der Gläubigen und in die Sakramente der Kirche wieder einsetze, Dir die Strafen des Fegefeuers, in welche Du wegen Vergehen und Beleidigungen gerathen bist, erlasse und Dir eine vollständige Vergebung aller Deiner Sünden ertheile, insoweit die Schlüssel der heiligen Mutter Kirche in diesem Theile reichen. Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes Amen.

Johannes von Ytstein, Doktor der heiligen Theologie, vom Orden der Cisterzienser, zu dem Vorgeschickten beauftragt.

Andreas In der Clingen, Notar, hat es unterschrieben.

Digitized by Google

image
not
available

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

vom ewigem Tod erlangt habe, für die zeitlichen Strafen, d. h. sowohl für die besonderen, vom Priester auferlegten Bußübungen, wie Fasten, Almosen und Gebete, Wallfahrten, als auch für die Züchtigungen im Fegfeuer — die Lehre vom Fegfeuer war erst neuerdings hinzugekommen, und der Ablaß von 1516 diente besonders auch zur Erlösung der Seelen der Verstorbenen im Fegfeuer — ein Ablaß gewährt werden gegen Entrichtung von Geld zu kirchlichen Zwecken. Führte diese Lehre mit ihrer wunderbaren Verquickung vom Erlaß der Sündenschuld und der zeitlichen Strafen ohnehin bei der urteilslosen Menge leicht zu der Anschauung, als könnte ohne weiteres die Sündenvergebung durch äußere Leistungen, ja durch Geld erworben werden, so war der Wortlaut des Ablaßbriefes, den der Dominikaner Johann Tetzel im Jahr 1517 in der Umgebung von Wittenberg verbreitete und der „völlige Vergebung aller Sünden" (plenaria remissio omnium peccatorum) verhieß, erst recht geeignet, solcher Anschauung Vorschub zu leisten.

Bald merkte Luther an seinen Gemeindegliedern den entsittlichenden Einfluß dieses Ablaßunwesens: seine Beichtkinder, die er zur Reue und Buße ermahnte, zeigten ihm stolz die Ablaßzettel, die sie sich vom nahen Zerbst oder Jüterbogk, wo Tetzel seine Ablaßkasten aufgethan, geholt hatten. Er war in tiefster Seele empört und fühlte sich verpflichtet, von der Kanzel aus gegen die verderbliche Ablaßpraxis des Dominikaners zu predigen, freilich ohne viel Erfolg. Tetzel antwortete mit Drohungen: da kündigte Luther eine akademische Disputation über den Ablaß an, indem er am 31. Oktober 1517 95 latei- 1517
nisch abgefaßte Thesen (Lehrsätze) an der Thür der Kirche zu Wittenberg anschlagen ließ. Es war durchaus das herkömmliche Verfahren, nach welchem gefeierte Universitätslehrer zur Erörterung schwieriger Probleme und unsicherer Punkte, deren es ja auch in der Ablaßlehre genug gab, etwaige Gegner einluden, und Luther dachte gar nicht daran, mit diesem Schritte etwa gegen Papst und Kirche zu Felde zu ziehen. Im Gegenteil heißt er den verbannt und „vermaledeiet", der gegen die Wahrheit des apostolischen Ablasses rede, dagegen freilich auch „gebenedeiet" den, der gegen die mutwilligen und frechen Reden der Ablaßprediger auftrete. Also nur den empörenden Mißbrauch wollte er bekämpfen, noch nicht die Lehre selbst. „Zwar finden sich in den Thesen Stellen, die Angriffe tödlicher Art auf die mittelalterliche Lehre vom Bußsakrament enthalten, aber sie werden noch gegengewogen durch andre, die den Bestand dieses Sakramentes als legal voraussetzen." Bei der ungeheuren Wichtigkeit der Thesen mögen einige besonders bezeichnende hier Platz finden.

1. Da unser Meister und Herr Jhesus Christus spricht: Thut Busse ꝛc., wil er, das das gantze leben seiner Gleubigen auff Erden eine stete und unauffhörliche Busse sol sein.
5. Der Bapst wil, noch kann nicht einige andre Pein erlassen, außerhalb derer, die er seines gefallens, oder laut der Canonum, das ist Bäpstlicher Satzungen, auffgeleget hat.
32. Die werden sampt iren Meistern zum Teuffel faren, die vermeinen, durch Ablasbriefe ihrer Seligkeit gewis zu sein.
35. Die leren unchristlich, die fürgeben, das die, so da Seelen aus dem Fegfeuer, oder Beichtbriefe wollen lösen, keiner Reu, noch leides bedürffen.
36. Ein jeder Christ, so ware Reu und leid hat über seinen Sünden, der hat völlige Vergebung von Pein und Schuld, die im auch one Ablasbriefe gehöret.

Digitized by Google

38. Doch ist des Bapsts vergebung und austeilung mit nichten zu verachten, denn, wie ich gesagt habe, ist seine Vergebung eine erklerung göttlicher Vergebung.
43. Man sol die Christen leren, das, wer dem Armen gibt, oder leihet dem Dürfftigen, besser thut, denn das er Ablas löfete.
50. Man sol die Christen leren, das der Bapst, so er wüste der ablasprediger schinderey, lieber wolte, das S. Peter Münster zu Pulver verbrandt würde, denn das es solt mit Haut, Fleisch und Bein seiner Schaffe erbauet werden.
62. Der rechte ware Schatz der Kirchen ist das heilige Evangelium der herrligkeit und gnaden Gottes.
79. Sagen, das das Kreuz, mit des Bapsts wapen herrlich aufgericht, vermöge so viel, als das Creuz Christi, ist eine Gottesleſterung.

Diese Thesen „liefen schier in 14 Tagen durch ganz Deutschland; denn alle Welt klagte über den Ablaß; und weil alle Bischöfe und Doktores stillschwiegen und niemand der Katze die Schellen anbinden wollte, ward der Luther ein Doktor gerühmt, daß doch einmal einer kommen wäre, der drein griffe." Freilich ernteten die kühnen Sätze neben jubelndem Beifall auch lebhaften Unwillen. Merkwürdig genug: Luther sandte die Thesen an den Erzbischof Albrecht, an den Bischof Skultetus ein — es erfolgte kein Verweis, der Bischof billigte sogar sein Verfahren gegen Tetzel. Auch der Landesfürst, Friedrich der Weise, ein frommer Mann im Sinne der römischen Kirche, schritt nicht ein, obwohl er die Bedeutung der Sache sofort geahnt haben mag.

Man erzählt, der Kurfürst habe in seinem Schlosse zu Schweiniz in der Nacht auf Allerheiligen im Traum den Mönch gesehen, wie er an der Schloßkapelle zu Wittenberg einige Sätze mit so starker Schrift anschrieb, daß man diese in Schweiniz lesen konnte. Die Feder wuchs und wuchs, reichte bis Rom, berührte die dreifache Krone des Papstes und machte sie wanken, — der Kurfürst streckte den Arm aus, sie zu halten — und erwachte.

Die nationale, die gelehrte Opposition stand für Luther ein; wer wahrhaft fromm war, mußte ihm recht geben; Tetzel, Konrad Wimpina zu Frankfurt a. O., Dr. Eck zu Ingolstadt erhoben die Anklage wider den Ketzer, der den Tod verdiene. Schon ließ sich auch aus Rom eine Stimme vernehmen. Der „Meister des heiligen Palastes", ein Dominikaner, Silvester Prierias, der schon in dem Streite Reuchlins eine unheilvolle Rolle gespielt, hielt ihm den heiligen Thomas von Aquino zu Trutz und Schutz entgegen. Luther sandte (Mai 1418) eine Rechtfertigungsschrift an Leo X.: an Thomas von Aquino wollte er nicht gebunden sein; noch berief er sich nicht auf die alleinige Autorität der heiligen Schrift, noch erklärte er sich sogar den päpstlichen Dekreten zu unterwerfen. Aber in Rom hatte man sich längst entschieden; es wurde zu seiner Aburteilung ein Gericht eingesetzt, von welchem derselbe Silvester Prierias ihm als der einzige Theologe gegenübergestellt wurde. Am 7. August erhielt Luther den Befehl, sich binnen sechzig Tagen in Rom zu verantworten. Da wandte er sich, seinen sicheren Untergang in Rom voraussehend, an seinen Landesherrn, der sich damals gerade in Augsburg aufhielt, auf dem letzten Reichstage Maximilians. Es war für Luther ein Glück, daß

Digitized by Google

einerseits Friedrich der Weise keineswegs gesonnen war, seinen berühmten Wittenberger Professor ohne weiteres aufzugeben, andrerseits sowohl Papst als Kaiser den höchsten Wert darauf legten, den einflußreichsten Kurfürsten des Reiches bei guter Stimmung zu erhalten. So wurde beschlossen, daß das Verhör vor der an den Augsburger Reichstag abgeordneten päpstlichen Gesandtschaft stattfinden sollte, und der Kardinallegat Thomas de Vio von Gaëta (Cajetanus) beauftragt, Luther dort vorzufordern, zu verhaften und ihm nach geleistetem Widerruf Verzeihung zu gewähren, andernfalls aber ihn mit dem Banne zu belegen und nach Rom zu liefern.

Ein hochwichtiger Moment nahte. Eine Opposition war entstanden, die noch unscheinbar aussah, aber an der Stimmung der Nation und in einem mächtigen Reichsfürsten einen starken Rückhalt fand. Wenn sich jetzt der Kaiser dazu herbeiließ, diese Regungen zu benutzen, so konnte er ein neues Zeitalter für Reich und Nation heraufführen. Allein Maximilian war gerade jetzt auf gutes Einvernehmen mit dem Papste angewiesen, ihm lagen, wie wir sahen, andre Dinge am Herzen. Luther erhielt indessen von ihm kaiserliches Geleit — erst nach seiner Ankunft in Augsburg — und stellte sich am 12., 13. und 14. Oktober dem Kardinal. Cajetan verlangte einen Widerruf, mit dem Luther 1517
seine ganze Grundlehre aufgegeben haben würde; der Kardinal war über die Belesenheit und Tiefe des deutschen Mönches erstaunt, vor der Glut seiner Begeisterung empfand er ein Grauen; erzürnt rief er ihm zu: wolle Luther nicht widerrufen, so möge er sich nicht wieder vor ihm sehen lassen. (Seine Worte: Ego nolo amplius cum hac bestia loqui. Habet enim profundos oculos et mirabiles speculationes in capite suo, d. h. „ich will nicht weiter mit dieser Bestie reden; sie hat mir zu tiefe Augen und wunderliche Spekulationen im Kopfe.") Trotz des kaiserlichen Geleites hielten Luthers Freunde ihn nicht mehr für sicher, und Luther selbst merkte, daß man „nach gewöhnlicher Cardinalischer Weiß mit ihm fahren wolt, mit Gewalt und nicht Rechte." Deshalb heftete er am 16. Oktober noch eine öffentliche Appellation an „vom schlecht unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Papst" (a papa non bene informato ad melius informandum) und entwich dann am 20. Oktober aus Augsburg, nachts, notdürftig bekleidet, durch ein kleines Pförtchen der Stadtmauer, in einem jähen Ritt von acht Stunden, nach dem er todmüde vom Pferde sank. Wohl machte Cajetan, als Luther am 31. Oktober wohlbehalten wieder in Wittenberg angelangt war, den Versuch, den Kurfürsten zur Auslieferung Luthers zu bewegen, aber Friedrich verweigerte dieselbe, gestützt auf ein Gutachten der Wittenberger Universität, welche an Luther keinerlei Ketzerei wahrgenommen haben wollte. Luther selbst aber that jetzt einen weiteren, entscheidenderen Schritt: da seine Berufung an den Papst wirkungslos geblieben, so appellierte er am 28. November an ein allgemeines Konzil.

In Rom war man mit dem Verfahren des Kardinals nicht ganz einverstanden, da er es mit dem Kurfürsten verdarb, welcher bei der vielbesprochenen

Digitized by Google

Frage der Kaiserwahl höchst wahrscheinlich den Ausschlag geben konnte. Man beschränkte sich daher darauf, eine päpstliche Bulle zu erlassen (9. November 1518), in welcher die Lehre vom Ablaß ausdrücklich bestätigt, Luthers Name aber nicht genannt wurde. Diesen zum Widerruf zu bewegen, wurde als päpstlicher Nuntius der Edelmann Karl von Miltitz entsendet, welcher als geborner Sachse, als geschickter Diplomat und als ein versöhnlicher Charakter zur Bei-
1519 legung des Streites höchst geeignet erschien. Vom 4. Januar 1519 an hatte Luther mit ihm in Altenburg mehrere Unterredungen, in denen er sich zum Stillschweigen erbot, falls seine Gegner sich ebenso verhalten wollten; doch bat er um Untersuchung seiner Sache. Den Widerruf lehnte er ab, richtete aber infolge der Unterredung ein neues Schreiben an den Papst (3. März 1519), in welchem er trotz aller demütigen Unterwürfigkeit im Ausdruck — den Papst selbst nannte er „einen Daniel unter den Löwen, eine Rose unter den Dornen, ein Lamm unter den Wölfen" — doch grundsätzlich seinen Anschauungen nichts vergab.

1520 Nach einem Brief des Kurfürsten vom Jahre 1520 dachte Luther damals daran, Sachsen zu verlassen; Miltitz habe dies aber verhindert aus Furcht, jener möge sich irgend wohin begeben (Paris ist gemeint), wo er sich freier bewegen könne, als in Deutschland.

Trotz des Versprechens, welches Luther zu Altenburg gegeben, hätte der Streit sich in dieser Phase schwerlich totschweigen lassen; daß er sehr bald, und in entscheidender Richtung, wieder aufgenommen wurde, hing mit einer Verabredung zusammen, die Luther und der ebenso ruhmbegierige, als streitsüchtige Dr. Eck schon in Augsburg getroffen hatten. Auf einer Disputation in Erfurt oder Leipzig sollte Eck mit dem Wittenberger Professor Dr. Karlstadt*) über dessen Lehre „Von der Unfähigkeit des natürlichen Menschen zum Guten" disputieren, eine Lehre, in der Luther mit Karlstadt übereinstimmte. Der gewandte Eck, neuer Triumphe sicher, veröffentlichte in den ersten Monaten des Jahres 1519 das Programm der Disputation, und Luther bemerkte mit Unwillen, daß 13 Artikel lediglich gegen seine Lehren gerichtet seien. Die eigentliche Absicht Ecks war, im Anschluß an die Ablaßlehre seinen Gegner dahin zu drängen, daß er die Autorität des Papstes angreife, was denn auch wirklich geschah. Jedenfalls fühlte sich Luther nun durch das Versprechen, das er Miltitz gegeben, nicht mehr gebunden und beschloß, an der Disputation persönlich teilzunehmen. Nicht ohne Bedenken — auch von kirchlicher Seite wurden solche laut — gab der dem Kirchenglauben streng ergebene Herzog Georg von Sachsen die Erlaubnis, daß die Disputation auf der Pleißenburg in Leipzig vor sich gehen dürfe.

*) Er hieß eigentlich Andreas Bodenstein, nannte sich aber nach seinem Geburtsort Karlstadt am Main (unterhalb Würzburg), ebenso wie Eck (eigentlich Johann Mayr), benannt nach dem Dorfe Eck in den Allgäuer Alpen.

Digitized by Google

Vor einer zahlreichen Zuhörerschaft nahm sie am 27. Juni ihren Anfang. Karlstadt, der zuerst in die Schranken trat, war in allen Äußerlichkeiten seinem Gegner nicht gewachsen: konnte auch der ganzen Sachlage nach von einem Siege des einen oder des andern nicht die Rede sein, so begann dieses Vorspiel doch die Zuhörer zu langweilen. Das ward anders, als am 4. Juli Luther sich mit seinem Gegner maß. Der Streit wandte sich sofort gegen die Lehre von dem Primat des Papstes: je lebhafter das Wortgefecht wurde, je mehr man nach Beweisen und Widerlegungen der Ausnahmestellung des römischen Bischofs suchte, desto klarer ward es Luther, daß er, sich selbst unbewußt, dahin gelangt war, in dem Primat des Papstes nur eine menschliche Institution zu erblicken. Gerade ein solches Eingeständnis wünschte Eck zu hören; aber Luther ging im Feuer des Kampfes noch weiter. Als man ihm vorhielt, daß seine Lehrmeinung mit den Ansichten der Ketzer Wiclif und Hus übereinstimme und zuletzt noch von den heiligen Konzilien, denen doch der heilige Geist innewohne, verdammt worden sei, wagte Luther die Behauptung, „unter den zu Konstanz verdammten Artikeln seien einige grundchristliche und evangelische". Das erregte allgemeines Erstaunen; Herzog Georg fuhr mit seinem Fluch „das walt' die Sucht!" dazwischen. Als Luther dann genötigt ward, einfach zu erklären, auch ein Konzil könne irren, sagte Eck: „Ehrwürdiger Vater, wenn Ihr das glaubt, seid Ihr mir wie ein Heide und Zöllner." Der weitere Verlauf der Disputation ist jenem ersten Hauptergebnis gegenüber ohne Belang: es war augenscheinlich, daß Luther die Autorität der römischen Kirche in Glaubenssachen nicht mehr anerkannte.

Die Folgen, welche die Disputation für Luthers eignen Glaubensstand hatte, waren unermeßlich. Er erkannte, daß die allgemeine Kirche keines sichtbaren Oberhauptes bedürfe, er verwarf die Lehre vom Fegefeuer, welcher er in Leipzig noch zugethan gewesen, er fand zu seinem Erstaunen, aber nicht zu seinem Schrecken, daß er, daß Staupitz wirklich in der paulinisch-augustinischen Rechtfertigungslehre eine husitische Doktrin vorgetragen.

Ein wahrhaft göttliches Geschick hatte ihm in dieser Zeit den rechten Mann an die Seite gestellt, Philipp Melanchthon. Den Geist dieses ebenso frommen, als gelehrten Theologen und Philologen hatte die Leipziger Disputation, bei der sich beide Parteien auf Lehrsätze der Kirchenväter beriefen, zu einer hochwichtigen Untersuchung angeregt. Er kam zu dem Resultate, man müsse die Schrift nicht nach den Kirchenvätern, sondern nach dem Sinne der h. Schrift verstehen. Diesen Grundsatz führte er im September 1519 dahin aus, daß ein katholischer Christ nichts anzunehmen verpflichtet sei, was nicht in der h. Schrift stehe. Demgemäß griff er gleichzeitig die Grundlehren der bestehenden Kirche, die Lehre von der Transsubstantiation und den sieben Sakramenten, an.

Philipp Melanchthon oder, wie er später den Namen schrieb, „Melanthon" (eigentlich Ph. Schwarzerd), war am 16. Februar 1497 zu Bretten, einer kleinen pfälzischen Stadt, die jetzt zum Großherzogtum Baden gehört, als Sohn eines nicht unbemittelten Waffenschmiedes geboren. Nach dem frühen Tod des Vaters ward er zu Pforzheim von seiner Großmutter, Reuchlins Schwester, erzogen und erhielt von Reuchlin selbst die bedeutendste Anregung. Ein frühreifes Talent, bezog er zwölfjährig im Herbst 1509 die Universität Heidelberg, wurde im Jahre 1514 zu Tübingen Magister und kam im Jahr 1518 als Professor der Philologie nach Wittenberg. Hier erwarb sich der jugendliche Universitätslehrer bald allgemeines Ansehen und allgemeine Beliebtheit. Gegenseitige Zuneigung führte zu einem innigen Freundschaftsbund zwischen ihm und Luther, den er

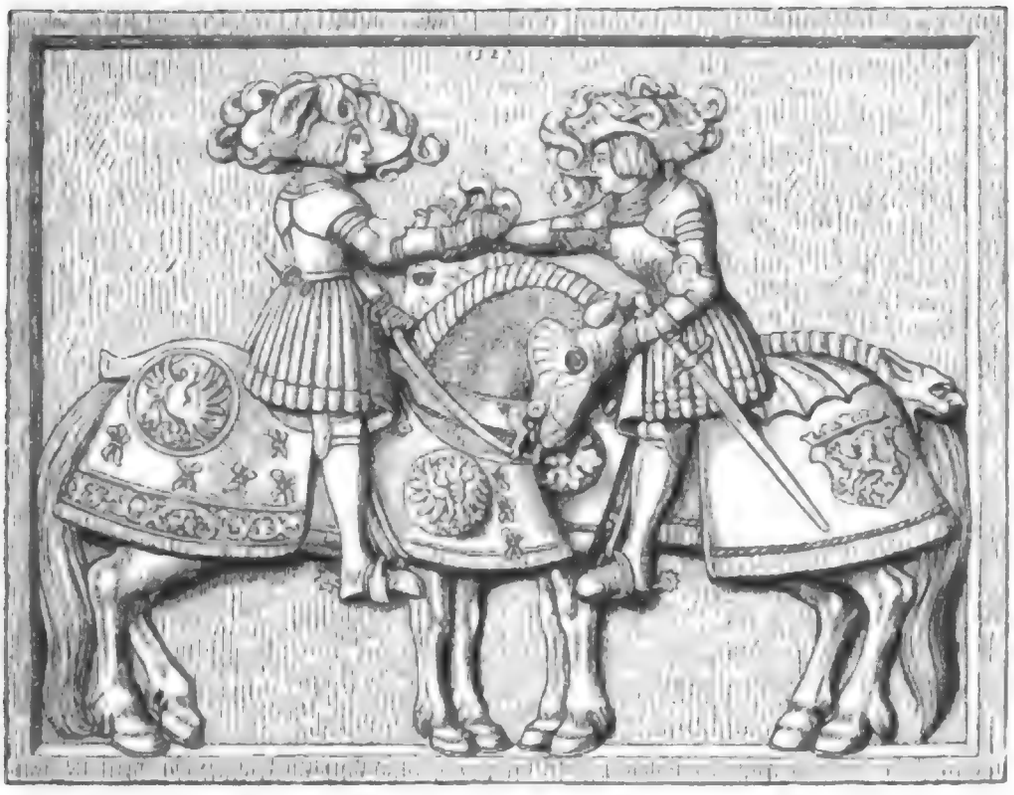
Digitized by Google

denn auch zur Leipziger Disputation begleitete. Das Verhältnis beider iſt wohl nicht unzutreffend mit einer Ehe verglichen, in welcher Luther das männliche, Melanchthon das weibliche Prinzip vertritt. Denn Melanchthon, freiſinnig und milde, zart und friedlich, konnte nur in Anlehnung an eine ſtärkere Natur eine wahrhaft fruchtbare Wirkſamkeit entwickeln. Andrerſeits erkannte auch Luther an, daß er des friedſam waltenden Freundes zur Ergänzung ſeines eigenen Weſens bedürfe. „Ich bin der grobe Waldrechter", ſagt er, „der Bahn machen muß, aber Magiſter Philipp fährt ſäuberlich daher, ſäet und begeußt mit Luſt."

Luther. Melanchthon.

Gruppe aus des jüngeren Lukas Cranach figurenreichem Gemälde: „Die Arbeiter im Weinberge des Herrn, welches auf der einen Seite Papſt, Biſchöfe und Mönche zerſtörend, auf der andern die Reformatoren hegend und pflegend darſtellt. In der hier abgebildeten Gruppe ſind Luther und Melanchthon leicht zu erkennen.

Digitized by Google



Karl V. und sein Bruder Ferdinand.

Relief in Kehlheimer Stein geschnitten, von Hans Dollinger, datiert von 1527. Im Privatbesitz zu Leipzig.

3. Die Wahl Karls V.

Um dieselbe Zeit, wo die Theologen sich zu Leipzig versammelten, beschäftigte die deutschen Fürsten zu Frankfurt eine noch wichtigere Angelegenheit; schwieriger als je zuvor, war im gegenwärtigen Augenblicke die Wahl eines geeigneten Nachfolgers für Maximilian I. Niemals haben sich die Wähler ihres bedeutsamen Amtes unwürdiger gezeigt, als bei dieser Gelegenheit. Nicht darin liegt der schwerste Vorwurf, daß sich, einen einzigen Fürsten ausgenommen, niemand unter ihnen bereit finden ließ, die höchste Würde der Christenheit zu übernehmen, auch nicht darin, daß man zuletzt den spanischen Karl erkor, sondern in dem elenden Intriguenspiel, in dem entwürdigenden Feilschen und Markten, das sich an die Wahlangelegenheit knüpfte. Es war ja an sich nicht unerhört und eine Folge der universalen Tendenzen des Kaisertums, daß auch der Papst und die auswärtigen Mächte in die Wahl eines deutschen Königs eingriffen, aber nie zuvor wurde der fremden Einmischung ein so weiter Spielraum gewährt, wie jetzt. Es war nicht ohne Beispiel, daß die Wahlfürsten durch persönliche Vorteile, durch Privilegien und Machterweiterung sich in ihrem Votum bestimmen ließen, aber mit der Schamlosigkeit, die man gegenüber den Bewerbungen eines Fremden, wie Franz' I. von Frankreich, bewies, war man in den traurigsten Zeiten, allein das Interregnum ausgenommen, nicht zu Werke gegangen. So widerwärtig

Digitized by Google

dieſe Vorgänge an ſich ſind, müſſen ſie doch ausführlicher geſchildert werden, weil der Gegenſatz zwiſchen dem ſiegreichen und dem geſchlagenen Hauptbewerber auf die nächſten Jahrzehnte unmittelbar einwirkt, mittelbar aber auf Jahrhunderte hinaus die europäiſche Politik beeinflußt.

Zum kleineren Teil hatte Maximilian die Unſicherheit der Situation mit verſchuldet, inſofern er früher einmal dem Könige von England die Nachfolge angetragen, auch dem jungen Könige Ludwig von Ungarn und Böhmen die deutſche Krone zugeſichert hatte. Regte ſich jetzt in beiden Fürſten der Gedanke, den Plan zu verwirklichen, ſo kommt das auf die Rechnung des verſtorbenen Kaiſers. Allein der eine war zu weit entfernt, der andre in ſeinem eigenen Lande nicht ſtark genug: ſie kamen beide für die Deutſchen nicht ſehr in Betracht; dieſe Bewerbungen wurden bald zurückgezogen. Auch hatte Maximilian in ſeinem letzten Regierungsjahr ganz offen für die Nachfolge ſeines Enkels Karl gewirkt und ſeine wahren Abſichten eingeſtanden.

Demgemäß konnten in Wirklichkeit nur die beiden Perſönlichkeiten in Frage kommen, zwiſchen denen man ſchon im Jahre 1518 geſchwankt hatte: Karl V. und Franz I. Oder aber ein deutſcher Fürſt mußte verſuchen, durch ſeine eigene Bewerbung die Wahl eines Fremden zu hintertreiben. Der Kurfürſt Friedrich von Sachſen, an deſſen Widerſtand alle Bemühungen Maximilians geſcheitert waren, konnte dieſe Rolle ſpielen, wenn es ihm genehm war. Er war nach keiner Seite gebunden, auch die franzöſiſche Politik hatte ihn nicht gewonnen, wie ſo viele andre deutſchen Fürſten. Leider aber war Friedrich viel zu weiſe, als daß er die undankbare Rolle des Kaiſers übernehmen, die bequeme Ruhe der kurfürſtlichen Stellung aufgeben, den Beſitz des ſächſiſchen Hauſes an die Wohlfahrt des Reiches hätte wagen wollen. Er handelte klug, aber nicht patriotiſch.

Um ſo größere Anſtrengungen machten Franz I. und Karl V. zum Erwerb der Krone, welche den deutſchen Kurfürſten ſo wenig begehrenswert erſchien. Der franzöſiſche König rechnete in erſter Linie auf die Unterſtützung des Papſtes, der ſich auch den Anſchein gab, als fördere er die Sache Franz' I. Thatſächlich aber war er keinem der beiden Kandidaten wohlgeſinnt; wer auch immer von ihnen zu ſeiner Krone noch das kaiſerliche Diadem gewann, mußte der Kurie furchtbar werden und das Emporkommen des mediceiſchen Hauſes, das Leo X. anſtrebte, verhindern. Indes war Karl in den Augen des Papſtes noch immer der weniger gefährliche: ihn wollte man allenfalls in den Beſitz der Krone gelangen laſſen, wenn er die Bedingungen Roms erfüllt haben würde. Um Karl dazu geneigt zu machen, wirkte man anſcheinend für Frankreich. Meiſterhaft verſchleierte Leo X. ſeine eigentlichen Abſichten; bindende Erklärungen, unzweideutige Verſprechungen gab er nach keiner Seite; man ſah mit Verwunderung den einen der päpſtlichen Legaten für Franz I. thätig, den andern für Karl. Indes die Gunſt oder Ungunſt des Papſtes gab nimmer den Ausſchlag; es galt vielmehr, die Kurfürſten zu gewinnen. Franz I. ordnete zu dieſem Zwecke eine glänzende Geſandtſchaft ab, an deren Spitze der Admiral Bonnivet ſtand. Die Geſandten hatten faſt unbedingte Vollmacht, namentlich in Bezug auf Geldbewilligungen; kam es doch darauf an, möglichſt

Digitized by Google

viele Kurstimmen zu erkaufen. Drei Millionen Kronthaler wollte Franz an seine Wahl wenden. Aber so richtig es war, auf die Habsucht der Kurfürsten zu spekulieren, in einem andern Punkt machte Franz einen verhängnisvollen Mißgriff. Seine Gesandten wurden angewiesen, Karl als einen unbedeutenden, unerfahrenen, kränklichen Mann ohne Energie darzustellen, ihren eigenen Herrn aber als einen machtvollen Herrscher, der in seinem Lande fast unbedingten Gehorsam genieße. Der letztere Umstand aber empfahl ihn den Kurfürsten keineswegs; je schwächer der Herrscher, desto besser für ihre Machtstellung: nichts hat Karl mehr genutzt, als die geflissentlich verbreitete Vorstellung von seiner geistigen Unbedeutendheit.

Zunächst waren die Umtriebe der Franzosen erfolgreich; der Pfälzer versprach seine Stimme, ohne freilich die Verhandlung mit dem Habsburger abzubrechen. Richard von Trier ließ sich zu einem Abkommen bewegen, wie Frankreich es wünschte. Köln lieh den Anträgen der Gesandten ein geneigtes Ohr. Nicht minder glückte es diesen bei Joachim I. von Brandenburg.

Joachim war ein ehrgeiziger Fürst, der am liebsten selbst Kaiser geworden wäre, und wir werden im letzten Moment seine Bewerbung auftauchen sehen. Seine Aussichten waren von Anfang an gering, daher wollte er aus seiner Wahlstimme neben einem bedeutenden Geldgewinn womöglich noch einen weiteren Vorteil herausschlagen, der seiner Eitelkeit schmeichelte. Von österreichischer Seite hatte man ihn vorher dadurch gewinnen wollen, daß man seinem Sohne Karls Schwester Katharina nebst einer reichen Ausstattung versprach: es war aber versäumt worden, die Sache zum Abschluß zu bringen, und Joachim setzte voraus, man wolle ihn betrügen. Nun boten ihm die französischen Gesandten für den Kurprinzen eine Prinzessin von königlichem Geblüt, Renata, die Tochter Ludwigs XII., nebst einer noch reicheren Aussteuer, als für die Erzherzogin gewährt werden sollte. Jetzt schraubte Joachim seine Ansprüche so hoch als möglich. Die erste Hälfte der Mitgift von 200000 goldenen Sonnenthalern sollte ihm am 1. Mai 1519 in Berlin, die zweite am Wahlorte gezahlt werden. Er bedang sich eine Jahrespension von 12000 Gulden aus, die für seine und des Kurprinzen Lebenszeit gelten sollte. Außerdem sollte ihn Franz sofort nach der Wahl zu seinem Statthalter in Deutschland machen; wäre aber die Wahl des Königs nicht durchzusetzen, so müsse dieser all seinen Einfluß zur Erhebung Joachims verwenden. Anfangs erschraken die französischen Unterhändler über die Höhe dieser Bedingungen; aber der König nahm sie im vollen Umfange an.

Joachims Bruder Albrecht, Kurfürst von Mainz, folgte diesem Beispiel. Die Franzosen verstanden sich dazu, ihm eine einmalige Gratifikation von 120000 Goldgulden, in zwei Raten zahlbar, und eine Pension von 10000 Gulden zu gewähren. Von seinen weiteren Forderungen bewilligten sie, was in ihrem Vermögen stand: im besonderen unterstützten sie das Gesuch des erst im Jahre 1518 zum Kardinal erhobenen Erzbischofs um Erteilung der Legatenwürde.

Obwohl nun die Mehrheit der Kurstimmen dem Franzosenkönige gesichert schien, war es für seine Sache äußerst nachteilig, daß Friedrich von Sachsen die Freiheit seiner Entschließung sich wahrte. Das Widerstreben des allgemein geachteten Fürsten bewirkte, daß die Nation der französischen Bewerbung abgeneigt war. Von den andern deutschen Fürsten trat namentlich Herzog

Digitized by Google

Heinrich von Braunschweig-Lüneburg in Frankreichs Sold. Dagegen glückte es nicht, den Führer der Reichsritter, Franz von Sickingen, in das französische Interesse zu ziehen.

Der rastlose Eifer der Franzosen schien der habsburgischen Partei einen bedeutenden Vorsprung abgewonnen zu haben. Für Karl war teils seine Tante Margarethe, teils Maximilian Zevenberghen, ein treuer Diener des verstorbenen Kaisers, thätig gewesen: nach der Ansicht des letzteren sollte den deutschen Fürsten insbesondere vorgehalten werden, die Wahl Franz' I. werde Deutschland in Sklaverei stürzen, auch sei es eine Schande, einem Fremden zum Throne zu verhelfen. Allein mit solchen Belehrungen war wenig gethan, und der habsburgischen Partei war es sehr nachteilig, daß die weite Entfernung den Verkehr mit dem in Spanien befindlichen Karl hemmte und hinderte. Man schloß sogar aus der Säumigkeit, mit welcher der spanische Hof die Wahlangelegenheit zu behandeln schien, König Karl sei an seiner Wahl wenig gelegen; ja Margarethe war so voreilig, ihm vorzuschlagen, er möge den Erzherzog Ferdinand als Thronbewerber auftreten lassen. Aber Karl, der die Krone als ein ihm von seinen Vorfahren vererbtes Gut betrachtete, nahm jenes Ansinnen sehr ungnädig auf. Er erklärte jetzt, zur Erhebung des heiligen Glaubens und zur Niederwerfung der Ungläubigen wolle er die römische Krone selbst erringen, es koste, was es wolle. Margarethe und Ferdinand mußten alles aufbieten, um Karl zu beschwichtigen.

Der erste Versuch, welchen man machte, die Kurfürsten im österreichischen Interesse zu bearbeiten, hatte keinen erheblichen Erfolg; überall hatten die Franzosen schon vorgearbeitet. In Trier und Köln wurden die österreichischen Agenten mit leeren Phrasen abgefertigt: „man werde sich betragen, wie man es vor Gott und seinem Gewissen verantworten könne; man werde auf den Nutzen des Reiches und der Christenheit Bedacht nehmen." Nur der Mainzer ließ sich für einen Augenblick umstimmen und mahnte seinen Bruder, das Wohl des Reiches zu bedenken. Aber Joachim gab ihm die verlorene Festigkeit wieder, und Albrecht schloß mit den Franzosen ab. Jedenfalls, um sich über die Wahlfrage zu besprechen, hielten die vier rheinischen Kurfürsten Ende März eine Versammlung in Wesel ab, wohin die Gesandten und Agenten der Parteien zusammenströmten, aber eine schriftliche Festsetzung über die Hauptfrage fand nicht statt. Man verständigte sich nur über ein gegenseitiges Schutzbündnis, das bis zu erfolgter Wahl dauern sollte. Übrigens war die Volksstimmung in den Rheingegenden im höchsten Maße franzosenfeindlich, und auch auf die Kurfürsten selbst machten die Prätensionen, mit denen die päpstlichen Gesandten für Franz I. eintraten, einen äußerst üblen Eindruck. Man verlangte im Namen Leos X., daß sich die Kurfürsten der Wahl des Königs von Neapel (Karls) enthielten, weil diese gegen eine Verfügung Clemens' IV. verstoßen würde. Gegen eine solche Beschränkung der Wahlfreiheit protestierten die Kurfürsten gemeinschaftlich, und es kam zwischen ihnen und den päpstlichen Gesandten zu scharfen Auseinandersetzungen. Auch Karl beschwerte sich in Rom über das Betragen des Legaten Cajetan und des Erzbischofs von Reggio, doch war ihm nicht unbekannt, daß jene scheinbare Parteinahme für Franz wenig mehr als eine Komödie war, durch welche man demselben einen Beweis päpstlicher Unterstützung geben wollte.

Digitized by Google

Gleichzeitig mit den diplomatischen Verhandlungen fanden auf beiden Seiten umfassende Kriegsrüstungen statt. Trotz der antifranzösischen Stimmung im Volke ließen sich nicht wenige Grafen und Herren zu Dienstverträgen bereit finden; vor allem aber rechneten die Franzosen auf den Herzog Ulrich von Württemberg, der aus den unsicheren Zuständen für sich Vorteil zu ziehen und sein Herzogtum mit französischer Hilfe zu behaupten hoffte. Namentlich durch Werbungen in der Schweiz brachte Ulrich ein ansehnliches Heer im Lager von Blaubeuren zusammen.

Herzog Ulrich von Württemberg, ein Fürst von rascher, heißblütiger Gemütsart, hatte es 1512 schon mit Maximilian verdorben, weil er bei der Erneuerung des Schwäbischen Bundes seinen Beitritt versagte. Dann war er in Streit mit seinen Ständen geraten, die ihm im Tübinger Vertrag (1514) die Anerkennung ihrer Privilegien abnötigten. Wieder brachte er den Kaiser und den Landesadel zugleich gegen sich auf, als er, aus Leidenschaft zu der schönen Frau seines Stallmeisters Hans von Hutten, diesen auf der Jagd ermordete und seine eigene Gemahlin Sabina, des Kaisers Nichte, zur

Ermordung des Hans von Hutten durch Herzog Ulrich von Württemberg.
Kolorierter Holzschnitt einer wahrscheinlich von Ulrich von Hutten verfaßten gedruckten Klagschrift gegen den Herzog. Wahrscheinlich einziges erhaltenes Exemplar in der Sammlung des Germanischen Museums zu Nürnberg.

Flucht veranlaßte. Da machte der Herzog seinen Ständen einige Zugeständnisse, die Stimmung des Landes schlug um, und namentlich der gemeine Mann trat für Ulrich ein, als der Kaiser ihn (September 1516) geächtet und sein Land einem Regimentsrat von zehn Mitgliedern überwiesen hatte. Die Ausführung der Acht unterblieb, Ulrich wütete gegen alle seine Widersacher und wurde auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1518 zum zweitenmal geächtet. Auf die Nachricht vom Tode Maximilians überfiel Ulrich die verhaßte Reichsstadt Reutlingen und regte dadurch den Schwäbischen Bund gegen sich auf. Dem Bundesheere zog bald auch Franz von Sickingen als kaiserlicher Feldhauptmann zu Hilfe; in seinem Gefolge war Ulrich von Hutten, erfüllt von Rachedurst gegen den Tyrannen.

Aber zum größten Nachteile der französischen Sache erklärten sich die Schweizer für die Ansprüche Karls — teils aus Besorgnis vor einem französischen Kaisertum, teils gewonnen durch die Geldversprechungen Zevenberghens; sie riefen daher ihre Landsleute aus dem Heere des Herzogs ab, der nun dem Heere des Schwäbischen Bundes weichen und sein Land wieder verlassen mußte.

Digitized by Google

Nichts schadete den Absichten des Königs Franz I. mehr, als das Bündnis mit dem unruhigen Württemberger: erklärten doch die Grafen und Herren am Rhein den vier Kurfürsten, sie würden den letzten Blutstropfen daransetzen, um Franz' Wahl zu verhindern. Karls Aussichten stiegen seit dem April des Jahres 1519 immer mehr; mit Mainz und Pfalz verständigte man sich, und wenn es auch nicht gelang, Trier und Brandenburg umzustimmen, so konnte man immer sicherer darauf rechnen, daß Friedrich der Weise sich schließlich für Karl entscheiden werde. Pfalz machte freilich abermals eine Schwenkung; beim Beginne des Juni rechneten die Franzosen mit Gewißheit auf Brandenburg, Trier und Böhmen, mit Wahrscheinlichkeit auf Köln und Pfalz.

Besondere Schwierigkeiten erweckte die Frage, wer bei der Minderjährigkeit des Königs Ludwigs II. von Ungarn und Böhmen die böhmische Kurstimme zu führen habe, die Stände dieses Königreiches oder der König Siegmund von Polen. Hier schien ein ergiebiges Feld für die Intriguen der beiden Thronbewerber zu sein. Zwar sprach das Recht unzweifelhaft für den Polenkönig; als sich aber die Wahlfürsten zu Frankfurt im Juni versammelt hatten, ließen sie sich, wohl durch österreichischen Einfluß, bewegen, für die Abgesandten der böhmischen Stände zu entscheiden, und Herr Ladislaus von Sternberg ward mit der Führung der Stimme beauftragt.

Vom 17. bis 27. Juni fanden zwischen den Kurfürsten Besprechungen statt. Es stellte sich heraus, daß Frankreichs Aussichten fast ganz verschwunden waren, selbst Pfalz und Trier ließen den König im Stich, Joachim von Brandenburg glaubte eher seine eigene Wahl, als die Franz' durchsetzen zu können. Noch einmal bestürmte man den Kurfürsten von Sachsen, sich wählen zu lassen; er ging mit sich, mit seinen Getreuen zu Rate und lehnte ab. Es blieb nichts übrig, als aus Mangel eines besseren den spanischen Habsburger
1519 zu erheben; schon am 27. Juni war ihm die Krone sicher. Am folgenden Tage ward Karl einstimmig gewählt. Die Kosten des Erfolges beliefen sich auf zwölf Millionen Thaler, und es ist einleuchtend, daß die deutschen Fürsten, welche sich ursprünglich von Frankreich hatten kaufen lassen wollen, kein besonderes Lob verdienen, weil sie sich nachmals mit geringeren pekuniären Vorteilen begnügten. Weit größeren Nutzen erhofften sie von der „Wahlkapitulation", welche die Bevollmächtigten des Neugewählten beschwören mußten.

Der Gedanke, sich von dem neuen Oberhaupt alle möglichen Vorteile zusichern zu lassen, war im Reiche längst herkömmlich; der Gedanke, die Gewalt des neuen Fürsten durch strenge Formen einzuschränken, war schon auf dem Reichstage von Augsburg zum Ausdruck gekommen und durch die universale Politik Maximilians erweckt worden. Einem Fürsten, dem seine ausländischen Besitzungen eine noch größere Machtfülle gewährten, mußten auch noch engere Grenzen gezogen werden, damit er Deutschland nicht für seine Privatzwecke oder seine Weltpolitik ausnutze und mißbrauche. Wenn die Kurfürsten auch in erster Linie lediglich für ihre eigenen Interessen sorgten, lagen solche Bestimmungen, wie sie die 34 Artikel der Wahlkapitulation enthielten, durchaus auch im Interesse des Reiches; der Fürst, dem die Wohlfahrt der Nation ebenso sehr am Herzen lag, wie die ständische Regierung, Friedrich der Weise, wird auch den vornehmsten Anteil an den Vorschlägen für eine neue Ordnung im Reiche genommen haben. Mit Recht wurde der König in den wichtigsten Angelegenheiten, hinsichtlich fremder Bündnisse, auswärtiger Kriege, an die Genehmigung der Kurfürsten gebunden, aber auch

Digitized by Google

keinen Reichstag, keine Reichsſteuer ſollte er ohne ihren Willen ausſchreiben. Er mußte ſich verpflichten, das Reichsregiment in ſeinem früheren Umfange wiederherzuſtellen, die deutſchen Beſchwerden gegen Rom zu vertreten. Er durfte Geſetze nur im Verein mit den Reichsſtänden ergehen laſſen, niemand ungehört in die Acht erklären, keine fremde Kriegsvölker ins Reich bringen.

So weitgehend alle dieſe Beſtimmungen waren, erhoben Karls Bevollmächtigte doch keinen Widerſpruch und unterzeichneten die Kapitulation, worauf am 3. Juli das Wahldekret ausgeſtellt wurde. Pfalzgraf Friedrich wurde nach Spanien geſandt, Karl die Glückwünſche der Wähler und die ehrfurchtsvolle Bitte zu übermitteln, daß er baldmöglichſt im Reiche erſcheinen möge.

König Franz verbiß ſeinen Ärger; er ſchrieb ſeinem Rivalen, „nach ihm ſelbſt ſei keiner auf der Welt, dem er die römiſche Krone lieber gönne, als Karl“. Auch der Papſt ließ es weder an einem feierlichen Dankgottesdienſt, noch an Glückwünſchen fehlen.

Dies war der Ausgang der folgenſchweren Wahl des Jahres 1519, welche 1519
die Stellung Deutſchlands vollſtändig veränderte. Karl V. konnte bei der Mannigfaltigkeit der Intereſſen ſeiner Reiche in keinem derſelben nationale Politik treiben, er mußte verſuchen, ſeine perſönliche Stellung allenthalben zu behaupten. Der deutſche Fürſtenſtand hatte in der Perſon des Kurfürſten von Sachſen auf ein nationales Königtum verzichtet; die Kurfürſten waren daran ſchuld, daß das Reich nunmehr im Schlepptau einer europäiſchen Großmacht hing, daß Deutſchlands Bedürfniſſe nur ſoweit berückſichtigt werden konnten, als es mit den Intereſſen des Geſamtherrſchers vereinbar erſchien. Niemals ſpäter iſt an Sachſen eine gleich ehrenvolle Aufgabe herangetreten, wie im Jahre 1519; niemand hat die Verſäumniſſe dieſes Jahres ſchwerer gebüßt, als das ſächſiſche Fürſtenhaus, und wenn für die Entſchließungen Friedrichs des Weiſen trotz ſeiner anſcheinenden Gleichgültigkeit die Ausſicht auf eine Verſchwägerung mit dem Kaiſer maßgebend geweſen ſein ſollte — ſein Neffe Johann Friedrich ſollte Karls Schweſter Katharina heiraten — ſah er ſich gar bald auf welſche Weiſe betrogen und mit einem Schimpf beladen, den er nicht verdient zu haben glaubte und zu rächen nicht vermochte.

4. Von der Wahl Karls V. bis zum Wormſer Reichstag. (1519—1521.)

Obwohl Karl V. die Notwendigkeit einſah, zur Sicherung ſeines Kaiſertums in Deutſchland zu erſcheinen und in Aachen die Krone des großen Karl zu empfangen, verzögerten die Zuſtände Spaniens die Ausführung ſeines Planes bis zum Mai des nächſten Jahres. In Deutſchland walteten inzwiſchen ſeine Kommiſſare, deren erſte Regierungshandlung gewaltſam genug war. Im Februar des Jahres 1520 übernahmen ſie die Verwaltung des Herzogtums 1520
Württemberg, das ihnen der Schwäbiſche Bund zur Erſtattung der Kriegskoſten überantwortete. Die Kurfürſten, welche ſich gedacht hatten, es würde

Digitized by Google

sofort ein Reichstag ausgeschrieben, das Reichsregiment bestellt werden, sahen sich getäuscht. Zwar wurde Karl V. nicht müde, den Kurfürsten von Sachsen seiner Dankbarkeit zu versichern, es lief sogar ein Schreiben ein, durch welches Friedrich zum Statthalter des Regiments ernannt ward, aber die kaiserlichen Kommissarien beriefen gar kein Regiment und behielten jene Ernennung für sich. Dennoch aber hatte Karls Abwesenheit und die angesehene Stellung, die Kurfürst Friedrich einnahm, die segensreiche Folge, daß Luthers Lehre unter dem Beifall der Nation sich ungehindert verbreiten und feste Wurzeln fassen konnte.

Während im Anfange des Jahres 1520 der feurige Ulrich von Hutten besonders vom nationalen Standpunkte aus gegen den Papst und die Kurie zu Felde zog, die Erinnerung an den großartigen Kampf gegen Gregor VII. zu erwecken versuchte, hatte sich Luther ziemlich still gehalten, nur etwa gegen die Ohrenbeichte und die Austeilung des Abendmahls unter einer Gestalt sich erklärt. Um so rühriger waren seine Gegner, insbesondere Dr. Eck. Obwohl in Luthers Sache auf dem Frankfurter Wahltage dem Erzbischof von Trier das Schiedsrichteramt übertragen war, veranlaßte er das unmittelbare Einschreiten des Papstes. Am 4. Juni 1520 ward die Bulle ausgefertigt, kraft welcher Luther binnen sechzig Tagen widerrufen oder als hartnäckiger Gegner durch den weltlichen Arm in die Gewalt des Papstes geliefert werden sollte. Siegfroh, mit dem neuen Titel eines päpstlichen Protonotars und Nuntius, erschien Dr. Eck nebst der Bannbulle in Deutschland. Sowie aber Luther von den Erfolgen seines Gegners hörte, ging er selbst zum Angriff vor. Und es ist bezeichnend, daß der Mönch, der in seiner weltabgeschiedenen Zelle bisher um den Lärm der politischen Ereignisse sich gar nicht gekümmert, dem aber doch infolge der zahllosen Äußerungen der Zustimmung zu seinem Vorgehen, wie der wunderbar schnellen Verbreitung seiner Schriften über Alldeutschland allmählich die Erkenntnis aufgehen mußte, daß er die große Masse der Nation, der Gebildeten zumal, hinter sich habe, sich jetzt zum erstenmal an die weltlichen Gewalten der Nation wendet, von denen er die künftige Freiheit der Kirche erhofft, nachdem die alten Institutionen derselben sich ihm versagt haben. Und schon stand er in Verbindung mit einem Stande, der damals mit aller Macht zum Kampf für die deutsche Freiheit sich erhob: hatte doch schon im Anfang des Jahres Franz von Sickingen durch Huttens Vermittlung ihm seinen Schutz anbieten lassen. An diesen Stand richtete er deshalb im August 1520 die erste seiner drei großen reformatorischen Hauptschriften: „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung", in der er das deutsche Nationalgefühl furchtbar aufregte; in wenigen Tagen waren viertausend Exemplare derselben verkauft.

In dieser Schrift wirft er zunächst die drei Mauern nieder, hinter welche die Romanisten sich verschanzt, die schriftwidrige Unterscheidung zwischen geistlichem und weltlichem Stand, das ausschließliche Recht des Papstes, die Schrift auszulegen, und dessen alleinige Macht, Konzilien zu berufen. Dann geißelt er in klaren, schneidenden, wuchtigen

Digitized by Google

Sätzen die Üppigkeit des römischen Hofes, insonderheit das weltliche und prächtige Daherfahren des Obersten in der Christenheit, der sich Christi Stellvertreter und Sankt Petrus' Nachfolger rühme, fordert er die Verminderung der Überzahl der Kardinäle, deren übergenug wäre an zwölf und jeder hätte des Jahres tausend Gulden Einkommen, heißt er vom Übel all das „Gewürm und Geschwürm in Rom"; von dem ganzen päpstlichen Hofe solle man höchstens den hundertsten Teil bestehen lassen, denn nur daher komme die unersättliche Habgier Roms, die erst Welschland ausgesogen habe und nun auch in Deutschland Fürsten, Adel, Städte, Stifter, Land und Leute an den Bettelstab bringe. Er schlägt „zu solchen greulichen Wesens Besserung" vor, daß der Papst verzichten solle auf seine angebliche Oberhoheit über den Kaiser, auf das Königreich zu Neapel und Sizilien, sowie auf die Außenlande des Erbes Petri, daß alle Annaten, Palliengelder und die unterschiedlichen Praktiken wider Stifter und Bistümer durch Fürsten, Adel und Städte oder durch kaiserliches Gesetz verboten werden, daß an Stelle der Jurisdiktion des Papstes eine deutsche oberste Kirchengewalt trete u. dgl. m. Allen Christen sprach er sodann ein Priestertum zu, verlangte freie Wahl eines Pfarrers (eines gelehrten und frommen Bürgers) von seiten der Gemeinde, dem Armenpfleger zur Seite ständen, Abschaffung des Gebots des Priestercölibats wie all der elenden Vigilien und Messen, die doch nur „so jämmerlich geschlappert werden", weder gelesen noch gebetet, Abschaffung der Wallfahrten gen Rom wie all der Indulte, Privilegien, Abläße, Gnaden und Vorteile, die „der Papst zu Rom verkauft auf seinem Schindanger". Ja selbst auf eine durchgreifende Reformation der Universitäten erstrecken sich seine Vorschläge, sowie auf Einrichtung von Schulen (selbst Mädchenschulen) in Stadt und Land.

Hatte Luther sich in dieser Schrift in erster Linie mit den verfassungsmäßigen Schäden der Kirche, der äußeren Gewalt und Stellung des Priestertums, befaßt, so wandte er sich dagegen in der zweiten, am 6. Oktober 1520 erschienenen Streitschrift gegen die Tyrannei, welche die Hierarchie auf die Seelen und Gewissen durch die Entstellung der wahren und Erfindung neuer Sakramente übte. Die Schrift, welche, in lateinischer Sprache abgefaßt, mehr an den Klerus und die Gebildeten sich wandte, bedeutete, indem sie die Grundlagen des mittelalterlichen Christentums bloßlegte, angriff und zerstörte, die endgültige Absage an Rom und die alte Kirche. Es ist das De captivitate Babylonica ecclesiae praeludium, d. h. das Lied „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche".

Von den sieben Sakramenten der alten Kirche scheidet er Firmelung, Priesterweihe, Ehe, letzte Ölung ohne weiteres aus, da sie der göttlichen Heilszusagen und Zeichen ermangelten und lediglich durch die Herrschgelüste der Kirche zu Sakramenten gestempelt seien. Nimmt er auch bezüglich der Buße noch eine vermittelnde Stellung ein, so deckt er doch unnachsichtlich die mit ihr, sowie mit den beiden eigentlich allein schriftgemäßen Sakramenten, Taufe und Abendmahl, verbundenen Mißbräuche auf, fordert beim Abendmahl den Kelch auch für die Laien, verwirft die Transsubstantiationslehre und das Meßopfer und zeigt, wie diese gewinnsüchtige Verdrehung der alten Sakramente noch mehr fast als die herrsüchtige Aufstellung neuer die ursprüngliche Freiheit des Christentums in Fesseln geschlagen, die Kirche in die babylonische Gefangenschaft geführt habe.

Mittlerweile hatte Eck bereits am 21. September die Bannbulle in Meißen angeschlagen, aber trotzdem ließ sich Luther noch durch Miltitz zu einem Verständigungsversuch bereden und sandte dem Papst nebst einer geeigneten Zuschrift (ebenfalls noch im Oktober) die schönste dieser drei Schriften zu, das lateinisch und deutsch abgefaßte, edle und erhabene Ruhe atmende Büchlein

Digitized by Google

„Von der Freiheit eines Christenmenschen", die den positiven Mittelpunkt der Heilslehre und des Heilslebens zusammenfaßt.

Durch vollkommenes Einswerden mit Christo, in welchem wir, mittels des Wortes durch den Glauben, fromm, gerecht und selig sind, ergiebt sich eine doppelte, scheinbar sich widersprechende Stellung eines Christenmenschen in der irdischen Welt: Freiheit desselben als eines über alles Äußere gestellten Königs und Priesters; Unterthänigkeit desselben, nämlich vollkommene Hingebung in Liebe gegen den Nächsten, und zwar, vermöge eben jener Freiheit, auch unter die äußeren Satzungen, wo die Rücksicht auf Schwächere es erfordert. Eben weil ein geistiger, innerlicher Mensch frei von aller äußeren Werkheiligkeit, aber infolge seiner gläubigen Gesinnung an den Dienst des Nächsten gebunden ist, so „machen gute, fromme Werke nimmermehr einen guten frommen Mann, sondern ein guter, frommer Mann machet gute, fromme Werke".

Wohl mußten sich im Süden Deutschlands die Bekenner der neuen Lehre vor Dr. Eck beugen, wie selbst Pirkheimer in Nürnberg; in Ingolstadt wurden Luthers Bücher versiegelt, in Mainz verbrannt. Aber das Feuer auf dem Herde der Bewegung ließ sich nicht dämpfen. Der Kurfürst Friedrich schützte Luther, die ganze Universität trat für ihren Helden ein. Nicht allein, daß Luther ungestraft die Bannbulle für untergeschoben, für lügnerisch erklären durfte, er bezeichnete den Papst öffentlich als den „Antichrist", falls er seinen Spruch nicht zurücknehme: ja, endlich, am

1520

10. Dezember 1520 wagte er das Äußerste, die Verbrennung der päpstlichen Bannbulle. Vor dem Elsterthore versammelte sich die akademische Jugend, ein Magister entzündete den Holzstoß. Dann trat der gewaltige Augustiner in der Kutte vor; er hatte die Bulle und die Dekretalen der Päpste in den Händen. Mit den Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so verzehre dich das ewige Feuer", warf er sie in die Flamme.

Holzschnittbildnis Karls V. aus dem Jahre 1521 von Albrecht Dürer (verkleinert).

Aus einer Flugschrift Ulrich von Huttens: „Concilia wie man die halten sol. Vnd von verleyhung geystlicher lehenpfründen. Antzoig damit, der Bapst, Cardinalen, vñ aller Curtisanen list, ursprung vñ handel bitz uff diss zeit."

Das Bild des Kaisers trägt die Überschrift:

O Carle, Keyser lobesan,
greiff du die sach zum ersten an,
Gott wurts mit dir on zweyfel han.

Während dieser letzte, gewaltsame Akt sich vorbereitete, war der sehnlichst erwartete Kaiser, dem alle mit Spannung, viele mit Hoffnung entgegensahen, in den Rheinlanden

Digitized by Google

eingetroffen. Er hatte unterwegs in Dover und Gravelingen mit Heinrich VIII. wichtige Beſprechungen gehabt; in Brüſſel luden ihn die Geſandten der Kurfürſten noch einmal zur Krönung ein. Am 22. Oktober hielt Karl ſeinen feierlichen Einzug in Aachen, am 23. erfolgte unter den üblichen Ceremonien die Krönung. Auf Grund eines päpſtlichen Breve nahm Karl drei Tage ſpäter auch den Titel eines erwählten römiſchen Kaiſers an. Inmitten des feſtlichen Gepränges bekamen die Deutſchen ihren Herrn zum erſtenmal zu ſehen. Das „junge edle Blut von Öſterreich" hatte wohl ein andres Ausſehen, als man gedacht. Eine zarte Geſtalt von mittlerer Größe, ein blaſſes bartloſes Geſicht, ruhige, anſcheinend teilnahmloſe Züge. Die körperliche Entwickelung war hinter ſeinem Alter zurückgeblieben, und er zählte erſt zwanzig Jahre! Wenigſtens nicht abſtoßend wirkte dieſe Perſönlichkeit; aber es kam nun alles darauf an, daß Karl die deutſche Art, die Bedürfniſſe der Nation verſtand und würdigte. Zum Unglück — bald ſollte es ſich zeigen — hatte der König keinen Begriff von dem Treiben des deutſchen Geiſtes; er verſtand weder unſre Sprache, noch unſre Gedanken.

Am 28. Januar 1521 eröffnete er ſeinen erſten Reichstag, zu Worms; 1521
hoffnungsreich lautete ſeine Verheißung, er gedenke mit Hilfe der Königreiche, großmächtigen Lande und Verbindungen, die ihm Gott verliehen, das Reich zu ſeiner alten Glorie wieder zu erheben. Zunächſt ſuchte er hier das im ganzen vorteilhafte Verhältnis zu befeſtigen, in welches er durch die Wahlereigniſſe zu den deutſchen Fürſten getreten war. Indem er die fünf öſterreichiſchen Herzogtümer, die ſchon Maximilian zu einem Königreiche hatte vereinigen wollen, ſeinem Bruder Ferdinand als das ihm gebührende Erbe überwies, begründete er eine zweite deutſche Linie des habsburgiſchen Geſchlechtes, der nachmals eine ſo bedeutungsvolle Rolle zufiel. In Worms aber drangen nun auch die Kurfürſten auf die Erfüllung der in der Wahlkapitulation enthaltenen Zuſagen, vor allem auf die Einrichtung des Reichsregimentes.

Man nahm den frühern Entwurf vom Jahr 1500 einfach wieder auf, verlangte aber, daß das Reichsregiment auch beſtehen ſolle, wenn der Kaiſer im Reich anweſend ſei. Obwohl Karl eine ſolche Inſtitution für eine Beeinträchtigung ſeines Anſehens, auch fremden Fürſten gegenüber, erklärte und einen Gegenentwurf vorlegte, erreichte er nur ganz geringfügige Änderungen und Zugeſtändniſſe. Zugleich organiſierte man das Kammergericht, das ganz in Verfall geraten war. Zu durchgreifenden Verbeſſerungen kam es nicht, ſo dringend nötig dieſelben geweſen wären. Für das Reichsregiment, wie für das Kammergericht war die Einteilung des Reiches in ſechs Kreiſe (Franken, Schwaben, Bayern, Oberrhein und Weſtfalen) maßgebend; auch übernahmen die Stände die Koſten für die Erhaltung beider Behörden. Zu einer Reform der Kriegsverfaſſung bezeugte niemand Neigung; Karl erhielt die Hilfe zum Römerzug, zu deren Forderung er berechtigt war, ſogar nur auf ein halbes Jahr bewilligt. Bei der Verteilung auf die einzelnen Reichsſtände legte man den Koſtnitzer Anſchlag zu Grunde; indem man hinſichtlich der Stellung der Reiterei den alten Anſchlag beibehielt und ihn in Bezug auf das Fußvolk größtenteils vervierfachte, entſtand die „Matrikel" von 1521, nach deren Beſtimmungen ſich das Reich jahrhundertelang bewaffnet hat.

Digitized by Google

Etwas Neues war mit diesen Einrichtungen, wie man sieht, nicht geschaffen: was geschah, kam lediglich den Fürsten zu gute, die Städte, die „armen Leut" gingen leer aus, obwohl in diesen Kreisen eine bedeutende Erregung herrschte. Es fragte sich, in welcher Weise der König die religiöse Volksstimmung berücksichtigen, auf kirchlichem Gebiete den Wünschen und Forderungen der Nation entgegenkommen würde. Die Sache Luthers war nicht zu umgehen; der Papst hatte am 3. Januar 1520 den unbedingten Bann, welcher herkömmlich die Reichsacht nach sich zog, gegen Luther und seine Anhänger ausgesprochen; die Reichsstände hatten trotz aller Einsprache des päpstlichen Legaten Aleander, der es unbegreiflich fand, daß man mit einem erklärten Ketzer noch weitere Umstände mache, es doch durchgesetzt, daß Luther wenigstens erst noch vorgeladen werden sollte, um zum Widerruf aufgefordert zu werden; am 26. März wurde er vom kaiserlichen Herold unter freiem Geleit nach Worms entboten.

Die Ansichten, welche der Kaiser und die Stände von der Sache Luthers hatten, gingen weit auseinander, da beide von verschiedenem Standpunkt aus urteilten. Karl bedurfte des Papstes sowohl für seine spanischen Angelegenheiten, als auch für den bevorstehenden Kampf mit Franz I. Wie tief Luthers Sache bereits eingewurzelt war, konnte er nicht ahnen; er hätte am liebsten die Acht gegen den ketzerischen Mönch ohne weiteres ausgesprochen. Für ihn gab es nur politische, keine national-deutschen Rücksichten. Was aber die Opposition gegen die weltlichen Übergriffe des Papstes betraf, wie sie in Luthers Schrift an den deutschen Adel so beredten Ausdruck gefunden, darin waren die Stände mit Luther einverstanden; nur soweit seine Lehre dem hergebrachten Glauben widersprach, wollten sie das kaiserliche Mandat genehmigen, falls kein Widerruf erfolgte. Geschah dies, so konnten die Stände ihn nicht fallen lassen; ja selbst in der unmittelbaren Nähe des Kaisers gab es eine Partei, die einen solchen Ausgang gern gesehen, eine Verurteilung Luthers vermieden hätte. Wie trefflich ließ sich nicht diese Opposition gegen den Papst verwerten! Der Beichtvater Karls, Glapio, bat Sickingen, der jetzt als einer der vornehmsten Beschützer Luthers galt, um seine Vermittlung, aber Luther lehnte die Einladung, zu einer Unterredung auf Sickingens nahe Ebernburg zu kommen, rundweg ab.

Es ist überflüssig, die Frage aufzuwerfen, welche Folgen es für die Nation und ihre Einheit gehabt hätte, wenn Luthers Angriff sich auf jenes erste Gebiet beschränkt hätte: ihn hatten ja keinerlei politische Erwägungen zu seinem Auftreten bestimmt, sondern gerade das Interesse des Glaubens und der reinen Lehre; längst war der Würfel gefallen; wer Luther einigermaßen kannte, war überzeugt, daß er nicht einen Schritt rückwärts weichen werde.

Man warnte Luther von befreundeter Seite, sich nicht dem Schicksal des Johann Hus auszusetzen; er soll geantwortet haben: „ich will hinein, und wenn so viel Teufel auf mich zielten, als Ziegel auf den Dächern sind." Allgemeines Aufsehen erregte er am 16. April bei seiner Ankunft in Worms, wie er daher-

Digitized by Google

fuhr in der Auguſtinerkutte, auf dem offenen Rollwagen, den ihm der Rat von Wittenberg zur Reiſe geliehen. Bei ſeiner erſten Vernehmung, am 17. April, 1521
trat er im Angeſicht der glänzenden Verſammlung nicht ohne Schüchternheit auf; er erbat ſich Bedenkzeit, als man ihn befragte, ob er ſeine Schriften, deren Titel verleſen wurden, verteidigen oder widerrufen wolle. Am folgenden Tage zeigte er ſeine ganze natürliche Feſtigkeit. Er lehnte jeden Widerruf ab; nur wenn er aus prophetiſchen und evangeliſchen Schriften widerlegt werde, ſo ſei er bereit, alle Irrtümer, deren man ihn überwieſen, zurückzunehmen. Als dann des „Reichs redner" ihn mit ſtrengen Worten bedeutete, daß er gar keine „bequeme" Antwort zu geben habe, da es ſich nicht gebühre, davon zu disputieren, das vorzeiten in den Konzilien verdammet und beſchloſſen wäre, daß er vielmehr „ein ſchlechte und unverwirrte antwort" geben ſolle, ob er widerrufen wolle oder nicht, ſo gab er dieſe „unſtöſſige und unpeyſſige" Antwort: „Es ſey denn, das ich durch getzeugnuß der ſchrifft uberwunden werd oder aber durch ſcheynlich (d. h. helle, klare) Urſachen — dann ich glaub wider dem Bapſt, noch den Concilien allein, weil es am tag iſt, das dieſelben zu mermaln geirrt und wider ſich ſelbs geredt haben — uberwunden werd. Ich bin uberwunden durch die ſchrifften, ſo von mir gefurt, und gefangen im gewiſſen an dem wort Gottes, derhalben ich nichts mag, noch wil widerruffen, weil wider das gewiſſen zu handeln beſchwerlich, unheilſam und ferlich (d. h. gefährlich) iſt. Ich kan nicht anderſt, hie ſtehe ich, Gott helff mir, Amen.*)"

Es iſt auffallend, welchen verſchiedenartigen Eindruck auf die Anweſenden die Haltung Luthers machte. Die Spanier fanden den Mönch aberwitzig; der Kaiſer rief: „Der ſoll mich nicht zum Ketzer machen." Dagegen waren die verſuchten Kriegshauptleute, wie Georg von Frundsberg, Herzog Erich von Braunſchweig über Luthers Unerſchrockenheit hoch erfreut; auch Friedrich von Sachſen war mit ſeinem Profeſſor zufrieden, der „ſo gut vor Kaiſer und Reich geſprochen." Auch in den Maſſen zeigte ſich lebhafte Teilnahme. In den kaiſerlichen Gemächern fand man einen Zettel mit den Worten: „Weh dem Lande, deſſen König ein Kind iſt!" Ein Anſchlag am Rathaus ſchien auf eine Erhebung der Ritter und Bauern zum Schutze Luthers hinzudeuten.

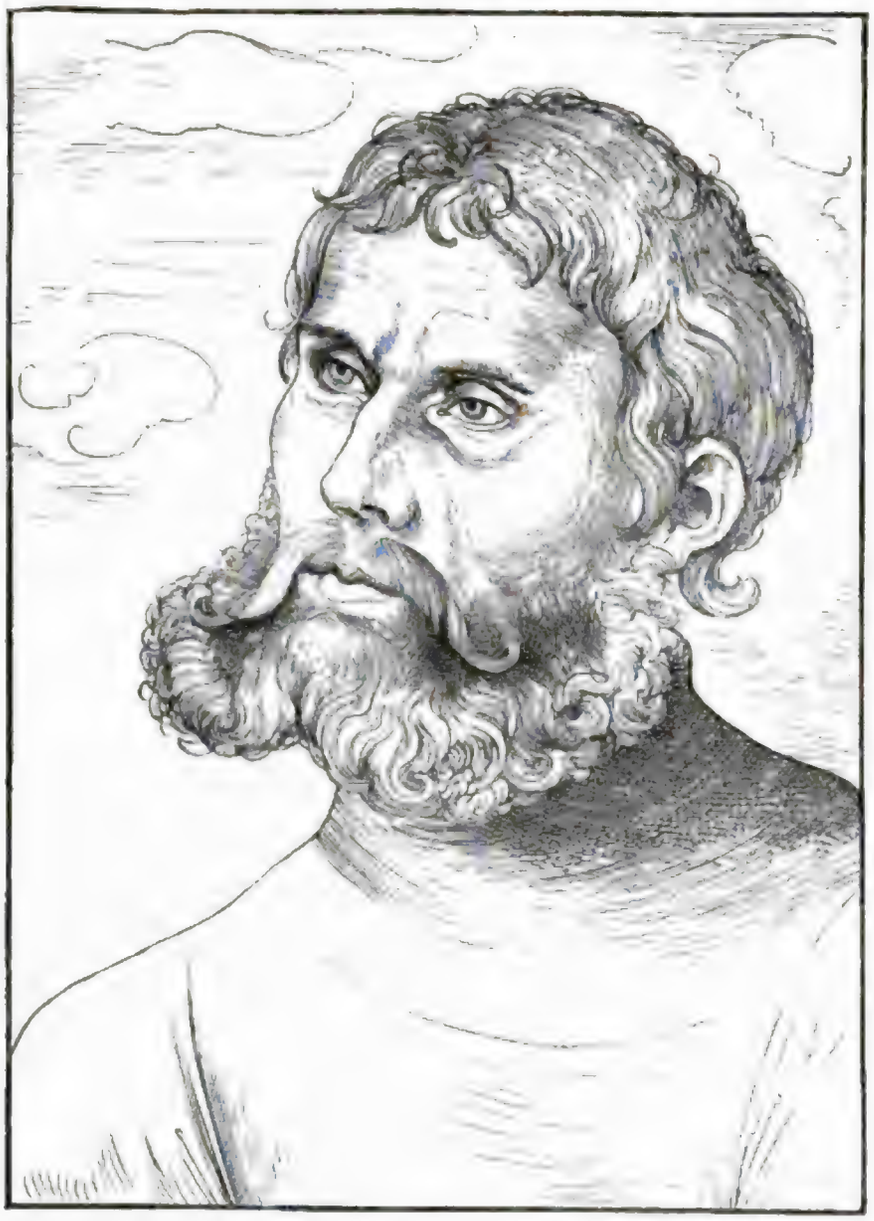
Bis zum 25. April wurde noch mit Luther gütlich verhandelt, dann aber ihm angezeigt, daß der Kaiſer in ſeiner Eigenſchaft als Vogt der Kirche gegen ihn einſchreiten müſſe; binnen 21 Tagen möge er ſich in Sicherheit bringen. Dieſe Friſt wurde von Luthers Gönnern trefflich benutzt. Er war am 26. April von Worms abgereiſt, hatte, dem kaiſerlichen Verbot entgegen, unterwegs mehrmals gepredigt, war glücklich nach Eiſenach gelangt und wurde am 4. Mai auf eine wohl ſchon zu Worms verabredete Weiſe in Sicherheit gebracht. Er war auf dem Wege von Möhra nach Schweina, da wurde er nahe dem Schloſſe Altenſtein im Auftrage des Kurfürſten von Sachſen durch den Schloßhauptmann der Wartburg und den Herrn des Schloſſes Altenſtein aufgegriffen und auf die Wartburg gebracht. Hier verweilte Luther unter dem Namen eines

*) Deutſche Überſetzung der urſprünglich lateiniſchen Worte Luthers nach Förſtemann, Neues Urkundenbuch zur Geſchichte der evang. Kirchenreformation, Bd. I, S. 31. Der genaue Wortlaut der auch urſprünglich deutſch zugefügten Schlußbeteuerung iſt übrigens ſtrittig.

Digitized by Google

IMAGO MARTINI LVTHERI EO HABITV EXPRESSA, QVO REVERSUS EST EX PATHMO VVITEMBERGAM. ANNO DOMINI 1522.

1522



Luther als Junker Jörg auf der Wartburg.

Nachbildung eines Holzschnittes von Lukas Cranach von 1522. „Bildnis Martin Luthers in der Erscheinung dargestellt, wie er zurückkehrte aus Pathmos im Jahre des Herrn 1522."

Junkers Georg (Jörg) bis zum März 1522, hauptsächlich mit der Übersetzung des Neuen Testamentes beschäftigt: durch unermüdliche Arbeit war er im stande, noch in diesem Jahre das Neue Testament herauszugeben.

Nicht allein der Ausbreitung der Lehre diente dies Werk, vielmehr ward es epochemachend für unsre Sprache und unsern Stil. Durch das Übergewicht der lateinischen Sprache war die deutsche Prosa verkümmert. Luther arbeitete sich mit Sorgfalt in den Besitz der Muttersprache hinein, schöpfte, selbst ein Kind des Volkes, aus den reichen Quellen volkstümlicher Redeweise, nahm bei seiner Übersetzung nicht allein Gelehrte zu Hilfe, wie Melanchthon für das Griechische, Cruciger für das Hebräische, sondern erfragte auch bei Männern geringen Standes echt deutsche Ausdrücke. Seine Anlage zur Beredsamkeit, sein poetischer Genius befähigten ihn, in seinem Meisterwerke den obersächsischen Dialekt zur neuhochdeutschen Schriftsprache zu erheben.

Schon vor Luther waren deutsche Bibelübersetzungen erschienen, vierzehn hochdeutsche und vier niederdeutsche: die erste vollständige hochdeutsche stammt aus Mainz und dem Jahr 1464. Allein Luthers Werk stellte sie alle in den Schatten, löschte sie, sozusagen, aus. Dazu kam der unerhört billige Preis — Luthers neues Testament kostete nur 1½ Gulden! — der nur dadurch möglich war, daß Luther, wie gewöhnlich, auf jede Entschädigung für seine geistige Arbeit verzichtete, der aber jetzt die Verbreitung des

teuren Gotteswortes in den weitesten Kreisen des Volkes ermöglichte, während vordem selbst Wohlbemittelte eine solche Anschaffung wegen des, auch nach Erfindung der Buchdruckerkunst, noch unerschwinglich hohen Preises sich versagen mußten. Freilich hat auch Luthers Bibelübersetzung — die des Alten Testaments ward erst im Jahre 1534 vollendet — vom gelehrten Standpunkt betrachtet, noch gar manche Unvollkommenheiten, in den schwierigen Büchern des Alten Testaments selbst entschiedene Fehler. Als Ganzes betrachtet ist sie aber kraftvoll und naiv, poetisch und volksmäßig, wie keine vorher oder nachher.

Von nicht geringerer Bedeutung als die Bibelübersetzung war die Entstehung des evangelischen Kirchenliedes. Indem Luther die Psalmen übersetzte, faßte er den Gedanken, sie für den Gesang der Gemeinde zu bearbeiten. Angehaucht von dem poetischen Genius des Alten Testamentes, im Bewußtsein der rechten Überzeugung, im Gefühl des Kampfes und der Gefahr kam er, kamen andre zu eigenen Produktionen. Die Melodie beruhte entweder auf alten Kirchenweisen oder auf weltlichen Volksliedern: das Kirchenlied kann als das heilige Volkslied bezeichnet werden und hat im Reformationszeitalter erstaunliche Wirkungen hervorgerufen.

Das Siegeslied Luthers: „Ein' feste Burg ist unser Gott" dichtete er im Anschluß an Psalm 46, seinem „Aus tiefer Not schrei' ich zu Dir" liegt Psalm 130 zu Grunde. Sein erstes Gesangbüchlein vom Jahre 1524 enthielt nur acht, darunter vier eigene Lieder, die letzte Ausgabe — von 1545 — bereits hundertneunundzwanzig, darunter siebenunddreißig eigene.

5. Ausbreitung der Lehre seit dem Wormser Reichstag.

Luther war längst geborgen, als zu Worms die Acht gegen ihn ausgesprochen wurde. Das Zustandekommen derselben war freilich eigentümlich genug. Der Kaiser hatte sich zunächst mit den Reichsständen über die Ordnung des neuen Reichsregiments und die für seine auswärtige Politik ihm zu bewilligenden Beihilfen verständigt und erst dann, als mittlerweile die meisten Luther freundlich gesinnten Stände, insbesondere Friedrich der Weise und Ludwig von der Pfalz, bereits von Worms abgereist waren, am 25. Mai den noch anwesenden Kur- 1521
fürsten und Fürsten ein schon am 8. Mai in seinem Namen vom päpstlichen Legaten Aleander verfaßtes Edikt vorlesen lassen, und Kurfürst Joachim hatte sich zu der Erklärung verstiegen, dasselbe entspreche ganz der Meinung des (doch gar nicht mehr vollzählig versammelten) Reichstages. Daraufhin ward es am 26. Mai vom Kaiser unterzeichnet, jedoch auf den 8. Mai zurückdatiert und nun als Wormser Edikt publiziert. An Schärfe des Ausdrucks gegen den bösen Feind in Menschengestalt und seine Lehre konnte es selbst die fanatischesten Feinde Luthers befriedigen, aber seine Wirkung war nur gering, denn der Kaiser selbst that nichts zur Vollstreckung desselben, und das war um so anerkennenswerter, als er gerade jetzt mit Leo X. einen innigen Freundschaftsbund gegen Franz I. geschlossen hatte.

Allenthalben verbreitete sich die neue Lehre, da der Kaiser nicht energisch eingriff; und wenn auch in einzelnen Gebieten an die Ausführung des Wormser Ediktes gegangen wurde, so war doch Sachsen und Wittenberg im besondern eine unangreifbare Burg des Evangeliums.

Digitized by Google

Mönche legten ihre Kutten ab, die Prieſter der alten Kirche traten in den Dienſt der neuen, verheirateten ſich. Wo die Geiſtlichen zögerten, das Evangelium zu predigen, ergriffen die Laien das Wort: in Ingolſtadt, unter den Augen des Dr. Eck, las ein begeiſterter Webergeſell Luthers Schriften der lauſchenden Menge vor. Auf den Ort der Predigt ſah man nicht: als die Neuerer in Goslar die Kirche verſchloſſen fanden, wurde auf dem Lindenplan gepredigt, in Arnſtadt auf dem Marktplatz, in Danzig auf einer Anhöhe vor der Stadt.

Predigender Bauer.

Titelholzſchnitt einer Flugſchrift: „Eyn Sermon geprediget vom Bawren zu Werdt bey Nurnberg . am Sötag vor Faßnacht, von dem Freyen willen des Menſchen. Im M. D. XXIIII (1524) Jar." (Gedruckt zu Erffort yn der Vermenter gaßen Zum Ferbefaß. Anno M. D. XXIIII (1524).

Auch die Kunſt wandte dem Reformator ihre Sympathien zu: der Maler Lukas Cranach, einer der großen Meiſter dieſer Epoche, erfüllte ſich zu Wittenberg im vertrauten Umgange mit Luther mit reformatoriſchen Geſinnungen, widmete ihrer Darſtellung ſein Talent. Hans Sachs, der Nürnberger Meiſterſinger, pries (1523) dem ehrenfeſten Bürgerſtand gegenüber die „Wittenbergiſch Nachtigall", die endlich Sonne und Tageslicht verkündige.

Die Volksdichtung rühmte den Mann, der „inmitten der roten Barette und Sammetſchauben" die gerechte Lehre bewahre. In den Faſtnachtsſpielen wurden Papſt, Kardinäle und Biſchöfe verhöhnt, zum Schluß tritt der „Doktor" auf, der die reine Lehre verkündigt. Allerdings blieben Entgegnungen nicht aus: dem Jahr 1522 verdankt eine Schmähſchrift, die an Maßloſigkeit ihresgleichen ſucht, ihre Entſtehung: es iſt die Satire „Von dem großen lutheriſchen Narren, wie ihn Dr. Murner beſchworen." Nicht Luther, wohl aber die unausbleiblichen Auswüchſe, welche ſich den Neuerungen beigeſellten, gaben Murner, der einſt ſelbſt das Verderben der Geiſtlichkeit verſpottete, ein gewiſſes Recht zu ſeinen Anklagen.

Er wandte ſich vor allem gegen die Bilderſtürmerei, die dem großen Reformator ſchweren Kummer bereitete. Mit wahrem Heldenmut trat Luther dieſen Ausſchreitungen entgegen, welche der feurige Dr. Karlſtadt im Bunde mit den ſchwärmeriſchen Zwickauer „Propheten" zu Wittenberg erregt hatte. Mit Lebensgefahr — denn er war ja in Bann und Acht — begab er ſich im
1522 März des Jahres 1522 nach dem Schauplatz der Unruhen, welche ihm zu offenem Aufruhr zu führen ſchienen.

In den „Bilderſtürmern" erneuern ſich förmlich die taboritiſchen Lehrmeinungen der Huſitenzeit. Daß Karlſtadt mit der Austeilung des Abendmahls unter beiderlei Geſtalt voranging, gereicht ihm nicht zum Vorwurfe; aber nun ging man weiter, wollte gemäß der Lehre vom allgemeinen Prieſtertum überhaupt von keinem Geiſtlichen mehr wiſſen,

Digitized by Google

Inhalt zweyerley Predig. Jede in einer kurtzen Summa begrifen.

Summa des Evangelischen Predigers.
Jr Kinder Christi merkt und hort
Fleissig das hailsam Gottes Wort ꝛc.

Summa des Bäbstischen Predigers.
Jr Christen hört was euch sagt Got
Vnd der römischen Kirche gebot ꝛc.

Zwei predigende Geistliche auf Kanzeln.

Vor denselben Männer und Frauen. Holzschnitt von einem Flugblatte Hans Sachs', die lutherische und die päpstliche Lehre behandelnd

auch nicht bei der Abendmahlsfeier. Die Kindertaufe wurde verworfen. Karlstadt wandte alle Schriftstellen wider Abgötterei (bes. 2. Mos. 20, 4.) auf den Bilderdienst an, diese „Ölgötzen, diese abgöttischen Klötze"; nicht einmal das Kruzifix wollte er dulden. Da der Rat nicht einschreiten wollte, rissen die Eiferer die Bilder von den Altären und verbrannten sie. Endlich aber wollte Karlstadt die Idee einer streng-christlichen Gemeinschaft von Brüdern verwirklichen und spielte damit die Reform auch auf das soziale Gebiet über. Vorschläge, wie die Unterhaltung von Waisen und Arbeitsunfähigen, die Gewährung zinsfreier Darlehen an Bedürftige aus Mitteln der Gemeinde u. a. m., von diesem excentrischen, unklaren Kopfe mit schwärmerischer Begeisterung vorgebracht, riefen eine bedenkliche Aufregung zumal in den niederen Schichten des Volkes hervor, in denen es sowieso an Zünd- und Gärungsstoff nicht mangelte. Und zeigte sich schon in diesen Ideen der verhängnisvolle Einfluß jener Zwickauer Schwärmer, so berührte sich Karlstadt mit ihnen auch in seiner Anschauung von einer unmittelbaren Erleuchtung durch Gottes Geist, nach der alle wissenschaftliche Bildung überflüssig, ja geradezu vom Übel sei, da ja Gott seine Wahrheit den Unmündigen offenbare. Daß der sanfte, weichherzige Melanchthon zum Widerstande gegen die immer wilder und zügelloser werdenden Ausschreitungen zu schwach war, kann nicht Wunder nehmen. Hatte doch selbst ein, freilich ganz kurzer, Aufenthalt Luthers in Wittenberg (Dezember 1521) einen so wenig nachhaltigen Erfolg gehabt, daß in den beiden ersten Monaten des Jahres 1522 Karlstadt sein Unwesen ärger trieb, als zuvor.

Jetzt predigte Luther, seit dem Sonntage Invocavit (9. März), acht Tage hintereinander gewaltig gegen den Unfug, freilich nicht mit heftigen Verdammungsreden, sondern mit schmerzlich bewegten, sachlich gehaltenen Ermahnungen, wie ein „Vater, der zu verirrten Kindern redet." Und gerade dieser maßvollen Besonnenheit und der trotzdem eindringlichen Kraft seiner Predigten gelang es, das verzehrende Feuer zu dämpfen. Indem Luther dem Gewissenszwange und

Digitized by Google

der alttestamentlichen Gesetzlichkeit, die schwachen Christen nur Anlaß zum Ärgernis gebe, die Freiheit religiösen Lebens entgegenstellte und mit allem Nachdruck darauf hinwies, daß man das Wort freigehen lassen und nicht eigene Werke dazu thun solle, rettete er das Wesen der Reformation: die Neuerungen wurden abgeschafft, und auf Luthers Anregung schritt man, aufbauend anstatt nur umstürzend, zur Einrichtung des evangelischen Gottesdienstes, bei dem die Rücksicht auf die Gemeinde allein maßgebend war. Alle der Gemeinde unverständlichen Teile des alten Gottesdienstes kamen in Wegfall, die Lesung von Bibelabschnitten in deutscher Sprache ward eingeführt, die ebenfalls deutsche Predigt des Geistlichen sollte auf alle Gemeindeglieder einwirken, die ihrerseits im erhebenden evangelischen Kirchenlied zur persönlichen Gottesverehrung herangezogen wurden. Daß diese Neuordnung in Wittenberg zuerst so glatt sich vollzog, war nächst Luther nicht zum wenigsten zu verdanken dem trefflichen Doktor Pomeranus, Johannes Bugenhagen, den sich die Gemeinde im Jahre 1523 zum Pfarrer wählte.

6. Das Reichsregiment, Franz von Sickingens Tod (1523), Nürnberger Reichstag und Konvent zu Regensburg (1524).

Der Ausbreitung der neuen Lehre kam auch der Umstand zu gute, daß jetzt das Reichsregiment wieder eingerichtet worden war. Diese ständische Institution war von den löblichsten Absichten erfüllt, nahm sich des Kammergerichts, des Landfriedens an, suchte den materiellen Beschwerden der Nation Abhilfe zu schaffen, indem sie z. B. die großen Handelsgeschäfte zu verbieten gedachte, faßte sogar den großartigen Gedanken eines Reichsgrenzzolls, aber sie entbehrte doch einer straffen, einheitlichen Organisation. Ganz abgesehen davon, daß in dem Reichsregiment der Kurfürst von Sachsen eine hervorragende Stellung einnahm, sah die Mehrheit der Mitglieder die Sache Luthers mit günstigen Augen an, und die Beschlüsse, welche in dem Jahre 1522 und 1523 gefaßt wurden, kamen einer Aufhebung des Wormser Ediktes nahe genug. Man fühlte sich eben in nationalem Gegensatz gegen den Papst und das römische Wesen.

1522 Jedoch war das Reichsregiment schon im Jahre 1522 genötigt, gegen Franz von Sickingen, der in erster Linie mit zu jener nationalen Opposition gehörte, Stellung zu nehmen. Am 8. Oktober 1522 verhängte es über den verwegenen Ritter, der eine Vorladung unbeachtet gelassen, die Reichsacht. Allein zu einem bewaffneten Einschreiten von seiten des Reichsregiments kam es nicht, da die zunächst bedrohten Fürsten zur Selbsthilfe griffen und aus eigener Kraft der revolutionären Bewegung Herr wurden, noch ehe sie Gelegenheit gehabt hatte, allzuweit um sich zu greifen. Luther aber mochte sich Glück wünschen, daß er seine Sache nicht mit derjenigen der Ritterschaft verschmolzen hatte.

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Von dem grossen Lutherischen Narren wie in doctor Murner beschworen hat. ꝛc.

Für Rom.

Titelblatt von Murners „Großen Lutherischen Narren", gedruckt zu Straßburg durch Johannes Grienninger, 1522. Genaue Nachbildung des Exemplars der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Wider das Bapſtum zu Rom vom Teuffel geſtifft/

Mart. Luther D.

Wittemberg/1545.
durch Hans Lufft.

Wider Rom.

Satiriſcher Titel und erſte Seite von Luthers Schrift „Wider das Bapſtum zu Rom". Erſter Druck von 1545, durch Hans Lufft, Luthers bevorzugten Drucker. Genaue Nachbildung des Exemplars im Beſitz der Verlagshandlung. (Beide Titel bezeichnend für die Derbheit der Polemik von beiden Seiten.)

Digitized by Google

DER aller Helliſcht Vater Sanct Paulus Tertius/ als were er ein Biſchoff der Römiſchen kirchen/ hat zwey breue an Carolum Quintum vnſern Herrn Keiſer geſchrieben/ darinnen er ſich faſt zornig ſtellet/ murret vnd rhümet ſeiner Vorfarn Exempel nach/ Es gebüre nicht einem Keiſer noch jmand ein Concilium anzuſetzen/ auch nicht ein National/ ſondern allein dem Bapſt/ der allein macht habe zuſetzen/ ordiniren/ ſchaffen/ alles was in der Kirchen zu gleuben vnd zuleben iſt. Hat auch eine Bulla (mit vrlaub zu reden) auslaſſen gehen/ nu faſt zum fünfften mall/ Vnd ſoll nu abermal zu Trennt/ das Concilium werden/ doch ſo fern/ das niemand dahin kome/ on allein ſeine grundſuppe/ Epicurer/ vnd was jm leidlich iſt. Hierauff iſt mich luſt ankomen zu antworten/ mit Gottes gnad vnd hülffe/ Amen.

ERſtlich/ Bit ich dich vmb Gottes willē wer du biſt/ ein Chriſt/ ja auch wer du noch natürliche vernunfft haſt/ Sag mir doch/ ob du es verſtehen oder begreiffen mügeſt/ Was das für ein Concilium ſey/

Die Reichsritter waren, wie oben bemerkt, in unaufhaltſamem wirtſchaftlichen Niedergange und ſahen ſich zudem mit tiefem Ingrimm nicht nur ohne politiſchen Einfluß, weil von der Teilnahme an der Reichsregierung ausgeſchloſſen, ſondern ſogar in ihrer Selbſtſtändigkeit von den Fürſten bedroht. Durch Aufteilung des geiſtlichen Beſitzes hofften ſie wirtſchaftlich zu erſtarken und hatten ſchon deshalb Luthers Auftreten mit Freuden begrüßt. Jetzt hielten ſie die Zeit der Erhebung für gekommen, ſchloſſen im Frühjahr 1522 am Oberrhein einen Bund und wählten Franz von Sickingen zum Hauptmann. Sickingen, der auf ſeinem Schloß, der Ebernburg, den evangeliſchen Gottesdienſt eingeführt hatte, unternahm nun im Auguſt des Jahres den Verſuch, die Fürſtenmacht zu vernichten und die beſtehende Reichsverfaſſung umzuſtürzen. Was an die Stelle derſelben zu ſetzen ſei, war ihm wohl ſelbſt nicht klar; aus dem Reichsrittertum hätte am allerwenigſten eine geordnete Staatsform hervorgehen können. Nicht einmal das Heer, welches er nun gegen den Erzbiſchof von Trier führte, repräſentierte das Rittertum, es waren Soldſcharen, die er und ſeine Freunde geworben hatten. Das Unternehmen hätte eine Ausſicht auf Erfolg nur gehabt, wenn Luther, auf den Sickingen gerechnet, ihn mit ſeiner Popularität unterſtützt hätte. Aber Luther war allen gewaltſamen Schritten abhold, der Macht des Evangeliums allein vertrauend. Als Sickingen, allen Mahnungen zum Trotz, wirklich losbrach, thaten ſich die Fürſten, welche ihre Macht bedroht ſahen, zuſammen; Pfalz und Heſſen unterſtützten den Trierer, Sickingen ward in ſeiner Burg Landſtuhl belagert und fand bei ihrer Verteidigung den Tod (April 1523). 1523 Entblößten Hauptes knieten die Fürſten, die ihn beſiegt, an ſeinem Sterbelager und beteten ein Vater Unſer für ſeine Seele; er wird ewig unvergeßlich ſein.

Franz von Sickingen.

Originalbildnis in der ſtädtiſchen Sammlung zu Heidelberg.

Wenige Monate darauf brach auch das Herz ſeines treuen Freundes Hutten. Er war nach Sickingens Fall in die Schweiz geflohen und ſtarb an der Zufluchtſtätte, die ihm Zwingli auf der Inſel Ufnau (im Züricher See) bereitet hatte. Eifer, Gram und Krankheit hatten den vereinſamten Mann aufgezehrt, bevor er das ſechsunddreißigſte Lebensjahr erreicht hatte.

So war mit Sickingens Sturz der letzte Verſuch des erbitterten Ritterſtandes, ſeine ſoziale Lage zu beſſern und auf Koſten der geiſtlichen Fürſten empor zu kommen, kläglich geſcheitert. Den Rittern blieb fortan nichts übrig, als dem Fürſtentum untergeordnet ſich zu beſcheiden. Den Fürſten, die, je

länger je mehr, in höherem Grade als Reich und Reichsregiment die innere soziale Entwicklung bestimmten, ist im letzten Grunde auch dieser Sieg zu gut gekommen. Er hatte ihnen aufs neue gezeigt, wie sie selbst, sei es einzeln, sei es in lockeren, zu bestimmten Zwecken geschlossenen Verbänden, am besten ihre Interessen zu wahren vermöchten, und diese Erkenntnis trug naturgemäß nicht gerade dazu bei, sie für die Institution des schwerfälligen Reichsregiments sonderlich zu erwärmen. So ward denn wesentlich durch ihre Obstruktionspolitik und durch die Kombination aller der Kräfte, welche sich von dem Reichs-
1524 regiment behindert sahen, dieses im folgenden Jahre (1524) auf dem Nürnberger Reichstag, wenn auch nicht direkt aufgehoben, doch zur Einstellung seiner Thätigkeit gezwungen. Auf die Sache Luthers hatte dies indes zunächst keine nachteilige Einwirkung. Der päpstliche Legat Campeggi hatte Gelegenheit, sich mit eigenen Augen zu überzeugen, wie weit und tief man bereits von der alten Kirche abgefallen war; wurde er doch in Augsburg beim Segensprechen offen verhöhnt, nahmen doch zu Nürnberg in der Karwoche Tausende von Bürgern und selbst die Schwester des Erzherzogs Ferdinand, Königin Isabella von Dänemark, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt! Man erneuerte die Forderung eines allgemeinen Konzils: auf einer Reichsversammlung in Speier sollte (im November 1524) festgesetzt werden, wie es bis dahin in Sachen des Evangeliums zu halten sei. Aber ehe diese Frage ordnungsgemäß von seiten des Reiches entschieden wurde, nahmen die Anhänger des Alten Stellung ein; sie sind es, welche die kirchlich-politische Spaltung der Nation verschulden. Der Herzog Wilhelm von Bayern, auch die übrigen Wittelsbacher, standen auf seiten Roms, durch besondere Gnadenerweise wurden sie noch enger an die Kurie gefesselt. Im Juni 1524 einten sie sich unter dem Vorsitze des Legaten Campeggi mit dem Erzherzog Ferdinand und vielen süddeutschen Kirchenfürsten durch den Regensburger Konvent zu gemeinsamer Unterdrückung der Irrlehre. Alsbald begannen denn auch, besonders in den österreichischen Gebieten, grausame Verfolgungen. Was von Karl V. in Zukunft zu erwarten stand, lehrte sein Ausschreiben vom 27. Juli, durch das er die Abhaltung der Speierer Versammlung und jede Übertretung des Wormser Edikts bei der Strafe der Acht verbot. Luthers Meinungen erklärte er für unmenschlich, verglich ihn mit Mohammed! Es war nur folgerichtig, daß er jetzt das Verlöbnis seiner Schwester Katharina mit dem Herzog Johann von Sachsen, Neffen des Ketzerfürsten Friedrich, aufhob.

7. Der deutsche Bauernkrieg.

Es war ein Unheil, daß das Evangelium nicht allein für Sickingens Erhebung, sondern auch für eine zweite, noch gefährlichere Bewegung, den deutschen Bauernkrieg, zur Losung und zum Feldgeschrei wurde.

Wenngleich die bäuerlichen Verhältnisse in den letzten Jahrzehnten des XV. Jahrhunderts noch recht behagliche gewesen waren, ja sogar zugleich

Digitized by Google

mit dem Wohlstand den Bauern ein trotziges Selbstbewußtsein gegeben hatten, so muß dieser Zustand doch noch vor dem Ablauf des Jahrhunderts sein Ende erreicht haben, wie die gleich zu erwähnenden Vorgänge zeigen werden. Man ist neuerdings geneigt, diese Veränderung auf das immer zunehmende Eindringen des römischen Rechtes zu schreiben, und wie es scheint, mit völligem Grunde. Das römische Recht, welches an den norddeutschen Universitäten schon seit der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts in Aufnahme gekommen war, in Süddeutschland aber erst im letzten Jahrzehnt desselben seine ständigen Vertreter bekam, verdrängte in wenigen Jahren das alte deutsche Volksrecht; es wurde der Grundsatz geltend, daß Rechtssachen von ungelehrten Richtern nicht entschieden werden könnten, die „Doktoren" gewannen die Überhand, das Recht war kein Gemeingut des Volkes mehr. Daß sich diese Umwandlung so schnell vollzog, rührte davon her, daß den Fürsten aus der Anerkennung der Prinzipien des römischen Rechtes eine bedeutende Steigerung ihrer obrigkeitlichen Autorität erwuchs. Das neue Gerichtsverfahren empörte den gemeinen Mann, der an kurze, mündliche Verhandlung gewöhnt war; selbst Männer, wie Wimpfeling, erhoben ihre Stimme gegen die sportelsüchtigen Advokaten und Rabulisten; Sebastian Brant schilderte sie als Ausplünderer des Bauernstandes gleich dem Raubadel. Es kam wohl vor, daß das arme Volk, wie 1509 am Niederrhein, sich an solchen modernen Juristen mit derben Prügeln rächte.

Die neuen Rechtsanschauungen, nach denen der Landesfürst eine den Befugnissen der römischen Imperatoren ähnliche Gewalt besaß, machten sich zunächst in stärkerem Steuerdruck bemerkbar, ganz besonders litten unter ihnen aber die Bauernschaften. Einerseits verloren sie das alte Gewohnheitsrecht, bei dem wenigstens teilweise ihnen eine Mitwirkung zufiel, andrerseits kannte das römische Recht weder freie Bauern, noch Erbpächter, noch Hörige im deutschen Sinne des Wortes. Die Doktoren gaben habsüchtigen Grundherren die Mittel an die Hand, die Bauern sowohl ihres Gemeindelandes zu berauben, als auch von ihren Erblehen zu vertreiben, die Fronen, wie die Zinsen der Hörigen zu steigern. Allerdings treten bei dem Erwachen des Schwarmgeistes unter den Bauern nicht von vornherein die Beschwerden gegen das römische Recht ausdrücklich in den Vordergrund, vielmehr werden die Klagen über den geistlichen Stand vorangestellt, aber die stellenweise sozialdemokratischen Forderungen beweisen, welchen gewaltigen Gegenschlag die rücksichtslose Ausnutzung der Landeshoheit hervorrief, und hinsichtlich des Aufstandes von 1514, des sogenannten „armen Konrad", erklärten die württembergischen Stände ihrem Herzog ausdrücklich, daß die durch die Doktoren hervorgerufenen Neuerungen eine Hauptursache der Bewegung gewesen seien.

Als den ersten Apostel politisch-religiöser, demokratisch-revolutionärer Grundsätze hat man das „Pfeiferhänsle" Hans Böhm von Niklashausen zu betrachten, der im Jahre 1476 unter ungeheurem Zulauf predigte und zu Würzburg als Ketzer verbrannt wurde. Im Jahre 1493 bildete sich in der Gegend von Schlettstadt ein Geheimbund,

Digitized by Google

Holzschnitt vom Jahr 1524, Zeitereignisse darstellend: Kampf gegen das Papsttum, Kampf gegen das Mönchstum und Erhebung der Bauern.

der vom Elsaß aus den Aufstand in weitere Kreise tragen wollte. Als Symbol trug die Fahne der Verschworenen den Bauernschuh (Bundschuh). Eine ähnliche Verbindung entstand im Jahre 1502 in dem speierschen Dorfe Unter-Grünbach; als Losung galt den Eingeweihten der Spruch: „Was ist denn das nun für ein Wesen? Man kann vor München und Pfaffen nit genesen." Ein neuer Bauernaufstand brach im Jahre 1514 in Württemberg aus unter dem Namen des „armen Kunz" oder „Konrad". Auch dieser Bund erklärte, „daß er der Gerechtigkeit und dem göttlichen Rechte einen Beistand thun wolle". In Österreich zeigten sich ähnliche Bewegungen schon im Jahr 1512, ganz besonders aber in dem Jahr 1515 in Krain, Kärnten und Steiermark.

Wenn man weiß, daß sich an das Auftreten der früheren Reformatoren, wie Wiclif und Hus, demokratisch-sozialistische Erhebungen der unteren Stände schlossen, wird man es so gar wundersam nicht finden, wenn auch jetzt der bedrückte Bauer verlangte, mit der neuen Lehre, die Freiheit und Brüderlichkeit zu verheißen schien, solle endlich Ernst gemacht werden. Denn daß die Bauern aus reinem Übermute, weil es ihnen zu wohl ging, oder aus bloßer Neuerungsluft sich erhoben hätten, kann nur behaupten, wer die Eigenart der deutschen Bauern absolut verkennt. Dazu kam freilich, daß die Schwärmer, welche sich der neuen Lehre bemächtigten, jene Meinung geflissentlich bestärkten und verbreiteten. So predigte Karlstadt zu Rotenburg a. d. Tauber Gütergemeinschaft und Abschaffung aller Obrigkeit, am folgenreichsten aber wahren die Lehren des aus Zwickau vertriebenen Thomas Münzer. Zu Allstedt gründete er den Hauptherd der Verschwörung. Schon im Jahr 1523 hatte er eine geheime Gesellschaft gegründet, welche nicht allein die Vertreibung der Herren, Freiheit und Gleichheit bezweckte, sondern — nach Taboritenart — die Vernichtung alles dessen forderte, was, wie Kunst und Wissenschaft, das Leben schmückt und verschönt. Diesem Agitator war Luther viel zu mild und unentschieden,

Digitized by Google

den er das „sanftlebende Fleisch von Wittenberg" schalt. Dagegen trat er allenthalben mit den Wiedertäufern in Verbindung, welche ein „neues Gesetz", ein „Reich Gottes" verhießen.

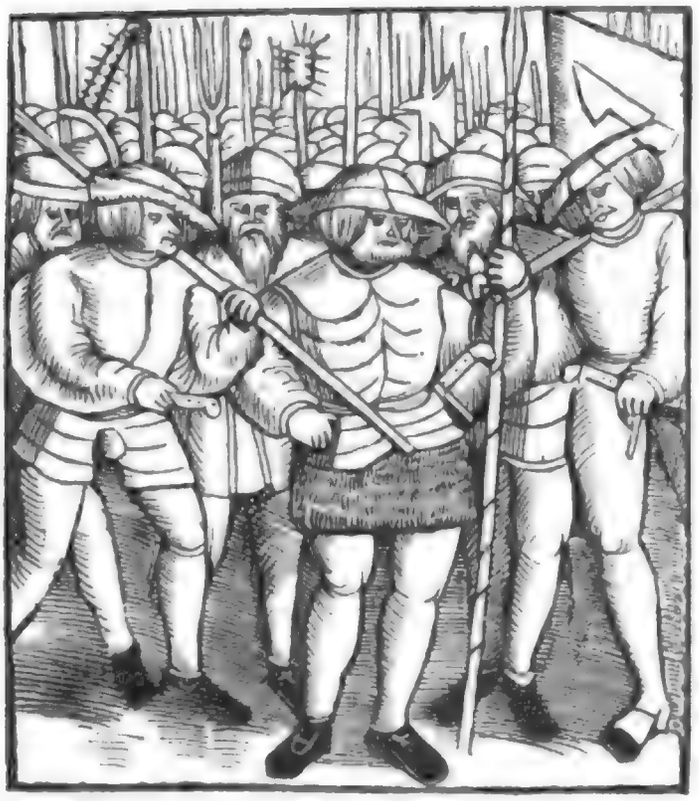
In den populären Schriften, welche auf die Menge wirken sollten, besonders im alten und neuen „Karsthans" (d. i. der Bauer), wurde die Meinung ausgesprochen, daß Luther der Verbündete des gemeinen Mannes werden müsse; dafür verhieß man ihm den Beistand des Volks. Man rechnete auf Luther, weil man aus seinen Schriften herauslas, was man zu vernehmen wünschte: es gab in diesen Äußerungen eines energischen Charakters und eines lebhaften Temperaments genug Worte, die den Mann am Pfluge, den niederen unzünftigen Stadtbürger anheimelten und leicht mißverstanden werden konnten. In dem „großen und kleinen Sermon vom Wucher" (1519) hatte er den Grundsatz aufgestellt, daß man ohne Zinsen leihen müsse; in der Schrift: „Von weltlicher Obrigkeit, wie man ihr Gehorsam schuldig ist", fand sich der Satz: „Man wird nicht, man kann nicht, man will nicht ewer Tyrannei und muthwillen die Länge leiden, lieben Fürsten und Herren; da wisset Euch nach zu richten, Gott will's nicht länger haben. Es ist jetzt nicht mehr ein Welt, wie vor Zeiten, da Ir die Leute wie das Wild jagtet und triebet. Darum lasset Ewer Frevel und gewalt und denkt, daß Ir mit Recht handelt und lasset Gottes Wort seinen Gang haben." Man übersah, daß auch dieser Satz in der Forderung gipfelt, dem Worte Gottes müsse allewege nachgelebt werden, man wußte nicht, daß Luther, seiner innersten Natur nach, gewaltsames Auftreten und Dreinschlagen stets mißbilligen würde.

So bereitete sich denn in der Zeit vom Jahre 1523 bis 1525 der große Bauernkrieg vor, schon im Jahre 1524 an einzelnen Stellen als 1524
ein drohender Feuerschein emporzüngelnd.

Es entstanden eine Menge Einzelherde der Verschwörung, namentlich im Schwäbischen — so im Hegau der Bund mit dem Bundschuh und der Sonne im Banner, im Allgau der Seebund um den Bodensee — im Odenwalde, im Hohenlohischen, dann auch in Ostfranken; bis Tirol hinein erstreckte sich neben der Reformation die bäuerliche Verschwörung, für deren Organisation insbesondere Thomas Münzer als wandernder Agitator thätig war. — Die erste Empörung fällt in den August des Jahres 1524, wo ein Stühlinger Bauer, Hans Müller von Bulgenbach, die Absicht kundgab, eine evangelische Brüderschaft zu errichten, um alle deutschen Bauernschaften frei zu machen. Die Unbotmäßigkeit der Stühlinger war der Überlieferung zufolge dadurch hervorgerufen worden, daß die Gräfin von Lupfen, ihre Herrin, befohlen hatte, Schneckenhäuschen zu sammeln, auf die sie Garn winden könne.

Die Sache der Bauern wurde wesentlich dadurch gefördert, daß der vertriebene Herzog von Württemberg die Absicht hegte, durch die Benutzung dieser Bewegung sein Land wiederzugewinnen. Er beschäftigte dadurch vor allem den Schwäbischen Bund, welcher in den unruhigen Gegenden allen Ausschreitungen am ersten hätte ein Ziel setzen können. Im Anfang des Jahres 1525 1525
brachen die Bauern los, nicht alle auf einmal, — zuerst die Untergebenen des Abtes von Kempten, der mit neuen Bedrückungen die Geduld der Leute jahrelang herausgefordert hatte; es folgten die Allgäuer, die Seebauern: sie reichten ihre Beschwerden dem Schwäbischen Bunde ein, der mit Rücksicht auf den Württemberger auf Unterhandlungen einging. So gewannen die Bauern Zeit, sich zu größeren Haufen zusammenzuscharen: es gebrach ihnen weder an Führern, die mit dem Schwert umzugehen wußten, noch an federgewandten

Digitized by Google



Aufständische Bauern.

Titelholzschnitt (verkleinert) der „Handlung, Ordnung, vñ Instruction, so furgenömen worden sein vonn allen Rottenn vund hauffen der Pauren, so sich zesamen verpflicht haben. M : D : XXV : (1525).

Männern, welche die Forderungen der Bauernschaft in ein förmliches Programm brachten. Wie unter jenen der rittermäßige Florian Geyer, ist unter diesen Friedrich Weigand, kurmainzischer Kellner zu Miltenberg im Odenwald, neben ihm der hohenlohesche Kanzler Wendelin Hipler zu nennen. Von ihrem Kreise — denn der eigentliche Verfasser ist noch nicht ermittelt — ging das Manifest der Bauernschaft aus, das „gedruckte Büchlin", welches die „grundlichen und rechten (12) Hauptartikel" enthielt. Herolde verkündeten das Manifest, in welchem politisch-radikale Freiheitsideen sich mit kirchlich-reformatorischen Gedanken verschmolzen, allenthalben den Gemeinden: unter dem Titel „Teutscher Nation Notturft" oder „Reformation Kaiser Friedrichs III." wurde das Bauernprogramm als ein von der höchsten Reichsautorität längst gewollter, durch ungünstige Umstände bisher verhinderter Besserungsentwurf angepriesen.

Hier lautet der fünfte Hauptartikel: „Alle Doktores der rechten sy seyen Geystlich oder weltlich im heyligen römischen reych Teutscher Nation sollen nach laut der fürgenommen reformation an keym gericht, bei keynem rechten, auch in keyns Fürsten oder andern rädten meer erlytten, sondern gantz abgethon werden; Sy sollen auch furbaß, hyn vor Gericht oder recht nit weytter reden, schreyben oder radtgeben, Seytmals got den menschen mit seyner eygen weißheit begnadt und fürsehen hat." Und in der zweiten Deklaration desselben Artikels heißt es gar: „Kein Doktor soll sitzen, helffen rechtsprechen, schöpfen noch beschließen, wann In das harter dann den Layen verschlossen ist. . . . Darzu synd es nun besoldt knecht und nit erbdiener des rechten."

Die „evangelische Brüderschaft", als welche sich die Bauernhaufen bezeichneten, machte reißende Fortschritte. Grafen und Herren mußten sich ihren Forderungen unterwerfen: der Bischof von Speier, der Kurfürst von der Pfalz bequemten sich, den zwölf Artikeln gemäß Abhilfe ihrer Beschwerden zu verheißen. Der Ritter Götz von Berlichingen, dessen Kriegserfahrung den Bauern nicht minder nützen konnte, als sein populärer Name, ließ sich herbei, eine Hauptmannsstelle in ihrem Heere anzunehmen. Es ist zweifelhaft, ob er

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

·CHRISTO · SACRVM·
·ILLE·DEI VERBO·MAGNA PIETATE·FAVEBAT·
·PERPETVA·DIGNVS·POSTERITATE·COLI·
·D·FRIDR·DVCI·SAXON·S·R·IMP·
·ARCHIM·ELECTORI·
·ALBERTVS·DVRER·NVR·FACIEBAT·
·B·M·F·V V·
·M · D · XXIIII·

Kurfürſt Friedrich der Weiſe von Sachſen.

Kupferſtichbildnis von Albrecht Dürer.

Unterſchrift: „Chriſto geweiht.“ — „Dieſer hat Gottes Wort mit der größten Ergebung gefördert, Ewigen Nachruhms iſt würdig darum er fürwahr.“ — „Für Herrn Friedrich, Herzog von Sachſen, des h. röm. Reichs Erzmarſchall, Kurfürſt, gemacht von Albrecht Dürer aus Nürnberg“ — · B · M · F · V V · (unüberſetzbare Deviſe) — 1524. —

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Ermordung eines Ritters durch aufrühreriſche Bauern.
Aus den Holzſchnitten Schäufelins zum „Troſtſpiegel“. (Auf der Fahne das Zeichen des Bundſchuhs.)

dabei lediglich dem Zwange wich, wie er es ſpäter darſtellte, als er wegen ſeiner Teilnahme an dem Aufſtande zur Verantwortung gezogen wurde: allein, was jeder zu befürchten hatte, der ſich den Bauern widerſetzte, lehrt das ſchreckliche Ende des Grafen Ludwig von Helfenſtein in Weinsberg.

Vom Schwäbiſchen Bunde beauftragt, mit einer kleinen Ritterſchar in dieſen Gegenden den Fortſchritt der Bewegung zu hemmen, geriet er nach Erſtürmung der Stadt in die Gewalt ſeiner Todfeinde. Unter jubelndem Hohn wurde er nebſt ſeinen Getreuen vor den Augen der weinenden Gattin auf Befehl des blutdürſtigen Jäcklin Rohrbach in die Spieße gejagt, ein Frevel, der an dem Anſtifter nachmals in ſchauriger Weiſe vergolten wurde.

Im Bewußtſein ihrer erſten leicht errungenen Erfolge gedachten die Bauern eine planmäßige Umgeſtaltung des Reiches vorzunehmen. In Heilbronn tagte ein Ausſchuß, der ſich dieſer Arbeit mit Zugrundelegung der zwölf Artikel unterzog. Damit ging viel Zeit und Kraft verloren, welche die Bauern, falls ſie ſich dauernde Erfolge ſichern wollten, zur Organiſation ihrer zuchtloſen Banden hätten anwenden müſſen. Schon raffte ſich der Schwäbiſche Bund zuſammen, ſeit der Mordthat von Weinsberg hatten die Bauern die öffentliche Meinung gegen ſich. Auch Luther, auf den die Bauern am meiſten gehofft, hatte ſich auf die Kunde von ſolchen Greueln in den ſchärfſten Ausdrücken gegen ſie erklärt. Wohl hatte er, wie wir geſehen, Herz und Verſtändnis für die gedrückte Lage der Bauern, er am wenigſten verkannte, wie manche gerechte Forderung jene zwölf Artikel enthielten, und ſcharf genug hat ja gerade er auch den Fürſten ihre Verſchuldung vorgehalten. „Aber es widerſprach ſeinem

Digitized by Google

Grabmal Friedrichs des Weiſen in der Schloßkirche zu Wittenberg. Erzguß von Peter Viſcher. („Opus Petri Fischer Norimbergensis anno 1527.")

Weſen, die Religion mit weltlichen Dingen zu vermiſchen; in dieſen verlangte er leidenden Gehorſam. Er beurteilte den Staat vorwiegend von religiöſen Geſichtspunkten aus, zu politiſch-juriſtiſchen Erwägungen war er nicht angethan. Von Anfang an wollte er nur Kirche und Glauben reinigen, und wenn dabei Streifzüge in die Politik unerläßlich waren, machte er ſie allein um chriſtlicher Reformen willen. Er begehrte nur die religiöſe Freiheit; die politiſchen und ſozialen Zuſtände gewaltſam zu ändern, lag ihm durchaus fern." *) Deshalb hatte er ſchon im Beginne der Bewegung die Bauern aufgefordert, des Aufruhrs und der Gewaltthätigkeiten ſich zu ent-

*) Th. Lindner, Geſch. des deutſchen Volkes, I, S. 291.

halten; und als er nun von den entsetzlichen Ausschreitungen erfuhr, da wallte sein Zorn furchtbar auf, und leidenschaftlich erscholl seine Mahnung, die Bauern tot zu schlagen, wie tolle Hunde.

Seinem hochherzigen Herrn, dem Kurfürsten Friedrich, ward wenigstens erspart, den Jammer zu schauen, der sich nunmehr im deutschen Lande erheben sollte. Er war seinen armen Leuten stets ein milder Herr gewesen, er bekannte noch vor seinem Ende, zur Mäßigung ratend: „wir Fürsten thun den armen Leuten mancherlei, das nicht taugt". Am 5. Mai 1525 starb der Fürst, in dem das neue Evangelium wahrhaft verkörpert gelebt hatte. „Er war ein Kind des Friedens", sagte sein Arzt, „friedlich ist er verschieden."

Zwei Bauern aus dem Bauernkrieg.

„Acker Concz (Kunz) und Klos (Klaus) Wuczer im Bauernkrieg 1525." Gestochen von Hans Sebald Beham im Jahre 1544.

Sein Nachfolger, Kurfürst Johann der Beständige, sollte im Bunde mit Philipp von Hessen und den andern sächsischen Fürsten dem Bauernaufstand den ersten tödlichen Schlag beibringen. Thomas Münzer, dessen Umsturzpläne noch viel weiter gingen, als die Bestrebungen der süddeutschen Bauern, hatte von Mühlhausen aus in Thüringen und auf dem Eichsfelde erbarmungslos gehaust. Ein furchtbarer, aber großartiger Schwärmer, konnte er die umliegenden sächsischen Landschaften in Mitleidenschaft ziehen, wenn man seinen Unternehmungen nicht rechtzeitig Einhalt that. Er hatte eben Mühlhausen verlassen, um „das Nest der Adler" anzugreifen; er stand, in wenig vorteilhafter Stellung ohne genügendes Kriegsmaterial, mit schlechtbewaffneten Scharen auf der Anhöhe oberhalb der Stadt Frankenhausen. Hier ward er am 15. Mai angegriffen. Sowie das feindliche Geschütz Tod und Verderben in sein Heer zu schleudern begann, sank den Leuten der Mut; ein panischer Schrecken überkam sie, als kein himmlisches Wunder — wie der Prophet doch verheißen — Rettung brachte. Die Streithaufen lösten sich auf; in dem Gewirre der Flüchtigen wurde auch der verwundete Münzer nach Frankenhausen gerissen. Durch einen Zufall ward er entdeckt; nachdem er allen Hohn der Sieger erlitten hatte und bis zum Wahnsinn gefoltert war, erhielt

Ein Landsknecht aus dem Bauernkriege. Gestochen von Bartel Beham.

Digitized by Google

er den Todesstreich. Grausam war das Los der Besiegten, ein hartes Schicksal traf Mühlhausen, „das Erzketzernest".

An demselben Tage, an dem bei Frankenhausen die Entscheidung fiel, erlitt auch das süddeutsche Bauernheer eine schwere Niederlage. Von dem an sich richtigen Gedanken geleitet, sich für die Zukunft einen festen Stützpunkt und Zufluchtsort zu verschaffen, hatten die Bandenführer es unternommen, den Frauenberg, das feste Schloß von Würzburg, zu erobern.

Noch heute schaut es trotzig auf die rebenumkränzte Stadt herab, damals war es entschieden uneinnehmbar. In der Stadt selbst hatten die Bauern starken Anhang, aber unbezwinglich war der Festungswall. Man hatte versucht, denselben zu unterminieren, — noch jetzt ist die Lücke im Gestein zu sehen — aber die Arbeit ging zu langsam vor sich, so wagte man am 15. Mai den Sturm, ohne daß an irgend einer Stelle auch nur Bresche geschossen wäre; zweimal gingen die Bauern mit dem Mute der Verzweiflung vor: es war alles vergebens. Man wartete hoffnungslos noch ein paar Tage; dann zog der größere Teil des Bauernheeres ab, weil die Streitmacht des Schwäbischen Bundes sich inzwischen gesammelt hatte. Auch Götz von Berlichingen hielt es für geraten, in dem erklärlichen Chaos seine Flucht zu bewerkstelligen.

Dieses Ereignis vollendete die Auflösung des Bauernheeres, welches nun in einer Reihe von Einzelgefechten, so bei Neckarsulm und Königshofen, geschlagen und vernichtet wurde. Im Anfang des Juni war der Aufstand im wesentlichen unterdrückt; jetzt ging die Rache an ihr schreckliches Werk.

Georg Truchseß von Waldburg, der Feldherr des Schwäbischen Bundes, durchzog Schwaben und Franken, mit eiserner Strenge die Übelthäter strafend, — Jäcklin Rohrbach ward lebendig gebraten — aber auch die weniger Schuldigen nicht schonend. Wer sich nicht ganz rein wußte, floh in die Wälder, von jedem fallenden Blatt, von der leisesten Bewegung der Vögel erschreckt und von neuem aufgescheucht. Wo der Truchseß zu gnädig schien, halfen die Fürsten gründlich nach. Glücklich, wer mit dem bloßen Tode davon kam und nicht besonders erfinderischer Rache zum Opfer fiel, wie jene siebenundfünfzig Bürger von Kitzingen, denen Markgraf Kasimir die Augen ausstechen ließ, „damit sie," wie er sagte, „ihrem Eide, ihn nie wieder ansehen zu wollen, treu bleiben könnten".

Das Los der Bauernschaft ward unmittelbar nach diesen Niederlagen aber härter, denn je zuvor; es schien, als sollten die „armen Leut" vollständiger Leibeigenschaft entgegengehen. Den größten Gewinn aber zogen aus der Niederwerfung auch dieser Bewegung wiederum die Fürsten. Hatte die Bauernbewegung neben den sozialistischen Forderungen auch eine monarchische Reichsreform ins Auge gefaßt, so hatte es sich wiederum gezeigt, daß gegen den Willen der Fürsten eine solche unausführbar sei. Jetzt lag die Reichsritterschaft am Boden, der Bauernstand hatte sich fügen müssen, und mit ihm sank der gesamte untere Stand zur politischen Bedeutungslosigkeit herab. Die Städte waren für sich noch nicht mächtig genug, ein entsprechendes Gegengewicht gegen den überragenden Einfluß der Fürsten zu bilden: die Fürsten allein waren Herren der Lage.

Digitized by Google

8. Die Ausbreitung der Reformation und Karls V. auswärtige Kriege bis zum Jahr 1529.

Eine gewaltige Gefahr hatte der Bauernkrieg auch über die evangelische Sache heraufbeschworen. Wennschon Luther selbst in schroffster Weise gegen diese Bestrebungen sich ausgesprochen hatte, die Thatsache war nicht zu leugnen, daß die neue Lehre — mißverstanden immerhin und mißbraucht — dort eine bedeutende Rolle gespielt, evangelische Prediger in den Reihen der Bauern zahlreich gestanden. Ohne Unterschied hatten die Anhänger des Alten und die Neuerer die gemeinsame soziale Gefahr bekämpft. Jetzt, da sie vorüber war, brachen die alten Antipathien hervor. Der Schwäbische Bund, in dem die Regensburger Verbündeten vorwaltenden Einfluß ausübten, wandte sich gegen die Anhänger des Evangeliums ganz besonders. Vierzig evangelische Prediger wurden von dem Profoß Aichili in Schwaben und Franken aufgehängt. Herzog Georg zu Sachsen, der Mühlhausen hatte unterwerfen helfen, ließ zu Leipzig zwei Bürger enthaupten, weil man bei ihnen lutherische Bücher gefunden. Glücklicherweise ließen sich die leitenden evangelischen Fürsten durch die letzten bedauernswerten Ereignisse nicht beirren. Außerdem herrschte selbst bei den katholischen Fürsten eine heftige Abneigung gegen die weltliche Seite der Bischofsgewalt. Selbst der Erzherzog Ferdinand hätte nichts dagegen gehabt, das ausgedehnte Erzbistum Salzburg zu seinen Gunsten zu säkularisieren. Schon im Jahr 1525 wurde allen Ernstes die Behauptung aufgestellt, die 1525
geistlichen Güter seien zu nichts mehr nütze und müßten von seiten der Reichsregierung eingezogen werden. Ja es regte sich der Gedanke, bei zukünftigen Kaiserwahlen die geistlichen Kurfürsten auszuschließen.

Dennoch wäre es höchst voreilig gewesen, hätten sich die evangelischen Fürsten der Hoffnung hingegeben, ihre Sache sei unantastbar: eben belehrte sie ein kaiserliches Schreiben (vom 24. Mai 1525), welches zu einem Reichstag nach Augsburg einlud, daß man an völlige Wiederherstellung des alten Zustandes denke. Daher einten sich der Landgraf und der Kurfürst zu gemeinsamem Widerstand (Oktober 1525). Der Reichstag wurde zwar im Dezember eröffnet, aber auf allgemeinen Wunsch auf den 1. Mai des nächsten Jahres verschoben, wo er in Speier abgehalten werden sollte. Hier mußte es zum Entscheidungskampfe kommen, zu dem sich jedermann rüstete; auch die katholischen Fürsten schlossen sich näher aneinander und forderten den Kaiser ausdrücklich auf, die „verdammte lutherische Lehre" zu vertilgen.

Wie sich Karl V. einer solchen Mahnung gegenüber verhalten würde, war von seiner Stellung zum Papste abhängig, die ja auch schon in den Tagen von Worms die Entscheidung gebracht hatte. Es ist daher im Vorübergehen auf Karls auswärtige Beziehungen, besonders auf seinen ersten italienischen Feldzug, ein Blick zu werfen.

Der Gegensatz, der schon zu Maximilians Zeiten zwischen Frankreich und Habsburg bestand, war durch die Vorgänge bei der Wahl Karls V. nur verschärft worden und mußte

Digitized by Google

Karls V. Landsknechte zur Zeit des erſten Krieges gegen Franz I.
(Holzſchnitt Schäufelins von 1520 aus dem Troſtſpiegel.)

naturgemäß in Italien zum Austrag kommen, wo die Franzoſen zuletzt doch noch Mailand und Genua behauptet hatten. Deutſchland hatte zwar ſeine Oberhoheit über Norditalien niemals aufgegeben, beſaß aber an der Aufrechterhaltung derſelben nicht das geringſte Intereſſe und hatte ſeine Abneigung gegen Maximilians darauf zielende Verſuche deutlich bekundet. Was für Vorteile hätten der Nation auch daraus erwachſen können? wozu ſollte ſie ſich für das Phantom längſt vergangener, unwiederbringlich verlorener Herrlichkeit im Süden opfern? Es war begreiflich, daß der hochſtrebende Herrſcher, den Deutſchlands Fürſten erkoren hatten, auch in Italien die Kaiſermacht wiederherſtellen wollte: aber das lag einzig im Intereſſe des habsburgiſch-ſpaniſchen Hauſes. Ob Franz I. Mailand behielt oder nicht, war ſelbſt für die Ehre der deutſchen Nation höchſt gleichgültig. Und nun gar in den Tagen, wo der kirchlich-nationale Gedanke alle Geiſter erfüllte! Da für Karl V. Deutſchland erſt in zweiter Linie ſtand, hatte er ſein Hauptaugenmerk auf Italien gerichtet. Im Bunde mit dem Papſte — zuerſt Leo X., dann Hadrian VI., zuletzt Clemens VII. — bekämpfte er ſeit dem Jahre 1521 ſeinen Gegner. Deutſche Landsknechte gewannen ihm, voll grimmigen Haſſes gegen die Schweizer, die Schlacht von Bicocca (27. April 1522); im Jahre 1524 wurden die Franzoſen aus Italien verdrängt, auf dem Rückzuge fiel Bayard, der „Ritter ohne Furcht und Tadel", von einer

Digitized by Google

Kugel getroffen: Karl ſchritt zum Angriff auf Frankreich ſelbſt. Unterſtützt wurde er dabei ſogar von dem mächtigſten Vaſallen der franzöſiſchen Krone ſelbſt, dem Connetable (comes stabuli) Herzog Karl von Bourbon, Grafen von Montpenſier, der in des Kaiſers Dienſte trat. Zwar mißlang dies Unternehmen, aber einen um ſo glänzenderen Sieg errang Karls Feldherr bei Pavia am 25. Februar 1525; in kaum zwei Stunden war 1525 das prächtige Heer Franz' I. vernichtet, er ſelbſt ein Gefangener. Aber ein ſo vollſtändiger

Gefangennahme Franz' I. in der Schlacht bei Pavia.

Aus Joh. Lud. Gottfrieds „Hiſtoriſcher Chronika", einem bis zum Jahre 1618 reichenden Geſchichtswerk, deſſen von M. Merian ausgeführte Kupferſtiche zum Teil gute Nachbildungen älterer Originale ſind.

Triumph war nicht nach dem Geſchmacke des Papſtes, und da Karl obendrein für die Erweiterung des päpſtlichen Gebietes nichts thun wollte, begann Clemens mit den Franzoſen zu intriguieren. Ja, er nahm die Pläne Julius' II. auf: den ſiegreichen Kaiſer wollte er aus Italien vertreiben, Karls unzufriedener Feldherr Peſcara ſollte dazu helfen, Sforza von Mailand ward in das Vertrauen gezogen. Aber Peſcara blieb treu und verriet die Ränke dem Kaiſer, der nun Mailand für ſich behielt. Franz I. bequemte ſich am 14. Januar 1526, um der läſtigen Gefangenſchaft zu entgehen, zu dem Frieden 1526 von Madrid, der ihm außer dem Verzicht auf Italien und Burgund die demütigendſten Bedingungen auferlegte; tags zuvor hatte er eine geheime Proteſtation verfaßt, kraft welcher er den feierlich zu beſchwörenden Vertrag im voraus für null und nichtig erklärte! Seine Begriffe von Religion ließen das zu: hätte er daran gezweifelt, der Papſt ſprach ihn nicht nur ausdrücklich von ſeinem Eide los, er verband ſich mit ihm ſogar durch die Liga von Cognac, welche Karl aller bisher errungenen Vorteile berauben ſollte.

Die Wendung der italieniſchen Dinge ward für die Entwicklung der deutſchen Reformation entſcheidend. Nach dem Frieden von Madrid ſchien es nicht unwahrſcheinlich, daß Kaiſer Karl zur Unterdrückung der Ketzer ſelbſt die Hilfe ſeines Gegners Franz I. haben werde: noch am 23. März des Jahres 1526 1526 mahnte Karl, dem alten Glauben treu zu bleiben, die neue Lehre zu vertilgen.

Digitized by Google

Auf Veranlassung des Kurfürsten von Sachsen und des Landgrafen von Hessen hielt man daher die Bildung einer festen evangelischen Partei für notwendig, und nach den ersten Verabredungen (zu Gotha, Februar 1526) einten sich im Juni jene Fürsten zu Magdeburg mit ihren norddeutschen Glaubensgenossen.

Das Bündnis wird gewöhnlich das „Torgauer Bündnis" genannt, weil es in dieser Stadt ratifiziert worden ist.

1526 So geeint, konnte man auf dem Reichstage, der sich im Juni zu Speier sammelte, ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale werfen. Die kaiserlichen Kommissarien hielten sich zuerst an ihre Instruktion, die, vor der Liga von Cognac abgefaßt, das Wormser Edikt von neuem einschärfte. Man glaubte aber, der Kaiser sei jetzt anders gesinnt, man erklärte die Durchführung des Ediktes für unmöglich. Wirklich meldete Karl seinem Bruder Ferdinand, daß sein Staatsrat daran denke, die Strafbestimmungen des Wormser Ediktes aufzuheben und Luthers Lehre einem allgemeinen Konzile zu unterbreiten. Gleichwohl erfolgte die Aufhebung nicht. Aber nun kam man auf den Gedanken, die Angelegenheit, deren einheitliche Regelung sich als unmöglich erwies, dem Ermessen der Territorialfürsten zu überlassen. Der ständische Ausschuß beschloß, „jeder Stand möge sich so verhalten, wie er es gegen Gott und den Kaiser zu verantworten gedenke". So sollte es gehalten werden bis zu der allgemeinen Kirchenversammlung, um welche im Reichsabschiede gebeten ward. Jene Worte, welche der Reichsverweser Erzherzog Ferdinand genehmigte, bildeten die gesetzliche Grundlage für die Errichtung evangelischer Landeskirchen. Die religiöse Sonderung der Nation ward damit sanktioniert; die dereinstige Wiedervereinigung war möglich, aber höchst unwahrscheinlich.

Für die wenig freiwillige Nachgiebigkeit des Kaisers, den lediglich sein Interesse bestimmte, erwies sich die Nation nicht undankbar. Mit voller Kraft kam sie ihm zu Hilfe: der lutherisch gesinnte Feldhauptmann Georg von Frundsberg führte seine deutschen Landsknechte, die alle von glühendem Haß gegen den Papst erfüllt waren, gegen Rom; „er wollte dem Papst ein Leides thun, wenn er ihn in seine Hände bekomme." Und zu derselben Zeit ergossen sich deutsche Streitkräfte nach Ungarn, um dem Erzherzog Ferdinand den nach dem Tode Ludwigs II. (1526) erledigten Thron zu sichern. Nachdem er am
1526 23. Oktober 1526, nicht ohne Rücksicht auf die religiöse Frage im Gegensatz zu den Bestrebungen des katholischen Bayernherzogs, zum König von Böhmen gewählt war, erhielt er am 11. November auch die ungarische Krone, welche ihm der mächtige Magnat Zapolya so gern streitig gemacht hätte.

1527 Karls zweiter italienischer Krieg dauerte von 1527—1529. Am 6. Mai 1527 erstürmte das kaiserliche Heer, dessen Befehlshaber Karl von Bourbon dabei den Tod fand, Rom: die Landsknechte verhöhnten in lächerlichem Aufzuge das Papsttum, „das sie dem Luther schenken wollten". Mit dem Papste schloß Karl am 29. Juni 1529 zu Barcelona Friede: Clemens VII. bequemte sich, die Herrschaft des Kaisers in Italien anzuerkennen. Zwischen Franz I. und Karl V. vermittelten die Mutter des ersteren und die Tante des letzteren, Margarete, Statthalterin der Niederlande, den nach ihnen genannten „Damen-
1529 frieden" von Cambrai (Juli 1529). Der Vorteil war wesentlich auf der Seite des

Digitized by Google

Kaisers. Zwar gab er die Eroberung von Burgund auf, aber Franz I. verzichtete auf seine italienischen Ansprüche, entsagte der Lehensherrschaft über Artois und Flandern. Der Friede, gegen den Franz gleich wieder protestierte, ward von beiden Seiten nur als ein Waffenstillstand betrachtet.

Nachdem sich der letzte Jagellone, Wladislaus II., Sohn Ludwigs II., im Jahr 1521 mit Maximilians Enkelin Maria vermählt hatte, bildete sich in Ungarn eine habsburgische Partei, deren Hauptwidersacher Johann Zapolya, Woiwode von Siebenbürgen, war. Dieser Zwist machte das ohnehin ziemlich zerrüttete Königreich erst recht unfähig, den Türken, welche bereits vor Jahren Belgrad erobert hatten, Widerstand zu leisten. Von dem großen Soliman am 29. August 1526 bei Mohacz geschlagen, fand Ludwig auf der Flucht einen unrühmlichen Tod.

Während Karl V. durch die italienischen, Ferdinand durch die ungarisch-türkischen Angelegenheiten beschäftigt wurde, konnte die neue evangelische Lehre, begünstigt durch den Speierer Abschied, sich weiter verbreiten und die evangelische Kirche sich begründen. In Sachsen und Hessen, in den fränkischen Fürstentümern der Hohenzollern, in dem mächtigen Nürnberg, in Lüneburg, Ostfriesland und Holstein, in Schlesien und dem neuentstandenen Herzogtum Preußen befestigte sich das Evangelium.

Der längst ersterbende Deutsche Orden hatte sich zuletzt dadurch aufzuhelfen gesucht, daß er geborene Fürsten zu Hochmeistern wählte. Albrecht von Brandenburg, Hochmeister seit 1511, hatte, wie seine Vorgänger, die polnische Lehnshoheit nicht anerkennen wollen, von Deutschland im Stich gelassen aber nach einem unglücklichen Kriege einen ungünstigen Frieden schließen müssen. Auf einer Reise nach Deutschland wurde der Hochmeister mit evangelischen Überzeugungen durchdrungen; das Ordensland selbst sehnte sich nach der neuen Lehre, die Bischöfe liehen ihr mit Freuden Gehör. Der König von Polen wurde durch geschickte Vermittler für den Plan gewonnen, den bisherigen Hochmeister gegen Leistung der Huldigung zum erblichen Herzog zu erklären. Am 10. April 1525 fand in Krakau die feierliche Belehnung statt; die Einführung der Reformation ging leicht und glücklich von statten.

Medaille auf Markgraf Albrecht von Brandenburg, ersten Herzog von Preußen 1526. (Germanisches Museum.) Umschrift:

Exprimit Alberti atque Dorothee pagina vultus
Inclita quos primus Brussia nacta duces,
„Albrecht zeiget das Bild und auch Dorothea das erste
Herzogspaar, das besaß Preußen, das ruhmreiche Land."

Da die neuen Kirchen unter dem Schutz und dem unmittelbaren Einfluß der Landesfürsten gegründet wurden, so baute sich ihre Organisation nicht auf der demokratischen Grundlage des Gemeindeprinzipes auf, sondern man gestaltete sie von oben her nach monarchischen Grundsätzen.

Der Landesfürst nahm die Stelle des obersten Bischofs ein: indem er einige der bischöflichen Rechte den Superintendenten übertrug, die aus der Pfarrgeistlichkeit hervorgingen, wurde dieser ein bescheidener Anteil an der Kirchenregierung gewährt. Was die äußerlichen Änderungen betrifft, so waren es im wesentlichen folgende. Der Cölibat der Geistlichen wurde aufgehoben, auch Luther hatte sich am 13. Juni 1525 mit der ehe-

Digitized by Google

maligen Nonne Katharina von Bora vermählt; die Mitglieder der Klöster kehrten größtenteils in die Welt zurück; die meisten Klöster gingen ein. Die Klostergüter wurden für milde Stiftungen bestimmt oder an die Gründung von Schulen oder Universitäten — so Marburg — gewendet; freilich verschwand auch mancher Erlös in den bodenlosen landesfürstlichen Kassen.

Mit der Sorge für die innere Befestigung der neuen Lehre machte den Anfang Sachsen, wo im November 1528 auf Luthers Betreiben eine Kirchenvisitation veranstaltet wurde. Die Pfarrer wurden angewiesen, in allem Äußerlichen das Herkömmliche thunlichst zu schonen; was irgend bestehen konnte, behielt man bei. Zur Unterweisung in den christlich-evangelischen Wahrheiten gab dann Luther im folgenden Jahre den großen und kleinen Katechismus heraus, „ebenso kindlich, wie tiefsinnig, so faßlich, wie unergründlich, einfach und erhaben."

9. Der Reichstag von Speier. Die Protestanten (1529).

1529 Durch den Frieden, welchen Karl V. im Jahr 1529 mit dem Papste schloß, hatte er sich verpflichtet, der „verpestenden Krankheit der neuen Meinungen" ein Ziel zu setzen. Die lutherische Gesinnung der deutschen Nation vornehmlich hatte dem Kaiser zu seinem Übergewicht über den Papst verholfen: die Ausrottung derselben Lehre war der Dank, den der undeutsche Fürst in seinem dynastischen Interesse der Nation abstatten wollte.

Vom Papst direkt aufgefordert, sich der Religionssache kräftiger anzunehmen als bisher, hatte Karl schon im November des Jahres 1528 einen
1529 Reichstag nach Speier zum 21. Februar 1529 einberufen; die Stände wurden bedeutet, daß man auf die Ausbleibenden keine Rücksicht nehmen werde. Pünktlich ward die Versammlung eröffnet; die kaiserlichen Kommissare schlugen vor, den Speierer Reichsabschied von 1526, der die Ausbreitung der lutherischen Lehre gestattete, mit einer völlig entgegengesetzten Anordnung zu vertauschen. Da in dem Ständeausschuß, welcher den kaiserlichen Vorschlag begutachten sollte, die Majorität katholisch war, nahm man ihn an. Dem Wortlaute nach konnte es scheinen, als solle nur der Fortschritt der Bewegung gehemmt werden, in Wirklichkeit aber hatte der Beschluß rückwirkende Kraft. Denn die Messe sollte überall wieder zugelassen, die Autorität der Bischöfe, welche doch die Prediger ein- und abzusetzen hatten, wieder anerkannt werden. Endlich wurden die Anhänger des schweizerischen Reformators Zwingli förmlich aus dem Frieden des Reiches ausgeschlossen. Die evangelischen Fürsten erklärten, in Sachen des Gewissens habe die Majorität keine Geltung: dennoch erklärte König Ferdinand am 19. April die Beschlüsse der Mehrheit, welche nur noch in die Form eines „Reichsabschiedes" zu bringen waren, für angenommen und erteilte auf den Widerspruch des evangelischen Fürsten in verletzender Form eine abweisende Antwort. Mit weiteren Eingaben wollte sich Ferdinand nicht befassen, den Evangelischen blieb nichts übrig, als vor den versammelten Ständen, in Abwesenheit des Königs und der kaiserlichen Kommissarien, gegen

Digitized by Google

den Mehrheitsbeschluß einen Protest zu verlesen, infolge dessen ihnen der Name der „Protestanten" geblieben ist. Sie verlangten, wenn der Reichsabschied im Sinne der Mehrheit abgefaßt würde, müßte ihr Protest mit aufgenommen werden. Auf die weltlichen katholischen Fürsten machte dies Verfahren Eindruck, aber Ferdinand lehnte jede Annäherung, auch jene Forderung ab. Da verfaßten die evangelischen Fürsten am 25. April eine förmliche Protestationsurkunde, die sie öffentlich bekannt machten. Eine große Anzahl von Reichsstädten trat ihrer Erklärung bei.

---

10. Die schweizerische Reformation. Das Marburger Religionsgespräch (1529).

Der katholischen Majorität gegenüber war eine Vereinigung aller Evangelischen dringend geboten. Schon am 22. April hatten Sachsen und Hessen ein 1529
geheimes Bündnis mit den Städten Nürnberg, Ulm und Straßburg verabredet. Von diesen Städten hing Straßburg der schweizerischen Reformation Zwinglis an: man hatte im Gefühl der bevorstehenden Gefahr keinen Unterschied gemacht. Aber es fragte sich, ob trotz dieser gemeinsamen Gefahr an theologischen Bedenklichkeiten nicht die so überaus notwendige politische Vereinigung der deutschen und der schweizerischen Religionsgesellschaft scheitern werde.

Grundverschieden waren Luther und Zwingli nach Charakter und Bildungsgang und persönlichen Erfahrungen, nicht minder verschieden das Werk, das sie, ihrer Eigenart folgend, unter dem Einfluß der politischen Verhältnisse ihres Heimatlandes gegründet. Und außerdem schien eine Differenz in Bezug auf die grundlegende Lehre vom Abendmahl zwischen beiden Reformatoren eine unüberschreitbare Kluft zu bilden.

Der schweizerische Reformator Ulrich Zwingli (er wandelte seinen Vornamen in „Huldreich" um) wurde am 1. Januar 1484 in dem Dorfe Wildhaus (in der Grafschaft Toggenburg) geboren, wo sein Vater Amman war. In der Heimat, zu Basel und Bern vorgebildet, bezog er im Jahre 1499 unter dem latinisierten Namen „Cogentius" die Universität zu Wien und vollendete seine Studien in Basel, wo er, namentlich ein Liebhaber der Musik, ein heiteres Leben nach Art der Humanisten führte. Seit 1506 Pfarrer in Glarus, studierte er eifrig das Neue Testament, begleitete dann zweimal schweizerische Soldheere nach Italien als Feldprediger, predigte aber von 1515—1516 nachdrücklichst gegen den Krebsschaden des Söldnerwesens. Die französisch-gesinnte Partei in Glarus zwang ihn deswegen zum Rücktritt: von 1516—1518 nahm Zwingli die bescheidene Stellung eines Pfarrhelfers in Einsiedeln ein; dann aber ward er gerade wegen seiner vaterländischen Gesinnung als Leutpriester an das große Münster zu Zürich berufen. Hier bekämpfte er sowohl alle auswärtigen politischen Bündnisse, als auch die Mißbräuche der katholischen Kirche, zunächst predigte er gegen den Ablaß, den Bernardin Samson unter Mißbilligung der schweizerischen Bischöfe seit 1518 verkaufte. Außerdem aber erklärte er vom Tage seines Amtsantrittes an (1. Januar 1519), die Schrift zur einzigen Grundlage seiner Predigt machen zu wollen. Kein Universitätsgelehrter wie Luther, sah er seine Lebensaufgabe darin, die Republik, die ihn aufgenommen, sittlich und religiös umzugestalten: seine ursprünglichen Gesichtspunkte waren nicht dogmatisch-theologische, sondern moralisch-politische. Seine Parteistellung als Gegner Frankreichs begünstigte sein reformatorisches Wirken, der Papst schonte ihn noch, als Luther schon verdammt war. Der eigentliche Anfang der schweizerischen Reformation

Digitized by Google

fällt in den Beginn des Jahres 1522, wo Zwingli die Schriftwidrigkeit der Fastengebote lehrte. Nach mehreren Disputationen, durch welche der Rat die Schriftmäßigkeit der Lehre Zwinglis erhärten ließ, sagte sich Zürich von der katholischen Kirche und dem Konstanzer Bistum los. Da Zwingli alles Schriftwidrige, wie z. B. die Bilderverehrung, sogar das Orgelspiel, verwarf, waren wiedertäuferische Reformen die unausbleibliche Folge. Obwohl Zwingli für Luther persönliche Verehrung bezeugte, bestanden zwischen der schweizerischen und der deutschen Reformation schwer vereinbare Gegensätze. Nach Zwinglis Ansicht stellt „die Gemeinde" die wahre Kirche dar: sie ist formgebend, nicht irgend eine Obrigkeit, wie die fürstliche, die in Deutschland das Werk Luthers unter ihren Schutz genommen.

Folgenreicher noch war der dogmatische Unterschied in Bezug auf die Abendmahlslehre. Zwingli erklärte die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahl für undenkbar, diese Lehre also für schriftwidrig. In der Einsetzungsformel erklärte er das Wort „ist" als „bedeutet" und sah in dem Abendmahl bloß eine Gedächtnisfeier des Opfertodes Christi. Von 1524—1529 führte er einen erbitterten Kampf gegen Luther, der die durch ein Mysterium vermittelte reale Gegenwart Christi im Abendmahl lehrte.

Zuerst Bern (1528), dann Basel (1529) schlossen sich an Zürich an, zugleich mit der Annahme der Lehre die fremden Bündnisse abkündigend. Zwinglis Lehre fand in Südwestdeutschland, besonders in Straßburg, lebhaften Anklang.

Man hatte in Speier den Theologen das neue Bündnis verborgen; als man es ihnen mitgeteilt, zeigten sie sofort Bedenken oder Widerstreben. Melanchthon hätte die Anhänger Zwinglis gern aufgegeben, wenn er dadurch die Sache Luthers sichern konnte: die „gottlose" Meinung Zwinglis dürfe man nicht verteidigen; Luther stellte dem Kurfürsten Johann vor, wenn man sich mit solchen Leuten verbinde, gehe man mit Leib und Seele der Verdammnis entgegen. Obwohl die Theologen entschlossen waren, alle Maßregeln gemeinsamer Verteidigung zu hintertreiben, machte der Landgraf Philipp von Hessen einen Versuch, die streitenden Geister zu versöhnen.

„Die hervorragendste, ja einzige politische Kraft unter den protestantischen Fürsten war Landgraf Philipp von Hessen, obgleich er an Besitz und Macht nicht voranstand. Noch in voller Jugendfrische, den kleinen, aber starken Leib gestählt durch Jagd und ritterliche Übungen, fröhlich, lebenslustig und auch die sinnlichen Freuden nicht verachtend, offen und leutselig, nahm er an den großen Vorgängen regsten Anteil. Aus freier und voller Überzeugung der Religion seiner Kindheit abtrünnig geworden, schrak Philipp nicht davor zurück, die kirchlichen Fragen selber zu studieren, und gab der neuen Lehre ihre erste Hochschule zu Marburg. Er schlug die rein theologischen Fragen nicht allzuhoch an, faßte vielmehr mit weitem Blick das Ganze der Reformation. Sicher, daß es zum Kampfe kommen würde, sah er ihm kühn entgegen und wollte rechtzeitige Rüstung. Daher war und blieb die Politik das rechte Fahrwasser des Landgrafen; oft überschwenglich in seinen Entwürfen, suchte er durch ganz Europa nach Unterstützung, und machte so die kirchliche Sache zu einer internationalen. Man darf wohl sagen, daß Philipp zuerst eine Ahnung von der welthistorischen Bedeutung der Reformation gehabt hat, und diesem Gedanken ordnete er auch seine Pflichten als Reichsstand gegen den Kaiser unter." (Lindner).

Jetzt lud er Luther, Melanchthon, Zwingli und viele andre Theologen
1529 auf den Michaelistag des Jahres 1529 zu einem Religionsgespräch nach seinem Schlosse zu Marburg ein. In dem Hauptpunkt gerade einigten sich die streitenden Parteien nicht, und damit fielen all die Hoffnungen, die der

Digitized by Google

Prozeſſion Karls V. und Clemens' VII. nach der Krönung zu Bologna am 24. Februar 1530.

Darſtellung aus dem großen gleichzeitigen Kupferwerk, welches Nikolas Hogenberg als Augenzeuge über dieſe Feierlichkeit anfertigte und es „Divo et invicto imperatori Carolo V" widmete.

Digitized by Google

Landgraf in politischer Hinsicht an den Ausgang der Besprechung geknüpft, in nichts zusammen. Und dabei wuchs die Gefahr: der Kaiser hatte die Gesandten, welche ihm die Protestation überbrachten, mit entschiedenster Ungnade behandelt. Man übersah auf evangelischer Seite die Gefahr nicht, man erwog die Berechtigung des gewaltsamen Widerstandes. Luther und sein Kreis verwarf ihn: nach der Meinung dieser Theologen mußte man den härtesten Schlag seitens der höchsten Obrigkeit geduldig hinnehmen. „Gott ist getreu", sagte Luther, „er wird uns nicht lassen."

11. Der Augsburger Reichstag (1530). Der Schmalkaldener Bund. Zwinglis Tod (1531).

Nicht unmittelbar äußerte sich die Wirkung des Speierer Reichsabschiedes; Kaiser Karl war noch in Italien, König Ferdinand sah sich von den Türken unter Soliman angegriffen und mußte sich glücklich schätzen, als sich die Macht des furchtbaren Feindes an dem beherzten Widerstande des treuen Wien brach (Oktober 1529). Erst nachdem Karl V. zu Bologna die italienischen Wirren beendigt und daselbst (24. Februar 1530) als letzter der Kaiser mit vielem Pompe, wennschon ohne Mitwirkung der Kurfürsten, vom Papste gekrönt war, konnte er an die Ordnung der deutschen Angelegenheiten denken. Er schrieb zu diesem Zwecke einen Reichstag nach Augsburg aus: seine Absicht war, es noch einmal mit gütlichen Verhandlungen zu versuchen, ehe er von Gewaltmaßregeln Gebrauch machte. Am 15. Juni hielt Karl seinen festlichen Einzug in Augsburg, wo sich die Stände äußerst zahlreich versammelt hatten. Die Vermutung des Kaisers, die Protestanten würden bei seinem bloßen Erscheinen sich demütigen, bestätigte sich indes nicht. Als er

1529

1530

Türkischer Krieger mit österreichischen Bauern. Holzschnitt von Hans Guldenmundt aus der Zeit der ersten Belagerung Wiens durch die Türken.

Digitized by Google

BB
PROGENIES·DIVVM·QVINTVS·SIC·CAROLVS·ILLE
IMPERII·CAESAR·LVMINA·ET·ORA·TVLIT
AET · SVAE · XXXI
ANN · M · D · XXXI

Karl V. im 31. Lebensjahre. Kupferſtich von Bartel Beham v. J. 1531.

Digitized by Google

die Forderung stellte, die evangelischen Fürsten sollten die freie Predigt unterdrücken, sagte der alte Markgraf Georg von Brandenburg: „Herr, ehe ich von Gottes Wort abstünde, wollte ich lieber auf der Stelle niederknien und mir den Kopf abhauen lassen."

Betroffen begütigte ihn Karl in seinem gebrochenen Niederdeutsch: „Lieber Fürst, nit Kopp ab." Auch an der Fronleichnamsprozession nahmen die evangelischen Fürsten keinen Anteil. Der Kaiser beanspruchte bei der Eröffnung der eigentlichen Verhandlungen, am 20. Juni, Hilfe wider die Türken und forderte, um die religiösen Irrungen beizulegen, jeden auf, seine „Meinung, Gutbedünken und Opinion" schriftlich einzureichen. Die protestantischen Fürsten beeilten sich, der Aufforderung nachzukommen: am 25. Juni verlas Dr. Baier den deutschen Wortlaut des Bekenntnisses, das Melanchthon ausgearbeitet hatte.

Die Grundlage des Augsburger Bekenntnisses (Confessio Augustana) bilden die von Luther verfaßten Schwabacher Artikel (Oktober 1529) und die Torgauer Artikel. Es näherte sich möglichst dem katholischen Lehrbegriff, suchte die Neuerungen nur zu verteidigen und enthielt sich jedes Angriffs. Die beiden Exemplare des Bekenntnisses, der lateinische und der deutsche Text, waren von dem Kurfürsten von Sachsen, dem Markgrafen Georg von Brandenburg, den Herzögen Franz und Ernst von Lüneburg, dem Landgrafen Philipp, dem Fürsten von Anhalt und den Städten Nürnberg und Reutlingen unterzeichnet.

Auf Veranlassung der katholischen Fürsten arbeitete eine Kommission von Theologen der alten Lehre eine Widerlegung (Confutatio) der protestantischen Schrift aus (3. August): nur in der Rechtfertigungslehre gab man ein wenig nach, in allen übrigen Punkten des Glaubens und des Kultus hielt man die alte Lehre der Kirche fest. Die Widerlegungsschrift ward im Namen Karls veröffentlicht: er forderte die Evangelischen auf, in den Schoß der allgemeinen Kirche zurückzukehren; andernfalls werde er seines Amtes als Schutzherr der Kirche walten. Auch der Papst, welcher von den Forderungen der Protestanten in Kenntnis gesetzt war, ermahnte den Kaiser zu rücksichtslosem Vorgehen.

Aber auch die Evangelischen blieben fest, vor allem durch die Einwirkung Luthers, der von Koburg her — er war noch in der Reichsacht — den Mut der Bekenner stärkte. Er hielt das augenblickliche Einverständnis der katholischen Mächte für wenig dauerhaft, außerdem besiegte sein Gottvertrauen jede Zaghaftigkeit. Dieser Stimmung entsprang sein Kernlied: „Ein' feste Burg ist unser Gott", dessen Entstehung gewöhnlich in die Zeit seines Koburger Aufenthaltes verlegt wird.

Alle weiteren Vermittlungsversuche, bei denen die Evangelischen an die Grenze der Möglichkeit gingen, scheiterten an dem Widerstande des Kaisers und der Kurie. Der Reichstagsabschied ging auf das Wormser Edikt zurück und bedrohte alle Ungehorsamen mit der Acht. Leib und Seele gelobte der spanische Fürst, dem deutsches Wesen stets ein Rätsel geblieben, an die Ausrottung der Ketzer zu setzen.

Digitized by Google

HB
PROXIMVS·A·SVMMO·FERDNANDVS·CAESARE·CARLO
REX·ROMANORVM·SIC·TVLIT·ORA·GENAS
AET·SVAE·XXIX
ANN·M·D·XXXI

Ferdinand I. als römiſcher König im 29. Jahre.
Kupferſtichbildnis von Bartel Beham v. J. 1531.

Google

Es war natürlich, daß die evangelischen Stände an eine Vereinigung zu gemeinsamem Widerstande gingen. Außer der Religionssache kam noch eine politische Angelegenheit in Frage, die Wahl Ferdinands zum römischen
1530 Könige. Am 22. Dezember 1530 hielten die Unterzeichner der Augsburgischen Konfession in Schmalkalden eine Zusammenkunft und einigten sich über ein Trutz- und Schutzbündnis. Selbst Luther machte sich mit dem Gedanken gewaltsamer Gegenwehr vertraut. In der Wahlfrage gingen die Meinungen der Versammelten auseinander, aber darauf hatten sie ohnehin wenig Einfluß.
1531 Am 5. Januar 1531 ward Ferdinand zu Köln gewählt, und in der Wahlkapitulation, welche die katholischen Kurfürsten feststellten, ausdrücklich auf den Augsburger Reichsabschied verpflichtet. Die Protestanten verweigerten dem neuen Könige den Gehorsam: von den katholischen Fürsten waren die eifersüchtigen Bayernherzöge mit der Wahl höchst unzufrieden.

Auf einer zweiten Versammlung zu Schmalkalden, um Ostern 1531, wurde die Dauer des Bündnisses auf sechs Jahre festgesetzt. Hier zog man auch die „oberländischen" Städte (Straßburg, Konstanz, Memmingen, Lindau) hinzu, nachdem der Straßburger Prediger Martin Butzer in der Abendmahlslehre eine Vermittlungsidee ersonnen, die leider in der Schweiz keinen Anklang fand.

Während der Schmalkaldener Bund sich durch den Beitritt der mächtigsten norddeutschen Städte, wie Magdeburg, Hamburg, Bremen, Lübeck, Göttingen, Braunschweig und Goslar stärkte und daran denken konnte, sich eine förmliche Verfassung zu geben, erlag bereits die Reformation in der Eidgenossenschaft.

Zwingli, wie hervorgehoben, zugleich ein politischer Reformator, erregte den bittersten Haß der fünf alten Schweizerkantone, deren unberechtigten politischen Einfluß er brechen wollte. Die Waldstädte waren katholisch geblieben, sie verbündeten sich zu Anfang des Jahres 1529 mit Ferdinand von Österreich und wurden nur durch die Kriegsrüstungen Zürichs gezwungen, dem Bunde zu entsagen. Aber der Krieg war nur vertagt; im Herbst des Jahres 1531 nahmen die fünf katholischen Orte den Kampf auf, im Vertrauen auf ihre kleine, aber geschlossene Macht, welche die uneinigen Gegner
1531 wohl besiegen könne. Mit 8000 Mann brachen sie im Oktober 1531 in das Züricher Gebiet ein; am 11. Oktober stellte sich ihnen bei Kappel die kleine Züricher Streitmacht, weit unter 2000 Mann, entgegen. Alle Tapferkeit der einzelnen war umsonst: ein Viertel der Züricher fand den Tod; siegestrunken stürmten die Feinde über das Schlachtfeld. Zwingli, der als Feldprediger mitgezogen war, lag schwerverwundet unter einem Baume. „Wirst du beichten und die Mutter Gottes anrufen?" riefen ihm zwei Kriegsknechte zu. Er schüttelte mit dem Kopf, ein Unterwaldener Hauptmann gab ihm den Todesstreich. Am folgenden Tage ließen die Sieger den Leichnam durch die Hand des Henkers vierteilen, verbrennen und die Asche vom Winde verwehen.

Mit Jubel teilte Ferdinand dem Kaiser die Nachricht mit; in der Eidgenossenschaft aber begann die gewaltsame Wiederherstellung des Katholicismus.

Die oberländischen Städte, mit denen die schweizerischen Orte keinerlei Verbindung beibehalten durften, mußten nun wohl oder übel sich in dem Schmalkaldischen Bund die Stelle einräumen lassen, welche ihnen die Be-

V S
SCHWIZ
V S
VRI
V S
VND WALDE
V S
ZVRICH

Aus der Zeit der Schlacht bei Kappel: Die Bannerträger von Schwyz, Uri, Unterwalden und Zürich.
Gleichzeitige Kupferſtiche von Virgil Solis.

Digitized by Google

1531 ratungen zu Nordhauſen und Frankfurt (November und Dezember 1531) anwieſen. Der Bund, welcher Nord- und Süddeutſchland einte, war von hervorragender politiſcher Bedeutung. Wer Öſterreich fürchtete, über Öſterreich klagte, näherte ſich den Verbündeten: ſelbſt das katholiſche Bayern lehnte ſich an den Bund, um der Verwaltung des gehaßten Königs Ferdinand Oppoſition zu machen.

12. Der Nürnberger Religionsfriede (1532). Der Friede zu Cadan (1534).

Es ſchien, als eile die Vorſehung, Luthers Zuverſicht zu belohnen. Der Sultan Soliman, für den das religiöſe Zerwürfnis in Deutſchland kein Geheimnis war, baute darauf ſeine Eroberungspläne. Jetzt bedurfte der
1531 Kaiſer auch der Proteſtanten; im Sommer des Jahres 1531 eröffnete man mit ihnen Verhandlungen, da der ſeit dem April zu Regensburg verſammelte Reichstag keine allzu reichliche Türkenhilfe bewilligte. Ehe die Türken wirklich losbrachen, wurden jene Verhandlungen lau geführt; als ſich aber Soliman
1532 am 26. April 1532 in Bewegung ſetzte, mußte man die Bedingungen der Proteſtanten annehmen. Sie forderten die Verkündigung eines allgemeinen Friedens und Einſtellung der Prozeſſe, welche das Kammergericht gegen ſie eingeleitet. Wegen des Widerſtandes, den Karl bei dem päpſtlichen Legaten und der katholiſchen Majorität fand, verkündigte er nur den Frieden in einem öffentlichen Erlaß; über die Einſtellung der Prozeſſe gab er den Proteſtanten
1532 von Nürnberg aus eine geſonderte Erklärung (Auguſt 1532), welche jene nicht ganz befriedigte. Indeſſen durften ſie wenigſtens bis zur Berufung eines allgemeinen Konziliums auf Ruhe rechnen.

Bald nach Erlaß dieſer Verſicherung ſtarb Kurfürſt Johann der Beſtändige von Sachſen an einem Schlagfluß. Ihm folgte Johann Friedrich.

Auch Luthers Vorausſicht, daß der Bund zwiſchen dem Kaiſer, dem Papſt und Franz I. von keiner Dauer ſein werde, bewahrheitete ſich. Der Papſt war gegen die Berufung eines Konzils und näherte ſich Franz I., der im Jahr 1532 ſeine alten Pläne wieder aufnahm. Demgemäß unterſtützte er das Unternehmen, den vertriebenen Herzog Ulrich von Württemberg, den geſchwornen Feind Öſterreichs, wieder in ſein Land zurückzuführen. Philipp von Heſſen beredete zu Bar-le-duc mit Franz I. die Einzelheiten des Planes, welchem ſelbſt die Herzöge von Bayern hold waren. Die Gelegenheit war günſtig: der Schwäbiſche Bund, mit deſſen Hilfe Öſterreich dereinſt den Herzog vertrieben, hatte ſich aufgelöſt, die Herzen des württembergiſchen Landvolkes ſchlugen dem angeſtammten Fürſten entgegen. Mit raſch geworbenen Reiter-
1534 ſcharen drang Philipp im Mai des Jahres 1534 in Württemberg ein und zerſprengte am 13. die öſterreichiſche Streitmacht bei Lauffen am Neckar. Herzog Ulrich wurde mit Jubel aufgenommen: es konnte keine Frage ſein, daß er auch

in der Religionsſache ſich den Gegnern Öſterreichs anſchloß. Karl V. machte Miene, den kecken Landgrafen zu züchtigen, aber ſein Bruder Ferdinand ſah ein, daß Württemberg für ihn verloren war: er ſchloß am 27. Juni zu Cadan (einem böhmiſchen Städtchen zwiſchen Saaz und Annaberg) mit ſeinen Widerſachern Frieden. Herzog Ulrich ſollte in Zukunft ſein Land als Afterlehn von Öſterreich, jedoch mit Sitz und Stimme im Reich, beſitzen. Dagegen gab der Kurfürſt von Sachſen ſeine Oppoſition gegen Ferdinand auf und erkannte ihn nun als römiſchen König an.

Der Friede von Cadan förderte in ganz Süddeutſchland die Reformation. So trat auch die Stadt Augsburg förmlich über. In Württemberg ſelbſt vollzog ſich die Umgeſtaltung ſehr leicht, das Land wurde bald ein Hort des Evangeliums und die vom Herzog geförderte Univerſität Tübingen die Pflanzſchule tüchtiger Theologen.

13. Die Wiedertäufer in Münſter. Georg Wullenweber (1535).

Nicht ohne Gewaltſamkeiten hatte ſich die Ausbreitung der neuen Lehre auf weſtfäliſchem Gebiet vollzogen: meiſt ging mit der religiöſen Bewegung eine Auflehnung der Niederen gegen die Höheren, Rat, Biſchof, Kapitel oder Ritterſchaft, Hand in Hand. So erzwang ſich auch die Stadt Münſter im Februar 1533 eine evangeliſche Kirchenordnung, und dieſes Beiſpiel würde 1533
für ganz Weſtfalen entſcheidend geweſen ſein, hätte nicht an dieſem Punkte der vorübergehende Triumph wiedertäuferiſcher Lehren eine völlige und blutige Reaktion zur Folge gehabt.

Johann von Leyden und Knipperdolling.
Gleichzeitiges Ölbild, aufbewahrt in der Bibliothek der Akademie zu Münſter.
Die Beiſchriften:

Iohann Beuckels von Leyden
König der Anabaptisten
zu Münster in
Westphalen
1533

I. Bernhard Knipperdollinck
Prophet der Anabaptisten
zu Münster in
Westphalen
1533

Wiedertäuferiſche Lehren hatten ſich an den verſchiedenſten Orten unmittelbar nach dem Beginne der Reformation gezeigt. Die Verwerfung der Kindertaufe war nur das Wahrzeichen einer Richtung, die noch in vielen andern Dingen von der neuen Lehre abwich, in ſich ſelbſt aber mannigfache Unterſchiede zuließ. Da predigten

die einen strengste Gütergemeinschaft, andre hatten hinsichtlich der Ehe, hinsichtlich des Predigtamtes sehr freie Ansichten. Alle aber einten sich in dem Gefühl des Auserwähltseins und in dem Glauben, der Untergang der Welt stehe bevor, ein neues Jerusalem werde nach Ausrottung der Gottlosen gegründet werden und den Auserwählten ein seliges Leben ohne Gesetze, Obrigkeit und Ehe in der Fülle des Überflusses beschieden sein. Und dieses Schwärmertum, das vielfach mit den aufrührerischen Bauernbewegungen Hand in Hand gegangen war, aber selbst nach der Besiegung der Bauern, infolge der Ausweisung der Schwärmer aus den reformierten Kantonen der Schweiz, in Ober- und Mitteldeutschland noch sich ausgebreitet hatte, wurde, gewissermaßen als ein Rest jener Bauernunruhen, von den fürstlichen Gewalten, den evangelischen sowohl als besonders den katholischen, mit blutiger Strenge unterdrückt, unterdrückt mit einer Grausamkeit, welche die gegen die besiegten Bauern verübten Greuel noch übertraf. Konnte doch in Bayern Herzog Wilhelm die entsetzliche Vorschrift geben: „wer von den Täufern widerruft, wird geköpft, wer nicht widerruft, wird verbrannt," und selbst kaiserliche Mandate und Reichstagsabschiede (von 1528 und 1529) billigten es, daß die Lehrer der Täufer auch ohne vorhergehenden Spruch des geistlichen Gerichts zum Tode durch Feuer und Schwert gebracht werden dürften. Freilich, eine völlige Ausrottung erzielte man damit nicht. Im Gegenteil, hunderte von Täufern starben ohne Widerruf den Märtyrertod, und der Druck der entsetzlichen Verfolgungen führte nur dazu, daß schließlich in den Reihen der Gequälten und Gehetzten der Schrei nach Selbsthilfe immer mächtiger ward und „maßlos, ungeheuerlich aus frühen Anfängen von Verwirrung ein zuchtloser religiöser Kommunismus sich erhob, der nur in der Anarchie noch Rettung erblickte." Und da dieser erstrebte Umsturz alles Bestehenden in der Heimat unmöglich schien, so begaben sich die fanatischen Anhänger der neuen Lehre auf die Wanderschaft, zumal nach den Niederlanden, wo sie sich mit wunderbarem Erfolge an die unteren Stände des kräftigen und weitverbreiteten Bürgertums, zumal an die Handwerker, wandten, die sich in ihren dumpfigen Werkstätten mit den ausschweifendsten apokalyptischen Vorstellungen erfüllten. „Melchior Hoffmann, ein fanatischer Kürschner aus Schwäbisch-Hall, konnte die Lehre im Jahre 1530 von Friesland aus in der verwegensten Formulierung verbreiten. Überall in den Niederlanden las man seine leidenschaftliche „Ordonnanz Gottes"; und als er selbst nach Straßburg ging, ewiger Kerkerhaft entgegen, übernahm ein Harlemer Bäcker, Jan Matthys, die Leitung der „Heiligen Hollands" und stiftete, im Verein mit seinem Landsmann Jan Bockelsohn aus Leyden, zahlreiche kleine Gemeinden." Ihren radikalen Lehren hatte sich auch der Prediger Bernd Rothmann in Münster, wo schon im Jahre 1525 die Reformation siegreichen Einzug gehalten, nach und nach völlig ergeben; seit dem Ende des Jahres 1533 füllte sich Münster mit wiedertäuferischen Aposteln aus den Niederlanden. Reißend schnell griff die Schwärmerei um sich; langmütig schonte der Rat die Sektierer, bis sie sich selbst der Gewalt bemächtigten. Bei der Ratswahl am 21. Fe-
1534 bruar 1534 ward einer der Ihrigen, Bernhard Knipperdolling, zum Bürgermeister erwählt; auch in dem Rat herrschten fortan die Wiedertäufer. Schon am 27. Februar wurden alle, welche die Wiedertaufe verwarfen, vertrieben, darauf wurden alle Bildwerke zerstört, alle Bücher, deren man habhaft wurde, verbrannt, nur die Bibel sollte übrig bleiben. Der Begriff des Eigentums hörte auf, man bildete eine einzige religiös-kriegerische Familie. Die oberste Gewalt besaß zuerst Matthys, nach dessen Tode (Ostern 1534) Bockelsohn, neben ihm regierten zwölf Älteste, welche der Prophet erlesen. Knipperdolling wurde mit dem Schwerte der Gerechtigkeit betraut. Als man Anstalt machte, die Ehe aufzuheben, zeigte sich eine nicht unbedeutende Opposition; sie ward besiegt und grausam gestraft. Gemäß der mystischen Lehre vom tausendjährigen Reich wurde denn auch Johann Bockelsohn auf Grund der Offenbarungen des Goldschmieds Dusentschuer zum König der ganzen Welt ausgerufen. Sein Regiment — er führte die Vielweiberei ein — war eine widerliche Mischung von Genußsucht, Frömmelei, Blutdurst und geistlichem Hochmut. Der Prophet ließ sich auch anfangs in seinen Freuden wenig durch die Belagerung stören, welche zuerst der Bischof von Münster allein führte. Die Mittel, mit welchen ihn

Digitized by Google

Kleve und Köln unterstützten, waren ungenügend, ein Sturm, am 30. August 1534, mißlang, und die Wiedertäufer erhoben ihr Haupt nur noch stolzer, namentlich in den Niederlanden. Allein nun nahmen sich die nächstgelegenen Kreise, der kurrheinische, der niederrheinisch-westfälische, der oberrheinische der Sache an, Sachsen und Hessen gesellten sich ihnen zu, und jetzt wurde Johanns Lage bedenklich. Der Hunger wütete in der umlagerten Stadt. In der Johannisnacht des Jahres 1535 wurde sie durch einen Handstreich eingenommen: die erbitterten Landsknechte verübten eine schreckliche Metzelei, dann folgten planmäßige Hinrichtungen. Die vorigen Machthaber wurden mit glühenden Zangen gezwickt, die entseelten Leiber am Lambertusturm in eisernen Käfigen zur Schau aufgehängt. Die lutherische Lehre war nach den letzten Vorgängen hier aussichtslos. 1534 1535

In dasselbe Jahr fällt eine andere norddeutsche Bewegung, die einen gewissen Zusammenhang mit der Reformation hat, aber doch zumeist politischer Natur ist und deren Scheitern daher auf die Ausbreitung der Reformation keine nachteilige Rückwirkung geäußert hat.

Der hochstrebende Bürgermeister von Lübeck, Georg (Jürgen) Wullenweber, welcher im Jahr 1533 durch eine demokratisch-protestantische Umwälzung an das Ruder gelangt war, wollte die verwickelten nordischen Verhältnisse dazu benutzen, die Macht der Hansa in den drei skandinavischen Reichen zu ausschließlicher Geltung zu bringen und alle Fremden, namentlich die Holländer, aus der Ostsee zu verdrängen. Der Feldherr der Lübecker, Graf Christoph von Oldenburg, nahm zwar im Sommer des Jahres 1534 die dänischen Inseln, auch Kopenhagen ein, aber dann (September 1534) bedrohte Christian von Holstein die allzu kühne Hansestadt selbst. Zum König von Dänemark gewählt, gewann er bald das Übergewicht über die Lübecker. Vergebens hatte sich Wullenweber selbst nach Seeland begeben; seine Abwesenheit hatte nur die für ihn verhängnisvolle Folge, daß die anfangs ganz aus dem Rat gedrängte Patrizierpartei wieder zu Macht und Einfluß gelangte und schließlich selbst ein Einschreiten des Reichs veranlaßte. Zwar hatte Wullenweber noch einmal auf einem Hansetage in Lübeck die Fortführung des Krieges gegen Dänemark durchzusetzen gewußt, als aber ein kaiserliches Exekutorialmandat des Reichskammergerichts zu Speier vom 7. Juni 1535 die Stadt mit der Reichsacht bedrohte, wenn nicht die alte aristokratische Verfassung wiederhergestellt würde, dankte Wullenweber ab. Bald darauf fiel er auf einer Reise, die er mit Genehmigung des Lübecker Rats behufs Anwerbung von Söldnern ins Land Hadeln unternahm, dem Erzbischof von Bremen in die Hände und ward von diesem an seinen Bruder Heinrich von Braunschweig, einen fanatischen Ketzerfeind, ausgeliefert, der ihn aufs grausamste foltern und dann (September 1537) hinrichten ließ. Das Evangelium aber hatte in Lübeck zu feste Wurzeln geschlagen, als daß es noch hätte ausgerottet werden können. Bald breitete es sich vielmehr über den ganzen Norden aus. 1534 1535

Digitized by Google

Der heilige Jakob (Schutzpatron Spaniens) die Türken niederwerfend.
Freskobild des Sodoma in Siena, gemalt zur Zeit von Karls V. Unternehmungen gegen die Türken.

14. Karls V. auswärtige Kriege. Befestigung des Protestantismus (bis zum Jahre 1539).

Die alte Feindschaft mit Franz I. und ein Unternehmen, welches in gewisser Beziehung zu dieser Entzweiung stand, ein Feldzug nach Tunis, zog
1535 den Kaiser seit dem Jahre 1535 von den deutschen Verhältnissen ab.

Ein glücklicher Seeräuber, Chaireddin, genannt Barbarossa, hatte, begünstigt von dem Sultan Soliman, zuerst Algier, dann auch Tunis eingenommen und bedrohte die Küsten des Mittelmeeres. Abgesehen davon, daß die Spanier das Emporkommen einer so gefährlichen Macht nicht dulden konnten, erschien dem Kaiser der Kampf gegen diese Ungläubigen als ein besonders würdiges Unternehmen. Er ergriff es mit Begeisterung (Frühjahr 1535) und führte es mit Glück durch. Nach einer siegreichen Schlacht bei Tunis nahm er die Stadt selbst ein: das Innere des Landes überließ er einheimischen Fürsten, sich selbst behielt er nur die Küste vor. Seine Erfolge in großartigerem Maßstabe auszunützen, hinderte ihn ein neuer Krieg mit Frankreich.

In dem Augenblick, als der Kaiser aus Afrika zurückkehrte, starb Franz Sforza von Mailand. Gern hätte Karl durch die Abtretung der vielumstrittenen Stadt den König Franz dauernd an sein Interesse gefesselt, aber Franz I. lag mehr daran, die Stellung in Italien, welche er durch zwei unglückliche Friedensschlüsse verloren, wiederzugewinnen. Unter dem Vorwande, der Herzog Karl von Savoyen wolle sein Land, das Franz I. beanspruchte,
1536 dem Kaiser einräumen, brach er im März des Jahres 1536 dort ein. Karl antwortete im Juli durch einen doppelten Angriff auf Frankreich. Aber das eine Heer, welches von den Niederlanden hereingedrungen war, mußte nach vergeblicher Belagerung der Festung Peronne abziehen, Karl selbst aus Mangel an Vorräten nach großen Verlusten die Provence verlassen. Der allerchristlichste König verband sich mit den Osmanen zu einem gemeinschaftlichen An-

Digitized by Google

griff auf den Kaiser. In Italien hielten sich in dem nun folgenden Kriege des Jahres 1537 die Gegner die Wage: der Sultan aber benutzte die Ge- 1537
legenheit, all die altberühmten Eilande des griechischen Archipelagus einzunehmen. Dem Papste Paul III. gelang es endlich, im Mai des Jahres 1538 zu Nizza einen zehnjährigen Waffenstillstand zwischen Karl und Franz herbeizuführen. Bei den bezüglichen Besprechungen wurde auch über die religiöse Frage verhandelt: Karl übernahm es, noch einmal einen gütlichen Ausgleich zu versuchen, da der Papst ein bereits von ihm angekündigtes Konzil verschob.

Auf die evangelische Sache hatten die eben geschilderten Begebenheiten den günstigsten Einfluß. König Ferdinand sah sich im Interesse des österreichischen Gesamthauses genötigt, mit den evangelischen Fürsten sehr behutsam umzugehen, er sagte den Stillstand der Prozesse am Kammergericht zu, er stellte der Erweiterung des schmalkaldischen Bundes keine Hindernisse entgegen. Am 24. Dezember 1535 wurde er auf zehn Jahre verlängert, im April des Jahres 1536 traten ihm als neue Mitglieder bei: Ulrich von Württemberg, Barnim und Philipp von Pommern, Georg und Joachim von Anhalt, Augsburg, Frankfurt, Hannover, Hamburg und Kempten.

Auch innerlich, im Punkte der Abendmahlslehre besonders, näherten sich infolge der unermüdlichen Thätigkeit des wackren Butzer die verschiedenen Richtungen. Die Süddeutschen nahmen die augsburgische Konfession und deren Apologie als ihr Bekenntnis an, Luther erkannte sie als Brüder im Glauben an. Diese theologische Versöhnung gewährleistete die Festigkeit des politischen Bundes. Eine solche war aber jetzt auch dringend von nöten.

Die Evangelischen befanden sich im Februar des Jahres 1537 zu Schmalkalden und beschlossen, das vom Papste im Jahre 1536 ausgeschriebene Konzil nicht anzunehmen, da sie es als ein allgemeines und freies nicht ansehen konnten; sie baten um eine unparteiische Versammlung auf deutschem Boden. Da erschien der kaiserliche Vicekanzler Dr. Held, der, allerdings gegen seine Instruktion und aus persönlichem Haß gegen die Evangelischen, eine völlige Reaktion in Aussicht stellte. Die Protestanten waren aufs äußerste erschreckt, die Katholiken faßten Mut, und die eifrigsten Anhänger der alten Lehre, die bereits im Jahr 1533 durch einen Vertrag zu Halle geeinten Fürsten Georg von Sachsen, Heinrich von Wolfenbüttel, Erich von Kalenberg, Albrecht von Mainz, beschlossen, dem schmalkaldischen Bündnis ein ähnliches eutgegenzusetzen. Wirklich kam am 10. Juni 1538 dies Bündnis zu Nürnberg zustande, auch König 1538
Ferdinand, erst später der Kaiser, traten ihm bei. Dr. Held that sein möglichstes, um die Häupter beider Parteien an einander zu hetzen, auf beiden Seiten rüstete man.

Im Grunde war aber der Kaiser mit Held unzufrieden, denn an einem Kriege in Deutschland war ihm jetzt durchaus nichts gelegen. Da sich nun sowohl unter den rheinischen Kurfürsten eine gemäßigte Meinung geltend machte, als auch der junge Kurfürst von Brandenburg Joachim II. (seit 1535) sich zur Vermittlung erbot, so beauftragte Karl mit diesem wichtigen Geschäfte seiner-

Digitized by Google

seits einen neuen Bevollmächtigten, den Erzbischof Johann von Lund. Auf dem
1539 Frankfurter Tage (Februar bis April 1539) einigte man sich zwar nicht, aber der Erzbischof suspendierte die Prozesse des Kammergerichts auf achtzehn Monate und trug sogar selbst auf einen Religionsvergleich an. Der Schmalkaldener Bund hatte einen bedeutungsvollen Sieg erfochten.

Wie wertvoll der Rückhalt war, den der Bund gewährte, zeigte sich sofort. Der reformfeindliche Herzog Georg von Sachsen, welcher am 17. April 1539 starb, hatte testamentarisch bestimmt, sein Bruder Heinrich, ein erklärter Freund der neuen Lehre, dürfe das Erbe nur antreten, wenn er sich dem katholischen Nürnberger Bunde anschlösse; im entgegengesetzten Falle solle König Ferdinand sein Erbe sein. Allein der Herzog, dem der Landgraf sofort Bundeshilfe zusagte, kümmerte sich nicht im geringsten um die bezüglichen Erklärungen Ferdinands: er begann die Reformation durchzuführen; am ersten Pfingsttage des Jahres 1539 predigte Luther in Leipzig.

Und nun trat, gewiß unter dem Einfluß der von Frankfurt ausgegangenen versöhnlichen Stimmung, endlich auch Brandenburg in die Reihe der evangelischen Staaten ein. Umsonst hatte Joachim I., vor dessen fanatischem Glaubenseifer selbst seine Gemahlin, die fromme Elisabeth, vom Hofe fliehen mußte (26. März 1528), seinen Söhnen auf dem Totenbette den Eid abgenommen, der römischen Kirche treu zu bleiben. Der jüngere Sohn, Johann von Küstrin, eine entschlossene Natur und Luthers Sache längst aufrichtig ergeben, führte sofort nach seinem Regierungsantritt (1535) die Reformation ein und trat im Jahr 1538 dem Schmalkaldener Bunde bei; der ältere, Kurfürst Joachim II., stellte dem Fortschreiten der evangelischen
1539 Lehre wenigstens keine Hindernisse entgegen. Im Februar des Jahres 1539 sprach die Bürgerschaft von Berlin und Kölln, wenig später die märkische Ritterschaft den Wunsch aus, die „reine göttliche Lehre" anzunehmen; der gelehrteste Bischof des Landes, Matthias von Jagow (von Brandenburg), entschloß sich, die Umwandlung nach Kräften zu fördern. Aus seinen Händen empfing am 1. November 1539 Kurfürst Joachim zu Spandau, wo seine geliebte Mutter nach ihrer Heimkehr den Witwensitz aufgeschlagen, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Unverzüglich folgten diesem Beispiel die Hauptstadt und das Land. Wie ernst es der Kurfürst mit seinem Übertritt meinte, zeigte eine unmittelbar darauf vorgenommene Kirchenvisitation und der Erlaß
1540 einer Kirchenordnung (1540); und zur Förderung der religiösen Erkenntnis ließ sich Joachim die Pflege des Schulwesens besonders angelegen sein. Allerdings wurde manche Äußerlichkeit des katholischen Kultus beibehalten, und es bedurfte der Autorität Luthers, um Argwohn und Unzufriedenheit zu dämpfen.

Auch trat Joachim II. dem Schmalkaldener Bunde nicht bei; er wollte sich mit dem Kaiser nicht entzweien, zufrieden, die rechte Lehre eingeführt zu haben.

Digitized by Google

Der einzige katholische Fürst des brandenburgischen Hauses, der auch füglich nicht zur Reformation übertreten konnte, Albrecht von Mainz, gab den Ständen seiner norddeutschen Stifter Magdeburg und Halberstadt, gegen Bezahlung seiner Schulden, die Einführung der neuen Lehre frei; Halle, das er sich anfangs vorbehalten hatte, trat auch über. Auch in Braunschweig-Kalenberg wurde nach Herzog Erichs Tode reformiert, ebenso in Mecklenburg (1540).

15. Die Religionsgespräche zu Hagenau, Worms und Regensburg (1540 und 1541).

Das Jahr 1540 schien den Protestanten anfänglich schwere Gefahren zu 1540
bringen. Der Papst arbeitete eifrig an einer völligen Aussöhnung zwischen Franz I. und Karl V.: der Kaiser war geneigt, sogar ein Familienbündnis mit seinem langjährigen Gegner zu schließen; er hätte die Niederlande seiner Tochter als Ausstattung mitgegeben. Zum Glück für die Protestanten, gegen welche sich dann die verbündete Macht beider Fürsten gewendet haben würde, scheiterte der Versuch wieder an den italienischen Ansprüchen der Rivalen; am 5. Juni 1540 wurden die Verhandlungen abgebrochen.

Damit nun nicht etwa Frankreich den religiösen Zwist in Deutschland zu seinem Vorteil ausbeute, mußte der Kaiser an die Beilegung desselben denken. Ohne geradezu den Frankfurter „Anstand" zu bestätigen, gewährte er, was der Erzbischof von Lund im Einklange mit den Städten dort in Aussicht gestellt hatte: der Kaiser schrieb eine Versammlung nach Speier aus, wo die Religionsstreitigkeiten unter der Teilnahme von Laien zum Austrag gebracht werden sollten. Alle Einreden des päpstlichen Legaten fruchteten nichts; Deutschland, so schien es, sollte unter kaiserlicher Autorität sein eigener Richter sein.

Leider gaben die Protestanten in Hagenau, wo — statt in Speier — die erste Vorbesprechung stattfand, dem Kaiser anheim, doch einen päpstlichen Legaten zu den Verhandlungen hinzuzuziehen. Derselbe verstand es denn auch vortrefflich, auf einem zweiten Tage in Worms den Protestanten die eben gewonnene Position wieder zu entreißen. Am liebsten hätte er nur einen Schriftenaustausch zugelassen, jedoch nahm das Gespräch am 14. Januar 1541 seinen Anfang. Melanchthon und Eck disputierten über die 1541
Lehre von der Erbsünde. Da lief ein kaiserliches Schreiben ein, durch welches Granvella, der Vertreter des Kaisers, abberufen und die Parteien auf einen Reichstag nach Regensburg eingeladen wurden. Hätte das Gespräch seinen Fortgang ungestört nehmen können, so würde sich unzweifelhaft die Mehrheit für die neue Lehre entschieden haben. So aber hatte die Kurie diese Gefahr für diesmal noch abgewendet. Gewonnenes Spiel hatte sie freilich noch nicht; denn auf dem Reichstag sollte das Religionsgespräch erneuert werden. Und wahrlich, so günstig wie hier war nie vorher die Gelegenheit zur Verständigung. Der Papst hatte einen Legaten geschickt, der selbst von der Notwendigkeit einer innerlichen Reform der Kirche überzeugt war, den Venetianer Contarini; Martin Butzer, der die Evangelischen geeint, hatte einen Vermittelungsvorschlag zwischen Protestanten und Altgläubigen entworfen. Granvella fand die Schrift geeignet, zur Grundlage der Verhandlung zu dienen. Luther erklärte sie für „gut gemeint". Neben Eck und Melanchthon ernannte der Kaiser die gemäßigten Theologen zu „Kollokutoren" (Teil-

Digitized by Google

nehmern des Gesprächs). Über einige der wichtigsten Punkte der Lehre einigte man sich fast völlig; in der Lehre von der Kirche, dem Papst und den Konzilien gingen die Ansichten schon auseinander; an der Lehre vom Abendmahl scheiterte die Verständigung.

Der Kaiser ließ beantragen, daß man wenigstens in den Punkten, über die man sich zuerst verglichen, bis zu einem Konzilium Toleranz gewähre. Die Kurfürsten entschieden sich dafür, aber der Fürstenrat schloß sich ihnen nicht an; hier überwog der Einfluß Bayerns. Auch geheime römische und französische Einwirkungen machten sich geltend. Der Kaiser konnte seine Absichten einer so starken Opposition gegenüber nicht verwirklichen; der Kurfürst von Mainz soll geäußert haben, die Katholischen seien ohne Schutz, sie würden sich einen andern Kaiser suchen müssen. Statt sich untereinander zu verständigen, fragten die Stände bei dem Legaten an; er entschied, daß das im Gespräch Vereinbarte erst einem Konzile unterbreitet werden müsse. Der Kaiser war wieder genötigt, mit beiden Parteien zu unterhandeln, und seine Doppelstellung trat hier in ein besonders grelles Licht. Auf der einen Seite bestätigte er den Nürnberger Bund, welcher den Protestanten so feindselig war; auf der andern gewährte er ihnen in einer „Deklaration" so weitgehende Zugeständnisse, daß die Reformation bis zu dem Konzile nicht nur unantastbar war, sondern sich ungestört weiter entwickeln konnte. Er bestätigte die brandenburgische Kirchenordnung, mit dem Landgrafen von Hessen schloß er (13. Juni) ein förmliches Bündnis, durch welches Philipp völlige Amnestie erhielt und sich verpflichtete, jede Verbindung der Schmalkaldener mit Frankreich oder England zu hindern. Natürlich ließ sich Karl bei diesen Abmachungen lediglich von politischen Erwägungen und seinem dynastischen Interesse leiten. Besonders wirkte damals auf ihn das Verhältnis zu dem Herzog Wilhelm von Kleve, der sich auch das Herzogtum Geldern verschafft und an den Grenzen der Niederlande eine bedrohliche Macht gegründet hatte, eine Macht, die dem Kaiser umsomehr ein Dorn im Auge sein mußte, als auch mit ihrer Aufrichtung die Einführung der Reformation Hand in Hand ging.

---

16. Auswärtige Kriege Karls V. Die Unterwerfung von Braunschweig (1542). Klevescher Krieg (1543).

Die mildere Behandlung, welche die Protestanten seit dem Regensburger Gespräch erfuhren, verschaffte dem römischen Könige Ferdinand eine ansehnliche Hilfsbewilligung gegen die Türken. Gleichwohl richteten die Reichsvölker, mangelhaft ausgerüstet, ohne Geschütz, keine Heldenthaten aus, und Kurfürst Joachim II., welcher die Anführung hatte, erwarb sich keine Lorbeern. Ebenso wenig lachte das Glück dem Kaiser Karl, welcher im Herbste des
1541 Jahres 1541 sein früheres Unternehmen auf Tunis durch die Eroberung von Algier zu ergänzen gedachte. Ungünstige Witterung, die mauriſchen Reiter zwangen ihn zur Umkehr, sieglos kam er am 1. Dezember in Carthagena an.

Digitized by Google

Warhafftige vnd gewiſe.

Newe zeytung, Wie die Röm. Key. Mey. auff den xx. Octobris/deß xlj. Jars/mit einer treffenlichen Armada/ die Statt Algiero zů Erobern/ daſelbſt ankommen/ Was auch Jr Meye. als ein hertzhaffter Kriegßherr/ vonn tag zů tag/ zů Eroberung bemelter Statt/ gehandelt/ vnd wie mannlich Jr Maye. ſampt der ſelben Kriegßvolck/ ſich daſelbſt/ ſo lang gehalten/ biß das Jr Maye. auß getrangter hungers not/ mit verluſt etlicher ſchiff/ ſich wyderumb dem vngeſtümen Meer/ ſampt allem Kriegßvolck/ zum abzug/ befelhen müſſen.

Titel und erſte Textſeite einer „Neuen Zeitung" über Karls V. Zug gegen Algier, gedruckt wahrſcheinlich 1542. Genaue Nachbildung des Originals im Beſitz der Verlagshandlung. Als Beiſpiel von Form und Inhalt der damaligen, unſre heutigen Zeitungen vertretenden „Newen Zeytungen".

Digitized by Google

AIn Hauptman mit namen Philippin Celeſe/ iſt widerumb zů rugk vonn Algiero herkom̄en/ wolcher fürwar nit gůte zeittungen von Römiſcher Keyſerlicher Mayeſtet Armada gepꝛacht ꝛc. Vnd ſonderlich ſo iſt der recht grund durch einen glaubhafftigen erfarnen mann/ alſo mit obgenanntem Philippin ankommen/ ſolliche zeyttungen/ geoffenbaret/ vnnd verſtendiget wordenn/ vnnd iſt auch gedachts Hauptmanns geſell geweſen/ hatt Herꝛ Johann Anthonio de Fauo gehayſſenn/ der erzelet nachuolgender geſtallt ꝛc.

Auff den zweyntzigſten tag Octobris/ iſt Römiſche Keyſerliche Mayeſtet ſonder mangel/ mit jhrer Armada/ vier Welſch Meyl/ von Algiero wol ankommenn ꝛc. iſt allda biß an den vierdten tag inn ſchif-

Schon das nächste Jahr brachte ihm neuen Krieg mit Frankreich. Die Irrungen mit König Franz hatten sich seit dem Jahre 1540 nicht ausgeglichen; neuerdings war der König mit dem Herzog von Kleve in ein Bündnis getreten, die Niederlande waren demnach von zwei Seiten bedroht. Zwar richteten die französischen Heere anfangs nichts Erhebliches aus, bald aber machte sich ein weiterer Verbündeter des Königs, der Sultan Soliman, zum Angriff bereit.

Unter solchen Umständen war es von größter Wichtigkeit, wie sich die Protestanten verhalten würden. Unter den Häuptern derselben bestand seit dem Jahre 1540 eine lebhafte Verstimmung, weil Landgraf Philipp bei Lebzeiten seiner Gemahlin zu einer förmlichen zweiten Ehe geschritten war und damit ein Ärgernis gab, welches nur allzuleicht der Einwirkung der neuen Lehre zugeschrieben werden konnte, obgleich die Protestanten Philipps Verfahren der Mehrzahl nach entschieden mißbilligten. Da man dem Landgrafen aus der Mitte der eigenen Partei heraus mit Kaiser und Reich drohte, hielt Philipp es für geraten, sich dem Kaiser so viel als möglich zu nähern: so erklärt sich auch das Bündnis, das er zu Regensburg mit Karl V. schloß. Indes zeigte der Landgraf an einer andern Stelle doch, daß er damit der evangelischen Sache nicht untreu geworden war.

Der Herzog Heinrich von Braunschweig nämlich, ein roher, gewaltthätiger Fürst, der katholischen Kirche blind ergeben, beschloß, ein gegen das protestantische Goslar ergangenes kammergerichtliches Urteil zu vollstrecken, obwohl die Exekution desselben vom Kaiser und König ausdrücklich suspendiert worden war. Ohne Grund hoffte der Herzog auf Hilfe von seiten des kaiserlichen Hofes: der schmalkaldische Bund überzog den Friedbrecher mit Krieg, Landgraf Philipp nahm in raschem Siegeslaufe das Land des Herzogs ein, der zur Unzeit die Seinigen verließ, um neue Hilfe zu beschaffen; am 13. August 1542 1542
nahmen die Feinde seine Stadt Wolfenbüttel ein; der Hofprediger des Landgrafen hielt daselbst die erste evangelische Predigt. Bezeichnend genug wählte er als Text die Erzählung vom ungerechten Haushalter.

So stark fühlten sich die Protestanten nach diesem Siege, daß sie auf dem nächsten Reichstage zu Nürnberg (Januar 1543) vollkommene Freiheit der 1543
Lehre forderten und die Auflösung des verhaßten Kammergerichtes beantragten. Zwar wurde beides nicht bewilligt, dafür verwarfen die Protestanten aber auch den Reichsabschied und nahmen eine trotzige, selbstbewußte Haltung an.

Wer weiß, was sie dem Kaiser, der im Jahre 1543 von Feinden umringt war, würden haben abzwingen können, wäre nicht der Landgraf an die kaiserliche Politik gefesselt gewesen! So wurde zunächst der Herzog von Kleve preisgegeben, dessen Aufnahme in den schmalkaldischen Bund Philipp von Hessen hintertrieben hatte. Mit geringer Mühe zwang ihn Karl zur Unterwerfung; er mußte Geldern abtreten und sich glücklich schätzen, daß man ihm wenigstens sein eigenes Land ließ. Auch den schon begonnenen Kirchenwechsel mußte er auf Befehl des Kaisers abstellen.

Digitized by Google

Ornamentstich von Virgil Solis (um 1545): Karl V., Ferdinand und Franz I. mit ihren Frauen.

17. Reichstag zu Speier (1544). Friede zu Crespy (1544).

Nun fragte es sich, ob die Protestanten den Kaiser in seinen Kriegsplänen gegen Frankreich unterstützen würden: auf einem Reichstag zu Speier
1544 (Februar 1544) forderte Karl Reichshilfe gegen Türken und Franzosen. Es kam dem Kaiser zu statten, daß er damals in offenkundigem Zwist mit dem Papste stand und daß sein Gegner, der „allerchristlichste" König, mit den Ungläubigen im Bunde war. Jener Umstand gewann dem Kaiser die Sympathie der Protestanten, die sich außerdem durch gleisnerische Phrasen der spanischen Anwälte bethören ließen; die zweite Angelegenheit schien den Evangelischen ganz besonders geeignet, ihre Zugehörigkeit zur christlichen Kirche durch die That zu erweisen.

Anstandslos ward die geforderte Reichshilfe bewilligt, welche der Kaiser zur Verteidigung bedurfte. Als es sich dann um weitere Bewilligungen handelte, mittelst welcher Karl den Angriffskrieg führen wollte, brachten die Protestanten ihre Sache mit Geschick und Erfolg zur Sprache. Im wesentlichen erhielt der Zustand der evangelischen Landeskirchen die Bestätigung des Reiches; hinsichtlich des Kammergerichts wurde völlige Rechtsgleichheit in Aussicht gestellt. Herzog Heinrich von Braunschweig, der Heißsporn der Katholiken, erhielt sein Land nicht wieder; es wurde dem Kaiser zur einstweiligen Verwaltung übergeben.

Die völlige Beendigung des Religionsstreites verwies der Kaiser auf ein „gemeines, freies, christliches Konzilium". Käme dies nicht in kürzester Frist zu stande, so wollte der Kaiser für den nächsten Herbst oder Winter einen Reichstag berufen, auf welchem die Stände mit ihren Reformationsentwürfen erscheinen sollten. So kam man wieder auf den Gedanken zurück, die Streitigkeiten unter sich selbst auszutragen.

Nie zuvor war das Verhältnis zwischen dem Kaiser und den Häuptern der Protestanten gleich freundschaftlich, wie hier. Besonderer Auszeichnung erfreute sich der Landgraf, der nach Beendigung des Krieges mit Frankreich die Nation gegen die Türken führen sollte.

Der Feldzug gegen Franz I. war kurz und glücklich. Karl drang weiter in Frankreich ein, als je ein deutsches Heer seit den Tagen Ottos II. gekommen war: schon zitterte Paris. Da indes mancherlei Erwägungen dem Kaiser

Digitized by Google

eine maßvolle Benutzung ſeines Vorteils empfahlen, erhielt Franz I. im Frieden von Crespy (14. September 1544) ganz erträgliche Bedingungen. 1544
Aber ein höchſt verfänglicher Artikel fand ſich in dem Vertrag: Der König verpflichtete ſich, den Kaiſer nicht allein gegen die Türken, ſondern auch zur Wiedervereinigung des Glaubens zu unterſtützen. Zielte das auf den Papſt oder auf die deutſchen Proteſtanten?

18. Das Konzil von Trient. Der Urſprung des ſchmalkaldiſchen Krieges (1545).

Die Beſchlüſſe des Reichstages zu Speier machten in Rom tiefen Eindruck: um der Gefahr vorzubeugen, daß der für das Jahr 1545 anberaumte Reichstag die Religionsſtreitigkeit ſelbſtändig ſchlichte, kündigte der Papſt ſofort ein Konzilium an; in Trient ſollte es ſich ſammeln und ſeine Beratungen eher beginnen, als der Reichstag geſchloſſen ſein konnte.

Damit ſah Karl erreicht, was er ſo eifrig betrieben: keineswegs gedachte er ſich in Trient zum blinden Werkzeug der Kurie machen zu laſſen, vielmehr ſchwebte ihm der Gedanke an eine Reformation vor, die bei dem Papſttum ihren Anfang zu nehmen habe; aber er mußte in ſeiner Stellung als Kaiſer darauf dringen, daß die Proteſtanten nun das Konzil beſchickten, das auch von ihnen ſo oft gefordert war.

Allein mit nichten konnten die Proteſtanten dieſem Anſinnen Folge leiſten, auch waren ſie durch ihre früheren Zuſagen nicht gebunden. Stets hatten ſie die Forderung eines „freien" Konzils geſtellt: der Kaiſer, wie ihre Gegner, wußten ſehr wohl, daß damit eine „unparteiiſche" Kirchenverſammlung gemeint war, nur daß ſich der Kaiſer dieſen Ausdruck nicht hatte aufdringen laſſen. Einer Verſammlung, die ſich in den hergebrachten Formen bewegte, konnten ſie kein Vertrauen entgegenbringen: ſie waren überzeugt, ihre Sache werde, wenn überhaupt unterſucht, in Trient jedenfalls verdammt werden; hatte man es doch nicht einmal für nötig gehalten, ihnen das Konzil anzukündigen. Die Forderungen des Kaiſers beantworteten ſie daher mit der Forderung eines beſtändigen Friedens, der ihnen bis zu „dereinſtiger chriſtlicher Vergleichung" ohne Rückſicht auf das Tridentiner Konzil gewährt werden ſolle. Mit Recht wiederum konnte Karl geltend machen, daß er ſich dazu niemals verpflichtet habe. Er war entſchloſſen, ihre Unterwerfung zu erzwingen. Denn von irgend welchem Verſtändnis für den wahren religiöſen Grund der lutheriſchen Bewegung war bei ihm auch jetzt noch nicht die Rede. Überzeugter denn je von der Notwendigkeit, die Einheit der alleinſeligmachenden alten Kirche wieder herzuſtellen, ſah er zudem mit immer ſteigendem Mißtrauen zugleich mit dem Schwinden der kirchlichen Einheit, infolge der Ausbreitung der neuen Lehre, auch das Reich, das er mit abſoluter kaiſerlicher Machtvollkommenheit zu beherrſchen gedachte, vielmehr allmählich zu einer Republik

von Fürsten und freien Städten sich gestalten, glaubte er mit der Kirche auch das Reich gefährdet: Gründe genug für ihn, nun endlich, nachdem ihm die auswärtigen Beziehungen die Hände frei gemacht, im Reiche selbst zu entscheidenden Schritten überzugehen.

Wohl ahnte die Mehrzahl der zu Worms versammelten evangelischen Fürsten die Gefahr, wohl tauchte der Gedanke auf, unverzüglich zu den Waffen zu greifen, aber der Kurfürst Johann Friedrich predigte zur Unzeit Ruhe.

Und doch zeigte Karl schon jetzt an einer Stelle deutlich genug, was von ihm demnächst zu erwarten stand. Auch in seinen Niederlanden regten sich evangelische Sympathien: sie konnten trotz aller Gegenmaßregeln triumphieren, wenn die Reformation, welche in dem benachbarten Kölner Erzbistum von einem der ersten Kirchenfürsten Deutschlands unternommen war, nicht
1545 gewaltsam unterdrückt wurde. Als der Kaiser im Mai des Jahres 1545 auf der Reise zum Wormser Reichstage durch Köln kam, sprach er gegen den Rat der Stadt unverhohlen aus, daß er nötigenfalls selbst der Neuerung ein Ziel setzen werde.

Hermann von Wied, (geb. 1477), seit dem Jahre 1515 erwählter Erzbischof, war der Reformation von Anfang an zugethan, zog ähnlich gesinnte Männer an seinen Hof, besuchte im Jahre 1536 mit Joachim II. den Kurfürsten Johann Friedrich, verkehrte im Jahre 1540 zu Hagenau mit Hedio, Capito und Butzer und begann im Jahre 1542 die Reform. Melanchthon lieh ihm, wiewohl erst auf wiederholte Einladung, seine Unterstützung (1543). An dem eigentümlichen Verhältnisse eines geistlichen Kurfürstentums scheiterte das Werk. Die Jesuiten hetzten in Rom, das Domkapitel besorgte Einbuße seiner Macht und seiner Einkünfte; es appellierte im Jahre 1544 an Papst und Kaiser, die Inquisition schritt gegen die dem Erzbischof Ergebenen ein. Klerus, Rat und Universität säumten nicht, gegen den Erzbischof gleichwie gegen einen Ketzer vorzugehen, in Rom ward ein Prozeß, dessen Ausgang vorauszusehen war, anhängig gemacht. Auf der Rückreise von Worms warnte Karl noch einmal den Erzbischof, der sich vergebens auf den Reichsabschied von 1541 berief. Aber, wie deutlich auch der Kaiser sich aussprach, der Erzbischof blieb unerschütterlich: er ersuchte den schmalkaldischen Bund, sich seiner Sache anzunehmen. Zum großen Verdrusse des Kaisers geschah dies wirklich, auch beschloß man, dem Kurfürsten sofort Hilfe zu schicken (21. Januar 1546), wenn er thatsächlich angegriffen würde.

Zaghaftigkeit ließ sich den Protestanten nicht vorwerfen; ein weiterer Vorgang stärkte ihr Selbstvertrauen und ihr Ansehen im Reich. Herzog Heinrich von Braunschweig besetzte mit Hilfe einer ansehnlichen Söldnerschar — man wußte nicht, wer ihm die Geldmittel gewährt — im Herbst
1545 des Jahres 1545 sein Land wieder; da trieben ihn die vereinigten Fürsten von Sachsen und Hessen in die Flucht, der Herzog kam in hessische Gefangenschaft. Auch in weiteren Kreisen entwickelten sich die Dinge in einer den Evangelischen günstigen Weise. Der Pfalzgraf nahm am 17. Januar 1546 das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, der neuerwählte Erzbischof von Mainz erbot sich zu einer „christlichen Reformation". Da auch die geistlichen Fürsten fürchteten, die Macht des Kaisers würde übermäßig wachsen, wenn er die Beschlüsse des Konzils mit Gewalt ausführe, faßte Landgraf Philipp sogar

Digitized by Google

Eigenhändiger Brief Luthers an seine Hausfrau Katharina.

Faksimile des Originals mit Siegelspuren auf der K. Bibliothek zu Berlin.

Adresse (auf der Rückseite): Meiner lieben Hausfrawen Kethe Lutherin von Bora.
Zu Handen

Vom 18. September 1541. (Katharina war wahrscheinlich auf ihrem Gute zu Zülsdorf.)

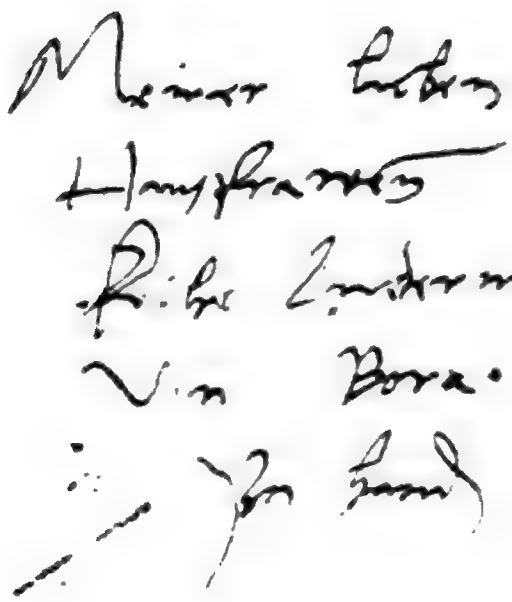
G & P (Gratiam et Pacem: Gnade und Friede.) Liebe Kethe. Ich lasse hiemit Urban zu dir lauffen, auff das du nicht erschrecken solt, ob ein Geschrey vom Türcken zu dir komen würde. Vnd mich wundert, das du so gar nichts her schreibest oder entbeutest, so du wol weißt das wir hie nicht on sorge sind für euch, Weil Meintz, Heintz und Viel vom Adel ynn Meißen uns seer feind sind. Verkauffe vnd bestelle was du kanst, vnd kome heym. Denn als michs ansihet, so wills Dreck reg(n)en, Vnd unsere sünde wil Gott heymsuchen, durch seines zorns ruten. Hie mit Gott befolhen — Amen Sontag nach Lamperti.

1541 M. Luther.

Digitized by Google

حاجی ملا

حاجی ملا کی بیوی کا انتقال ہوا۔ وہ بہت غمگین رہنے لگا۔ اس کے دوست اس کو تسلی دینے آئے۔ ایک نے کہا: "حاجی، صبر کرو۔ اللہ کی مرضی یہی تھی۔" حاجی نے سر ہلایا۔ دوسرے نے کہا: "اب تم کو نئی شادی کر لینی چاہیے۔" حاجی نے آہ بھری۔ تیسرے نے کہا: "کم از کم اس کی قبر پر جا کر فاتحہ پڑھو۔" حاجی نے کہا: "میں وہاں جاتا ہوں، مگر وہ مجھے پہچانتی نہیں۔"



den Plan, einen allgemeinen Bund der Fürsten von beiderlei Bekenntnis zu gründen, unter der Bedingung, daß keiner die zu Trient zu erwartenden Beschlüsse ausführen werde. Es konnte leicht kommen, daß die ständische Macht unter protestantischer Führung der kaiserlichen Autorität gegenüber trat.

Das Konzil war zwar am 13. Dezember 1545 eröffnet worden, der 1545
Kaiser hatte mit dem Papst einen Hilfsvertrag geschlossen, der ihm 12000 Mann zu Fuß und 500 Pferde auf sechs Monate sicherte, er begann auch zu rüsten, aber er verschleierte noch seine eigentlichen Absichten und zögerte, in die Aktion einzutreten, bis er sich den Erfolg nach Kräften gesichert hatte. Bayern wurde durch eine österreichische Heirat und die Aussicht auf die Kurwürde, welche dem Pfalzgrafen genommen werden sollte, leicht gewonnen, aber entscheidend war, daß sich in den Reihen der Protestanten selbst ein Verräter fand. Es war der mit dem Kurfürsten Johann Friedrich verfeindete Herzog Moritz von Sachsen, der Schwiegersohn des Landgrafen Philipp.

Im Jahre 1541, erst zwanzig Jahre alt, seinem Vater Herzog Heinrich gefolgt, verband dieser über seine Jahre gereifte, schöne und hochgewachsene Mann tollkühne Tapferkeit mit ausgelassener Freude an sinnlichem Genuß, wußte er durch verschlossenes Wesen die Pläne zu verhüllen, die rastlos sein verschlagener Sinn zur Erweiterung seiner Macht schmiedete. Denn ein glühender, unbezähmbarer Ehrgeiz war die eigentliche Triebfeder dieses jungen Fürsten, der, durch und durch Realpolitiker, die verworrenen Verhältnisse zur Vergrößerung seines Besitzes auszunutzen gedachte. Wohl war er Protestant, aber die religiöse Seite rührte ihn nicht sonderlich, er ordnete sie unweigerlich politischen Erwägungen unter. So sah er in dem bevorstehenden Kriege auch nicht eine Gefährdung der evangelischen Sache, sondern überlegte nur, daß dieser, wenn für den Kaiser erfolgreich, zur Demütigung Kursachsens führen werde, auf dessen Kosten er, der Albertiner, von Neid gegen die mächtigere ernestinische Verwandtschaft erfüllt, sich zu vergrößern gedachte. Machte er sich doch Hoffnung auf das evangelisch gewordene Stift Magdeburg, dessen Besitz auch Kursachsen erstrebte; dies war der Punkt, an dem der Kaiser nur anzusetzen brauchte, wollte er den jungen Fürsten, der bis zum Frühjahr 1546 sich zu den Protestanten gehalten, in seinen Dienst und sein Interesse ziehen. Versuche dazu hatte er schon früher gemacht, nachdem sein Rat Granvella, der des Herzogs Bestechlichkeit zuerst erkannt zu haben sich rühmte, seinen kaiserlichen Herrn auf den jungen, ehrgeizigen Fürsten aufmerksam gemacht. Jetzt gelang die Verständigung ohne größere Schwierigkeit.

Der einflußreichste Rat des Herzogs Moritz, Christoph von Carlowitz, führte die Verhandlung mit dem Kaiser, und Moritz begab sich zum Reichstag nach Regensburg, welchen die übrigen evangelischen Fürsten nicht besuchten. Nach seiner Ankunft erst (24. Mai) war Karl zum Kriege entschlossen, er bewilligte die Forderungen des Herzogs, der zunächst nur die Stifter Magdeburg und Halberstadt verlangte, als letztes Ziel aber die Erlangung der Kurwürde im Auge hatte. Eine unbedingte Unterwerfung unter die zukünftigen Beschlüsse des Konzils wollte aber auch Moritz nicht zusagen: in Bezug auf einige Hauptpunkte der Lehre mußte Granvella beruhigende Versicherungen geben.

Digitized by Google

19. Luthers Tod (1546). Seine Perſönlichkeit.

Ein einziger Mann hätte vielleicht die Zwietracht der ſächſiſchen Vettern, wie ſchon einmal, ſchlichten und damit den Abfall des Herzogs verhüten können: Dr. **Martin Luther**. Aber ſeit kurzem weilte er nicht mehr unter den Lebenden. Schon ſeit dem Jahre 1539 wurde er von heftigen Krankheitsanfällen wiederholt heimgeſucht, im Jahre 1545 dachte er ernſtlich daran, ſich ſogar von der Univerſität zurückzuziehen. Am Schluſſe des 1546 Jahres 1545 ward er aufgefordert, einen Streit der Grafen **Albrecht** und **Gerhard** von **Mansfeld** zu ſchlichten. Seine erſten beiden Verſuche ſcheiterten, die dritte Reiſe die er am 23. Januar 1546 antrat, brachte ihm den Tod. Er kam am 28. Januar krank in Eisleben an, predigte wiederholt, leitete die Ausgleichsverhandlungen noch bis zum 16. Februar und ſtarb am 18. Februar, ſanft und ohne Kampf. Seine letzten Worte waren die dreimal in lateiniſcher

Luthers Bildnis von Lukas Cranach dem Älteren in der Kathederwand der Aula des Auguſteums zu Wittenberg.

Luthers Predigt. Predelle des Altargemäldes von Lukas Cranach d. Älteren in der Stadtkirche zu Wittenberg. (Im Vordergrunde unter den Zuhörern Luthers Frau und Söhnchen.)

UNIV. OF
CALIFORNIA

Martin Luther nach Lukas Cranach.

Farbenholzſchnitt wie ſie vor und nach Luthers Tode zu Tauſenden verbreitet wurden.

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Lukas Cranachs Bildnis der Katharina von Bora in der Gemäldegalerie der Moritzkapelle zu Nürnberg.

Sprache wiederholten Worte des Pſalms 31, V. 6 und ein deutliches „Ja" auf die Frage, ob er auf die Lehre, welche er gepredigt, ſterben wolle. Nachdem ihm in der Kirche zu Eisleben eine Leichenrede gehalten, wurden die ſterblichen Überreſte des Reformators in einem metallenen Sarge über Halle nach Wittenberg geführt. In einem großartigen Trauerzuge erfolgte die feierliche Einholung durch das Elſterthor: in der Schloßkirche iſt Luthers irdiſche Ruheſtätte.

„Im Lebensverkehr war Luther ſehr mitteilſam, geſprächig und heiter; muſikliebend und muſikverſtändig, erfreute er ſich im häuslichen Kreiſe gern und oft am Saitenſpiel und Geſang. Eine glückliche Anlage zum Witz ſchimmert durch ſeine ſämtlichen polemiſchen Schriften durch und äußert ſich in ſeinen „Tiſchreden" auf ſehr anſprechende Weiſe." Gegen ſeine Eltern bezeigte er die zarteſte Pietät, ſein Eheleben war friedlich und zufrieden, obwohl Frau Katharina als herriſch und geizig bezeichnet wird. Eine rührende, aber allezeit ernſt-väterliche Zärtlichkeit bewies Luther gegen ſeine Kinder; bekannt iſt ſein Brief an ſein „Hänſichen" und ſeine Trauer bei dem Tode ſeines Töchterchens Magdalena († 1542 im vierzehnten Lebensjahre). Der ſicherſte und vollgültigſte Beweis für den guten Geiſt, der in ſeinem Hauſe waltete, iſt die ſogenannte „Hauspoſtille", eine von ſeinem Hausgenoſſen Veit Dietrich nachgeſchriebene Sammlung der Predigten, in welchen Luther am Sonntage die Evangelien ſeinem Hausſtande erläuterte.

Luthers Wohnſtube zu Wittenberg, wie ſie heute noch erhalten iſt.

Die Derbheiten, welche ſich in Luthers Tiſchreden finden, die Grobheiten in ſeinen Streitſchriften kommen auf Rechnung des herrſchenden Zeitgeiſtes, zum Teil ſind ſie freilich nur durch die überaus energiſche Individualität Luthers zu erklären und zu entſchuldigen. Auf die ſpäteren Theologen aber hat ſeine Schreibart keinen heilſamen Einfluß ausgeübt.

Digitized by Google

20. Der schmalkaldische Krieg an der Donau (Juni bis November 1546).

Längst hatte Karl den Krieg beschlossen, dennoch ließ er den Regensburger Reichstag seinen Fortgang nehmen, bis seine Rüstungen beendigt sein würden. Den protestantischen Fürsten konnten aber die wahren Gesinnungen des Kaisers nicht lange verborgen bleiben, sie rüsteten sich zur Verteidigung; jetzt sollte der schmalkaldische Bund die Feuerprobe bestehen. Leider umfaßte er nicht alle protestantischen Stände, vor allem fehlten die Brandenburger; aber auch die Mitglieder waren nicht ganz einig, und Pfalz war noch immer nicht beigetreten.

Dennoch bewies man in der Stunde der Gefahr lobenswerte Eintracht: die oberländischen Städte stellten in kürzester Frist 12000 Mann ins Feld; den Oberbefehl übernahm Sebastian Schärtlin von Burtenbach, ein alter kriegserfahrener Feldhauptmann, welcher die Eroberung von Rom mitgemacht. Der Landgraf von Hessen und der Kurfürst von Sachsen dachten jenseits des Thüringer Waldes eine ansehnliche Streitmacht zu vereinigen. Freilich war es verhängnisvoll, daß der fähige und energische Landgraf dem unentschlossenen, bedächtigen Kurfürsten den Oberbefehl überlassen mußte, weil dieser an Rang und Macht der erste war. Auch Schärtlin, der, in der richtigen Erkenntnis, daß es vor allem darauf ankomme, dem Kaiser den Zuzug von Italien zu sperren, mit rücksichtsloser Energie den Gegnern zu Leibe ging, bereits die wichtige Ehrenberger Klause genommen hatte und sich anschickte, das Konzil zu sprengen und Tirol zu besetzen, wurde mitten in seinem verheißungsvollen Vordringen gehemmt, weil die Oberleitung noch immer in unbegreiflicher Verblendung über die Ausdehnung der Gefahr, die Anzahl der Gegner sich Täuschungen hingab. So sollte Schärtlin Bayern schonen, um es nicht auf die Seite Karls zu treiben, mit dem es doch längst verbündet war. Ebenso rücksichtsvoll verfuhr man gegen den König Ferdinand, in der Meinung, er werde sich nicht für seinen Bruder erklären. Und doch hätte man wissen
1546 müssen, daß es einen Kampf auf Tod und Leben galt: am 20. Juli wurden Philipp und Johann Friedrich als pflicht- und eidbrüchige Rebellen in des Reiches Acht erklärt; an demselben Tage zogen — entgegen den Bestimmungen der Wahlkapitulation — die ersten spanischen Truppen in Regensburg ein; im August folgten italienische Scharen, namentlich päpstliche Hilfsvölker.

Im Anfang hatten sich auch Philipp und Johann Friedrich zu Donauwörth mit der oberländischen Streitmacht vereinigt; sie zählten 35000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter. Den kühnen, aber richtigen Gedanken, dem Kaiser eine Schlacht anzubieten, es sei bei Regensburg, Landshut oder München, gaben sie wieder auf. Mit nutzlosen Hin- und Herzügen an der Donau verbrachten sie die Zeit: nicht einmal des wichtigen Ingolstadt versicherten sie sich in dem blinden Glauben an die bayrische Neutralität. In der Nähe von Ingolstadt kam es am 30. August zu einer Kanonade, zu einer Entscheidungs-

schlacht hatte man auf beiden Seiten keine rechte Lust. Dann spielte Karl den Krieg nach Schwaben, errang aber auch hier keine größeren Erfolge, während seine des Klimas ungewohnten Truppen von der herbstlichen Witterung zu leiden hatten. Die Protestanten bezogen im Oktober ein festes Lager bei Giengen, um die schwäbischen Reichsstädte und Württemberg zu schützen. Die Entscheidung wurde durch die offene Parteinahme des Herzogs Moritz herbeigeführt.

Seine wahren Absichten hatte er so geschickt verborgen, daß die Kurfürstin von Sachsen nach der Ächtung ihres Gemahls nicht anders dachte, als daß der Vetter das Kurfürstentum decken würde. Ja sie gab dem Herzog zu verstehen, jetzt sei es an der Zeit, den König Ferdinand aus Böhmen zu verdrängen, wo er, unterstützt durch die Utraquisten, sich selbst auf den Thron schwingen könne. Statt dessen verständigte sich Moritz mit Ferdinand über die Teilung der Beute: Carlowitz entwarf die Akte, durch welche seinem Herrn die Kurwürde zuerkannt wurde. Am 27. Oktober fertigte der Kaiser die Urkunde aus. Nun fielen böhmische Truppen, denen sich der Herzog anschloß, in das Kurfürstentum ein, die überraschten Städte mußten Moritz huldigen, der sie bei ihrer Religion zu schützen versprach.

Der Kaiser triumphierte, als diese Nachrichten ihm überbracht wurden; seine Freude war berechtigt, denn das Heer seiner Gegner, infolge mangelhafter Soldzahlung längst nicht mehr zuverlässig, trennte sich nun. Man wußte, die Trennung sei höchst gefährlich: aber sollte, konnte der Kurfürst seine Truppen in Schwaben zurückhalten, während ihm sein Erbland verloren ging? Am 23. November löste sich das Lager von Giengen auf: die oberdeutschen Glaubensgenossen wurden preisgegeben. Karl hatte die ganze Zeit hindurch eine Ruhe und Zuversicht gezeigt, die großartig und bewundernswert sein würden, wüßte man nicht, daß er durch spanische List die Protestanten längst politisch besiegt hatte, ehe ein Schuß gefallen war. Aber freilich galt es nun, den Sieg in diesen Gegenden zu sichern. Das glückte über Erwarten leicht. Woher sollten die oberdeutschen Städte, das militärisch wichtige Ulm an der Spitze, den Mut und die Opferfreudigkeit nehmen, allein den Kampf bis zum letzten Blutstropfen, bis zum letzten Heller durchzukämpfen! Der Kaiser, welcher ihnen weit weniger gram war, als den fürstlichen Häuptern des Bundes, erleichterte ihnen die Unterwerfung. Er gab ihnen beruhigende Zusicherungen in der Religionssache; dafür demütigten sie sich und füllten mit Geldsummen, von denen sie nicht die Hälfte in die Kriegskasse des Bundes hatten zahlen wollen, den Beutel des Siegers. Die Strafgelder konnte Karl vortrefflich brauchen.

Nach Ulms Unterwerfung konnte sich auch Württemberg nicht behaupten. Ulrich mußte sich persönlich demütigen und eine ungeheure Summe erlegen. Am 29. Januar 1547 unterwarf sich Augsburg — die kaiserliche Huld mit 1547
150000 Gulden erkaufend —, etwas früher noch Frankfurt. Dann wurde das päpstliche Absetzungsurteil, welches im November gegen den Erzbischof von Köln ergangen war, vollstreckt. Trotz des Widerspruchs der Stände wurde der Koadjutor Adolf von Schaumburg zum Erzbischof erhoben, am 25. Februar

Digitized by Google

1547 verzichtete der achtzigjährige Hermann von Wied auf seine Würde: — er ist im evangelischen Glauben gestorben (12. August 1552). Im März empfing auch Straßburg die Gnade des Kaisers; es erhielt sie unter glimpflicheren Bedingungen, als die übrigen Städte.

21. Das Konzil von Trient. Neues Zerwürfnis zwischen Kaiser und Papst (1547).

Merkwürdig genug: indem der Kaiser die Protestanten demütigte, weil sie sich dem Tridentiner Konzil nicht hatten unterwerfen wollen, geriet er gerade mit dieser Versammlung, noch mehr mit dem Papste, der sie berufen, in heftigen Streit. Es war eigentlich schon ein Widerspruch, daß der Kaiser den besiegten Protestanten religiöse Duldung verbürgte, während das Konzil zusammenberufen war, um der Duldung ein Ende zu machen: dies war wenigstens des Papstes Absicht, wenn auch nicht ganz die des Kaisers. Aber auch sonst gingen die Meinungen und Wünsche Karls und dieser Versammlung weit auseinander. Das Konzil, welches nur einen geringen Teil der Geistlichkeit, und gar keinen Deutschen umfaßte, repräsentierte die strenge mönchisch-dominikanische Theologie, stand gänzlich unter päpstlichem Einfluß und verwarf in Lehre und Kultus jede Neuerung. Es erklärte sich ausdrücklich für die Autorität der Tradition und zeigte in seiner Mehrheit gegen die Protestanten einen Haß, der zum Teil selbst den Legaten in Erstaunen setzte. Da der Kaiser wußte, daß er die Protestanten durch bloße Gewalt nicht zur Unterwerfung unter das Konzil nötigen werde, so forderte er, daß wenigstens die Bekanntmachung der Beschlüsse, welche einen unversöhnlichen Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten begründeten, aufgeschoben würde. Der Papst beschloß, diesem Ersuchen nicht zu entsprechen, weil er dem Kaiser grollte, daß er nicht seinem Wunsche gemäß das Konzil an einen andern Ort über-
1547 tragen wollte. Daher wurden die Dekrete am 13. Januar 1547 veröffentlicht, zugleich rief der Papst seine Truppen, die er nur auf sechs Monate geliehen, aus dem kaiserlichen Lager ab: er knüpfte Verbindungen mit Frankreich an. Schon erhoben sich in Italien aufrührerische Bewegungen gegen die von Karl V. hergestellte Ordnung der Dinge, so jener Aufstandsversuch des Grafen Fiesko gegen das kaiserlich-gesinnte Haus der Doria in Genua (Januar 1547). Endlich (im März) übertrug der Papst das Konzil doch von Trient nach Bologna — angeblich wegen einer in Trient ausgebrochenen Seuche —; nur der kleinere Teil der Versammelten blieb, dem Wunsche Karls gemäß, zur Stelle. Man sprach im kaiserlichen Hauptquartier von einer Unternehmung gegen Italien; zuvor aber mußte der deutsche Krieg siegreich beendigt werden.

Digitized by Google

22. Der Feldzug an der Elbe. Schlacht bei Mühlberg (1547).

Leichte, vollständige Erfolge hatte Johann Friedrich errungen, als er im Dezember 1546 mit seinen 20000 Mann in Thüringen erschienen war. Im Sturm eroberte er sein eigenes Gebiet wieder, die Stifter Magdeburg und Halberstadt mußten ihm zu Halle huldigen, fast das ganze Land des Herzogs Moritz, außer Leipzig, nahm er ein. Nicht allein hier war die Bevölkerung auf seiner Seite, ein mächtiger Bundesgenosse zeigte sich in den utraquistischen Unterthanen der Krone Böhmen. Offen widersetzten sie sich dem Heeresaufgebot des Königs Ferdinand; hussitische Weisen erklangen begeisternd, der Gedanke an ihre einstige Unabhängigkeit erwachte. Eine Versammlung in Prag beschloß, ein Heer aufzustellen, aber nicht um den Kurfürsten zu bekriegen, sondern um das Eindringen „des fremden, unchristlichen Volkes" zu verhindern.

Ferdinand konnte dem Herzog nur geringe Hilfstruppen schicken, der Kaiser sandte den Markgrafen Albrecht Alcibiades von Kulmbach, der mit 1200 Reitern in der Stadt Rochlitz sein Hauptquartier nahm. Beide Fürsten wollten am 2. März vereint gegen Johann Friedrich ziehen, der bei Altenburg stand. Aber der Kurfürst kam dem Angriff zuvor; er überfiel den unvorsichtigen Markgrafen in Rochlitz und nahm ihn nebst seiner Schar gefangen.

Herzog Moritz war nun isoliert, König Ferdinand schrieb seinem Bruder, alles sei verloren. Und wahrlich, alles war verloren, wenn Johann Friedrich, in der Erkenntnis, daß nur ein vollständiger Sieg ihm Sicherheit gewähren könne, sich daran gemacht hätte, den Krieg im großen Stile zu führen. Er mußte Städte und Bauern Norddeutschlands in Bewegung setzen, mußte sich zum Kaiser der protestantischen Stände machen, die böhmischen Stände zu kräftigen Entschlüssen treiben. Schwer, unendlich schwer war ein solches Unternehmen, zumal jetzt, wo sich Joachim II. nicht scheute, dem Kaiser brandenburgische Truppen zu senden: und leider war Johann Friedrich nicht der Mann großartiger Pläne, herzhafter Entschlüsse.

Dagegen erfaßte Karl völlig die Bedeutung der Situation. Krank, wie er war, beschloß er, selbst mit einem Heere die Entscheidung zu bringen. Es kam ihm zu statten, daß eben sein alter Widersacher, der König Franz I. gestorben war, kurz nachdem er Sachsen seine Unterstützung verheißen. Der Kaiser traf seine Rüstungen in dem Bewußtsein des bevorstehenden Sieges.

Zum Überfluß wurde noch ein Vermittlungsversuch durch den Herzog von Kleve gemacht. Wie wäre an ein Abkommen zu denken gewesen, da Karl die Kurwürde längst an den Herzog vergeben hatte und von Johann Friedrich Ergebung auf Gnade und Ungnade verlangte!

Ungehindert gelangte Karl nach Eger, wo er nebst Ferdinand und Moritz das Osterfest beging. Nichts wurde seinem Gegner verderblicher, als die auf

Digitized by Google

Böhmen gesetzten Hoffnungen. Johann Friedrich hatte ursprünglich den äußerst verständigen Plan gehabt, nur seine Hauptfestungen zu verteidigen und die Entscheidung hinter den Mauern des wohlbewehrten Magdeburg abzuwarten. In der Hoffnung auf böhmische Hilfe hatte er aber den Plan geändert und
1547 sich an der mittleren Elbe, bei Meißen, aufgestellt. Als aber nun (April 1547) der Kaiser statt der erwarteten Bundesgenossen aus Böhmen heranzog und, ohne Widerstand zu finden, in Sachsen eindrang, blieb dem Kurfürsten nur übrig, sich nach Wittenberg zurückzuziehen. Nur der Fluß trennte die beiden an Zahl äußerst ungleichen Heere; Karl war entschlossen, mit Hilfe von Pontons oder durch eine Furt auf das rechte Ufer der Elbe hinüberzugehen. Am 23. April erfuhr er, daß der Kurfürst seine Stellung bei Meißen aufgegeben und sich mit 4000 Mann zu Fuß und 2000 Reitern bei Mühlberg festgesetzt habe.

Die Örtlichkeit war zur Verteidigung trefflich geeignet: das an sich schon höhere Elbufer krönte ein Damm, der den Schützen Deckung bot. Zwar erhielten die Spanier durch einen Bauern Kenntnis von einer Furt, aber der Übergang über den Fluß im Angesicht der Feinde war immerhin ein schweres Stück. Ein dichter Nebel begünstigte das Anrücken der Spanier; der Kurfürst hörte in Mühlberg eben die Sonntagspredigt, als die Kunde kam, man habe jenseits des Flusses große Reitergeschwader gesehen und trommeln gehört. Der Kurfürst, in der Meinung, es mit ganz unbedeutenden Streitkräften zu thun zu haben, gab zwar dem Fußvolk den Befehl zum Aufbruch, wartete aber die Beendigung des Gottesdienstes ab, ehe er sich entschloß, mit der Reiterei zu folgen. Als die Rückwärtsbewegung des Fußvolkes schon begann, hatten die kurfürstlichen Arkebusiere, welche die am rechten Ufer liegenden sächsischen Pontons bewachen sollten, — denn auch Johann Friedrich führte eine Schiffbrücke mit sich — noch Widerstand geleistet. Das Feuer der spanischen Hakenschützen vertrieb sie; vergeblich versuchten sie, die Bote zu verbrennen. Eine Anzahl Spanier, die den Fluß durchschwommen, bemächtigten sich derselben: während Albas Reiter auf der glücklich aufgefundenen Furt den Fluß überschreiten, wird die Schiffbrücke für das Fußvolk schleunigst hergerichtet. Auf die Meldung, daß der Kurfürst nur geringe Streitkräfte bei sich habe, gab Karl den Befehl zum Vorrücken und setzte sich selbst an die Spitze der Verfolgung. Bald hatte man die Nachhut des fliehenden Feindes erreicht. Wohl hätte sich der Kurfürst mit der Reiterei noch jetzt nach Wittenberg retten können, aber er wollte das Fußvolk nicht der sicheren Vernichtung preisgeben. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, den Feind abzuschütteln, sahen sich die sächsischen Befehlshaber genötigt, drei Meilen hinter Mühlberg, nach sechs Uhr abends, dem Feinde die Spitze zu bieten. Man fand sich an dem Saume eines Waldes; der Kampf hatte nur den Zweck, dem Fußvolke, der Artillerie und dem Troß den Rückzug durch den Wald zu sichern. Nach einem vorübergehenden unbedeutenden Erfolge wurde die sächsische Reiterei durch einen gewaltigen Stoß Albas geworfen, und bald artete der Rückzug in regellose Flucht aus. Nur ein kleiner Teil des Heeres entkam nach Wittenberg, die meisten erlagen den Klingen der Spanier. Der Kurfürst, von den Seinen verlassen, mußte sich nach heldenmütiger Gegenwehr dem Ritter Thilo von Trotha ergeben.

Der Gefangene wurde vor den Kaiser geführt, der ihn höchst ungnädig empfing. Auch Karls Bruder Ferdinand gab dem blutbespritzten, gedemütigten Fürsten harte Worte; den geistlichen Herren in Karls Umgebung war das Unglück des Ketzers eine wahre Augenweide.

Digitized by Google

Kurfürſt Johann Friedrich vor Karl V.

Aus der „hiſtoriſchen Chronik“ des Joh. Ludw. Gottfridus. (Augenſcheinlich gute Nachbildung eines älteren Originals.)

Die Haltung des Kurfürſten war eine durchaus würdige; er verlor auch den Gleichmut nicht, als ihm ſein Todesurteil verkündet wurde. Der Überlieferung zufolge ſpielte er gerade mit dem Herzog Ernſt von Braunſchweig Schach. „Vetter“, ſagte Johann Friedrich, „gebt acht auf Euer Spiel; Ihr ſeid matt.“ Wenn aber Karl V. wirklich im Ernſte daran gedacht hatte, das Urteil zu vollſtrecken, ſo ward er doch bald anderes Sinnes. Ein ſolcher Mißbrauch des Sieges konnte die nationale Oppoſition gegen den gewaltthätigen Fremden wachrufen; auch war das gut befeſtigte Wittenberg noch nicht erobert. Die Räte des Kaiſers, ſelbſt Alba, meinten, es ſei beſſer, die Todesſtrafe in ewige Gefangenſchaft zu verwandeln und ſich Wittenberg einräumen zu laſſen. Gern hätte man den Kurfürſten genötigt, ſich auch in Sachen der Religion dem Willen des Kaiſers zu unterwerfen, aber in dieſem Punkte blieb Johann Friedrich unerſchütterlich. Seine Kur trat er an Moritz ab, welcher aber ſeinen Söhnen eine Jahresrente von

Digitized by Google

Karl V. über das Feld bei Mühlberg reitend.
Nach dem Gemalde Tizians im Museo del prado zu Madrid.

50 000 Gulden auf ſächſiſche Ämter verſchreiben mußte; aus dieſen erneſtiniſchen Beſitzungen ſind ſpäter die ſächſiſch-thüringiſchen Herzogtümer entſtanden.

Wittenberg ergab ſich auf Anordnung des Kurfürſten. Den Rat ſeiner fanatiſchen Umgebung, die Gebeine des Erzketzers Luther auszugraben und zu verbrennen, wies der Kaiſer kalt zurück. „Ich führe", ſagte er, „mit den Lebenden Krieg, nicht mit den Toten."

Digitized by Google

Er wandte ſich jetzt gegen den Landgrafen Philipp, an deſſen Perſon ihm mehr gelegen war, als an Johann Friedrich. Wenngleich die Geſchichte der Gefangennahme des Landgrafen noch nicht ganz aufgehellt iſt, ſo unterliegt doch keinem Zweifel, daß ſpaniſche Hinterliſt dabei im Spiele war. Für Philipp hatte deſſen Schwiegerſohn Moritz von Sachſen verhandelt, aber der Kaiſer verlangte Ergebung auf Gnade und Ungnade, eine Bedingung, auf die der Landgraf ſelbſt jetzt nicht eingehen wollte, obſchon die Treue ſeines Landadels wankte. Moritz und der Markgraf Joachim II. von Brandenburg erlangten vom Kaiſer auch in der Folge nur die Zuſicherung, der Landgraf ſolle im Falle ſeiner Unterwerfung weder mit dem Tode, noch mit ewigem Gefängnis, wie Johann Friedrich, geſtraft werden. Als dann die einzelnen Artikel der Kapitulation feſtgeſtellt wurden, war von „ewigem Gefängnis“ nicht weiter die Rede, ja mehrere Artikel ſchienen zur Vorausſetzung zu haben, daß Philipp ſeine Freiheit behalten dürfe.

Landgraf Philipp der Großmütige von Heſſen.

Standbild an dem ihm von ſeinem Sohne errichteten Prachtmonument aus Alabaſter und ſchwarzem Marmor in der St. Martinskirche zu Kaſſel, angefertigt von Meiſter Gottfro.

Freies Geleit an das Hoflager, wo Philipp die Verzeihung des Kaiſers erflehen ſollte, hatte zwar weder Karl, noch König Ferdinand zugeſagt, der

Digitized by Google

letztere aber gestattete, daß dies die vermittelnden Fürsten thaten. Der Bischof von Arras ließ ruhig geschehen, daß dies Geleit erneuert wurde, als das Hoflager nach Halle verlegt wurde. Eine Anfrage an Karl, ob er den Landgrafen trotz des Geleites festhalten werde, mußte selbstverständlich unterbleiben. Karl wußte, daß die Kurfürsten von irrtümlichen Voraussetzungen ausgingen, aber er berichtigte sie nicht: mochte sich der gutmütige Deutsche immerhin vertrauensselig selbst in seine Hände liefern. Am 19. Juni erschien Philipp in Halle, um Abbitte zu leisten; er sah den Akt als eine Ceremonie an, über die man sich leichten Sinnes hinwegsetzen müsse, — hatte er doch wenigstens seinen Besitzstand ungeschmälert bewahrt. Während er vor dem Kaiser kniete, sein Kanzler die Abbitte vorlas, soll er sogar zum höchsten Unwillen des Kaisers mehrmals spöttisch gelächelt haben. Auffällig war freilich, daß keine gnädige Handbewegung nach geleisteter Abbitte zum Aufstehen einlud, — der Landgraf erhob sich ungeheißen — auch reichte der Kaiser ihm die Hand der Versöhnung nicht. Trotzdem schöpfte Philipp keinen Verdacht und folgte am Abend einer Einladung des Herzogs von Alba. Als er nach dem Abendessen sich entfernen wollte, wurde ihm eröffnet, daß er ein Gefangener sei.

Vergebens waren die Vorstellungen, welche Moritz und Joachim dem Kaiser machten. Er entgegnete, daß er dem Übereinkommen gemäß den Landgrafen keineswegs in ewiger Gefangenschaft zu halten gedenke. Hoffnungslos und grollend verließen die Fürsten den Kaiser, der seine gefährlichsten Feinde triumphierend als Gefangene mit sich führte.

Auch den Böhmen erging es nach dem Siege des Kaisers übel; besonders die Städte, in erster Linie Prag, mußten die schwersten Bedingungen eingehen. Dagegen gelang dem Herzog Erich von Braunschweig die Eroberung Bremens nicht: vielmehr wurde er nach seinem Abzuge durch das begeisterte Entsatzheer der Evangelischen am 23. Mai bei Drakenborg völlig geschlagen. Karl V. selbst verzichtete trotz der Mahnungen Ferdinands auf die Unterwerfung von Niedersachsen.

---

23. Der Reichstag zu Augsburg. Das Interim (1548) und seine Einführung.

Nach zwei Seiten gedachte Karl V. die überlegene Stellung, die ihm sein Sieg verschafft hatte, auszunutzen: Papst und Konzil, das Reich sollte sich seinem Willen unbedingt beugen. In jener Hinsicht erreichte er nichts: man willigte weder in eine Revision der Tridentiner Beschlüsse, noch in die Zurückverlegung des Konzils nach Trient. Die Entzweiung zwischen Papst und Kaiser wurde zum völligen Bruch; am 16. Januar 1548 protestierten Karls Bevollmächtigte zu Bologna gegen alles, was hier beschlossen werden würde; sie stellten in Aussicht, daß der Kaiser kraft seiner Würde sich der vom Papst vernachlässigten Kirche annehmen werde.

Bis zu welchem Grade das Reich sich der kaiserlichen Obergewalt fügte, zeigte sich auf der am 1. September 1547 eröffneten Versammlung zu Augsburg. Namentlich im Bunde mit dem Fürstenkollegium setzte Karl durch, was ihm beliebte. Auf ihren Betrieb wurde bestimmt, daß alle Beisitzer des Kammergerichts dem katholischen Bekenntnis angehören müßten; dafür gewährten sie die Forderung, daß die Besetzung des Kammergerichts dem

Digitized by Google

Kaiser anheimgestellt werde. Man bewilligte eine Türkenhilfe, man nahm den burgundischen Kreis in den Schutz und Schirm des Reiches auf, und zwar so, daß dieser Landesteil an allen Vorzügen der Verbindung, fast gar nicht an den Lasten beteiligt wurde. Kaisertum und Reich fielen ja bei dem Oberhaupt des spanisch-österreichischen Hauses mit nichten zusammen. Man bewilligte, wenn auch nicht ohne anfängliches Widerstreben, Beiträge zu einer Reichskriegskasse. Man erstarb in Ausdrücken der Unterthänigkeit gegen den „gnädigsten" Kaiser, als dieser ablehnte, das fremde Kriegsvolk zu entlassen, dessen Übermut schwer genug empfunden wurde. Ohne Widerspruch vergab Karl zwei Kurfürstentümer: am 24. Februar 1548 erhielt Moritz den Lohn seines 1548
Verrates, am 8. April wurde der neue Erzbischof von Köln geweiht; es hätte niemand den Kaiser gehindert, dem Bayernherzog die pfälzische Kur zu übertragen. Schon nahm auch König Ferdinand des Württembergers Land, der es durch seine Teilnahme am Kriege verwirkt, in Anspruch.

Auch die Regelung der religiösen Frage konnte Karl nach eigenem Ermessen vornehmen. Die unbedingte Wiederherstellung der alten Kirche verwarf er trotz der Mahnungen seines Beichtvaters. Der Papst hatte nicht verdient, daß der Kaiser seine Interessen verfocht; auch hielt Karl die völlige Restauration für unausführbar. Darum nahm er den Gedanken auf, ohne Teilnahme des Papstes innerhalb des Reiches eine Vereinbarung beider Parteien zu treffen. Dem Rate Ferdinands folgend, beauftragte er zwei Theologen der verschiedenen Richtungen, den gemäßigten Julius Pflug und den strengkatholischen mainzischen Weihbischof Helding, mit der Abfassung eines Entwurfs; auch der protestantische Hofprediger Joachims II., Johann Agrikola, nahm an der Arbeit, wenn auch einflußlos, teil. Natürlich war das Resultat der alten Kirche günstig: bloß die Priesterehe und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt gab man zu; es blieb bei der Siebenzahl der Sakramente, der Transsubstantiation, der Anrufung der Heiligen und den alten Kultusgebräuchen; dem Papste und der Kirche wurden ihre Rechte gewahrt.

Leicht ließ sich der kurzsichtige Joachim II. bewegen, dem Entwurf beizustimmen, der Pfälzer folgte; nur mit Widerstreben Kurfürst Moritz, der doch die gegenwärtige Situation geschaffen. Um die unbedeutenderen Fürsten, wie Johann von Küstrin, kümmerte sich Karl wenig. Aber die altgläubige Partei, vom Papste beeinflußt, wollte nicht einmal so mäßige Zugeständnisse gewähren: sie erlaubte sich, dem Kaiser bemerklich zu machen, daß er seine Befugnisse überschreite, daß nicht alle vorgeschlagenen Sätze gut katholisch seien. Diesem Widerstande gegenüber gab der Kaiser seinen Plan, daß der neue Entwurf für alle seine Unterthanen, auch die Katholiken, verbindlich sein solle, auf; zur Überraschung der Protestanten wurde das Augsburger „Interim" am
15. Mai 1548 als ein für sie gültiges Reichsgesetz in Vorschlag gebracht und 1548
trotz der Einwände des Kurfürsten Moritz, gemäß dem kaiserlichen Willen, von den Ständen genehmigt. Dem päpstlichen Nuntius, welcher gleichfalls gegen den Erlaß protestieren sollte, erteilte Karl erst Audienz, nachdem die

Veröffentlichung erfolgt war. „Interim", auf deutsch „inzwischen", wurde der Erlaß genannt, weil er nur eine vorläufige Regelung der Religionsfrage enthielt.

Das „Interim", das ursprünglich dem Gedanken einer Aussöhnung entsprungen war, trug, da es allein die Protestanten band, den Charakter einer Unterdrückung. Durfte, konnte man Widerstand leisten? Die meisten Reichsstädte sahen ihre Unfähigkeit zur Gegenwehr ein, mit schwerem Herzen fügte sich der Stadtrat, wie in Nürnberg. Augsburg wagte Einwände, aber Karl wußte sich zu helfen. Er änderte die Stadtverfassung,

Gleichzeitiges Spottbild auf das Interim.

„Des Interims vnd Interimisten wahrhafftige abgemalte figur vnd gestalt daraus yederman sonderlich bei dem Bretspiel, vnd der großen Kannen mit Bier, yhr andacht und meßig leben erkennen kann." — Auf den Notentafeln sind die Anfangsworte des 1. Psalms: „Beatus vir" etc. übersetzt in: „Selig ist der Mann, der Gott vertrauen kann, und willigt nicht ins Interim, denn es hat den Schalk hinter ihm, Hinterim."

in welcher die mehr protestantischen Zünfte das Übergewicht hatten, ernannte einen patrizischen Rat und verpflichtete ihn zur Durchführung des Interim. Konstanz rettete, indem es sich unter den Schutz Ferdinands stellte, nicht einmal die evangelische Lehre; die alte „wahre Religion" ward wieder eingeführt, bald darauf die Predigt des Evangeliums bei Todesstrafe verboten. „Die Deutschen sollten spanisch lernen," höhnten die kaiserlichen Räte. Wenigstens die evangelischen Prediger waren nicht zu belehren. Lieber gingen sie ins Exil, als daß sie ihr Gewissen beschwerten; vierhundert Prediger mußten aus Oberdeutschland weichen. Nicht anders war es in Norddeutschland. Dem Kurfürsten Joachim II., der auf das Interim so vertrauensselig eingegangen war, erklärten seine Prediger, der Kaiser sei mächtig, aber Gott noch mächtiger. In den sächsischen Landen herrschte dieselbe Stimmung. Die Stände erinnerten den Kurfürsten Moritz an sein Versprechen, sie in der Religionssache zu schirmen. Die Magdeburger urteilten, das Interim wolle alle um

Digitized by Google

ihre Seligkeit bringen. Eine Flut von Gegenschriften gab das Edikt dem Hasse und der Verachtung preis. Besonders ehrenvoll und rührend zugleich war die Haltung des gefangenen Johann Friedrich; seine ruhige, aber entschiedene Weigerung, das Interim anzunehmen, nötigte selbst den Gegnern Anerkennung ab; es stärkte zugleich den Widerstand der Evangelischen, die in ihm den Märtyrer der gerechten Sache verehrten.

Weniger groß, ja sogar in bedauerlichem Maße schwach und nachgiebig zeigte sich der Mann, der einst an Luthers Seite so ruhmvoll gekämpft hatte, Philipp Melanchthon. Durch Luthers Tod hatte diese allzu milde, vermittelnde Persönlichkeit die Stütze verloren, deren sie in gefahrvollen Augenblicken bedurfte; jetzt ward der „allgemeine Lehrer Deutschlands" seiner Vergangenheit untreu. Dem Kurfürsten Moritz lag viel daran, das Interim seinen Unterthanen annehmbar zu machen; Melanchthon, der schon eine Schrift gegen dasselbe veröffentlicht hatte, ließ sich bestimmen, einen Entwurf auszuarbeiten, der das protestantische Prinzip zwar notdürftig rettete, es aber mit allem Nebenwerk des katholischen Ritus belastete. Wohl hatte Luther anfangs auf diese Dinge kein Gewicht gelegt; aber etwas andres war es, das Althergebrachte schonen, als das Abgeschaffte wiederherstellen. Nach zwei Besprechungen in Pegau und Celle ward für die sächsischen Lande das „Leipziger Interim" verfaßt; die glaubenstreuen Protestanten meinten, jetzt habe das Evangelium „die letzte Ölung empfangen". Es ist zu begreifen, daß nach diesem Vorgange die Einführung des Interim wenig Schwierigkeiten machte: in Brandenburg, Hessen, Pommern, Kleve kam es, zum Teil mit geringfügigen Änderungen, zur Geltung.

24. Karls weitere politische und kirchliche Pläne (1549—1551).

Wohl mag man vom universal-historischen Standpunkt aus den großartigen Plänen Karls Anerkennung zollen und bewundern, daß er, nicht ohne eigenes Verdienst, eine Stellung errang, wie sie kaum im Mittelalter ein Kaiser inne gehabt. Aber diese Machtfülle und die Ausübung der kaiserlichen Autorität lag eben nicht im Interesse des deutschen Volkes, dessen Lebensinteressen der Machthaber seinen universalistischen Tendenzen unterordnete. Seine Absicht ging jetzt dahin, die spanische kaiserliche Herrschaft in Deutschland zu verewigen; zu seinem Nachfolger hätte er am liebsten gleich seinen Sohn Philipp bestimmt; er ließ ihn, um ihn den deutschen Fürsten vorzustellen, zu dem Reichstage berufen, welchen er am 26. Juli 1550 in Augsburg eröffnete. Zwar stellte 1550
es sich heraus, daß der Kaiser nicht damit umging, seinen Bruder Ferdinand, der doch schon römischer König war, beiseite zu drängen; er beabsichtigte vielmehr durchzusetzen, daß nach seinem und Ferdinands Tode Philipp Kaiser, Ferdinands Sohn Maximilian römischer König werden sollte.

Freilich war auch dieser Plan nicht nach Ferdinands Geschmack; man hatte stillschweigend vorausgesetzt, daß derartige Ansprüche — von einer förmlichen Vererbung konnte ohnehin nicht die Rede sein — eher der deutschen, als der spanischen Linie zukämen. Indessen ging Ferdinand in einem Vertrage (am 9. März 1551) doch insofern auf das Begehren seines Bruders ein, daß er versprach, nach seiner dereinstigen Erhebung zum Kaiser für Philipps Wahl zum Könige nach Kräften einzutreten. Der Prinz dagegen verhieß seinem Oheim jede Unterstützung, besonders auch in der Angelegenheit des heiligen Glaubens.

Digitized by Google

Auch in der Religionssache war der Kaiser der Erfüllung seiner Wünsche ganz nahe gekommen. Pauls III. Nachfolger Julius III. hatte das Konzil nach Trient zurückverlegt. Auch die Protestanten waren, mit neuen Bekenntnisschriften, einer sächsischen und einer württembergischen Konfession, versehen, dort erschienen. Der Kaiser zeigte sich ihren Hauptforderungen, daß die früheren Tridentiner Beschlüsse unverbindlich sein sollten und die Formen der konziliaren Beratung geändert werden müßten, geneigt: nur durch einen derartigen Druck vermochte er den nie aufgegebenen Plan einer allgemeinen Reformation, die zur Herstellung der Einheit führen könne, dem Papsttum gegenüber durchzuführen. Es war ihm nicht ungelegen, wenn der Gesandte des Kurfürsten Moritz kühnlich daran erinnerte, daß ein Konzil über dem Papst stehe. Indes konnte der Kaiser nur zum Ziele gelangen, wenn sich die allgemeinen politischen Zustände friedlich entwickelten, wenn das besiegte Deutschland in unterwürfiger Ruhe verharren mußte. Nach beiden Richtungen zeigten sich die Vorboten eines bedrohlichen Sturmes.

25. Die religiös-nationale Opposition in Deutschland.

Während die evangelischen Fürsten und die oberdeutschen Städte sich dem Kaiser so schnell gefügt hatten, trotzte Niedersachsen, besonders das glaubensstarke Magdeburg selbst der Reichsacht, an deren Ausführung sich
1550 zunächst allerdings niemand wagen mochte. Als endlich, im November 1550, unter Anführung des Kurfürsten Moritz, ein förmlicher Reichskrieg gegen die Stadt eröffnet wurde, bewahrte die Bürgerschaft gleichwohl ihre wackere Haltung. Das Glück der Waffen schwankte hin und her, mit allgemeiner Spannung wartete man den Ausgang ab. Nicht allein hier im Norden regte sich der nationale Unwille, auch im Süden rief die schroffe, vom Kaiser begünstigte katholische Reaktion, rief das unverschämte Gebaren des spanischen Kriegsvolkes lebhafte Entrüstung hervor. Schon machten die Fürsten dem Kaiser darüber ärgerliche Vorstellungen, ja, als er seinen Sohn Philipp mit den Niederlanden feierlich belehnen wollte, verhinderten die Einwände der Fürsten den eigentlichen Akt. Dazu kam, daß Karl den Landgrafen Philipp, dessen er sich durch List bemächtigt, noch immer gefangen hielt, und sogar in enger, drückender Haft, seit der Fürst einen erfolglosen Fluchtversuch gemacht hatte. Es schien, als wolle Karl ihn vor seiner letzten Stunde nicht frei lassen: dann war ja noch immer das Versprechen, ihn nicht ewig gefangen zu halten, gelöst. Nicht allein die evangelischen, auch die katholischen Höfe verwandten sich für seine Befreiung, bis jetzt ohne Erfolg. War in dem Landgrafen nicht die deutsche Fürstenfreiheit überwältigt? Der Haß, welcher in erster Linie den Spaniern galt, wurde auf Karl übertragen; auch den Kurfürsten Moritz verfolgte der nationale Unwille als des Kaisers dienstbeflissenen Helfershelfer, der sich nun auch gegen

Digitized by Google

Magdeburg gebrauchen lasse. In seinem eigenen Lande fühlte Moritz den Boden unter den Füßen schwanken. Die allgemeine Aufregung äußerte sich auch in eifrigem Besuch der protestantischen Kirchen; die katholische Geistlichkeit verzweifelte daran, den gemeinen Mann auf die Dauer zu knechten.

Aber trotz der weitverbreiteten Mißstimmung konnte die Nation an eine gewaltsame Änderung der Lage nicht denken, es sei denn, daß der Fürst, welcher dem Kaiser zum Siege über die Protestanten verholfen hatte, sich von ihm lossagte. Schon längst folgte Moritz dem Kaiser nicht mehr unbedingt; klaren Geistes erkannte er, daß für ihn auch auf den Kaiser kein Verlaß war, daß in seiner Lage zwischen den beiden Parteien auch das bisher Errungene für ihn ungewiß blieb, daß die Aufrechterhaltung des evangelischen Wesens in seinem eigensten Interesse liege. Schon erwog er deshalb in durchaus politischer Berechnung den Gedanken des Abfalls vom Kaiser: er steigerte die Abneigung gegen Karls Successionspläne bei seinem Neffen Maximilian, er näherte sich den Söhnen des gefangenen Landgrafen, ja im Sommer d. J. 1550 trat er in Beziehung zu Frankreich, das den Kampf gegen das Haus Habsburg in jedem Augenblick wiederaufzunehmen bereit stand. Zu einem förmlichen Entschlusse kam Moritz erst vor den Mauern Magdeburgs; an seiner Entscheidung hatte der Markgraf Hans von Küstrin nicht geringen Anteil. Am 20. Februar 1551 versprach ihm Moritz, „zur 1551
Erhaltung der Augsburger Konfession und der deutschen Freiheit" Land und Leute zu wagen. Um sich die Geldmittel zum Kriege zu verschaffen, der ursprünglich nur auf Abwehr und Verteidigung zielte, traten die Verbündeten in Verkehr mit Frankreich, England, Dänemark und Polen. Allein der französische König, auf dessen Beistand das meiste ankam, sah die Sache anders an. Er forderte als Preis seiner Hilfe ein gegen den Kaiser gerichtetes Angriffsbündnis, eine Forderung, welche Hans von Küstrin wenigstens nicht bewilligen wollte. Außerdem verlangte Frankreich die Abtretung der vier französisch-redenden Reichsstädte Metz, Toul, Verdun und Cambray, die König Heinrich II. als Reichsvikar verwalten wollte und deshalb auch alsbald besetzte. Traurig genug, daß man ein Übel nur durch ein andres vertreiben konnte! Der Kurfürst Moritz mußte wohl oder übel in diese Bedingung willigen, doch behielt er die Rechte des Reiches ausdrücklich vor. An dem Abschluß des Vertrages (15. Januar 1552) beteiligte sich auch ein 1552
brandenburgischer Fürst, Markgraf Albrecht Alcibiades von Kulmbach, den wir im schmalkaldischen Kriege unter der kaiserlichen Fahne sahen. Ein genialer, aber leichtsinniger Mann, ein talentvoller Heerführer und Draufgänger, konnte er der protestantischen Sache von größtem Nutzen sein.

Bis in den August 1551 hatte Moritz, um keinen Verdacht zu erregen, die Belagerung von Magdeburg fortsetzen müssen, dann eröffnete er die Unterhandlungen, verhieß der Bürgerschaft, eigenmächtig und ohne sich an die Vorschriften des Kaisers zu kehren, eine günstige Kapitulation: am 9. November erschlossen sich ihm die Stadtthore, bei dem Denkmal Ottos des

Großen huldigten ihm Rat und Gemeinde. Sein Heer behielt Moritz aber noch beiſammen; gleichzeitig gingen deutſche Söldner, ſchlachtenerprobte Kriegsknechte, nach Frankreich ab.

26. Kriegszug gegen Karl V. (1552).

Der Plan der deutſchen Fürſten war, unverweilt den Kaiſer anzugreifen, wo ſie ihn fänden; was die Franzoſen thun wollten, war ihnen gleichgültig; begreiflicherweiſe wählten dieſe einen Angriff nach dem Oberrhein, um ſich der Gegenden zu bemächtigen, die ſie zu behalten gedachten.

Kaiſer Karl war wiederholt vor den Plänen ſeiner Gegner gewarnt worden, die Verbindung mit Frankreich namentlich hatte auf die Dauer nicht geheim bleiben können. Aber Karl hielt die Deutſchen für zu einfältig, als daß ſie einen Spanier betrügen könnten; auch rechnete er wohl auf Moritz' Dankbarkeit. Außerdem hatte Moritz, ein Meiſter in der Verſtellungskunſt, alles gethan, um den Kaiſer irre zu leiten: einer ſeiner vornehmſten Räte war in Innsbruck eingetroffen und hatte gemeldet, ſein Herr werde unverzüglich nachkommen. So geſchah es, daß ſich Karl über die Nähe der Gefahr und die Ausdehnung der gegneriſchen Beſtrebungen völlig täuſchte: er glaubte, es handle ſich bloß um die Freilaſſung des Landgrafen, den er gleichwohl feſtzuhalten entſchloſſen war.

MAVRITIVS
MAGNVS
DVX
SAXONIÆ
ELECTOR

Kurfürſt Moritz von Sachſen.
Nach Cranach geſtochen von Kilian.

Im März ſammelten ſich die Kriegsvölker der Verbündeten, ſchon am 4. April zogen ſie in Augsburg ein. Bald belehrten den Kaiſer die Manifeſte der Proteſtanten, daß es darauf abgeſehen war, ihm alle Früchte des ſchmalkaldiſchen Krieges zu entreißen: der deutſche Unabhängigkeitsdrang erhob ſich wider die Gewalt des ſiegreichen Spaniers. Vergebens ſah ſich Karl bei den katholiſchen Fürſten nach thätigem Beiſtande um; ſein Bruder Ferdinand beantwortete eine darauf gerichtete Anfrage mit einem Hilfegeſuch, die Augsburger Wechsler verweigerten dem Kaiſer den Kredit. Hilflos befand ſich Karl in dem wenig geſicherten Innsbruck. Er machte einen Verſuch, nach dem Oberrhein und den Niederlanden zu entkommen, aber die Nähe des Feindes zwang ihn zur Rückkehr nach Innsbruck. Nun ſetzte er all ſeine Hoffnung auf den Waffenſtillſtand, welchen Moritz nach einer Zuſammenkunft mit Ferdinand (zu Linz am 18. April) verabredet hatte. Karl begann zu 1552
rüſten, ſeine Truppen ſammelten ſich in einem Standlager zu Reutte, unfern der Ehrenberger Klauſe. Aber ſeine Gegner hinderten ihn, ſich völlig widerſtandsfähig zu machen; wohlweislich war der Anfang der Waffenruhe erſt auf den 26. Mai feſtgeſetzt worden. Am 18. griffen die verbündeten Fürſten das Lager an und ſprengten es auseinander, auch die Klauſe ward genommen. Schon beratſchlagte man, ob man nicht ſofort weiter dringen, „den Fuchs in ſeiner Spelunke ſuchen" ſollte, da gebot ein Söldneraufſtand dem Kurfürſten Moritz halt. Dadurch bekam Karl Zeit, Innsbruck zu verlaſſen: am 19. Mai brach er, krank, in regneriſcher, kalter Nacht, auf, am nächſten Tage folgte ihm Johann Friedrich, zwar in Freiheit geſetzt, aber verpflichtet, am kaiſerlichen Hoflager zu bleiben. Am 23. Mai rückte Moritz in Innsbruck ein, der Kaiſer floh weiter nach Villach, das Konzil löſte ſich auf. Indes gab Karl noch nicht alles verloren, er hoffte ſogar, vermittelſt des Kurfürſten Johann Friedrich einen Teil der Proteſtanten auf ſeine Seite zu bringen.

27. Der Vertrag von Paſſau.

Wenn man bedenkt, daß die ſiegreichen Proteſtanten im Bunde mit Frankreich ſtanden, ſo ſieht man ein, daß die Gefahr nahe lag, das Reich könne in eine franzöſiſch-proteſtantiſche und eine öſterreichiſch-katholiſche Partei zerklüftet werden. Dieſer Gefahr beugte König Ferdinand vor, welcher mit den letzten Maßnahmen ſeines Bruders nicht einverſtanden geweſen war. Auf einer Verſammlung, die ſchon am 18. April, vor dem entſcheidenden 1552
Schlag, in Linz ſtattfand, hatte er die größte Nachgiebigkeit gegen Moritz gezeigt, einen Religionsfrieden, etwa auf Grund der Speierer Beſchlüſſe von 1544, in Ausſicht geſtellt, das Tridentiner Konzil preisgegeben, auch in die Befreiung des Landgrafen gewilligt. Da aber der Kaiſer die Beſtätigung dieſer Vorſchläge verweigerte, wurde auf den 26. Mai eine neue Verſammlung

aller Reichsſtände nach Paſſau berufen. Hier einigten ſich die katholiſchen und evangeliſchen Fürſten — der König Ferdinand wurde zu den eigentlichen Beratungen nicht zugezogen — über den Grundſatz, daß beiden Parteien ein beſtändiger Friede zu gute kommen ſolle, ob nun eine religiöſe Ausgleichung erfolge oder nicht. Auch König Ferdinand trat dem Gutachten bei (7. Juni 1552). Evangeliſche Richter ſollten am Kammergericht zugelaſſen, eine allgemeine Amneſtie erteilt, der Landgraf in Freiheit geſetzt werden.

Karl ging auf dieſe Bedingungen trotz aller Vorſtellungen Ferdinands nicht ein: die gemachten Vorſchläge ſchienen ſeine kaiſerliche Autorität zu beeinträchtigen, ihre Annahme belaſtete ſein Gewiſſen. Er nahm daher tiefgreifende Veränderungen vor.

Kurfürſt Moritz, welcher eben einen verfehlten Verſuch gemacht hatte, ſich der kaiſerlich-geſinnten Stadt Frankfurt zu bemächtigen, und befürchten mußte, daß er in die Acht erklärt und das Kurfürſtentum den Söhnen Johann Friedrichs zuerkannt werden würde, ſah ſich genötigt, den kaiſerlichen Entwurf am 29. Juli anzunehmen. Gern hätte der Kaiſer, der wieder Mut geſchöpft, im letzten Augenblick alle Zugeſtändniſſe zurückgenommen: nur die Vorſtellungen ſeines Bruders, der in ſeinen Erblanden bedroht war, vermochten ihn zur Ratifikation des „Paſſauer Vertrages“. Wieder war nichts Endgültiges geſchaffen, der immerwährende Friede zwiſchen beiden Bekenntniſſen ausdrücklich verweigert, die Regelung der religiöſen Frage auf einen Reichstag verſchoben worden.

IOHANNES FRIDERICVS I. MAGNANIMVS · VI DVX SAXON · ELECT.

Kurfürſt Johann Friedrich der Großmütige von Sachſen.
Nach Cranach geſtochen von Kilian.

Wohl wäre Beſſeres zu erzielen geweſen, hätte nicht Johann Friedrich dem Kaiſer eine Loyalität bewieſen, welche Karl nach keiner Seite verdiente. Wie ſehr man auch den ſittlichen Charakter des Kurfürſten, ſeinen unerſchütterlichen Glaubensmut bewundern mag: politiſch klug und praktiſch iſt er nie zu Werke gegangen. Er hatte wahrlich keine Urſache, dem fliehenden Kaiſer geduldig zu folgen, um ſich von dem Beſiegten noch Bedingungen auferlegen zu laſſen. Am 1. September entließ ihn Karl in gnädigſter Weiſe, ſeine Stammlande nahmen jubelnd den Märtyrer auf: als er in Weimar einzog, glaubte man ein weißes Kreuz über ſeinem Haupte zu ſehen. Um dieſelbe Zeit kehrte der Landgraf in ſein Land zurück.

An vielen Stellen kehrten auch die verjagten Prediger zurück; im Württembergiſchen ward das Interim abgeſchafft.

---

28. Vom Paſſauer Vertrag bis zum Augsburger Reichstag (1552—1555).

Die Proteſtanten konnten überzeugt ſein, daß Karl die ihm abgedrungenen Zugeſtändniſſe zurücknehmen werde, ſobald er die Freiheit ſeiner Bewegung wiedererhielt. Glücklicherweiſe lähmte ihn für jetzt der Krieg mit Frankreich. Im Spätherbſt machte er ſich an die Wiedereroberung ſeiner Reichsſtadt Metz. Anfang Januar 1553 mußte die Belagerung aufgehoben werden. Jetzt 1553
erſt wurde Metz franzöſiſch, aber auch wieder katholiſch. Auch in Italien gingen die Dinge dem Kaiſer nicht nach Wunſch; in Ungarn behauptete König Ferdinand, dem Moritz von Sachſen Hilfe zuführte, mit Mühe die Landesgrenze wider die Türken.

Deutſchland kam ſobald nicht zum Frieden. Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach, der im Anfange des letzten Krieges die Biſchöfe von Bamberg und Würzburg zu erheblichen Abtretungen gezwungen, hatte das Paſſauer Abkommen nur gegen Beſtätigung dieſer Verträge genehmigen wollen. Da Moritz auf ihn keine Rückſicht genommen hatte, ſuchte er Süddeutſchland, die Rhein- und Moſelgegenden mit verheerenden Kriegszügen heim. Um zu verhindern, daß er ſeine kriegsluſtigen Scharen Frankreich zuführe, nahm ihn der Kaiſer in Dienſt, als Preis die Anerkennung jener Verträge bietend. Wirklich machte er ſich dem Kaiſer, deſſen Rückzug von Metz er deckte, äußerſt nützlich, aber die Biſchöfe wollten ſich zu keiner Abtretung verſtehen. Daher eröffnete Albrecht im April 1553 von neuem 1553
die Fehde, wie immer wagemutig und ſiegreich.

Die Fortſchritte ſeines ehemaligen Kriegskameraden erregten den Groll des Kurfürſten Moritz: er brachte gegen Albrecht einen Bund zwiſchen dem König Ferdinand, den beiden Biſchöfen und dem Herzog Heinrich von Braunſchweig zuſammen. Auch mit Frankreich ſchloß der Kurfürſt ein neues Bündnis und verabredete einen Angriff auf die Niederlande. Merkwürdig genug war die Stellung der beiden Hauptgegner: den Markgrafen, welcher doch die Evangeliſchen Süddeutſchlands in Schutz nahm, begünſtigte der Kaiſer; dem Kurfürſten ſandte Ferdinand Truppen zu, obwohl er die Befürchtung äußerte, Moritz' letztes Ziel ſei, ihm die römiſche Königswürde zu entreißen.

Digitized by Google

1553 Aber die Tage des Kurfürsten waren gezählt. Am 9. Juli griff Moritz nebst seinen Verbündeten den Markgrafen bei Sievershausen an. Im dichtesten Handgemenge fielen zwei Söhne des Herzogs von Braunschweig: wohl blieb Moritz Sieger, aber er erhielt selbst im Getümmel die Todeswunde. Noch faßte er den Siegesbericht ab; am zweiten Tage nach der Schlacht starb er mit den geheimnisvollen Worten: „Gott wird kommen."

Hakenschütz aus der Zeit der Schlacht bei Sievershausen.
Kupferstich von Franz Brunn vom Jahr 1559.

„Moritz war der echte Vertreter des deutschen Fürstentums alten Schlages, das allein dem Vorteil nachjagte, nur daß er treulos und genial in gleichem Maße die großen Verflechtungen auszunutzen verstand." Sein Bruder und Erbe August schloß unverzüglich mit dem Markgrafen Frieden.

Albrecht Alcibiades aber konnte sich gegen den Herzog Heinrich nicht im Felde behaupten und zog nach Franken ab, wo er seine bis dahin siegreichen Gegner zu Paaren trieb. Indessen mußte er, vom Kaiser geächtet, schließlich nach Frankreich entweichen, wo er längere Zeit von einem Gnadensolde lebte. Sein Land war ihm gewaltsam genommen und furchtbar verheert worden. Fruchtlose Anstrengungen zur Restitution machte er auf den nächsten Reichstagen zu Augsburg und Regensburg. Am 18. Januar 1557 starb er zu Pforzheim, noch nicht fünfunddreißig Jahre alt. Gegen Ende seines Lebens trat bei dem wilden Kriegsmann die Erinnerung an seine evangelische Erziehung recht lebhaft hervor. Er betrachtete sein Geschick als Strafe dafür, daß er in Karls Diensten Gottes seligmachendes Wort so lange verfolgt habe. Die Tradition schreibt dem Fürsten das schöne Kirchenlied zu: „Was mein Gott will, das geschch allzeit."

Nachdem Moritz gefallen und Markgraf Albrecht widerstandsunfähig gemacht war, hatte der Kaiser nicht länger zu fürchten, daß sich bedeutendere Fürsten an Frankreich anschlössen. Auch wandte sich der allgemeine Widerwille gegen Heinrich II., der schon drei Städte dem Reiche entrissen und noch
1554 weiter greifen zu wollen schien. So konnte Karl im Sommer des Jahres 1554 einen erfolgreichen Einfall in Artois und die Picardie machen.

29. Der Reichstag zu Augsburg und der Religionsfriede (1555).

1555 Am 5. Februar 1555 eröffnete König Ferdinand zu Augsburg den Reichstag, der zu Passau versprochen, durch die letzten Kriegswirren aber verzögert worden war. Karl hatte seinem Bruder Vollmacht gegeben, die Religionssache zu unbedingtem Abschluß zu bringen; er selbst wollte damit nichts mehr zu thun haben, weil er voraussah, daß der notwendige Ausgleich sowohl sein katholisches Gewissen beschweren, als auch seiner Vorstellung von kaiserlicher Allgewalt nicht entsprechen werde. In dem Kollegium der Kurfürsten, welche

Digitized by Google

König Ferdinand I.

Bleiguß im Germaniſchen Muſeum zu Nürnberg.

friedlich gesinnt waren, einigte man sich bald über einen Entwurf, kraft dessen ein ewiger Friede im Reich errichtet werden solle. Im Fürstenrat stieß der Entwurf zwar auf lebhaften Widerstand der Katholischen; da aber im März 1555 die Häuser Sachsen, Brandenburg und Hessen durch Erneuerung ihrer Erbeinigung sich stärkten, auch die päpstlichen Legaten, die heftigsten Gegner des Entwurfs, den Reichstag verließen, war die Grundlage der Verständigung gesichert. Den Fürsten und den übrigen Reichsständen, welche der Augsburgischen Konfession „verwandt" waren — alle übrigen Reformierten wurden gänzlich von diesem Frieden ausgeschlossen, gewannen zwar in der Folge allmählich gleiche Anerkennung, ausdrücklich jedoch erst im westfälischen Frieden — wurden im Reiche die gleichen Rechte wie den Katholiken eingeräumt. Nur die Reichsstände selber, die Landesherren, deren Allgewalt damit eine unendliche Steigerung erfuhr, sollten (nach dem zwar damals nicht ausgesprochenen, thatsächlich aber befolgten Grundsatz: cuius regio, eius religio) das Recht haben, das Bekenntnis nach freiem Ermessen für sich und ihre Unterthanen zu bestimmen (ius reformandi); doch sollte denen, die sich der vom Landesherrn anbefohlenen Religionsordnung nicht fügen mochten, Auswanderung gestattet sein. Ergab sich mit diesem Grundsatz bezüglich der weltlichen Gebiete keinerlei Schwierigkeit, so drohte dagegen an der Frage nach dem geistlichen Besitz der ganze Ausgleich noch in elfter Stunde zu scheitern. Zwar sahen die Katholiken selbst ein, daß die bereits eingezogenen geistlichen Güter unmöglich wiederhergestellt werden könnten, und so erkannten sie die bis zum Passauer Vertrage vollzogenen Säkularisationen ohne weiteres an. Mit um so größerer Hartnäckigkeit aber bestanden sie, und mit ihnen König Ferdinand, darauf, daß künftig weitere Verweltlichungen keinesfalls gestattet werden dürften, während die Protestanten begreiflicherweise ebensowenig etwas davon wissen wollten, daß mit der Annahme des Evangeliums die Entsetzung von Bistum und Erzbistum verbunden sein solle. In der That war wie für die Katholiken die Gebundenheit, so für die Evangelischen die Freiheit eine Lebensfrage. Um die Protestanten zur Nachgiebigkeit zu bringen, drohte König Ferdinand sogar mit der vorläufigen Auflösung des Reichstages, ja er wollte nicht einmal die Bedingung gewähren, daß der Friede ohne Rücksicht auf einen weiteren religiösen Ausgleich ewig dauern solle. Nur wenn die Protestanten in jener Frage nachgäben, wollte er seinen Widerspruch fallen lassen. Auf den Rat des Kurfürsten August von Sachsen wurde von protestantischer Seite das gewünschte Zugeständnis gemacht, aber die Gegenforderung gestellt, daß die Evangelischen auch in geistlichen Gebieten ungehindert ihres Glaubens leben dürften. Mit größter Anstrengung erreichte Ferdinand, daß die geistlichen Fürsten diesem Verlangen entsprachen, doch wurde ihr Zugeständnis nicht in den Reichsabschied aufgenommen, sondern ihm als eine Erklärung (Deklaration) beigefügt.

Eine volle Einigung wurde nicht erzielt. Da setzte schließlich König Ferdinand, weil sich beider Religion Stände nicht hätten vergleichen können,

Digitized by Google

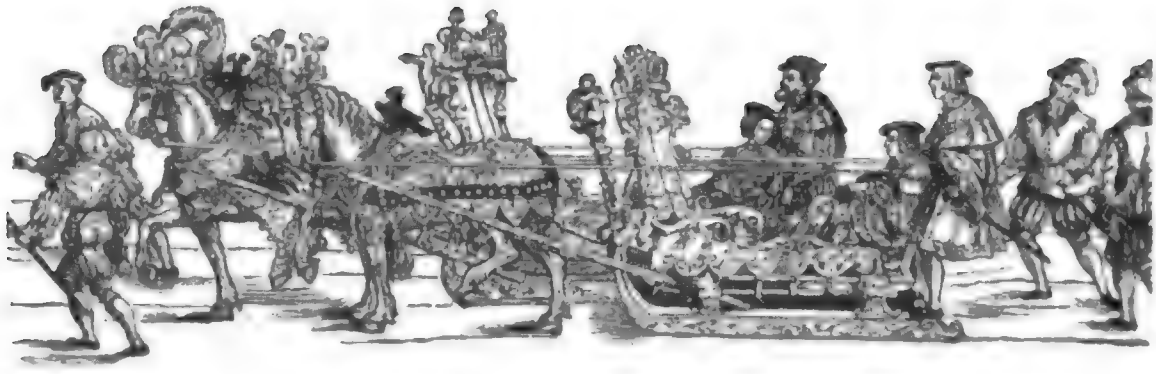
„in Krafft hochgedachter Röm. Kayserl. Maj. uns gegebenen Vollmacht und Heimstellung" die Aufnahme des achtzehnten Artikels, der den berühmten „geistlichen Vorbehalt" (reservatum ecclesiasticum) enthielt, in folgendem Wortlaut durch:

„Wo ein Ertz-Bischoff, Bischof, Prälat oder ein anderer Geistliches Standes von Unser alten Religion abtreten würde, daß derselbig sein Ertz-Bißthum, Bißthum, Prälatur und andre Beneficien, auch damit alle Frucht und Einkommen, so er davon gehabt, alsbald ohn einige Widerung und Verzug, jedoch seinen Ehren ohnnachtheilig verlassen; auch den Capituln und denen es von gemeinen Rechten, oder der Kirchen und Stifft Gewohnheiten zugehöret, ein Person der alten Religion verwandt, zu wählen und zu ordnen, zugelassen seyn; welche auch samt der geistl. Capituln und andren Kirchen bey der Kirchen und Stift Fundationen, Electionen, Praesentationen, Confirmationen, alten Herkommen, Gerechtigkeiten und Gütern, liegend und fahrend, unverhindert und friedlich gelassen werden sollen" ꝛc.

Es war ein verhängnisvolles Zugeständnis, das hiermit den Katholiken gemacht ward, ein Zugeständnis, das in Zukunft die Quelle großer Zwistigkeiten werden konnte und in der That im letzten Grunde den furchtbaren dreißigjährigen Krieg heraufbeschworen hat. Indessen mochten sich die Protestanten mit Recht sagen, daß für den Augenblick das Erreichbare erreicht und die Anerkennung ihrer Religion von Reichswegen mit diesem Opfer nicht zu teuer erkauft sei. Die Regelung der kirchlichen Verhältnisse in Deutschland ohne Rücksicht auf die Kurie war gewährleistet: fortan war es gleichgültig, ob ein päpstliches Konzilium die Protestanten verdammte oder nicht.

Auch die Frage der Landfriedenssache und der Kammergerichtsordnung beschäftigte diesen bedeutungsvollen Reichstag. Der Landfrieden sollte durch die Reichskreise gehandhabt, die Wahl des Obersten den Kreisständen überlassen werden. Hinsichtlich des Kammergerichts blieb es bei dem Passauer Vertrag, dem zufolge die „augsburgischen „Konfessionsverwandten" als Beisitzer zugelassen waren.

Digitized by Google



Schlittenfahrt Kaiser Karls V. und König Ferdinands mit ihren Gemahlinnen.
Gleichzeitiger Holzschnitt eines unbekannten Meisters im königl. Kupferstichkabinett zu München.

30. Die Abdankung Karls V. (1556).

Um dieselbe Zeit, wo in Deutschland Karls kaiserliche Machtstellung eine so bedeutende Einbuße erlitt, glänzte ihm von andrer Seite ein letzter Glücksstrahl entgegen. Im Juli des Jahres 1553 starb in England Eduard VI., ihm folgte Maria die Katholische, dem Kaiser aufs nächste verwandt. Obwohl viel älter als Karls Sohn Philipp, empfand sie ein lebhaftes Verlangen, sich mit dem mächtigen Prinzen zu vermählen. Am 25. Juli 1554 ward die Ehe vollzogen: eine dritte, englische Linie des Hauses Österreich schien im Entstehen begriffen. Allein die Ehe blieb kinderlos, und obwohl sich Philipp in England mit großer Klugheit bewegte, fand er keine Sympathien in dem Lande, in welchem seine Gemahlin die bereits eingewurzelte evangelische Lehre aufs härteste verfolgte.

So verwirklichten sich die Hoffnungen nicht, die Karl an diese Heirat
1555 knüpfte; dagegen mußte er erleben, daß im Mai 1555 sein persönlicher Feind, der glaubenseifrige Dominikaner Johann Peter Caraffa, als Paul IV. den päpstlichen Stuhl bestieg. Von neuem wurden die Franzosen von hier aus begünstigt: der alte Hader lebte wieder auf.

Als nun Karls Mutter Johanna (die Wahnsinnige) starb und die Anwesenheit eines Herrschers von Geblüt in Spanien notwendig erschien, beschloß Karl, dem die Ärzte längst eine Veränderung des Klimas geraten hatten, nach Spanien zurückzukehren und die Regierung der Niederlande an Philipp zu übergeben. Am 25. Oktober erfolgte zu Brüssel die feierliche Abdikation: in ausführlicher Rede ging der Kaiser durch, was er erstrebt, wie vieles unerreicht geblieben sei; er ermahnte seinen Sohn an der alten Religion festzuhalten; thränenerfüllt nahm er von den tiefergriffenen Ständen Abschied.

Während widrige Winde ihn an der Abreise hinderten, brachten unangenehme Nachrichten, die aus Italien einliefen, in ihm den Plan zur Reife, seine gesamte Herrschergewalt niederzulegen. Schon in den Tagen des Glücks und der Machtfülle hatte er den Gedanken gehegt, einst den Rest seines Lebens in klösterlicher Ruhe und Zurückgezogenheit zu verbringen: was lag ihm jetzt

Digitized by Google

an dem Kaisertum, das er nicht in dem Sinne, wie er es verstand, hatte ausüben können? Gewissensbedenken kamen hinzu. Er schrieb seinem Bruder, daß er ihm das Kaisertum überlasse; am 15. Januar übertrug er seinem 1556
Sohne auch die Regierung der spanischen Reiche. Von nun an enthielt er sich jeder Teilnahme an den Reichsgeschäften, weigerte sich auch, den Reichstag zu beschicken, der im Juli 1556 in Regensburg zusammentrat; ehe er nach Spanien absegelte (September 1556), teilte er den Kurfürsten mit, daß er sein Kaisertum ohne Vorbehalt seinem Bruder abtrete.

Die Übernahme der Kaiserwürde von seiten Ferdinands verzögerte sich bis zum 14. März 1558: nachdem er die Wahlkapitulation be- 1558
schworen, setzte ihm Joachim II. die goldene Krone auf. In der Kapitulation bildete den Hauptpunkt der Augsburger Reichsabschied von 1555. Wenige Tage darauf erneuerten die Kurfürsten ihre alte Vereinigung, um in Zukunft ihrem Kollegium seine frühere Bedeutung zu sichern. Der Papst war über diese Vorgänge entrüstet; nach seiner Meinung hätte die Kaiserwürde in seine Hände, nicht in die der Kurfürsten zurückgegeben werden müssen. Und nun hatten gar Ketzer an der Wahl teilgenommen, einen König gewählt, welcher den verdammungswürdigen Religionsfrieden hatte zu stande bringen helfen. Paul IV. verlangte, Ferdinand solle für das erste auf seine Würde verzichten und weiteres abwarten. Man begnügte sich, zur Wahrung der Rechte des Reiches die päpstlichen Ansprüche förmlich zu widerlegen: die Zeiten waren vorbei, wo die Fürsten auf einen Wink von Rom zu einer neuen Wahl schritten.

31. Karls V. Tod (1558). Seine Persönlichkeit.

Karl lebte während dieser Irrungen in dem von ihm erwählten Zufluchtsort, dem Hieronymitenkloster San Juste in Estremadura. Nicht als ob er förmlich ein Klosterbruder geworden wäre, vielmehr bewohnte er ein Haus, das an der Kirche für ihn erbaut war. Auch hatte er der Teilnahme an weltlichen Geschäften noch nicht ganz entsagt; vielmehr stand er in unausgesetztem Briefwechsel mit seinem Sohne. Spaziergänge nach einer nahen Einsiedelei gehörten zu seinen Vergnügungen; auch erfreute er sich wohl an dem Gesange der Mönche. Den Frieden, den er im Kloster gesucht hatte, fand er aber nicht, um so weniger, als er erleben mußte, daß selbst in Spanien evangelische Gemeinden entdeckt wurden, daß selbst Männer seiner eigenen früheren Umgebung der verhaßten neuen Lehre sich zuwandten. Er selbst blieb sich freilich treu: noch zwölf Tage vor seinem Tode ermahnte er seinen Sohn, Ketzereien kräftig zu unterdrücken. Am 21. September 1558 1558
endigte sein einst so bewegtes Leben.

Treffend hat man Karl mit den Helden verglichen, wie sie uns die alte Sage schildert; eine lange Jugend hindurch sitzen sie unthätig zu Hause; haben sie sich aber erst einmal erhoben, so schreiten sie unermüdlich von Unternehmung zu Unternehmung.

Digitized by Google

Karl V. in seinen letzten Regierungsjahren.

Holzschnitt aus dem „thesaurus picturarum", einer Sammlung von Zeichnungen, Holzschnitten und Kupferstichen in der Großherzoglichen Hofbibliothek zu Darmstadt, angelegt in den Jahren 1562—1620 durch den Pfälzischen Kirchenrat Markus zum Lamb: im Jahre 1644 wurde sie dem Landgrafen Georg II. geschenkt zu dem Zwecke, sich während „des leydigen Kriegswesens mit Durchsehung dieser wenigen schlechten Bücher jeweils zu amusieren."

So war auch Karls Leben nach ungewöhnlich langem Ruhen volle Thätigkeit. Er war ein Mann von langsamen Entschlüssen, liebte daher, um Zeit zu gewinnen, in seinen Äußerungen unbestimmte, vieldeutige Ausdrücke: hatte er sich aber erst eine Meinung gebildet, so stand sie unabänderlich fest. Seine Politik, abwartend, beobachtend und lauernd, gilt seinen Bewunderern als Muster von Klugheit, seinen Gegnern als verabscheuungswürdige Hinterlist.

Sein Körper hatte sich spät entwickelt; von seinem einundzwanzigsten Jahre an erfreute er sich zunehmender Kräftigung: das Vergnügen der Jagd und des Turniers blieb ihm nicht fremd. Aber sowie er in das thätige Leben eintrat, fühlte er sich nicht mehr recht gesund, im vierzigsten Jahre war seine Kraft schon halb gebrochen. Später machte ihm die Gicht große Beschwerden, und unter ihrem Einflusse nahm sein Hang zu schwermütiger Einsamkeit zu.

Seine Stellung zu unserm Volke mag einer unsrer größten Geschichtschreiber schildern:

„Ein solcher Mensch, voll Ruhe und Mäßigung, leutselig genug, um sich Verschiedenen zu bequemen, scharf genug, um viele zugleich in Unterwerfung zu halten, scheint wohl geeignet, mehreren Nationen zusammen vorzustehen. Man lobt Karl, daß er durch Herablassung die Niederländer, durch Klugheit die Italiener, durch Würde die Spanier an sich gezogen habe. Was besaß er aber, um den Deutschen zu gefallen? Seine Natur war nicht fähig, sich zu jener treuherzigen Offenheit zu entwickeln, welche unsre Nation an ausgezeichneten und hochgestellten Menschen zu allererst anerkennt, liebt und verehrt. Ob er wohl die Manier, wie die alten Kaiser sich mit Fürsten und Herren gehalten, gern nachahmte: ob er sich wohl bemühte, deutsche Sitte anzunehmen und sogar den Bart in Deutschland nach deutscher Weise trug, so erschien er den Deutschen doch immer als ein Fremder.... Besonders seit dem schmalkaldischen Krieg zerfiel er mit der Meinung der Nation."

32. Allgemeiner Charakter der Zeit vom Augsburger Religionsfrieden bis zum Dreißigjährigen Kriege.

In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts der Reformation, die sich mit jugendfrischer Kraft den größten Teil des civilisierten Europa im Fluge erobert hatte, machte sich allmählich eine Gegen- und Rückströmung der bedrohlichsten Art bemerkbar. Jeder Schlag erzeugt Gegenschlag: es war naturgemäß, daß der in seinem Besitzstande geschmälerte Katholizismus alle

Kräfte an den Versuch setzte, das verlorene Gebiet wiederzugewinnen. Wenn, wie in Spanien und Frankreich, vorübergehend auch in England, die Krone diesen Bestrebungen ihren Beistand lieh, war der alten Kirche der Sieg fast gewiß. Aber auch in den Ländern, in welchen sich die monarchische Gewalt parteilos hielt, durften die Evangelischen sich träger Ruhe nicht hingeben oder gar Streitigkeiten untereinander beginnen, wenn sie die errungenen Güter nicht gefährden wollten. Einigkeit und Wachsamkeit war um so dringender geboten, als ein furchtbarer Feind, unvermerkt zu gewaltiger Kraft erwachsen, seine verderbenbringenden Waffen zum Vernichtungskampfe bereits geschärft hatte. Der im Jahre 1540 gestiftete Jesuitenorden hatte sich die unbedingte Wiederherstellung der alten Kirche zum Ziel gesetzt; als Beichtväter beherrschten seine Mitglieder bald die Gewissen der Fürsten, als Staatsmänner knüpften sie ihren Interessen gemäß die künstlichen Gewebe der Politik, als Lehrer und Erzieher suchten sie die heranwachsende Jugend mit ihren Gesinnungen zu erfüllen, sie ihren Zwecken dienstbar zu machen und auf diese Weise die Zukunft zu erobern.

Don Inigo (Ignatius) Lopez de Recalde ward als der jüngste Sohn des Ritters B. von Loyola im Jahr 1491 auf dem gleichnamigen, im baskischen Gebirge gelegenen Schlosse geboren. Durch eine schwere Verwundung, die er im Dienste Karls V. bei Pamplona erhielt, zum Kriegsdienst untauglich geworden, beschloß er, dem Beispiel des heiligen Franziskus folgend, „durch der Erde Elend die Herrlichkeit des Himmels zu erwerben“. Er gab sich einem ascetischen Leben hin, machte Wallfahrten — auch nach Palästina — und trieb dann in Salamanca theologische Studien. Als Schwärmer der Inquisition verdächtig, begab er sich (1528) nach Paris, wo es ihm äußerst kümmerlich erging. Hier sammelte er gleichgesinnte Genossen und eröffnete ihnen seinen Plan, zur Verbreitung der wahren Religion unter Ketzern und Heiden einen Orden zu stiften. Der ursprüngliche Plan eines geistlichen Kreuzzuges nach Palästina mußte aufgegeben werden, die Verbrüderten widmeten sich vorübergehend der Krankenpflege, und erst allmählich kam Ignatius auf den Gedanken, seine Thätigkeit der Bekämpfung der Reformation zuzuwenden. Seinem Verein gab er den Namen der „Kompanie Jesu“; im Jahre 1540 erhielt die Gesellschaft im Interesse der „kämpfenden Kirche“ die päpstliche Bestätigung, und Ignatius wurde erster General des Ordens. Den drei üblichen Ordensgelübden hatte er als viertes hinzugefügt: „das Leben dem beständigen Dienste Christi und der Päpste zu weihen und unter dem Kreuzesbanner Kriegsdienste zu leisten.“ Der Papst verlieh ihnen alle priesterlichen Befugnisse und Vorrechte, gestattete auch dem Orden Gütererwerb, von dem er nicht einmal den Zehnten zu bezahlen brauchte.

Wie der Orden selbst, von aller andern geistlichen und weltlichen Aufsicht befreit, durch seinen General allein dem Papst, den er sich blindlings zur Verfügung stellt, untergeordnet ist, so verlangt er von allen seinen Mitgliedern in allen Dingen den pünktlichsten und unverbrüchlichsten Gehorsam: den Befehlen der Oberen, in denen sich gleichsam die göttliche Vorsehung (divina providentia) darstellt, sollen die Jesuiten Folge leisten, als wären sie nur Kadaver (perinde ac si cadaver essent), ohne eigenen Willen und eigene Einsicht. Jeder natürlichen Liebe zu Eltern und Geschwistern, zu seinem Volke und Vaterlande hat der in den Orden Eintretende zu entsagen: der Orden verlangt die volle und ganze Persönlichkeit und dazu Einblick in die geheimsten Falten der Seele, weshalb der Eintretende in einer Generalbeichte nicht nur seine Sünden und Fehler, sondern auch seine Tugenden aufzudecken hat. Systematisch wird dann in einer längeren Ausbildung das Gefühl der Persönlichkeit ertötet, lernt der einzelne sich nur als ein willenloser, urteilsloser Teil der großen Ordensmaschine fühlen. Durch eine möglichst oft geleistete Beichte und

Digitized by Google

ununterbrochene gegenseitige Aufsicht, die sich bis auf die obersten Stufen erstreckt, hält sich der Orden seiner Glieder versichert und versteht es dadurch vortrefflich, die einzelnen Begabungen zu entfalten und jeden am rechten Orte zu benutzen, sei es als Priester oder Lehrer, als Weltmann oder Politiker.

Gewaltig schnell breitete sich der Orden aus. Bei Ignatius Tode (1556) umfaßte er bereits dreizehn Provinzen, zumal in Italien und Spanien. Doch bald faßte er auch in dem so besonders schwer gefährdeten Deutschland festen Fuß, wo in Köln der reich begabte Peter Canisius gewonnen wurde und bald in Wien (schon 1551), Prag, Köln, Ingolstadt und München Jesuitenkollegien entstanden. Und wie sehr man gerade Deutschland ins Auge faßte, beweist der Umstand, daß man neben dem seit 1550 als Hauptpflanzschule bestehenden Collegium Romanum schon zwei Jahre später speziell zur Ausbildung deutscher Priester das Collegium Germanicum gründete.

Durch die Predigt, welche, in fein berechneter Volkstümlichkeit, die breiten Massen anlocken und gewinnen sollte, durch die Beichte, welche die Gewissen der einzelnen auszuforschen, zu leiten, zu beherrschen hatte, durch unentgeltlich erteilten Unterricht, welcher zwar in erster Linie auf eine formale Bildung abzielte und die Schüler zu gewandten, in jeder Lebenslage anstelligen Menschen heranzuziehen suchte, gerade deshalb aber und weil er durch eine auch in den Instituten — das Leben in denselben wurde übrigens den Schülern durch mancherlei Unterhaltungen angenehm gestaltet — durchgeführte gegenseitige Beaufsichtigung in der Lage war, die Knaben individuell zu behandeln, den Ehrgeiz meisterlich anzuspornen wußte und infolge dessen glänzende, äußerlich bestechende Resultate erzielte, haben die Jesuiten ihre Aufgabe, Vorkämpfer gegen die protestantische Ketzerei zu sein, mit unleugbar großem Erfolge gelöst. — Um die Beichte zu einem ganz besonders wirksamen Mittel der Beeinflussung zu gestalten, bildeten sie eine Morallehre aus, die zu den schärfsten Angriffen gegen sie Veranlassung gegeben hat. Wenn auch der berüchtigte Grundsatz: „Der Zweck heiligt die Mittel" in diesem Wortlaut von den nur lateinisch redenden und schreibenden Jesuiten nicht ausgesprochen worden ist, so sind sie doch nicht davor zurückgeschreckt, thatsächlich zu lehren, daß, wenn der Zweck ein guter sei, auch die Mittel erlaubt sein müßten, daß unter gewissen Umständen sogar Tötung oder Meineid gestattet seien.

Die Führung in dem Kampfe gegen die neue Lehre übernahm der bigotte, kaltsinnige Philipp II. von Spanien (1556—1598). Seine Bestrebungen hatten als nächste Folge den Abfall der Niederlande (1579): an der am meisten bedrohten Seite des Reiches entstand auf diese Weise ein starkes protestantisches Gemeinwesen, das nachmals von größter Bedeutung für die politische und religiöse Freiheit Deutschlands werden sollte. In Gemeinschaft mit den Niederlanden schützte das unter Elisabeth (1558—1603) erstarkte England die Welt vor spanischer Unterdrückung. In Frankreich schienen die blutigen Kämpfe zwischen Katholiken und Hugenotten gegen Ausgang des Jahrhunderts unter dem weisen Regiment des Königs Heinrich IV. durch maßvollen Ausgleich ein Ende finden zu sollen, die vorzeitige Ermordung des Königs (1610) führte aber einen völligen Umschlag herbei. Am wenigsten wurde die ruhige Entwickelung des Protestantismus in den nordischen Königreichen gestört, welche denn auch in dem letzten großen politisch-religiösen Kampf gegen die absolute Monarchie des spanisch-österreichischen Hauses auf dem deutschen Kriegsschauplatz erscheinen.

Digitized by Google

33. Deutſchland unter Ferdinand I. (1556—1564).

Von dem Herrſcher, welcher auf Karl V. im Reiche gefolgt war, hatte die 1556
deutſche Nation nichts zu befürchten. Obwohl in Spanien geboren und erzogen, hatte er ſich allmählich in die deutſche Art zu finden gewußt. Seiner vermittelnden und verſöhnlichen Thätigkeit verdankte Karl V. manchen Erfolg auf den Reichstagen. Obwohl perſönlich ein ſtrenggläubiger Katholik, war er von der Notwendigkeit einer gründlichen Reform der katholiſchen Kirche durchdrungen und gewillt, durch bedeutende Zugeſtändniſſe den Glaubensfrieden zu begründen. Er hatte keine Veranlaſſung, ſich zu gunſten des Papſttums zu ereifern: hatte man doch in Rom ſeine Wahl bekämpft und ſie erſt ſpät (Februar 1560) anerkannt, um einem völligen Bruche vorzubeugen. So ließ denn der Kaiſer, den Standpunkt des Augsburger Religionsfriedens wahrend, die Reformation allenthalben gewähren, wiewohl er ſie nicht geradezu begünſtigte; in ſeinen deutſchen Erblanden, aber auch in Ungarn, fand der Proteſtantismus immer mehr Boden: ſeine einflußreichſten Räte, wie Dietrichſtein und Fels, waren offenkundige Freunde der Evangeliſchen.

Die Toleranz des Kaiſers wirkte auch weiter hinaus auf das Reich. Herzog Albrecht von Bayern, Ferdinands Schwiegerſohn, geſtattete ſeinen Unterthanen den Gebrauch des Laienkelches und die Aufhebung der Faſtengebote, ſelbſt in dem Salzburger Erzſtift ſchlug der Proteſtantismus ſo tiefe Wurzeln, daß er nachmals jahrhundertelangen Bedrückungen zu trotzen wußte. Wo die Reformation nicht geradezu ſiegte, vermieden die Katholiken doch thunlichſt jeden öffentlichen Anſtoß, die Verheiratung der Prieſter war allgemein. Unter dieſen Umſtänden ſchien ein Ausgleich zwiſchen Proteſtanten und Katholiken nicht unmöglich, und der Kaiſer ließ zu dieſem Zwecke im Herbſt 1557 1557
ein Religionsgeſpräch in Worms veranſtalten. Nicht die Katholiken hinderten die Verſtändigung; ſie ſcheiterte an dem Hader der evangeliſchen Theologen, welche, entartete Söhne einer großen Zeit, über armſeligen dogmatiſchen Spitzfindigkeiten das Gemeinſame der verſchiedenen Richtungen vergaßen. Natürlich war der Jubel in Rom und Madrid groß: „ihr Krieg iſt unſer Friede," frohlockten die Katholiken.

Wohl ſahen die evangeliſchen Fürſten die Notwendigkeit einer Union ein, und die vornehmſten unter ihnen vereinigten ſich zu Frankfurt (März 1558) 1558
auf ein Bekenntnis, das der milde Melanchthon ausgearbeitet hatte. Aber gerade dieſer Theologe, deſſen Schüler als „Philippiſten" oder „Kryptocalviniſten" (geheime Calviniſten) von den Lutheranern geſchmäht wurden, war dieſen verhaßter, als der ſchlimmſte Jeſuit. In den thüringiſchen Landen verketzerte man ſeine neue Bekenntnisſchrift, vergebens ſuchten die oberdeutſchen Fürſten auf einem Tage in Naumburg (Januar 1561) den eigenſinnigen Johann Friedrich zu einer verſöhnlichen Haltung zu bewegen. Die Lehre vom Abendmahl, die einſt Luther und Zwingli getrennt, ſchuf auch jetzt eine tiefe Kluft zwiſchen den Lutheranern und Calviniſten. Vor den Loſungsworten „Luther" und „Calvin" verſtummte der Name Chriſti und des Evangeliums.

Melanchthon, der in ſeinen letzten Lebensjahren die Reformation in die Pfalz hatte einführen helfen, unterſtützt von dem kunſtſinnigen Pfalzgrafen Ottheinrich (1556 bis 1559), ſtarb am 19. April 1560. Hat er gleich in den Tagen nach der Mühlberger Schlacht ſich durch Zaghaftigkeit gerechte Vorwürfe zugezogen, ſo iſt ihm Deutſchland doch ewig Dank ſchuldig. Wie Melanchthon nach Begabung, Vorbildung und Neigung dem Humanismus angehörte, war ſeine vornehmſte Sorge, in die Schulen und Univerſitäten der evangeliſchen Länder gründliches Studium des klaſſiſchen Altertums zu verpflanzen. So vollkommen gelang ihm dies, daß die evangeliſchen Gelehrtenſchulen auch nachmals von den Jeſuitenſchulen trotz aller Anſtrengungen nicht erreicht wurden. Indem Melanchthon die gelehrte Bildung in den Dienſt der Kirche zog, beugte er zugleich der naheliegenden Gefahr vor, daß jene antik-heidniſche Richtung des Humanismus, ungläubig und ſpottſüchtig, in der heranwachſenden Generation Wurzel faſſe. Mit vollſtem Rechte gebührt daher Melanchthon der Ehrenname eines „Praeceptor Germaniae“ (Lehrer Deutſchlands). Er verfaßte nicht allein Lehrbücher, wie (1518) ſeine grundlegende griechiſche Grammatik, er gab auch eine große Anzahl klaſſiſcher Schriften heraus, er ſchrieb über die Einrichtung „lateiniſcher Schulen“ und machte durch ſeine Bearbeitung der Chronik des Carion († 1537) die Weltgeſchichte zu einem Unterrichtsgegenſtande und einem weſentlichen Beſtandteil der allgemeinen Bildung.

Ein zweites Verdienſt erwarb er ſich durch ſeine Bemühungen um eine geordnete Kirchenverfaſſung, obwohl er auch hierbei, in ſeinem Beſtreben, das Beſtehende zu erhalten und nur mit neuem Geiſte zu erfüllen, zu weit ging: ſo war er der Meinung, das Kirchenregiment durch Biſchöfe müſſe beibehalten werden.

Seine Mäßigung endlich, ſeine Beſonnenheit und Umſicht machte ihn geeignet, die öffentlichen Verhandlungen, die in Sachen der Reformation geführt wurden, zu leiten: auch im letzten Abſchnitt ſeines Lebens war Verſöhnlichkeit weit mehr geboten, als ſtarrſinniges Feſthalten an jedem Worte Luthers.

Melanchthon tauſend.

Flügelbild des Altargemäldes in der Stadtkirche zu Wittenberg von Lukas Cranach.

Das ganze Werk ſtellt die von den Reformatoren anerkannten gottesdienſtlichen Handlungen dar: in der Mitte das heilige

Zwei Jahre vor Melanchthon war auch der Reformator Johann Bugenhagen geſtorben, der in ſeinem Wirken, ſeiner Sinnesweiſe und ſeinen letzten Schickſalen mit dem Wittenberger Präceptor große Ähnlichkeit hat. Geboren zu Wollin im Jahre 1485, lag er zu Greifswald humaniſtiſchen Studien ob und erwarb ſich ſchon als Rektor der Schule zu Treptow a. d. Rega großen Ruf: auch verfaßte er (bis 1518) die erſte pommerſche Geſchichte. Luthers Schrift über die babyloniſche Gefangenſchaft der Kirche führte ihn in die Arme der Reformation. Er begab ſich nach Wittenberg, wo er, von Luther und Melanchthon in ſeinem Werte erkannt, unter die akademiſchen Lehrer eingereiht und 1523 zum Paſtor an der Pfarrkirche erwählt wurde. Von nun an nahm er an allen Geſchicken der Reformation, ja auch an den privaten Erlebniſſen der großen Reformatoren Anteil: er war es, der 1525 Luthers Ehe einſegnete. Er überſetzte das Neue Teſtament in das Niederſächſiſche, ordnete die Reformation in vielen norddeutſchen Städten, wie Braunſchweig, Hamburg, Lübeck, befeſtigte dieſelbe in Pommern (1534) und ſeit 1537 in Dänemark. Ihm wurde die Salbung des Königspaares, die Ordination der Superintendenten, die Abfaſſung der Kirchenordnung übertragen. Nach Kurſachſen zurückgekehrt, wirkte er in der einflußreichen Stellung als Generalſuperintendent ſegensreich nach allen Seiten und war auch in Wittenberg unentbehrlich, als Luther zu kränkeln begann. Tief ergriffen hielt er dann auch ſeinem Freunde die Leichenpredigt. Im ſchmalkaldiſchen Kriege bewies er ſeinen Mut, indem er ſich auch nach der Beſetzung Wittenbergs nicht abhalten ließ, die evangeliſche Wahrheit zu verkünden. In den Wirren, die das Interim nach ſich zog, ſtand er an Melanchthons Seite und hatte die gleichen Verunglimpfungen wie dieſer zu ertragen. Des Streites müde, beſchränkte er ſich immer mehr auf die Pflichten ſeines Amtes, doch ſuchten ihn in den letzten Jahren dauernde körperliche Leiden heim, bis den halberblindeten Greis ein ſanfter Tod erlöſte (19/20. April 1558); in der Stadt-Pfarrkirche fand er ſeine letzte Ruheſtätte.

Bugenhagen, das Amt der Schlüſſel verwaltend.

Flügelbild des Altargemäldes von Lukas Cranach in der Stadtkirche zu Wittenberg.

Abendmahl, darunter die Predigt (Luther), links die Taufe (Melanchthon), rechts die Beichte (Bugenhagen).

Digitized by Google

Philipp Melanchthon.
Kupferstich von Albrecht Dürer vom Jahre 1526.

Unterschrift: „Dürer konnte dem Leben nachbilden die Züge Philippus',
Doch seine kundige Hand konnte nicht malen den Geist."

Der Herd der Zwietracht im Lager der Evangelischen war die Universität Jena, welche in einen schroffen Gegensatz zu der älteren Wittenberger Schwester trat. Der Haß zwischen der ernestinischen und albertinischen Linie übertrug sich eben auch auf diese Hochschulen. Als der zanksüchtigste und unheilvollste der Jenenser Theologen ist Matthias Flacius („Illyricus"), ein mit deutschem Wesen wenig vertrauter Gelehrter (eigentlich Frankowich aus Albona in Istrien), zu bezeichnen, der schließlich auch aus Jena wegen seiner Streitsucht ausgewiesen wurde und 1575 im Elend zu Frankfurt starb.

Johann Calvin, der jüngste der Reformatoren, war am 11. Juli 1509 zu Noyon in der Picardie als Sohn wohlhabender Eltern geboren. In Orleans, wo er die Rechte studierte, lernte er Luthers Lehre kennen. Auf unsteter Wanderung in Deutschland und Italien bildete er seine religiösen Ansichten weiter aus, bis er in Genf eine neue Heimstätte fand und die lebenslustige Stadt in einen Sitz ernsten religiösen Lebens verwandelte. Seine Lehre stand zwar in dem Dogma vom Abendmahl der Luthers näher, als der Zwinglis, unterschied sich aber von der lutherischen in dem Satze von der unbedingten Gnadenwahl. Er verwarf allen äußeren Prunk: Gesang und Predigt in schmucklosen Gotteshäusern sollten allein wirken; auch führte er eine schonungslose Kirchenzucht ein: an fanatischem Glaubenseifer kam er den Ketzerrichtern der alten Kirche, wie an Verfolgungssucht den starren Lutheranern gleich. Hinsichtlich der Organisation des Kirchentums stand er in diametralem Gegensatz zu Luther. Alle Rechte, welche dieser der Obrigkeit zuspricht, legt er, als Republikaner, der Gemeinde bei:

dem Willen der Gemeinde hat sich dann jeder einzelne unbedingt zu unterwerfen. Von dem leidenden Gehorsam, welchen Luther den Unterthanen gepredigt hatte, wollte er nichts wissen; der Calvinismus ist trotzigkühn, selbstbewußt, kampfbereit. Die Eigenschaften kamen zwar später der allgemeinen evangelischen Sache zu gute, hinderten aber auch die Verständigung mit den Lutheranern. Die eigentümliche Kirchenordnung, die sogenannte Presbyterialverfassung, empfahl sich besonders für Republiken, wie die Niederlande und die Schweiz, oder solche Staaten, in denen die Monarchie noch nicht im stande gewesen war, durchzugreifen, wie in Frankreich und Schottland.

Besondere Erbitterung bei den Lutherischen erregte der Abfall des Kurfürsten von der Pfalz. In diese Gegenden war aus Genf, Straßburg und dem benachbarten Frankreich der Calvinismus eingedrungen: Pfalzgraf Friedrich ließ durch die Theologen Ursinus und Olevianus eine neue Bekenntnisschrift, den Heidelberger Katechismus, ausarbeiten (1563) und trat mit seinem 1563
Lande, trotz vieler Abmahnungen, zu den Reformierten über. Gerade dieser Glaubenswechsel hat nachmals für die Sache des Evangeliums die nachteiligsten Folgen gehabt.

Während sich die protestantischen Bekenntnisse aller Gemeinschaft entschlugen und aufs heftigste befehdeten, wurden die Anhänger der alten Kirche durch die schon wesentlich unter dem Einfluß des Jesuitismus gefaßten Beschlüsse des Konzils zu Trient von neuem zusammengefaßt. Zwar waren auch die protestantischen Fürsten ursprünglich eingeladen worden, aber mit Recht lehnten sie den Besuch ab: einem mittelalterlichen Konzil konnte der Protestantismus jetzt nicht mehr die Entscheidung über seine Berechtigung zuerkennen. Dagegen erhielt die katholische Kirche in Lehre, Gesetz und Organisation zu Trient ihren Abschluß, dem Papst wurde aufs neue die unumschränkte Herrschaft über die Kirche zugebilligt.

Im Anfang des Jahres 1562 war das Tridentiner Konzil nach zehnjähriger Unterbrechung zum drittenmale aufgenommen, in seinen letzten acht Sitzungen (bis Dezember 1563) vollendete es jetzt, in schroffster Abschließung gegen alle reformierenden Richtungen, deren Irrlehren mit dem Fluch (anathema) belegt werden, das System des katholischen Dogmas: Priesterweihe, das Sakrament der Ehe, die Lehre vom Ablaß und Fegefeuer, die Verehrung der Heiligen und Reliquien, das Meßopfer in lateinischer Sprache wurden aufs neue sanktioniert. Daneben nahm man auf eine straffere Gliederung und durchaus einheitlichere Beherrschung der Kirche von Rom aus Bedacht. Dem Papst allein, der von neuem als Statthalter Christi ausdrücklich anerkannt ward, seiner unwandelbaren Autorität, die den göttlichen Willen auszudrücken beanspruchte, wurde die Kirche selbst und ihre einzelnen Glieder unweigerlich unterworfen, die vom Protestantismus als Grundprinzip geforderte Gewissensfreiheit des Einzelnen dagegen, gleichsam als Verrat an jener Autorität, aufs schärfste verdammt. Um sich bei dem gefährdeten Besitzstand der Kirche zumal auch der Bischöfe zu versichern, wurden diese aufs strengste dem Willen des römischen Stuhles unterstellt, wenn ihnen auch in ihren Sprengeln eine höhere Gewalt über Domkapitel, Pfarrgeistlichkeit und Klöster eingeräumt wurde. Indem man alle Fäden einer furchtbaren Disziplin in Rom zusammenlaufen ließ, wurde der päpstliche Absolutismus vollendet und jetzt auch gesetzlich gefestet. Und auch auf die niederen Organe der Kirche erstreckten sich die Tridentiner Beschlüsse: aufs neue wurde den Klöstern die strenge Befolgung der Ordensregeln eingeschärft, bischöfliche Seminarien sollten für Heranbildung von Geistlichen Sorge tragen, diese selbst mehr als bisher der Predigt und Seelsorge sich widmen. Den

Digitized by Google

protestantischen Bekenntnisschriften wurde das auf der Grundlage der Tridentiner Beschlüsse (1564) abgefaßte katholische Glaubensbekenntnis (professio fidei) und der Catechismus Romanus (1566) entgegengestellt.

So durchzog neues Leben die römische Kirche, der vollkommenste Einheit als unverbrüchlicher Grundsatz galt. Neugestärkt und von der Inquisition der Dominikaner wie der Kraft des Jesuitismus, die beide in Rom ihren Mittelpunkt hatten, unterstützt, sollte sie gar bald von der Verteidigung zum Angriff auf den zwar weit ausgebreiteten, aber weder äußerlich verbundenen noch innerlich einigen Protestantismus übergehen.

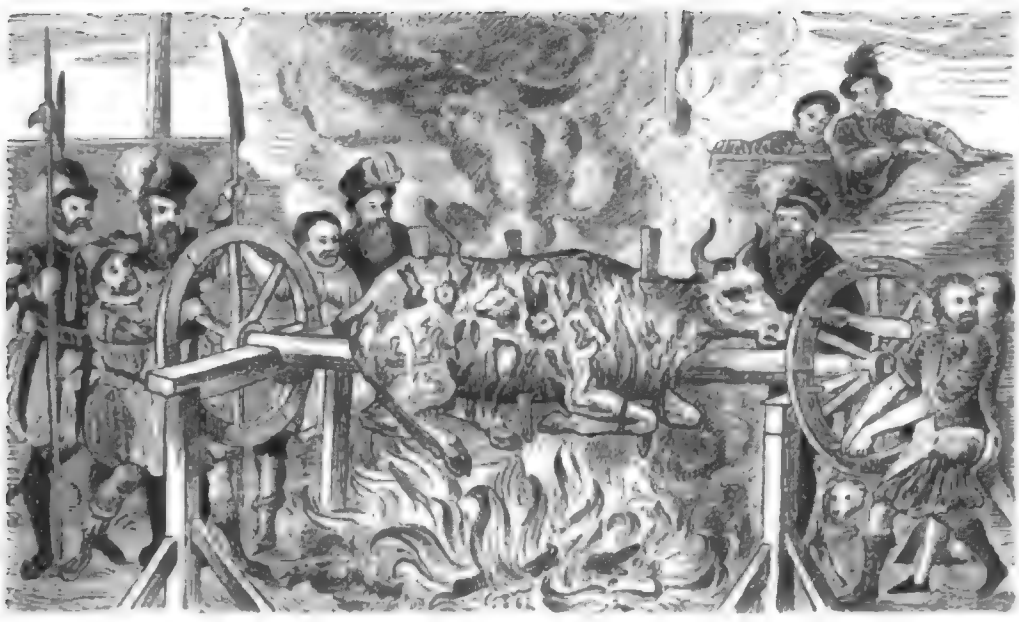
1564 Kaiser Ferdinand erlebte das nicht mehr; am 25. Juli 1564 schied er aus dem Leben, keine ungewöhnliche, wohl aber eine achtungswerte Persönlichkeit. Er hatte im Jahre 1554 den Besitz des habsburgischen Hauses unter seine

Türkische Gesandtschaft an Ferdinand zur Krönung seines Sohnes Maximilian II. zum Römischen König zu Frankfurt 1562.

„Einritt der Türkischen Bottschafft Ephraim Stroys mitt den Presenten so sie von deß Türcken wegen Kayser Ferdinãdo gethon. Geschehen zu Franckfurt an Mayn. Den 23. Novembris Anno 1562." Aquarelle gezeichnet F R im Darmstädter Thesaurus picturarum. Der Gesandte, dessen Name verschieden geschrieben wird, war von Geburt ein Pole; er wurde von Maximilian während der Krönungsfeierlichkeiten empfangen.

drei Söhne geteilt: Maximilian erhielt Österreich, Ungarn und Böhmen, ihm war außerdem die römische Kaiserkrone zugedacht, die er im Jahre 1562 wirklich erhielt, und die Nachfolge im deutschen Reiche. Ferdinand erhielt Tirol, Karl Steiermark.

Ferdinand, der Liebling des Vaters, war mit Philippine Welser, der ebenso schönen, als feingebildeten Tochter eines reichen Augsburger Patriziers in geheimer Ehe vermählt. Scheu hüteten sie ihr Glück in dem böhmischen Kronschloß Bürglitz, bis im Jahr 1561 Philippine den Mut fand, dem Kaiser das Geheimnis zu entdecken. Ferdinand erteilte die erbetene Verzeihung, legte den Gatten aber ewiges Schweigen auf: die Kinder durften nur den Namen „von Österreich" (d'Austria), nicht das Familienwappen führen.



Darſtellung aus den Frankfurter Feſtlichkeiten zur Krönung Maximilians II. zum Römiſchen König 1562. Das Braten des gefüllten Ochſen. (Gouachebild im Thesaurus picturarum zu Darmſtadt.)

34. Maximilian II. (1564—1576). Der Türkenkrieg und die Grumbachſchen Händel.

Mit den größten Erwartungen ſah die proteſtantiſche Partei, mit banger Sorge die Kurie den erſten Regierungshandlungen Maximilians entgegen, der 37 Jahre alt den väterlichen Thron beſtieg. War doch ſeine Erziehung von Proteſtanten geleitet worden — erſt von Auguſt Schiefer, dann von Petrus Collatinus —, ja alles Herbe, was er als Jüngling und Mann erduldet, hing mit ſeinem religiöſen Entwicklungsgange zuſammen. Noch im Jahre 1561 dachte er daran, durch Flucht dem Glaubenszwange des Vaters zu entgehen, noch im Jahre 1663 beharrte er auf dem Abendmahle unter beiderlei Geſtalt. 1564

Aber wiewohl er ſeinen evangeliſchen Überzeugungen ſein lebelang treu blieb, trat er doch nicht förmlich zur proteſtantiſchen Konfeſſion über. Schon der Streit der Lutheraner und Reformierten hatte nichts Einladendes; ſein weicher, etwas unentſchiedener Sinn ſchrak vor dem förmlichen Bruche mit den Familientraditionen zurück, auch der ſpaniſche Hof war nicht müßig. So beſchränkte ſich der Kaiſer darauf, den Proteſtanten Beweiſe ſeines Wohlwollens zu geben; die Beſchlüſſe des Tridentiner Konzils ließ er nicht veröffentlichen, gegen ketzeriſche Schriften ſchritt er nicht nur nicht ein, er erlaubte ſogar (1570) die Begründung einer proteſtantiſchen Buchdruckerei zu Stein. Nicht überall befriedigten die oft nur halben Maßregeln, am wenigſten in Böhmen, wo durch den Gegenſatz zwiſchen Alt-Utraquiſten und den „Brüdern" beſondere Schwierigkeiten vorlagen.

Das beſte Zeugnis für Maximilians religiöſe Denkweiſe bietet das Schreiben, in dem er die grauenvolle Bluthat der Bartholomäusnacht (1572) verurteilt: „.... Und

Digitized by Google

Maximilian II. im kaiſerlichen Ornat.
Gleichzeitiger kolorierter Holzſchnitt aus dem „Thesaurus picturarum.“ in der Großherzoglichen Hofbibliothek zu Darmſtadt.

hab' es mit herzlichem Leid vernommen, daß ſich mein Tochtermann (Karl IX.) zu einem ſolchen ſchändlichen Blutbad hat bereden laſſen . . . Und iſt in Wahrheit nicht anders, als wie Ihr vernünftig ſchreibt, daß Religionsſachen nicht mit dem Schwerte gerichtet ſein wollen.“

Wiewohl Maximilian kein Kriegsheld war, ließ er ſich durch eine kampfluſtige Partei in Ungarn, beſonders durch den Grafen **Niklas Zrinyi** zu einem Feldzuge gegen die Türken veranlaſſen. Der Augsburger Reichstag 1566 (April 1566) bewilligte eine ſtattliche Hilfe, und Maximilian konnte über mehr als 100000 Mann verfügen. Aber mit einem noch gewaltigeren Heere brach der greiſe Sultan **Suleiman** am

ersten Mai zu seinem dreizehnten „heiligen" Kriege, seinem sechsten Zuge nach Ungarn auf. Es sollte seine letzte Heerfahrt sein. Die Leitung des Feldzuges war von kaiserlicher Seite mangelhaft, obwohl erfahrene Kriegsobersten, wie Lazarus Schwendi, Protestant und geborener Württemberger, mit den wichtigsten Befehlshaberstellen betraut waren.

Türkische Kriegstrompeter, aus der Zeit des Türkenkrieges unter Maximilian II.

Kolorierter Holzschnitt im Thesaurus picturarum.

So that das Hauptheer nichts, um die Festung Sziget zu entsetzen, welche vom 7. August bis zum 8. September durch den Grafen Zrinyi aufs heldenmütigste verteidigt wurde. In der Nacht vom 5. zum 6. September starb Suleiman, der „Prächtige", während der Belagerung: die Erfüllung seines Wunsches, sich mit Maximilian in offener Feldschlacht zu messen, vereitelte der tapfere Zrinyi, dessen Geschick sich aber auch am 8. September erfüllte. Da die Festung nicht zu halten war, verstanden die Verteidiger, Niklas Zrinyi voran, dann sein Fahnenträger Georg Csáky, seine Hauptleute Bajony, Istvánffi, Paprutowitsch und andre, auch die Frauen, heroisch zu sterben. Am 17. Februar 1568 wurde mit 1568
Suleimans Nachfolger Selim III. ein Friede geschlossen, kraft dessen der Pforte ein jährliches „Ehrengeschenk" von 30000 Dukaten gezahlt wurde.

An dem geringen Erfolge des ungarischen Feldzuges hatte eine Angelegenheit schuld, welche aus einer unbedeutenden Privatfehde zu einer wichtigen Reichssache geworden war, die sogenannten „Grumbachschen Händel".

Der Ursprung der Händel fällt noch in die Zeit Ferdinands I. Ein fränkischer Reichsritter, Wilhelm von Grumbach, war durch seine Verbindung mit dem wilden Albrecht Alcibiades in Streitigkeiten mit dem Würzburger Bischof geraten, von dem er einige Güter zu Lehen trug: ohne seine Absicht wurde der Bischof im Jahr 1558 von Bewaffneten nahe seiner Residenz ermordet. Um der Bestrafung zu entgehen, suchte Grumbach Verbindungen mit Frankreich und der Reichsritterschaft, welcher er seine Privatsache als Angelegenheit des ganzen Standes darstellte. Vor allem aber gewann er den Herzog Johann Friedrich von Sachsen-Weimar-Koburg-Gotha, den Sohn des Besiegten von Mühlberg, durch die thörichte Vorspiegelung, er werde mit Hilfe der Reichsritterschaft den Räuber des väterlichen Kurfürstentums — nach Moritz' Tode Kurfürst August — aus seinem unrechtmäßigen Besitz verdrängen können. Johann Friedrichs Kanzler Brück bestärkte seinen Herrn noch mehr in seinem Vertrauen auf die Versprechungen des Abenteurers. Im Jahr 1563 nahm Grumbach Würzburg ein und zwang den Bischof zu einem nachteiligen Vertrag, wurde aber vom Kaiser als Landfriedensbrecher in die Acht gethan. Johann Friedrich gewährte ihm Unterkunft und wurde,

Digitized by Google

Wilhelm von Grumbach in seinem 69. Jahre. Kupferstich von Matthias Zündt vom Jahr 1567.

da er allen kaiserlichen Abmahnungen trotzte, gleichfalls mit der Acht (1566) belegt. Die Exekution derselben wurde dem Kurfürsten August übertragen und Johann Friedrich in dem stark befestigten Gotha belagert. Eine Meuterei der geängstigten Bürgerschaft zwang den Herzog am 13. April 1567 zur Kapitulation. Grumbach, Brück und die andern Haupträdelsführer wurden auf barbarische Weise hingerichtet, Johann Friedrich zu ewigem Gefängnis nach Wien abgeführt. Mit Mühe erhielten seine Söhne nachmals das väterliche Erbe wieder: Johann Friedrich blieb bis an sein Lebensende (1594) in Wienerisch-Neustadt interniert: seine Gemahlin Elisabeth, die Tochter des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz, teilte seit 1571 das Los ihres Gemahls, den sie nur ein Jahr überlebte.

Das Gothaer Strafgericht gab der protestantischen Oppositionspartei willkommenen Grund zur Klage gegen den Kaiser, der ihren anderweitigen Erwartungen nicht entsprochen hatte: man schalt ihn einen zweiten „Julian", einen papistisch gewordenen Feind des Evangeliums. War dies auch nach zwei Seiten hin ungerecht — denn der Urheber des furchtbaren Strafgerichts war der lutherische Kurfürst August, und Maximilian blieb im Herzen protestantenfreundlich — so konnte man doch nicht leugnen, daß der Kaiser in der zweiten Hälfte seiner Regierung aus politischen Gründen sich den katholischen Mächten entschieden näherte. Seine älteste Tochter Anna wurde im Jahre 1570 die zweite Gattin des Königs Philipp von Spanien, die zweitgeborne, Elisabeth, reichte kurz darauf dem Franzosenkönig Karl IX. die Hand. Auch der Abfall der Niederlande, ein Ereignis, das die protestantische Partei im Reiche mit größtem Jubel begrüßte, mußte von dem Kaiser in einem ganz andern Lichte betrachtet werden, und die spanischen Hilfsgesuche brachten ihn vollends in eine schiefe Stellung.

Wie sich das Verhältnis der Protestanten zu dem Kaiser verändert hatte,
1575 trat deutlich hervor, als Maximilian im Jahre 1575 die Kurfürsten nach Regensburg berief, um seinen Sohn Rudolf zum römischen König wählen zu lassen. Man verlangte von seiten der weltlichen Kurfürsten, unter Führung von Kurpfalz, daß der zukünftige Kaiser in seiner Wahlkapitulation nicht allein den Religionsfrieden, sondern auch die „ferdinandeische Deklaration" bestätige,

Digitized by Google

„Audienz des aller Großmächtigſten Durchleuchtigſten Vnüberwindlichſten Römiſchen Keyſers **Maximilians des Anderen** unſers allergnädigſten Herren wie die durch ihr Maieſtät zu Speyr auff dem Reychßtag iſt gehalten worden. Im Jar 1570.“

Holzſchnitt eines fliegenden Blattes (Lobgedicht auf Maximilian II.). Germaniſches Muſeum zu Nürnberg.

der zufolge auch die evangelischen Unterthanen geistlicher Fürsten in der Ausübung ihres Gottesdienstes nicht gestört werden sollten. Die Zwietracht zwischen Pfalz und Sachsen verhinderte, daß diese für den Frieden so notwendige Bestimmung endlich zum Reichsgesetze erhoben wurde. Auch ein neuer Reichstag brachte die gewünschte Lösung nicht. Die Wahl Rudolfs erfolgte am 27. Oktober 1575 mit Stimmeneinheit.

Dieser Erfolg war der letzte, den der Kaiser aufzuweisen hatte. In einer andern dynastischen Frage erlitt er um dieselbe Zeit eine Niederlage. Schon im Jahre 1572 hatte Maximilian, nach dem Tode des letzten Jagellonen, sich bemüht, dem habsburgischen Hause die Nachfolge im Königreich Polen zu verschaffen. Er unterlag damals dem französischen Thronbewerber Heinrich (gewählt Mai 1573), erneuerte seinen Plan aber, als jener nach dem Tode Karls IX. (30. Mai 1574) die Regierung Frankreichs übernehmen mußte. Nur ein Teil des polnischen Adels wählte aber Maximilian zum Könige, die Gegenpartei erhob Stephan Báthory, den mit der Pforte verbündeten Fürsten von Siebenbürgen. Der gefahrvollen Aufgabe, seinem Nebenbuhler die Krone durch einen harten Kampf zu entreißen, überhob der Tod den Kaiser. Krank war Maximilian auf den Regensburger Reichstag gekommen. Am Tage des
1576 Reichsabschiedes (12. Oktober 1576) starb er ruhig und gefaßt. „Meine glücklichste Stunde ist gekommen," sprach er im Angesichte des Todes. Er mußte den Tod als Erlösung von herben Enttäuschungen begrüßen.

Wohl fehlte diesem Herrscher ein kräftiger Arm und ein starkes Herz, aber dennoch verweilt das Auge gern auf dieser Gestalt, dem gemütvollen, gebildeten, edelgesinnten Fürsten. Ernstliche Feinde hatte er nicht besessen: seine Regierung bildete einen letzten Lichtblick in der Geschichte des alten deutschen Reiches.

35. Regierungsantritt Rudolfs II. Die Konkordienformel (1577).

1576 Rudolf II. hatte seine Jugendzeit am Hofe Philipps II., seines Oheims und Schwagers, zugebracht. Dort erfüllte er seinen Geist mit der Idee der königlichen Allgewalt in politischen und religiösen Dingen; die unermüdliche Arbeitskraft aber, welche die spanischen Regenten bei all der Verkehrtheit ihres Strebens auszeichnet, eignete er sich nicht an.

Sein Gemüt war zu Melancholie geneigt; sein Geist war freilich voll reger Empfänglichkeit für Kunst und Wissenschaft, sein Charakter aber voll Zögerns und Schwankens. So wälzte er die Herrschersorgen gern auf fremde Schultern, er selbst blieb ein Fremdling in seinem Reich, ohne Verständnis für die Bedürfnisse der Zeit und seiner Völker. Fast seine ganze Regierungszeit verlebte er zu Prag auf der Burg am Hradschin, mit seinen Büchern, Blumen und Kunstschätzen beschäftigt: sein Marstall war voll der prächtigsten Pferde, die er oft stundenlang besah, ohne je eines zu besteigen. Außerordentlich nachteilig ward für einen derartigen Herrscher die Beschäftigung mit der die Welt beherrschenden Astrologie, wiewohl ihm die Wissenschaft großen Dank dafür schuldet, daß er den berühmten Astronomen Johannes Kepler auf alle Weise förderte, ihn sogar

Bronzebüſte Kaiſer Rudolfs II. in der Ambraſer Sammlung zu Wien.

Bezeichnet: Adrianus Fries Hagensis fecit 1607.

zu ſeinem Mathematikus und Hofaſtronomen ernannte. Für den Kaiſer aber hatte dies Verhältnis nur die bedenkliche Folge, daß er womöglich noch mehr als vordem von ſeinen Herrſcherpflichten ſich abziehen ließ. Bald ſchläferte ihn die Sprache der Sterne ein, bald nährte ſie ſeinen Argwohn, die Sprache des Lebens blieb ihm unverſtändlich. Auf dem Wege der Alchimie ſuchte er den Stein der Weiſen zu finden, darum erwarb er nie auf dem Wege praktiſcher Erfahrungen irdiſche Lebens- und Herrſcherweisheit. So war der Nachfolger Maximilians beſchaffen: es war vorauszuſehen, daß ſeine Regierungsthätigkeit keine ſegensreiche, der Kaiſer vor allem nicht im ſtande ſein werde, den von neuem andringenden religiöſen Zerwürfniſſen Einhalt zu gebieten.

Digitized by Google

Was die Protestanten betraf, so kamen sie um die Zeit, als Maximilian aus dem Leben schied, auf den Gedanken, alle Bekenner der Augsburgischen Konfession durch eine neue Glaubensformel zu einigen, zur Abwehr gegen Katholiken und Calvinisten. Der Gedanke ging vom Kurfürsten August von Sachsen aus, welcher in seinem Lande soeben eine strenge Verfolgung gegen die Kryptocalvinisten ins Werk gesetzt hatte. In Kurpfalz wurde gerade jetzt, nach dem Tode Friedrichs III. (26. Oktober 1576), durch den neuen Regenten, Ludwig, das Luthertum mit Gewalt an die Stelle des Calvinismus gesetzt. Auch Brandenburg hatte den unbestimmten Standpunkt Joachims II. aufgegeben und sich auf Grund der neuen Kirchenordnung Johann Georgs (1572) den eigentlichen Lutheranern genähert.

Als Opfer der lutherischen Religionsverfolgung in Sachsen fiel nebst andern (1574) Kaspar Peucer, der Schwiegersohn Melanchthons, welchen man zwölf Jahre lang in einem dumpfigen Kerker schmachten ließ. In der reformierten Pfalz ließen die Urheber des Heidelberger Katechismus am 23. Dezember 1572 den Prediger Sylvan wegen abweichender Lehrmeinungen auf dem Markte zu Heidelberg enthaupten. Das erste Opfer protestantischer Ketzerrichter war der Hofprediger des Herzogs Albrecht von Preußen gewesen, Joh. Funck, als angeblicher „Landesverräter" zu Königsberg enthauptet, Oktober 1566.

Drei lutherische Theologen, Andreä, Selnecker und Chemnitz brachten eine Eintrachts-(Konkordien-)Formel im Geiste der damals zu Dresden
1577 herrschenden Hoftheologie zu stande, die am 28. Mai 1577 im Kloster Bergen zu Magdeburg vollendet ward. Sie verdiente eher den Namen einer „Zwietrachtsformel", denn sie verewigte den traurigen Zwiespalt zwischen Lutheranern und Reformierten.

Die Konkordienformel erkannte die heilige Schrift als einzige Richtschnur des Glaubens an und setzte ihre volle Einstimmigkeit mit Luther voraus: die schwierigsten Lehren waren mehr durch Unbestimmtheit des Ausdruckes verdeckt, als aufgehellt.

Die Einführung des neuen Bekenntnisses machte große Schwierigkeiten und blieb unvollständig; in der Pfalz wurde ohnehin nach Ludwigs Tode (1583) der reformierte Glaube wiederhergestellt. Im Jahr 1580 wurde die Konkordienformel in Verbindung mit den übrigen symbolischen Schriften der Evangelischen als „Konkordienbuch" zu Dresden veröffentlicht.

Das erste Opfer der Konkordienformel war der sächsische Kanzler Nikolaus Krell, welcher Augusts Nachfolger Christian I. (1586—1591) für eine freisinnigere Auffassung der evangelischen Lehre gewann. Nach dessen Tode wurde Krell eingekerkert und nach zehnjähriger Gefangenschaft, als man endlich bei der böhmischen Appellationskammer zu Prag ein verurteilendes Erkenntnis erlangt hatte, am 9. Oktober 1601 enthauptet. Die fromme Kurfürstin-Witwe sah dem Justizmorde zu; auf dem Schwerte des Scharfrichters stand die Inschrift: Cave Calviniane! („Hüte dich Calvinist!")

Digitized by Google

36. Die katholische Reaktion unter König Rudolf.

Sechs Jahre lang entzog sich Rudolf seinen kaiserlichen Regentenpflichten: erst für das Jahr 1582 berief er einen Reichstag nach Augsburg, eigent- 1582
lich auch nur wegen der seinen Staaten drohenden Türkengefahr, nicht um den Notständen im Reiche abzuhelfen. Begreiflicherweise lagen aber den Reichsständen ihre eigenen Angelegenheiten mehr am Herzen als die des Kaisers; außerdem schien ein Vorgang auf dem Reichstage selbst die Entscheidung der wichtigsten Frage gebieterisch zu fordern. Als der „Administrator", d. h. der protestantische Inhaber des Erzbistums Magdeburg, der brandenburgische Prinz Joachim Friedrich, den Vorsitz im Reichsfürstenrate verlangte, wollten ihm die Katholiken nicht einmal Sitz und Stimme gestatten. Sollten demnach die evangelischen Inhaber ehemals geistlicher Fürstentümer das Recht verloren haben, die Interessen ihres Stiftes auf den Reichstagen zu vertreten? Die Entscheidung war unendlich schwierig. Zu der Eigenschaft des Oberhauptes eines Stiftes gehörte die päpstliche Bestätigung, welche einem Protestanten unmöglich erteilt werden konnte; anderseits konnte man die geistlichen Fürstentümer doch nicht ausschließen von Beratungen über Steuern, über Gesetze, die für das ganze Reich verbindlich sein sollten.

Bei dem Zwiespalt unter den Protestanten ward es dem päpstlichen Legaten Madruzzi leicht, die Abweisung der Ansprüche des Administrators durchzusetzen. Der Streit erneuerte sich auf den folgenden Reichstagen, zum Siege gelangte keine Partei; die protestantischen Administratoren wurden zu Sitz und Stimme nicht zugelassen und mußten sich auf die feierliche Verwahrung ihrer Rechte beschränken.

Von untergeordneterer Bedeutung war die Angelegenheit der Stadt Aachen, welche, einer früheren Bestimmung entgegen, Protestanten den Eintritt in den Rat gestattet, die Katholiken verjagt und sich gegen die kaiserlichen Kommissare unbotmäßig gezeigt hatte. Zur Strafe war sie vom Kaiser nicht zum Reichstage geladen, aber die Stände beschieden sie trotzdem zum Reichstag. Erledigt wurde die Sache hier nicht; im Jahr 1598 aber rückten spanische Exekutionstruppen vor die Stadt, führten die Katholiken zurück und stellten den katholischen Gottesdienst wieder her.

Nun trat aber im Jahr 1582 auch der in dem „geistlichen Vorbehalt" 1582
vorgesehene Fall ein, daß der Erzbischof von Köln, ein im ordnungsmäßigen Besitze einer geistlichen Herrschaft befindlicher Fürst, die evangelische Lehre annahm.

Der Erzbischof von Köln, Gebhard Truchseß von Waldburg, gab seinen priesterlichen Stand aus Liebe zu der schönen Gräfin Agnes von Mansfeld auf, trat zum protestantischen Glauben — dem reformierten Bekenntnis — über, gedachte aber sein Erzbistum zu behalten. Der Kaiser konnte diesem Vorgange unmöglich ruhig zusehen; da schon die drei weltlichen Kurfürsten Protestanten waren, würden sie jetzt im kurfürstlichen Rate die Majorität erhalten haben. Der Papst bannte den Erzbischof und setzte ihn ab, sein Stift unterstützte ihn nicht, ebensowenig die Lutheraner — Gebhard war ja Calvinist! Spanische Truppen vertrieben ihn; der vom Domkapitel erwählte Ernst von Bayern gelangte im Jahr 1584 in den Besitz des Erzbistums. Als acht 1584

Digitized by Google

Jahre später in Straßburg eine Doppelwahl erfolgte, mußte wiederum der protestantische Bewerber Johann Georg von Brandenburg dem katholischen Kardinal von Lothringen das Feld räumen. Überhaupt suchten Österreich und Bayern fortan alle katholischen Bistümer an Prinzen ihres Hauses zu bringen, und der ebengenannte Ernst von Köln erwarb noch Freising, Hildesheim, Lüttich, Münster und die Reichsabtei Stablo, wiewohl eine solche Häufung geistlicher Würden vom Papst wiederholt verboten war.

Nicht allein über die Bistümerfrage hatten sich die Protestanten zu beklagen, sondern auch über die Besetzung des Kammergerichtes, wo sich eine katholische Majorität gebildet hatte. Wer konnte dieselbe hindern, in Bezug auf die geistlichen Güter im Sinne der katholischen Stände zu entscheiden? Dazu kam noch, daß der neuerdings eingesetzte Reichshofrat, dessen Mitglieder der Kaiser ernannte, vielfach in die Gerichtsbarkeit des Kammergerichtes eingriff.

1586 Was die Protestanten zu erwarten hatten, zeigte der 1586 in München erschienene Traktat „de autonomia, das ist von Freistellung mehrererlei Religion und Glauben", ein Jesuitenprodukt, welches mit unvergleichlichem Hohne auseinandersetzte, daß der Religionsfrieden nichts gelte und die Vernichtung der Ketzer nur eine Frage der Zeit sei. Der thatsächliche Beweis ließ nicht lange auf sich warten; soweit der österreichische Einfluß reichte, begann das Gott wohlgefällige Werk der Gegenreformation. In Steiermark hatte der jüngste Bruder Maximilians schon im Jahre 1580 den Anfang gemacht und zur Verbreitung des wahren Glaubens (1586) die von den Jesuiten geleitete Landesuniversität Graz gestiftet. Eine zweite Reihe von Verfolgungen begann im Jahre 1596, als Karls ältester Sohn Ferdinand von der Universität heimgekehrt war. Er faßte die Wiederherstellung des alten Glaubens als Gewissenssache auf: auf einer Wallfahrt nach Loretto, im Jahr 1598, soll er das Gelübde gethan haben, alle Ketzer auszurotten. Um dieselbe Zeit eröffnete man in den übrigen österreichischen Erblanden ein gleich feindseliges Verfahren gegen alle Nichtkatholiken.

Fast schien es, als ob man von katholischer Seite auch auf das Reich
1593 Rücksicht zu nehmen für überflüssig hielt. Im Herbst des Jahres 1593 nahm ein spanisches Heer, das durch das Gebiet von Jülich-Kleve nach den Niederlanden zog, in jenem Herzogtum Winterquartiere und erlaubte sich die größten Ausschreitungen. Selbst katholische Stände waren entrüstet über die freche Verletzung des Reichsbodens. Der spanische Feldherr Mendoza stellte in der deutschen Stadt Wesel den katholischen Gottesdienst wieder her, aber die protestantischen Nachbarfürsten konnten sich über wirksame Gegenmaßregeln nicht einigen. Als endlich ein Reichsheer zusammengebracht wurde, lief es vor der Festung Rees jämmerlich auseinander.

Aus allen diesen Vorgängen aber mußte jeder Einsichtige abnehmen, daß die kaiserliche Regierung auch im Reiche zu dem Umsturze des Bestehenden, im Bunde mit Spanien zur Unterdrückung des Protestantismus schreiten würde, sobald sie volle Freiheit der Bewegung erhielt. Denn einstweilen war

Digitized by Google

Spaniſche Soldaten in Deutſchland. Beginn des XVII. Jahrhunderts.
Aus Gottfrieds Hiſtoriſcher Chronik.

ihre Thatkraft noch gelähmt, teils durch Streitigkeiten im kaiſerlichen Hauſe, teils durch folgenſchwere Verwicklungen in Ungarn und Siebenbürgen. Denn hier, wo man am liebſten ſich jeder Verbindung mit Öſterreich entzogen hätte, beſchloß man, der katholiſchen Gegenreformation, der Unterdrückung der ſtändiſchen und nationalen Freiheit, durch mutvolle Erhebung zuvorzukommen.

Das Haupt dieſer Bewegung war ein reicher ungariſcher Magnat, der vorſichtige und ſchlaue Stephan Borskay, der im Februar 1605 zum Fürſten von Siebenbürgen erhoben wurde, im April auch zum Fürſten Ungarns. Im Wiener Frieden (1606) wurden ihm Siebenbürgen und acht Komitate Ungarns auf Lebenszeit zugeſprochen. Die Oberhoheit behielt die Pforte, an welche Rudolf im Frieden von Zſitva Torok (1606) ein „Ehrengeſchenk“ von 200000 Thalern zahlte.

37. Die Parteihäupter im Reich.

Da die Abſichten des Kaiſers den Proteſtanten nicht mehr ein Geheimnis waren, ſannen ſie darauf, ſich vor zukünftiger Vergewaltigung beizeiten zu ſchützen. Die Anregung ging von Kurpfalz aus, da das Luthertum, zumal das mächtige Kurſachſen, mehr der Lehre vom leidenden Gehorſam huldigte. Die Reformierten waren unabläſſig bemüht, durch Verbindung mit auswärtigen Mächten ſich einen Rückhalt zu verſchaffen, da ſie auf die Lutheraner im Reich nicht rechnen durften. Indes ſchien der Nachfolger Auguſts von Sachſen einer Annäherung an die Pfalz geneigt, und ſo verpflichtete ſich auf dem Torgauer Tage (1591) eine Anzahl Reichsſtände, unter ihnen auch 1591
Brandenburg, zur Aufrechterhaltung des Religionsfriedens.

Digitized by Google

Der Tod der beiden Führer zerriß diese Verhandlungen, die lutherische Reaktion in Sachsen bereitete der Einigung vorläufig ein Ende. Aber der Grundgedanke wurde immer wieder von neuem aufgenommen; die Seele der Unionspläne, ward der vielerfahrene, weltmännisch-freie und ritterlich-tüchtige Fürst Christian von Anhalt (geb. 1568). Unter den „Korrespondierenden" — so nannte man die protestantischen Teilnehmer dieser Bestrebungen — befestigte er die Ansicht, daß man sich vor allem an die Niederlande und Frankreich schließen müsse. Denn eifersüchtig blickte Heinrich IV. auf das Wachsen der spanisch-österreichischen Macht, zu deren Bekämpfung ihm die deutschen Protestanten willkommene Bundesgenossen waren.

Diese Pläne nahmen eine festere Gestalt an, als in der Pfalz Fried-
1593 rich IV. auf seinen strenglutherischen Vater Ludwig gefolgt war (1592). Seine Gemahlin war die geistreiche Luise Juliane, die Tochter des großen
1594 Wilhelm von Oranien. Auf einem Fürstentage zu Heilbronn (März 1594) kam ein protestantisches Bündnis mit Anlehnung an Frankreich zustande.

Das Haupt der katholischen Reaktionspartei im Reich war der Herzog
1597 Maximilian von Bayern (geb. 1573), welcher im Jahre 1597 die Regierung den Landes übernahm. Seine strengkatholische Jugenderziehung erhielt auf der Universität Ingolstadt durch die Jesuiten ihren Abschluß, und er war ein durchaus würdiger Studiengenosse des steiermärkischen Ferdinand. Wie dieser in seinem Erblande, so räumte Maximilian in Bayern mit den Resten des protestantischen Kultus unbarmherzig auf und machte sein Herzogtum zum sichersten Hort der alten Lehre. Am päpstlichen Hofe, den er selbst besucht hatte, stand er in hohem Ansehen. Als Landesfürst bewies er Umsicht und Ordnungsliebe: durch Gründung einer einheimischen Miliz machte er sein Land widerstandsfähig, in der Errichtung eines kleinen stehenden Heeres ging er den übrigen Fürsten voran. Die tüchtigsten, gelehrtesten und erfahrensten Räte umgaben ihn. So war der Herzog, dessen Thätigkeit im Reich nachmals die allerunheilvollste geworden ist, kein unbedeutender Regent, überdies ein politischer Charakter, der auf ein bestimmtes Ziel mit ruhiger Sicherheit lossteuerte. Im Gegensatz zu dem schwankenden Rudolf und seinem ebenso unfähigen Nachfolger war er der rechte Mann, wenn es galt, auch im Reiche die Gegenreformation durchzuführen.

38. Deutsche Kulturzustände in der Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege.

Buchstabe B aus Holbeins kleinem Totentanzalphabet, geschnitten von Hans Lützelburger. Als Beispiel der in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts in der großen und kleinen Kunst immer wiederkehrenden Totentanzdarstellungen.

Bei den großen Veränderungen, welche der Dreißigjährige Krieg zur Folge gehabt, ist es höchst notwendig, durch einen Blick auf das Kulturleben vor der Kriegszeit sich ein Bild von den Zuständen zu machen, welche dem Zeitalter der Reformation und Gegenreformation entstammen. Allerdings muß man in dieser Epoche zwei Abschnitte unterscheiden, das erste Menschenalter bis 1555, dann die beiden folgenden; denn die Kultur des XVI. Jahrhunderts hat nur im ganzen einen ähnlichen Charakter, die einzelnen Generationen weichen von einander nicht wenig ab; nur daß begreiflicherweise die Keime der späteren Zustände sich schon im ersten Abschnitt vorfinden und dann nur eine Fortentwicklung und Steigerung eintritt: eine strenge Scheidung läßt sich demnach nicht durchführen.

Die Fürstengewalt erhielt durch den Gang, welchen die reformatorische Bewegung nahm, dem Kaiser gegenüber eine erhebliche Stärkung, besonders seit Karls V. Versuch, den Mühlberger Sieg auszunutzen, gescheitert und der Augsburger Religionsfriede geschlossen war. Hatte es sich schon vor der Reformation als fast unmöglich erwiesen, das Reich zusammenzufassen, so wurde diese Schwierigkeit noch vermehrt, seit die Konfession die Reichsstände in zwei Gruppen schied. Allerdings fehlte auf evangelischer Seite jeder feste Zusammenhalt; verderblich erwies sich von Anfang an der Antagonismus der lutherischen und der reformierten Richtung.

Auch nach innen erhielt die fürstliche Gewalt in den protestantischen, speziell den lutherischen Gebieten, eine zweifache Vermehrung. Erstlich nahm der Besitz der Fürsten durch Einziehung der geistlichen Güter zu, die nicht überall an den Dienst der neuen Lehre oder des Schulwesens gewendet wurden; dann aber trat der Landesfürst auch noch in die Rechte, welche die Kirche bis dahin besessen hatte. Außerdem hatte Luther mit besonderem Nachdruck die Lehre von der göttlichen Entstehung der Obrigkeit und der Verpflichtung der Unterthanen zu leidendem Gehorsam verkündigt, und die Fürsten verfehlten nicht, diese Anschauungen in ihren Territorien praktisch durchzuführen. „Man fing an, viel zu regieren, und die Zeit der schriftlichen Verordnungen, der Reglements, der Statuten brach an. Besonders die Polizei im weitesten Umfange und Begriffe wurde von der Regierung zusammengefaßt und eifrig gehandhabt.“ Wenn sich gleichwohl in einzelnen Ländern die Macht der Stände hob, so war dies eine Folge besonderer Veranlassungen. So führte die Verschwendungssucht des Brandenburgers Joachims II. (1535—1571) dazu, daß er den Ständen versprechen mußte, „keine wichtige Sache, daran das Gedeihen oder Verderben des Landes gelegen sei, ohne Vorwissen und Rat der Stände zu beschließen.“ Er mußte den Ständen die Einziehung der

Digitized by Google

Steuern überlaſſen und die Kontrolle, daß dies Geld wirklich zur Deckung der Landesſchulden verwendet werde. Im allgemeinen aber entwickelten ſich die Befugniſſe der Stände ſchon deshalb nicht weiter, weil die durch das römiſche Recht bedingte neue Auffaſſung vom Fürſtentume ihnen, wie ſchon angedeutet worden iſt, nicht günſtig war. Wohl hätte nun die größere Unabhängigkeit der Fürſten der Entwickelung echtnationaler Gemeinweſen Vorſchub leiſten können, wenn jene es ſich hätten angelegen ſein laſſen, auf die Pflege deutſchen Weſens ihr Augenmerk zu richten. Allein, wenn wir auch ſehen, daß die Fürſten des XVI. Jahrhunderts nach manchen Seiten in wohlthätiger Weiſe von ihrer Landesobrigkeit Gebrauch gemacht haben, gaben ſie gerade in jenem Punkte ihren Unterthanen ein ſehr ſchlechtes Beiſpiel.

Es iſt nämlich eine durchaus irrige Vorſtellung, als habe erſt der Dreißigjährige Krieg und der weſtfäliſche Friede in Sitte, Litteratur und Tracht eine Fremdherrſchaft über Deutſchland gebracht. Die Entnationaliſierung iſt älteren Urſprungs. Seitdem die kaiſerlichen Habsburger ſpaniſch geworden waren, fingen die deutſchen Fürſten an, ſich wetteifernd nach italieniſchen und franzöſiſchen Muſtern zu bilden. Durch die Fürſtenhöfe verbreitete ſich die *Nachäffung des Fremden* bei dem Adel, der, wie wir ſehen werden, mehr und mehr zum Hofadel ward; das Bürgertum endlich wollte hinter den Vornehmen nicht zurückbleiben und richtete ſich, ſoweit möglich, nach dem Beiſpiel der tonangebenden Kreiſe. Die mittelalterliche Burg der Fürſten wurde zum Renaiſſanceſchloß, zunächſt natürlich ſo, daß das Mittelalterliche noch überwog. Man legte wohlgepflegte künſtliche Schloßgärten an, hielt Pfauen und Schwäne; Herzog Chriſtoph von Württemberg war der erſte, der in deutſchen Landen eine Orangerie anlegte.

Beiſpiel eines künſtlich angelegten Schloßgartens (des Heidelberger Schloſſes) im XVI. Jahrhundert.
Nach einem alten Kupferſtich Merians.

Digitized by Google

Univ. of
California

Digitized by Google

Widder den Sauffteuffel / gebeſſert / vnd an vielen örtern gemehret.

Item / Ein Sendbrieff des Helliſchen
Sathans / an die Zutrincker / vor 45.
Jaren zuuor aus gegangen.
Item / Ein Sendbrieff Matthæi Friderichs /
an die Follen Brůder in Deutſchem Lande.

M. D. LVII.

Zur Kulturgeſchichte des XVI. Jahrhunderts: Titel des „Saufteufels“ von Matthäus Friderich, Pfarrherr zu Görentz, zuerſt gedruckt 1551. Genaue Nachbildung des Exemplars vom zweiten Druck, (1557, zu Frankfurt an der Oder, durch Johann Eichhorn,) im Beſitz der Verlagshandlung.

Das Eindringen des Fremden zeigte ſich beſonders auch in den Vergnügungen und Feſtlichkeiten der Fürſtenhöfe. Allerdings bildeten noch zwei echt deutſche Liebhabereien den Hauptinhalt der gewöhnlichen fürſtlichen Beluſtigungen: die Jagd und das Trinken.

Deutſche Jagd um die Mitte des XVI. Jahrhunderts: eine Sauhatz im abgeſteckten Revier.
Holzſchnitt von Joſt Ammann aus deſſen Jahrbuch von 1560, Frankfurt a. M. bei Joh. Sigism. Feyerabend.

In erſchreckendem Maße wurde zum Nachteil des armen Mannes das Wild gehegt, deſſen er ſich nicht erwehren durfte. Das Jagdvergnügen der hohen Herren aber beſtand nicht ſowohl im anſtrengenden Birſchen, als in dem bequemen Schießen aus dem verborgenen „Schirm“, an welchem das Wild in Scharen vorbeigetrieben wurde. Das übermäßige Trinken, welches die Einſichtigeren unter den Fürſten ihren Unterthanen zu verbieten ſuchten, war an vielen Höfen gebräuchlich. Eine der auffallendſten Geſtalten unter den Fürſten dieſer Art iſt Herzog Heinrich XI. von Liegnitz, der würdige Sohn ſeines liederlichen Vaters Friedrich III., der im Jahr 1559 von kaiſerlichen Kommiſſarien abgeſetzt wurde. Sein Biograph Hans von Schweinichen hat uns in den Stand geſetzt, in dieſe verkommene Wirtſchaft einen tiefen Blick zu thun. So ſehr war die Völlerei im Schwange, daß am kaiſerlichen Hofe oft die wichtigſten Regierungsgeſchäfte nicht erledigt werden konnten, die fremden Geſandten warten mußten, weil die Räte ſchon in den Frühſtunden betrunken waren. Kurfürſt Chriſtian von Sachſen legte durch dieſes Laſter den Grund zu ſeinem vorzeitigen Tode, Johann Georg führte den Namen des „Bierjörge“. Durch alle Stände ging das nationale Laſter des Trunks, ſo daß die Geiſtlichkeit in wohlgemeinten Schriften, wie die „Wider den Saufteufel“, dagegen zu wirken ſuchte.

Auch die ehelichen Verhältniſſe blieben nicht ſo lauter und ungetrübt, als vordem, wenngleich förmliche Sittenloſigkeit im ganzen erſt der Zeit nach dem Dreißigjährigen

Digitized by Google

Kriege angehört. Leichtlebig war Joachim II. von Brandenburg (1535—1571), höchst anstößige Dinge gingen am Hofe von Jülich-Kleve vor sich, wo die Gemahlin des blödsinnigen Herzogs Johann Wilhelm III., Jakobäa von Baden, ihre Ausschreitungen mit dem Tode büßte.

Die neue Art des Festprunkes zu entfalten, gaben namentlich fürstliche Vermählungen und Taufen Veranlassung. Zwar turnierte man noch bis in die zweite Hälfte des XVI. Jahrhunderts nach alter Ritterweise, aber von da ab verlor sich der Geschmack an dem ernsteren Kampfspiel, besonders seit im Jahr 1559 König Heinrich II. von Frankreich an einer im Turnier erhaltenen Verwundung gestorben war. Maurisch-spanische Bräuche wurden nach Deutschland verpflanzt, seit 1570 auch das neumodische Ringelrennen. Große Schaugerüste mit mythologischen und allegorischen Figuren wurden dahergefahren; in wunderlicher Tracht erschienen die kämpfenden Parteien, denn an die Stelle der Turnierrüstung trat ein phantastisches Maskenkleid. Grundzug derartiger Inventionen, in denen Landgraf Moritz von Hessen sich auszeichnete, war lange der, daß eine Partei, die „Manutenadores", eine bestimmte Behauptung, — z. B. (Wien 1560) die von der Undankbarkeit der Jungfrauen — gegen die andre, die „Avantureros", mit einer Anzahl von Lanzenstößen und Schwertstreichen verteidigte. Aber die Waffen waren stumpf, die Lanzen so schwach, daß sie bei dem ersten Anprall zersplitterten. Später gaben die Erlebnisse der Türkenkriege zu weiteren Schauspielen Veranlassung: da wurde denn wohl ein Türkenschloß verteidigt und bestürmt und viel Feuerwerk verpufft. Endlich kam auch infolge französischen Einflusses das Wohlgefallen an arkadischen Schäferspielen auf.

Die fremdländischen Einflüsse wurden auch dadurch unterstützt, daß es mehr und mehr Sitte ward, die deutschen Fürstensöhne zur Sammlung vielseitiger Kenntnisse und Aneignung weltmännischer Bildung auf die Universitäten Italiens und an den Hof von Paris zu schicken. Da ging denn viel nationaler Sinn verloren: mit fremder Sprache, Sitte und Unsitte brachten die jungen Fürsten die Geringschätzung des Vaterländischen heim. An mehreren Höfen war im Anfang des XVII. Jahrhunderts das Französische schon elegante Hofsprache. Als 1613 Elisabeth Stuart als Pfalzgräfin in Heidelberg einzog, sagten geschmückte Kinder französische Phrasen auf. Ihre Töchter Elisabeth und Agnes waren schon als Kinder des französischen Stils mächtig, und Elisabeth schrieb später in italienischer Sprache petrarkische Madrigale. In Anhalt und Hessen trieb man die französische Sprache, in Berlin war im Jahr 1617 an der ersten Kavalierstafel, der „Grafentafel", die Unterhaltung französisch.

Astrolog.
Aus Hans Holbeins Zeichnungen zu Erasmus' „Lob der Narrheit".

Auch die an sich nicht tadelnswerte Kunstliebhaberei deutscher Fürsten, ihre Begünstigung wissenschaftlicher, namentlich mathematischer und physikalischer Bestrebungen kommt zum großen Teil auf Rechnung derselben Nachahmungssucht: es galt als vornehm, sich Museen anzulegen, Gemälde, Münzen, geschnittene Steine u. a. zu sammeln. Die Vorliebe für die Physik und Mathematik hing hauptsächlich mit der Alchimie und Astrologie zusammen, deren Probleme die hohen Herren aufs äußerste interessierten; die wahre Wissenschaft eines Kepler und Tycho de Brahe wurde

Digitized by Google

eigentlich nur mit den Brocken gespeist, welche von der Tafel ihrer Afterschwester fielen. Allgemein verbreitet war die Sitte, sich einen Hofastrologen zu halten, welcher namentlich den fürstlichen Kindern ihre „Nativität" zu stellen hatte. In den Archiven lagern noch jetzt in Masse jene wunderlichen Ausgeburten blinder Wissenschaft: Tabellen, die kein vernünftiger Mensch versteht, und die ihr Verfasser wohl selbst mehr zusammenphantasiert, als berechnet hat.

Der Adel war, wie erwähnt, in allen diesen Dingen, soweit es ihm die Mittel erlaubten, das Spiegelbild der höheren Fürstlichkeit. Es hatte sich schon im XVI. Jahrhundert in seiner Stellung eine bedeutsame Änderung vollzogen, die ihm wenigstens teilweise zum Vorzug gereichte. Auf den Anschluß an die Höfe war er direkt angewiesen, denn die Reformation raubte ihm in den geistlichen Stiftern zahlreiche Versorgungsanstalten für seine Kinder: die Töchter wurden statt in den Klöstern, an den Höfen untergebracht. Mit dem Straßenraub war es vorbei, seit die Landesfürsten ihre erstarkte Territorialgewalt zur Sicherung der Landstraßen verwendeten; selbst der raublustige märkische Adel, der noch zur Zeit Joachims I. (1499—1535) so manchen Wegelagerer und Pferdedieb gestellt hatte, ließ von seiner Liebhaberei und versuchte aus seinem Grund und Boden etwas herauszuwirtschaften.

Es war für den Edelmann nicht leicht, anständig durchzukommen; längst machte ihm selbst im Heerdienst ein wohlgeschulter Berufssoldat von bürgerlicher Abkunft erfolgreiche Konkurrenz. Götz von Berlichingen brachte es zeit seines Lebens nur zum „Reiterführer", sein jüngerer, bürgerlicher Berufsgenosse Sebastian Schärtlin von Burtenbach (geb. 1498, gest. 1577), Soldat und Staatsmann zugleich, hat als Generalkapitän große Heere befehligt und sich dabei ein schönes Vermögen zu erwerben verstanden.

Einen wichtigen Beitrag zur Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse bilden die Memoiren beider: Götz' Denkwürdigkeiten zeigen so recht, wie fremd der gealterte Reitersmann seiner Zeit gegenüberstand.

So mußte sich der Edelmann denn bequemen, selbst den Studien nachzugehen, um sich später als fürstlicher Rat fortzuhelfen, wenn ihm die nüchterne Stellung eines Hofjunkers, das geistlose Wesen eines Jagdjunkers nicht behagte. Für die Wissenschaft selbst hat der Adel im XVI. Jahrhundert nichts geleistet. Er mußte sich in den friedlichen Beschäftigungen erst die Geschicklichkeit erwerben, welche der Bürgerstand längst besaß: vorzugsweise aus diesem wurden noch lange die höchsten Regierungsbeamten genommen.

Weltmännische Bildung, Wohlstand und Freude am Genuß hatten auch noch im XVI. Jahrhundert ihre Heimstätte wesentlich in den Patrizierfamilien der größeren Reichsstädte: sie übten den wichtigsten Einfluß auf die Industrie, den Luxus, die Mode aus. Denn da sie sich zuerst gewöhnt hatten, ihre Söhne nach Italien zu schicken — oft um dort die Rechte zu studieren, damit sie später Räte und Freunde fürstlicher Herren werden könnten — so wurde auf diesem Wege nicht minder, als durch den Handelsverkehr vieles Fremdartige nach Deutschland eingeschleppt. Im allgemeinen freilich herrschte im ganzen XVI. Jahrhundert die spanisch-niederländische Tracht mit ihrem gestutzten Haupt- und Barthaar, ihrem nur bis zum Gürtel reichenden eng anliegenden Wams, ihren Wulsten um die Oberschenkel, ihrem zweckwidrig verkürzten und verengten Mantel und ihrem schmalkrempigen Hut.

Deutſches Patrizierpaar um 1550.
Holzſchnitt von Joſt Ammann.

Aber die Tage des Glanzes waren für dieſe Patrizierhäuſer auch ſchon gezählt, ſoweit ſie dem Welthandel ihre Stellung verdankten. Freilich iſt Deutſchlands Handel keineswegs gleich von Anfang an durch die infolge der Entdeckungen eintretenden Veränderungen des Weltverkehrs betroffen worden: Der deutſche Kaufmann war, wie oben ſchon angedeutet, gewandt genug, alsbald — meiſt durch Vermittlung von Antwerpen — auch mit Liſſabon, dem neuen Mittelpunkt des Welthandels, Beziehungen anzuknüpfen. Aber bei der politiſchen Schwäche des Reiches, die auch die Glieder lähmte, konnte es nicht ausbleiben, daß Deutſchland bei der Austeilung des Kolonialbeſitzes in der neuen Welt leer ausging und damit auch von der überſeeiſchen Schiffahrt ausgeſchloſſen blieb.

Digitized by Google

Besonders verhängnisvoll wurde es, daß Deutschland mit der Losreißung der Niederlande seine wichtigste Lebensader, der Rhein, unterbunden ward. Und während seit dem mißlungenen Versuche des kühnen Wullenweber die Macht der Hansa mehr und mehr zurückging, Dänemark und Schweden sich von ihrer Bevormundung emanzipierten, Elisabeth von England ihr das Stapelrecht entzog, machte sich, zumal gegen Ende des Jahrhunderts, der Mangel einer deutschen Flotte sehr fühlbar, der niederländische und englische Handel beherrschte bald die Nord- und schließlich selbst die Ostsee, die aufhörte, ein deutsches Meer zu sein. Seit der Zeit standen auch die größten süddeutschen Häuser hinter den Niederländern und Engländern zurück, aber das bereits Erworbene genügte zu reichem, bequemem Wohlleben und vornehmem Haushalten. Der Verfall ging nicht so rasch, als man anzunehmen geneigt ist, und in den deutschen Reichsstädten war kein Mangel an stattlichen, vermögenden Kaufhäusern, in deren Speichern sich die Waren von Venedig und London, aus dem Osten und Norden begegneten.

Vornehme Bürgerfrau von 1541, Stich von Hans Sebald Beham.

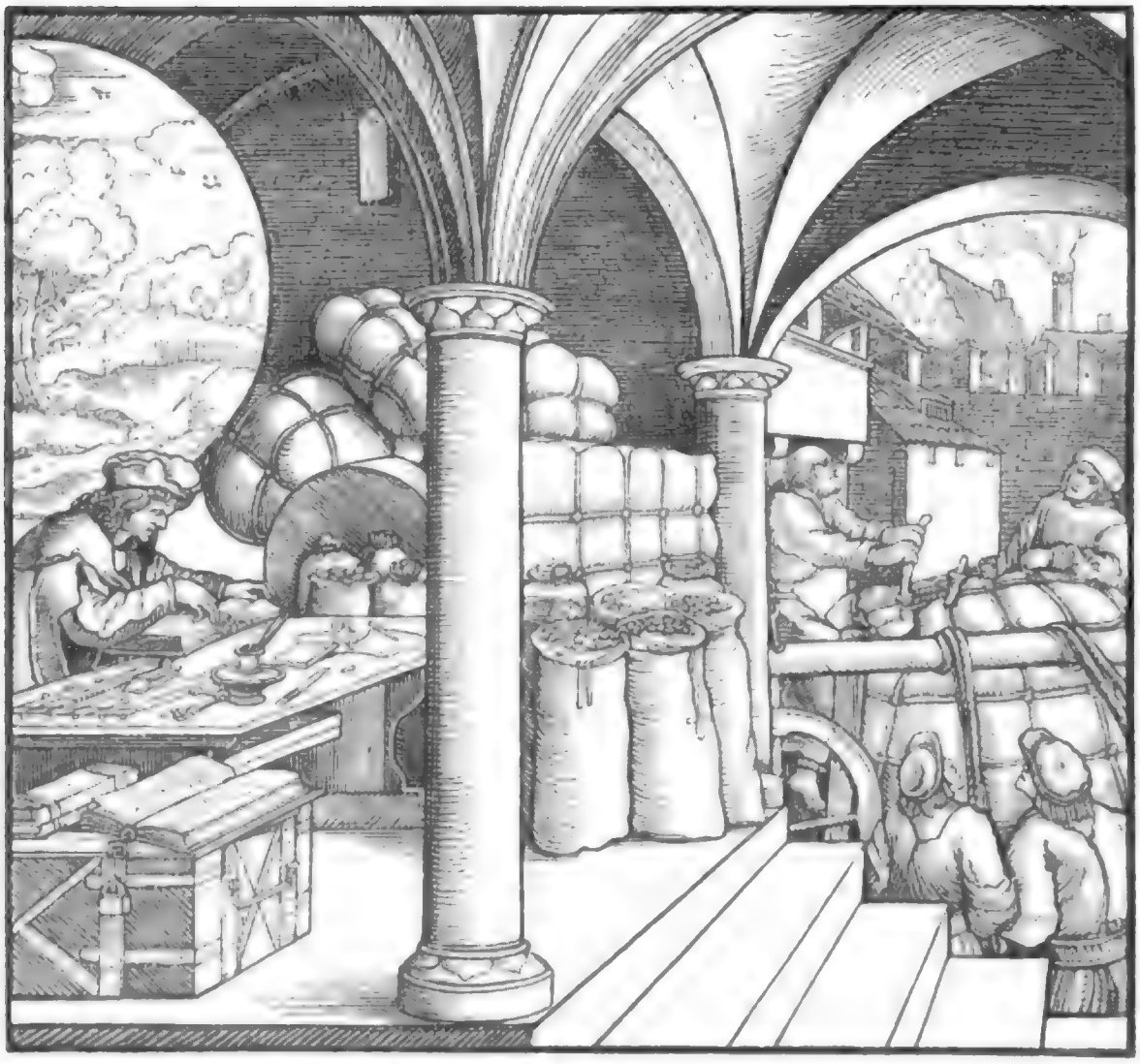
Nach der Art der für jene Zeit charakteristischen Totentanzdarstellungen hat der Künstler auch die anmutige Kostümfigur dieser Dame in Verbindung mit dem Tode gebracht und den Spruch darüber gesetzt: „Alle menschliche Anmut vernichtet der Tod."

Berühmt ist die Schilderung, welche ein Augenzeuge im Jahr 1531 von dem Fuggerschen Luxus entwirft. „Welch eine Pracht ist nicht in Anton Fuggers Haus auf dem Weinmarkt! Es ist an den meisten Orten gewölbt und mit marmornen Säulen unterstützt. Was soll ich von den weitläufigen und zierlichen Zimmern, den Stuben, Sälen und dem Kabinett des Herrn sagen, welches sowohl wegen des vergoldeten Gebälks, als der übrigen Zieraten das allerschönste ist." Auch in den Denkwürdigkeiten des Ritters von Schweinichen wird der märchenhafte Glanz des Fuggerschen Hauses beschrieben, den der liederliche Herzog Heinrich von Liegnitz im Jahr 1575 bei einem Besuche des Herrn Markus Fugger anstaunte. Der vorsichtige Handelsherr erwies sich zwar sehr anständig in Gastgeschenken, aber ein Darlehen von 4000 Gulden verweigerte er.

Die Stadtbürger führten im allgemeinen ein recht behagliches, wiewohl allenthalben von der Obrigkeit streng geregeltes und überwachtes Leben. Marktverkehr, Münzwesen, Arbeiterlohn u. a. wurde nach festen Bestimmungen geordnet. Zu den städtischen Einrichtungen gehörte jetzt auch mehr als in früherer Zeit eine ordentliche Stadtschule.

Wohl kannten die Reichsstädte, wie Nürnberg, schon im fünfzehnten Jahrhundert dergleichen Einrichtungen, aber auf diesem Gebiet gab die reformatorische Bewegung neue Anregung, und so kam es, daß auch kleinere Städte solche Schulen anlegten, welche die

Digitized by Google



Ein deutsches Kaufhaus um 1520.

Holzschnitt Schäufelins aus dem „Trostspiegel". Der Kaufherr erscheint hier als der Repräsentant der arbeitsamen Menschen, welche unter der „schweren Last vieler Geschäfft und Arbeit" sich keinerlei Erholung gönnen dürfen; darum ist hinter ihm wie ein Traumbild dargestellt, was ihm die Wirklichkeit versagt: ein in schöner Landschaft lustwandelnder Jäger. — Interessant ist die Rechenmaschine auf dem Tische.

heranwachsende Jugend befähigten, an der Kulturarbeit ihrer Tage, nämlich der Erörterung spitzfindiger theologischer Streitfragen, Anteil zu nehmen; gab doch die sonntägliche Predigt allen Anlaß dazu. Melanchthon wirkte auch hier bahnbrechend als Lehrer Deutschlands; wiederholt behandelte er das Thema: „Gelehrsamkeit ist ein Segen, Unwissenheit ein Fluch der Kirche." Auf seine Anregung hin entstanden damals zahlreiche höhere Lateinschulen, die Gymnasien, die Vorbereitungsanstalten für das Universitätsstudium sein sollten. Melanchthon war es, der für diese neuen Schöpfungen nicht nur die Unterrichtspläne entwarf, sondern auch geeignete Lehrbücher verfaßte und damit ihnen für lange Zeit den Entwicklungsplan vorzeichnete. Außer der Straßburger Schule des berühmten Johann Sturm (1507 bis 1589) zeichneten sich besonders die Schulen Valentin Trotzendorfs in Goldberg und Michael Neanders in Ilfeld aus. Mit der allmählichen Zunahme solcher Anstalten verschwand mit der Zeit, aber nur langsam, das romantische fahrende Schülertum, von dessen Leiden und Freuden der Schweizer Thomas Platter so anziehend zu erzählen weiß. Das Herumziehen von einer Schule zur andern, das nur allzu oft in elenden Müßiggang überging und statt in die Schule gelegentlich ins Stockhaus führte, hat zwar manches muntere Lied

Digitized by Google

entstehen lassen, war aber doch wenig geeignet, wahren wissenschaftlichen Sinn und humanes Wesen zu fördern, und es ist zu bewundern, daß aus der Zahl der „Bachanten" (Vaganten?) noch gar manche für ihre Zeit brauchbare Männer hervorgegangen sind.

Die „Bachanten", die, meist den unbemittelten Ständen angehörend, nach den lateinischen Schulen aus allen Gegenden zusammenströmten, waren meist auf Bettel oder Diebstahl angewiesen. Das fahrende Schülertum nahm eine förmliche Organisation an, die jüngeren Schüler (Schützen) mußten den älteren Knechtsdienste thun, für sie Gaben sammeln und stehlen. Eigenmächtig wechselte man die Schulen, bis man im günstigsten Falle das Ziel, die Universität, erreichte, wo dem jungen Studenten von den älteren Kommilitionen gründlich vergolten wurde, was er an seinen Schützen in Tyrannei gefrevelt. Der Lernstoff bezweckte, wie erwähnt, eine einseitige, gelehrt theologisch-philologische Ausbildung, gewährte mithin wenig Nutzen für das praktische Leben, dem der

Eine Schulstube des XVI. Jahrhunderts.

Holzschnitt von Hans Schäufelin, um 1520 aus dem „Trostspiegel". (Der Lehrer ist durch die Schellenkappe als „ungelert" charakterisiert.)

Gelehrte immer mehr entfremdet wurde. Die Schulzucht war noch immer sehr streng, die Strafmittel spielten eine hervorragende Rolle in der Jugendbildung, und die Pädagogen des XVI. Jahrhunderts waren in sinnigen Erfindungen nicht weniger ingeniös, als die Kriminalisten.

Es läßt sich denken, daß auf diese Weise keine Generation heranwachsen konnte, welche für allgemeinere Fragen, für politische und nationale Interessen einen freieren Blick wahrte; in dieser Hinsicht ging es im XVI. Jahrhundert eher rückwärts.

Das straffe obrigkeitliche Regiment ließ sich der Bürger, froh der zunehmenden Sicherheit im Verkehr und Handel, gern gefallen, obwohl es in seine persönlichen Verhältnisse tief eingriff, den Luxus in der Tracht und bei Familien-

Digitized by Google

ſeſten ihm zu verkürzen ſtrebte. Aber dies Sich-regieren-laſſen in Verbindung mit der Entwöhnung vom Waffendienſt hatte auch eine üble Folge: es entſtand eine kriegsuntüchtige Bürgerſchaft, die zu jedem ſelbſtändigen Handeln, zu freien, kühnen Entſchlüſſen gänzlich unfähig war. Dieſe Entartung hat der Städter in den traurigen Jahrzehnten des Dreißigjährigen Krieges ſchwer genug büßen müſſen. Dieſem Hinſchwinden thatkräftigen Bürgerſinnes konnte die äußerliche Übung im Waffengebrauch nicht vorbeugen.

Im letzten Drittel des XVI. Jahrhunderts waren nämlich die Schützenfeſte ganz beſonders in Flor; in Straßburg waren z. B. im Jahre 1576 an ſiebzig Orte vertreten, zu Regensburg im Jahr 1586 gegen fünfunddreißig fremde Städte; Halle lud im Jahr 1601 ſogar hundertſechsundfünfzig Orte zum Vogelſchießen ein. Die Armbruſt war noch immer die vornehmere Waffe gegenüber der Büchſe; das Stahlſchießen ging ſtets dem Büchſenſchießen voran und brachte auch höhere Preiſe.

Was die Lage des Bauernſtandes anbetrifft, ſo muß wohl ein Unterſchied gemacht werden zwiſchen den Gegenden, wo ſeiner Zeit der Bauernkrieg gewütet hatte, und denen, welche von der Bewegung verſchont geblieben waren. Zunächſt war ja in den vom Krieg heimgeſuchten Gebieten das Land auf Jahre hinaus verwüſtet und durch maſſenhafte Hinrichtungen der Aufrührer, ſowie die Ausweiſung ihrer Hinterbliebenen verödet worden. Dann aber hatten die Bauern während des Krieges planmäßig alle Urkunden über Zinſen und Frondienſte vernichtet, und es war ganz natürlich, daß die Gutsherren ihre Anforderungen an die bäuerliche Bevölkerung nach Gutdünken vermehrten. Auf dieſe Gegenden beſonders paſſen die Schilderungen, die Sebaſtian Franck und Sebaſtian Münſter entwerfen.

„Die Bauern führen ein gar ſchlecht und niederträchtig Leben. Ihre Häuſer ſind ſchlechte Häuſer von Lehm und Kot gemacht, auf das Ertrich geſetzt und mit Stroh gedeckt. Ihre Speis iſt ſchwarz Rockenbrod, Haberbrey und gekocht Erbſen und Linſen; Waſſer und Molken iſt faſt ihr Trank u. ſ. w.“ So ſchreibt auch der Schwabe Heinrich Müller im Jahre 1550: „Noch bei Gedenken meines Vaters, der ein Bauersmann war, hat man bei den Bauern viel anders gegeſſen, als jetzt. Da waren jeden Tag Fleiſch und Speiſen im Überfluß: jetzt iſt die Nahrung der beſten Bauern faſt viel ſchlechter, als von ehedem die der Tagelöhner und Knechte waß.“

Bauernweib zu Markt ziehend.
1520 geſtochen von Hans Seb. Beham.

Es iſt natürlich, daß in ſolchen Gegenden, zumal unter dem Druck der Obrigkeit ein an Ertragen und Entbehrungen gewöhntes Geſchlecht erwuchs, das zufrieden war, wenn es, unbekümmert von Mord und Brand, die ländlichen Produkte in der Stadt verkaufen durfte und ſich nur ſelten an beſonderen Feſttagen einfachen Vergnügen ergab, einem ländlichen Tanz bei dem zum Luxus gewordenen Becher Weines. Aber es war doch ſchon etwas, daß man im ganzen im Frieden ſäen und ernten konnte, daß kein fehdeluſtiger Ritter über Nacht den Segen der Felder verbrennen, das Dörſchen „auspochen“ konnte, wie es im XV. Jahrhundert noch gäng und gäbe geweſen. Das war die wichtigſte Segnung, welche das neue fürſtliche Regiment den Unterthanen brachte, und ſo blühte der Bauernſtand

Ländliches Gaſtmahl im Freien.

Kupferſtich um 1530 von Hans Sebald Beham. (Einem Alten wird eine junge Tänzerin zugeführt mit den Worten: „Alder, du mußt danzen.“)

in den Gegenden, wo er die Sünden der Väter nicht zu büßen hatte, fröhlich auf. Die Landesherren waren doch zu der Erkenntnis gekommen, daß in der bäuerlichen Bevölkerung die beſte Grundlage ihres materiellen Wohlſtandes beruhe, und in ihrem eigenen Intereſſe begünſtigten ſie alles, was die Ertragsfähigkeit des platten Landes heben konnte. Allerdings kam es, zumal in Norddeutſchland, wo ſich die Gutsherren von je her mehr als im Süden der eigenen Bewirtſchaftung der Güter annahmen, häufig genug vor, daß das Beſtreben, den Beſitz abzurunden und zu erweitern, zur Einziehung bäuerlicher Güter, zum ſogenannten „Legen“ der Bauern, führte, welches dann nicht ſelten zu vernichtendem Druck ausartete; manch erblich beſeſſenes Gut wurde zu einem Zeitpachtgut herabgedrückt, weil die Erblichkeit nicht nachgewieſen werden konnte. Dennoch trat auch der umgekehrte Fall ein, und die perſönliche Freiheit des Landmannes wurde anerkannt, ſo ſehr man auch das Unterthänigkeitsverhältnis auszubeuten wußte.

„Kurfürſt Auguſt von Sachſen verſtand es beſonders, das Intereſſe ſeiner Bauern mit dem ſeiner Kammer zu verbinden, und ſeine Landesordnung wurde ſo berühmt, daß auch der Kurfürſt von Brandenburg ſie einführte. Kurfürſt Auguſt der Weiſe war der erſte deutſche Fürſt, der ſich der Landwirtſchaft mit Rückſicht auf den Zuſammenhang des Ganzen und der einzelnen ökonomiſchen Gewerbszweige unter einander annahm. Er ließ den Oberſee bei Weißenſee austrocknen und in Wieſen verwandeln, er vermehrte die Zahl ſeiner Bauern, indem er Wüſteneien und Waldſtrecken urbar machen und ſie in Erbpacht austhun ließ. Er veranlaßte einen ſyſtematiſchen Betrieb der Landwirtſchaft, ſchrieb ein Buch über Haushaltungskunſt, bereiſte das Land und beaufſichtigte die Ämter. Er ſorgte für die Feſtſtellung des Arbeitslohnes, für Pflege der Forſten und der Obſtbäume, Verbeſſerung der Wege; er ſuchte dem Wucher zu ſteuern und erleichterte die Laſten der Bauern, wo ſie zu ſchwer erſchienen.“

Ein weiterer Vorteil erwuchs der landbauenden Bevölkerung in den evangeliſchen Staaten durch die Einziehung zahlreicher Kloſtergüter. Mochten dieſelben zu den landesherrlichen Domänen geſchlagen oder für den Unterhalt von Schulen und frommen Stiftungen beſtimmt ſein: immerhin wurden ſie in Zeitpacht gegeben, und ſo wurde eine neue Klaſſe bäuerlicher Pächter geſchaffen, die auf ſolchem Gut ſich wohl nähren konnten. So ſprechen denn zahlreiche Beweiſe dafür, daß es auch in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts an einem in behaglichen Verhältniſſen lebenden Bauernſtand nicht gefehlt hat, der ſich mit jenem eigentümlich trockenen Humor in die Ungunſt der Zeiten ſchickte, durch fleißige Beobachtung und Aus-

15
42
IST KALT
WETTER
HB
SCHAD
HB

Die Wetterbauern, 1542 geſtochen von Hans Seb. Beham.

Der junge Knecht, mit Miſtgabel und Schwert verſehen, ſcheint es zu kalt zur Arbeit zu finden mit den Worten des Spruchbandes: „es iſt kalt Weter“, worauf der Bauer antwortet: „das ſchadet nit“.

nutzung der Witterung sich redlich nährte und an den Dorffeiertagen, vor allem der Kirchweih, auch in alter Weise lustig zu sein verstand. Da fehlte es denn weder an dem herkömmlichen Essen und Trinken, noch an den nötigen Raufereien; Krämer, Quacksalber fanden ihren Verdienst, auch der Landsknecht nahm wohl bei den Bauern Platz, erzählte von seinen Kriegsthaten oder sang die letzte neue Weise. An Belustigungen aller Art war kein Mangel, die erste Rolle spielte nach wie vor der Tanz, daneben Kegelspiel, Stangenklettern u. a. Auch der Frömmigkeit ward ihr Recht, nicht umsonst mahnte das im Fahnenschmuck prangende Kirchlein, dem Geber alles Guten Dank zu sagen.

Bäuerliche Braut um 1540.
Gestochen von Hans Sebald Beham, dem „deutschen Kleinmeister".

Ohne Zweifel waren auch die sittlichen Verhältnisse auf dem Lande ehrbarer und reiner als in den Städten, und wenn es den Bauern auch vielleicht nicht mehr möglich war, bei den Hochzeiten ihrer Töchter denselben Prunk zu entfalten, wie in den Zeiten vor dem Bauernkrieg, blieb das Kränzlein der Braut in Ehren.

Von einer Hebung der gesellschaftlichen Stellung des meist verachteten Bauernstandes kann natürlich in dieser Zeit nach den Bauernkriegen nicht die Rede sein; eher war noch das Gegenteil der Fall.

Auch der eigentliche Betrieb der Landwirtschaft hatte Fortschritte gemacht. Bis zum Ausgang des XV. Jahrhunderts war die „Dreifelderwirtschaft" allgemein gewesen, d. h. abwechselnd wurde das eine Feld mit Winterfrüchten, das zweite mit Sommerkorn bestellt, das dritte als Brachfeld nur umgepflügt. Jetzt hatte man bereits begonnen, einen Teil des Brachfeldes zu besömmern, d. h. es mit sogenannten Brachfrüchten, Wicken und Erbsen, zu bestellen.

Arbeitende Landleute im XVI. Jahrhundert.
Holzschnitt von Hans Schäufelin um 1520, aus dem „Trostspiegel".

Digitized by Google

Dörfliches Leben in Deutſchland um die Mitte des XVI. Jahrhunderts.

Vorn rechts herumziehende Bettler, die an einer Kloſterpforte von Mönchen geſpeiſt und getränkt werden, dahinter vor einem Gefängnis ein Mann in den Stock geſchloſſen. Vorn links die Thätigkeit eines Schweinemetzgers. Im Mittelgrunde zieht ein Geſpann Waſſer aus einem Brunnen, dahinter ein Pflüger. Links hinten gewerbliche Beſchäftigung: am Waſſer Gerberei. Weiter hinten Korbflechten und Holzſpalten. Weiter rechts im Hintergrunde eine Scheune mit Dreſchern, dahinter die Ausſicht auf Galgen und Rad. — Holzſchnitt von Hans Sebald Beham aus der Folge ſeiner Darſtellungen deutſchen Lebens der verſchiedenen Stände, eingeteilt nach den zwölf Zeichen des Tierkreiſes.

Dorfkirchweih von 1530.

Nach dem großen gleichzeitigen Holzschnitt von Hans Sebald Beham in Kupfer gestochen von Theod. de Bry. (Hier in zwei Hälften geteilt.)

Dieses Hauptblatt des bedeutendsten deutschen „Kleinmeisters", des unvergleichlichen Schilderers bürgerlichen und bäuerlichen Lebens in Deutschland in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, zeigt eine Fülle von Einzelzügen frisch aus dem damaligen Leben gegriffen. In der Mitte des (hier geteilten) Blattes, vor dem Wirtshause, welches den Krug an der Stange herausgehängt hat, scheinen an gedeckter Tafel die Honoratioren zu sitzen, zu denen sich Landsknechte gesellt haben. Der derbe Humor des Künstlers

zeigt, daß des Guten ſchon ſehr viel gethan iſt. Rechts davon ſpielen ſich Kirchweihſcenen ab: ein Bauer feilſcht mit Juden um ein Schwein, eine andre Gruppe ſcheint zu ſpielen, daneben in kellerartiger Vertiefung, gegen die Sonne geſchützt, die großen Bier- oder Weinfäſſer. Im Hintergrunde eine Krambude, zu der Männer und Weiber drängen, im Mittelgrunde ein Quackſalber und Zahnreißer mit einem Patienten, dem während der peinlichen Operation das Weib des Arztes den Beutel ausleert. Dahinter ein Brautzug, der vor der Kirche vom Geiſtlichen empfangen wird. Auf der linken Hälfte ſind die Volksbeluſtigungen dargeſtellt: Tanz zu Dudelſack und Pfeife mit kräftigem Schwingen der Tänzerinnen, Kegelſpiel, Schreiten über Schwerter mit einem Gefäß auf dem Haupte, dabei wüſter Streit, den die Weiber reſolut zu ſchlichten ſuchen. Stangenklettern, Wettlaufen der Mägde und Wettrennen. Man ſieht, daß es der Zeit, welche dieſes Bild darſtellt, an Lebenskraft und derber Lebensfreude nicht gefehlt haben kann. Beachtenswert iſt, daß ſämtliche Bauern bewehrt ſind.

Digitized by Google

Obstzucht und Gartenbau wurden von den Bauern noch immer sehr vernachlässigt, besonders zeichneten sich dadurch die märkischen Bauern aus, die, wie noch heute, ihren ganzen Garten auf wenige Fruchtbäume, etwas Kohl, Mohrrüben und Petersilie beschränkten. Dagegen zeichneten sich durch Garten- und Sämereibau mehrere Städte aus, besonders Erfurt, Mainz, Würzburg und Bamberg. Erfurt baute ganz besonders den Waid an, und in alten Amtsbüchern findet sich, daß manches Dorf dieser Gegend jährlich für 12 bis 16000 Thaler Waid gebaut habe. Noch 1554 nahm ein Bauer aus dem Erfurtischen von fünf Morgen mit Waid bestellten Landes 150 Gulden ein. Leider wurde der Anbau dieses nutzbringenden Farbekrautes seit 1570 immer mehr durch die Einführung des Indigo beeinträchtigt, obwohl manche Regierungen im Interesse ihrer Unterthanen nach Kräften dagegenwirkten.

Auch den einheimischen Weinbau, der im späteren Mittelalter in ganz Deutschland mit besonderer Liebe gepflegt wurde, schützte die landesväterliche Fürsorge. Der Weinbau war damals weit verbreiteter als heutzutage: so erntete man in Erfurt zu Ausgang des XV. Jahrhunderts in guten Jahren an 60000 Eimer.

In Sachsen ermunterte der bereits genannte Kurfürst August diesen Zweig der heimischen Thätigkeit: drei Hauptkellereien zu Dresden, Torgau und Leipzig verarbeiteten Weine aus bestimmten Bergen, jeder Kellerei waren besondere Walddistrikte zu Faßholz und Reifstäben angewiesen. Die Regierung erinnerte gelegentlich die Stadträte, ja keinen ausländischen Wein zu schenken. Der sächsische Weinbau wurde dadurch so gefördert, daß im XVI. Jahrhundert diese Produkte selbst Absatz im Ausland fanden, wo sie wohl mit besseren Weinen verschnitten wurden.

Mit nicht geringerem Eifer betrieb man zu gleicher Zeit im Brandenburgischen den Weinbau, und im Jahr 1578 erließ schon Kurfürst Johann Georg eine „Weinmeister-Ordnung", in welcher vollständiger Unterricht im Weinbau erteilt wurde. Das Klima der Mark war damals keineswegs vom heutigen verschieden, und so brachten die Weinberge nicht alle Jahre einen guten Ertrag, häufig nur in sieben Jahren einmal. Berühmte Weinjahre waren schon 1536 und 1540, aber die heißen Sommer von 1590 und 1596 zeitigten ein Gewächs, wie es seit hundert Jahren nicht existiert haben sollte.

Als ein Beweis dafür, daß auch die Gelehrten dem Bauernstande eine gewisse Aufmerksamkeit zuwandten, mag erwähnt werden, daß im Jahre 1593 Coler, ein Berliner Magister, außer einem deutsch geschriebenen Buche über Ökonomie einen Kalender herausgab, der die für jeden Monat vorzunehmenden Wirtschaftsverrichtungen, Vorschriften für die Gesundheitspflege, Witterungsverhältnisse, Bauernregeln, sowie eine Übersicht der deutschen Jahrmärkte enthielt.

Rechnet man hinzu, daß auch Berg- und Hüttenbau in Böhmen, im Harz und im Erzgebirge eifrig betrieben wurde und den Nationalwohlstand nicht minder förderte, als die Ausbeutung der amerikanischen Goldgruben den spanischen Staatsschatz füllte, so wird man gestehen müssen, daß sich Deutschland im XVI. Jahrhundert eines leidlichen Wohlstandes erfreute.

Von der Reichhaltigkeit der Mittel zeugte auch der übertriebene Aufwand, der bei Festlichkeiten gemacht wurde und oft Gesetze gegen den Luxus hervorrief. Freilich gaben die Fürsten selbst darin den Ton an. Die Staatskleider, aus gold- und silberdurchwirktem Samt, mit Zobel und Hermelin besetzt, waren äußerst kostbar. Von fürstlichen Bräuten wurde ein wohlgefülltes Schmuckkästchen verlangt; dem Brandenburger Kurfürsten Johann brachte seine Braut einen „Kleinodschrein" zu, dessen Inhalt über 14000 Mark gekostet hatte. Der Bürger verschwendete sein Geld am liebsten an eine der unsinnigsten Moden, die je existiert hat, die sogenannten „Pluderhosen", welche 60—130 Ellen Zeug verschlangen. Mit Recht eiferten die Geistlichen gegen solche sinnlose Verschwendung, den „zerluderten, zucht- und ehrvergessenen pludrichten Hosenteufel".

Digitized by Google

Vom Hosen Teuffel.

ANNO M·D·LV·

Zur Kulturgeſchichte des XVI. Jahrhunderts: Titelblatt und Inhaltsprobe des erſten Drucks von Musculus' (Profeſſor und Doktor der Theologie) Hoſenteufel. Gedruckt zu Frankfurt a. O. 1555. Genaue Nachbildung des Exemplars im Beſitz der Verlagshandlung.

Digitized by Google

Reime vom gottlichten Hosen Teuffel.

WEh denen/ wie Jeſaja ſagt/
Welchn das böſe vor gut behagt/
Vnnd das gut als böſe achten/
Nach finſterm mehr dann licht trachten.
Wie jtzt thut die jugent gemein/
Die da helt wider recht noch rein.
Was Gott gebeut im höchſten tron/
Dem gehorchen Stern/ Sonn vnnd Mon.
All creaturn das jre thun/
Mit luſt/lieb/zier vnnd groſſem rhum/
Daran nicht gedenckt menſchen kindt/
Wird im hellen licht ſchentlich blindt.
Nicht mehr ſich der erbarkeit fleiſt/
Jhr euſſerlicher wandel aus weiſt.
Wie man ſicht an der hoſen tracht.
Die der Teuffel hatt her gebracht.
Hoſen Teuffel wird er genandt/
Deutſcher jugent nun woll bekandt.
Wie fewr flammen die ſchnit flincken/
Als wolt ſie zur Hellen ſincken.
Mit karteck/Samet vnd ſeiden/
Thut ſie jre ſchambd bekleiden.

Digitized by Google

Der höhere Genuß, welchen die **Künſte** gewähren, fand in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts in Deutſchland nur noch wenig verſtändnisvolle Liebhaber; weder die Zahl fürſtlicher Gönner, noch ausübender Künſtler war in dieſem Zeitraum von größerer Bedeutung, alle Meiſter und Meiſterwerke — wenn man von dem Denkmal Maximilians in Innsbruck abſieht — gehören der erſten Hälfte des XVI. Jahrhunderts an.

Wiewohl das italieniſche Kunſtleben der Renaiſſance auf die deutſche Kunſt nicht ohne allen Einfluß war, blieb dieſe ſich ſelbſt treu und bewegte ſich weſentlich in den Bahnen, welche die Niederländer und die Kölner Schule (**Hans Memling**, † um 1495, **Martin Schongauer**, † 1488) ihr vorgezeichnet hatten. In Schwaben und Franken waren die Hauptſitze der Künſte; beſonders Nürnberg kann in dieſer Zeit als deutſches Florenz gelten. Von plaſtiſchen Künſtlern wirken hier der Holzſchneider **Veit Stoß** (aus Krakau, 1447 bis 1542), berühmt vor allem durch ſeinen „Heiland am Kreuz“, der Holzſchnitzer und Tafelmaler **Michael Wohlgemuth** (1434 bis 1519), **Adam Krafft** († 1507), der Meiſter der Steinbildnerei (z. B. das ſteinerne Sakramentsgehäuſe in der Lorenzkirche zu Nürnberg, eine vierundſechzig Fuß hohe gotiſche Pyramide), endlich der Erzgießer **Peter Viſcher** († 1529) mit ſeinen kunſtbegabten Söhnen, durch innige Freundſchaft verbunden mit dem „Steinmetzen“ Krafft und dem Kupferſchmied Sebaſtian Lindenaſt. An ſeinem Hauptwerke, dem **Sebaldusgrab** in der gleichnamigen Kirche zu Nürnberg, arbeitete Viſcher mit ſeinen fünf Söhnen von 1508—1519. Es ſtellte einen kunſtvollen Tempel dar, der ſich über dem Silberſarge des Heiligen erhebt. Das Chriſtkind thront auf der Spitze des Mittelturmes, die Weltkugel in der Hand; als unübertroffen gelten die ausdrucksvollen Figuren der Apoſtel.

Adam Krafts Selbſtbildnis am Fuß des Lorenzer Sakramentshäuschens zu Nürnberg.

An dem Sebaldusgrab hat Viſcher ſich ſelbſt angebracht; eine einfache, unterſetzte Geſtalt, in der Kleidung eines Rotgießers mit Schurzfell, Hammer und Mütze. — Für das Maximiliansdenkmal zu Innsbruck arbeitete Viſcher das Standbild des Königs Artus von England.

Die Werkſtätte **Martin Schongauers** in Kolmar, deſſen Gemälde und Kupferſtiche die Fremden als koſtbarſte Schätze aufkauften, hat auf eine Reihe bedeutender Künſtler,

Peter Viſchers Selbſtbildnis in Erzguß am Sebaldusgrab in Nürnberg.

wie **Bartholomäus Zeitbloom** von Ulm und **Hans Burgkmaier** von Augsburg, **Hans Holbein** den älteren, den größten Einfluß ausgeübt, auch auf die beiden Meiſter eingewirkt, welche den Ruhm der deutſchen Malerei auf den Gipfel erhoben, **Albrecht Dürer** und **Hans Holbein** den jüngeren.

Albrecht Dürer (1471—1528) war der Sohn eines Goldſchmiedes, doch zogen ihn Neigung und Talent vom väterlichen Gewerbe zur Malerei, in die er bei Michael Wohlgemuth eingeführt wurde. Später aber zeichnete er ſich auf allen Gebieten der darſtellenden Kunſt gleichmäßig aus; er malte al fresco, in Öl, war ein meiſterhafter Kupferſtecher und Holzſchnitzer u. ſ. w. Mit ſeinem Talent hielt ſeine Produktionskraft gleichen Schritt. Sein Leben war ein innerlich reiches, äußerlich beſcheidenes, wiewohl es ihm an bedeutenden Freunden und Gönnern — Pirkheimer, Tizian, Kaiſer Max — nicht fehlte. Seine Arbeiten wurden oft nur dürftig bezahlt; ſelbſt der Kaiſer wußte ihn für den Lohn ehrlich gelieferter Arbeit gelegentlich nur an den kargen Rat Nürnbergs zu verweiſen. Aber die Einwirkung ſeiner Kunſt verbreitete ſich auf die ganze Welt. Unter ſeinen deutſchen Schülern ſind namentlich **Hans Schäuffelin**, **Albrecht Altdorffer**, **Matth. Grünwald** zu nennen.

Hans Holbein der jüngere (geb. zu Augsburg 1497, geſt. zu London 1543) verlebte ſeine Jugend zu Baſel, ſiedelte 1526 nach London über, wo er ſich großer Gunſt erfreute und namentlich als Porträtmaler thätig war. Die Jahre 1528—30 verbrachte er wieder in Baſel; nach England zurückgekehrt, fand er von neuem lohnende Beſchäftigung beſonders am Hofe, wurde königlicher Hofmaler und ſtarb wahrſcheinlich 1543 an der Peſt. Er war einer der größten Bildnismaler aller Zeiten; ſein berühmteſtes Bild iſt ſeine Madonna, bekannt das Porträt des Erasmus, aber am meiſten charakteriſtiſch ſind ſeine Todesbilder und Totentänze, ein Genre, das Holbein zwar nicht erfunden hat, aber mit der Meiſterſchaft des Genies behandelte. Die Idee, auf die Nichtigkeit des Lebens mitten im blühendſten Leben hinzuweiſen, an ſich populär, regte viele Nachahmer an, und oft begegnen wir an der Seite der blühenden Jugend oder des kraftvollen Mannesalters dem unheimlichen Mahner.

Am engſten mit der Reformation verbunden iſt Lukas (Sunder?) von Cronach, meiſt **Lukas Cranach** genannt (1472—1553), der ſechzig Jahre lang den drei ſächſiſchen Kurfürſten Friedrich, Johann und Johann Friedrich diente und ſich beſonders durch die Treue berühmt gemacht hat, mit der er den letztgenannten in ſeine Gefangenſchaft be-

Digitized by Google

Dürers Selbſtbildnis vom Jahre 1493.

Ölgemälde im Privatbeſitz in Leipzig.

gleitete, ihm Freund und Tröſter zu ſein. Ohne die Genialität Holbeins oder das Talent Dürers zu beſitzen, — er betrieb die Kunſt faſt als ein Gewerbe, indem er zahlreiche „Malknechte“ für ſich arbeiten ließ, deren Bilder heute noch als „aus Cranachs Schule“ benannt werden — gewann er ſich viele Freunde durch die Anmut, Einfalt und deutſche Treuherzigkeit, die den Gemälden von ſeiner eigenen Hand eigen iſt. Am ausgezeichnetſten war auch er in der Porträtmalerei: von faſt ſämtlichen bedeutenden Männern der Reformationszeit, beſonders von Luther ſelbſt, hat er uns Bildniſſe überliefert. Das Lutherbildnis im Holzſchnitt verbreitete ſich durch ihn in Deutſchland, Luthers Schriften verſah er mit Randzeichnungen, in denen er ſich gelegentlich ſatiriſche Anſpielungen auf Zeitereigniſſe geſtattete.

Digitized by Google

Holbeins Selbſtbildnis.

Farbige Kreidezeichnung im Muſeum zu Baſel.

Was die Wiſſenſchaften anbetrifft, ſo hatte die Reformation der freien Forſchung faſt auf allen Gebieten lebhafte Impulſe gegeben, welche großenteils im ganzen XVI. Jahrhundert noch merklich waren. Für die Theologie iſt dies nach dem früher Erzählten ſelbſtverſtändlich, wennſchon gerade die Erzeugniſſe dieſer Wiſſenſchaft damals am wenigſten wahren Nutzen zu ſtiften geeignet waren. Indes iſt auf andern Gebieten Erfreulicheres zu verzeichnen.

Theophraſtus Paracelſus Bombaſtus von Hohenheim (1493—1541) begründete mit ſeinen Nachfolgern Agrikola und Thomas Lieber eine neue Epoche der Heilkunſt: die Chirurgie reformierte Felix Würtz (1563), die Zoologie und Botanik förderte Konrad Geßner aus Zürich (1516—1565). Sebaſtian Münſter (1489 bis 1552) zeigt in ſeiner „Kosmographie“ die Anfänge geographiſcher und ſtatiſtiſcher Thätigkeit.

Die Geſchichtſchreibung fand ihre Vertreter in dem weltkundigen Johannes Sleidanus (1506—1556), deſſen lateiniſch geſchriebene Kommentarien, das größte Geſchichts-

Digitized by Google

Selbſtbildnis Lukas Cranachs.

Ölgemälde in der Uffiziengalerie zu Florenz.

werk der Zeit, auf aktenmäßiger Grundlage das Recht der Proteſtanten erweiſen ſollten, und einer Anzahl Chroniſten, von deren Werken die bayriſche Chronik des Thurmayer-Aventinus, die pommerſche des Thomas Kantzow und die ſchweizeriſche des Egidius Tſchudi (aus Glarus 1505 bis 1572) die vorzüglichſten ſind. Von kritiſchem Verarbeiten des Stoffes iſt bei dieſen Chroniſten freilich nicht die Rede; dafür erfreut die naive Lebhaftigkeit des phantaſievollen Tſchudi und die Treuherzigkeit Kantzows. Wahrhaft Großes aber leiſtete die Mathematik durch die Aſtronomen Nikolaus Kopernikus (eigentlich Köpernik aus Thorn, 1473 bis 1543), Johann Kepler (aus Weil in Schwaben, 1571 bis 1630) und Tycho de Brahe (aus Dänemark). Nach dreißigjähriger Thätigkeit vollendete Kopernikus ſein epochemachendes Werk (1543), in welchem er die Sonne als Mittelpunkt der Welt nachwies; nach ſiebzehnjähriger Anſtrengung fand Kepler die nach ihm benannten drei Geſetze der Planetenbewegung.

Kepler ſtudierte mit Unterſtützung des Herzogs von Württemberg in Tübingen zuerſt Theologie, dann erſt Mathematik und wurde 1593 Profeſſor der Mathematik und Moral in Graz, wo er die Aufmerkſamkeit des damals ſchon berühmten Tycho de Brahe auf ſich zog. Die Austreibung aller Proteſtanten traf auch Kepler mit ſeiner Familie und koſtete ihm Hab und Gut. Auf Brahes Einladung ging er nach Prag, hatte dort zwar keine ſehr angenehme Stellung neben ſeinem Gönner, erhielt auch ſein Gehalt als kaiſerlicher Mathematiker Rudolfs II. nur unregelmäßig, durfte aber die trefflichen aſtronomiſchen Inſtrumente Tychos benutzen. Im Jahr 1613 kam er als Profeſſor nach Linz. Einen Beweis kindlicher Pietät gab er durch ſein mutvolles Eintreten für ſeine Mutter, welche als Hexe angeklagt war. Kepler erwirkte ihre Freiſprechung. — Die drei berühmten Geſetze Keplers ſind: Die Bahnen der Planeten ſind Ellipſen, in deren Brennpunkte ſich die Sonne befindet. Die Quadrate der Umlaufszeiten verhalten ſich wie die dritten Potenzen der mittleren Entfernungen. Die Bewegung in der Ellipſe geſchieht ſo, daß in gleichen Zeiten gleiche Räume beſchrieben werden.

Die Stätten gelehrter Bildung waren noch immer die Universitäten, zu denen im XVI. Jahrhundert, außer Wittenberg und Frankfurt, Marburg (1527), Königsberg (1544), Jena (1548), Helmstädt (1575), Altdorf (1578) kamen. Die Zahl der Professoren war nur klein, ihr Gehalt gering. Zu Rektoren wählte man häufig den Landesfürsten oder vornehme Herren, die gerade studierten. Die akademische Zucht ließ viel zu wünschen: eine Fülle von Kraft, aber auch von Roheit steckte in dem deutschen Studententum. In einer etwas phantastischen Tracht, mit Schlapphut, breitem Halskragen, Stulpenstiefeln, Stoßdegen oder Hieber schritt der Student trotzig einher. Ungemeinen Quälereien waren die Neulinge (Pennäle) von seiten der älteren „Burschen" ausgesetzt. Auch die landsmannschaftlichen Korporationen leisteten mehr einem ungebundenen Lebenswandel, als fleißigem Studieren Vorschub. Wüste Gelage und sittenloses Umhertreiben nahm immer mehr überhand, bis die Verwilderung im Dreißigjährigen Kriege ihren Höhepunkt erreichte.

Was auch immer in den Wissenschaften geleistet werden mochte, es fehlte sehr viel, daß ihr belebender und reinigender Hauch alle Verhältnisse der Gesellschaft durchwehte; vielmehr bewiesen die Alchimie und die Hexenprozesse, welch finsterer Aberglaube im großen und ganzen die Geister gefesselt hielt.

Alchimisten im Laboratorium.

Aus den Holzschnitten Schäufelins zum „Trostspiegel" aus dem Jahr 1520.

Selbst wissenschaftlich denkende Männer, wie der genannte Paracelsus, ließen sich den freien Blick trüben durch die alchimistischen Dünste, die zahllosen Laboratorien entstiegen: da suchten die „Adepten" das Lebenselixir, den Stein der Weisen und das Transmutationspulver, um aus wertlosem Metall Gold zu machen. Die Habsucht der Fürsten unterstützte den Schwindel, aber wehe dem entlarvten Betrüger! So befahl im Jahr 1597 Herzog Friedrich von Württemberg, den Goldmacher Honauer, weil er seinen Versprechungen nicht nachkommen konnte, in einem Kleide aus Goldstoff an einen Galgen zu hängen, der aus den unverwandelten Eisenstangen errichtet war, und ließ, abermals betrogen, ihm drei Genossen folgen.

Digitized by Google

Jedoch war der Aberglaube, inſofern er die Alchimie unterſtützte, bei dem geringen Maße naturwiſſenſchaftlicher Kenntniſſe noch allenfalls entſchuldbar; auch erwies er ſich nur den eigentlich Schuldigen, Betrogenen und Betrügern, verhängnisvoll. Grauſamer und ſchrecklicher wirkte er in den zahlloſen Hexenprozeſſen der umdüſterten Zeit.

Der Glaube an Zauberer und Zauberinnen, an Bündniſſe mit übernatürlichen Dämonen iſt allen Völkern und Religionen gemein. Die mittelalterliche Anſchauung, welche die Wunderthaten der Heiligen aus einer Verbindung derſelben mit Gott erklärte, mußte konſequenterweiſe auch Verbindungen mit dem Teufel, dem Fürſten der Finſternis, für möglich halten. Man war geneigt, ungewöhnliche Kenntniſſe auf ſolche unerlaubte Verbindungen zu ſchieben, und ſelbſt Päpſte, wie Sylveſter II., mußten ſich gefallen laſſen, für Zauberer zu gelten. Warum ſollten nicht auch Weiber einen unnatürlichen Bund mit dem Teufel eingehen, um übernatürliche Kräfte zu erlangen? Schon in der Mitte des XV. Jahrhunderts verbrannte man in Frankreich Hexen und Zauberer in großer Zahl, ebenſo in Italien; in Deutſchland waren ſolche Fälle vereinzelt, bis Innocenz VIII. durch ſeine berüchtigte Bulle vom 4. Dezember 1484 das Aufſpüren von Hexen in Deutſchland direkt befahl. Die mit dieſer Aufgabe betrauten Inquiſitoren verfaßten dann den „Hexenhammer“, der im Jahre 1489 gedruckt wurde, und die Verfolgung begann.

Hexenverbrennung in der Grafſchaft Reinſtein (Regenſtein) am Harz im Jahr 1555.

(Im Hintergrunde ſind einige der ihnen zur Laſt gelegten Übelthaten ſowie die Enthauptung eines mitſchuldigen Mannes dargeſtellt.) Kolorierter Holzſchnitt — fliegendes Blatt — in der Sammlung des Germaniſchen Muſeums zu Nürnberg.

Zwar war die Einführung der Hexenprozeſſe ein Danaergeſchenk der römiſchen Kurie, aber das Luthertum war nicht geeignet, es mit Verachtung und Entrüſtung zurückzuweiſen. Es iſt nicht notwendig, die Qualen zu ſchildern, durch welche man die Beſchuldigten zu den unſinnigſten Geſtändniſſen, d. h. Selbſtanklagen, zwang, in welchen Formen ſich das ſogenannte Prozeßverfahren, die grauſamſte Verirrung der menſchlichen Gerechtigkeit, bewegte, die entſetzlichen Strafen zu beſchreiben, unter welchen die Opfer eines finſteren Wahnes, nicht ſelten auch die Opfer der Rachſucht und der Geldgier, ihr Leben endeten. Nur einige Beiſpiele der Verfolgungsſucht ſeien hier erwähnt. In der Grafſchaft Werdenfels lieferte (um 1582) ein einziger Prozeß achtundvierzig Hexen auf den Scheiter-

Digitized by Google

hausen; in der kleinen Reichsstadt Nördlingen wurden von 1592—1594 an zweiunddreißig Zauberer und Hexen hingerichtet; ein Prozeß in Wiesensteig kostete (1583) fünfundzwanzig Unholden das Leben, in Ingelfingen (1593) dreizehn Personen. In Braunschweig wurden von 1590—1600 so viele Hexen verbrannt, daß die Brandpfähle vor dem Thore „dicht wie ein Wald" standen.

Die deutsche Sage überließ zwar die Bestrafung des Schuldigen dem Teufel selbst, der sich sein Opfer nach einer bestimmten Frist holte; wie beliebt aber der Gegenstand selbst zu Ende des XVI. Jahrhunderts war, beweisen die zahlreichen Auflagen des Buches von Dr. Faust (angeblich aus Knittlingen in Schwaben) und seinem Schüler Wagner. Ersteres erschien 1587 und erlebte in den nächsten Jahren neue Ausgaben; vom Wagnerbuche erschienen seit 1593 sieben Ausgaben.

Allerdings erhoben einige aufgeklärte Männer ihre Stimmen gegen das Hexenbrennen schon im XVI. Jahrhundert: so der protestantische Leibarzt des Herzogs Wilhelm von Kleve, Johann Weier (1563), aber sofort entbrannte gegen ihn die Wut der blinden Orthodoxen; einem zweiten, dem Priester Kornelius Loos, kam es teuer zu stehen, daß er geäußert, der Hexenprozeß sei nur eine Art Alchimie, bei der aus Menschenblut Gold und Silber gemacht werde. Aber wie hätte Besserung geschafft werden können, wenn sich selbst der größte deutsche Satiriker des Jahrhunderts, Johann Fischart, dazu herbeiließ, das aberwitzige Hexenbuch des Franzosen Bodin unter dem Titel „Vom außgelassenen wüthigen Teuffelsheer" ins Deutsche zu übersetzen!

Es war betrübend, daß das sogenannte „Recht" des XVI. Jahrhunderts von empörender Barbarei war und daß man namentlich Geständnissen gegenüber, selbst wenn sie durch die Folter erzwungen waren, dem gesunden Menschenverstand, wie allen thatsächlichen Verhältnissen Hohn sprach. Was in dieser Hinsicht geleistet wurde, zeigt u. a. der Prozeß des im Jahre 1593 zu Nördlingen gerichteten Andreas Gallmeyer von Heroldingen.

Gallmeyer erschien im genannten Jahr in Nördlingen und versuchte unter dem Namen eines Junkers Andreas von Cronbach bei dieser adligen Sippe Geld zu borgen. Der Betrug wurde entdeckt und nun kam der Rat auf die Idee, daß er es mit einem ganz gefährlichen Strolch zu thun habe. Durch die Folter zwang man ihn zunächst zu dem Geständnis, daß er Straßenraub begangen, und dann zur Angabe bestimmter Verbrechen. Merkwürdigerweise zog man wirklich erst bei allen Städten, in deren Gerichtsbann die Schandthaten verübt sein sollten, Erkundigungen ein, aber obwohl sie sämtlich (achtzehn an der Zahl) antworteten, daß ihnen von den bezeichneten Vorfällen nie das geringste bekannt geworden sei, schritt der weise Rat zur Hinrichtung, und Gallmeyer wurde gerädert.

Wenn häufig bei einer Betrachtung des XVI. Jahrhunderts mit besonderer Entrüstung der Greuel gedacht wird, welche die Ausnahmegerichte der Inquisition verübten, so sollte man auch nicht die Roheiten, Schandthaten und Justizmorde vergessen, welche auf Grund der „Karolina" im ordentlichen Kriminalverfahren begangen wurden.

Die Karolina ist die „peinliche Halsgerichtsordnung", welche auf Befehl des Kaisers Karl V. im Jahr 1532 festgestellt wurde, eigentlich nur die Überarbeitung des am Anfange des XVI. Jahrhunderts durch J. von Schwarzenberg zusammengestellten fürstbischöflich-bambergischen Strafrechtes. Es findet sich in der Karolina zwar auch die humane Bestimmung, es solle nicht als Diebstahl gelten, wenn jemand, durch seinen oder seiner Angehörigen Hunger veranlaßt, Lebensmittel gestohlen, aber sie legitimierte auch die Folter, und die zahllosen Marterinstrumente in den städtischen Folterkammern zeugen

Eine Sitzung gelehrter Richter unter der Karolina um 1550.
Holzſchnitt Hans Burgmaiers aus dem „Klagſpiegel“.

von einer traurigen Erfindungskunſt der damaligen Juriſten. Würdig ſtehen dieſen Unterſuchungsinſtrumenten die verſchiedenen Beſtimmungen zur Seite, durch welche die Todesſtrafe verſchärft wurde (Reißen mit glühenden Zangen, Ausgießen der Wunden mit geſchmolzenem Blei u. ſ. w.).

Bei dem Intereſſe, das Hexenprozeſſe beim Pöbel erregten, machte die Hexen- und Zaubereidichtung neben den volksmäßig bearbeiteten Sagen und Heldengedichten einen großen Teil der deutſchen Litteratur aus, die im XVI. Jahrhundert auf das traurigſte entartet war.

Ausgenommen Hans Sachs, hat das XVI. Jahrhundert keinen einzigen echten Dichter aufzuweiſen. Die Volkslieder, die man um dieſe Zeit zu ſammeln begann, übertreffen an Innigkeit und poetiſchem Gehalt bei weitem alles, was damals neu geſchaffen wurde. Die lyriſche Poeſie brachte nur noch in den geiſtlichen und Kirchenliedern Nennenswertes hervor: von Selnecker ſtammt „Ach beib bei uns, Herr Jeſu Chriſt“, von Nicolai (1556–1608) „Wachet auf, ruft uns die Stimme“, von Valerius Herberger „Valet will ich dir ſagen“.

Daß die Poeſie im übrigen ſo gut wie bankrott war, zeigte ſich ſchon äußerlich in dem Überhandnehmen des Proſaiſchen, ebenſo auch in der übermäßigen Hinneigung zum Didaktiſchen, das denn doch im allgemeinen die nüchternſte Gattung der Dichtkunſt iſt. Aber bei dem Belehrenwollen blieb die Muſe — wenn man von einer ſolchen im XVI. Jahrhundert überhaupt ſprechen darf — nicht ſtehen: ſie warf ſich in den Kampf der religiöſen Parteien, ſie diente Lutheranern, Calviniſten und Katholiken zu gegenſeitiger

Digitized by Google

Eine Folterkammer im XVI. Jahrhundert, mit Darſtellung der beiden gebräuchlichſten Formen der peinlichen Frage: „Strickprobe“ und „Waſſerprobe“.

Holzſchnitt von Hans Schäufelin um 1520; aus dem „Troſtſpiegel“.

Schmähung; ſie wurde ſatiriſch und vergaß, daß die Kunſt in erſter Linie erfreuen ſoll. Gewiß verdienten die Jeſuiten die ſchärfſte Abfertigung: es war gut, daß der Dichter warnend auf der Wacht ſtand, um ſeinem Volke die Gefahren deutlich zu machen, die von dorther drohten. Ebenſo verdienſtlich war es, die mannigfachen Gebrechen der Zeit durchzuhecheln: aber ſollte die Poeſie in Satire aufgehen? Eher ging ſie darin unter. Wir erwähnen nur beiläufig die Fabeldichter Erasmus Alberus († 1553) und Burkard Waldis († 1586); auch das allegoriſch-ſatiriſche Tiergedicht des Georg Rollenhagen, „der Froſchmeuſeler“, iſt nach Form und Inhalt nur eine äußerſt mittelmäßige Leiſtung. Der berufenſte Vertreter der ganzen Zeitrichtung iſt der Elſäſſer Johann Fiſchart, genannt Menzer († 1589). Wenn man ihn bloß als Satiriker betrachtet, ſo mag er als eine Art Genie gelten; denn mit unerſchöpflicher Laune, beißendem Witz und derbem Humor weiß er die Gebrechen ſeiner Zeit und Zeitgenoſſen, insbeſondere die Schwächen ſeiner Hauptgegner, der Jeſuiten, zu geißeln: man mag zugeſtehen, daß Fiſcharts Spott die Narren aller Zeiten trifft. Sein Patriotismus, ſeine Weisheit ſoll nicht angezweifelt werden, nicht einmal ſein hoher Geiſt, ſeine erhabene Geſinnung. Dennoch nimmt er auf dem deutſchen Parnaß keine hohe Stellung ein, und wären ſeine Schriften noch zehnmal beliebter und verbreiteter geweſen, als dies wirklich der Fall war; denn ſeine Beliebtheit beweiſt nicht, daß der Geſchmack ſeiner Zeitgenoſſen nicht der ſchlimmſte Ungeſchmack war, wenigſtens die völlige Verkennung wahrer Poeſie.

Sein berühmteſtes Werk iſt eine freie Überſetzung des Gargantua des Franzoſen

Digitized by Google

Rabelais († 1553) und erschien 1575 unter einem unendlich affektierten Titel*); schon 1573 hatte er unter dem Titel „Aller Praktik Großmutter“**), ebenfalls nur nach Rabelais' Vorgange, den Aberglauben der Zeit in Bezug auf Nativitätstellen und Kalendermachen durchgezogen. Auch hier sollte der Titel auf jeden Leser von Geschmack eher abstoßend als anziehend wirken.

Fischart bewies eine außerordentliche Gewandtheit in bis dahin für unmöglich gehaltenen Wortverbindungen, aus denen er die halsbrechendsten Perioden schuf. Unbedingt wird selbst von seinen Bewunderern zugegeben, daß sein Stil das Ungeheuerlichste ist, was die deutsche Sprache je hervorgebracht, daß Fischart die Sprache despotisch behandelt hat. Sollte dies wirklich ein Grund sein, den Erfinder der „sternamhimmligen, sandammeerigen“ Zeitgebrechen als einen Sprachvirtuosen zu feiern? Die deutsche Nation hat wohl nicht ohne Grund die Schriften dieses Mannes, in dem sich „das Jahrhundert mit seiner ziellosen Beweglichkeit, seiner hastigen Unruhe, seiner Beschäftigung mit tausend Dingen, seiner Disputier- und Streitsucht“ personifiziert, nachmals ziemlich unbeachtet gelassen: seine Werke sind wichtiger für die Zeitgeschichte, als für die Entwickelung der Litteratur. Auch sein gepriesenes „Glückhaftes Schiff“ beschreibt nur einfach die lustige Fahrt der Züricher mit dem Hirsebrei, den sie noch warm nach Straßburg brachten.

Man könnte sich, wenn man die litterarischen Produktionen des XVI. Jahrhunderts mustert, darüber wundern, daß Luthers sprachschöpferische That so wenig unmittelbare Folgen für die Entwickelung der Sprache gehabt hat und im Gebrauche derselben eine ungemeine Schwerfälligkeit herrscht. Aber einerseits kam die Bibelübersetzung nur der Prosa zugute, andrerseits wandten sich die Gelehrten und Gebildeten, die allenfalls Geschmack besaßen, hochmütig von der deutschen Litteratur ab und dichteten in lateinischer Sprache für ihresgleichen. Selten genug kam es dann vor, daß solch humanistischer Dichter, der dem Volke selbst natürlich unverständlich blieb, wenigstens Volksmäßig-deutsches in seine Dichtungen aufnahm. Zu diesen Ausnahmen gehört der durch sein tragisches Ende berühmte Württemberger Nikodemus Frischlin (1547—1590).

Mit seinem ursprünglichen Gönner, dem Herzog von Württemberg, erzürnte er sich, wurde in Urach gefangen gesetzt und fand bei einem Fluchtversuch durch den Sturz von dem Felsen einen jähen Tod. Seine beste Komödie ist „Julius redivivus“: der dem Grabe entstiegene Cäsar, auch Cicero wundern sich über die Fortschritte der Deutschen und erfahren, was für Lumpen aus den alten Römern geworden sind.

Einen wirklichen Fortschritt machte in diesem Jahrhundert nur das Drama, das unter dem Einfluß der englischen Komödianten, namentlich durch Jakob Ayrer († 1605) aus Nürnberg, sich über die Fastnachtsspiele zu erheben begann, indem man allmählich auf Entwerfung einer dramatischen Intrigue lossteuerte.

So wird man zugeben müssen, daß sich das XVI. Jahrhundert als ein in litterarischer Hinsicht armseliges Zeitalter kennzeichnet, dem eigentlich schöpferische Kraft nicht inne wohnt. Dem entsprechend bricht denn auch in der nächsten Zeit die Nachahmung in vollen Strömen herein und überflutet, allen Gegenbestrebungen zum Trotz, unsre Litteratur mit fremdartigen Stoffen und fremdartigen Formen.

Die Litteratur erweist sich eben auch hier als Spiegelbild der Volksseele und Volkskraft: willenlos und widerstandsunfähig ließ die deutsche Nation auch fremde Kriegsheere den Boden des heiligen Vaterlandes zertreten.

---

*) „Affenteurliche, naupengeheurliche Geschichtklitterung, von Taten und Raten der vor kurzen langen Weilen vollen wohl beschreiten Helden und Herren Grandgusier, Gargantua und Pantagruel.“

**) „Aller Praktik Großmutter, das ist, die dickgebrockte pantagrueliſche Betrugdicke Prakdick oder Pruchnastikratz, Laßtafel, Bauernregel und Wetterbüchlein u. s. w. durch den wolbeschickten Mausstörer Winhold Alcofribas Wüstblutus von Aristophans Nebelstatt.“

Digitized by Google

Soldatenabſchied.
Koſtümblatt von Theodor de Bry nach Joſt Amman.

XII. Das Zeitalter des großen Kriegs.

1. Die Vorſpiele des Dreißigjährigen Kriegs. Gründung der Union. Der Majeſtätsbrief.

Es bedurfte einer augenſcheinlichen Gewaltthat, um die Proteſtanten an die drohende Gefahr zu erinnern und ſie zu feſterer Einigung zu vermögen. In der kleinen ſchwäbiſchen Reichsſtadt Donauwörth, deren Beſitz ſtets das Ziel der bayriſchen Nachbarfürſten geweſen war, beſtand inmitten der faſt ganz proteſtantiſchen Bürgerſchaft eine kleine katholiſche Gemeinde. Geſtützt auf ein Reichshofratsmandat von zweifelhafter Gültigkeit, veranſtaltete
1605 dieſelbe am 25. April 1606 wider altes Herkommen eine feierliche Prozeſſion, die von fanatiſchen Volkshaufen angegriffen und zerſtreut wurde. Da ließ ſich der Herzog Maximilian zuerſt mit dem Schutz der Katholiken durch den
1607 Kaiſer beauftragen (16. März 1607) und erwirkte, als ſeine Kommiſſare in Donauwörth gleichfalls bedroht wurden, die Achtserklärung gegen die unglückliche Stadt (3. Auguſt 1607). Gütliche Verhandlungen, welche den Vollzug des Urteils verhindert haben würden, ſcheiterten an dem Widerſtande der Bürgerſchaft; trotz mannigfacher Proteſte wurde die Exekution der Acht dem Bayernherzog übertragen, welcher die Stadt am 17. Dezember 1607

besetzen ließ. Da Maximilian sofort die Gegenreformation mit allen Mitteln der Gewalt ins Werk setzte, konnte kein Zweifel darüber bestehen, daß dieser Vorfall ebensosehr zur Schädigung der Protestanten, wie zur Mehrung des bayrischen Territorialbesitzes dienen sollte.

Als daher kurz darauf sich zu Regensburg ein Reichstag versammelte, auf welchem sich Kaiser Rudolf II. Geldmittel für einen neuen ungarischen Krieg bewilligen lassen wollte, beantwortete man sein Verlangen mit der Forderung, daß der Religionsfriede förmlich und ausdrücklich erneuert werde. Die katholischen Fürsten stellten aber die Gegenforderung, daß vorher alle seit 1555 eingezogenen geistlichen Güter der Kirche zurückgegeben werden müßten. Hierauf gingen die Protestanten nicht nur nicht ein, sondern erklärten förmlich, daß sie ihren gegenwärtigen Besitzstand nötigenfalls mit Waffengewalt schirmen würden. Ende April 1608 löste sich der Reichstag auf, 1608
ohne daß über das Schicksal von Donauwörth ein Beschluß gefaßt war. Trotz aller Gegenbemühungen der Protestanten wußte sich Maximilian im Besitz der Stadt zu erhalten; die Aufmerksamkeit seiner Gegner wurde gar bald auf größere, wichtigere Vorgänge gelenkt.

Indessen bewirkten die Erfahrungen des letzten Reichstages doch so viel, daß die protestantischen Fürsten, besonders angefeuert durch Christian von Anhalt, zu einem engeren Bündnis zusammentraten. Am 14. Mai 1608 1608
schlossen Friedrich IV. von der Pfalz, der Pfalzgraf von Neuburg, der Herzog von Württemberg, Georg Friedrich von Baden und die brandenburgischen Markgrafen von Kulmbach und Ansbach in dem Dorfe Ahausen die sogenannte „Union", zunächst auf zehn Jahre. Der Bund sollte die Mitglieder gegen das Kammergericht und die Willkür des Reichshofrats schirmen und sie in ihrem Besitzstande sichern. Bundesbeiträge sollten zur Aufstellung eines Bundesheeres dienen. An die Spitze der Union trat ein Direktor; zunächst wurde diese Würde dem Pfalzgrafen übertragen.

Aber nicht allein für die evangelischen Bekenntnisse sollte die Union ein festes Bollwerk sein; sie wollte auch auf die politische Gestaltung Deutschlands einwirken: in Sachen der Freiheit und Hoheit deutscher Stände versprachen die Verbündeten alle für einen Mann zu stehen.

Noch in demselben Jahre erweiterte sich der Bund durch den Zutritt der Städte Straßburg, Ulm und Nürnberg; der Anschluß von Brandenburg und Hessen erfolgte am 29. Januar 1610. Auch suchte man in diesem Jahr weitere Stützpunkte in der Schweiz, Dänemark, England und Holland, zumal auf Betreiben des Fürsten von Anhalt, jenes beharrlichen Verfechters eines großen europäischen Bündnisses gegen den Katholizismus, der nicht müde wurde, jedes Land und jedes wichtige Ereignis in den Kreis seiner Berechnungen und oft allzukühnen Pläne hineinzuziehen. In Nord- und Mitteldeutschland gewann der Bund keine weitere Ausdehnung; in Süddeutschland traten zwar noch viele Städte bei, aber die gerade hier so zahlreichen Grafengeschlechter hielten sich fern, weil nach ihrer Meinung den Fürsten eine allzu bevorzugte Stellung eingeräumt war.

Nicht allein die gefahrdrohende Übermacht Bayerns hatte die Union ins Leben gerufen, ihre Gründung hängt vielmehr auch mit den Wirren zu-

Digitized by Google

ſammen, welche gleichzeitig im öſterreichiſchen Hauſe herrſchten und zu äußerſt gewaltſamen Ereigniſſen führten.

Die Mißregierung des Kaiſers Rudolf hatte namentlich in Ungarn, Mähren und Öſterreich eine heftige Oppoſitionspartei geſchaffen, die ſich teils aus ſtändiſchen, teils aus proteſtantiſchen Elementen zuſammenſetzte. Auf dieſe Oppoſition baute Rudolfs ehrgeiziger Bruder Matthias ſeine eigennützigen Pläne, an deren Verwirklichung ihn auch die andern Erzherzöge nicht hinderten. Seine Abſicht war, durch das vereinigte Heer der ungariſchen,

Übertragung der Krone Ungarns an Matthias.
(Aus Gottfrieds Hiſtoriſcher Chronik.)

mähriſchen und öſterreichiſchen Mißvergnügten, die er durch die Ausſicht auf ſtändiſche und religiöſe Freiheiten leicht gewann, die Thronentſagung Rudolfs zu erzwingen. Vergeblich hoffte der Kaiſer auf die vermittelnde Hilfe des Reiches, indem er bei Gelegenheit des Donauwörther Handels ſoeben einen großen Teil der Reichsfürſten erzürnt hatte; durch einen raſchen Einfall in Böhmen nötigte Matthias ſeinen Bruder zu einem Vertrage (zu Czaslau oder Sterbehol, den 25. Juni 1608), kraft deſſen ihm Rudolf die Regierung Öſterreichs, Ungarns und Mährens abtreten mußte. Nach dieſem Erfolge waren dem Sieger ſeine Bundesgenoſſen freilich ſehr unbequem, und am liebſten hätte er die gemachten Verſprechungen nicht erfüllt. Doch mußte er

Deutschland im 17.

Erklärung:
Reichsgrenze
Habsburgische Lande:
Österreichische
Spanische
Linie
Hohenzollernsche Lande:
Brandenburgische
Fränkische
Linie
Wettinische Lande:
Albertiner
Ernestiner
Wittelsbachische Lande:
Bayerische
Pfälzische
Linie
Haus Oldenburg:
Dänemark
Holstein-Gottorp
Geistliches Gebiet
Reichsstädte
NORD SEE
KGR. DÄNEM
Holstein
Gft. Ost Friesld.
Hzm. Bremen
Btm.
Lüneburg
VEREINIGTE NIEDERLANDE
Gene- ralitäts Lande
Münster
Hzm. Westfalen
SPAN. NIEDERLANDE
Flandern
Artois
Brüssel
Antwerpen
Landgft. Hessen Kassel
Btm. Fulda
Pfalz
Hzm. Württemberg
KÖNIGREICH FRANKREICH
Paris
Amiens
Holgoland
Texel
Emden
Groningen
Utrecht
Rotterdam
Middelburg
Ostende
Brügge
Gent
Mecheln
Löwen
Lüttich
Aachen
Köln
Trier
Frankfurt
Kassel
Hannover
Celle
Bremen
Stade
Hamburg
Lübeck
Straßburg
Stuttgart
Fam. Anspach
Bamberg
22
24
26
28 Östl.
50
48

Digitized by Google

7. Jahrhundert (1648).

UNIV. OF

30
32
34
O S T S E E
Rügen
Kolberg
Köslin
Stolp
Lauenburg
Putzig
Danzig
Dirschau
Marienburg
Braunsberg
Elbing
Hzm.
Ermland
Preussen
Hinter Pommern
Pommerellen
Pommern
Mecklenburg
Stettin
Stargard
Pyritz
Neu Stettin
Flatow
Deutsch Krone
Bromberg
Thorn
Kulm
Marienwerder
Plozk
Prignitz
Brandenburg
Mittelmark
Neumark
Landsberg
Driesen
Berlin
Köpenick
Frankfurt
Küstrin
Krossen
Schwiebus
Züllichau
P O L E N
Gross Polen
Posen
Gnesen
Kletzko
Konin
Kalisch
Sieradz
Warschau
Rawa
Radom
Zarnow
Petrikau
Krakau
Wieliczka
Bochnia
Landskrone
Pless
Bielitz
Teschen
Jablunkau
Nieder Lausitz
Ober Lausitz
Lübben
Kottbus
Sagan
Sorau
Görlitz
Bautzen
Zittau
Glogau
Grünberg
Lissa
Steinau
Wohlau
Wartenberg
Öls
Liegnitz
Breslau
Hzm. Schlesien
Brieg
Goldberg
Hirschberg
Schweidnitz
Strehlen
Oppeln
Kosel
Neisse
Glatz
Jägerndorf
Ratibor
Troppau
Friedland
Braunau
Kur Sachsen
Leipzig
Torgau
Wittenberg
Meissen
Dresden
Freiberg
Chemnitz
Pirna
Königstein
Zwickau
Vogtland
Kaaden
Saaz
Leitmeritz
Aussig
Jung Bunzlau
Brandeis
Prag
Kolin
Caslau
Eger
Joachimsthal
Pilsen
KGR. BÖHMEN
Tabor
Klattau
Pisek
Budweis
Krumau
Iglau
Markgft. Mähren
Brünn
Olmütz
Kremsier
Znaim
Erzhzm.
March
Pressburg
Wien
Kahlenberg
Linz
Nieder Bayern
Regensburg
Straubing
Landshut
Passau
Ober Pfalz
Kur
Neust.
Trutzkaiser
Zollschanze
Sudenburg
Krakau
Buckau
Prester
Elbe
Kleine Elbe
Zahlenerklärung:
1 Fischerufer
2 Herrdeck
3 Hohe Pforte
4 Holzmarkt
5 Krökenthor
6 Kurze Brücke
7 Mühlenschanze
8 Schrotdorfer Thor
9 Ulrichs Thor
10 Zoll- und Lange Brücke
Gübs
52
50

Digitized by Google

UNIV OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

den Umständen Rechnung tragen: Mähren errang am 30. August 1608 die 1608
völlige Wiederherstellung des ständisch-feudalen Staates und hinreichende Toleranz bezüglich der Glaubenssache, in Ungarn, wo Matthias am 19. November gekrönt wurde, ward sogar das Verbot gegen die Jesuiten erneuert. In Österreich wollte Matthias, erbherrliche Rechte in Anspruch nehmend, sich in der Glaubenslehre zu weniger weitgehenden Zugeständnissen bequemen, aber auf Betrieb einer vermittelnden Partei unter seinen Räten und unter dem Drucke der Union, die eine Botschaft nach Wien geschickt hatte, entschloß er sich, auch den österreichischen Ständen das Maß von Duldung zu bewilligen, dessen sie unter Maximilians II. milder Regierung sich erfreut hatten.

Am wichtigsten für die Folgezeit war aber der Gang der Ereignisse in Böhmen. Es war natürlich, daß die Böhmen, welche bisher ihrem Herrn die Treue bewahrt hatten, obwohl sie dieselben Beschwerden vorzubringen hatten, wie die Stände der übrigen Kronländer, nunmehr auch mindestens den gleichen Dank für ihr Verhalten beanspruchten. Da die spanisch-römische Partei am kaiserlichen Hofe jedes Zugeständnis an die Ketzer beharrlich widerriet, ging es seit dem März des Jahres 1609 in Prag sehr bewegt zu; schon 1609
wurden Stimmen laut, „der König tauge nichts, man müsse einen bessern haben." Ende Mai ließ ein ständisches Direktorium eine allgemeine Volksbewaffnung anordnen. Zuletzt gab Rudolf doch nach; am 9. Juli erschien der verhängnisvolle „Majestätsbrief", welcher den böhmischen „Utraquisten" — das Wort „Protestanten" war ängstlich vermieden worden — freie Religionsübung gestattete. Die Prager Universität ward den protestantischen Ständen wieder eingeräumt, ihnen außerdem ein Kollegium von 24 „Glaubensverteidigern" bewilligt. Die Quelle der schwersten Verwicklungen aber wurde nachmals der Artikel, laut dessen den Nichtkatholiken das Recht gewährt wurde, Kirchen und Schulen zu errichten, denn hier war die feste Schranke nicht inne gehalten, welche, wie oben erwähnt, das Reformationszeitalter mit den Worten bezeichnete: „Wessen das Gebiet ist, dessen ist auch der Glaube" (cuius regio, eius religio).

Dieser Artikel, der später den Ausbruch des böhmischen und damit des Dreißigjährigen Kriegs zur Folge gehabt hat, lautet im deutschen Text: „Im Fall auch jemand aus den vereinigten dreyen Ständen dieses Königreiches sub utraque über die Kirchen und Gotteshäuser, deren sie allbereit im Besitz seyn und die ihnen zuvor geständig, dabey sie friedlich gelassen und geschützt werden sollen, es sey in Städten, Märkten, Dörfern oder anderswo, noch mehr Gotteshäuser und Kirchen zum Gottesdienst oder aber Schulen zur Unterrichtung der Jugend aufbauen lassen wollte, werden solches sowol der Herren- und Ritterstand, als auch die Prager, Kuttenberger und alle andern Städte gesamt und sonders jederzeit geraum und frey thun können ohne allermäniglichs verhindern."

Die Wirkungen des Majestätsbriefes wurden für jetzt noch dadurch gelähmt, daß die namhaftesten Katholikenführer, Lobkowitz, Martinitz und Slawata, welche in dem Majestätsbrief eine erzwungene und darum unverbindliche, sündhafte Notmaßregel sahen, die höchsten Stellen in der Landesregierung einnahmen.

Digitized by Google

2. Die Liga und der jülich-klevesche Erbfolgestreit (1609).

Bei den energischen Katholiken im Reich mußten die Vorgänge in den österreichischen Erblanden die höchste Besorgnis erregen. An Österreich schien der alte Glaube keine Stütze mehr zu finden, und je mehr die Union bei dem Bruderzwiste ihren Einfluß geltend machte, desto mehr wuchsen die Befürchtungen ihrer Gegner im Reich. Niemand hatte das Erstarken des Protestantismus so sehr zu fürchten, wie Maximilian. Wie leicht konnte man ihn wegen des Donauwörther Handels zum Ziel des Angriffs wählen! Schon seit dem Jahre
1609 1607 hatte er sich zu sichern gesucht; am 16. Juli 1609 vereinigte er sich mit den Bischöfen von Würzburg, Konstanz, Augsburg, Straßburg, Passau und Regensburg, dem Propst zu Ellwangen und dem Abt zu Kempten zu einem katholischen Bunde, dessen Haupt er selber war. Der Zweck der auf neun Jahre geschlossenen „Liga" war die Verteidigung der katholischen Konfession und ihrer Glieder, sowie die Handhabung der Reichsabschiede und des Religionsfriedens. Dem Hause Österreich gegenüber wahrte sich die Liga eine durchaus selbständige Stellung. Der Kaiser sollte zu „künftiger, gelegener Zeit" zur Genehmigung des Bundes aufgefordert werden. Auf einem Kurfürstentage zu Mainz (August 1609) traten Mainz, Trier und Köln der Liga bei, die nun auch Anlehnung bei den nichtdeutschen katholischen Nachbarstaaten suchte. Österreichs Einfluß wünschte Maximilian fern zu halten, wie er überhaupt die Seele des Bundes zu bleiben gedachte; schon die Wahl des Mainzers zum Mit-Bundesobersten erfüllte ihn mit Mißvergnügen. Freilich konnte er voraussehen, daß weder Österreich noch Spanien seine Bestrebungen fördern werde, so lange er seine beobachtende Stellung bewahrte. Indes war die Zeit nicht fern, da Habsburg und die Liga durch gemeinsame Interessen einander in die Arme geführt wurden. Zunächst stießen aber Liga und Union aufeinander, so heftig, daß eigentlich schon jetzt die Besorgnis vor einem europäischen Kriege wachgerufen wurde. Die Veranlassung zum Zusammenstoß gab der am 25. März 1609 erfolgte Tod des letzten Herzogs von Jülich, Kleve und Berg, des kinderlosen, blödsinnigen Johann Wilhelm. Die Entscheidung über die Erbfolge war um so wichtiger, als in diesem ausgedehnten Territorium — denn auch die Grafschaften Mark und Ravensberg waren von jenen Herzögen erworben — eine größtenteils protestantische Bevölkerung von einem katholischen Fürstenhause bisher beherrscht worden war. Sollte nun die katholische oder die protestantische Partei durch Übernahme dieser Erbschaft verstärkt werden? Einstweilen schien der Zuwachs auf jeden Fall der letzteren zu gute kommen zu sollen, denn von den sieben Bewerbern gehörten die beiden hauptsächlichsten, der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg und der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg, dem evangelischen Bekenntnisse an, ebenso Sachsen, dessen Ansprüche in dritter Linie standen.

Alle diese Ansprüche beruhten auf der dem Herzogshause vom Kaiser bewilligten weiblichen Erbfolge. Johann Wilhelms älteste Schwester Maria Eleonore war mit

Digitized by Google

dem jungen Herzog Albrecht Friedrich von Preußen vermählt, dessen älteste Tochter Anna Johann Sigismunds Gemahlin war. Der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg hatte eine jüngere Schwester Johann Wilhelms, Anna, geheiratet, und sein Sohn Wolfgang Wilhelm konnte sein besseres Erbrecht nur damit begründen, daß seine Mutter noch lebte, während deren ältere Schwester Maria Eleonore schon tot war, ehe der Erbfall eintrat. Sachsens Erbrecht beruhte darauf, daß Johann Friedrich mit der Vaters-Schwester des letzten Herzogs vermählt gewesen war.

Um nicht ihre Ansprüche an einen dritten zu verlieren, verständigten sich Brandenburg und Pfalz-Neuburg im Dortmunder Vertrage, das Land 1609
bis zur Entscheidung der Rechtsfrage gemeinschaftlich zu verwalten: die Städte bis auf vier, unter ihnen das feste Jülich, leisteten auch die Huldigung. Der

Belagerung von Jülich 1610.

Aus J. L. Gottfrieds Historischer Chronik, deren Kupferstiche zur Veranschaulichung gleichzeitiger Begebenheiten eine schätzbare Quelle bilden.

Kaiser aber, von den katholischen Fürsten gedrängt, beauftragte seinen Neffen Leopold, das Land in Sequester zu nehmen. Durch Verrat setzte er sich in den Besitz von Jülich und bat die Liga, deren Mitglied er war, um Unterstützung. Dagegen wagten Brandenburg und Neuburg nicht, die Hilfe der Union anzusprechen, sondern wandten sich an England, Holland und Frankreich, dessen König Heinrich IV. sich gerade damals mit dem Gedanken trug, durch Schwächung der habsburgischen Macht das europäische Gleichgewicht zu begründen. Heinrich nahm sich der Hilfesuchenden ernstlich an und schloß zu

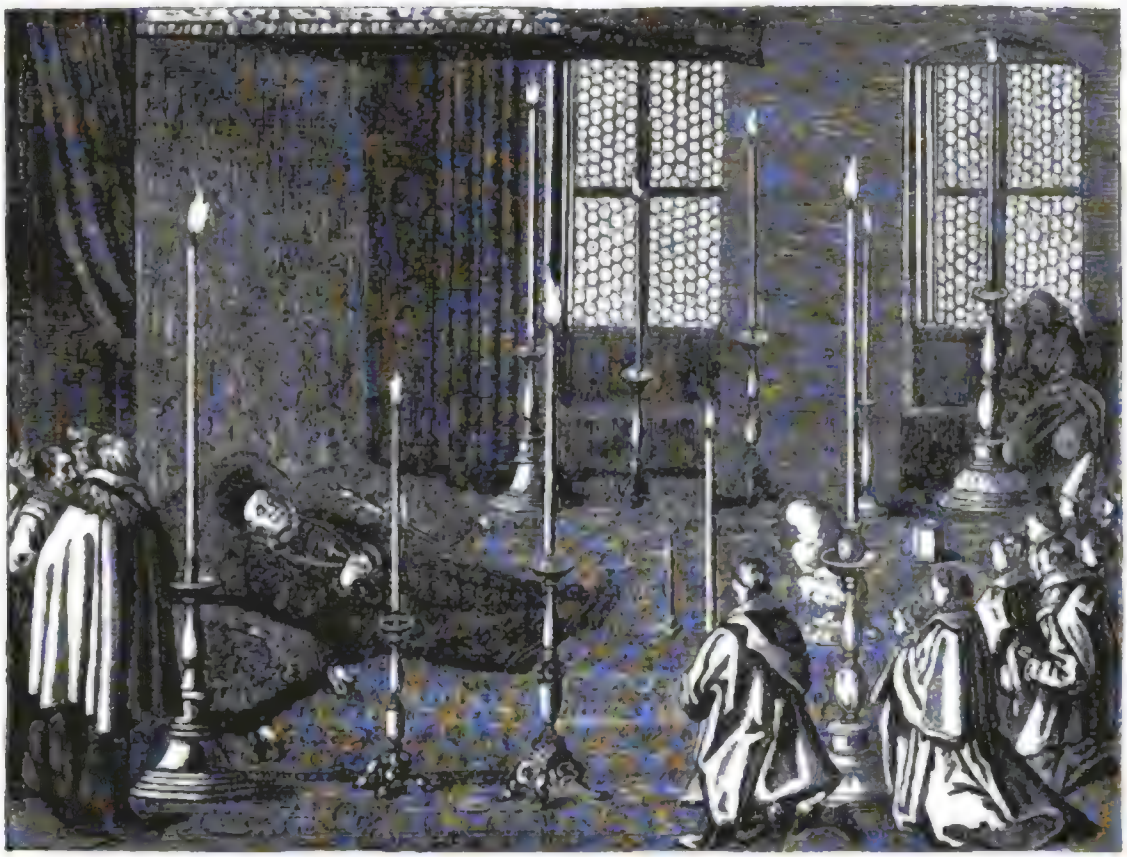
Schwäbisch-Hall mit der Union einen Vertrag, der ihr seine Unterstützung gegen Leopold sicherte; er gewann Savoyen, Holland, auch ein englisches Hilfskorps wurde zugesichert. Schon war das Elsaß in den Händen der Unierten, schon bereitete sich der König zum Kriegszuge vor, da traf ihn am 14. Mai
1610 1610 der Dolch des Meuchelmörders Ravaillac. Damit war die Aussicht auf französische Hilfe abgeschnitten, der Kaiser aber faßte den Entschluß, die sächsischen Ansprüche anzuerkennen, wodurch er sich für die Zukunft einen wichtigen Bundesgenossen erwarb. Er verfügte die Exekution, konnte indes nicht hindern, daß Jülich am 12. September 1610 zurückerobert ward. Da Friedrich IV. von der Pfalz, das Haupt der Union, am 18. September eines frühzeitigen Todes starb, stellte die Union im Oktober den Kampf ein. Das streitige Land ward bald der Schauplatz trauriger Kämpfe zwischen Spaniern unter Spinola und Holländern unter dem Prinzen von Oranien, da sich Brandenburg und Pfalz-Neuburg veruneinigten und erst im Jahre 1614 durch
1614 den Vertrag von Xanten zu neuer Verständigung gelangten.

Um sich die Hilfe der Katholiken zu verschaffen, trat der Pfalzgraf im November 1613 zur römischen Kirche über. Der nur einen Monat später erfolgte Übertritt des Brandenburgers zum reformierten Bekenntnis — dem die Holländer angehörten — ist zu auffällig, als daß man die Vermutung abweisen könnte, es seien für Johann Sigismund ebensowohl politische als religiöse Momente bestimmend gewesen.

3. Das Ende des Kaisers Rudolf II.

1610 Daß die jülich-klevesche Sache nicht schon im Jahre 1610 größere Ausdehnung gewann, hing zum Teil mit den Irrungen im habsburgischen Hause zusammen. So teilnahmlos Rudolf II. auch sonst in Regierungsangelegenheiten war, hatte ihn die Hinterlist seiner Brüder, vor allem Matthias', aufs äußerste erbittert. Er gedachte, durch eine Änderung der Thronfolge den letztern um die angemaßte Herrschaft zu bringen: selbst die feierliche Abbitte, welche die Erzherzöge Ferdinand und Maximilian in Mathias' Namen (Oktober 1610) leisteten, ließ ihn unversöhnt. Überdies wünschte er, die trotziger als je sich erhebende Ständemacht in Böhmen zu brechen. Aber seine Pläne mißlangen völlig. Eine gewaltige Erhebung der Prager gegen die von Rudolf ins Land gerufenen Söldner machte ihn zum Gefangenen in seiner eigenen Hauptstadt. Die Stände riefen Matthias herbei, der dem Hilflosen nun auch
1611 die böhmische Krone nahm (Juni 1611). Der Kaisertitel blieb ihm, doch soll Rudolf, der Überlieferung nach, die Feder, mit der er seine Abdankung als König unterschrieb, zerbissen und zur Erde geschleudert, dann von seinem Balkon einen schweren Fluch über das undankbare Böhmen gesprochen haben. Jetzt wollte er sogar die protestantische Union zum Bundesgenossen gegen
1612 Matthias werben, da ersparte der Tod (20. Januar 1612) dem Unglücklichen weitere Enttäuschungen. Er hinterließ seinem Nachfolger eine Fülle ungelöster Aufgaben.

Digitized by Google



„Eigentliche Abcontrafactur, wie die Rom. Kai: Maj: Rudolphus, nachdem dieselbe den 20. Januari ano 1612 Todtes verscheiden, in der Audientz Stuben offentlich sei gesehen worden." Kupferstich von T. Bidenharter.

4. Matthias (1612—1619).

Noch bei Lebzeiten Rudolfs war die Frage, wer sein Nachfolger im Reich werden solle, lebhaft erörtert worden. Die Brüder des Kaisers und auch Philipp III. von Spanien, der anfangs selbst Lust zur römischen Krone verspürte, hatten sich zuletzt auf Matthias geeinigt; Rudolf selbst hätte dagegen die Krone am liebsten dem Erzherzog Leopold zugewendet, für den die geistlichen Kurfürsten und auch Sachsen gewonnen wurden. Dennoch verschaffte der Einfluß des spanischen Gesandten Zuñiga Matthias die ersehnte Würde. Am 3. Juni ward er zu Frankfurt einstimmig gewählt. 1612

Matthias stand jetzt im Alter vom 55 Jahren: das geringe Kapital von Kraft und Energie, das die Natur ihm gegeben, war bei seiner Thronbesteigung bereits aufgezehrt. In dem Augenblick, wo er der Thatkraft am meisten bedurfte, war seine Seele nur noch für Spielereien und eitle Ehrenbezeugungen empfänglich. Gleich seinem Bruder mied er fast ängstlich jede geschäftliche Thätigkeit, sein Anteil an den Geschäften beschränkte sich auf die Unterzeichnung seines Namens. In seiner Neigung zu prunkvollen Veranstaltungen war er dagegen seinem Bruder, der die Zurückgezogenheit liebte,

Krönung des Kaiſers Matthias im Dom zu Frankfurt.
(Aus Gottfrieds Hiſtoriſcher Chronik.)

unähnlich. Großes Vergnügen fand er an den Späßen ſeines Hofnarren Nelli, auch liebte er die Muſik; die größte Freude aber gewährten ihm die Kunſtſchätze, die er von ſeinem Bruder ererbt hatte. Dieſe prachtvollen Sammlungen immer wieder zu beſichtigen und von neuem zu ordnen, war ſeine höchſte Luſt; ſeine letzten Befehle betrafen die Umarbeitung eines Kunſtwerkes. Alles in allem war Matthias ein gutmütiger alter Mann, der die Ruhe liebte und froh war, wenn man ihn in Frieden ließ.

Die Erfolge, welche dieſer Fürſt trotzdem zeitweiſe errang, verdankte er ſeinem Miniſter Melchior Khlesl.

Der Sohn eines Wiener Bäckers (geb. 1553), mit achtzehn Jahren Zögling des Jeſuitenordens, hatte er ſich im Kirchendienſt emporgeſchwungen und war zuletzt Matthias' vornehmſter Ratgeber geworden. Er hatte bisher alle Schritte deſſelben geleitet, auf ihn ſetzten ſogar die proteſtantiſchen Fürſten ihre Hoffnung. Denn, urſprünglich ein rückſichtsloſer Eiſerer für eine durchgreiſende Wiederherſtellung des Katholizismus, war aus dem Mann der Kirche ein gewandter Staatsmann geworden; er wolle den Frieden mit den Proteſtanten, hatte er erklärt, nicht weil er ſie liebe, ſondern weil der Krieg zwiſchen gleichen Gegnern zu beiderſeitigem Verderben führen müſſe.

Digitized by Google

SERENISSIMVS POTENTISSIMVS INVICTISSIMVS PRINCEPS DOMINVS
DOMINVS MATTHIAS DEI GRATIA ROMANORVM IMPERATOR SEMPER
AVGVSTVS GERMANIAE HVNGARIAE BOHEMIAE DALMATIAE CRO-
ATIAE SCLAVONIAE ETC-REX ARCHIDVX AVSTRIAE DVX BVRGVN-
DIAE ETC COMES TYROLIS ETC P.P.P.F.
Sacræ eius Cæsareæ Majestatis Sculptor Egidius Sadeler de facie expressit et
in devoti animi signum humiliter obtulit Pragæ Anno Christiano MDCXVI.

Kaiſer Matthias. Im Jahr 1616 nach dem Leben gezeichnet und in Kupfer geſtochen von **Egidius Sadeler**, Hofkupferſtecher zu Prag.

Wohl hatten die Proteſtanten auf dem Wahltage zu Frankfurt trotz ſolcher Erwartungen beabſichtigt, Matthias zu bindenden Zugeſtändniſſen in der Religionsſache zu nötigen, aber der Plan war durch das Widerſtreben der geiſtlichen Kurfürſten und Sachſens vereitelt worden. Jedoch durfte man der Zukunft auch ſo vertrauensvoll entgegenſehen, weil die Häupter der Union ſchon drei Monate vor Matthias' Wahl einen Hilfsvertrag mit England abgeſchloſſen hatten; und als im November 1612 auch das Ehebündnis zwiſchen dem jungen Pfalzgrafen **Friedrich** V. und **Eliſabeth**, der Tochter **Jakobs** I., unterzeichnet wurde, ſchien dieſer König ſchon aus Familienintereſſe die Stärkung der Union fördern zu müſſen.

Als nun der Kaiſer einen **Reichstag** nach **Regensburg** ausſchrieb, einigten ſich die Mitglieder der Union zu Rothenburg (März 1613) dahin, 1613

dem Reichstage jede Befugnis zur Entscheidung von Glaubenssachen abzusprechen, erteilten auch dem Pfalzgrafen die Vollmacht, einen Bund mit Holland zu schließen, was noch vor Eröffnung des Reichstages geschah. Da aber auch die Mitglieder der Liga im Februar 1613 zu Frankfurt getagt und beschlossen hatten, alle seit 1555 geschehenen Besitzveränderungen als unrechtmäßig zu verwerfen, war die Aussicht auf einen gedeihlichen Ausgang von vornherein sehr gering. Übrigens berief Matthias den Regensburger Tag, den letzten, der in alter Weise zusammentrat, keineswegs vorwiegend um der Religionssache willen: er wollte eine Türkenhilfe einfordern. Die Unierten erklärten sich zur Bewilligung bereit, wenn endlich ihren Beschwerden Abhilfe geschafft würde, namentlich hinsichtlich der Reichsstadt Donauwörth. Sie ließen sich auch nicht umstimmen, als der Kaiser zur Erledigung der religiösen Irrungen einen besonderen „Kompositionstag" verhieß. Die Katholiken bewilligten die Hilfe und ermunterten den Kaiser zu rücksichtslosem Vorgehen gegen die Widerspenstigen. Davon war nun Matthias freilich weit entfernt, aber er mußte den Reichstag ohne jedes Resultat schließen.

Die Hartnäckigkeit, mit welcher der Kaiser die Forderungen der Union zurückwies, hing mit einer bedeutungsvollen *Veränderung in der Organisation der Liga* zusammen. Dem Bischof Khlesl war der vorwaltende Einfluß des selbstbewußten Bayernherzogs sehr unbequem gewesen; jetzt wurde Maximilian der eigentlichen Leitung beraubt und dem Kaiser eine dominierende Stellung eingeräumt. Der Bund zerfiel sofort in drei Kreise, einen bayrischen, einen österreichischen und einen schwäbischen; österreichische Erzherzöge wurden die Direktoren in den beiden letztgenannten Kreisen, jedem kriegerischen Unternehmen sollte eine Anzeige bei dem Kaiser vorangehen. Daß gar auf den Beitritt protestantischer Stände gerechnet wurde, war vollends nicht nach dem Geschmacke Maximilians, dessen Stellung ohnehin bedeutend herabgedrückt wurde.

Auf dem Reichstage zu Regensburg wurde auch lebhaft darüber verhandelt, wer einmal nach *Matthias* dessen *Nachfolger* werden solle. Denn da von Matthias keine Nachkommenschaft erwartet wurde, fürchteten die Bischöfe und besonders die geistlichen Kurfürsten, daß die Protestanten im gegebenen Fall einen aus ihrer Mitte auf den Thron erheben würden. Darum baten sie — auch der päpstliche Nuntius schloß sich ihnen an — den Kaiser inständig, die Nachfolge bereits jetzt zu regeln. Als Personen ihres Vertrauens bezeichneten sie die Erzherzöge *Albrecht* und *Ferdinand*, die freilich beide, jener als Spanier, dieser wegen seiner mönchischen Gesinnung, in Deutschland gleichmäßig unbeliebt waren.

Da aber der Kurfürst von Köln, der Erzherzog Maximilian und der päpstliche Nuntius sich eifrig für Ferdinand verwandten, würde sich wenigstens die habsburgische Partei hier über den Thronkandidaten geeinigt haben, hätte dies nicht der spanische Gesandte Zuñiga hintertrieben. Derselbe hatte nämlich schon vorher bei Matthias für die *Nachfolge des spanischen Infanten Karl* wirken müssen, dessen Vater Philipp III. durchaus nicht gewillt war, ohne bedeutende Entschädigungen von seinem Plane abzustehen; ja er behauptete sogar, auf Böhmen und Ungarn ein näheres Anrecht zu haben, als die steirische Nebenlinie, welcher Ferdinand angehörte. Zuñiga veranlaßte also in Regensburg die Kurfürsten, die Entscheidung über diese Frage zu vertagen, welche nunmehr Gegenstand jahrelanger Verhandlungen und Intriguen im österreichisch-spanischen Hause

Digitized by Google

und auch im Reiche wurde. Namentlich Khlesl suchte die Entscheidung auf jede Weise zu verzögern; nicht daß er grundsätzlich ein Gegner Ferdinands gewesen wäre, der ehrgeizige Mann fürchtete aber, den größeren Teil seines Einflusses zu verlieren, wenn die Nachfolge geregelt war. Es kam soweit, daß der Erzherzog Maximilian am liebsten zu Gift und Dolch gegriffen hätte, um den verhaßten Diplomaten zu beseitigen.

Aber zwischen Khlesl und den österreichischen Erzherzögen bestand auch eine bedeutsame sachliche Meinungsverschiedenheit. Khlesl beabsichtigte, vor der Wahl die beiden Konfessionen miteinander auszusöhnen; die Erzherzöge hofften, eine Majoritätswahl auch ohne Rücksicht auf Brandenburg und Kurpfalz durchzusetzen. Bis zu welchen gewaltsamen Plänen sie sich verstiegen, zeigte eine Denkschrift, welche der Erzherzog Maximilian im Februar 1616 dem Kaiser einreichte. Mit Hilfe des spanischen Hofes sollte Ferdinand 1618
eine gewaltige Kriegsmacht auf dem Boden des Reiches aufstellen, alle Ungehorsamen schrecken, von den jülichschen Landen aus den Krieg gegen die protestantischen Niederlande beginnen und das Reich einer förmlichen Militärdiktatur unterwerfen.

Als diese Anschläge bekannt wurden, machten sie natürlich ungeheures Aufsehen. Die protestantischen Reichsfürsten hatten jetzt gegründetes Recht zu der Anklage, das Haus Habsburg wolle das kurfürstliche Wahlrecht vernichten, die Kaiserwürde erblich machen, das Reich vergewaltigen.

Aber fast noch mehr als die Protestanten, war Maximilian von Bayern über jenen Plan betroffen. Eine derartige habsburgische Armee schien auch für Bayerns Machtstellung nicht ungefährlich; grollend gab er zu Anfang des Jahres 1616 sein Amt als Direktor der Liga auf; es schien ihm das einzige Mittel, um zu verhüten, daß das bayrische Haus und andre katholische Stände die Sklaven Österreichs würden.

Endlich, im März des Jahres 1617, gab der spanische Hof gegen angemessene Entschädigung — vor allem das Elsaß wurde abgetreten — und gegen die Zusicherung, daß die spanische männliche Nachkommenschaft vor Ferdinands weiblicher Descendenz in zukünftigen Erbfällen den Vorrang haben solle, seinen Widerstand auf, und nun ordneten sich die Verhältnisse des Erzherzogs Ferdinand auch in den österreichischen Kronländern leicht. Obwohl in Böhmen eine starke Partei, geführt vom Grafen H. Matthias von Thurn, die Wahl Ferdinands als die größte Gefahr der Glaubensfreiheit bekämpfte, setzten die Katholikenführer Lobkowitz, Slawata, Martinitz und Adam von Sternberg ihren Willen durch; am 29. Juni 1617 erfolgte Ferdinands Krö- 1617
nung zum böhmischen Könige. Zu einer eigentlichen Wahl war es gar nicht gekommen: die Anhänger Ferdinands bewiesen unwiderleglich, daß Böhmen seit dem Jahre 1526 ein Erbreich sei; Ferdinand wurde ausdrücklich nicht gewählt, sondern als König „einstimmig angenommen". So kleinmütig die Opposition in der Wahlfrage nachgegeben hatte, bestand sie doch mit Eifer darauf, daß Ferdinand „alle Rechte und Privilegien in allen Punkten und Klauseln" bestätigte: ausdrücklich wurde betont, daß diese ängstliche Sorge dem Majestätsbrief gelte. Vergeblich suchte Slawata dies zu hintertreiben: wollte Ferdinand nicht alle Hoffnung verlieren, auch in Deutschland zur Krone zu gelangen, so durfte er nicht in Böhmen eine Gegenreformation, wie einst in Steiermark, in Scene setzen. Das Prager Jesuitenkollegium half ihm zudem über alle Gewissensbedenken leicht hinweg; es erklärte auf seine geheime Anfrage, Ferdinand würde den Majestätsbrief nie haben erteilen dürfen, möge ihn aber bestätigen, wenn er anders nicht zur Regierung gelangen könne.

Digitized by Google

Eine charakteristische Scene spielte zwischen Ferdinand und Slawata, als sich der König in feierlichem Zuge zur Krönung in die Kirche begab. Ferdinand äußerte: „Ich bin doch froh, daß ich die Krone ohne Gewissensbisse erlangt habe." Slawata zuckte mit den Achseln.

5. Ferdinands Werbung um die deutsche Krone. Seine Krönung in Ungarn (1618).

Sowie Ferdinand in Böhmen zum Ziele gelangt war, traf er seine Vorkehrungen, um sich auch die Nachfolge im deutschen Reiche zu sichern. Zuerst sollte der Kurfürst von Sachsen gewonnen werden; war man seiner und der geistlichen Kurfürsten gewiß, so konnte man nötigenfalls die Wahl Ferdinands ertrotzen. Übrigens war man österreichischerseits darauf gefaßt, daß es ohne Zugeständnisse in der Religionssache nicht abgehen würde, und daher auch bereit, auf einem Kurfürstentage den religiösen Ausgleich zur Sprache zu bringen. Fügsamer, als irgend erwartet werden konnte, zeigte sich Johann Georg von Sachsen, den Ferdinand mit seinem Besuch in Dresden beehrte. Er machte seine Zustimmung zu Ferdinands Erhebung nicht einmal von dem religiösen Ausgleich abhängig und versprach den Kurfürstentag zu besuchen,
1618 der auf den Februar des Jahres 1618 angesetzt wurde. So gab der lutherische Kurfürst die Sache seiner Glaubensgenossen bedingungslos preis. Dagegen machte der Pfalzgraf die größten Anstrengungen, Ferdinands Pläne zu durchkreuzen und einen geeigneten Gegenkandidaten zu finden. Er hatte früher sich mit der Hoffnung geschmeichelt, die Böhmen würden niemals in Ferdinands Wahl willigen; die letzten Vorgänge bereiteten ihm bittere Enttäuschung. Aber die deutsche Krone sollte Ferdinand wenigstens nicht tragen. Der Pfalzgraf richtete sein Augenmerk anfänglich auf den Herzog von Lothringen, erhielt aber eine ablehnende Antwort. Nun wandte er sich an Maximilian von Bayern, von dem er annahm, daß er mit den Habsburgern unzufrieden sei; aber der Herzog erklärte offen, daß ihm die angebotene Würde lediglich als Bürde erscheine, und versicherte Ferdinand auf das bestimmteste, daß er nie daran denken werde, als Thronbewerber aufzutreten. Auch ein Besuch des Pfalzgrafen in München stimmte ihn nicht um, und so standen Ferdinands
1618 Aussichten im Frühjahr 1618 nicht ungünstig; indes wurde die Berufung des Kurfürstentages hinausgeschoben, um Ferdinand auch in Ungarn zum Siege zu verhelfen. Mit Hilfe der katholischen Magnatenpartei glückte dies vollständig; am 16. Mai 1618 gewählt, wurde Ferdinand am 1. Juli gekrönt.

6. Der Ausbruch des böhmischen Krieges (1618).

Während sich Ferdinand mit dem Gedanken beschäftigte, den Kurfürstentag zu besuchen, der Ende Mai zusammentreten sollte, war es in Böhmen zu einer Gewaltthat gekommen, die ihre Wirkungen weit über die Grenzen des Königreiches erstrecken und einen europäischen Krieg entzünden sollte: einen

Digitized by Google

Krieg, in welchem politische Grundsätze, materielle Rücksichten, persönliche Leidenschaften und religiöse Interessen neben- und miteinander bestimmend wirkten und schonungslos durchgefochten wurden.

Ehe von der Gewaltthat selbst, dem sogenannten „Fenstersturz" vom 23. Mai 1618, berichtet wird, muß die Veranlassung dieses Ereignisses dargestellt werden.

Schon vor der Wahl Ferdinands hatten sich in Böhmen Streitigkeiten erhoben über die Auslegung des Majestätsbriefes und eines gleichzeitig zwischen den protestantischen und katholischen Ständen geschlossenen „Vergleiches". Während der Majestätsbrief das Recht des Kirchenbaues nur den Herren, Rittern und königlichen Städten zusprach, sollte dasselbe dem „Vergleich" zufolge auch den Bewohnern der „königlichen" Güter zustehen. Nun fragte sich, ob die geistlichen Güter, über welche die böhmische Krone seit der Hussitenzeit ziemlich frei verfügte, als königlich zu bezeichnen seien oder nicht. Diese Frage wurde von Matthias zum Nachteil der Protestanten entschieden, welche in der dem dortigen Benediktinerstift gehörigen Stadt Braunau den Bau einer Kirche begonnen hatten. Hierin fanden die durch den Majestätsbrief eingesetzten böhmischen Glaubensdefensoren eine Verletzung der religiösen Freiheit, erließen einen Protest und forderten die Braunauer zur Fortsetzung des Baues auf. Dies geschah; ein protestantischer Prediger ward 1612 angestellt, und die königliche Autorität hatte eine empfindliche Niederlage erlitten. Ruhig benutzten die Protestanten ihre Kirche bis zum Jahre 1614, wo Matthias beschloß, auf den königlichen Gütern durch den Erzbischof von Prag eine Gegenreformation vornehmen zu lassen. Da hinderte denn auch der Abt von Braunau den weiteren Besuch der protestantischen Kirche. Etwas ähnliches geschah in dem Städtchen Klostergrab, dessen Einwohner nach Erteilung des Majestätsbriefes sich gleichfalls eine protestantische Kirche gebaut hatten. Sie behaupteten, eine freie Bergstadt zu sein, wurden aber von dem Kloster Ossegg als Unterthanen betrachtet, und so ließ denn jetzt (Ende 1614) der Erzbischof von Prag den Prediger entfernen und die Kirche versiegeln. Die Glaubensdefensoren nahmen sich beider Streitfälle eifrig an, erhielten aber im Mai 1616 zu Brandeis von Matthias eine schroffe Zurückweisung. Auch eine Eingabe, welche die Protestanten im Februar 1617 an Matthias richteten, änderte in seinen Entschließungen nichts. Überhaupt zeigten seine Erlasse immer deutlicher, daß er den Majestätsbrief zu umgehen oder offen zu brechen gewillt war.

Als nun Matthias im November 1617 Böhmen verließ, dessen Regierung er einem aus zehn Personen bestehenden Statthaltereirat übergab, wurde ihm gemeldet, die Braunauer Bürger benutzten ihre Kirche wieder und verweigerten die Auslieferung der Schlüssel. Der König bestellte den Braunauer Rat nach Pardubitz und befahl ihm, die Kirche dem Abte definitiv abzutreten; die Statthalter aber erhielten strenge Weisung, etwaigen Widerstand gewaltsam zu ersticken. Jedoch setzte Matthias seinen Willen nicht durch, obwohl er besondere Kommissarien nach Braunau schickte; die Bürgerschaft schirmte ihr Heiligtum mit Gewalt und blieb bis zum Ausbruch des Aufstandes im Besitz.

Schneller fand der Streit zu Klostergrab sein Ende. Im Dezember 1617 ließ der Erzbischof innerhalb dreier Tagen die protestantische Kirche niederreißen. Diese Gewaltthat erregte in ganz Europa ungeheure Aufregung; den böhmischen Protestanten aber leuchtete ein, daß nur das Schwert ihre religiöse Freiheit zu schützen vermöge.

Dem blutigen Kampf ging, wie gewöhnlich, ein Geplänkel mit Worten und Schriften voran. Wegen der Braunauer Sache beriefen die Defensoren einen großen Protestantentag nach Prag (März 1618) und sandten eine Be- 1618
schwerdeschrift an Matthias, dessen Antwort sie auf einer zweiten Versammlung bekannt machen wollten. Die kaiserliche Antwort war schroffer, als irgend

Digitized by Google

jemand erwartet hatte; ſie ſtammte von Khleſl ſelbſt, aber in Prag glaubte man, ſie ſei von den Räten Martinitz und Slawata verfaßt und von dieſen nur zur Unterſchrift nach Wien geſandt worden. Der Kaiſer ſtellte alle angeblichen Verletzungen des Majeſtätsbriefes in Abrede und verbot jede weitere proteſtantiſche Zuſammenkunft. Gleichwohl beharrten die Leiter der Bewegung auf ihrem Plan und eröffneten am 21. Mai eine zweite proteſtantiſche Ständeverſammlung. Hier wurde ein Proteſt gegen das letzte Verbot verfaßt; **Graf Thurn** aber und einige andre, deren Erbitterung gegen die Statthalter und die habsburgiſche Herrſchaft den höchſten Grad erreicht hatte, beſchloſſen, durch die Ermordung der beiden verhaßteſten Statthaltereiräte Martinitz und Slawata es zum offnen Bruch mit ihren Gegnern zu bringen. Am folgenden Tage ſtürmten die Verſchworenen bewaffnet in das Prager Schloß, drangen in das Sitzungszimmer der Statthalter ein und machten ihnen über die letzten Maßregeln ſchwere Vorwürfe. Allmählich merkten die vier Statthalter, die man angetroffen, daß ihr Leben in Gefahr ſei. Zwei derſelben ſchonte man, den Oberſtburggrafen Adam von Sternberg und Lobkowitz, den Großprior des Maltheſerordens: vergeblich aber bat der erſtere für ſeinen Schwiegerſohn Slawata, umſonſt flehten dieſer und ſein Schickſalsgenoſſe Martinitz um Gnade; ſie wurden an das Fenſter gedrängt und trotz verzweifelter Gegenwehr in den 28 Ellen tiefer gelegenen Graben geſtürzt. Dann ſandte man ihnen noch den Sekretär Fabricius, einen an den Entſcheidungen ganz unbeteiligten Mann, nach.

Der Fenſterſturz zu Prag 1618.
Aus Gottfrieds hiſtoriſcher Chronik.

Alle drei Perſonen entgingen in wahrhaft wunderbarer Weiſe dem ihnen zugedachten Tode. Der gewaltige Sturz fügte ihnen kein Leid zu, nur Slawata verletzte ſich im Fallen, indem ſein Kopf auf ein Fenſtergeſimſe aufſchlug. Und als man auf die Geretteten noch Feuer geben ließ, erhielt nur Martinitz einige leichte Wunden.

Der grauenvollen Scene fehlte — ſo nahe ſind einander oft im Leben die Gegenſätze — ein humoriſtiſcher Zug nicht. Als der arme Fabricius neben ſeinen Herrn zu liegen kam, regte ſich in ihm nicht ſowohl der Dank gegen die Vorſehung, als der Ärger, daß

man ihm, dem weit weniger beteiligten, ebenso übel mitgespielt, wie seinen Herren. Zu Martinitz gewendet, fragte er: „Was habe ich ihnen denn gethan, daß sie mich hinausgeworfen haben?“ Martinitz erwiderte: „Herr Philipp, es ist jetzt nicht Zeit, solches zu fragen und die Antwort der Stände zu erwarten.“

Fabricius, der nachmals unter dem Namen „von Hohenfall“ geadelt wurde, entkam glücklich nach Wien, Martinitz nicht ohne Mühe nach München; Slawata mußte in Prag zurückbleiben, wurde aber nicht weiter behelligt. An der Nachsicht der Aufständischen hatte das Wundersame der Rettung den größten Anteil: die Katholiken schrieben dieselbe einem göttlichen Wunder, die Protestanten höllischen Zauberkünsten zu; daß ein Kehrichthaufe zum Retter geworden, hat wenigstens Slawata stets in Abrede gestellt.

7. Vorbereitungen zum Kampf. Khlesls Sturz (1618).

Die nächste Aufgabe der Häupter der Bewegung bestand in der Beruhigung der aufgeregten und plünderungslustigen Einwohnerschaft von Prag. Am folgenden Tage wurde eine provisorische Regierung eingesetzt, welche in einem Ständeausschuß von dreißig Mitgliedern bestand. Die hervorragendsten „Direktoren“ waren Wenzel Wilhelm von Ruppaw, Wenzel Budower und Graf Andreas Schlick; Graf Thurn, an dessen Namen sich die ganze Bewegung knüpfte, hatte in richtiger Erkenntnis seiner Kräfte sich nicht in das Direktorium wählen, sondern mit der Organisation des Heeres betrauen lassen. Unzweifelhaft war er am geeignetsten, den Oberbefehl zu führen, aber verhängnisvoll ward es, daß nun das vielköpfige Direktorium sich der schwierigen Aufgabe unterziehen mußte, ausreichende Mittel zur Verteidigung zu beschaffen. Während man die ersten Schritte zur Aufstellung eines Heeres that, verfaßten die Direktoren eine Rechtfertigungsschrift, die „böhmische Apologie“, welche sie nebst einem Begleitschreiben an den Kaiser und die Kurfürsten schickten. In Böhmen selbst bewirkte die Gewaltthat vom 23. Mai ein enges Zusammentreten aller Protestanten, auch der bis dahin zaghaften Städte. Gegen Budweis und Krummau, welche dem Kaiser treu blieben, zog Thurn mit einer kleinen, eilig gesammelten Armee (Mitte Juni); die letztere Stadt ließ sich einschüchtern, Budweis aber ergab sich nicht.

Um die Mittel zur Kriegführung zu beschaffen, wurde im Juni ein Landtag einberufen. Hier mußten sich die Stände auch über ihre Haltung zum Kaiser schlüssig machen, denn Matthias hatte die Hoffnung auf einen friedlichen Ausgleich nicht von vornherein aufgegeben, obwohl Ferdinand und der spanische Gesandte die gewaltsame Bekämpfung der Rebellion energisch forderten. Er benutzte die Zeit, welche ihm seine ehrlichen, aber ungeschickten Friedensverhandlungen gewährten, nicht einmal zu Rüstungen. Matthias' Anerbietungen waren nicht annehmbar; aber selbst wenn seine Zugeständnisse noch so umfangreich gewesen wären, — die Direktoren konnten nicht mehr zurück; schon hatten sie sich mit der Union, mit den ungarischen Ständen in Verbindung gesetzt.

Digitized by Google

Aber auch auf gegnerischer Seite drängte man zur Entscheidung, wenn auch nicht der Kaiser, so doch Ferdinand, der am 8. Juli als gekrönter Ungarnkönig in Wien eintraf. Um volle Freiheit der Aktion zu bekommen, beschloß er nebst dem Erzherzog Maximilian, Matthias' allgewaltigen Minister Khlesl zu beseitigen. Am 20. Juli ließen sie ihn durch Düval von Dampierre verhaften und sofort nach Tirol entfernen. Der kranke Matthias biß wütend in das Betttuch, als ihm die Erzherzöge das Geschehene meldeten, konnte sich aber nicht dazu ermannen, die Aufhebung der Gewaltmaßregel durchzusetzen; ja zuletzt ließ er sich einreden, daß sein treuer Diener ein Verräter gewesen sei, und war mit einer Abbitte der Erzherzöge zufrieden. Es war das wieder einmal ein treffendes Beispiel für den „Dank vom Hause Habsburg"! Das Vermögen des Gestürzten konnte man zu den Rüstungen für den böhmischen Krieg vortrefflich verwerten.

Khlesl ward vom Papst auf die ungegründetsten Anschuldigungen hin zu lebenslänglicher Haft verurteilt, erwirkte aber allmählich seine Restitution und Schadenersatz. Im Jahr 1627 erhielt er die Erlaubnis, aus Rom in die Heimat zurückzukehren, und starb, siebenundsiebzig Jahr alt, 1630 als Bischof von Wien und Wiener-Neustadt.

Auf beiden Seiten sah man sich nun nach Verbündeten um: es schien daran nicht fehlen zu können, denn der ausgebrochene Streit reichte offenbar über die Grenzen Böhmens weit hinaus, der Ausgang mußte den religiösen Verhältnissen Mitteleuropas eine neue Gestalt geben. Die Böhmen rechneten, wie erwähnt, mit Bestimmtheit und mit Recht auf die Hilfe des Pfalzgrafen. Sein Gesandter, Graf Solms, bot schon im Juli umfangreiche Unterstützung an. Johann Georg riet zwar zum Ausgleich mit dem Kaiser, billigte aber den Entschluß der Stände, den Majestätsbrief zu verteidigen.

Wenn der Kaiser auf die Hilfe der katholischen Reichsfürsten gezählt hatte, so verrechnete er sich: nur Augsburg und der Adel der Wetterau zeigten sich willig, Maximilian schlug Ferdinand trotz der dringendsten Bitten sogar ein Darlehen ab. Dagegen konnte er sich mit Sicherheit auf polnische Hilfe verlassen, denn König Sigmund III. hatte nacheinander zwei Schwestern Ferdinands geheiratet. Ebenso versprach Erzherzog Albrecht, aus den spanischen Niederlanden Truppen zu schicken. Der Papst Paul V. war wenigstens mit Verheißungen nicht karg; es war schon viel erreicht, wenn er Frankreich abhielt, die Böhmen zu unterstützen. Indessen war in diesem Punkte wenig zu besorgen; am französischen Hofe sah man in dem böhmischen Aufstand einen Angriff auf die katholische Kirche und das geheiligte Recht des Königtums. Demgemäß waren Ferdinands Aussichten augenblicklich günstiger als die der Böhmen, denen höchstens noch Savoyen und die Generalstaaten beispringen konnten. Mischte sich die Union als solche in den Streit, so durften überdies auch die deutschen Katholiken nicht länger müßig zuschauen. Die Wagschale, die sich jetzt zu gunsten des Kaisers neigte, konnte nur eine andre Richtung bekommen, wenn die übrigen habsburgischen Erblande für Böhmen eintraten. Diese zu gewinnen, war daher das eifrigste Bestreben der Direktoren. In Ungarn mißlang dies; das Erzherzogtum Österreich dagegen, in welchem die ständische Bewegung und die religiöse Frage zu keinem befriedigenden Abschluß gekommen waren, wollte dem Kaiser nicht nur nicht helfen, sondern ihm die Möglichkeit des Kampfes abschneiden. Mähren, auf dessen Bundesgenossen-

Digitized by Google

ſchaft die Böhmen beſtimmt gerechnet hatten, ließ ſich durch den eigenſinnigen Zierotin dazu bewegen, dem Kaiſer den Durchmarſch nach Böhmen zu geſtatten.

Schleſien beobachtete eine den Böhmen günſtige Neutralität, doch hatten dieſelben hier einen zuverläſſigen Freund in dem brandenburgiſchen Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf, der ſeit 1609 an der Verbindung Schleſiens mit der Union zum Verderben Habsburgs arbeitete. So ſtanden denn die Dinge in einem großen Teil der Erblande für den Kaiſer nicht beſonders, indeſſen bezog er wenigſtens aus allen ſeinen Ländern, ſelbſt Böhmen nicht ausgenommen, den Ertrag der Krongüter. Der nächſte Feldzug aber ſollte wieder einmal deutlich beweiſen, daß die Kriege ebenſoſehr durch finanzielle, wie durch militäriſche Niederlagen entſchieden werden.

Truppenwerbung.
Aus einer Radierung von J. Callot aus der erſten Zeit des Dreißigjährigen Krieges.

8. Der böhmiſche Krieg. Erſtes Kriegsjahr (1618). Matthias' Tod (1619).

Anfang Auguſt drangen die Kaiſerlichen, befehligt von dem Wallonen Dam- 1618
pierre, der unter ſeinem Landsmann Buquoy kommandierte, in Böhmen ein. Bald ſtanden ihnen die ſtändiſchen Truppen gegenüber, verſtärkt durch ſavoyiſch-pfälziſche Söldner, die ein erprobter Kriegsmann führte, der von den Direktoren als General der Artillerie in Dienſt genommene Ernſt von Mansfeld.

Mansfeld, der natürliche Sohn des Fürſten Peter Ernſt von Mansfeld, um 1580 geboren, hatte unter verſchiedenen Erzherzögen ſeine militäriſche Laufbahn begonnen, in Jülich gekämpft und ſich dann von der Union gewinnen laſſen. Nach vier Jahren erzwungener Ruhe trat er in die Dienſte des mit der Union befreundeten Herzogs von Savoyen, Karl Emanuel, welcher mit Spanien im Kampfe lag. Mansfeld hatte ſeine Truppen nach dem Friedensſchluß (von Madrid) noch nicht verabſchiedet, als Karl Emanuel von dem böhmiſchen Aufſtande Kunde erhielt und, raſch entſchloſſen, mit empfindlichen Geldopfern die kleine Armee zum weiteren Kampfe gegen das Haus Habsburg beſtimmte.

Digitized by Google

Der Krieg beschränkte sich im Laufe des September auf Plänkeleien und Verheerungen. Graf Thurn versagte Buquoy beharrlich den Kampf, wodurch derselbe in große Verlegenheit geriet, weil er sich in dem ausgesogenen Lande nur mit Mühe behauptete. Als nun auch Schlesien zu gunsten der Böhmen seine Neutralität aufgab (Oktober 1618), während der Kaiser Buquoys Hilfsgesuchen zu willfahren nicht vermochte, gewannen die Aufständischen entschiedenes Übergewicht. Zu Anfang November erlitt Buquoy eine Niederlage bei Budweis, am 21. nahm Mansfeld das wichtige Pilsen ein. Nach diesem Erfolge stand es in Thurns Macht, Böhmen völlig von den Truppen des Kaisers zu säubern; statt dessen ließ er Buquoy durch ein kleines Korps bei Budweis beobachten und drang mit 4000 Mann in Österreich selbst ein, auf dessen Erhebung er rechnete. Wenn sich die Oberösterreicher ihm schnell angeschlossen hätten, wäre der Kaiser in seiner Residenz eingeschlossen und verloren gewesen, alle auswärtige Hilfe hätte ihm dann nichts mehr nützen können. Aber die Österreicher warteten auf die Entschließungen der Mähren, die in ihrer Treue gegen den Kaiser wankend geworden waren, sich durch ihren großen Staatsmann, den charakterlosen Zierotin, aber gerade jetzt wieder umstimmen ließen. So konnte denn Thurn nicht daran denken, Wien selbst anzugreifen. Buquoy, der bei Budweis völlig abgeschnitten war, hätte gleichwohl vernichtet werden können, wäre das böhmische Heer nicht durch eine furchtbare Seuche, eine Typhusepidemie, dezimiert worden. Der Krieg trug schon jetzt einen wilden Charakter: Thurn sog notgedrungen das Land aus, in dem er stand; Buquoy brachte aber die Verödung des Kriegsschauplatzes in ein förmliches System. Der eigentliche Krieg hatte mit dem Beginne des Jahres 1619 aufgehört.

Da das vergangene Jahr deutlich gezeigt hatte, daß der böhmische Aufstand ohne fremde Hilfe nicht lebensfähig sei, wurden nunmehr große Anstrengungen gemacht, um in Turin, Venedig und England Hilfe zu werben. Die eigentliche Aktionspartei war fest entschlossen, sich auf weitere Unterhandlungen mit dem Kaiser nicht einzulassen, sondern die böhmische Krone dem Pfalzgrafen zuzuwenden. Dieser freilich zeigte sich jetzt sehr bedenklich, und auch die Union ermannte sich nicht zu schnellem und kräftigem Handeln. Da Jakob von England wenig Neigung hegte, für seinen Schwiegersohn einzutreten, ihn vielmehr zur Vorsicht mahnte und Karl Emanuel ohne greifbare Vorteile nichts wagen wollte, waren diese auswärtigen Beziehungen der Böhmen für den Kaiser wenig bedrohlich. Dennoch zweifelte Christian von Anhalt, welcher die Fäden dieser Intriguen zu verknüpfen unablässig bemüht war, nicht im mindesten, daß Habsburgs Untergang unabwendbar sei.

1619 Als ein besonderer Glücksfall konnte der am 20. März 1619 erfolgte Tod des abgelebten Matthias gelten. Gelang es, im Reiche einem Gegner Ferdinands die Krone zu verschaffen, so mußte dies auf die böhmischen Dinge eine gewaltige Rückwirkung ausüben.

Digitized by Google

9. Ferdinands Wahl zum römischen König. Des Pfalzgrafen Erhebung auf den böhmischen Thron (1619). Bethlen Gabor.

Die Thronbesteigung Ferdinands vollzog sich in einem verhängnisvollen Moment: Böhmen stand in vollem Aufruhr, in Mähren und Schlesien nahm er täglich zu; Ferdinands Erklärung zu gunsten der Rechte und Freiheiten Böhmens (6. April 1619) blieb begreiflicherweise wirkungslos, die österreichischen 1619
Stände verweigerten die Huldigung, weil Maximilians II. Sohn Albrecht auf seine Ansprüche noch nicht definitiv verzichtet habe. Noch im April beschlossen sie den Beitritt zur böhmischen Konföderation und den Anschluß an die Pfalz, wenn Ferdinand mit Gewaltmaßregeln eingriffe. Buquoy hielt sich noch in Budweis, doch nur die Uneinigkeit zwischen Thurn und Mansfeld bewahrte ihn vor der Vernichtung. Nun brach aber Thurn in Mähren ein und führte im Juni 10000 Mann vor Wien, wo viele seiner harrten. Am 11. Juni suchte den bedrängten Ferdinand eine Deputation protestantischer Ständemitglieder in der Hofburg auf, um ihm unter schweren Vorwürfen die Bewilligung ihrer Forderungen abzutrotzen. Aber Ferdinand blieb standhaft, und das unerwartete Erscheinen einiger kaiserlicher Reiter befreite ihn von seinen Bedrängern.

Da um diese Zeit Mansfeld bei Netolitz von Buquoy geschlagen wurde (10. Juni), mußte Thurn am 14. Juni die Belagerung Wiens aufgeben und zur Deckung Böhmens abrücken. Damit war die Gelegenheit zur völligen Niederwerfung des Habsburgers unwiederbringlich verloren.

Der Sieg bei Netolitz befreite aber nicht allein Wien, er gewährte auch Ferdinand die Möglichkeit, sich nach Frankfurt zur Kaiserwahl zu begeben. In München versicherte er sich der guten Gesinnungen des Herzogs Maximilian: kam es auch nur zu allgemeinen Vereinbarungen, so durfte Ferdinand doch gewiß sein, daß der Wittelsbacher ihm die Krone nicht streitig machen werde. Man hätte glauben sollen, daß die Wahl Ferdinands ein Ding der Unmöglichkeit sei; aber einerseits fehlte es an einem geeigneten Gegenkandidaten, anderseits herrschte bei den Protestanten völlige Zerfahrenheit, und der Pfalzgraf besonders bewies die kläglichste Schwäche. Er hatte sich für die Kandidatur des Herzogs Maximilian — also eines übereifrigen Katholiken — entschieden, aber im Juli zu Heidelberg erklärt, daß er nötigenfalls der Majorität beitreten werde. Sachsen war längst für Ferdinand gewonnen, die Stimmen der geistlichen Kurfürsten waren ihm sicher, die Stimme Böhmens führte er selbst, umsonst erhoben Brandenburg und Pfalz Einwände: am 28. August wurde Ferdinand als einstimmig gewählt verkündet; selbst der Pfalzgraf wagte nicht, dem Jesuitenzögling seine Stimme zu verweigern.

In der Woche vor der Kaiserwahl war auch in Böhmen die Entscheidung 1619
erfolgt. Am 31. Juli 1619 schlossen sämtliche Länder der Wenzelskrone ein Bündnis und gaben sich eine neue Verfassung. Sie erklärten sich für ein Wahlreich und beraubten die Katholiken ihrer Vorrechte. Am 16. August

Digitized by Google

Kaiſer Ferdinand II. Kupferſtich vom Jahre 1619.

ſchloſſen ſich ihnen die Erzherzogtümer Öſterreich an, „zum Schutze ihrer Gerechtſame und des evangeliſchen Bekenntniſſes.“ Am 19. Auguſt wurde Ferdinand „als ein Erbfeind der Gewiſſensfreiheit und Sklave Spaniens und der Jeſuiten“ ſeiner Würde entſetzt, indem die Proteſtanten mit Recht annahmen, Ferdinand werde ihre Exiſtenz nur da unbeanſtandet laſſen, wo die Wirkſamkeit ſeines Schwertes ihre Grenze fände.

Am 26. Auguſt ſchritt man zur Neuwahl. Für den Savoyer ſprach Mansfeld, für den Kurfürſten von Sachſen waren Thurn, Schlick und Hohenlohe; der König von Dänemark und der Fürſt von Siebenbürgen, Gabriel von Iktar (Bethlen Gabor), wurden genannt: die Mehrheit entſchied ſich für den Pfalzgrafen, welcher die Nachricht von ſeiner Erhebung unmittelbar nach der Kaiſerwahl in Frankfurt erhielt.

Wie geringen Rückhalt die Union dem neuen Böhmenkönig gewährte, zeigte ſich ſofort auf einem Unionstag in Rothenburg a. T. (September 1619). Die Städte wollten dem Pfalzgrafen die Annahme der Königswürde nicht geſtatten, aber auf den Wunſch der übrigen Fürſten und das Drängen Chriſtians von Anhalt, getrieben von eigenem Ehrgeiz und dem ſeiner Gemahlin, nahm Friedrich V. das gefährliche Geſchenk an, unbeirrt durch die ahnungsvollen

Warnungen seiner Mutter. Am 24. Oktober betrat er das Böhmerland, am 4. November wurde er unter allgemeinem Jubel gekrönt.

In der Zwischenzeit hatte Kaiser Ferdinand den Herzog Maximilian völlig auf seine Seite gebracht. Sowie der Wittelsbacher sah, daß der Papst und Spanien, auch die geistlichen Fürsten zur Unterstützung Ferdinands bereit seien, beschloß er, offen zum Kaiser zu treten, wenn derselbe seinen egoistischen Absichten förderlich sein wolle. Durch den für Ferdinand äußerst schimpflichen Münchener Vertrag (8. Oktober) erreichte er sein Ziel vollkommen. Die oberste Leitung der Liga, mit deren Hilfe Ferdinand den Sieg erfechten wollte, wurde ihm zugesichert; für die Kriegskosten setzte der Kaiser die gesamten Besitzungen seines Hauses zum Pfande, bis zur vollen Entschädigung sollte Maximilian in Österreich alle landesfürstlichen Rechte ausüben. Der Kurhut und die Oberpfalz wurden mündlich versprochen. So hatte Ferdinand gegen alles Recht über Besitz und Würde des Pfalzgrafen verfügt, ehe derselbe auch nur in des Reiches Acht erklärt war.

Die Zugeständnisse, welche Ferdinand dem vergrößerungssüchtigen Herzoge machte, finden ihre Erklärung nur in der überaus bedrohten Lage des Kaisers.

Schon im August war Bethlen Gabor, der von Österreich bisher unfreundlich behandelte Fürst von Siebenbürgen, in das habsburgische Ungarn eingefallen, wo er auf die Unterstützung zahlreicher Unzufriedener rechnen konnte. Im Fluge nahm er Oberungarn ein, am 14. Oktober fiel Preßburg in seine Hand, Wien schien bedroht. Schleunig rückte Buquoy aus dem Süden Böhmens zur Deckung der Hauptstadt ab; ein ständisches Heer unter Thurn und Hohenlohe folgte ihm auf dem Fuße und lagerte sich vor Wien. Die Einnahme der Stadt gelang auch diesmal nicht; Bethlen mußte, im Rücken bedroht, nach Oberungarn zurückkehren, auch hatte er keine Lust, sein Schicksal an das des böhmischen Aufstandes zu knüpfen. Aus Besorgnis vor der Pforte schloß er dann im Januar 1620 mit Ferdinand eine Waffenruhe, die er zu neuen Rüstungen und zu Verhandlungen mit Böhmen, Deutschland und der Pforte benutzte. In der That fand das Bündnis Bethlens und Ungarns mit Österreich und Böhmen schon am 25. Januar 1620 seinen Abschluß. 1620

---

10. Die Niederlage der Böhmen bei Prag (1620). Die Bestrafung der Aufständischen. Gegenreformation in Böhmen.

Während des Winters 1619—20 gelang es den kaiserlichen Diplomaten, die Hilfe der bedeutendsten katholischen Mächte zu erkaufen. Philipp III. ließ sich überzeugen, daß der Kampf in Böhmen ein heiliger Krieg sei; Sigmund von Polen war geneigt, die ganze Kraft seines Landes gegen Böhmen aufzubieten.

Der „Winterkönig" — schon im Januar 1620 finden wir diesen Spott- 1620
namen — zeigte indessen, daß er der übernommenen Aufgabe in keiner Weise gewachsen sei.

Von tüchtiger Arbeitskraft, von einem Verständnis seiner Stellung war bei ihm nicht die Rede. Er war ein gutmütiger Fürst, dessen Handlungsweise zum Teil an das kaum

Digitized by Google

überschrittene Knabenalter erinnerte, der sich nur in Zerstreuungen und glänzenden Aufzügen gefiel und die meiste Zeit in Gesellschaft seiner geliebten Frau zubrachte, statt in die Ratsstube zu gehen oder auf das Schlachtfeld zu eilen. Außerdem verdarb er sich, durch seinen taktlosen Hofprediger Scultetus verleitet, seine Stellung durch thörichte Bilderstürmerei. Denn die böhmischen Protestanten, die Lutheraner und die dem Calvinismus verwandten „Brüder", waren keineswegs ein Herz und eine Seele; als der König nun seinen calvinischen Puritanismus offen zur Schau trug und in der Kirche mit allem „abgöttischen Wesen" aufzuräumen begann, verletzte er die religiösen Gefühle der Andersgesinnten auf das tiefste. Noch weniger übersah Friedrich die militärische Lage; während er in Prag im Überfluß schwelgte, litt das Heer am Notwendigsten Mangel.

Auf die Unterstützung der fremden Großmächte hatte der Böhmenkönig nicht zu rechnen. Dagegen gelang der habsburgisch-bayrischen Diplomatie nun noch das Meisterstück, eine Verständigung zwischen Sachsen und der Liga anzubahnen. Johann Georg empfand den Wahlsieg des Pfalzgrafen in Böhmen als eine persönliche Niederlage, und dieser Groll, genährt durch den vom Kaiser bestochenen Hofprediger Hoë von Hoënegg, steigerte sich zum

Der Abfall des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen von der protestantischen Sache: Die Bürgerschaft von Bautzen ergiebt sich dem Kurfürsten.

(Aus dem Theatrum Europaeum, einer durch M. Merian zu Frankfurt a. M. mit dem Jahre 1617 begonnenen und durch dessen Erben und Nachfolger bis ins XVIII. Jahrhundert hinein fortgesetzten illustrierten Zeitgeschichte.)

Hasse, als sich der Herzog von Sachsen-Weimar mit Friedrich verband, um nach dem Siege der Böhmen die Kurwürde der älteren Linie wieder heimzufordern. Er verkaufte seine Hilfe für den Preis des Fürstentums Anhalt; für die Kosten des Feldzugs sollten ihm die Ober- und Niederlausitz verpfändet werden. Auf dem im März 1620 abgehaltenen Fürstentage zu Mühlhausen konnten ihn die Kaiserlichen bereits unbedingt als einen der Ihrigen bezeichnen: daß hier auf Johann Georgs Betreiben die Achtserklärung gegen den Pfalzgrafen noch verschoben wurde, hatte nur den Grund, daß man die protestantischen Kreise nicht vorzeitig aus ihrem Halbschlummer wecken wollte.

Digitized by Google

Wenn endlich der Böhmenkönig auf den Beistand der Union gehofft hatte, so zeigte sie sich in ihrer ganzen Zerfahrenheit und Schwächlichkeit. Auf einem Tage zu Ulm (3. Juli) wußte es der schlaue Bayernherzog, unterstützt von Frankreichs Gesandten, dahin zu bringen, daß die Union mit der Liga einen Neutralitätsvertrag schloß, kraft dessen sie die Sache des Pfalzgrafen in Böhmen preisgab, so daß sich der spanische Spinola mit aller Kraft auf die Pfalz werfen konnte.

Die einzige wahrhafte Hilfe konnte Bethlen Gabor leisten, aber der ungarische Reichstag, der vom Juni bis August 1620 in Neusohl tagte, beschränkte sich darauf, Ferdinand abzusetzen, Bethlen zum König auszurufen und das Vermögen der katholischen Kirche zu konfiszieren. Wohl eröffnete Bethlen im Herbst die Feindseligkeiten, aber den Entscheidungskampf mußten die Böhmen allein ausfechten.

Im Juli erschien das ligistische Heer, geführt von dem Wallonen Johann Tscherklas von Tilly, einem Manne, dessen lange übermäßig entstelltes Bild die gegenwärtige Geschichtschreibung wieder zum Teil allzu günstig gestaltet.

Tilly (geb. 1559) hatte in jungen Jahren in spanischen Diensten unter Alexander Farnese gefochten, dann von 1595 bis 1610 den Habsburgern gedient und endlich das bayrisch-ligistische Kommando übernommen. Er war ein rücksichtsloser Katholik, hart und streng gegen sich selbst, seine Soldaten und die Besiegten.

Da im böhmischen Hauptquartier völlige Planlosigkeit herrschte, so vollzog er ungehindert seine Vereinigung mit dem kleinen kaiserlichen Heere, welches von seinem Landsmann Buquoy befehligt wurde. Die Armee des Pfalzgrafen zog sich nach der Mitte des Landes zurück. Mansfeld schloß sich in Pilsen ein und hielt die Alliierten bis gegen Ende Oktober auf; er konnte die Katastrophe aber nur verzögern, nicht verhindern. Sie erfolgte am 8. November: in der Schlacht am weißen Berge vor Prag entschied sich nach kaum einstündigem Kampfe das Schicksal des Böhmenkönigs.

Anfänglich schien sich das Glück den Böhmen zuzuwenden, aber ein kräftiger Flankenangriff des Ligistenobersten Kratz änderte die Situation vollständig; vergebens stellte sich Christian von Anhalt, der böhmische Generalissimus, der wilden Flucht der Seinen entgegen, sein eigner Sohn geriet verwundet in Gefangenschaft; nur die Mähren unter Anführung der Thurn und Schlick hielten stand und starben meist den Tod der Tapferen. Friedrich V. befand sich in Prag, um die Verteidigung der Stadt zu leiten. Als er nach Beendigung seiner gewöhnlichen Mittagsmahlzeit hinausreiten wollte, kamen ihm schon die fliehenden Reste seines Heeres entgegen. Kaum ließ ihm der Sieger Zeit, sich mit Weib und Kind und geringem Gefolge davonzumachen. Er wandte sich nach Breslau und nahm gegen Ende des Jahres über Berlin, Wolfenbüttel und Hamburg seinen Weg nach Holland, wo er im Haag eine Freistätte fand.

Selbstverständlich wurde Prag von der Soldateska der katholischen Liga gründlich geplündert; die Träger der erlauchtesten Namen, die Inhaber der höchsten militärischen Würden raubten persönlich wie die gemeinsten Söldlinge. Zwar hielten sich nach dem Entscheidungskampfe noch einige feste Plätze, wie

Digitized by Google

VERBUM DOMINI MANET IN ÆTERNUM

Kurfürſt Friedrich V. von der Pfalz, der Winterkönig.

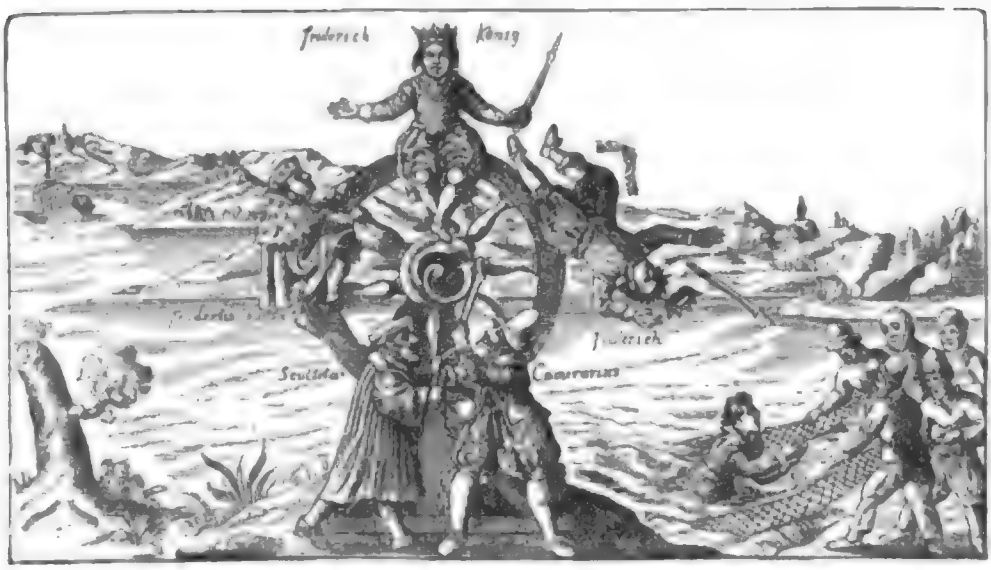
Geſtochen 1630 von Delff, nach dem Gemälde Mierevelds.

Digitized by Google

MENS
IMMOTA
MANET
ÆT. XXXIII.

Kurfürſtin Eliſabeth (Stuart) von der Pfalz, die Winterkönigin.
Geſtochen 1630 von Delff, nach dem Gemälde Miereveldts.

Digitized by Google



Spottbild auf Friedrich von der Pfalz, den Winterkönig. Kupferstich zu einem Gedicht von 1621: „Deß gewesten Pfalzgrafen Glück vnd Vnglück."

(Das Bild ist leicht verständlich: der Hofprediger Scultetus und der Minister Camerarius drehen das Glücksrad Friedrichs, im Falle verliert er ein Hosenband (das Ausbleiben der englischen Hilfe); der Gestürzte wird von niederländischen Fischern ans Land gezogen (Zuflucht in Holland).

besonders Tabor und Pilsen, aber im ganzen war es mit der kurzen Herrlichkeit des Pfälzers vorbei: ungehindert konnte der Sieger zur Rache, dann zur Zurückführung der alten Zustände schreiten. Beides ließ nicht lange auf sich warten.

Schlesien wurde auf sächsische Verwendung geschont, auch ließ sich das Land nachmals trotz aller Anstrengungen einzelner nicht wieder zum Katholizismus zurückführen; Böhmen aber traf der strafende Arm der beleidigten Majestät mit voller Wucht.

Den Majestätsbrief zerschnitt Ferdinand mit eigener Hand, zur Aburteilung der Hauptschuldigen, die sich in der Erwartung einer Amnestie nicht geflüchtet hatten, erschien im März des Jahres 1621 eine kaiserliche Kommission in Prag. Am Morgen des 21. Juni bestiegen daselbst das Blutgerüst vierundzwanzig Männer, deren Todesurteil der Kaiser wohl mehr aus gewohnheitsmäßiger Lässigkeit, als in einer Anwandlung von Milde nur zögernd bestätigt hatte. Zwölf der Opfer waren Greise, der älteste der Verurteilten, der neunzigjährige Graf Schlick, eröffnete den Reigen, alle starben mutvoll und gefaßt. Ihre Güter wurden eingezogen — über fünf Millionen Gulden an Wert — und teils an Höflinge oder getreue Diener verschleudert, teils an die Jesuiten gegeben, die bereits am 20. Dezember 1620 in das Land zurückgeführt wurden. Ihre Hilfe, sowie die der Dominikaner und Franziskaner konnte man jetzt am wenigsten entbehren, denn nun schritt man zur planmäßigen Wiederherstellung der „alleinseligmachenden" Kirche. Spanische Kriegsleute, welche das ketzerische Böhmenvolk am liebsten ganz ausgetilgt hätten, überwachten die Ausführung der kaiserlichen Erlasse. Schon am 3. Juni 1621 erging das erste Verbannungsedikt gegen alle calvinistischen Prediger, schonungsloser und schonungsloser geht man vor, auch gegen die lutherische Geistlichkeit, seit 1622 auch gegen die protestantische Laienwelt. In die Ortschaften, welche nicht katholisch werden wollten, wurden die lichtensteinschen „Seligmacher" gelegt, eine brutale Soldateska, welche durch Mißhandlungen und Quälereien die Bewohner in die Arme der Verzweiflung und in den Schoß der römischen Kirche trieb. Zahlreiche Familien wanderten aus: im Jahre 1628 nicht weniger als 36 000.

Ähnlich wie in Böhmen ging es in Mähren zu. Zu den berühmtesten, welche diesem Lande den Rücken wendeten, gehörte der Pädagoge Amos Komensky (Comenius).

Digitized by Google

Unmittelbar in den Sturz des Pfalzgrafen wurde der Markgraf Johann Georg von Jägerndorf, der die schlesischen Truppen angeführt hatte, verwickelt. Sein Land wurde dem Statthalter Böhmens, Karl von Lichtenstein, zugesprochen.

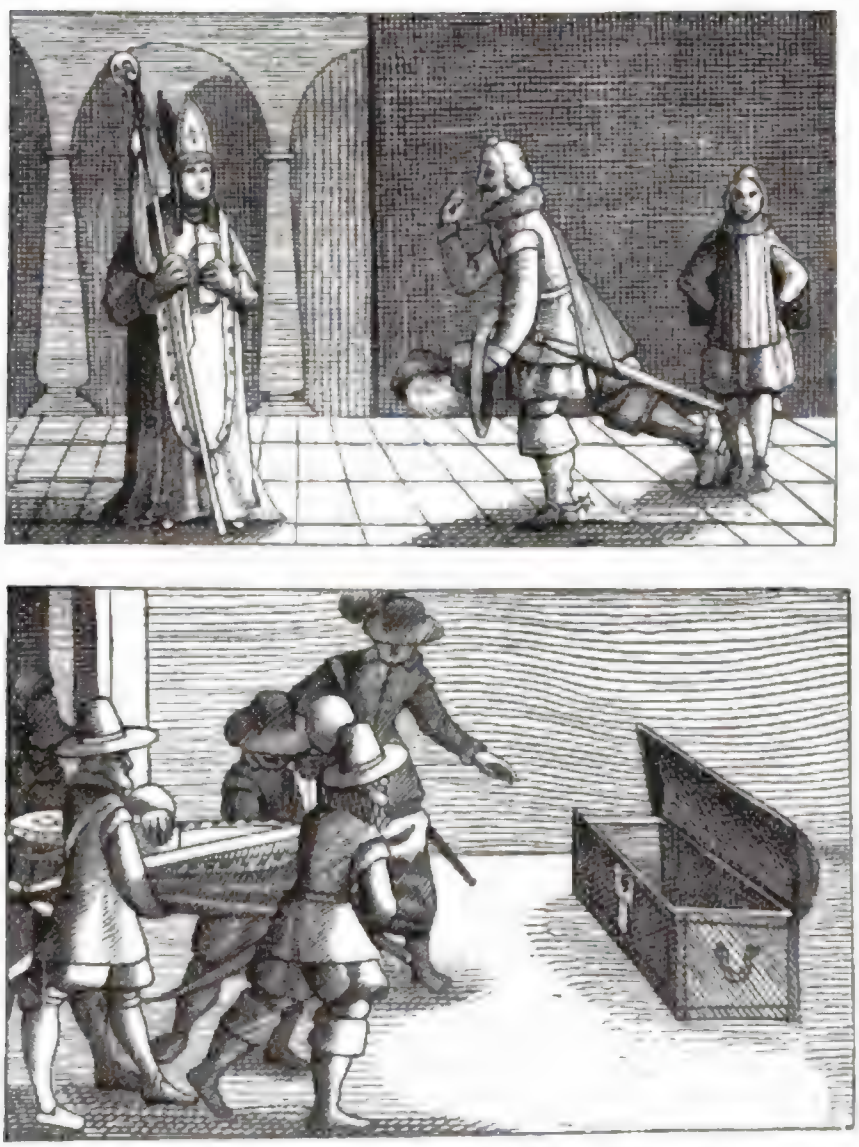
11. Der pfälzische Krieg (1621 und 1622).

Nach der Eroberung Böhmens blieb nur noch übrig, den gestürzten König auch seines Erblandes zu berauben und dann die Protestanten im Reiche vollständig zu erdrücken. Die Union löste sich auf, anstatt jetzt thatkräftig zu handeln; die fremden Fürsten, auf die man sehnsüchtig die Augen lenkte, wie Gustav Adolf von Schweden und Christian IV. von Dänemark, hatten keine Lust, für den geächteten (22. Januar 1621) Pfalzgrafen einzutreten, wenn sich König Jakob von England nicht seiner thatkräftig annahm. Da dies nicht geschah, obwohl die öffentliche Meinung in England entschieden darauf drang, war der Pfalzgraf auf den Beistand der Männer angewiesen, deren Schicksal an das seinige geknüpft war, oder die ihm das Glück zuführte. Mansfeld hatte sich noch eine Weile in Böhmen gehalten und überzog dann die Oberpfalz. Ihm schlossen sich in edler Begeisterung für die bedrohte Sache der Religion und die gefährdete Selbständigkeit der deutschen Fürsten die Herzöge Wilhelm und Friedrich von Sachsen — aus der ernestinischen Linie — an. Übrigens ließ sich Mansfeld selbst mit seinen Gegnern in höchst zweideutige Verhandlungen ein: nur die Energie des Herzogs Maximilian, der sich rasch der Oberpfalz bemächtigte, vereitelte das Abkommen, kraft dessen Mansfeld in spanische Dienste treten sollte. Vor der bayrischen Übermacht rettete sich Mansfeld nun in die Unterpfalz, in welcher Spinola seit dem Herbste des Jahres 1620 stand; er hielt dies Land im Interesse Spaniens besetzt, welches von der Übertragung der pfälzischen Kurwürde an Bayern nichts wissen wollte. Gleichwohl wurde dem Herzog die am 22. September 1621 ausgestellte Belehnungsurkunde übersendet. 1621

Mansfeld warf sich dann in das Elsaß, in der Hoffnung, gestützt auf die protestantischen Sympathien der Bewohner, dort ein selbständiges Fürstentum zu erwerben. Er war hier nicht unglücklich, wenn schon das mächtige Straßburg gegen ihn eine entschieden unfreundliche Haltung bewahrte. Er erschien den Gegnern immer noch so gefährlich, daß sie ihn von neuem zum Abfall zu bewegen suchten. Man nimmt an, daß Mansfeld auf die verlockenden Erbietungen, die ihm wirklich gemacht wurden, nur scheinbar einging, um den Pfalzgrafen und die Generalstaaten zu energischerem Eingreifen zu veranlassen und von diesen möglichst vorteilhafte Bedingungen für seine Stellung zu ertrotzen. Die Verhandlungen wurden, zur größten Überraschung des spanischen Vermittlers, plötzlich durch die Ankunft des Pfalzgrafen unterbrochen. Dieser hatte sich am 8. April 1622 verkleidet in Briel eingeschifft, war in Dieppe 1622

gelandet und über Paris, nicht ohne Lebensgefahr, nach Lothringen und der Rheinpfalz gelangt. Im Einverständnis mit Moritz von Oranien bereitete er sich für den kommenden Sommer zu mutvollem Kampfe vor, obgleich sein Schwiegervater, durch die Vorspiegelungen des Kaisers bethört, ihm jede Hilfe versagte. Er rechnete dabei vor allem auf die Unterstützung des Herzogs Christian von Braunschweig (des „tollen Christian"), Administrators von Halberstadt, der, von herzlichem Mitleid und heroischem Thatendurst bewegt, sein ritterliches Schwert für die Pfalzgräfin Elisabeth, die Dame seines Herzens, gezogen hatte. Auf seinem Helme hatte er einen Handschuh der länderlosen Königin aufgesteckt, und seine Fahne führte den Spruch „für Sie."

Sein erstes Unternehmen — im Jahre 1621 — war freilich nicht vom Glücke begünstigt worden. Zwar hatte er sich den Durchzug durch das Land seines Bruders, des Herzogs Ulrich von Braunschweig, erzwungen, Hessen überwältigt und einen Einfall in das Mainzische gemacht. Seinem weiteren Vordringen aber war ein Ziel gesetzt, da die Spanier unter Gonsalvo de Corduba die Rheinübergänge behaupteten, die Bayern unter Anholt ihm aber den Weg durch die Wetterau verlegten. So mußte er sein Vorhaben, in die Pfalz einzurücken, aufgeben und zog sich durch Hessen-Kassel in das Bistum Paderborn zurück. Hier beschloß er den Winter zu verbringen und erhielt seine Armee durch schonungslose Kontributionen.



Gleichzeitiges Spottbild auf Christians von Braunschweig Einnahme von Paderborn und die Wegführung der silbernen Statue des heiligen Liborius, mit Versen. Betitelt: „Paderbornischer Wegweiser vnd angestelter westphälischer Wallfartstag."

In Paderborn, wo er am 31. Januar 1622 einzog, machte er reiche

Beute: mit Meßgewändern und Mitren trieben ſeine übermütigen Reiter Spott und Hohn. Von dem Herzog ſelbſt wird erzählt, er habe den ſilbernen Bildſäulen der Apoſtel im Dom zugerufen: „Was macht ihr hier? da doch geſchrieben ſteht: Gehet hin in alle Welt. Ich will euch hinausſchicken.“ Darauf ließ er ſie einſchmelzen und Münzen prägen mit der Umſchrift: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind.“

Da auch der Markgraf **Georg Friedrich von Baden-Durlach** für den Pfalzgrafen ein Heer von 20000 Mann aufſtellte, verfügten die Proteſtanten im Frühling des Jahres 1622 über 1622 60000 Mann, denen Tilly wenig mehr als die Hälfte entgegenzuſetzen hatte. Errang man Erfolge, ſo ſchloſſen ſich ſicherlich noch einzelne zaghafte Fürſten, wie Moritz von Heſſen und Friedrich von Württemberg, der pfalzgräflichen Partei an. Dieſelbe verkündigte bereits in der Form der bibliſchen Propheten das baldige Herannahen einer glücklichen Zeit. Der „Poſtillon des großen Löwen im Wald“ prophezeite: am 7. April 1623 werde König Friedrich herrlich zu Prag einziehen und ſein Same Öſterreich erben und ein junger Prinz künftiges Jahr dasſelbe empfangen. Selbſtverſtändlich konnten dieſe Prophezeiungen nur in Erfüllung gehen, wenn die proteſtantiſchen Feldherren ihre Vereinigung bewerkſtelligten.

GEORG FRIDERICH. MARGGRAF ZV BADEN VND HACHBERG LANDGRAVE ZV SAVSENBERG. HERR ZV ROTELN VD BADW.

Georg Friedrich Markgraf zu Baden-Durlach. Von einem Plan des von ihm 1620 angelegten verſchanzten Lagers bei Jringen.

Der Feldzug, welchen Mansfeld und der Pfalzgraf Mitte April gegen Tilly eröffneten, begann mit einem nicht unbedeutenden Erfolge. Am 27. April erlitt Tilly bei **Wiesloch** eine 1622 gründliche Niederlage und zog ſich nach Wimpfen zurück. Unklugerweiſe trennten ſich jetzt Mansfeld und der Markgraf von Baden, die bei Wiesloch zuſammengewirkt hatten: Mansfeld zog nach dem Rheine, Georg Friedrich folgte Tilly, welcher bald darauf durch Corduba verſtärkt wurde und den Markgrafen am 6. Mai bei **Wimpfen** aufs Haupt ſchlug. Außer mehreren Tauſend Toten verlor Georg Friedrich ſeine ganze Artillerie, ſeinen koſtbaren Train und ſeine anſehnliche Kriegskaſſe.

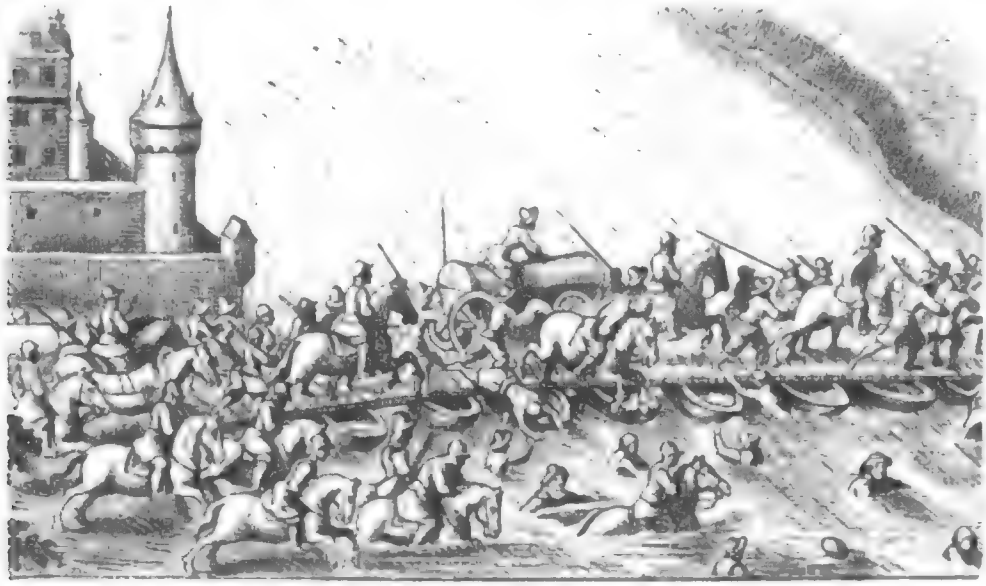
Die Erzählung von den **vierhundert tapferen Pforzheimern**, die unter Anführung ihres Bürgermeiſters **Deimling** durch heldenmütige Aufopferung ihres Lebens dem Markgrafen die Flucht ermöglichten, hat ſich neuerdings als ſpätere Erfindung herausgeſtellt.

Nach dieſer Niederlage, welche die Ausſichten des Pfälzers ſtark verminderte, war die Vereinigung mit Chriſtian von Halberſtadt doppelt geboten. Darum zogen Mansfeld und der Pfalzgraf nach Norden ab, zunächſt in das Heſſen-Darmſtädtiſche. Sie beabſichtigten zugleich den lutheriſchen Landgrafen Ludwig, der bis jetzt eine ſchwächliche Vermittlungspolitik getrieben hatte, zu

züchtigen. Darmstadt wurde besetzt, der Landgraf gefangen genommen; nutzbringend war aber dies Verfahren nicht, denn man erzürnte damit den lutherischen Kurfürsten von Sachsen, der nun erst recht nicht zu gunsten des Pfalzgrafen beim Kaiser vermitteln wollte.

Während dieser Ereignisse im Süden hatte Christian von Braunschweig in Westfalen gehaust. In der zweiten Hälfte des April fielen seine Scharen in das Bistum Münster ein und erhoben daselbst Kontributionen. Christian hoffte, durch seine Nachbarschaft den Landgrafen Moritz von Hessen aus seiner Neutralität zu bringen, vielleicht sollten die besetzten Bistümer auch eine Lockspeise für den Dänenkönig sein, dessen Eingreifen von höchster Wichtigkeit gewesen wäre.

Anfang Mai brach Christian nach dem Maine auf, um sich mit Mansfeld zu vereinigen. Aber Tilly, welcher diesen im Rücken bedrohte, hinderte ihn, den Bischöflichen die Hand zu reichen. Christian blieb daher isoliert. Noch hätte er durch rechtzeitiges Überschreiten des Maines eine Schlacht vermeiden können; aber seinem ritterlichen Charakter folgend, nahm er sie an und wurde am 19. Juni von dem ihm dreifach überlegenen Gegner bei Höchst geschlagen.



Flucht der Braunschweigischen über den Main bei Höchst.
Aus dem Theatrum Europaeum.

Sein Überwinder Tilly hatte die Schlacht geliefert, obwohl er zwei Tage vorher von seiten des spanischen Hofes den Befehl erhalten hatte, mit Rücksicht auf die in Brüssel angeknüpften Friedensverhandlungen die Feindseligkeiten einzustellen. Die Besatzung von Höchst ließ der Sieger trotz seines gegebenen Wortes niederhauen.

Digitized by Google

12. Der Verlust der Pfalz. Schlacht bei Fleurus. Der Fürstentag zu Regensburg. Christian von Braunschweig in Niedersachsen. Schlacht bei Stadtlohn (1622—1623).

Tillys Sieg bei Höchst hatte seinen Gegner keineswegs vernichtet, vielmehr vereinigte sich Christian in ziemlicher Ordnung bei Bensheim mit Mansfeld, worauf beide nach dem Elsaß aufbrachen. Dort erhielten sie die unerwartete Nachricht, daß der Pfalzgraf auf ihre weiteren Dienste verzichte (am 13. Juli). 1622
Friedrich entließ sie, gedrängt von seinem Schwiegervater, der für ihn nach Abdankung des Heeres günstigere Bedingungen erhoffte.

Niemand hinderte Tilly, sich der Unterpfalz zu bemächtigen, am 19. September nahm er die Hauptstadt Heidelberg.

An der abziehenden Besatzung wurden die abscheulichsten Greuel verübt, die Tilly nicht einmal mit dem blanken Degen in der Faust zu verhindern vermochte. Die kostbaren Bücherschätze der Universität (die berühmte „Palatina") wurden dem Papst geschenkt, der sie der vatikanischen Bibliothek einverleibte. Am 3. November fiel auch Mannheim in Tillys Hand.

Mansfeld und der Braunschweiger mußten nun zusehen, wie sie ihre Armee und sich selbst in Sicherheit bringen könnten. Der erstere war wieder vielumworben; die französischen Hugenotten konnten seine Scharen gegen den König Ludwig XIII. brauchen, dieser den gewaltigen Kriegsmann gegen die Hugenotten verwenden. Wollte er ihn nicht selbst in Dienst nehmen, so mußte er suchen, ihn auf geschickte Weise loszuwerden, denn Mansfeld hatte sich an seinen Grenzen, in Lothringen, einquartiert. Christian von Braunschweig war aber so wenig geneigt, sich gegen die französischen Calvinisten brauchen zu lassen, daß er sich geradezu von Mansfeld trennte. Zuletzt aber traten beide, nicht ohne Billigung des den Spaniern feindlichen französischen Hofes, in die Dienste der Generalstaaten (24. August), um sie in den Niederlanden gegen die Spanier zu unterstützen: zunächst sollten sie die Festung Bergen op Zoom entsetzen helfen.

Obwohl Mansfeld Sorge getragen hatte, die Richtung seines Marsches zu verbergen, erriet der spanische Feldherr Corduba bei Fleurus den Weg. Am 29. August brach sich aber hier das deutsche Heer Bahn: Christian von Braunschweig verlor zwar infolge einer Verwundung seinen linken Arm, aber nicht seinen Mut. Er ließ Spinola melden: „der tolle Herzog habe zwar seinen einen Arm verloren, aber den andern behalten, sich zu rächen." Von erbeutetem Silber ließ er Münzen schlagen mit der Aufschrift: „Altera restat" (der andere ist noch da). Die Belagerung von Bergen op Zoom mußte Spinola denn auch in der That aufheben.

Da Ferdinand im Reich keinen Widerstand zu besorgen hatte, berief er im Jahr 1622 einen sogenannten Deputationstag der deutschen Fürsten 1623
nach Regensburg, wo er dem Herzog Maximilian den Preis seiner Hilfe öffentlich zahlen wollte. Die Belehnungsurkunde vom 21. September 1621 war nämlich noch geheim gehalten worden, weil Spanien, wie erwähnt, von einer Übertragung der Kur an Maximilian nichts wissen wollte. Auch jetzt

Digitized by Google

CHRISTIANIS DUX BRUNSVICENSIS ET · LUNÆBURG · EPISCOP · HALBERSTAD etc
Natus Anno 1599. Sebt. 10

Herzog Chriſtian von Braunſchweig, Biſchof von Halberſtadt, genannt „der tolle Chriſtian“.
Gleichzeitiger holländiſcher Stich.

arbeitete die ſpaniſche Diplomatie dieſem Plane entgegen, vornehmlich weil es beſorgte, das alſo vergrößerte Bayern könne einmal mit Frankreich gemeinſame Sache gegen das Habsburger Haus machen. Und wirklich betrachteten

Digitized by Google

MAXIMILIANVS . GVIL . V . F . ALB . V . N . COM . PAL . RHE . VTR . BOIAR . DVX

Maximilian von Bayern.

Geſtochen von Kilian um 1620.

die franzöſiſchen Staatsmänner das katholiſche Bayern als den einzigen Staat, der Öſterreichs Beſtrebungen in Deutſchland ohne Nachteil für die Konfeſſion das Gleichgewicht halten könne; demgemäß warf der franzöſiſche Geſandte in

Digitized by Google

Regensburg seinen vollen Einfluß für Maximilian in die Wagschale. Die protestantischen Fürsten waren auf dem Reichstage fast gar nicht erschienen; sie ließen nicht nur gegen die Übertragung der Kur auf Maximilian protestieren, sondern erklärten selbst die gegen den Pfalzgrafen ohne kurfürstlichen Beirat ausgesprochene Acht für ungesetzmäßig. Nicht einmal Sachsen ließ Ferdinands Rechtfertigungsgründe gelten. Von den katholischen Ständen wagte aber nur Mainz eine schwache Opposition, demgemäß führte der Kaiser
1623 seinen Plan durch. Am 25. Februar 1623 ward Maximilian Kurfürst und erhielt vorläufig die Rheinpfalz, außerdem wurde zwischen ihm und dem Kaiser ein Vertrag geschlossen über den Austausch der Oberpfalz gegen das verpfändete Österreich und eine Kriegskostenentschädigung von 13 Millionen. Zwar hatte Maximilian die Kur nur für seine Person und auf Lebenszeit erhalten, indessen zeigte er sich bereit, nun auch Gut und Blut an die Austilgung der Protestanten zu setzen. Auf seinen Betrieb verpflichtete sich die Liga zur Aufrechterhaltung des Kriegszustandes: es galt zunächst die Vertreibung Mansfelds, der sich nach Ostfriesland gezogen hatte, und die Entwaffnung des niedersächsischen Kreises ins Werk zu setzen, aus dem Ende März bedrohliche Nachrichten einliefen. Aber selbst zu einem Kampf gegen die Holländer auf holländischem Boden fühlte man Mut.

Nachdem in Regensburg ein Krieg gegen Holland in Aussicht gestellt war, wollte auch der niedersächsische Kreis gegenüber einem so bedeutsamen Vorgehen Stellung nehmen. Ein Kreistag zu Braunschweig beschloß völlige Neutralität; zur Aufrechterhaltung derselben wurde ein starkes „Defensionswerk" aufgestellt, Herzog Georg von Lüneburg zum Kommandierenden ernannt und zur Beschaffung der Geldmittel eine Steuer ausgeschrieben.

Allein diese heroischen Beschlüsse blieben meistens auf dem Papier; dagegen war die Kreisversammlung so thöricht, dem Herzog Christian von Braunschweig, der für sein Heer neue Quartiere dringend bedurfte, den Eintritt in den Kreis zu gestatten. Seine Verwandten gaben sich der Hoffnung hin, er werde seine Truppen entlassen und sich mit dem Kaiser aussöhnen. Christian trat auf drei Monate in den Dienst seines Bruders Friedrich Ulrich und verpflichtete sich, nach erlangter Aussöhnung sein Heer aufzulösen. Statt die Aussöhnung zu betreiben, verstärkte aber Christian zum Schrecken des Kreises sein Heer von Tag zu Tag, und nun rückte Tilly im Juni gegen das niedersächsische Gebiet vor. In ohnmächtiger Jämmerlichkeit gestattete man Tilly den Durchzug; Christian verließ den niedersächsischen Boden, um seine Heimat zu schonen. Er wollte seine Truppen den Niederländern
1623 zuführen; am 5. August aber griff ihn Tilly, der aus dem Münsterlande Verstärkungen an sich gezogen hatte, zwischen Nienburg und Stadtlohn an und zersprengte die ganze Armee. Die ernestinischen Fürsten Friedrich und Wilhelm gerieten in Gefangenschaft, Christian entkam nach Holland, wo er in Dürftigkeit lebte.

Digitized by Google

Nach diesem Siege verließ Tilly keineswegs den niedersächsischen Kreis, sondern breitete sich beharrlich weiter aus, um die norddeutschen Stifter zu besetzen und zu katholisieren. Die Kreisarmee aber wurde aufgelöst, und der Herzog von Celle legte sein Amt als Kreisoberster nieder.

13. Die allgemeine Lage bis zum Auftreten Christians von Dänemark (1624—1625).

Das Jahr 1624 hatte äußerlich keine großen Schlachten, aber höchst wichtige 1624
politische Veränderungen im Gefolge. Im Reiche war der Wille Maximilians entscheidend; Tilly, der an der Weser eine Militärherrschaft schlimmster Art begründete, schaltete und waltete nach Willkür. Eigenmächtig besetzte er Hessen-Kassel, Baden und Württemberg, ohne auf die Abmahnungen selbst des Kaisers Rücksicht zu nehmen. Er folgte freilich darin nur dem Beispiel seines Herrn. Ferdinand wünschte, einen Kampf zu beenden, in dem für ihn selbst nichts mehr zu gewinnen war, Maximilian arbeitete ihm selbstbewußt entgegen, obwohl selbst die Mitglieder der Liga den Frieden ersehnten. Auf einem Tage der Liga (zu Augsburg, Mai 1624) setzte er auch das Fortbestehen des Bundesheeres durch, dessen er zur Sicherung seines neuen Kurhutes bedurfte.

Eine Veränderung der Verhältnisse im Reich war nur möglich, wenn die auswärtigen Mächte, deren Einfluß sich längst geltend gemacht hatte, ihre Stellung zueinander und zum Kaiser änderten.

Da war es von der größten Bedeutung, daß Jakob I., so lange von spanischen Ränken umgarnt, sich Frankreich näherte, wo man die Verschwägerung beider Königsfamilien als ein Mittel betrachtete, der drohenden Übermacht Spaniens entgegenzuarbeiten. Ebenso entscheidend war, daß am 26. April der 1624
berühmte Richelieu in das französische Ministerium eintrat, welches sich dem Gedanken zuneigte, Niedersachsen unter der Führung Dänemarks, vielleicht mit Hilfe Schwedens, gegen das deutsche Haus Habsburg loszulassen. Aber allerdings wünschte Richelieu auch nicht die vollständige Niederlage Habsburgs und der Liga; Frankreich sollte seinen Absichten zufolge bei den Kämpfen im Reich die oberste schiedsrichterliche Gewalt ausüben.

Die französischen und englischen Gesandten fanden aber in Norddeutschland wenig Entgegenkommen. Die protestantischen Fürstenhäuser waren uneinig, die niederdeutschen Städte fürchteten mehr für ihre politische Selbständigkeit von seiten Dänemarks und der Fürsten, als für ihre religiöse Freiheit von seiten des Kaisers. Christian von Dänemark und Gustav Adolf von Schweden, auf deren Eingreifen Frankreich hoffte, hegten vorerst geringe Neigung, sich blindlings in Abenteuer zu stürzen. Besondere Schwierigkeiten lagen auch darin, daß Schweden und Dänemark mit einander rivalisierten und schwerlich ein König dem andern sich für die Zwecke des deutschen Krieges

Digitized by Google

untergeordnet hätte. Gustav Adolf wäre den norddeutschen Protestanten, wie Brandenburg, als Oberfeldherr am angenehmsten gewesen, auch waren Frankreich und England anfangs gewillt, dem feurigen Schwedenkönig die Führung zu übertragen. Schließlich aber entschied namentlich Jakob I. für den Dänen, seinen Schwager, zumal er geringere Anforderungen an den englischen Staatsschatz stellte und überdies als ein politisches Talent allgemeine Anerkennung genoß.

Nachdem Christian IV. sich entschlossen hatte, für die Wiedereroberung der Pfalz einzutreten, suchte er die niedersächsischen Stände zu Rüstungen zu bewegen, deren sie ja gegen Tillys Willkür dringend bedurften; auch war ein neuer Kreisoberster zu wählen. Von vornherein zeigte sich hier eine gewisse Zerfahrenheit. Auf einer Versammlung zu Lauenburg verständigte sich eine Anzahl niedersächsischer Fürsten über die Aufstellung eines Bundesheeres und ernannte zum Führer und Kreisobersten den König von Dänemark, als Herzog von Holstein, „wegen seiner hochrühmlichen Tapferkeit, Dexterität und begabten
1625 Verstandes" (3. April 1625); fast gleichzeitig betraute ein förmlicher Kreistag zu Lüneburg mit demselben Amte den Herzog Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel, der dazu am wenigsten geeignet war und glücklicherweise auf die Würde verzichtete. Der Kreistag ersuchte auch den Kaiser, seine Truppen von den Grenzen Niedersachsens abzuberufen und die bischöflichen Rechte evangelischer Landesherren ehemals geistlicher Gebiete gegen den Reichshofrat zu schützen.

Sehr hoffnungerweckend waren auch die weiteren Verhandlungen nicht, die Christian nun eröffnete: an Opferwilligkeit gebrach es allen Kreisständen; auf einem neuen Kreistag in Braunschweig zeigte eine starke Minorität die Neigung, schon jetzt den Rückzug anzutreten. Jedoch konnte Christian hoffen, wenn er nur einige Erfolge errang, seinem Hause eine glänzende Stellung in Norddeutschland zu verschaffen, namentlich als „Generalbischof" über die dortigen Bistümer und Erzbistümer zu walten.

14. Der niedersächsisch-dänische Krieg. Wallenstein General-Oberst-Feldhauptmann (1625).

Mit einem 16 000 Mann starken Heere, dem die strengste Mannszucht bei den schwersten Strafen anbefohlen war, rückte Christian zu Ende Mai
1625 1625 in Niedersachsen ein. Die Hansestädte schlossen ihm die Thore, da ihnen die Gründung einer mächtigen norddeutschen Monarchie — die unausbleibliche Folge dänischer Siege — nichts weniger als genehm war. Die Stände, welche ihn erwählt, kamen ihren Verpflichtungen nicht im entferntesten nach; die Hilfsgelder von England und Frankreich waren unzureichend. Auch die schärfste Disciplin konnte die üblen Wirkungen der mangelhaften Soldzahlung nicht hindern. Die Leistungsfähigkeit des Heeres wurde beeinträchtigt durch die Pest: im Oktober zählte man schon 4000 Kranke. Bis Mitte Juli

Digitized by Google

DN. CHRISTIANVS IV. REX DANIÆ ET NORWEGIÆ &c SERENISSIMVS AC POTENTISSIMVS PRINCEPS AC DOMINVS.

Chriſtian IV., König von Dänemark.

Gleichzeitiger Stich von Kilian. Charakteriſtiſch für die damalige Haartracht iſt der um das rechte Ohr geſchlungene Zopf.

Digitized by Google

drang man bis zur Weser bei Hameln, bei Höxter stieß man auf die Ligisten unter Tilly. Der Kaiser hatte sich längere Zeit der Hoffnung hingegeben, er werde den Frieden erhalten können, Maximilian beschleunigte aber den
1625 Angriff. Als Tilly am 28. Juli die Weser überschritt, traf er auf keinen Widerstand; wie ein Rudel hungriger Wölfe brachen seine undeutschen Scharen in Braunschweig ein, um alsbald das schöne Land zu einer Einöde zu machen; niemals hatte Mansfeld seiner Soldateska so die Zügel schießen lassen. In die größte Verlegenheit geriet um diese Zeit auch der Administrator von Magdeburg Christian Wilhelm: behielt Christian IV. ohne seine Unterstützung die Oberhand, so war es um ihn geschehen; andrerseits wurde er von einem Heere bedroht, welches der Kaiser unter Führung des Generals Wallenstein in das Feld rücken ließ.

Adalbert Eusebius von Waldstein stammte (geb. 14. September 1583) aus altböhmischem Geschlechte, das mit den mächtigsten Familien des Landes verschwägert war. Ursprünglich im väterlichen Glauben der böhmischen Brüdergemeinde erwachsen, wurde der früh verwaiste Knabe von seinem Oheim Slawata in das Olmützer Jesuitenkollegium gebracht, wo sich sein Übertritt zum katholischen Glauben vorbereitete. Im Jahr 1599 bezog er die Universität Altorf, von welcher er wegen toller Jugendstreiche relegiert wurde, und machte dann nach der Sitte der Zeit eine Rundreise durch die west- und südeuropäischen Staaten. In Padua lernte er die geheimnisvolle Sprache der Sterne deuten; im Jahre 1609 stellte ihm der berühmte Kepler das Horoskop: „unter der Konjunktur des Jupiter und Saturnus geboren, habe er ein unruhiges Gemüt, trachte nach Neuerungen durch außergewöhnliche Mittel und sei zu hohen Dingen berufen. Viele und große Feinde werde er sich zuziehen, aber ihnen meistens obsiegen." Niemals hat Wallenstein den unbedingten Glauben an dies günstige Prognostikon aufgegeben. Und wirklich war ihm das Glück hold. Die Heirat mit einer vermögenden Witwe, Lukrezia Nikessie von Landeck, das Erbe seines Oheims Slawata machten ihn reich und setzten ihn in den Stand, seinen hochfliegenden Plänen nachzugehen. Das Jahr 1618 fand ihn als Soldaten der kaiserlichen Partei: die Rettung der Landeshauptkasse von Mähren (1619) wurde ihm in Wien gnädig vermerkt. In der Schlacht bei Netolitz (10. Juni 1619) gab seine Reiterei gegen Mansfeld den Ausschlag; an der Schlacht am weißen Berge nahm er nicht persönlich Anteil; im Jahre 1621 kämpfte er gegen Bethlen Gabor in Mähren, welches er auch 1623 gegen jenen zu decken hatte. Die Konfiskationen nach der Prager Schlacht gaben ihm Gelegenheit zu umfangreichen Güterkäufen; im Jahr 1622 kaufte er die Herrschaft Friedland für einen Spottpreis, im folgenden Jahr erwarb er die Herrschaft Jitschin. Schon im September 1623 nannte er sich Fürst „von Gottes Gnaden, Regierer des Hauses Waldstein und Friedland". In zweiter Ehe mit einer Gräfin Harrach vermählt und dadurch der allmächtigen Familie des Premierministers Eggenberg verwandt, nahm er ein Jahr später den Herzogstitel an. Er gebot über siebzig Quadratmeilen mit neun Städten. Bei seinem Reichtum, seinem Ehrgeiz, seinen einflußreichen Verbindungen stand zu erwarten, daß er sich zu außerordentlichen Dingen berufen fühlte.

1625 Im Frühjahr 1625 stellte er in Wien den Antrag, für den Kaiser eine stattliche Armee zu werben und sie ohne große Kosten für den Staatsschatz zu erhalten. Sein Anerbieten hatte etwas Überraschendes, selbst seine Gönner waren gegen den Plan eingenommen. Aber bald überwog die Rücksicht auf die gefährliche Staatslage und auf die schmähliche Abhängigkeit von Maximilian und der Liga. Schon am 7. April erhielt Wallenstein seine Bestallung als

Digitized by Google

Wallenſtein.

Gleichzeitiger Kupferſtich. Im Hintergrunde die Darſtellung ſeiner Ermordung.

Führer aller kaiſerlichen Völker; am 25. Juli ward er General-Oberſt-Feldhauptmann der kaiſerlichen Armada, eines Heeres, das aus alten und jungen Söldnern aller Nationen, ohne Rückſicht auf den Glauben, zuſammengeſetzt war und lediglich durch den energiſchen Willen und den planvollen Geiſt ſeines Führers zuſammengehalten wurde.

Digitized by Google

Knüpft sich auch an ihn und sein Heer das bekannte Wort: „der Krieg müsse sich selbst nähren", so verstand Wallenstein doch die Kunst, den Bürger und Bauer, soweit es anging, vor Gewaltthaten zu schützen, damit er in Ordnung Haus, Hof und Acker bestellen, tüchtig zahlen und liefern könne. Er ist größer in seiner Eigenschaft als Organisator seines Heeres, denn als Meister der Feldschlacht; auch muß von vornherein hervorgehoben werden, daß Wallensteins politische Entwürfe an Kühnheit und Großartigkeit seine kriegerischen Unternehmungen bei weitem überragen.

Dem Herzog Maximilian war es keineswegs erwünscht, daß der Kaiser nun auf eigenen Füßen stehen konnte, aber vergeblich suchte er durch allerlei Intriguen die Absendung Wallensteins zu hintertreiben, der vielmehr im September von Eger aufbrach und, über Franken und Thüringen marschierend, sich in Niedersachsen mit Tilly vereinigen sollte.

Tilly selbst wünschte die Vereinigung nicht, denn die Landschaft, in welcher er lag, war schon durch seine Truppen völlig ausgesogen; er glaubte aber auch keiner Verstärkungen zu bedürfen. Der bisherige Gang des Krieges berechtigte ihn durchaus zu dieser Anschauung. König Christian hatte den Kampf geflissentlich vermieden und sein Quartier in Hameln genommen. Bei
1625 einer Besichtigung der Festungswerke that sein Pferd mit ihm einen unglücklichen Fall, und nun zog sich das dänische Heer zurück (25. Juli). Dann lag der König längere Zeit in Verden still; erst im September machte er Miene, gegen Tilly vorzugehen, und man nahm an, daß er die Vereinigung dieses Feldherrn mit Wallenstein zu hindern beabsichtigte. Daran hinderte den König aber seine mißliche Lage: Brandenburg hätte sich ihm gern angeschlossen, getraute sich aber dazu nicht ohne Gemeinschaft mit Sachsen, dessen elender, nur von spezifisch-sächsischen Interessen bestimmter Kurfürst immer noch dem Reichsoberhaupte Gehorsam zu schulden vorgab. Christian war von kriegerischem Vorgehen so weit entfernt, daß er sogar Frankreich gegenüber offen mit seinem Rückzug drohte, wenn ihm der wieder in Dienst genommene Mansfeld nicht zur Hilfe geschickt werde. Dazu kam noch, daß die Persönlichkeiten Tillys und Wallensteins grundverschieden waren und ein gedeihliches Zusammenwirken beider kaum in Aussicht gestellt werden konnte.

Ein moderner Historiker (Krones) schildert treffend den Gegensatz zwischen Wallenstein und Tilly: „Jener, noch in der Fülle der Mannesjahre, aber frühzeitig gichtleidend, groß und hager von Gestalt, fürstlichen Glanz liebend, wo es gilt, denselben zu zeigen, — dieser, schon im Greisenalter, aber stahlfest, klein von Wuchs, einfach, prunklos, nahezu ascetisch in seiner Lebensweise; Wallenstein, der Politiker, der gern die Welt durch abenteuerliche Aussprüche blendet und irreführt, dem im Lager der Protestant ebenso willkommen ist, wie der Katholik, dessen Ehrgeiz das Höchste für erreichbar hält, und Tilly, der bloße Soldat, der wortkarge und ideenarme, aber schlagfertige General, dem die politischen Dinge wenig faßbar sind, der unverbrüchlich ergebene Diener der Kirche, dessen ganzes Sein im Kriegshandwerk aufgeht und der darin auch sein Lebensideal findet".

Eine förmliche Vereinigung der beiden Heere fand nicht statt, wie es denn auch im Jahr 1625 zu keiner Schlacht mehr kam, obwohl Wallenstein im Anfang Oktober den niedersächsischen Kreis erreicht hatte. Tilly überwinterte dann in Braunschweig und Hildesheim, Wallenstein in den Stiftern Halber-

Digitized by Google

„Da er sich selbst besiegt', war siegreich Tillys Hand:
Wem wäre furchtbar nicht, der selbst sich überwand?"

„Der berühmte und ausgezeichnete Herr, Herr Johannes von Tzerclas, des heil. Röm. Reichs Graf von Tilly ꝛc. H. Kaiserlicher Majestät, des Erlauchten Kurfürsten von Baiern und der Katholischen Union General."

Nach einem gleichzeitigen Bildnis 1677 gestochen von Amling.

stadt und Magdeburg; um sich vor Unbilden möglichst zu schützen, wählte das Magdeburger Kapitel den Sohn des loyalen sächsischen Kurfürsten, August, zum Koadjutor des flüchtig gewordenen Administrators Christian Wilhelm. Da der Dänenkönig, bei welchem auch Mansfeld mit einem Hilfskorps eingetroffen war, zwischen Leine und Elbe lagerte, war ganz Norddeutschland von Waffenlärm erfüllt. Die Stellung der einzelnen Heere änderte sich in der Zeit
1626 der Winterruhe wenig; nur besetzte Wallenstein im Januar 1626 die wichtige Elbbrücke bei Dessau, um Mansfeld an einem etwaigen Einbruch in den obersächsischen Kreis, Schlesien und Böhmen zu hindern.

Da der niedersächsische Kreis den furchtbaren Leiden, welche eine längere Einlagerung der kaiserlichen Völker mit sich bringen mußte, zu erliegen drohte, ließ er durch Vermittlung des Kurfürsten von Sachsen über den Abzug der Truppen verhandeln. Aber teils konnte, teils wollte man sich über die Bedingungen nicht einigen, der Friedenskongreß zu Braunschweig löste sich im März 1626 resultatlos auf.

Kurz vorher hatten sich an einer andern Stelle die Evangelischen zu kräftigster Wiederaufnahme der Feindseligkeiten verbunden. Im Haager Vertrag versprachen England und Holland dem Dänenkönige, die Waffen nicht eher niederzulegen, bevor der Pfalzgraf wieder eingesetzt sei. Gern hätte man auch Gustav Adolf zur Teilnahme veranlaßt; aber, in Feindseligkeiten mit Polen verwickelt, hatte er jetzt noch weniger als früher Neigung, neben Christian die zweite Rolle zu spielen. Auf Sachsens Anschluß hoffte man vergebens; der stocklutherische Johann Georg wollte in seiner Beschränktheit dem Ratschlusse Gottes nicht vorgreifen, der ja zur rechten Stunde selbst einschreiten werde. Frankreich war über den Bund der protestantischen Mächte sehr ungehalten, und Richelieu dachte schon jetzt an die Notwendigkeit einer Schwenkung. Die Haager Verbündeten rechneten auch auf den Beistand des Fürsten Bethlen Gabor, der bisher eine wechselvolle Politik gegen Österreich beobachtet hatte, jetzt aber zu Feindseligkeiten bereit zu sein schien. Aber einerseits konnten die Engländer seine Geldforderungen nicht befriedigen, andrerseits errang fast zur selben Stunde der Kaiser einen bedeutsamen Triumph über seinen Gegner. Die ungarischen Stände ließen sich bereit finden, die Stephanskrone, um welche Bethlen warb, dem Sohne des Kaisers auf das Haupt zu setzen. Am 8. Dezember 1625 ward der Erzherzog Ferdinand als König von Ungarn gekrönt. Damit war die Hoffnung der Westmächte, daß Bethlen einen gefährlichen Flankenangriff auf die österreichischen Staaten ausführen werde, völlig geschwunden.

15. Der niedersächsisch-dänische Krieg. Schlachten an der Dessauer Brücke und bei Lutter. Mansfelds Tod (1626).

1626 Den Feldzug des Jahres 1626 eröffnete Mansfeld im Februar. Noch vor seinem Aufbruch dachte er an einen Marsch in die Weser- und Rheingegenden, ja in das Elsaß, beschloß dann aber, sich in die Mark zu werfen und gegen Wallenstein Front zu machen. Er wollte dadurch dem Dänenkönig das untere Elbgebiet sichern, auch den Einfall in Schlesien und die Verbindung mit Bethlen vorbereiten. Der Einmarsch Mansfelds erfolgte

Digitized by Google

in Abweſenheit des Kurfürſten Georg Wilhelm von Brandenburg, ohne daß die kurfürſtliche Regierung etwas dagegen that; freilich war man auch nicht gerüſtet. Der ſächſiſche Kurfürſt wahrte in ſeiner mißlichen Lage, da ein kaiſerliches Heer und Mansfelds Scharen ihn umlagerten, äußerlich die ſtrengſte Neutralität.

Im März wandte ſich Mansfeld, unterſtützt von Chriſtians General Fuchs, nach den Elbgegenden, zunächſt nach dem Anhaltiſchen: am 12. April eröffnete er die Beſchießung der Verſchanzungen, welche die Feinde bei Roßlau angelegt hatten. Aber die Werke erwieſen ſich weit ſtärker, als Mansfeld vorausgeſetzt; indem er auf däniſche Hilfe warten mußte, gab er Wallenſtein Gelegenheit, ſich gleichfalls zu verſtärken. Daher ſcheiterte Mansfelds Verſuch, am 25. April bei Roßlau den Übergang über die nach Deſſau führende Elbbrücke zu erzwingen, trotz der glänzendſten Tapferkeit an der Übermacht der Kaiſerlichen. Auf dem Rückzuge nach Zerbſt wurde ſeine Infanterie, von der neugeworbenen Reiterei ſchmählich im Stich gelaſſen, zuſammengehauen. Großen Jubel erregte die Ankunft der Siegesbotſchaft in Wien; am Sonntag darauf veranſtalteten die Jeſuiten ein feierliches Tedeum.

DESSAWER BRÜCKE

Verſchanzungen Wallenſteins an der Deſſauer Brücke, aus „Inventarium Succiae“ von J. L. Gottfried, einer die Siegesthaten der Schweden behandelnden Schrift, welche den in der Vorrede ausgeſprochenen Zweck der Dedikation an Guſtav Adolf nicht erreichte, ſondern mit einem Bericht über deſſen Tod bei Lützen abſchließt.

Die Hoffnung Wallenſteins, daß ſich der Kurfürſt von Sachſen nach dieſer Niederlage der proteſtantiſchen Waffen offen für den Kaiſer entſcheiden würde, ging nicht in Erfüllung, aber auch die Bemühungen ſeiner Gegner, Guſtav Adolf zu einer Landung in Pommern zu veranlaſſen, blieben fruchtlos. Der Schwedenkönig landete vielmehr in Preußen, um Polen zu bekämpfen; allerdings beobachtete er ſorgfältig den Gang der Dinge, entſchloſſen, zu gelegener Zeit ſeinen Einfluß in die Wagſchale zu werfen.

Für den Augenblick aber übte Wallenſtein eine unbedingte Militärdiktatur aus, nicht allein im niederſächſiſchen, ſondern auch ſchon im oberſächſiſchen Kreiſe, wo Anhalt völliger Verwüſtung preisgegeben wurde; auch Süddeutſchland ward in Mitleidenſchaft gezogen. Allein auch die empörendſten Gewalt-

thaten und Bedrückungen vermochten nicht, dieses Geschlecht zu thatkräftiger Leidenschaft zu entflammen. Selbst Johann Kasimir von Koburg bekannte sich zu dem Grundsatz: „Die Geduld muß überall das Beste thun."

Wallensteins Plan war eigentlich, nunmehr auf beiden Elbufern vorzugehen und den König Christian zu einer Entscheidungsschlacht oder zum Rückzug zu nötigen; wahrscheinlich würde dann die Mark alle Schrecken des Krieges erfahren haben. Die Uneinigkeit zwischen Tilly und Wallenstein bewahrte sie vor diesem Lose. Von Anfang an bestand zwischen beiden kein gutes Einvernehmen; jeder der beiden Heerführer betrachtete sich als Oberfeldherrn; Wallenstein verweigerte Tilly jede Verstärkung, verlangte dagegen, der ligistische Feldherr solle sich mit seinen Streitkräften ihm unterordnen. Tillys Lage war bis in den Mai hinein äußerst mißlich; sein Heer war weithin in Garnisonen zerstreut und nur zum Teil felddienstfähig. Erst im Juni bequemte sich Tilly dazu, aus Besorgnis, daß Gustav Adolf eingreifen könne, für kurze Zeit sich dem gehaßten Nebenbuhler unterzuordnen.

Indessen war auch die Lage des Dänenkönigs äußerst sorgenvoll. England und Frankreich, auf deren Einmütigkeit man alle Hoffnungen gebaut, gerieten in schweres Zerwürfnis; der ränkevolle Kardinal Richelieu näherte sich den Spaniern und zog seine Hand mehr und mehr von seinem protestantischen Schützling zurück. Christians Truppen konnten sich in den von ihnen besetzten Plätzen nicht mehr halten. Am 9. Juni nahm Tilly Minden ein, wobei sein Kriegsvolk unmenschliche Grausamkeiten verübte; am 12. August übergab die dänische Besatzung Göttingen, das mit ausgezeichneter Tapferkeit fast sieben Wochen lang verteidigt worden war.

Als der Stadt Northeim dasselbe Schicksal, wie Göttingen, bereitet werden sollte, brach König Christian endlich gegen Tilly auf, dem Wallenstein
1626 — nach einer persönlichen Zusammenkunft in Ellrich am 18. Juli — einige Verstärkungen zugeschickt hatte. Tilly wich dem Könige vor Northeim aus, nach seiner Vereinigung mit den Wallensteinern dagegen beschloß er, Christian anzugreifen, der schon wieder den Rückzug auf Wolfenbüttel angetreten hatte. Schon am 26. August ward seine Nachhut angegriffen: um diese zu retten, entschloß sich Christian, gegen den Rat des erfahrenen Generals Fuchs, am folgenden Tage zum Kampf. Bei Lutter am Barenberge wurde die dänische Armee vernichtet: Fuchs fiel nebst vielen Offizieren und 6000 Mann; der König entging mit Mühe der Gefangenschaft.

Diese Niederlage ertötete den Widerstand in dem größten Teile des niedersächsischen Kreises, obwohl Christian seine Sache noch keineswegs verloren gab und sogar mehr Mut und Entschlossenheit zeigte, als vorher. Er behauptete die untere Elbgegend, besetzte das Lauenburgische und das südwestliche Mecklenburg. Im November machte er von Stade aus einen Vorstoß auf Hoya, das er vorübergehend einnahm.

Empfindlichen Nachteil aber brachte Christians Niederlage dem Kurfürsten von Brandenburg, der für sein schwankendes, zweideutiges Verhalten durch den Einmarsch der Wallensteiner in die Mark gestraft wurde. Immer mehr trennte sich Georg Wilhelm von seinen Glaubensgenossen, zumal ihn die Landung Gustav Adolfs in Preußen um jede Besonnenheit gebracht hatte.

Digitized by Google

TROP.
FOR
MEST
CE

Ernſt von Mansfeld.

Geſtochen 1624 von Delff nach dem Gemälde von Miereveld.

Digitized by Google

Gegen seinen Minister Schwarzenberg äußerte er damals: „Ich sehe nicht anders, ich werde mich zum Kaiser schlagen müssen; ich habe nur einen Sohn: bleibt der Kaiser, so bleibe ich und mein Sohn wohl auch Kurfürst, da ich mich zum Kaiser wende. Was geht mich die gemeine Sache an, wenn ich alle meine Ehre, Reputation und zeitliche Wohlfahrt verlieren soll?" Er war entschlossen, an Ferdinands Seite gegen seine früheren Genossen ins Feld zu ziehen und auf Reichs- und Deputationstagen dem Kaiser zu gehorchen, wenn ihm alle Ansprüche Brandenburgs unbedingt bestätigt würden. In Wien dachte man nicht daran, mit solchen Zugeständnissen einen unsicheren Freund zu erkaufen, trotz aller Proteste blieben die kaiserlichen Truppen im Lande, das die Scharen Mansfelds erst vor kurzem geräumt hatten.

Nach Mansfelds Niederlage bei Roßlau hatte König Christian nicht recht gewußt, was mit den Resten dieses Heeres geschehen sollte. Der Kurfürst von Brandenburg drang mit Recht auf ihre Entfernung. Das Landvolk zeigte sich äußerst feindselig gegen die fremden Gäste. Da bat um dieselbe Zeit Bethlen Gabor, der sich endlich zum Kampf entschlossen hatte, den König Christian, seine Operationen dadurch zu unterstützen, daß Mansfeld in Schlesien einrückte. Man ging auf dies Ansinnen um so lieber ein, als man hoffte, Gustav Adolf werde sich dem deutsch-ungarischen Heere anschließen. Diese Hoffnung verzögerte Mansfelds Abmarsch bis in den Juli. Die Schlesier legten dem Durchzug dieser Scharen, die leidliche Mannszucht hielten, keine Hindernisse in den Weg: Mitte August erreichten sie Oppeln, dann warteten sie in Teschen und Troppau auf die Ankunft Bethlens, der aber ausblieb und erst in Ungarn sich mit Mansfeld vereinigen wollte. Dieser war dem Plane abgeneigt, stand auch in schlechtem Einvernehmen mit dem Herzog Johann Ernst, seinem Waffengefährten und Mitkommandierenden, ja Mansfeld dachte mehrmals daran, sein Heer zu entlassen oder nach dem Elsaß abzuziehen. Zuletzt aber ließ er sich zum Marsch nach Ungarn bewegen und
1626 bewerkstelligte seine Vereinigung mit Bethlen (15. Oktober).

Schon vorher war ein kaiserliches Heer unter Wallenstein, der dem Mansfelder auf dem Fuße gefolgt war, im Felde erschienen; aber Wallenstein vermied eine Schlacht nicht minder behutsam als Bethlen.

Wallenstein wollte bei der ungünstigen Herbstzeit nicht sein Heer unnötigen Verlusten aussetzen, da er mit Sicherheit annahm, daß Bethlen auch ohne Kampf Frieden schließen werde. Wirklich knüpfte Bethlen in Wien darauf zielende Verhandlungen an und entfernte den ihm nunmehr unbequemen Mansfeld unter dem Vorwande, er solle in Venedig, Frankreich und England weitere Unterstützungsgelder flüssig machen. Mit einem Reisevorschuß von 1000 Dukaten versehen, verließ der todkranke Mansfeld das Heer, am 29. November starb er in dem Dorfe Rakonitza bei Serajewo an der Schwindsucht. Im Todeskampfe verlangte er, wie Augenzeugen versichern, sich zu erheben, ließ sich sein bestes Kleid und seinen Degen anlegen und erwartete, von zwei Dienern gestützt, den Tod. Von den mansfeldischen Scharen wurde ein kläglicher Rest nach Schlesien zurückgeführt. Auch Johann Ernst von Weimar, der vergeblich um den Kriegslorbeer gerungen, befand sich nicht mehr unter den Lebenden. Noch nicht dreiunddreißig Jahre alt, wurde der seit dem Juni leidende Held (am 14. Dezember) durch einen raschen Tod vor langwierigem Siechtum bewahrt. In der Nacht vor seinem Tode hörte man ihn im Halbschlummer die wehmütigen Worte flüstern: „Ist es nicht schade, daß man den schönen Baum abhauen soll?"

Digitized by Google

Bethlen aber schloß am 28. Dezember 1626 seinen Frieden mit dem 1626
Kaiser und gelobte, das Haus Österreich nie wieder zu bekriegen.

16. Wallensteins Herrschaft. Seine Pläne (1627—1628). Der Friede zu Lübeck (1629).

Noch hatte König Christian den Kampf nicht aufgegeben: noch standen 1627
seine Truppen in Schlesien, noch beherrschte er einen Teil Niedersachsens; neue Führer, wie Herzog Bernhard von Weimar und der Markgraf von Baden-Durlach traten unter seine Fahnen, ein englisches Hilfskorps traf ein. Dennoch war vorauszusehen, daß er auf die Dauer das Feld gegen die vereinte Macht Tillys und Wallensteins nicht werde behaupten können.

Zunächst säuberte Wallenstein Schlesien, und zwar ohne Mühe, denn da sich kaiserliche Truppen, unbekümmert um Brandenburgs Neutralität, in der Mark einquartiert hatten, waren die in Schlesien stehenden Truppen von der Verbindung mit dem Norden abgeschnitten. Nachdem Wallenstein am 1. September 1627 unter den günstigsten Bedingungen das Fürstentum Sagan 1627
erkauft, wandte er sich nordwärts und besetzte Mecklenburg, dessen Herzöge sich seiner Zeit notgedrungen an Christian angeschlossen hatten. In Lauenburg vereinigte sich Wallenstein mit den ligistischen Truppen und hatte, da Tilly beim Beginn des gemeinsamen Krieges verwundet wurde, die Leitung des nun beginnenden Feldzuges gegen Dänemark allein in den Händen. Ohne nennenswerten Widerstand zu finden, rückte er in Holstein ein: bald waren Rendsburg und Glückstadt genommen, der König entwich auf seine Inseln, auf die ihm Wallenstein aus Mangel an Schiffen nicht folgen konnte. Bis zum Ende des Jahres war Jütland in der Gewalt der Kaiserlichen, das dänische Heer aufgelöst. Wismar und Rostock waren bezwungen, Pommern und Rügen besetzt. Nach Wallensteins Meinung gebührte ihm für so außerordentliche Erfolge auch ein ungewöhnlicher Lohn: sein Ehrgeiz verlangte nach einem Fürstentum des Reiches. Der Kaiser fühlte sich nicht stark genug, dem allmächtigen Friedländer sein Gesuch abzuschlagen: die Herzöge von Mecklenburg wurden geächtet (18. Januar 1628) ohne Zuziehung der Kur- 1628
fürsten, wie vordem der Pfälzer, und verließen das Land, welches Wallenstein, zuvörderst nur als Unterpfand für seine Kriegskosten, erhielt (1. Februar 1628). Seine nächste Absicht war, die ganze Ostseeküste kaiserlich zu machen, wie man schon vor der Schlacht bei Lutter spanischerseits begehrt hatte, Tilly solle sich der Weser- und Elbmündungen bemächtigen, Wallenstein die wichtigsten Hafenplätze am baltischen Meere einnehmen. Bald aber gingen Wallensteins Pläne weiter und richteten sich auf den Besitz der Ostsee selbst. Er wollte seine Bestallung als „kaiserlicher General der baltischen Meere" zur Wahrheit machen. Die Beherrschung der deutschen Seeküste sollte dazu dienen, dem

Digitized by Google

Handel der evangelischen Seemächte, England und Holland, Schweden und Dänemark, schwere Wunden zu schlagen, besonders galt es die Züchtigung des verhaßten holländischen Staates. Man rechnete auf die Eifersucht der Hansestädte, die sich längst von den Holländern überflügelt sahen und ihren elenden Krämergeist genugsam bekundet hatten, indem sie die Unterstützung Christians IV. ablehnten. Ihre Schiffe sollten den eigentlichen Stamm der zukünftigen kaiserlichen Nordseeflotte bilden. Das freilich verschwiegen die kaiserlichen Unterhändler, daß die spanisch-österreichische Macht am letzten Ende auch zur Unterdrückung der Freiheit und Selbständigkeit des hanseatischen Handels ausgenutzt werden würde. Glücklicherweise scheiterte der Plan teils an dem Mißtrauen der Hanseaten, teils an den Gegenbestrebungen des bedrohten Holland, an den Intriguen Frankreichs und endlich an dem Auftreten des schwedischen Königs. Zu dem Mißlingen trug auch die Schroffheit des kaiserlichen Unterhändlers Schwarzemberg und die Rücksichtslosigkeit Wallensteins nicht wenig bei.

Das Eingreifen Schwedens knüpfte sich an den tapferen Widerstand, welchen die alte Stadt Stralsund den Wallensteinern leistete.

Für Wallensteins Pläne war der Besitz dieser Stadt, welche trotz ihrer Zugehörigkeit zu Pommern fast die Stellung einer Reichsstadt behauptete, ein Ding der Notwendigkeit. Stralsund lehnte aber die Einnahme der kaiserlichen Besatzung entschieden ab; die Mandate des Herzogs Bogislaus, die Mahnungen Wallensteins machten auf die Bürgerschaft keinen Eindruck. Kurze Zeit, bevor die mecklenburgischen Stände dem gewaltigen Kriegsmann als ihrem Landesherrn huldigten (zu Güstrow am 29. April 1628), schloß die Stadt mit dem geängstigten Dänemark den „Generalbund wider alle Päpstischen“ (19. April). Wallensteins Feldherr Arnim legte sich vor die Stadt, vergeblich unternahm er Sturm auf Sturm; der wackere Bürgermeister Steinwig erhielt den Mut der Bürger aufrecht, schwedische und dänische Schiffe brachten Hilfe. Vergeblich übernahm Wallenstein nun selbst die Leitung der Belagerung; er konnte aus Mangel an einer genügenden Flotte den Verkehr auf der Seeseite nicht hemmen. Seine Drohung: „Wenn Stralsund mit Ketten an den Himmel geschmiedet wäre, so müsse es herunter,“ erwies sich als eitle Prahlerei. Nach sechswöchentlicher Belagerung mußten die Kaiserlichen mit Schanden abziehen.

Wallenstein wendete sich gegen ein dänisches Heer, das an der pommerschen Küste gelandet war, Wolgast genommen hatte und den Widerstand in Pommern und Mecklenburg von neuem wachrief. Bald war es zersprengt, König Christian flüchtete sich nach Holstein, wo der Krieg sich fortsetzte. Da aber Wallenstein von demselben sich keinen großen Vorteil versprach und in den ruhigen Besitz Mecklenburgs zu gelangen wünschte, Christian anderseits
1629 an einem endlichen Sieg verzweifelte, wurden im Januar des Jahres 1629 Friedensverhandlungen eröffnet, welche am 12. Mai den Frieden zu Lübeck herbeiführten. Um Dänemark von Schweden zu trennen, dessen Gesandte auf Wallensteins Betreiben ausgeschlossen wurden, erhielt König Christian ganz erträgliche Bedingungen. Er bekam die ihm abgenommenen Gebiete zurück, mußte sich aber in Zukunft jeder Einmischung in die deutschen Angelegenheiten enthalten. Die Evangelischen des niedersächsischen Kreises wurden preisgegeben, die unglücklichen Herzöge von Mecklenburg blieben ihrer Länder beraubt.

Digitized by Google

So ging Wallenstein aus diesem Feldzug, wenn auch nicht mit neuen Kriegslorbeern geschmückt, doch als Sieger über alle seine Feinde hervor. Seit dem 9. Juni 1629 förmlich als Herzog mit Mecklenburg belehnt, hatte er das nächste Ziel seines glühenden Ehrgeizes erreicht: jetzt war er in Wahrheit ein Fürst des Reiches, seine Stellung gesicherter und mächtiger denn je. Diese Thatsache war um so bedeutsamer, als seit langer Zeit von verschiedenen Seiten Versuche gemacht waren, den übermächtigen General zu verdrängen. Im April 1628 fehlte nicht viel, so hätte Maximilian von Bayern sein Heer gegen Wallenstein marschieren lassen, nur Tilly mahnte ab. Erzherzog Leopold stellte dem Kaiser vor, er bedürfe der starken, kostspieligen, verhaßten Armee nicht, dennoch behielt der unentbehrliche Friedländer das Heft in den Händen: nur daß er (November 1628) eine Versöhnung mit der Liga, eine Annäherung an Tilly versuchte. Um dessen Groll zu beschwichtigen, machte er den Vorschlag, die braunschweigischen Länder zu teilen: Tilly sollte zum Fürsten von Kalenberg, Pappenheim zum Herrn von Wolfenbüttel gemacht werden. Es war Maximilian selbst, der diesen Vorschlag vereitelte; seine Generale sollten ihre Fürstentümer nicht dem verhaßten Emporkömmling verdanken, welcher die Dienste der Liga entbehrlich machte.

17. Das Restitutionsedikt (1629).

Zur Zeit des Lübecker Friedens konnte es scheinen, als nähme Ferdinand eine Machtstellung ein, welche die Karls V. nach der Mühlberger Schlacht bei weitem überträfe. Die Beraubung der Mecklenburger Herzöge war ein Willkürakt, den sich selbst Karl V. schwerlich erlaubt hätte; mit dem Pfalzgrafen war zwar noch wiederholt verhandelt worden, aber er hatte wohl längst jede Hoffnung aufgegeben, seinem Vetter Maximilian die Beute zu entreißen.

Dennoch war die Macht des Kaisers bedroht, diesmal nicht durch seine Feinde, sondern durch die befreundete Liga und den befreundeten päpstlichen Hof; auch die besten Freunde Ferdinands, die Jesuiten, schrieben ihm seine Wege vor. Dazu kamen die Ränke der spanischen Verwandten und die hinterlistigen Ratschläge des Kardinals Richelieu, der alle Gegner des Hauses Habsburg ermunterte, mochten sie der katholischen Liga angehören, oder zu den protestantischen Herrschern des Nordens zählen. Es war für die österreichischen Politiker sehr schwer, Frankreichs Spiel ganz zu durchschauen; hatte nicht der Kardinal soeben die französischen Protestanten zu völliger Unterwerfung gezwungen (1628) und damit seinen Eifer für die katholische Kirche glänzend bethätigt?

Von seinen guten Freunden ließ sich der Kaiser in seiner völlig einseitigen kirchlichen Befangenheit trotz der Warnung vieler einsichtiger Katholiken zu zu dem berüchtigten Restitutionsedikt bestimmen (6. März 1629), das 1629
siebzig Jahre Geschichte mit einem Federzuge auszustreichen unternahm, da alle seit dem Passauer Vertrage eingezogenen geistlichen Güter der katholischen Kirche zurückgegeben werden sollten. Wohl hatte man seit dem Jahre 1626 in Süddeutschland, auch in Böhmen und Schlesien, die Wiederherstellung der alten Lehre mit rücksichtsloser Energie betrieben, der neue Erlaß aber stellte den Besitzstand im ganzen Reiche völlig auf den Kopf: er öffnete dem Eigen-

Digitized by Google

nutz Thor und Thür, erregte im katholischen Lager einen widerwärtigen Streit um die Beute und bedrohte, da seine Durchführung doch offenbar nur nach der völligen Ausrottung des Protestantismus möglich schien, nun erst das Reich so recht mit einem verheerenden Religionskriege, da die ligistische und die kaiserliche Armee die Zurückgabe der geistlichen Güter nötigenfalls mit Gewalt durchführen sollten und auch die protestantischen Fürsten gefährdeten, die sich bisher neutral gehalten hatten.

Der Gedanke, der dem Restitutionsedikt zu Grunde liegt, wurde zuerst auf einem Tage der Liga im Jahr 1626 erörtert. Hier verlangte der päpstliche Nuntius Caraffa, die im Reiche eingezogenen Güter müßten zur Wiederherstellung der katholischen Kirche verwendet werden. Die geistlichen Fürsten gaben dann den ersten Anstoß zu der prinzipiellen Durchführung, gelenkt von Frankreich, Rom und den Jesuiten.

Es ist unmöglich, den Jammer der von dem Restitutionsedikt Betroffenen*) in wenigen Zeilen ausführlich zu schildern. Schonungslos ward es durchgeführt, und man kümmerte sich im einzelnen wenig darum, ob die geistlichen Güter, die man beanspruchte, nicht etwa schon vor dem Passauer Vertrage der katholischen Kirche entfremdet waren. Auch wurde keineswegs stets der ursprüngliche Besitzer restituiert: mancher Orden mußte den allmächtigen Jesuiten weichen. Umsonst raffte sich der Kurfürst von Sachsen aus seiner Lethargie auf: seine Bitten zu gunsten der bedrängten Glaubensgenossen verhallten im Winde; vergebens beriefen sich andre Fürsten darauf, daß der Kaiser nur vermöge eines Reichstagsbeschlusses Reichsgesetze erlassen dürfe. Gewalt ging vor Recht: nicht einmal wurden die kaiserlichen Heere abberufen, wiewohl doch Friede geschlossen war. Noch immer plagte Wallenstein Norddeutschland mit Einlagerung und Brandschatzung, vor allem bemüht, Magdeburg zu gewinnen, welches sich anschickte, die ruhmreiche Rolle von 1547 von neuem zu spielen.

Am 15. November 1629 trat auch der mehrfach genannte Bethlen Gabor von dem Schauplatz seiner Thätigkeit ab, die freilich meist in einer ränkevollen, wankelmütigen Politik bestand. Er war ein bibelfester, bildungs- und schulfreundlicher Calvinist, der in seinem Lande Ordnung, im Heere Zucht hielt. Seine Lieblingsstiftung war die Schule zu Weißenburg, an welcher vorübergehend der deutsche Dichter Martin Opitz wirkte (1622).

Ein einziger Hoffnungsstrahl schimmerte den unterdrückten Protestanten entgegen. Gustav Adolf, der aus seinen Sympathien mit ihrer Not nie ein Hehl gemacht, dieselben aber nicht hatte bethätigen können, weil ihn sowohl Dänemarks Eifersucht, als auch ein Krieg mit Polen fern hielt, schloß am
1629 29. September 1629 mit seinem Gegner die Stuhmer Waffenruhe. Noch ganz zuletzt hatte Wallenstein, in richtiger Erkenntnis von der Gefährlichkeit des Schwedenkönigs, den Polen einige Regimenter unter Arnim geschickt, ob-

*) Es waren vor allem die Erzbistümer Magdeburg und Bremen, die Bistümer Lübeck, Ratzeburg, Schwerin, Kammin, Minden, Verden, Halberstadt; die kursächsischen (Meißen, Merseburg, Naumburg) und brandenburgischen (Brandenburg, Havelberg, Lebus) Bistümer sollten einstweilen noch verschont werden.

Digitized by Google

wohl sein Kaiser mit Gustav Adolf nicht im Kriege war. Arnims raubgierige Scharen, selbst von den Polen verwünscht, mußten jetzt heimkehren: der Schwedenkönig hatte wieder freie Hand.

Jetzt gedachte Wallenstein weiteren Gefahren dadurch vorzubeugen, daß er, auf die Eifersucht zwischen Dänemark und Schweden bauend, dem König Christian ein Bündnis antrug: mit dänischen Schiffen wollte er Schweden auf der Ostsee bekämpfen. Allein Christian entgegnete kalt, „er gestatte außer sich und den Schweden niemand die Herrschaft auf dem baltischen Meer." So dauerte der bedrohliche Zustand fort: wehe dem Kaiser, wenn die französische Diplomatie jetzt, wo auch in Italien ein Krieg gegen Ferdinand entbrannte, den Helden des Nordens auf den Kampfplatz zu rufen verstand!

Der sogenannte „Mantuanische" Krieg entbrannte im Mai 1629 wegen der Nachfolge im Herzogtum Mantua-Montferrat, wo der letzte Gonzaga 1627 gestorben war. Spanien bewirkte, daß der Kaiser als Verwandter und Lehnsherr eingriff, Frankreich bemühte sich für den Herzog Karl von Nevers, aus einer Nebenlinie der Gonzaga. Im Juli 1630 erstürmten die Kaiserlichen Mantua, aber der endliche Friedensschluß (1631 zu Chierasco) war wesentlich für Frankreich vorteilhaft.

18. Der Regensburger Reichstag. Wallensteins erster Sturz (1630).

Während sich im Norden die Wetterwolken drohend zusammenballten, dachte Ferdinand an nichts Geringeres, als seinem Erstgeborenen die Nachfolge im Reich zu sichern. Dazu wollte er den Reichstag benutzen, welcher auf Anfang Juni 1630 nach Regensburg berufen war, um den mannigfachen 1630
Beschwerden der Reichsstände, auch der katholischen, Abhilfe zu schaffen. Aber dem Kaiser war eine herbe Demütigung beschieden, die ganze Partei der Liga war seinem Verlangen abhold: sie hatte ihr feindseliges Verlangen längst mit Frankreich vereinbart, welches als Helfershelfer den Père Le Clerk du Tremblay (Pater Joseph, die „graue Eminenz"), neben Richelieu das bedeutendste diplomatische Talent, nach Regensburg geschickt hatte.

Stürmisch verlangten die Ligisten den Rücktritt des allmächtigen Wallenstein; in seiner Entlassung, hieß es, liege das Heil und die Wohlfahrt des Reiches.

Dieses Verlangen konnte am wenigsten den verhaßten Friedländer überraschen. Schon im Frühjahr 1630 hatten die Ligisten zu Mergentheim eine Heeresreform geplant, die auf seine Absetzung zielte; vorübergehend hatte er daran gedacht, nach München zu gehen und sich mit Maximilian zu verständigen. Nach Regensburg zu kommen, lehnte er Ende Juni mit der stolzen Antwort ab: „in Regensburg habe er nichts zu suchen, sondern sein wahres Quartier in der Hauptstadt Frankreichs zu nehmen."

Natürlich willigte der Kaiser nicht sofort in das Verlangen der Partei, die ihm seine beste Stütze entziehen wollte, aber schwächer und schwächer ward sein Widerstand; endlich gab er am 13. August nach. Die beiden Abgesandten, welche Wallenstein seine Entlassung nach Memmingen überbrachten, Werdenberg und Questenberg, nahm er mit gleichmütiger Freundlichkeit auf: längst habe er in den Sternen gelesen, daß der spiritus

Digitized by Google

des Kurfürsten von Bayern den des Kaisers regiere, darum könne er diesem keine Schuld beimessen. Doch konnte er die Bemerkung nicht unterdrücken, es schmerze ihn, daß sich der Kaiser seiner so wenig angenommen. Er zog sich nach seiner Herrschaft Jitschin zurück.

Den Oberbefehl über das Heer des gestürzten Gewalthabers erhielt aber nicht, wie die Ligisten gewünscht, Maximilian, sondern Tilly. Auch seines Herzogtums schien man Wallenstein berauben zu wollen; die Kurfürsten forderten einen förmlichen Prozeß gegen die vertriebenen Fürsten und ihre Wiedereinsetzung, wenn sich ihre Unschuld ergäbe. Ferdinand versprach die Untersuchung, er mußte weitere Zugeständnisse machen: er verhieß, einen großen Teil des Kriegsvolkes zu entlassen, keinen Krieg ohne Vorwissen der Stände zu führen und keine Steuer nach Willkür der Kriegsobersten auszuschreiben; die „Libertät" der deutschen Fürsten triumphierte inmitten des Sieges über die Kaisermacht.

So ward der Kaiser in und mit seinem General durch die eifersüchtige Reichsfürstlichkeit tief gedemütigt und erreichte trotz alledem das Ziel seiner Wünsche nicht: sein Sohn wurde für jetzt nicht zum römischen König gewählt. Nur in einem Punkte stimmte er mit den Ligisten, die ihm soviel Widerwärtigkeiten bereitet hatten, völlig überein, in der schroffsten Durchführung des Restitutionsediktes, und die Evangelischen mußten die erzwungene Freundschaft des Kaisers und der Liga hart genug büßen. Aber das Maß ihrer Leiden schien voll zu sein: an den Reichstag gelangten wiederholt Mahn- und Drohschreiben des Schwedenkönigs, welcher die Wiedereinsetzung der Herzöge von Mecklenburg, die Herstellung des Friedens im Reiche forderte. Allerdings würdigte man ihn kaum einer Antwort; ja, als die Nachricht von seiner Landung, lange vor Wallensteins förmlicher Entlassung, in Regensburg eintraf, äußerte der übelberatene Monarch leichtmütig: „So haben wir halt a Feindl mehr," — in gleicher Kurzsichtigkeit setzten die Ligisten ihre Absicht durch. — Aber bald sollten Kaiser und Liga erfahren, daß der neue Gegner ein gewaltiger Kriegsheld und nur durch den Mann zu fällen sei, den man undankbar beiseite zu schieben im Begriff stand. Vielleicht hatte das Wallenstein in den Sternen gelesen, als er mit einer solchen imponierenden Ruhe seine Entlassung entgegennahm.

19. Gustav Adolf bis zum Fall von Magdeburg (20. Mai 1631).

Es ist eine große, mit vieler Lebhaftigkeit behandelte Streitfrage, welche Gründe den Schwedenkönig bewogen, in den Gang der Ereignisse einzugreifen. Nachdem früheren Generationen Gustav Adolf wesentlich als der heldenmütige und uneigennützige Vorkämpfer des Evangeliums erschienen war, lehnt unsre Zeit, stets bereit, an idealen Bestrebungen zu zweifeln, diese Auffassung als irrtümlich ab und erkennt in dem Könige nur noch den weitblickenden Staatsmann, den unternehmungslustigen „Wikinger", der im wohlverstandenen Interesse Schwedens den Kampf gegen Österreich übernimmt und

Digitized by Google

dann, auf glänzende Siege gestützt, von anfänglich ausführbaren Plänen zu abenteuerlichen Eroberungs- und Herrschaftsprojekten übergeht.

Die Wahrheit — das lehrt die nüchterne Kritik der Thatsachen — liegt zwar nicht ausschließlich, doch mehr auf seiten dieser Neueren: Gustav Adolfs ganzes Vorleben ist erfüllt von der Frage der Ostseeherrschaft; von dem Augenblick an, da Wallensteins maritime Pläne die Grenzen seines Reiches bedrohten, galt es, für die Größe und Wohlfahrt Schwedens in den Kampf einzutreten. Die Sorge um die Ostseeherrschaft beschäftigte Gustav Adolf in vielen Briefen der früheren Zeit; von den Gefahren für die evangelische Sache spricht er kaum beiläufig einmal.

Doch, wie dem auch sei, es soll an Gustav Adolfs warmer Religiosität, die ihn geistig und sittlich durchdrang und erhob, nicht gezweifelt werden. Und wie fast immer bei der damaligen Weltlage politische mit religiösen Beweggründen innig verschmolzen waren, so ist es auch unzweifelhaft, daß längst der Schwedenkönig in der Erhaltung des evangelischen Glaubens in Deutschland auch für Schweden eine Lebensbedingung erkannte und entschlossen war, sich dieser Aufgabe auch mit dem Herzen zu widmen. Auch konnten ja die deutschen Protestanten gegen die katholischen Unterdrücker keinen besseren Helfer finden, als ihn. Das Auftreten des 36jährigen Herrschers schien die Wiederkehr besserer Zeiten zu gewährleisten.

Gustav Adolf, der würdige Enkel Gustav Wasas, war am 19. Dezember 1594 geboren. Schon als Knabe zeigte er die glänzendste Begabung für alle Zweige des Wissens, seine Neigung wandte sich aber vornehmlich dem Kriegswesen zu. Er kannte keine größere Lust, als den Erzählungen der fremden Offiziere zu lauschen, die am schwedischen Hofe verkehrten. Der Sekretär der Reichskanzlei, Johann Skytte, ein vielerfahrener, weitgereister Mann, unterwies den Prinzen in allen Anforderungen der Regierungskunst; ein Brandenburger, Helmer von Mörner, unterstützte Skytte in seiner hohen Aufgabe, der Franzose Graf de la Gardie führte ihn in die Kriegswissenschaft ein. Den Krieg in seiner wahren Gestalt sah er schon als sechsjähriger Knabe in Finnland; als er das sechzehnte Lebensjahr erreicht hatte, durfte er sich auf dem schwedisch-dänischen Kriegsschauplatz die Sporen verdienen. Zu den Beratungen des Staatsrates und den Audienzen der fremden Gesandten war er schon seit seinem zehnten Jahr gezogen worden. Sein Charakter entwickelte sich in ganz eigenartiger Weise: als König war Gustav Adolf verschlossen, strenge, unnahbar, ein Rätsel selbst seiner vertrauteren Umgebung, welche seine Befehle auszuführen pflegte, ohne nach den Gründen zu fragen. Mit Sicherheit erfaßte er die Mittel, die am schnellsten zum Ziele führen. Seine äußere Erscheinung zeichnete ihn aus: an Länge übertraf er die meisten seiner Landsleute; er war breitschultrig, von blondem Haar und weißer Gesichtsfarbe. Und dabei liebte dieser schroffe, abgeschlossene Herr sanfte Musik und einfachen Sang: oft genug saß er da, die Laute in der Hand, um in Tönen zu träumen.

Im Besitze einer durch zweckmäßige Reformen vermehrten Militärmacht, würde Gustav Adolf in die deutschen Dinge schon eher haben eingreifen können, wenn ihn nicht der Krieg mit Sigismund von Polen beschäftigt hätte, der als Wasa Ansprüche auf den schwedischen Thron erhob. Gustav Adolf hatte bereits für das Jahr 1629 eine „deutsche Expedition" geplant, als die Hilfe, welche Wallenstein von Stralsund aus dem Polenkönige zusandte, ihn nötigte,

Digitized by Google

sich auf den polnischen Kriegsschauplatz zu begeben. Schon hatte Johann Sigismund eingesehen, daß er das Feld nicht behaupten könne, da legte sich obendrein Frankreich ins Mittel, um den Frieden herbeizuführen. Richelieu, dem alles daran lag, daß Gustav Adolf die Waffen gegen Österreich kehre, entsandte den Baron Charnacé, welcher am 26. September 1629 zu Altmark bei Stuhm zwischen den Kriegführenden einen Waffenstillstand auf sechs Jahre zu stande brachte.

Nunmehr hatte Gustav Adolf die Hände frei: in einem kriegsatmenden Schriftstück ersuchte er die Stände des Reiches, sein Vorhaben zu unterstützen. Zum erstenmale wies er jetzt, wo er die Seinen zur Beschirmung aller gefährdeten Güter aufruft, auf die Gefahren hin, in denen das Evangelium schwebe. Dennoch spricht er, wie dies seinen Ständen gegenüber freilich erklärlich ist, keineswegs von der Notwendigkeit, das Evangelium in Deutschland wieder aufzurichten, von der Absicht, die Aufhebung des Restitutionsediktes zu erzwingen: nur für des eigenen Vaterlandes Freiheit, Macht und Glauben ruft er sein Volk zu den Waffen. Die Stände billigten das Vorhaben des Königs und bewilligten die zur Kriegführung erforderlichen Steuern und Auflagen.

Dagegen zeigte sich Frankreich wenig bereit, den König thatkräftig zu unterstützen: bis zum Frühling des Jahres 1630 war es noch zu keinem Vertrage gekommen. Auch die Niederländer wahrten, um ihren Handel besorgt, ängstlich die Neutralität; kaum daß sie Aussicht auf Hilfsgelder machten und im geheimen Werbungen in ihrem Lande gestatteten. „Mißgönnt mir der Prinz von Oranien meine Ehre, oder werde ich ihm zu groß?“ äußerte Gustav Adolf unmutig. Christian von Dänemark sah Gustav Adolfs Plänen feindselig zu und ließ rüsten; der einzige Bundesgenosse, auf den der König rechnen konnte, war Bethlen.

Im Mai 1630 war alles zur deutschen Expedition vorbereitet. Trotzdem ließ Gustav Adolf noch einmal Friedensverhandlungen mit dem Kaiser unter dänischer Vermittlung zu Danzig eröffnen. Als sich diese zerschlagen hatten,
1630 wurde die Landung beschlossen. Am 14. Mai nahm der König in einer feierlichen Reichsratssitzung zu Stockholm von seinem Lande Abschied und sprach in rührendster Weise seine Wünsche für das Gedeihen des geliebten Vaterlandes aus. Noch ordnete er drei Bettage an, auf denen Gottes Hilfe für die schwedischen Waffen erfleht werden sollte. Am 27. Juni lichtete die Flotte, deren Abfahrt widriger Wind verzögerte, die Anker. Am 4. Juli landete sie auf der Insel Usedom; Rügen hatte der König schon im April von Stralsund aus besetzt, damit sich dort nicht die Dänen einnisteten.

Der Feind hinderte die Landung nicht, aber Gustav Adolf befand sich doch in schlimmer Lage, da es an Lebensmitteln völlig gebrach. Das evangelische Deutschland rührte sich nicht, nur Stralsund feierte die Ankunft des Königs durch ein Fest und ein Tedeum. So mußte der König von vornherein energisch auftreten, um seine Lage zu sichern. Durch einen kühnen

Digitized by Google

Guſtav Adolfs Landung.

Von einem gleichzeitigen fliegenden Blatte.

Vormarſch auf Stettin nötigte er zunächſt den Herzog Bogislaus von Pommern, der eben noch Wallenſtein ſeiner kaiſerlichen Geſinnung verſichert hatte, zu einem Bündnis. Von Stettin breitete ſich Guſtav Adolf nach Vor- und Hinterpommern aus: die wichtigſten Plätze, wie Anklam und Stolp, überließ ihm das kopfloſe öſterreichiſche Kommando ohne Kampf.

In dieſer Zeit vollzog ſich aber ein Ereignis, welches von den verhängnisvollſten Folgen begleitet war. Der vertriebene Adminiſtrator von Magdeburg, Chriſtian Wilhelm, war in die Stadt zurückgekehrt, welche der ſchwediſche Agent Stalmann zum Anſchluß an Guſtav Adolf bewog. Am 6. Auguſt nahm der Adminiſtrator von dem Erzſtift wieder Beſitz, begann Werbungen und die Vertreibung der Kaiſerlichen. Aber ſeine Streitkraft war noch zu ſchwach, der Aufſtand verfrüht. Guſtav Adolf war damit wenig zufrieden, ſandte aber den Oberſten Dietrich von Falkenberg nach Magdeburg, um den Adminiſtrator bei gutem Mute zu erhalten. Der Magdeburger Aufſtand ſollte ihm ſeine Operationen an der Küſte erleichtern.

An die Stelle des Chriſtian Wilhelm war im Jahr 1625 Johann Georgs elfjähriger Sohn Auguſt berufen; der Kaiſer drängte aber im Jahr 1629 dem Erzherzog Leopold das Erzſtift auf, und die Gegenreformation wurde im Erzſtift durchgeführt. In der Stadt Magdeburg beſtanden zwei Parteien: die eine, zu der ſich namentlich die Geſellſchaft der „Dingebankbrüder“ und der gemeine Mann hielt, war ſchon 1625 den Kaiſerlichen und der Liga feindſelig; die regierende Partei des Rates aber empfahl Neutralität. Als das Reſtitutionsedikt erſchien, widerſetzte ſich die Stadt. Wallenſtein belagerte ſie, wie erwähnt, hob aber gegen eine Zahlung von 10000 Thalern am 27. Sep-

tember 1629 die Belagerung auf. Mit Hilfe der Hanseſtädte wurde der verhaßte alte Rat im Februar abgeſetzt; da aber ſeine Amtsnachfolger den verhafteten Führer der Oppoſition, Oberſten Schneidewin, nicht in Freiheit ſetzten, beſchloß ſein Anhang, den Adminiſtrator zurückzurufen, mit dem Guſtav Adolf ſchon früher in Verbindung getreten war.

Um der Elbe näher zu kommen, machte Guſtav Adolf zunächſt einen Zug nach Mecklenburg, erzwang den Eingang durch den Ribnitzer Paß und ermahnte die Lande, zu ihrer alten Obrigkeit zurückzukehren. Dann wandte er ſich nach Pommern, um den Kaiſerlichen eine Feldſchlacht anzubieten. Zwar kam es dazu nicht, aber in einem glänzenden Winterfeldzuge vertrieb er den Feind und befreite das ganze Oderland. Jetzt brachte man dem „Helden aus Mitternacht" den erſten Jubel dar, jetzt nannte man ihn Guſtav den Großen. In Augsburg „hing man die Mäuler"; ſchon zitterte Wien.

Dennoch war eine wirklich ernſte Gefahr nur zu beſorgen, wenn Guſtav Adolf erreichte, was ihm bisher noch nicht gelungen war, den offnen Anſchluß von Sachſen und Brandenburg. Guſtav Adolf hatte auf die Sympathien der norddeutſchen Fürſten zählen zu können gemeint, aber er hatte ſie zu hoch taxiert; private Rückſichten und Ängſtlichkeit, nicht aber die nationale Wohlfahrt und die eigene Ehre beſtimmten ihr Handeln. Wohl hatte Johann Georg in der Reſtitutionsſache dem Kaiſer Widerſtand geleiſtet und ſich zu Beſchwerden erdreiſtet, auf die man aber mit Recht keine Rückſicht nahm. Alle Verſuche Guſtav Adolfs, den Schwächling zu einer Parteinahme für die evangeliſche Sache zu bringen, blieben vergeblich. Nicht beſſer ſtand es mit Brandenburg. Konnte man es dem Kurfürſten auch nicht verdenken, daß er von Guſtav Adolf die Zuſicherung verlangte, daß er in Brandenburg und Pommern keine Eroberungen machen wolle, ſo war die Gegenforderung des Königs, Georg Wilhelm ſolle ſich mit ihm verbinden, ebenſo gerechtfertigt.

Anderſeits war es vom Kaiſer eine ſtarke Zumutung an den ſächſiſchen Kurfürſten, ihm mit Geld und Truppen gegen die Schweden zu helfen. Johann Georg beantwortete das Anſinnen mit der Eröffnung, er werde eine Verſammlung ſeiner evangeliſchen Mitſtände berufen. Wirklich lud er ſie am 29. Dezember 1630 zu einem Tage nach Leipzig ein (6. Februar 1631). Auch Guſtav Adolfs Siege in Pommern konnten weder Georg Wilhelm, noch Johann Georg umſtimmen. Wenigſtens franzöſiſchen Beiſtand erhielt Guſtav Adolf durch den Vertrag von Bärwalde (23. Januar 1531) zugeſichert.

Bis jetzt hatte Tilly, der an der Weſer ſtand, nichts gethan, um die Fortſchritte der Schweden zu hindern, ſondern auf Verſtärkungen gewartet. Im Dezember 1630 erſt brach er auf und näherte ſich langſam der Mark und Mecklenburg. Bevor er ankam, eroberte Guſtav Adolf Demmin und Kolberg (Februar und März); dann aber gelang es Tilly, Neubrandenburg einzunehmen, deſſen Sicherung der König verſäumt hatte. Im mörderiſchen Kampfe erlag die ſchwediſche Beſatzung; nur wenige Offiziere, unter ihnen der tapfere Kommandant Knyphauſen, entkamen. Die Stadt wurde aufs ſchändlichſte ausgeplündert.

Digitized by Google

Da Tilly den Sieg trotzdem nicht auszunutzen wagte und auf die Vorstellungen Pappenheims, der jetzt Magdeburg belagerte, von seinem Kurfürsten angewiesen ward, gleichfalls dorthin abzurücken, bekam Gustav Adolf Gelegenheit, die Niederlage von Neubrandenburg zu vergelten. Am 13. April nahm 1631
er Frankfurt an der Oder, machte reiche Beute, 1000 Gefangene und ließ — was sich nicht rechtfertigen läßt — die unschuldige Stadt gleichfalls ausplündern. Als er kurz darauf auch Landsberg a. W. einnahm, geriet das katholische Deutschland in die größte Furcht. Für die Evangelischen kamen beide Siege zu spät: der Leipziger Konvent war schon am 12. April geschlossen worden. Man hatte sich nur zu dem Projekt einer Kriegsverfassung und einer Beschwerdeschrift an den Kaiser ermannt: in katholischen Kreisen hatte man nur Spott für diese waffenklirrende Ohnmacht.

Ein Spottlied beginnt: „Ach die armen lutherischen Hündlein halten zu Leipzig ein Konventlein! Wer war dabei? Anderthalb Fürstlein. Was wollen sie machen? Ein kleines Krieglein. Wer soll ihn führen? Das schwedische Königlein" u. s. w.

Da sich Tilly nach Magdeburg gewendet hatte, durfte Gustav Adolf mit dem Entsatz nicht länger säumen und auf die Bedenken Georg Wilhelms Rücksicht nehmen. Er verlangte die Einräumung der Festungen von Küstrin und Spandau, die er nicht unbesetzt in seinem Rücken liegen lassen dürfe, und eine „Totalkonjunktion". Durch Androhung von Gewalt erst erlangte der König das Gewünschte auf einer persönlichen Zusammenkunft im Berliner Schlosse (13. Mai); der Kurfürst beeilte sich, den gethanen Schritt beim Kaiser demütigst zu entschuldigen.

Zum Unglück für Magdeburg wies aber der sächsische Kurfürst den Anschluß an Schweden jetzt unumwunden zurück. Gustav Adolf erklärte feierlich, es sei Sachsens Schuld, wenn Magdeburg fiele; zwingende militärische Gründe hielten ihn ab, den Vormarsch fortzusetzen. Er sicherte sich eine feste Position an der Oder; am 20. Mai fiel Magdeburg in die Hand des unbarmherzigen Siegers und seiner zügellosen Soldateska.

20. Der Fall Magdeburgs (20. Mai 1631).

Je weiter Gustav Adolfs Ankunft sich verzögerte, desto ängstlicher war die Magdeburger Bürgerschaft geworden, besonders seit die Kaiserlichen die wichtigsten Außenwerke und die starke Zollschanze erobert hatten. Der Kommandant Dietrich von Falkenberg konnte nicht verhindern, daß Unterhandlungen mit Tilly angeknüpft wurden. Der ligistische Feldherr, für den alles darauf ankam, die Stadt zu gewinnen, ehe Gustav Adolf herankam, benutzte diese Unterhandlungen, um die Magdeburger zu täuschen. Am 19. Mai 1631
stellte er sein Ultimatum: die Bürgerschaft sollte zwischen der Übergabe und den Greueln der Erstürmung wählen. Tilly ließ seine Kanonen schweigen,

Digitized by Google

die Geschütze aus der Sudenburg abfahren. Vielleicht hat er einen Augenblick wirklich geschwankt, ob er abziehen solle, aber Verräter aus der Stadt meldeten ihm, daß der rechte Moment gekommen sei, und seine Generale erinnerten ihn, daß ein Sturm in der Morgenfrühe ihm die günstigsten Aussichten böte: so sei auch Maestricht an einem Morgen erstürmt worden. Noch war in Magdeburg der Rat zu Besprechungen versammelt, — es war um 4 Uhr früh am 20. Mai — da wurde gemeldet, daß sich allenthalben der Feind sehen lasse. Falkenberg überzeugte sich durch einen Rundgang auf den Wällen, daß alles in Ordnung und wohlbedacht sei, wandte sich dann mit einer Rede an den Rat — da blies der Wächter auf St. Johannis Sturm. Man sah von dort die weiße Kriegsfahne wehen. Wirklich war der Feind in der Stadt: ein Teil der Besatzung hatte sich um 5 Uhr morgens, der Gewohnheit gemäß, von den Posten wegbegeben. Pappenheim war der erste in der Stadt: an zwei Stellen drang er ein. Falkenberg warf sich auf sein Pferd und führte das Regiment Trost gegen den Feind, den er aus den Straßen zurückzudrängen begann. In diesem Augenblick, wie es scheint, gab Pappenheim den Befehl, einige Häuser anzuzünden, um seine Gegner in Verwirrung, vom Kampf zum Löschen zu bringen. Der wachsenden Übermacht kann Falkenberg nicht lange widerstehen: er fällt im Kampf. Bald waren die Kaiserlichen völlig Meister der Stadt: das Plündern und Rauben, das Morden und Schänden nahm seinen grausigen Anfang. Maßlos, unmenschlich ward gewütet.

Während die entfesselte Soldateska in Straßen und Häusern sich für so viel ruhmlose Tage entschädigte, brach ein Brand aus, der von plötzlich sich erhebendem Winde genährt, fast die ganze stolze Stadt verwüsten sollte. Wer den Brand verschuldet, — schon damals wurden die widersprechendsten Meinungen laut — man muß eingestehen, daß sich die Wahrheit nicht hat ermitteln lassen.*) Aber die furchtbare Thatsache steht fest: als Tilly am vierten Tage nach der Erstürmung einzog und in dem Dom das Tedeum anstimmen ließ, waren außer dieser Kirche, dem Liebfrauenkloster, nur noch einige ärmliche Häuser, großenteils Fischerhütten, übrig.

Ist man auch jetzt davon zurückgekommen, die Zerstörung der Stadt Tilly zur Last zu legen, so muß er für die Greuelthaten seiner Soldaten, die er nicht zu zügeln vermochte, in vollem Maße verantwortlich gemacht werden. Jedenfalls läßt sein an den Kaiser geschickter Bericht — „seit Trojas und Jerusalems Fall habe es wohl keine solche Zerstörung gegeben; er hätte gewünscht, dero kaiserliche Frauenzimmer selbst zu Zuschauern zu haben" — nicht die Spur eines Mitleids mit dem Geschick der unglücklichen Stadt, sondern nur die hohe Genugthuung erkennen, die er über den Fall dieser Vormauer des Protestantismus empfand.

*) Neuerdings hat Rob. Volkholz (die Zerstörung Magdeburgs im Lichte der neuesten Forschung, Magdeburg 1892.) auf Grund genauen Aktenmaterials mit hoher Wahrscheinlichkeit Pappenheim als den Anstifter des Brandes erwiesen, der, wenn auch keine planmäßige Verbrennung der Stadt beabsichtigt, doch mit seinen Pechkränzen den Verzweiflungskampf der Bürger zu dämpfen keinen Augenblick geschwankt habe.

Digitized by Google

image
not
available

image
not
available

UNIV. OF

nen zu Frankfurt a. M. 1637.

Im Waſſer überſchreiten, um ſich dem Sturm auf die Zollſchanze anzuſchließen.

Digitized by Google

„Waare Abbildung Ihrer Excellenz Herrn Generals Joh. von Tſerclaes, Reichsgrafen / vnd Freyherrn von Tilly vnd Marbais / ꝛc.“

Wer kan wider Gott

Tillys Reiterbildnis, im Hintergrunde die Belagerung von Magdeburg.
Kupferſtich von einem gleichzeitigen fliegenden Blatt, Tillys Niederlage bei Breitenfeld behandelnd.

Digitized by Google

Die Katholiken jauchzten auf, und in höhnendem Jubel sang man: „Vor Jahren hat die alte Magd dem Kaiser einen Tanz versagt. Jetzt tanzt sie mit dem alten Knecht; so geschieht dem stolzen Mädchen Recht."

Die Entmutigung der Evangelischen war außerordentlich: allenthalben fürchteten die Bürgerschaften, daß auch bei ihnen „das magdeburgische Trauerspiel aufgeführt werden möchte." Aber die allgemeine Stimmung wandte sich auch gegen Gustav Adolf, der die Rettung versäumt habe, und die Jesuiten steigerten diese Anklage dahin, daß der Schwedenkönig den Fall der Stadt absichtlich habe geschehen lassen. Gustav Adolf sah sich genötigt, in einer förmlichen „Apologie" zu erweisen, daß die wahrhaft und einzig Schuldigen die zaghaften Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg gewesen seien.

Auch in neuerer Zeit hat eine leidenschaftliche und parteiische Geschichtschreibung die jesuitische Anklage wiederholt, wiewohl der Einfältigste begreift, daß Gustav Adolf darnach trachten mußte, für seine ferneren Unternehmungen die wichtige Elbstadt unversehrt in seinen Besitz zu bringen.

Auch nach dem Falle von Magdeburg hätte der Brandenburger sich gern einer engeren Verbindung mit Gustav Adolf entzogen; aber die Besorgnis, daß die Kaiserlichen nach dem Abmarsch der Schweden ihn für sein schwächliches Benehmen strafen würden, bewog ihn, neben den verhüllten Drohungen des Königs, endlich ihm die Festungen und Pässe seines Landes zu öffnen (22. Juni).

Bei einer Festlichkeit, mit der das Einverständnis der beiden Schwäger in Berlin gefeiert wurde, war zuerst von einer Verlobung des Kurprinzen Friedrich Wilhelm mit Gustav Adolfs Tochter Christine die Rede.

21. Die Schlacht bei Breitenfeld. Gustav Adolf und Wallenstein.

Zum größten Verdrusse des thatkräftigen Pappenheim that Tilly nichts, den Erfolg von Magdeburg auszunutzen; vielmehr erwirkte er die Erlaubnis, sich aus dem ausgesogenen Erzstift nach Thüringen und Hessen zu begeben, wo er sich verproviantieren und Verstärkungen an sich ziehen wollte.

Gustav Adolf dagegen beschloß eine Stellung zu wählen, die zum Angriff und zur Verteidigung gleich geeignet sei: bei Werben fand er sie; nach einem einmaligen Versuch auf das befestigte Lager erkannte Tilly, der sein Unternehmen gegen Hessen aufgegeben, daß sein Gegner hier unangreifbar sei. Bei Gustav Adolf fanden sich als neue Helfer Bernhard von Weimar und der ritterliche Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel ein, der schon 1630 mit dem Schwedenkönige Verhandlungen angeknüpft hatte. Jetzt kam es zu einem förmlichen Bündnis, kraft dessen der Landgraf 10000 Mann ins Feld zu stellen versprach. Wichtiger war, daß jetzt auch Kursachsen wohl oder übel bei Schweden Schutz und Beistand suchen mußte. Noch immer hatte Johann Georg mit dem Kaiser verhandelt, den der Leipziger Konvent doch etwas betroffen machte; nach der Einnahme von Magdeburg aber glaubte man, mit Sachsen weniger Umstände machen zu dürfen, und dringend forderte Tilly den Anschluß an den Kaiser. An allen Grenzen Sachsens sammelten sich

Digitized by Google

Tillyſche Depoſition Nahe bey der Hohen Schul Leipzig/Depoſitore Langen Frizio.

O Langer Fritz verzeih dirs gott,
Daß du mich faſt geſchlagen todt.

Als Tilly zur Flucht fortgeriſſen wurde, bemerkte ihn ein Offizier vom (ſchwediſchen) Regiment des Rheingrafen, wegen ſeiner Größe der „lange Fritz" genannt. Er ſuchte Tilly um jeden Preis lebendig zu fangen, ergriff den Alten bei den Kleidern und verſetzte ihm mit dem Piſtolenkolben Schlag für Schlag auf den Kopf. Schon war Tilly nahe daran ſich zu ergeben, als der Herzog von Lauenburg die Gefahr bemerkte und den langen Fritz vom Pferde ſchoß. — Fliegendes Blatt mit Unterſchrift Anno VVIe MagDenbVrg Von GOtt VVar geroChen. (Das Chronogramm gibt die Zahl 1631.)

gewaltige kaiserliche Streitkräfte. Da wählte Tilly, um einen letzten entscheidenden Druck auf Johann Georg auszuüben, ein verkehrtes Mittel: am
1631 5. September rückte er von Halle aus in Kursachsen ein. Er trieb damit den immer noch schwankenden Kurfürsten geradezu in die Arme Gustav Adolfs. Am 11. September schloß er mit ihm ab; beide Herrscher versprachen einander, vereint zu stehen oder zu fallen.

Gustav Adolf hatte in der sicheren Voraussicht dieses Erfolges sein Heer möglichst nahe an die sächsische Grenze geschoben, nun erhielten seine Truppen schleunigst den Marschbefehl. In der Nähe von Düben traf er am 15. September mit Johann Georg zusammen; wechselseitig hielt man Musterung über die Heere: jetzt stimmte der sächsische Kurfürst für eine offene Feldschlacht als das beste Mittel, den Feind aus dem Lande zu schaffen. Seinen letzten Erfolg errang Tilly am 16. September, wo er Leipzig zu einer ungeheuren Kontribution zwang; da ward ihm der Anmarsch der Feinde gemeldet. Am 17. September kam es bei Breitenfeld, nahe bei Leipzig, zum Entscheidungskampf, bei dem sich das glänzende Feldherrngeschick Gustav Adolfs bekundete und die von ihm erfundenen militärischen Reformen den Sieg gewinnen halfen.

Die Kaiserlichen hatten anfangs den Vorteil der Stellung, durch eine Bewegung nach rechts wurde er ihnen von Gustav Adolf zur Hälfte abgewonnen. Aber dennoch war der Beginn der Schlacht für die Evangelischen ungünstig. Mit voller Wucht warf sich Tilly auf die neugeworbene sächsische Mannschaft des linken Flügels: sie hielt nicht stand, scharenweise lief das Fußvolk davon, der Kurfürst wurde in die Flucht gerissen; die Schlacht sei verloren, sprengten die Sachsen aus. Die Niederlage der Sachsen gefährdete wirklich den linken Flügel Gustav Adolfs; da ließ ihn dieser eine Frontveränderung machen und durch die Brigaden Hebron und Vitzthum aus dem zweiten Treffen verstärken. Die ostgotischen Reiter, untermischt mit Musketierabteilungen, die ein rasendes Feuer eröffneten, brachen endlich die spanischen Bataillone. Der Sieg war ein vollständiger; außer vielen Tausend Toten und Gefangenen hatte Tilly fast seine sämtliche Artillerie und neunzig Fahnen eingebüßt und, was bedeutungsvoller war, den Ruf der Unbesiegbarkeit verloren. Er floh, zweimal verwundet und persönlich durch einen kühnen deutschen Offizier im Regiment Rheingraf, „der lange Fritz" genannt, mit höchster Gefahr der Gefangenschaft bedroht, und gelangte am andren Morgen mit nur 600 Mann nach Halle.

Jetzt war Gustav Adolf populär: man prägte auf ihn Medaillen, die man an Ketten um den Hals trug; man besang auch das „sächsische Konfekt", das auf einem „starken Tisch in einem breiten Felde" Tilly und seinen Konfektnäschern dargeboten sei.

Infolge der Schlacht war man in Wien geneigt, Tilly durch Wallenstein zu ersetzen. Aber man stieß bei ihm auf unvermuteten Widerstand.

Dem Kaiser war das unerklärlich, denn er hatte dem gestürzten Generalissimus noch immer Beweise seiner Hochachtung gegeben, auch auf seine Empfehlung Pappenheim zum Feldmarschall gemacht. Aber seit geraumer Zeit verhandelte Gustav Adolf mit dem Friedländer, auf dessen Rachegefühl er rechnete. Der sächsische Feldmarschall Arnim, einst selbst in Wallensteins Diensten, Graf Terzka, des Friedländers Schwager, die böhmischen Flüchtlinge Graf Thurn und Jaroslaw Sesina Raschin, bildeten die Vertrauens- und Mittelspersonen. Gustav Adolf bot Wallenstein die Stelle eines Vicekönigs von Böhmen an: zur Zeit der Schlacht bei Breitenfeld war Wallenstein bereit, auf Wien zu marschieren, sobald der König 12000 Mann nach Böhmen entsendet haben würde.

Digitized by Google

Leipzig
Meridi.
Occid.
Oriens
Sept.

Satiriſches fliegendes Blatt auf die Schlacht bei Breitenfeld. Der „Löwe aus Norden“ durchbricht die von den Jeſuiten um Kurſachſen gezogenen Netze. Im Hintergrunde Leipzig. Gedruckt im Jahr 1632.

Auf Wallensteins Übertritt baute Gustav Adolf einen Teil seines Kriegsplanes. Die noch ungeübte sächsische Armee schickte er nach Böhmen, dessen Bevölkerung sich voraussichtlich zu neuem Aufstande erhob. Dann sollte Wallenstein den allgemeinen Oberbefehl übernehmen und in die österreichischen Erblande einfallen. Auf diese Weise wurde auch der Kurfürst von Sachsen in unversöhnliche Feindschaft mit dem Kaiser verwickelt. Die Eroberung Böhmens gelang ohne Mühe, Wallensteins Besitzungen wurden sorglich geschont.

Der König selbst beschloß, den Krieg nach Süddeutschland zu tragen; über den Thüringer Wald nach Franken gegen die geistlichen Stifter am Main zu marschieren: das war der Zug „längs der Pfaffengasse".

22. Der Zug durch die Pfaffengasse. Gustav Adolf in Mainz und Frankfurt (1631).

Zunächst wandte sich Gustav Adolf nach dem kurmainzischen Erfurt, wo er ein Bündnis mit den herzoglichen Brüdern von Weimar schloß. Von da brach er Anfang Oktober auf; allen Widerstand brach er siegreich, selbst der für uneinnehmbar gehaltene Frauenberg, die Würzburger Citadelle, wurde kühn erstürmt. Wohl oder übel mußten sich auch die evangelischen Fürsten und Stände des fränkischen Kreises zu einem Vertrage mit dem König bequemen, der ihnen Schutz versprach, aber auch schwere Leistungen auferlegte. In den ehedem geistlichen Gebieten wurde eine „königliche Landesregierung des Herzogtums Franken" eingesetzt, doch verschenkte der König viele geistliche Güter an seine Offiziere. Dann forderte Gustav Adolf die drei geistlichen Kurfürsten auf, sich mit ihm in Güte zu verständigen, Kontributionen und Religionsfreiheit zu gewähren; andernfalls drohte er, sie mit Feuer und Schwert heimzusuchen.

Tilly, der nach seiner Niederlage nur auf einem großen Umwege wieder in die Nähe der Schweden gelangt war, gab die Mainlinie preis, und so konnte Gustav Adolf mühelos Frankfurt einnehmen und die Belagerung von Mainz beginnen. Er isolierte es planmäßig: im Dezember wußte es sich ergeben, nachdem vorher auch Oppenheim gefallen war, wobei Gustav Adolf, sehr gegen seinen Wunsch, es mit Spaniern zu thun gehabt hatte. Denn einem Kampfe mit den spanischen Habsburgern wollte er womöglich aus dem Wege gehen. Mit der Einnahme von Mainz war eine Kette glänzender Ereignisse geschlossen. Nach unsäglicher, mühevoller Arbeit ward dem Kriegsmann Erholung und Überfluß zu teil. Fast war zu fürchten, daß dem unverweichlichten Sinn der rauhen Nordländer das reiche Mainland zum Capua werden möchte.

Stolzer hat kaum jemals ein deutscher Kaiser Hof gehalten, als Gustav
1631 Adolf im Winter von 1631 auf 1632 zu Mainz und Frankfurt. Von allen

Digitized by Google

Seiten strömten Gesandte herbei; deutsche Fürsten fanden sich ein. Auch der Pfalzgraf kam, um bei dem Kriegsgewaltigen seine Wiedereinsetzung zu beantragen. Er wurde mit ausgesuchter Höflichkeit behandelt, aber Gustav Adolf ließ sich nicht einmal zu Versprechungen herbei.

Nun erschien in Mainz auch der französische Gesandte Charnacé mit einem Antrage, welcher den König um einen guten Teil seiner Vorteile zu bringen bezweckte. Es war nicht nach Richelieus Geschmack, daß Gustav Adolf statt in die kaiserlichen Erblande, in das Gebiet der Liga eingerückt war. Er bewog daher die Fürsten dieses Bundes, den Schweden für die Zukunft völlige Neutralität anzubieten, und machte ihnen auf äußerst günstige Bedingungen Aussicht. Um Frankreich nicht zu beleidigen, ließ sich Gustav Adolf die Anknüpfung der Verhandlungen gefallen, stellte aber solche Bedingungen, daß die Ligisten sie schlechterdings nicht annehmen konnten. Aber von seinem Standpunkte aus hatte er recht: wenn das Abkommen mit der Liga ihn nicht in den Stand setzte, das Haus Habsburg zu einem allgemeinen Frieden zu zwingen, war es nur schädlich; mochte das Schwert noch einmal entscheiden!

---

23. Wallensteins zweites Generalat. Schlacht bei Lützen. Gustav Adolfs Tod (16. November 1632).

So peinlich auch die Lage des Kaisers war, — erklärte doch selbst der Papst, daß er den gegenwärtigen Kampf für keinen Religionskrieg halte, da Gustav Adolf jeden bei seiner Religion schütze — so leuchtete ihm doch noch im Dezember des Jahres 1631 ein Hoffnungsstrahl entgegen. Zwischen Wallenstein und Gustav Adolf war es zu keiner Verständigung gekommen: einer mißtraute dem andern. Als sich der Kaiser nun in Böhmen durch die Sachsen bedroht sah, wünschte er sich zunächst dieser Gegner zu entledigen und ließ durch den charakterlosen Arnim mit Wallenstein (Ende November) Verhandlungen anknüpfen. Auf wiederholtes Drängen versprach er am 31. Dezember, ein neues Heer zu schaffen und den Oberbefehl auf drei Monate zu übernehmen. Wenn sein beleidigter Ehrgeiz trotzdem noch auf Rache sann, er sollte sie bald in vollem Maße kühlen. Am 15. April 1632 wurde Tilly, 1632
als er dem Schwedenkönig bei Rain den Übergang über den Lech streitig machen wollte, aufs Haupt geschlagen: Tilly starb an seinen Wunden, das Heer der Liga war vernichtet, Maximilian von Bayern ein Flüchtling im eigenen Lande!

Gustav Adolf war im März wieder nach Franken aufgebrochen, wo sein Feldmarschall Horn Bamberg verloren hatte. Nach einem triumphierenden Einzug in Nürnberg hatte er die Donau bei Donauwörth überschritten und beim weiteren Vormarsch nach Ulm den Kampf herbeigeführt.

Noch ohne Kenntnis von diesem neuen Unheil hatte der Kaiser dem Herzog von Friedland in dessen Feldlager zu Znaim Bedingungen zugestanden, welche nie zuvor ein Herrscher seinem Feldherrn bewilligt, und die in ihrer Maßlosigkeit für den Kaiser und den Generalissimus gleich verhängnisvoll werden mußten.

Digitized by Google

Er erhielt den Oberbefehl auf Lebenszeit, das oberſte Konfiskations- und Begnadigungsrecht, nach Occupation der Reichsländer die Oberlehnsherrlichkeit im Reiche, die Zuſicherung eines öſterreichiſchen Erblandes. Außerdem zahlte der Kaiſer 400 000 Thaler, welche Wallenſtein der böhmiſchen Kammer von ſeinen Güterkäufen noch ſchuldete, beſtätigte das Beſitzrecht an Mecklenburg und räumte ihm pfandweiſe das Fürſtentum Glogau ein.

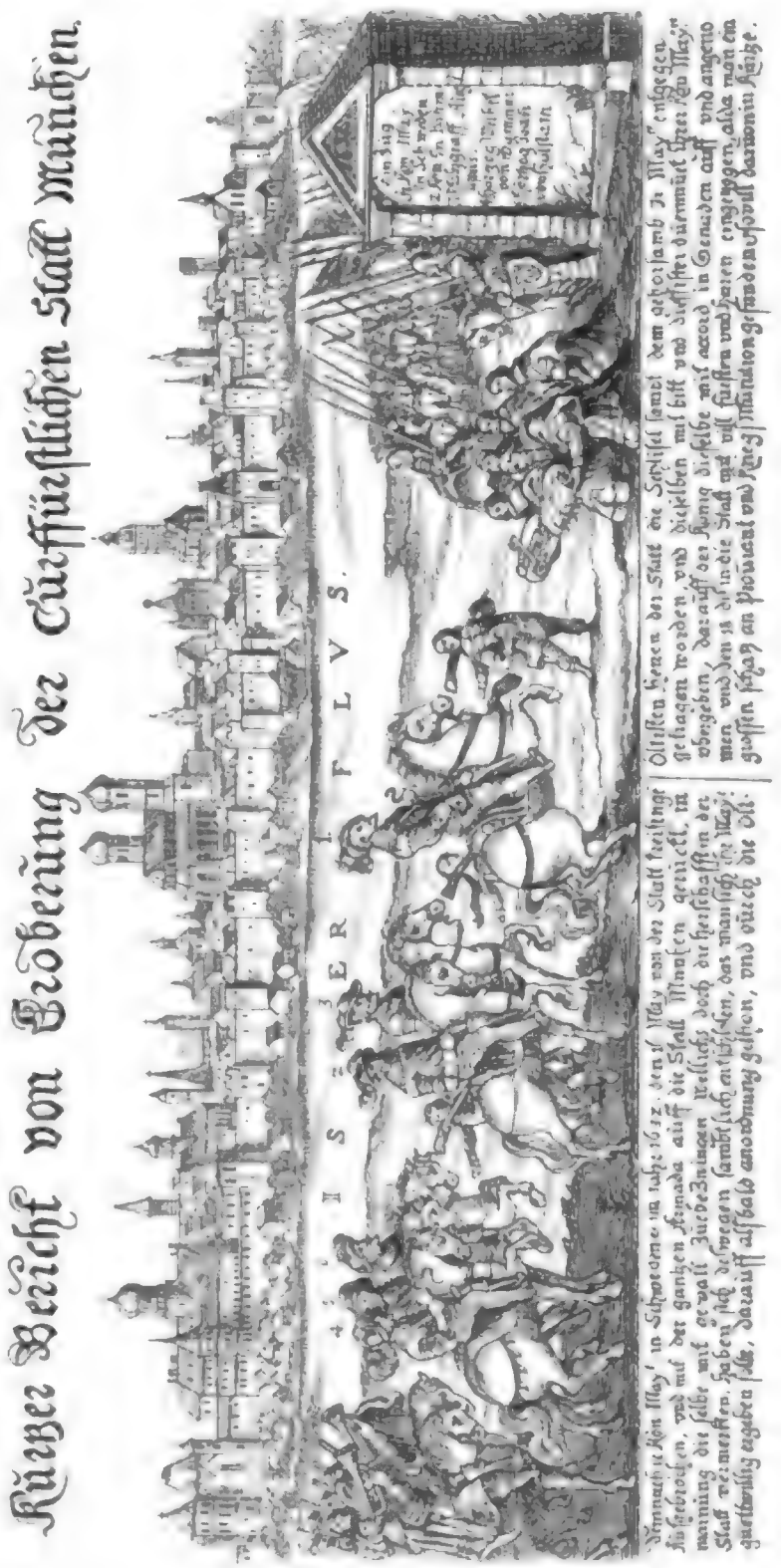
Während Wallenſtein den Feldzug in Böhmen begann und die Sachſen ohne viel Blutvergießen verdrängte, — galt es doch, den ſchwankenden Kurfürſten wieder ganz auf die kaiſerliche Seite zu ziehen — hatte er die Genugthuung zu vernehmen, wie das Land des verhaßten Maximilian dem ſiegreichen Schwedenkönig zur Beute ward. Zur großen Freude der Evangeliſchen zog dieſer in Augsburg ein, dann wandte er ſich wieder nordwärts zur Donau,

AUGUSTA ANGUSTIATA, A DEO PER DEUM LIBERATA.
Teutſch: Geängſtigt ward Augſpurg die Stadt: Gott durch Gott jhr geholffen hat.

Fliegendes Blatt auf Guſtav Adolfs Einzug in Augsburg. Gedruckt im Jahr 1632.

um Ingolſtadt zu belagern; Maximilian zog ſich nach Regensburg zurück, um ſich mit Wallenſtein zu vereinigen.

Da der Friedländer aber nur mit 20 000 Mann anrückte, mußte Gustav Adolf fürchten, daß der Kurfürst von Sachsen sich durch die in Böhmen zurückgelassenen Streitkräfte einschüchtern lassen möchte. Daher beschloß er ein Unternehmen, zu dessen Bekämpfung Wallenstein seiner ganzen Armee bedurft hätte: er gab die Belagerung auf und marschierte auf München los. Wohl nahm er die geängstigte, von ihrem Landesfürsten schmählich preisgegebene Stadt ein, erbeutete daselbst auch die dort vergrabenen Geschütze, wahre Prachtstücke, wie die „Schalmei“ und die „Bayerin“, aber das war nur ein vorübergehender Erfolg. Er mußte sich nach den oberschwäbischen Gegenden wenden, in denen seine Schweden durch einen förmlichen Volkskrieg bedroht waren. Aus Sachsen kamen überdies die übelsten Nachrichten in Betreff des Kurfürsten, der nicht allein selbst abzufallen drohte, sondern auch den Versuch gemacht hatte, Brandenburg zum Aufgeben des Bündnisses mit Schweden zu bewegen. Gustav Adolf hielt es für das Beste, mit einem aus-



Gustav Adolfs Einzug in München. (Gleichzeitiges fliegendes Blatt.)

Digitized by Google

erlesenen Heere selbst nach Sachsen zu eilen und den Wankenden zu stützen, und zog nordwärts, zuvörderst nach Nürnberg. Hier fand er Gelegenheit, seine Ansichten über die Zukunft und seine eigenen Absichten offen darzulegen. Er gedachte die geistlichen Stifter womöglich zu behalten, im Reiche aber eine festorganisierte Vereinigung aller Evangelischen (Corpus Evangelicorum) zu begründen, deren Führung er selber zu übernehmen wünschte.

Ehe er nun seinen Plan ausführte, über Koburg nach Sachsen zu gehen, erfuhr er, daß Maximilian auf Weiden marschiere, um sich mit Wallenstein zu vereinigen. Diese Vereinigung vermochte er aber nicht mehr zu hindern, und merkwürdig, sowie er Wallenstein sich gegenüber wußte, wurde er in seinen Entschließungen unsicher.

Endlich beschloß er, bei Nürnberg ein festes Lager zu beziehen, die weiteren Operationen des Feindes abzuwarten und all seine Heere hier zu versammeln. Ihm gegenüber, auf dem linken Ufer der Regnitz, zwischen Fürth und Stein, schlug Wallenstein, dessen Heer nach der Vereinigung mit den bayrischen Truppen 60000—80000 Mann zählte, gleichfalls ein wohlbefestigtes Lager auf, in der Absicht, die Schweden auszuhungern. Die „alte Feste" war nebst drei Schanzen an der Nordseite der wichtigste Punkt des Lagers. Wallenstein erreichte seine Absicht vollständig: nachdem Gustav Adolf seine übrigen Truppen an sich gezogen, wurde der Mangel an Lebensmitteln unerträglich; konnte er die Gegner nicht in offener Feldschlacht besiegen, so mußte er die ausgesogene Gegend verlassen und Nürnberg preisgeben. Wallenstein verweigerte hartnäckig den Kampf; es blieb daher nichts übrig, als den
1632 Sturm auf seine furchtbare Position zu unternehmen. Am 4. September machte sich der Schwedenkönig an das Wagnis, und es kam zu einem mörderischen zwölfstündigen Ringen. Aber umsonst war der todverachtende Mut der Schweden, dreimal nahmen sie die alte Feste, dreimal warf sie Aldringer wieder heraus. Endlich gab Gustav Adolf den fruchtlosen Kampf auf; er hatte schwere Einbuße erlitten, und Wallenstein durfte triumphierend dem Kaiser berichten, daß Gustav Adolf bei dieser „Impressa sich die Hörner gewaltig abgestoßen".

Dennoch war der König nicht gewillt, Nürnberg aufzugeben; trotz des äußersten Mangels hielt er sich; denn dieselbe Not beschwerte auch Wallenstein. Es kam darauf an, wer in seinem Lager am längsten aushalten würde. Es war Wallenstein: drei Tage später als sein Gegner (21. September) zog er ab, man vermutete, nach Sachsen. Dies mußte um jeden Preis verhütet werden. Einen Augenblick dachte Gustav Adolf an das einzige Rettungsmittel: er wollte mit dem ganzen Heere die Donau abwärts ziehen und in Österreich einfallen, wo man auf die Sympathien des Landvolkes rechnen durfte. Unbegreiflicherweise ließ der König diesen kühnen Plan fallen, der Wallenstein genötigt haben würde, ihm zu folgen: er zersplitterte seine Streitkräfte zu unbedeutenden Unternehmungen und war nun gezwungen, die Wege zu gehen, die Wallenstein ihm wies.

Digitized by Google

Dieser hatte, unbekümmert um die Maßnahmen seines Gegners, den Marsch nach Sachsen fortgesetzt, in welches eben 10000 Kaiserliche unter Gallas eingefallen waren. Anfang November ergab sich Leipzig dem Friedländer; das ganze Land durchzogen sengend und brennend die berüchtigten Scharen des Obersten Holke. Bei Leipzig vereinigte sich Wallenstein auch mit Pappenheim, der nach seiner Trennung von Tilly im niedersächsischen Kreise einen glänzenden Feldzug gemacht hatte.

Vergebens riet Oxenstierna dem Könige, trotz jener Gefahr für Sachsen den Einfall in Österreich zu machen. Gustav Adolf hielt seine Rückzugslinie nach dem Norden für gefährdet, er bekam von feindseligen Bewegungen Dänemarks Nachricht, die auswärtigen Mächte zeigten sich zurückhaltender, als je zuvor. Auch trieb es ihn wohl, vor Ablauf des Jahres die Niederlage vom 4. September wett zu machen. Er übergab Oxenstierna die Verwaltung von Oberdeutschland, und, von ernsten Ahnungen erfüllt, erteilte er ihm Anweisung, wie es im Falle seines Todes während der Minderjährigkeit seiner Tochter Christina gehalten werden solle.

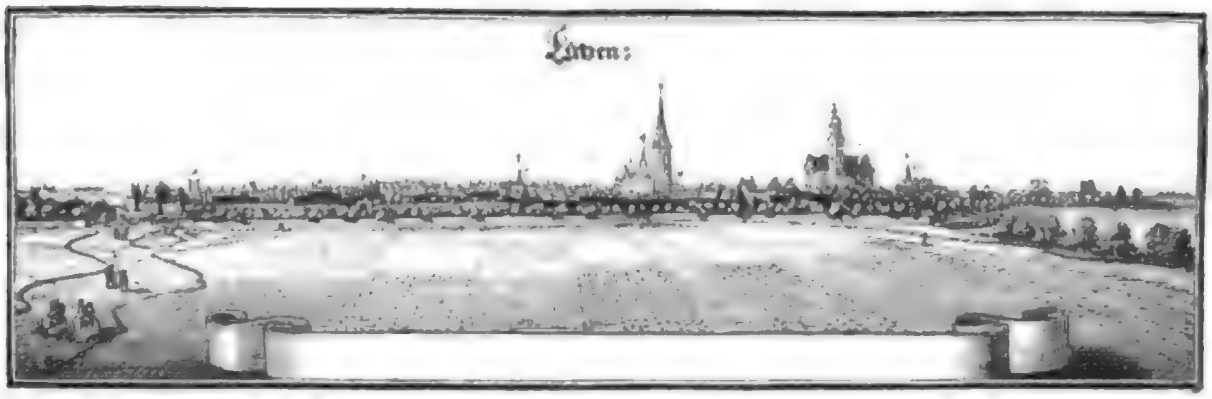
Dann rückte er rastlos über Franken und Thüringen nach Sachsen ab: am 10. November stand er bei Naumburg. Hier gedachte er eine kurze Zeit in einem befestigten Lager zu rasten, bis er alle seine Truppen, auch die sächsische Armee vereinigt hätte. Denn der Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg stand noch an der Elbe, um den Übergang bei Torgau und Wittenberg zu decken; die kursächsischen Truppen befanden sich noch größtenteils in Böhmen.

Alles, was dieser armselige Kurfürst in der Stunde der Entscheidung bot, waren 1500 Mann, zwei Regimenter. Aber noch ehe er Gustav Adolf von dieser hochherzigen Unterstützung in Kenntnis gesetzt hatte, waren die Würfel bereits gefallen.

Wallenstein selbst hatte eigentlich bei der vorgerückten Jahreszeit es schon aufgegeben, eine Feldschlacht zu liefern; Pappenheim war beauftragt, einen Versuch gegen das noch unbesiegte Halle zu machen, dann nach den Wesergegenden abzurücken. Das Hauptheer sollte, um ihm einstweilen nahe zu sein, in der Gegend von Merseburg und Lützen ein Lager beziehen. Als Gustav Adolf am 15. November bemerkte, daß der Feind eine rückgängige Bewegung 1632
von Weißenfels auf Lützen gemacht, brach er mit seinem ganzen Heere von Naumburg auf und hängte sich an die Kaiserlichen.

Seine Absicht war, Wallenstein nach Halle abzudrängen und sich die Verbindung mit dem Kurfürsten zu sichern. Wallenstein sammelte während der Nacht sein Heer bei Lützen und erteilte Pappenheim schleunigst Gegenbefehl: er solle alles stehen und liegen lassen, am 16. November früh müsse er zur Stelle sein. Am Morgen dieses Tages rückten die Schweden gegen Lützen vor; hier, auf der Walstatt großer Völkerschlachten alter und neuer Zeit, kam es zum Zusammenstoß der beiden genialen Heerführer.

Digitized by Google



Ansicht von Lützen, gestochen 1650.

Zuschauer der Schlacht bei Lützen.
Staffagefiguren des Schlachtplans gestochen von Hulsius, aus dem Jahre 1632.

Der Verlauf der Schlacht war einfach, ein zähes Ringen um den Sieg. Die Schweden gingen in zwei Treffen, wie bei Breitenfeld, zum Angriff vor; vor ihrem linken Flügel lag Lützen, der rechte lehnte sich an den Floßgraben. Nördlich von der Straße, die durch Lützen nach Leipzig führt, standen die Kaiserlichen. Gegen Mittag war man aneinander, und nun wogte der Kampf hin und her. Besonders hart ging es auf dem rechten schwedischen Flügel zu, wo Gustav Adolf den Angriff persönlich leitete. Hier wurde der Feind zurückgedrängt; tödlich verwundet fiel Pappenheim, der rechtzeitig eingetroffen war. Schon drangen die Schweden siegreich vor, als ein plötzlich einfallender Nebel den Angriff unsicher machte. Octavio Piccolomini stellte den Kampf wieder her und harrte, mehrfach verwundet, an der Spitze seiner Kavallerieregimenter aus. Als zwei schwedische Angriffe zurückgewiesen waren, führte der König persönlich ein neues Regiment an den Feind: im Nebel geriet es auseinander, es kam zum Handgemenge; zum Tode getroffen stürzte Gustav Adolf vom Pferde.

Aus dem Munde seines jungen Pagen Leubelfingen aus Nürnberg weiß man folgende Einzelheiten über den Tod des Königs: Ein österreichischer Korporal bemerkte, daß dem Vorwärtsreitenden achtungsvoll Platz gemacht wurde. Er machte einen Musketier aufmerksam: „das muß ein vornehmer Herr sein, schieß' auf ihn!" Die Kugel zerschmetterte des Königs linken Arm, daß das Blut strömte und die Knochensplitter durch den Ärmel drangen. „Es ist nichts, meine Kinder, schnell vorwärts", rief er den Seinen zu, bat aber doch seinen Begleiter, den Herzog von Lauenburg, ihn aus dem Gefecht zu bringen. Hierbei gerieten beide in ein kaiserliches Kürassierregiment, dessen Oberstleutnant von Falkenberg, den König wiedererkennend, ihm mit dem Rufe: „dich habe ich lange gesucht" eine Kugel durch den Leib jagte. Falkenberg fiel sogleich von einer rächenden Kugel. Lauenburg wurde im Handgemenge vom Könige abgedrängt, dieser stürzte von seinem verwundeten, wild gewordenen Pferde und blieb liegen. Nur der junge Leubelfingen war beim Könige geblieben, bot ihm sein Pferd an und suchte ihm darauf zu helfen. Allein vergeblich.

Gottfried Heinrich Graf von Pappenheim.

Gemalt von van Dyk, geſtochen von C. Galle.

Einige kaiſerliche Reiter eilten herbei und fragten, wer der Verwundete ſei. Der Page ſchwieg; zornig bohrte der eine Reiter Leubelfingen das Schwert durch den Leib, während der andre dem Könige eine Kugel durch den Kopf jagte. Man gab beiden noch mehrere

Digitized by Google

Flucht der kaiſerlichen Reiterei in der Schlacht bei Lützen.
(Aus einem Merianſchen gleichzeitigen Kupferſtich.)

Schüſſe, plünderte ſie und ließ ſie nackt auf dem Felde liegen. Leubelfingen lebte noch einige Tage, und durch ihn hat man die Nachrichten der letzten Augenblicke des großen Königs. Seine Leiche brachte man zunächſt auf das Schloß im nahen Weißenfels, von wo ſie ſpäter nach Schweden geführt wurde. Bald ſah das ſchwediſche Heer den verwundeten Hengſt des Königs mit Sattel und Zaum, mit Blut beſpritzt, zwiſchen den Truppen umherirren. „Der König iſt tot“ ging es durch die Reihen. Die Kunde von ſeinem Tode entflammte die Wut der Schweden aufs äußerſte, aber wiewohl ſie den

Guſtav Adolfs Tod bei Lützen. Aus dem Theatrum Europaeum.

Digitized by Google

Guſtav Adolfs Leiche auf einer Tragbahre.

Vom Kupferſtich eines gleichzeitigen fliegenden Blattes: Trauer- und Siege hymnus des Poeta Laureatus Gloner aus Straßburg.

Kampf unter der Führung **Bernhards von Weimar** bis zur Dunkelheit fortſetzten, errangen ſie keinen eigentlichen Sieg. Vom Kampf ermattet, von Proviant entblößt, zogen die Kaiſerlichen nach Leipzig ab; die Schweden lagerten die Nacht auf der Walſtatt, gingen jedoch am folgenden Tage auf Weißenfels zurück.

Aber ſelbſt wenn ſie einen vollſtändigen Sieg gewonnen hätten, mit dem Tode ihres Königs wäre er zu teuer bezahlt geweſen. Deutſchland war verwaiſt; und nicht allein die Proteſtanten beklagten in unzähligen Liedern und Predigten den Fall der „Hauptſäule des Evangeliums“; auch der Papſt hielt eine Trauermeſſe für den Mann, welcher dem gefahrdrohenden Vordringen des Hauſes Habsburg einen Damm entgegengeſetzt hatte.

Am meiſten verlor an ihm freilich ſein eigenes Vaterland, das der König zur Grundlage ſeines ſkandinaviſchen Kaiſerreichs zu machen beabſichtigte. Auf die Krone des heiligen römiſchen Reiches hat ſich Guſtav Adolf niemals Hoffnung gemacht.

Guſtav Adolf, Medaillon aus Knochenmaſſe, im Privatbeſitz zu Berlin.

24. Der Heilbronner Bund. Wallenſtein in Böhmen (1633).

Nach Guſtav Adolfs Tod war die Seele der ſchwediſchen Politik der Reichskanzler **Oxenſtierna**, den der Reichsrat mit unbedingter Vollmacht betraute; das Haupt der Kriegführung ward Herzog **Bernhard von Weimar**, neben dem General **Horn** kommandierte. Aber mehr und mehr drängte ſich der franzöſiſche Einfluß in den Vordergrund: die Gelegenheit war zu günſtig, das Ziel der franzöſiſchen Vergrößerungsſucht, das linke Rheinufer, zu gewinnen. Dieſem Zwecke, nicht der Unterſtützung der Proteſtanten, galten die weiteren Maßnahmen des Kardinals Richelieu. In höchſt unbequemer Weiſe machte ſich dieſer Einfluß fühlbar bei dem Abſchluſſe des **Heilbronner Bundes** (23. April 1633), durch welchen ſich die oberdeutſchen und die beiden rheiniſchen Kreiſe verpflichteten, bis zur Wiederherſtellung der evangeliſchen Reichsſtände und zur Befriedigung der ſchwediſchen Anſprüche im Kampfe auszuharren. Mit Mühe hintertrieb Oxenſtierna die unmittelbare Verbindung Frankreichs mit den vier Kreiſen, aber dafür wußte ihm Richelieu durch den gewandten Marquis

von Feuquières die ausschließliche Leitung des Bundes zu entziehen. Auch hatte Oxenstierna bei der kurz vor dem Heilbronner Bündnis erfolgten Erneuerung des Bärwalder Vertrages sich verpflichten müssen, in allen eroberten Gebieten die katholische Religion aufrecht zu erhalten und der Liga auf Verlangen Neutralität zu gewähren.

Der Schauplatz des Krieges befand sich im Anfang des Jahres 1633 namentlich in Schwaben, Franken und den Donaugegenden. Bernhard von Weimar und Horn vereinigten sich bei Donauwörth und bedrohten Bayern: ihnen gegenüber stand der ausgezeichnete Reiterführer *Johann von Werth*, ein echter Emporkömmling, bald ein Liebling der Volkssage. Zu entscheidenden Thaten kam es nicht, um so weniger, als im schwedischen Heere bei Führern und Soldaten ein Geist der Unbotmäßigkeit sich regte, der nur durch Befriedigung der egoistischen Gelüste der einzelnen gedämpft werden konnte.

Auch Bernhard von Weimar scheute sich nicht, Bamberg und Würzburg als schwedisches Lehen (Herzogtum Franken) in Empfang zu nehmen.

Im Herbst kämpfte Horn in der nördlichen Schweiz, dann im Elsaß gegen italienisch-spanische Truppen unter dem Herzog von Feria; Bernhard von Weimar eroberte am 14. November nach heißem Kampfe Regensburg, drang bis Passau vor und bedrohte Österreich; aber der Winter nötigte ihn zur Umkehr. So war für jetzt Wallensteins Hilfe überflüssig, welche Maximilian sehr dringend erbeten hatte.

Wallenstein spielte während dieses ganzen Jahres ein trugvolles, gefährliches Spiel. Er ahnte wohl, daß man nach Gustav Adolfs Tode ihn nicht mehr für unentbehrlich halte, seine hohen Ansprüche nie bewilligen werde. Aber ihn bewegte auch ein höherer Gedanke, der Wunsch, den *allgemeinen Frieden baldigst herbeizuführen*. Dieses Friedensbedürfnis war allgemein, und Wallenstein überschritt an und für sich seine Vollmachten nicht, wenn er mit dem Feinde Verhandlungen anknüpfte. Aber allerdings hatten dieselben von Anfang an einen starken Beigeschmack von Verrat. In Dresden *verhandelte* sein Schwager Kinsky *mit dem französischen Gesandten*, dem erwähnten Marquis von Feuquières; schon im Juni soll Richelieu dem kaiserlichen General die böhmische Krone, eine Million Lire und den Beistand Frankreichs angeboten haben. Auch *mit Sachsen und Brandenburg, mit Schweden* wurde unterhandelt; gegenseitiges Mißtrauen hemmte den Fortschritt, gerade die Großartigkeit der Anerbietungen Wallensteins machten Oxenstierna argwöhnisch. Allerdings war Wallenstein zu nichts entschlossen: erwog er doch gleichzeitig die Möglichkeit, als Belohnung seiner Dienste nach Maximilians Tode die Pfalz und die Kur zu erhalten. Um den Preis für seine Treue zu steigern, deutete er dem kaiserlichen Hofe an, ihm seien von feindlicher Seite die höchsten Anerbietungen gemacht, er sei aber durch die Pflicht gewappnet, die ihm Dienst und Gewissen auferlegten.

Schon glaubte man in Wien, vor dem Friedländer auf der Hut sein zu
1633 müssen, da zwang er plötzlich (am 11. Oktober 1633) ein schwedisch-sächsisches Heer unter Thurn bei *Steinau* in Schlesien zur Kapitulation. Seine Widersacher am kaiserlichen Hofe mußten schweigen — aber warum half er nun trotzdem dem bedrängten Bayernfürsten nicht? Warum kehrte er gar um, als er Ende November von Pilsen gegen Fürth und Chamb aufgebrochen war? Und was sollten die Schweden nach jenem Steinauer Handstreiche von ihm denken? So spielte der ehrgeizige Mann mit dem Gedanken des Abfalls; das sollte ihn verderben.

Digitized by Google

GVSTAVVS ADOLPHVS D.G. REX SVEC.GOTH;
ET VAND. MAGNVS. PRINCEPS. FINLANDIE. DVX.ETC.

Guſtav Adolf.

Nach dem Gemälde von Anton van Dyk, geſtochen von Paul Pontius.

Digitized by Google

Die prächtige Halle an der Parkſeite von Wallenſteins Palaſt in Prag, dem ſogenannten „Friedländer Hauſe“. Noch in der Geſtalt erhalten, wie ſie Wallenſtein durch ſeinen italieniſchen Baumeiſter Sebregondi erbauen ließ.

25. Wallenſteins Ausgang (1634).

Zwar war im kaiſerlichen Rate Wallenſteins vornehmſter Gönner Eggenberg noch immer der einflußreichſte Miniſter, aber es fehlte auch nicht an mächtigen Gegnern, unter denen der kaiſerliche Beichtvater Pater Lämmermann (Lamormain) nicht der geringſte war. Spanien hatte Wallenſtein im Laufe des Jahres 1633 zweimal aufs ſchwerſte beleidigt; am feindſeligſten war dem Herzog begreiflicherweiſe Kurfürſt Maximilian. Aber noch ein wichtigerer Gegner erwuchs dem Generaliſſimus. Der Thronfolger (Ferdinand III.) verlangte den Oberbefehl oder doch mindeſtens den Befehl in der Armee neben Wallenſtein. Dieſer, auf ſein Patent pochend, erklärte, der Thronfolger ſei ſein geborner Herr, ihm wolle er gern das Kommando abtreten, aber weder unter ihm, noch neben ihm dienen. Nunmehr geſellte ſich auch der junge Fürſt Wallenſteins Feinden, dem ſtolzen ſpaniſchen Geſandten Oñate, dem ſpaniſchen Kapuziner Quiroga und dem Hofkriegsratspräſidenten, Grafen Schlick, hinzu.

Um Wallenſteins rätſelhafte Geſinnung zu erforſchen, ſandte der Kaiſer
1633 im Dezember 1633 an ihn den Freiherrn Gerhard von Queſtenberg, in
deſſen Inſtruktion ſchon geſagt wird, Wallenſtein ſcheine die Rolle eines Mitkönigs ſpielen und dem Kaiſer in ſeinem eignen Lande nicht mehr freie Ver-

FINIS BEL LI PAX
OCTAVIVS PICCOLOMINI DE ARAGONA

Octavio Piccolomini de Aragona.

Gemalt von Anſelmus van Hulle, geſtochen von Cornel. Galle 1649, als Piccolomini kaiſerlicher Bevollmächtigter beim Nürnberger Kongreß zur Ausführung des Friedens von Münſter war.

Digitized by Google

fügung lassen zu wollen. Auch sollte Questenberg den Friedländer zu einem Winterfeldzug bewegen, was jener, gestützt auf ein Gutachten seiner Offiziere, verweigerte. Bestimmend für Wallenstein wird jedenfalls die Erwägung gewesen sein, daß der Besitz eines schlagfertigen Heeres für ihn zur Durchführung seiner Pläne unerläßlich sei, daß er dieses deshalb durch einen Winterfeldzug nicht aufs Spiel setzen wollte. Und doch mußte er sich sagen, daß er durch eine solche Gehorsamsverweigerung den Bruch mit dem Kaiser, der freilich noch immer ihn fallen zu lassen zögerte, eigentlich schon vollzogen habe. Aber eben jene Beweggründe veranlaßten ihn auch, sich ebenso ablehnend gegen die Zumutungen des Kapuziners Quiroga zu verhalten, der
1634 (Januar 1634) ihn zu bestimmen suchte, eine Unternehmung des Kardinal-Infanten zu unterstützen.

Dem ihm drohenden Gewitter gegenüber verließ sich Wallenstein auf einen doppelten Ausweg, die Verhandlungen mit den fremden Mächten und die Ergebenheit seiner Armee. Noch immer hoffte er, durch eine Verbindung mit Schweden und Sachsen Herr der Lage bleiben zu können, zugleich aber gewann der Gedanke des Abfalls für ihn ernstere Bedeutung: um die Armee zu prüfen, teilte er seinen Obersten am 12. Januar zu Pilsen mit, er sei entschlossen, infolge vielfacher Kränkungen abzudanken. Diese Eröffnung erregte allgemeinen Schrecken: der Kredit der Armee, die Guthaben der Obersten beruhten auf Wallensteins Generalat. Eine Deputation der Obersten, geführt von Terzka und Ilow, drang in Wallenstein, seinen Entschluß aufzugeben. Endlich erklärte er sich zu einem Aufschube bereit, doch forderte er dagegen, daß man treu bei ihm ausharre. Auf Ilows Betrieb wurde bei einem glänzenden Bankett, das dieser gab und welches höchst tumultuarisch endigte, ein Revers verfaßt, der sogen. erste „Pilsener Schluß", kraft dessen sich die Obersten verpflichteten, für ihren Kriegsherrn den letzten Blutstropfen zu verspritzen und sich nie von ihm zu trennen. Vierzig Generale und Obersten unterschrieben den Pilsener Revers, auch der Verräter Piccolomini, der den Wiener Hof unverzüglich von dem Vorgange in Kenntnis setzte.

Längst war Wallenstein von Verrätern umgeben. Es waren Gallas, Piccolomini, Aldringer — in dem Generalstabe des Friedländers —, außerdem sein alter Nebenbuhler Maradas und der Marchese Caretto di Grana. Die wichtige Rolle des Aufpassers hatte Piccolomini und löste sie mit echt italienischer Schlauheit. — Die Angabe, daß in dem Pilsener Reverse ein Vorbehalt zu gunsten des kaiserlichen Dienstes ursprünglich enthalten war, ist zwar an sich richtig; aber Wallenstein strich diese Bestimmung, ehe der Revers vorgelegt und unterschrieben war.

Trotz der Meldung Piccolominis war der Kaiser noch zu keiner Gewaltthat entschlossen; er dachte an eine Beschränkung der Vollmachten des Friedländers, hatte schlaflose Nächte und ließ in Kirchengebeten den Himmel um
1634 seine Erleuchtung anflehen. In einem Patent vom 24. Januar wurde Wallensteins Entsetzung bereits ausgesprochen, doch hielt man es noch zurück. In der Umgebung des Kaisers dagegen wurde der Plan, den Friedländer durch Gift oder Dolch zu beseitigen, unverhüllt besprochen, denn man

Digitized by Google

image
not
available

image
not
available

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

In den vier Medaillons Darſtellungen der Bluttha-ten zu Eger: A und B. Wie etliche kühne Soldaten auf ihrer Herren Befehl auf das Zeichen „viva la Casa Au-stria“ die zum Gaſtmahl in Eger verſam-melten Wal-lenſteiniſchen Offiziere über-fallen und er-morden. C. Wie die Sol-daten in das Zimmer, wo Waldſtein im Podegra Ver-haft gelegen,

eingedrungen und ihn, der ſich aus dem Bett, dem Fenſter zu, zu ſalvieren, genahet, mit einer Parte-ſana durch-ſtoßen. D. Wie die Kör-per der Er-mordeten dem FürſtenFranz Albrecht von Sachſen, der demWaldſtein mit Sukkurs nach Eger zur Hilfe gekom-men, gewieſen worden, dar-auf er alsbald in die kaiſer-liche Verhaft genommen.

„Wahre Abconterfech deß weilandt Alberti von Wallenſtain, gewesten Kayſeriſchen Feltgeneraliſſimi, Sowol auch waß geſtalt er ſamt 4 andern Rebellen umb vorgehabter maynaydiger Conſpiration zu Eger im Jahr 1634 den 25 Februari umbgebracht worden.“ Gleichzeitiges fliegendes Blatt im kaiſerlichen Sinne, von ungünſtigſter Auffaſſung gegen Wallenſtein, ſogar über ſein Benehmen im Augenblick des Todes, das hier abweichend von allen andern Quellen dargeſtellt iſt.

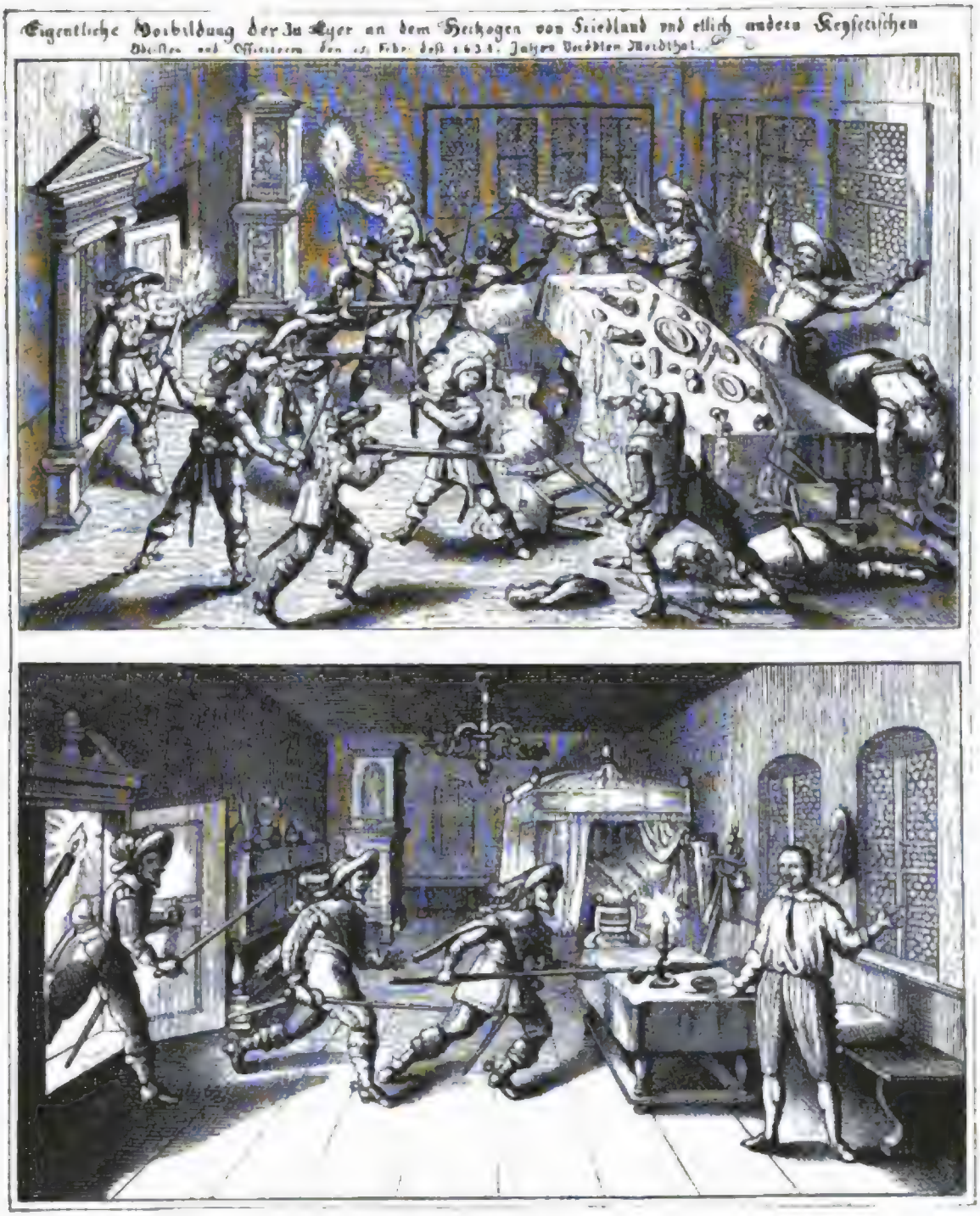
setzte mit Recht voraus, daß Wallenstein gutwillig den Oberbefehl nicht abgeben werde. Noch am 13. Februar erteilte der schwache Ferdinand seinem Generalissimus militärische Anweisungen und nannte ihn „lieber Oheim und Fürst"; zu gleicher Zeit aber erließen Gallas, Piccolomini, Aldringer u. a. Ordonnanzen, denen zufolge niemand Befehle vom Herzoge, Ilow und Terzka anzunehmen habe. Erst am 22. Februar wurde ein kaiserliches Patent veröffentlicht, das Wallenstein „der ganz gefährlichen Konspiration wider den Kaiser und sein hochlöbliches Haus", des gröbsten Undankes anklagte, des Oberbefehls enthob und die Armee an die obengenannten Generale wies. Zwei Tage darauf erließ Ferdinand schon an Gallas Mandate, welche über die Güter Wallensteins und seiner Vertrauten die Konfiskation verhängten.

Eine so schnelle Entwickelung der Dinge hatte Wallenstein nicht voraussehen können. Er hatte in einer zweiten Versammlung zu Pilsen am 19. Februar seinen Obersten erklärt, er wolle nichts gegen den Kaiser und die Religion, sondern nur den Frieden; und in einem zweiten Reverse vom folgenden Tage beteuerten die Obersten, Wallenstein mit seiner Unterschrift an ihrer Spitze, sie hätten bei der Unterzeichnung des ersten Schriftstückes nichts wider die Hoheit des Kaisers und die Religion im Sinne gehabt; freilich wiederholten sie das Gelöbnis der Treue gegen den Friedländer. Diese Erklärung übersandte Wallenstein dem Kaiser und bot zugleich seine Abdankung an. Seines Heeres war er schon nicht mehr sicher, Piccolomini, Gallas und Aldringer hatten sich an der zweiten Pilsener Besprechung nicht beteiligt. Mit atemloser Hast wurden jetzt die Verhandlungen mit den Schweden betrieben, dreizehn Eilboten flogen zwischen Regensburg hin und zurück, aber Bernhard von Weimar wie Oxenstierna blieben ebenso mißtrauisch: als der erstere sich endlich entschloß, hatte sich das Geschick des ehrgeizigen Friedländers bereits erfüllt; am 25. Februar war er zu Eger unter den Händen der Meuchelmörder gefallen, welche die geheime Willensmeinung des Kaiser zu erraten glaubten.

Am 22. Februar war Wallenstein, der sich ursprünglich in Prag hatte festsetzen wollen, nach Mies aufgebrochen, um sich nach Eger zu begeben: nur fünf altsächsische und fünf Terzkasche Kompagnien bildeten sein Geleit. Unterwegs stieß er auf den katholischen Irländer Butler mit seinen Dragonern und zwang denselben, ihn nach Mies zu begleiten, statt seinen Marsch nach Pilsen fortzusetzen. Am 23. sandte Butler seinen Beichtvater Patrik Taaffe nach Pilsen zu Piccolomini und ließ den General seiner unwandelbaren Treue versichern. Piccolomini ließ Butler durch Taaffe mahnen, den Friedländer lebend oder tot einzuliefern. Ehe der Beichtvater diese Mahnung überbrachte, handelte Butler, dem Wallenstein noch auf dem Wege nach Eger die glänzendsten Anerbietungen gemacht haben soll.

Am Abend des 24. Februar traf Wallenstein in Eger ein und wurde von dem Kommandanten Gordon trotz eines ihm übermittelten Gegenbefehls eingelassen. Er quartierte sich in dem Hause des Bürgermeisters Pachhelbl ein. Am Abend teilte er noch dem Oberstwachtmeister Leslie mit, daß er mit Sicherheit auf das Eintreffen Bernhards von Weimar rechne. Am folgenden Morgen bemühten sich Ilow und Terzka, Butler, Gordon und Leslie zu gewinnen. Die beiden letzten wären am liebsten aus Eger entwichen, um aus der peinlichen Lage zu kommen, aber Butler hielt sie zurück. In einer vertraulichen Besprechung soll dann der schweigsame Schotte Leslie das entscheidende

Digitized by Google



Der Mord zu Eger.

„Eigentliche Vorbildung der zu Eger an dem Hertzogen von Friedland vnd etlich andren Keyſerischen Obriſten vnd Officieren den 15. Febr. deß 1634. Jahres Verübten Mordthat.“ Gleichzeitiger Stich in Wallenſtein freundlichem Sinne.

Wort geſprochen haben: „Laßt uns die Verräter töten.“ Auf einem Faſtnachtsſchmauſe in Gordons Wohnung auf der Citadelle traf das blutige Los zuerſt Ilow, Terzka, Kinsky und den Rittmeiſter Neumann. Während ſie beim Weine ſaßen, ſtürmten Butlerſche Dragoner in den Saal, die verſchworenen Offizieren zogen die Degen, — es lebe Ferdinandus! — Kinsky und Ilow fielen gleich, Terzka ſank erſt nach tapferſter Gegen-

wehr, Neumann wurde im Vorsaale auf der Flucht von der Wache getötet. Dann überfiel man, unter Beobachtung umfassender Sicherheitsmaßregeln, Wallenstein. Eben hatte ihn, heißt es, sein Astrolog Zenno (Seni) mit der Bemerkung verlassen, die von ihm in den Sternen beobachtete Gefahr sei noch nicht vorüber, und der Feldherr wollte sich zur Ruhe begeben. Lärm auf der Straße schreckte ihn auf, Deveroux drang ein: lautlos, mit ausgebreiteten Armen, empfing Wallenstein den tödlichen Stoß des Iren.

Man erzählt, der Kaiser habe den traurigen Ausgang seines Feldherrn mit Thränen vernommen: jedenfalls aber belohnte er die Verräter und Mörder aufs reichlichste. Am lautesten jubelte der spanische Gesandte: „Eine große Gnade hat Gott dem Hause Österreich erwiesen." Es war ein spanischer Bubenstreich, den nichts entschuldigen kann, ein Justizmord, den die kaiserlichen Verteidigungsschriften nicht gerechtfertigt haben, wenn man auch zugeben muß, daß Wallenstein als kaiserlicher General, der er nun einmal trotz aller Vollmachten war, des Verrates sich schuldig gemacht und schwere Strafe verwirkt hatte. Sein tragischer Ausgang aber hatte die schwersten Folgen für das arme Deutschland; mit dem Friedländer war der einzige Mann dahin, der nach Gustav Adolfs Tode den Frieden hätte erzwingen können.

Der schwedische General Banér hat den traurigen Ruhm, die Ruhe des Toten nochmals gestört zu haben. Im Jahr 1639 ließ er die Gruft in der Walditzer Kartause zu Gitschin (Jičin) öffnen, in welcher der Leichnam bestattet war, und nahm den Schädel und den rechten Arm als Siegeszeichen mit!

Ein Wallensteinscher Vierteltaler.

„Albertus D(ei) G(ratia) Dux Fridlandiae." (Wallensteins Bildnis.) | 1626. Sac(ri) Rom(ani) Imperii Princeps. (Wallensteins Wappen mit dem Herzogshut.)

26. Die Schlacht bei Nördlingen (1634). Der Prager Friede (1635). Tod Ferdinands II. (1637).

Nach der Katastrophe von Eger traten Gallas und der Kaisersohn Ferdinand an die Spitze des Heeres. Der Krieg erstreckte sich auf die verschiedensten Teile Deutschlands: in Schlesien gewann der sächsische Feldmarschall Arnim bei Liegnitz einen glänzenden Sieg, und das Land begab sich in den sächsischen Schutz, in Niedersachsen kämpften Georg von Braunschweig und der hessische Feldherr Holzapfel mit geringem Glück, in Bayern und der Oberpfalz rang Bernhard von Weimar mit Aldringer und Johann

Digitized by Google

Kursächsische Truppen um 1634.

Von einem die Schlacht bei Liegnitz darstellenden Merianschen Kupferstich.

von Werth. Auch am Oberrhein nahm der Krieg seinen Fortgang; die Früchte der Siege fielen Frankreich in den Schoß, welches viele elsässische Städte in seinen „Schutz" nahm und seine Hand bereits auf Lothringen legte.

Im Juli erlangten die Kaiserlichen, verstärkt durch ein Heer, welches der Kardinal-Infant Ferdinand herbeiführte, an der Donau das Übergewicht. Straubing und Regensburg mußten geräumt werden. Bei Nördlingen kam es dann am 5. und 6. September zur Entscheidungsschlacht. Nach erbittertem 1634
Streit erklärte sich das Kriegsglück für die Kaiserlichen, welche der Zahl nach auch die Übermacht hatten. Der Feldmarschall Horn wurde gefangen, Herzog Bernhard verwundet, die Reste des schwedischen Heeres liefen auseinander. Unermeßlich waren die Folgen der Niederlage: der ganze süddeutsche Kriegsschauplatz ging den Schweden verloren. Der Heilbronner Bund geriet in völlige Auflösung, in Württemberg wurde eine kaiserliche Landesverwaltung eingesetzt, bis Weihnachten waren Schwaben, Franken und Baden gleichfalls in den Händen der Kaiserlichen. Aber noch unheilvoller ward die Niederlage dadurch, daß Frankreich, welches allein noch der kaiserlichen Macht die Spitze bieten zu können schien, den Preis für seine Hilfe ins ungemessene steigern durfte. Schon im Oktober übertrug der Rheingraf Otto Ludwig das Oberelsaß mit Ausnahme von Straßburg den Franzosen: in einem förmlichen Bundesvertrag (1. November) erhielt Frankreich das ganze Elsaß bis zu anderweitiger Entschädigung zugesichert. Dafür versprach es, 12000 Mann unter dem Befehl eines deutschen Bundesfürsten, dem ein französischer General mit gleicher Vollmacht zur Seite stehen sollte, ins Feld zu stellen. Bald darauf trat Frankreich auch in eigener Sache in die Reihe der Kriegführenden ein. Die Spanier nämlich, denen jetzt der Mut außerordentlich gewachsen

Digitized by Google

war, überfielen den Kurfürsten von Trier, einen Schützling Frankreichs, in seiner Hauptstadt und führten ihn gefangen nach Brüssel. Da ließ Richelieu durch einen französischen Herold auf dem Marktplatze zu Brüssel der Krone
1635 Spanien feierlich Fehde ansagen (19. Mai 1635).

Um dieselbe Zeit aber wurde der Kaiser eines andern, wiewohl nicht sehr furchtbaren, Gegners ledig. Wenn schon die Heilbronner Bundesverwandten sich die Anmaßung des schwedischen Kanzlers nur widerwillig gefallen ließen, war es nicht zu verwundern, daß Kursachsen und Brandenburg aus der Verbindung mit Schweden loszukommen suchten. Sachsen war ja nur ungern dem Rufe Gustav Adolfs gefolgt; Brandenburg konnte sich noch weniger für die Schweden begeistern, die immer deutlicher merken ließen, daß sie Pommern als schließliche Abfindung beanspruchten.

So führte denn Johann Georg, der seit dem Juni 1634 zu Leitmeritz
1635 und Pirna mit dem Kaiser hatte verhandeln lassen, am 30. Mai 1635 den Prager Frieden herbei. Natürlich hatte sich der Kurfürst dabei am reichlichsten bedacht. Er bekam als Preis seines Abfalls von der gemeinsamen Sache endgiltig die beiden Lausitzen; Schlesien wurde zum größten Verdrusse des sächsischen Unterhändlers, Arnim, nicht abgetreten, aber dafür blieb das Magdeburger Erzstift dem Sohne des Kurfürsten.

Ließ sich der Kurfürst auch von seinem Egoismus allein leiten, so würde sein Werk darum doch nicht tadelnswert erscheinen, wenn es hätte wirklich sein können, was es werden sollte, — ein allgemeiner Friede. Denn der Kaiser verstand sich in der Hauptfrage, der Beschränkung oder Aufhebung des Restitutionsediktes, zu äußerster Nachgiebigkeit. Die seit dem Passauer Vertrag eingezogenen geistlichen Güter sollten den Protestanten, nach Maßgabe des Besitzstandes vom Jahre 1627, zunächst auf vierzig Jahre verbleiben: wenn dann keine Verständigung erzielt sei, auf immer; das Stimmrecht der protestantischen Stifter sollte allerdings ruhen. Damit war viel gewonnen. Auch wäre es ein Glück für Deutschland gewesen, wenn die vereinigte Kraft der Nation die fremden „Retter" des Evangeliums und der „deutschen Libertät" (Freiheit der Stände), die Helfer, deren eigennützige Absichten täglich offener hervortraten, vom deutschen Boden hätte vertreiben können. Aber von der allgemeinen Amnestie war eine Anzahl Fürsten namentlich ausgenommen, von der Wiederherstellung des Pfalzgrafen war nicht die Rede. Unter solchen Verhältnissen war ein allgemeiner Friede undenkbar. Sollten die Protestanten, wie Sachsen es that, ihre Truppen dem Kaiser zur Verfügung stellen, damit man ihn wieder zum unbedingten Meister der Situation mache? Daher mußte der Friede, dem sich freilich Brandenburg, die nord- und mitteldeutschen Fürsten, auch viele Reichsstädte anschlossen, ein Sonderfriede bleiben. Der einseitige Abschluß stärkte schließlich nur den Kaiser, und der engherzige Kurfürst von Sachsen hat seinem Vaterlande keineswegs den Frieden, sondern nur dreizehn weitere Kriegsjahre beschert. Begreiflich aber ist es, daß die Schweden ingrimmig auf den fahnenflüchtigen Sachsen, den „Merseburger Bierkönig", schalten.

Nach dem Frieden von Prag waren die Kaiserlichen zunächst überall siegreich; ein Heer, welches Richelieu dem Herzog Bernhard unter dem Kardinal de la Valette nach dem Rheine zu Hilfe schickte, konnte gegen Gallas und den Herzog von Lothringen ebenso wenig ausrichten, wie nachher König Ludwig selbst. Die Schweden verfügten nur noch über geringe Streitkräfte, schon

Digitized by Google

machte Oxenstierna dem Kaiser und Sachsen Friedensanträge; kaiserliche Heerhaufen faßten in Pommern Fuß.

Alle Früchte der früheren Siege mußte aber Schweden einbüßen, wenn es nicht gelang, den jetzt ablaufenden Waffenstillstand mit Polen zu verlängern. Diese Aufgabe löste der französische Diplomat, Graf d'Avaux, mit Meisterschaft. Durch den Stuhmsdorfer Vertrag (12. September 1635) erhielt Schweden 1635
Waffenstillstand auf sechsundzwanzig Jahre und somit die Möglichkeit, die in Preußen und Livland stehenden Truppen auf den deutschen Kriegsschauplatz zu werfen. Drei Niederlagen brachten sie im Laufe dieses und des nächsten Jahres den Sachsen bei, bei Dömitz an der Elbe (1. November 1635), bei Kyritz in der Priegnitz (17. Dezember) und bei Wittstock (4. Oktober 1636). In der letzten Schlacht kämpften die Sachsen an der Seite der Kaiserlichen: ihre Niederlage wurde von vielen Unterthanen Johann Georgs als göttliche Strafe für den Verrat am Evangelium betrachtet. An den Namen Banér knüpften sich diese Siege, die das Ansehen Schwedens in Norddeutschland wiederherstellten, freilich die dortigen Länder alle Schrecken der immer erbarmungsloseren Kriegführung empfinden ließen, besonders auch die Mark Brandenburg in arge Mitleidenschaft zogen.

Inzwischen führte Frankreich am Rhein den Krieg gegen das Haus Habsburg: als Feldherr diente ihm Bernhard von Weimar, seit kurzem (durch den Vertrag von St. Germain vom 27. Oktober) förmlich als Söldner Frankreichs, das ihm im geheimen das Elsaß oder eine angemessene Entschädigung verheißen hatte. Noch vor Beginn des Frühjahres erhob sich in den Rheingegenden entsetzliches Kriegsgetümmel, welches unsägliche Not nach sich zog. Im Elsaß behielten die Franzosen die Oberhand, am Mittelrhein und in Westfalen die Kaiserlichen und bayrischen Völker.

Im Juli 1636 sah sich aber Frankreich in seinem Innern bedroht; aus 1636
den Niederlanden brach der Kardinal-Infant in Frankreich ein, zugleich überschritten Piccolomini und Johann von Werth von Lüttich aus die Grenze. Namentlich der letztere wurde durch seine kühnen Reiterthaten ein Schrecken der Feinde, die Sage haftete sich nachmals an den verwegenen Beutemacher, der sich rühmte, den Doppelaar auf dem Louvre aufzupflanzen. Das Entsetzen in der Hauptstadt war groß, noch größer und allgemeiner die Wut gegen Richelieu. Aber der Kardinal fand Mittel, die erregte Stimmung zu beruhigen und durch ein neues, überlegenes Heer den Feind zum Abzug zu zwingen.

Mitten in dem Kriegsgetümmel betrieb Ferdinand II. die Wahl seines Sohnes zum römischen Könige. Von den fünf Kurfürsten — der Trierer saß in Linz gefangen, und die Pfalz galt noch immer als erledigt — hatte Ferdinand nichts zu fürchten; nur besorgte er, Kurfürst Maximilian würde seinem Sohne die Krone streitig machen, obwohl er dem zweiundsechszigjährigen Fürsten eben seine vierundzwanzigjährige Tochter Maria Anna vermählt hatte. Richelieu und Papst Urban VIII. begünstigten das Projekt, aber zum größten Ärger

Digitized by Google

FERDINANDVS III. D.G. ROM. IMPERATOR S.A. GER. HVNG. BOH. DAL. CROA. et SCLAV. REX. ARCHI AVST. DVX BVRG. STYR. CARIN. CARN. et WIRTEMB. COM. TYR. et GORITIÆ
Elias Wideman sculpsit Viennae A°. 1648.

Kaiſer Ferdinand III.

Kupferſtich von Elias Wideman. Wien 1648.

Frankreichs und Schwedens wurde am 22. Dezember Ferdinand III. einſtimmig gewählt.

1637 Das war der letzte Erfolg Ferdinands II.: am 15. Februar 1637 beendete er ſeine Laufbahn. Die Nation mochte an ſeinem Sarge ſich tröſtend geſtehen, daß ſchlimmere Zeiten das Vaterland nicht heimſuchen könnten, als die, welche der Glaubenseifer, die Beſchränktheit und Kurzſichtigkeit dieſes Herrſchers herbeigeführt hatten. Die bekannte habsburgiſche Leutſeligkeit, ſein Sinn für

Digitized by Google

Geselligkeit und Familienleben mögen ihn als Menschen achtungswerter erscheinen lassen, der Kaiser Ferdinand hat keinen Anspruch auf die Nachsicht späterer Geschlechter.

Allerdings war Ferdinand kein Despot im Sinne Philipps II., aber er besaß auch dessen Tüchtigkeit nicht. Die großen Erfolge verdankte er der Erbärmlichkeit seiner Gegner und der Hilfe seiner auswärtigen Freunde. Im Fasten und Beten von keinem Mönch übertroffen, den Worten jesuitischer Beichtväter eifrig lauschend, wo es sich um religiöse Dinge handelte, mied er ernste Geistesarbeit wie die Sünde und blieb stets der Spielball seiner Höflinge und geistlichen Berater. Seine Lässigkeit und Unselbständigkeit bewirkte bei seinen Beamten eine Saumseligkeit, die oft den Spott fremder Gesandten herausforderte. Dabei war er ein arger Verschwender, der seine Kassen oft mit Zwangsanleihen füllte und gelegentlich (1620) auch die Waisengelder nicht schonte.

27. Bernhards von Weimar Thaten und Ende (1637—1639).

Die Kriegsereignisse des Jahres 1637 waren dem neuen Kaiser günstig, zumal 1637
sich auch Brandenburg mit Rücksicht auf den pommerschen Erbfall — am 20. März war Bogislaus XIV. gestorben — eng an den Kaiser schloß und ihm sogar ein Heer zur Verfügung stellte. Banér mußte im Juli bis hinter die Oder zurückweichen; alle festen Plätze an der Elbe gingen an die Kaiserlichen verloren. Bernhard von Weimar überschritt zwar im August den Rhein, mußte sich aber im Oktober vor Johann von Werth zurückziehen. Das traurigste Geschick aber traf den Landgrafen Wilhelm V. von Hessen und sein Land. Längst als Friedenbrecher geächtet, mußte er, von all seinen Bundesgenossen verlassen, Hessen aufgeben, das für die antikaiserliche Haltung seines Fürsten aufs schrecklichste gestraft wurde. Landgraf Wilhelm warf sich mit einer kleinen Schar nach Ostfriesland, wo er am 1. Oktober den Anstrengungen eines abenteuerlichen Kriegslebens erlag.

Seine Gemahlin, die kluge Amalie Elisabeth, wußte sich durch wenig ernst gemeinte Verhandlungen mit dem Kaiser ihre Lage zu erleichtern und hielt, als Vormünderin ihres Sohnes, an dem Bündnis mit den fremden Mächten fest.

Aber ein gewaltiger Rückschlag erfolgte im nächsten Jahre. Durch ein neues Bündnis (zu Hamburg, 6. März 1638) einten sich die fremden Mächte 1638
enger denn zuvor: jetzt verlangten sie von dem Kaiser völlige Wiederherstellung der Zustände von vor 1618. Der Stern Bernhards von Weimar, der schon im Erbleichen gewesen, erglänzte von neuem. Durch die Mißerfolge des letzten Herbstes nicht eingeschüchtert, brach er aus seinen Winterquartieren unvermutet auf, um den wichtigen Paß von Rheinfelden zu erobern. Am 28. Februar erlitt er vor dieser Festung eine kleine Schlappe, die ihn zwar zur Aufhebung der Belagerung zwang, von den Kaiserlichen aber überschätzt wurde. Er kehrte wieder und zersprengte das kaiserliche Heer (3. März); die obersten Anführer, unter ihnen Johann von Werth, gerieten in Gefangenschaft.

Digitized by Google

Hermanſtein.
Rhein

„Dies iſt **Johann von Werth**, der Mann, deſſen Tugend keine Titel begehrte, alle verdiente, ein Schlachtenſoldat, der Feinde Schrecken, ein Vorbild den großen Feldherrn.“

Stich von Paulus Fürſt vom Jahre 1637. — (Die Feſtung Hermanſtein über dem Rhein, oben links im Bilde, iſt das heutige Ehrenbreitſtein.)

Digitized by Google

„Bernhard, der Große und Allererſte, Hertzog zu Sachſen."

Gleichzeitiger Stich, charakteriſtiſch für die fürſtlichen Repräſentationsbildniſſe der damaligen Zeit.

Im Siegeslaufe drang der Herzog weiter vor; der Breisgau, Baden und Württemberg wurden wieder besetzt. Verstärkt durch ein neues Korps unter dem Marschall Guébriant konnte er daran denken, Breisach, den Schlüssel zu Vorderösterreich und dem Elsaß, einzunehmen. Das sollte der Mittel- und Stützpunkt des Fürstentums werden, das sich der Herzog, mit oder ohne Frankreichs Genehmigung, hier zu gründen gedachte. Alle Versuche der Kaiserlichen, die wichtige Festung zu entsetzen, waren vergeblich: am 15. Oktober wurde Karl von Lothringen bei Thann zurückgeschlagen, auch Götz und Savelli drangen nicht durch. Hunger und Seuchen, unbeschreibliche Leiden nötigten endlich am 17. Dezember den standhaften Kommandanten Reinach zu einer Kapitulation, die ihm ehrenvollen Abzug gewährte.

Indessen hatte Banér den säumigen Gallas im Laufe des Sommers wieder aus Pommern und Mecklenburg verdrängt: der einzige Lichtblick für den Kaiser war ein Sieg, den der Feldmarschall Hatzfeld bei Vlotho, unweit Minden, über den Pfalzgrafen Karl Ludwig, den Sohn des Böhmenkönigs, davontrug.

Aber bald bedurfte der Kaiser nicht nur des Feldmarschalls Hatzfeld, sondern seiner gesamten Streitmacht gegen den kühnen Banér, um seine eigenen
1639 Erblande zu schirmen. Im Frühjahr 1639 erhob sich derselbe nämlich zu einem Einfall in die Lande des Kaisers. Bei Chemnitz zersprengte er das sächsische Heer, bald stand er in Böhmen, welches er von neuem in Aufstand zu versetzen hoffte. Aber darin täuschte er sich: gegen Prag vermochte er nichts zu unternehmen, aber das platte Land suchte er furchtbar heim. Als jetzt der neue Oberbefehlshaber der Kaiserlichen, Ferdinands III. Bruder, Leopold Wilhelm, seinem Siegeslaufe Halt gebot, setzte er im nördlichen Böhmen und in Sachsen unter heißen Gefechten die Landverwüstung fort.

Um diese Zeit befreite das Geschick den Kaiser von seinem furchtbarsten und tüchtigsten Gegner, dem Herzog Bernhard. Er hatte nach der Eroberung von Breisach fast die ganze spanische Freigrafschaft erobert und schien dem Ziele, das er sich gesteckt hatte, ganz nahe zu sein. Er trieb damit freilich dem Bruche mit Frankreich entgegen, das an seinen Grenzen kein selbständiges Fürstentum Elsaß, keinen Herrscher mit dem Geist und Charakter Bernhards dulden konnte. In seinem eigenen Heere hatte der Herzog einen in französischem Solde stehenden Aufpasser, den vaterlandslosen Schweizer Ludwig von Erlach. Aber auch dem Herzog blieb nicht verborgen, daß Frankreich seinen Plänen abhold war: es drängte ihn, aus seiner schiefen Stellung herauszukommen. Daher entwarf er in den letzten Monaten seines Lebens das patriotische, aber unausführbare Projekt, eine „dritte Partei" zu begründen, welche dereinst die Fremden und den Kaiser zum Frieden zwingen könne. Georg von Lüneburg, die Landgräfin Amalie von Hessen, beide im Besitz beträchtlicher kriegsgeübter Truppen, sollten der dritten, der „guten" Partei beitreten. Es ward dem Herzog erspart, diesen Plan scheitern zu sehen, mit dem er seinen allzu großen Diensteifer für Frankreich hatte sühnen wollen. Am

Digitized by Google

18. Juli starb er plötzlich zu Neuenburg am Rhein. Sein Tod mußte den 1639
Franzosen so erwünscht kommen, daß die Zeitgenossen an eine natürliche Todesursache nicht glauben mochten; doch ist kaum eine Frage, daß der Herzog dem Typhus erlegen ist. Mit ihm sank die letzte Heldengestalt des großen Krieges in das Grab: er war nicht fleckenrein und vorwurfsfrei, — wie hätte es in jener Zeit anders sein können! — aber er war der Besten einer.

Seine Eroberungen vermachte er, um sie dem deutschen Reiche zu erhalten, testamentarisch seinen weimarischen Brüdern; er wünschte auch, daß einer derselben sein Kriegsheer übernehmen möchte. Da dieselben dazu weder den Mut, noch den guten Willen, noch aber das Nötigste, die erforderlichen Geldmittel, besaßen, ward es Frankreich leicht, die vielumworbenen Weimaraner in seinen Dienst zu ziehen. Auch die Eroberungen Bernhards kamen ausschließlich dem Fremdling zu gute.

Der Vertrag, durch welchen Bernhards Truppen in Frankreichs Sold traten, ist dem deutschen Unterhändler, Ludwig von Erlach, zum schweren Vorwurf gemacht, ja geradezu als Verrat bezeichnet worden. Mit großem Unrecht. Es handelte sich einfach darum, wer den rückständigen Sold zahlen und zu weiteren Zahlungen sich verbindlich machen wollte. Da die weimarischen Brüder dies nicht konnten, war es sehr gleichgültig, ob die Schweden, Österreicher oder Franzosen das Heer übernahmen, und sehr natürlich, daß das zuverlässigste Gebot acceptiert wurde. Nationale Gefühle darf man weder von dem Schweizer Erlach, noch von den Offizieren verlangen. Auch der Herzog war französischer Söldner gewesen.

28. Die letzten Kriegsjahre (1640—1648).

Immer mehr löste sich der Krieg in einzelne Züge und Gegenzüge auf, deren Planlosigkeit und Fruchtlosigkeit das Interesse des Beobachters erlahmen läßt. Auch blieben die Schauplätze des Krieges und der Verheerung wesentlich dieselben, wie zuvor, nur daß Hessen schlimmer mitgenommen wurde, seit die Landgräfin Amalie offen zu den Schweden übergetreten war. Schon machten sich auch Friedenswünsche geltend, und der Kaiser berief einen Reichstag nach Regensburg zum Juni 1640, aber kein Fürst erschien hier per- 1640
sönlich, um an der Verständigung mitzuarbeiten. Der Kaiser aber erfuhr hier zu seinem großen Leidwesen harte Opposition von seiten Bayerns, welches gegen Spanien aufs heftigste loszog und im Gegensatze zu der von Ferdinand beantragten beschränkten Amnestie eine allgemeine befürwortete.

Diesem Reichstage hätte der Kriegsgott beinahe ein jähes Ende bereitet. Der schwedische General Banér nämlich, welcher im Frühjahr 1640 aus Böhmen bis nach Braunschweig hatte zurückweichen müssen, erschien, mit dem französischen Marschall Guébriant, unvermutet (am 21. Januar 1641) so nahe vor Regensburg, daß er — von Regenstauf 1641
aus — den Reichstag und den Kaiser hätte gefangen nehmen können, wenn nicht plötzlich Tauwetter das Donaueis gelöst hätte.

Trotz der Aussichtslosigkeit des Friedenswerkes wurde schon im August 1641 eine Friedensdeputation in Frankfurt a. M. eingesetzt. Von

Digitized by Google

größter Wichtigkeit war auch, daß nach dem im Dezember 1640 erfolgten Tode des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg der thatkräftige und hochbegabte Friedrich Wilhelm zur Regierung gelangte, welcher, entgegen den Absichten des kaiserlich gesinnten Ministers Schwarzenberg und zumal nach dessen Tode (14. März 1641), den Ausgleich mit Schweden suchte.

Daß die schwedische Politik den Gedanken Gustav Adolfs, die Schwächung des Hauses Habsburg, noch nicht aufgegeben habe, lehrte eine um diese Zeit veröffentlichte Denkschrift, in welcher dem Kaiserhause ebenso schwere, als berechtigte Vorwürfe und Vorschläge zu völliger Umgestaltung der deutschen Reichsverfassung gemacht wurden. Der Grundgedanke der Schrift des Hippolytus a Lapide (wahrscheinlich B. Ph. Chemnitz, schwedischer Historiograph, 1605—1678) ist: „Das einzige Mittel zur Rettung des verfallenden deutschen Reiches ist die Verdrängung des Hauses Österreich aus Deutschland, denn auf Kosten des Reiches allein hat es sich vergrößert." Die Vorschläge zur Umgestaltung der Verfassung zielen auf Gründung eines deutschen Staatenbundes und würden als vortrefflich zu bezeichnen sein, wenn nicht eine beständige Schutzherrschaft Frankreichs und Schwedens über das deutsche Reich beabsichtigt wäre.

Die Seele der schwedischen Kriegführung blieb bis zu seinem Tode der kühne Banér. Nach seinem Unternehmen auf Regensburg rettete er sich mit Mühe nach Sachsen und weiter nach Norddeutschland: am 20. Mai 1641 starb er, bis zum letzten Augenblick von der kaiserlichen Armee verfolgt. Maßlose Hingabe an die Genüsse des Lebens hatte die Kraft des 45jährigen Feldherrn vor der Zeit gebrochen.

Sein Heer war nach seinem Tode in einer ähnlichen Lage, wie das Bernhards von Weimar: dem Fremdling Guébriant wollte es nicht gehorchen; da übernahm den Oberbefehl Linnard Torstenson, der genialste Schüler Gustav Adolfs, wenngleich ihn körperliches Leiden nötigte, sich stets einer Sänfte zu bedienen. Durch die Schnelligkeit seiner Feldzüge, die Beweglichkeit seiner Entwürfe setzte er die Welt in Erstaunen.

1642 Im Jahre 1642 brach er durch Brandenburg nach Schlesien vor, schlug die Feinde, welche Glogau belagerten, bei Schweidnitz (August 1642), wandte sich nach Mähren, von dort nach der Einnahme von Olmütz wieder durch die Lausitz nach der Leipziger Ebene. Ein Sieg auf der Walstatt bei Breitenfeld (2. November) brachte ganz Sachsen in seine Hand.

Während im folgenden Jahr auf dem Frankfurter Deputationstag und in Konferenzen zu Wien an der Vorbereitung des Friedens erfolglos gearbeitet wurde, planten die Gegner des Kaisers einen umfassenden Angriff; Torstenson und Guébriant sollten sich in Süddeutschland zur Vernichtung Maximilians die Hände reichen, Fürst Georg Rákóczy von Siebenbürgen nach Westungarn vorbrechen. Aber Rákóczy wurde durch den kaiserlichen Feldherrn Götz festgehalten, die Franzosen nach dem Tode Guébriants durch den wackeren Ligistengeneral Mercy bei Tuttlingen an der Donau geschlagen (24. November).

Zum Unglück für die Schweden erschienen nun auch die Dänen wieder auf dem Kampfplatz. Christian IV. hatte, neidisch auf Schwedens Siege, ihnen zuletzt durch Friedensvermittlungen die Frucht ihrer Thaten verkümmern wollen

Digitized by Google

und schritt, als dies mißlungen war, zu offenen Feindseligkeiten. Ein kaiserliches Heer zog ihm unter Gallas zu Hilfe. Aber der rasche Torstenson überschwemmte schon zu Weihnachten 1643 die Elbherzogtümer mit seinen 1643
Truppen; seinen Generalen Wrangel und Horn diese Feinde überlassend, warf er sich dann wieder auf das unglückliche Sachsen und besiegte am 6. März 1645 bei Jankau in Böhmen das kaiserliche und bayrische Heer. Der Kaiser schien verloren, denn Rákóczy ward durch ein neues Bündnis gewonnen, und Torstenson rückte bis in die unmittelbare Nähe von Wien. Aber Ferdinand verzagte nicht, und seine Zuversicht ward belohnt. Rákóczy ließ auf sich warten, endlich sich sogar zu einem Separatfrieden bewegen; Torstenson hatte während der vergeblichen Wartezeit an der Belagerung des festen Brünn seine Kraft geschwächt: nach einem mißlungenen Sturm (15. August) wurden die ungarisch-siebenbürgischen Hilfstruppen abberufen. So mußte Torstenson nach Böhmen zurückkehren; mißmutig legte er im Dezember 1645 den Oberbefehl in die Hände des erfahrenen, aber 1645
schonungslosen Wrangel nieder.

Schwedische Vedette und Troßwagen.
(Staffage des Planes der Schlacht bei Jankau im Theatrum Europaeum.)

In der Zwischenzeit hatten Mercy und Johann von Werth den Franzosen unter Turenne bei Mergentheim eine empfindliche Niederlage bereitet (5. Mai), welche der Herzog von Enghien durch seinen Pyrrhussieg bei Allersheim (3. August) nicht wieder wett machte. Aber dafür waren Sachsen und Dänemark aus dem Bunde mit dem Kaiser ausgeschieden; Sachsen hatte mit den Schweden einen Waffenstillstand, Dänemark Frieden geschlossen.

Obwohl sich nun schon seit fast drei Jahren Friedensbevollmächtigte in Münster und Osnabrück befanden, im November 1645 auch der öster- 1645
reichische Premierminister Graf Trautmannsdorff nach Münster abgegangen war, sollte das unglückliche Deutschland noch beinahe zwei Jahre auf den Frieden warten. Schweden und Frankreich suchten ihn so günstig wie möglich

by Google

Karl Guſtav Wrangel, ſchwediſcher Generaliſſimus.
Gleichzeitiger Kupferſtich von M. Kuſell aus dem Verlage von Matthäus Merian jun.

für ſich zu geſtalten, die evangeliſchen Reichsſtände klammerten ſich an jene, die katholiſchen an dieſe Macht. Spanien arbeitete überhaupt gegen den Frieden, ſo lange es keine Garantien wegen der Niederlande erhielt. Das Friedenswerk wurde außerdem dadurch erſchwert, daß Frankreich ſeine Errungenſchaften an der Weſtgrenze des Reiches um jeden Preis zu ſichern ſuchte und Schweden ſich berufen fühlte, dem Proteſtantismus in den öſterreichiſchen Erbländern aufzuhelfen.

Digitized by Google

Beſchießung von Prag durch Karl Guſtav (Pfalzgraf von Zweibrücken, ſchwediſcher Generaliſſimus, ſpäter König von Schweden) **und Königsmark 1648.**

Merianſcher Kupferſtich aus dem Theatrum Europaeum. Im Vordergrunde links iſt dargeſtellt, wie Karl Guſtav durch einen reitenden Boten die Nachricht vom Abſchluß des Weſtfäliſchen Friedens erhält.

Digitized by Google

Eine eigentümliche, für den Gang der Ereignisse fast entscheidende Stellung
1647 nahm im Jahre 1647 Bayern ein. Der Kurfürst, bejahrt und von der Kriegslast schwer gedrückt, ließ sich zu einem Separatfrieden mit Frankreich (Ulmer Frieden, März 1647) bewegen, der von Schweden nicht respektiert und vom Kaiser aufs höchste mißbilligt wurde. Eine gründliche Verwirrung folgte. Johann von Werth wollte die gesamte bayrische Armee ins kaiserliche Lager führen. Oxenstierna bot dem Kaiser an, im Bunde mit Schweden den Kurfürsten aus dem Lande zu jagen.

Da verständigten sich der Kurfürst und der Kaiser von neuem (Passauer Vertrag, 2. September 1647), aber auch Frankreich und Schweden. Bei Ansbach vereinigte sich Turenne mit dem aus Böhmen verdrängten Wrangel: in der Nähe von Augsburg — bei Zusmarhausen — wurden die Kaiserlichen
1648 am 17. Mai 1648 geschlagen; auch die Bayern mußten weichen, und der alte Kurfürst floh nach Salzburg.

Aber, wo der Krieg begonnen hatte, sollte er auch enden, im Herzen Böhmens, in Prag. Während Turenne sich der österreichischen Grenze näherte, Wrangel die Landbevölkerung in Oberösterreich zum Aufstande mahnte, der spätere schwedische Thronfolger Karl Gustav von der Pfalz in Schlesien bereit stand, in Böhmen einzubrechen, wagte der kühne Königsmark das großartige Unternehmen auf die böhmische Hauptstadt. Geführt von dem ortskundigen Verräter Ottowalsky von Streitberg, bemächtigte er sich am 26. Juli in der Nacht der Prager Kleinseite. Aber alle Versuche, die Alt- und Neustadt zu erobern, scheiterten an der heldenmütigen Verteidigung der Bürgerschaft. Auch der Hauptsturm am 24. Oktober mißlang; acht Tage später mußten die Schweden grollend abziehen, denn endlich, endlich war der „Westfälische Friede“ unterzeichnet.

Nichtsdestoweniger schleppten sie reiche Beute heim, darunter als kostbares Stück die Handschrift von Ulfilas' gotischer Bibelübersetzung, den berühmten Codex argenteus, der nach vielen abenteuerlichen Wanderungen endlich in der Universitätsbibliothek von Upsala zur Ruhe gekommen ist.

Digitized by Google

„Neuer Auß Münſter vom 25. deß Weinmonats im Jahr 1648 abgefertigter Freud- vnd Friedenbringende Poſtreuter." Kopfſtück eines fliegenden Blattes mit der Friedensnachricht.

29. Der Friede zu Münſter und Osnabrück (1648).

Gewiß war der Zug Königsmarks von entſcheidender Bedeutung für den Friedensſchluß, doch hatte ſchon vorher die Haltung Bayerns und Brandenburgs, welches letztere den Gedanken der „dritten Partei" wieder aufnahm, weſentlich dazu beigetragen, die Verhandlungen in Fluß zu bringen. Sehr förderlich war es auch, daß das bisher widerſtrebende Spanien ſich am 30. Januar 1648 mit den Niederlanden verſtändigte. Gleichwohl blieb die Schwierigkeit, all den verſchiedenen Anſprüchen gerecht zu werden, noch ſehr groß, und der Umſtand, daß zu Münſter mit Frankreich unter päpſtlicher und venetianiſcher Vermittlung, zu Osnabrück mit Schweden verhandelt wurde, diente auch nicht zur Erleichterung der mühevollen und verwickelten Aufgabe. Neben den großen Fragen der Politik erſchwerte ein kleinlicher Etikettenſtreit die völlige Vereinbarung. 1648

Die vornehmſten Mitglieder des Friedenskongreſſes waren: Fabio Chigi, der päpſtliche Vertreter, Contarini, der venetianiſche Geſandte; den Kaiſer vertraten zu Münſter Graf Joh. Ludw. zu Naſſau und Iſaak Volmar, zu Osnabrück Graf Max Trautmannsdorff; für Frankreich wirkten der gewandte Graf d'Avaux und, häufig mit ihm uneinig, der geiſtreiche, aber anmaßende Abel Servien; Schweden vertraten Johann Oxenſtierna, der Sohn des Reichskanzlers, und der ränkevolle Adler Salvius. — Die amtliche Schriftſprache war die lateiniſche.

Für die fremden Mächte war die wichtigſte Angelegenheit die Feſtſetzung der Entſchädigungen, und teuer mußte Deutſchland die franzöſiſche und ſchwediſche Hilfe bezahlen.

Schweden, das ganz Pommern und Schleſien verlangte, erhielt fünf Millionen Thaler als Kriegskoſtenentſchädigung, Vorpommern mit Rügen, Stücke von Hinterpommern mit Stettin, Wismar, die Bistümer Bremen — mit Ausſchluß der Stadt, die freie Reichs-

Digitized by Google

stadt blieb — und Verden als weltliche Herzogtümer. Es war jetzt im Besitz der Oder-, Elb- und Wesermündung, wurde Mitglied des deutschen Reiches und erhielt Sitz und Stimme auf dem Reichstag.

Der Krone Frankreich wurde die Hoheit über Metz, Toul und Verdun, welche drei Bistümer es seit 1552 thatsächlich besaß, endgültig zugesprochen; vom Elsaß bekam es nur die österreichischen Besitzungen mit Rechtstitel — gegen eine Entschädigung von drei Millionen Lires an die Söhne des Erzherzogs Wilhelm — außerdem aber erhielt der französische König, obwohl nicht Reichsstand, die Vogtei über die zehn Städte der Reichsvogtei, und bald zeigte es sich, daß das morsche Reich nicht im stande war, die nicht abgetretenen reichsfreien Stände im Elsaß vor dem übermächtigen Nachbar zu schirmen, der durch den Besitz der rechtsrheinischen Feste Breisach, sowie das Besatzungsrecht des zum Bistum Speier gehörigen Philippsburg jederzeit ungehindert ins Reich eindringen konnte.

Was die deutschen Teilnehmer des Krieges betraf, so blieb Maximilian von Bayern im Besitze der Kurwürde und der Oberpfalz; die Unterpfalz mit der neugeschaffenen achten Kurwürde und dem Erzschatzmeisteramte bekam der Sohn des verstorbenen Böhmenkönigs, Karl Ludwig. Baden-Durlach und Württemberg wurden restituiert; Mecklenburg-Schwerin entschädigte man für Wismar mit den Stiftern Schwerin und Ratzeburg. Die standhafte Anhängerin der Schweden, Amalie von Hessen-Kassel, blieb nicht unbelohnt, Friedrich Wilhelm von Brandenburg mußte zufrieden sein, daß man ihm Hinterpommern ließ und für den aufgegebenen Teil des pommerschen Erbes wenigstens leidlich entschädigte. Hessen bekam außer einer Geldentschädigung die Abtei Hersfeld und die Grafschaft Schaumburg; Brandenburg die Stifter Kammin, Minden, Halberstadt und Magdeburg; doch blieb letzteres bis 1680 im Besitz des sächsischen Administrators August.

Unerledigt blieben die Donauwörther Sache und der jülich-klevesche Erbfolgestreit.

Wie man sieht, hatte Schweden sein Ziel, die Beherrschung der Ostseeküste, fast völlig erreicht, Frankreich an der Westgrenze Thor und Thür ins Reich bekommen. Da die Unabhängigkeit der Schweiz und der Niederlande gleichfalls ausdrücklich anerkannt wurde, stand das Reich nach dieser Seite fremden Einflüssen und Angriffen offen. Richelieus Nachfolger, Mazarin, durfte zufrieden sein.

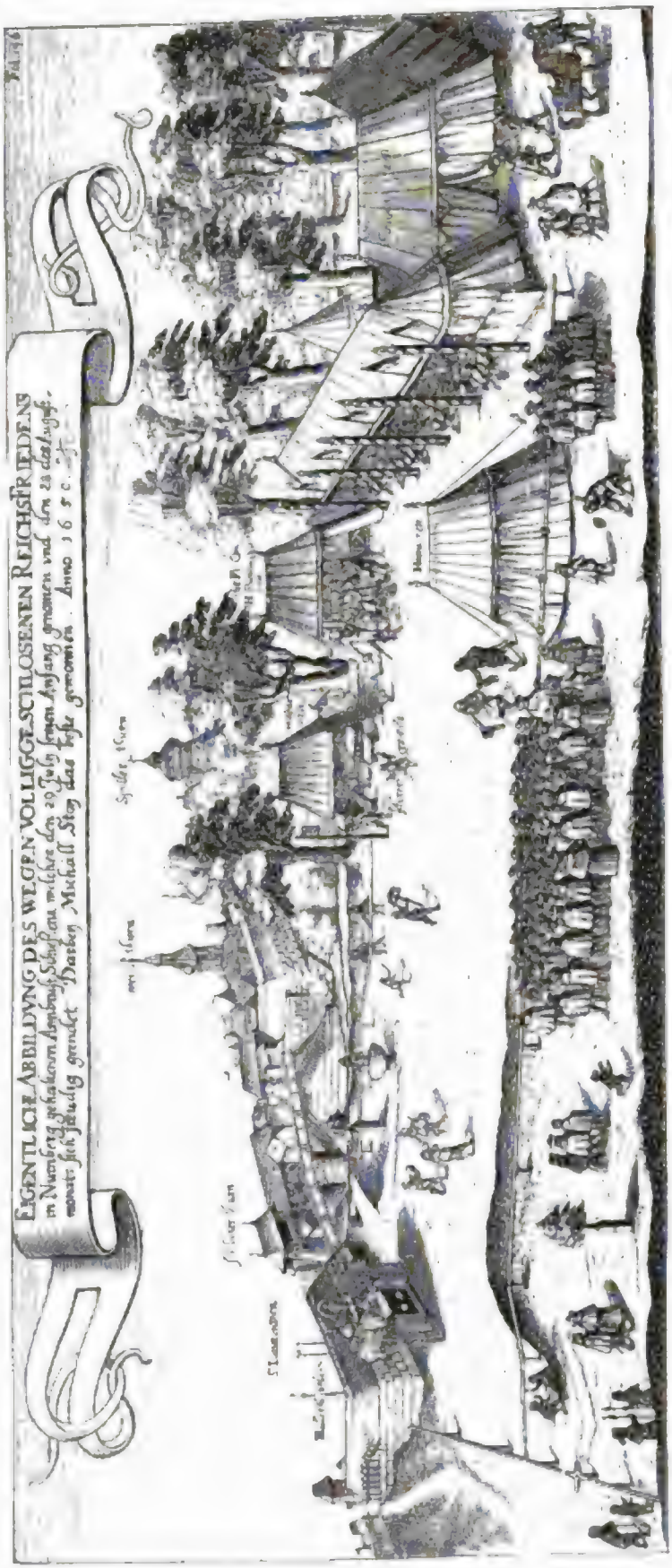
Die religiöse Frage wurde nach langem Hader durch Anerkennung des Passauer Vertrages und Bestätigung des Augsburger Religionsfriedens erledigt; in den letzteren wurden auch die Reformierten ausdrücklich eingeschlossen. Für den Besitzstand hinsichtlich der geistlichen Stifter wurde schließlich das Jahr 1624 als Normaljahr angenommen: Katholiken, wie Evangelische sollten inne behalten, was sie in jenem Jahre besessen. Damit war das Restitutionsedikt aufgehoben, aber auch weiterem Abfalle katholischer Würdenträger vorgebeugt. Evangelische Unterthanen wurden der geistlichen Gerichtsbarkeit, namentlich in Ehesachen, entzogen: aber das Recht der Landesherren, Unterthanen, welche das Normaljahr nicht schützte, wegen entgegengesetzten Bekenntnisses zur Auswanderung zu zwingen, blieb in Kraft.

Der förmliche Schluß des Friedens die Erledigung aller Einzelfragen dauerte noch bis in das Jahr 1650. Nachdem am 8. Februar 1649 die Auswechselung der Ratifikationen erfolgt war, zogen sich die Verhandlungen noch bis in das Jahr 1650 hin, wo am 16. Juni in dem zweiten „Nürnberger Friedensexekutionsreceß" die endgültige Erle-

Digitized by Google

digung erfolgte. Wie dieſes Ereignis durch ein glänzendes Armbruſtſchießen gefeiert wurde, ſo hatte auch aus Anlaß des erſten Exekutionsreceſſes vom 27. September 1649 zwei Tage darauf ein großartiges Friedensbankett ſtattgefunden. Eine gleichzeitige Beſchreibung weiß nicht genug zu rühmen den Glanz der Zurüſtungen und die Pracht der Tafel. „Zuletzt wollten die anweſenden Kriegsherren und Generale zum Abſchied noch einmal Soldaten ſpielen. Sie ließen ſich Ober- und Untergewehr in den Saal bringen, erwählten zu Hauptleuten die beiden Geſandten, Seine hochfürſtliche Durchlaucht den ſchwediſchen Generaliſſimus Herrn Karl Guſtav, Pfalzgrafen bei Rhein, der nachher König von Schweden wurde, und Se. Excellenz den General von Piccolomini, zum Korporal aber den Feldmarſchall Wrangel; alle Generale, Oberſten und Oberlieutenants wurden zu Muskетieren gemacht. So marſchierten die Herren um die Tafel, ſchoſſen eine „Salve", zogen in guter Ordnung auf die Burg und brannten dort vielmals die Stücke ab. Bei ihrem Rückmarſch aber wurden ſie von dem Herrn Oberſt Kraft ſcherzweiſe abgedankt und des Dienſtes entlaſſen, weil nunmehr Friede ſei."

Wird zwar gleich die folgende Entwicklung zeigen, daß dieſer Frieden, für deſſen Aufrechthaltung die beiden fremden Mächte als Garanten zu ſorgen hatten, die politiſche Ohnmacht Deutſchlands für Jahr-



Armbruſtſchießen in Nürnberg wegen völlig geſchloſſenen Reichsfriedens 1650. Unter den Zelten (Herrenzelt, Schreiberzelt, Schenkzelt) iſt bemerkenswert „ihrer fürſtl. Gnaden Herrn Piccolomini Zelt" Vertreters Römiſcher Majeſtät beim Friedenskongreß zu Nürnberg.

Dieſes Fried- und Freuden Mahl
Hielt hie auf dem Rathaus Saal.
Carol Guſtav itzgen Schweden,
alſ die Blutbethrenten Feder

3. Pfalzgraf Karl Guſtav, ſchwediſcher Generaliſſimus.
1. Duca d'Amalfi, Fürſtl. Gnaden, (Octavio Piccolomini) als Vertreter Röm. Kaiſerl. Majeſtät.
2. Pfalzgraf Karl Ludwig.

„Aigentliche Abbildung des Fried- und Freudenmahls, welches der Durchlauchtigſte Hochgeborne tractaten in des heil. Reichs Stadt Nürnberg auff dem Rathhausſaal den 25. September Anno Gäſt in ſolgender Ordnung

Nach dem gleichzeitigen Gemälde J. von Sandrarts geſtochen von Wolfgang Kilian in Nürnberg. Intereſſant nicht damaligen

Digitized by Google

Anfangs wurden abgethan
und der fried gefangen an
Das die so ergrimmten Feinde,
wurden neu vertraute Freunde

Sandrart, der Maler des Bildes.

Fürſt und Herr, Herr Carl Guſtav, Pfalzgrav bey Rhein ꝛc. nach Abhandlung der Präliminar-1649 gehalten, und ſeind die dabei ſich befundenen Höchſt- Hoch- und wohlanſehnlichen Herren geſeſſen (folgt dieſelbe).

allein für den Vorgang, ſondern auch wegen des Einblicks in das ganze Arrangement eines feierlichen Mahles der Zeit.

Digitized by Google

hunderte beſiegelte, ſo wäre es dennoch frevelhaft, der damaligen Generation den Jubel über den Abſchluß zum Vorwurf zu machen. Man muß verſuchen, das Gefühl zu begreifen, dem der fromme Paul Gerhardt die Worte lieh:

Gottlob, nun iſt erſchollen
Das edle Friedenswort,
Daß nunmehr ruhen ſollen
Die Spieß und Schwerter und ihr Mord.

Wohlauf! und nimm nun wieder
Dein Saitenſpiel hervor!
O Deutſchland, ſinge Lieder
Im hohen, vollen Chor!

Eine leidenſchaftliche, ſchmerzliche Freude zuckte durch alle Gemüter; dem alten Landmann kam der Friede vor, wie die Rückkehr der Kinderzeit, da man noch fröhliche Tage unter der nun längſt umgehauenen Dorflinde gefeiert; das junge, in den Kriegsjahren erwachſene Geſchlecht vernahm wie ein Märchen, daß eine Zeit nahe, in welcher Saat und Ernte gedeihen und reifen würden, wo man nicht mehr aus halbverfallenen Heimſtätten in unwegſame Schlupfwinkel flüchten würde. Gewiß, das „Nun danket alle Gott“ des Martin Rinkart kam allen von Herzen. Vom Papſt wurde das Friedenswerk freilich am 3. Januar 1651 verdammt.

Große Nürnberger Denkmünze auf die Friedensfeier.

Unter dem herabſchwebenden Friedensgenius umarmen ſich Wohlfahrt und Gerechtigkeit, in der Ferne die Stadt Nürnberg. Die Unterſchrift enthält als Chronogramm die Jahreszahl 1651. (Städtiſche Sammlung zu Nürnberg.)

50. Zuſtände und Notſtände während des Dreißigjährigen Kriegs.

Daß der Krieg, den man nun endlich hinter ſich hatte, eine ſo entſetzliche Dauer erreichte, lag zum Teil daran, daß auf deutſchem Boden der europäiſche Kampf gegen die ſpaniſch-habsburgiſche Monarchie ausgefochten wurde, zum Teil aber auch an dem Umſtande, daß keine der kämpfenden Parteien durch überwiegende militäriſche Machtentfaltung eine ſchnelle, wenn auch gewaltſame Entſcheidung herbeizuführen vermochte. Die geworbenen

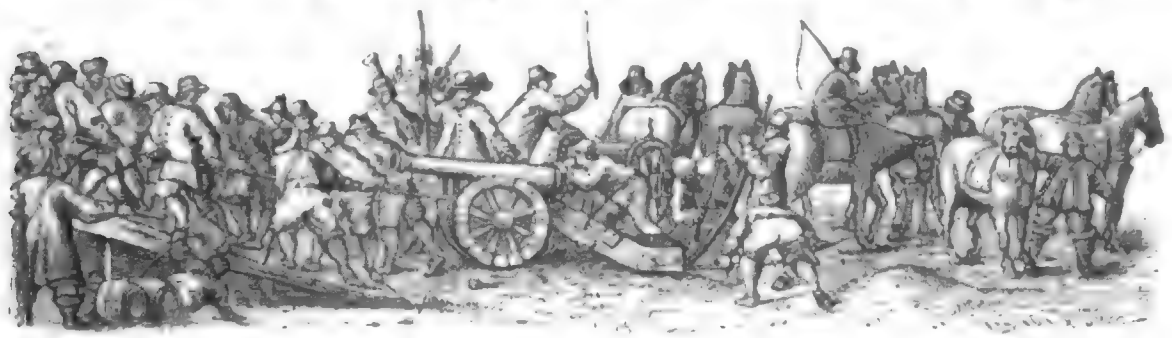
Digitized by Google

Heere jener Tage waren zu kostspielig, als daß man Massen aufstellen konnte, die ausgedehnte Kriegstheater beherrschten; außerdem befanden sich die Parteien schon beim Ausbruch des Krieges fast alle in Geldverlegenheiten. Über die Heere selbst müssen hier wenige Andeutungen genügen.

Seit den Burgunderkriegen und den Feldzügen Maximilians I. und Karls V. hatte das bürgerliche Fußvolk der Landsknechte die adelige Reiterei des Mittelalters in den Hintergrund gedrängt. Obwohl auch die Landsknechtsheere bald in Verfall gerieten, behauptete die eigentliche Waffe des Landsknechts, die achtzehn Fuß lange Pike, noch geraume Zeit ihre Bedeutung. Denn da die Handfeuerwaffen der Schützen noch zu schwer und unbehilflich waren, hing der letzte Erfolg doch großenteils von dem Ansturm der Gewalthaufen und dem Kampf mit der scharfen Waffe ab. Aber freilich wurden die „Pikeniere" zu einem entscheidenden Angriff wieder dadurch ungeeignet, daß sie zum Schutz gegen feindliche Kugeln sich in Stahl und Eisen hüllen mußten. Der Pikenier, der bei Beginn des Krieges ausschließlich als schwerer Infanterist galt, wird späterhin als schwerfällig bespöttelt, als „Schiebochse" bezeichnet, und es heißt wohl, Gott müsse denjenigen arg mit Blindheit gestraft haben, der solchem Pikenier geradewegs in seine Lanze laufe. Gleichwohl war die Massenwirkung der Pikeniere noch immer gewaltig, wenn sie ungeschwächt an den Feind kamen.

Dies zu verhindern, die feindlichen Massen vorher aufzulockern, war die Aufgabe der Schützen. Sie führten entweder die schwerfällige Muskete, die auf einen Gabelstock aufgelegt werden mußte, oder das kürzere und leichtere Handrohr, die Arkebuse. Vereinzelt werden Grenadiere genannt, die Handgranaten warfen. Die Beweglichkeit des Fußvolks durch Erleichterung der Bewaffnung zu erhöhen, war besonders Gustav Adolfs Bestreben und verschaffte ihm große Vorteile. Das gleiche versuchte er in Bezug auf die Reiterei, deren Bedeutung während des Krieges wieder stieg, und vornehmlich bei der Artillerie. Denn auch bei der Reiterei bekämpften sich zwei entgegengesetzte Grundsätze: die Lanziers und Kürassiere waren die schwere Reiterei, eine aristokratische Truppe; daneben hatte man berittene Arkebusiere, bei denen die Feuerwaffe die Hauptsache war, denn schwere Sattelpistolen führten auch die Erstgenannten; endlich gab es Dragoner, berittene Pikeniere oder Musketiere, die sowohl zu Pferde als zu Fuß kämpften. Im allgemeinen bewährte sich aber im Dreißigjährigen Kriege die schwere Kavallerie, namentlich im eigentlichen Reiterkampfe, und nichts ist irriger als der Glaube, Gustav Adolf habe seine Siege insbesondere der leichteren Reiterei verdankt; seine Reiterei war weder den schweren Pappenheimern, noch den leichten Kroaten gewachsen. Seine Hauptreformen galten der Artillerie, und seine Siege gewann er durch eine geschicktere Verwendung, namentlich durch Mischung der verschiedenen Waffengattungen, sowie durch eigentliche taktische Manöver.

Die Geschütze waren von sehr verschiedenem Kaliber und hatten die mannigfachsten Benennungen: am häufigsten begegnet der Name „Kartaune". Man hatte ganze, halbe,



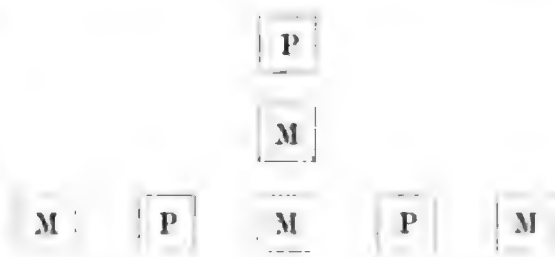
Schwedische Artillerie.
(Aus dem Theatrum Europaeum.)

Digitized by Google

viertel, Achtelkartaunen. Von andern Mängeln abgesehen waren alle Geschütze übermäßig lang. Gustav Adolfs halbe Kartaunen hatten zwölf Fuß lange Rohre und brauchten vierundzwanzig Pferde zur Bespannung. Aber er führte leichte Feldgeschütze ein, die von einem Pferd oder drei Menschen transportiert werden konnten. Außer diesen „Eisenstücken" hatte er ebenso leichte Lederkanonen, Kupferrohre mit Eisenringen umgittert, mit Hanf übersponnen und mit Leder überzogen; doch wurden sie nach der Schlacht bei Breitenfeld abgeschafft.

Gustav Adolf war nun, wie angedeutet, der erste, welcher es verstand, sowohl eine Wechselwirkung von Reiterei und Infanterie, als auch ein planmäßiges Zusammenwirken von Musketieren und Pikenieren zu bewerkstelligen. Die Musketiere empfingen den anstürmenden Feind mit kräftigen Salven, dann brachen die Reiter mit blanker Waffe vor, die Pistole für das Handgemenge geladen, im Falle des Rückzugs deckten die beiden Waffen einander aufs trefflichste. Ebenso unerhört wie diese Zusammenstellung waren Gustaf Adolfs kleine bewegliche „Brigaden" gegenüber den massigen spanischen „Bataillonen". Während diese, schwerfällige Vierecke oder zehn Glieder tiefe Reihen, allein durch ihre Wucht wirken konnten, zu diesem Zwecke aber unmittelbar an dem Feinde sein mußten, gestattete die kunstfertige Zusammensetzung der schwedischen Brigade ein furchtbares Pelotonfeuer, das die Reihen der Angreifer schon vor dem unmittelbaren Zusammenstoß lichtete.

Die Aufstellung einer Brigade (1224 Mann) war so, daß drei Pikenierabteilungen drei feste Punkte eines Dreiecks bildeten; die Verbindung zwischen Spitze und Basis und die Flankendeckung geschah durch Musketierabteilungen, etwa in folgender Form: (P = Pikenier, M = Musketier).



Den letzteren Vorteil erzielte der König auch dadurch, daß die schwedische Infanterie nicht in zehn Gliedern, wie die spanischen Bataillone, sondern nur in drei Gliedern geordnet stand. Dazu kam, daß der König die Handhabung des Feuerwehres erleichtert hatte: ursprünglich hatte der Musketier neunundneunzig Griffe zu machen, ehe er zum Schusse gelangte.

Die Soldaten des Dreißigjährigen Krieges standen in Fähnlein oder Kompanien und waren zu Regimentern verbunden. Oberst des Regiments hieß, wer das Regiment seinem Kriegsherrn geworben hatte; der Vater des Fähnleins war Hauptmann, der auch die Soldzahlung besorgte. Uniformen gab es noch nicht; man erkannte einander an Feldbinden oder anderweitigen Abzeichen. Man hatte ja einfach der „Fahne" zu folgen — bei der Reiterei Cornet genannt —, nach der Fahnenfarbe wurden die Regimenter benannt, später freilich mit Vorliebe nach den Namen der Obersten.

Die Kriegszucht der Deutschen stand schon beim Beginn des Krieges im schlechtesten Ruf. Aber auch die Truppen, welchen ursprünglich die strafffste Zucht innewohnte, verwilderten sehr bald: selbst Gustav Adolf konnte seine Schweden kaum ein Jahr im Zaume halten. Tillys Scharen waren von Anfang an berüchtigt, doch standen ihnen die des Mansfelders gewiß nicht nach. Die Schonung, welche die Kriegsgesetze fast aller Feldherren selbst in Feindesland anbefahlen, wurde nicht geübt und konnte, je länger je mehr, kaum geübt werden, wenigstens soweit die unentbehrlichen Lebensbedürfnisse des Soldaten in Frage kamen. — Zu den Plünderungen und Räubereien, welche die Heere verübten, trug vor allem der Troß mit bei: Scharen von Reiterbuben, Soldatenfrauen mit ihren Kindern, begleiteten die Truppe; wie hätte dies Gesindel ohne Diebstahl und Raub existieren sollen? Auf ein Regiment deutscher Soldaten kann man 4000 Personen vom Troß rechnen.

Digitized by Google

Plünderung der Schlachtfelder.
Von einem Bilde von Sebaſtian Brancx aus der erſten Zeit des Dreißigjährigen Kriegs. (Kaſſeler Gemäldegalerie.)

Dieſe Mißſtände hat der Dreißigjährige Krieg aber keineswegs geſchaffen, er fand ſie bereits vor. Die Heere, das ſchwediſche in ſeiner urſprünglichen Geſtalt ausgenommen, beſtanden bald aus den Angehörigen der verſchiedenſten Nationen: unter den „Stradioten“ waren ſicher auch Muhammedaner;

Bagage und Troß im Dreißigjährigen Kriege.
Von einem Merianiſchen Kupferſtich von 1638.

Von einem Beutezug zurückkehrende Soldaten (letzte Zeit des Dreißigjährigen Kriegs); im Vordergrund ein von jammernden Weibern des Trosses umringter Karren mit Verwundeten.
(Aus einem Gemälde von Philipp Wouverman. Kasseler Galerie.)

am verhaßtesten waren die Kroaten. Das abenteuerliche Leben des Kriegsmannes, der nur den Augenblick sein nennt, steigerte die Genußsucht aller und erzeugte ungeheure Lasterhaftigkeit. Die Sehnsucht, diesem zügellosen Genießen möglichst lange zu frönen, beförderte den Aberglauben. Durch allerlei Zauber glaubte man unverwundbar „fest“ werden zu können. Der „Passauer Zettel“ führte meist den Reim: „Teufel hilf mir, Leib und Seele geb' ich dir.“ Tilly und Wallenstein galten für „fest“, auch Gustav Adolfs Schwert für gefeit. So verwilderte in dem Heer das religiöse Gefühl, wie das moralische: auch die Sprache wurde durch italienische, spanische und ungarische Worte, namentlich Flüche, verunstaltet.

Nicht die Fahne, auf die man freilich schwur, hielt diese Banden zusammen, sondern nur der Wunsch nach Beute: darum trat man ohne Bedenken von einer Partei zur andern über; nach verlorenen Schlachten liefen die Soldaten massenhaft davon, um dann auf eigene Faust zu rauben und stehlen. Die, welche unter der Fahne standen, unterschieden sich von jenen nur dadurch, daß sie, vom General bis zum gemeinen Reiter hinab, systematisch und methodisch die Aussaugung der überfallenen Gebiete vornahmen. Von den schrecklichen Mitteln, die armen Opfer zu Geständnissen zu zwingen, sei als das mildeste „der schwedische Trank“ — ekelhafte Jauche — erwähnt. Wer sich und die Seinigen nicht in das unzugängliche Dickicht und Moor, in undurchdringlichen Wald flüchten konnte, verfiel dem Kriege.

Digitized by Google

Lagerſcene im Dreißigjährigen Kriege.

Gemälde von Sebaſtian Bourdon aus dem Jahre 1643. (Kaſſeler Galerie.)

Es bedarf keiner Erläuterung, was unter ſolchen Verhältniſſen aus dem platten Lande, aus dem Bauer werden mußte. Wo die Soldaten verheerend durchzogen, ließen ſie eine verzweifelnde Bevölkerung zurück, die ſchon aus Not ſich gleichfalls auf Diebſtahl und Raub verlegte. So nahm die Bevölkerung ab, Teuerung, Hungersnot entſtand, als notwendige Folge verheerende Seuche. Man möchte ſich wundern, daß bei ſolchen Verluſten auf dem Lande noch ein Reſt deutſchen Volkes übrig blieb; drei Gewalten aber rieſen den Landmann immer wieder nach ſeinem Dorfe zurück: die Bemühungen der Obrigkeit, die eigene Heimatsliebe und der Eifer des Dorfpfarrers. Was auch dieſer Stand in der Zeit vor dem Kriege durch ſeine Streitſucht und Unduldſamkeit geſündigt, er hat es durch Heroismus im Ertragen, durch unabläſſige Belebung aller beſſeren Gefühle wettgemacht.

Das Elend, welches die Kriegsvölker allenthalben über Deutſchland brachten, war freilich das ſchwerſte und ſchlimmſte, aber in manchen Gegenden wurde die Entſittlichung und Verarmung des Volkes ſchon in den erſten Kriegsjahren vermehrt und befördert durch einen beſonderen Übelſtand. Dies war das Unweſen der ſogenannten „Kipper und Wipper“, d. h. der Münzwucherer und Münzverſchlechterer, die namentlich von Niederſachſen aus alle Welt mit wertloſem Gelde überſchwemmten.

Digitized by Google

Soldaten mit Beute und gefangenen Bauern.

Aus einem Bilde Ph. Wouvermans aus der letzten Zeit des Dreißigjährigen Krieges (Caſſeler Galerie); unter den erbeuteten Feldzeichen iſt eine ligiſtiſche Standarte (mit dem Muttergottesbilde) zu erkennen.

Das Übel war nicht neu: die Menge der Münzſtätten, welche die Kontrolle erſchwerte, die Gewinnſucht der Münzmeiſter und ihrer fürſtlichen Herren hatte ſchon während des ganzen Mittelalters fortwährend Münzverſchlechterungen zur Folge gehabt. Am leichteſten ließen ſich die kleineren Silberſtücke fälſchen: wer achtete denn im Kleinverkehr auf einen unbedeutenden Unterſchied des wahren und des Sollgehaltes? Aber auch die Guldenmünze verringerte ſich ſchon während des XV. Jahrhunderts. Reichsgeſetze, Münzvereinigungen ſuchten vergeblich dem Unweſen zu ſteuern, welches ſich früh dahin erweiterte, daß man alte vollwichtige Münzen von gutem Schrot und Korn aufkaufte und beim Umprägen ihren Feingehalt verringerte. Gegen derartige Verfälſchungen half nur ein Mittel, das „Verrufen“, d. i. das Außerkurserklären minderwichtigen Geldes, und nicht ſelten kam ein Landesfürſt, mit deſſen Billigung der Betrug geſchehen war, in die unangenehme Lage, ſein eigenes Geld verrufen zu müſſen, um nicht den Handel und Verkehr ſeiner Unterthanen oder in ſeinem Lande völlig zu vernichten. Das Unweſen nahm zu, je mehr die kaiſerliche Gewalt ſich minderte und die Reichsverfaſſung ihrer Auflöſung entgegenging, erreichte aber ſeinen Höhepunkt in den Jahren 1618—1623. Die Landesregierungen beſchloſſen, den Betrug, den ſie nicht zu hindern vermochten, mitzumachen und am Profit teilzunehmen.

Die großen wie die kleinen Landesherren brauchten Geld: jetzt ließen ſie — die braunſchweigiſchen Fürſten zuerſt — Münzen ſchlagen, die ſtatt aus Silber, aus einer

„Epitaphium oder deß guten Geldes Grabſchrifft.“

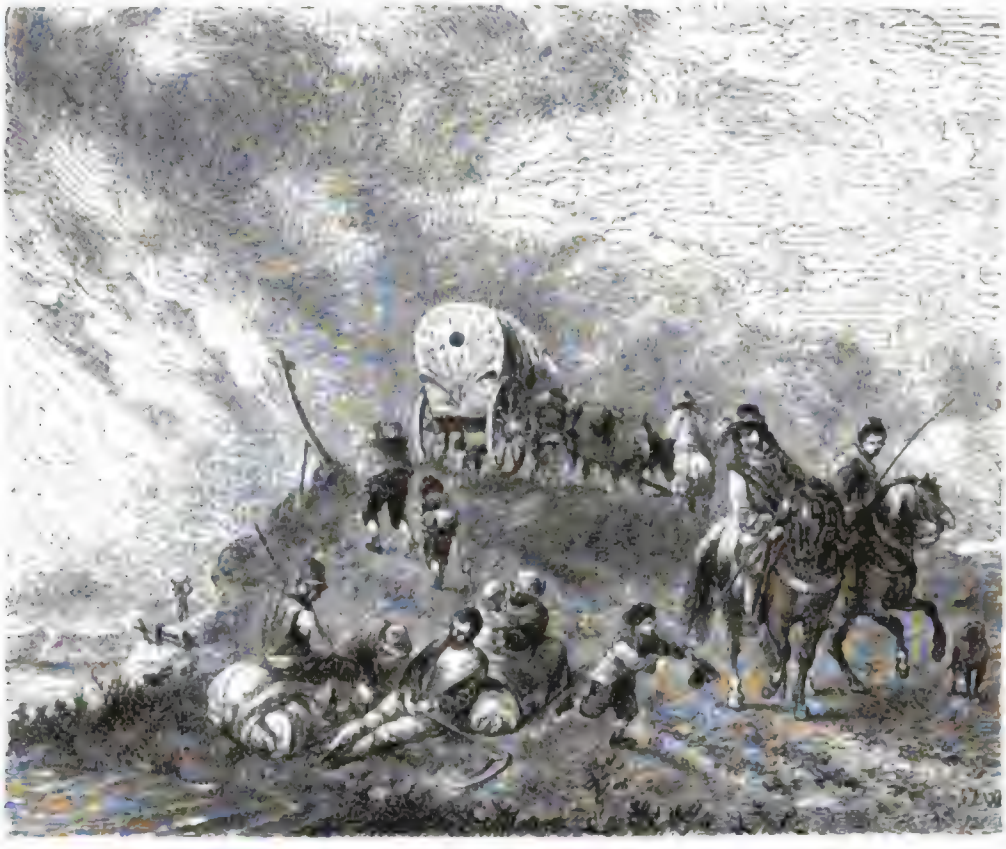
Spottblatt auf die Kipper und Wipper, gedruckt „Zu Augſpurg, bey Martin Wörle, Brieffmaler in Stangäßlin.“

ſchlechten Miſchung von Silber und Kupfer, bald aus verſilbertem Kupfer beſtanden. Die Stadt Leipzig gab ſogar, weil ſie das Kupfer beſſer verwerten konnte, eckiges Blech mit einem Stempel aus. Viele neue Münzen entſtanden: wetteifernd beeilten ſich die Kurfürſten und Fürſten, Herren und Städte, aus Kupfer Geld zu machen. Aus altem Kupfergeräte ließ man ſich neue Münzen ſchlagen und bezahlte damit eiligſt frühere Schulden. Alle Welt legte ſich auf den Geldhandel. Wer alte Thaler, Goldgulden oder ſonſt gutes Reichsgeld als Notpfennig in der Sparkaſſe hatte, ſetzte ſein Geld ſchleunigſt in neues um, da der Preis für gutes Silber im Verhältnis zur Verſchlechterung der Münze ſtieg. Der müheloſe Gewinn wurde meiſt verpraßt und verjubelt. Niemand achtete auf die Steigerung der Lebensmittelpreiſe, bis man aus dem allgemeinen Taumel ſchrecklich erwachte. Nun verriefen die Landesherren die neuen Münzen, die doch in aller Händen waren: das betrogene Volk ſollte in altem Gelde ſeine Abgaben zahlen. Natürlich erhob ſich allgemeine Entrüſtung gegen die Münzer und die Geldwechsler: Handel und Gewerbe hörten auf, die Stadtgemeinden gerieten in Bankrott; überall entſtanden Unordnungen und Tumulte. Die öffentliche Meinung verfolgte die Kipper und Wipper, die Geiſtlichen predigten wider die Teufelsbrut. Aber das kam alles zu ſpät. Die Beſſerung war nur möglich, indem das gewaltſame Mittel der Ungültigkeitserklärung neuen Geldes ſtreng angewendet wurde. In den am meiſten betroffenen Gegenden waren einige wenige, die Schuldigſten, reich geworden, der gemeine Mann, verarmt und verzweifelnd, war nun trefflich vorbereitet, die ehrliche Arbeit zu verlaſſen und im abenteuerlichen Kriegerleben neue Mittel zu üppigem Genuß zu erwerben.

Digitized by Google

31. Die Folgen des Krieges für die Kultur und das Geistesleben in Deutschland.

Die nächste Folge des entsetzlichen Krieges war eine ungeheuere Entvölkerung Deutschlands. Was der Krieg nicht unmittelbar verzehrte, rafften Seuchen, Mangel und Obdachlosigkeit dahin. In Württemberg gingen in den sieben Jahren 1634—1641 an 345000 Menschen zu Grunde, in Sachsen sollen binnen zwei Jahren (1631 und 1632) über 900000 Menschen erschlagen, oder dem Hunger und Kummer erlegen sein. Die Pfalz hatte vor dem Kriege eine halbe Million Einwohner, zur Zeit des westfälischen Friedens nicht mehr als 50000. Man nimmt an, daß die Bevölkerung Deutschlands in den Kriegsjahren von siebzehn auf vier Millionen zusammengeschmolzen ist. Dem Verlust an Menschenleben entsprach der Verlust an Häusern und Heimstätten. In



Heimatlose Leute nach dem Kriege.
Gemälde von Wouverman in der Kasseler Galerie.

Württemberg waren allein 8 Städte, 45 Dörfer, 158 Pfarr- und Schulhäuser, 65 Kirchen 36000 Häuser abgebrannt. Viele Dörfer sind nie wieder aus der Asche erstanden, viele Städte und Städtchen haben erst im XIX. Jahrhundert die Einwohnerzahl wieder erreicht, die sie vor dem Kriege besaßen.

Die eigentlichen Verheerungen trafen vornehmlich das platte Land. Es ist unmöglich für ganz Deutschland den Schaden zu berechnen, den die Landwirtschaft nicht allein durch die Verwüstungen der Felder, sondern vor allem durch den Ruin der Viehzucht erlitten hat. Wo man die Thatsachen feststellen kann, ergiebt sich das grausenhafte Resultat, daß über achtzig Prozent an Pferden, Kühen und Ziegen eingegangen war; die Schafe aber waren an allen Orten sämtlich vernichtet. Für solche Gegenden sind dann freilich zwei Jahrhunderte kaum hinreichend gewesen, um den früheren Wohlstand auch nur annähernd wieder zu erzeugen.

Ausraubung und Zerſtörung eines Dorfes im Dreißigjährigen Kriege.

Aus der im Jahre 1633 veröffentlichten Folge von Radierungen des Lothringers J. Callot: „les misères et malheurs de la guerre."

Aber weit ſchlimmer noch, als die materiellen Verluſte, waren die moraliſchen Folgen, welche ſich nach dem Kriege auf allen Gebieten und bei allen Ständen geltend machten. Es hing mit dem Ruin der Landwirtſchaft zuſammen, daß der Gutsherr den ohnehin ſchwer belaſteten Bauer, welcher ſich bei dem Geldmangel und den niedrigen Getreidepreiſen kaum über dem Waſſer halten konnte, mit Fronen und Abgaben noch weit mehr drückte, als je zuvor. Der Herr beſaß wenig oder nichts: mochte der Bauer zuſehen, wie er den Anforderungen des Gebieters nachkam. Er durfte nicht murren, wenn ihm das Wild, welches der Gutsherr zu gunſten ſeiner Jagdvergnügungen ſich reichlich mehren ließ, ſeine Saaten verwüſtete; wehe ihm, wenn er Selbſthilfe wagte! Eiſern laſtete auf ihm die Hand des Gebieters, der ihn als einen Menſchen zweiter Klaſſe betrachtete; im ſtillen ballte der Bauer wohl die Hand und meinte verſtohlen: „jungen Edelleuten und jungen Sperlingen müſſe man beizeiten die Köpfe eindrücken"; — aber er litt und gehorchte. Es iſt begreiflich, daß in einem ſolchen Bauernſtande jedes tiefere Gefühl, jeder höhere Gedanke erſtarb. Und doch bildete er den Hauptbeſtandteil der ſogenannten „deutſchen Nation".

Auch das Bürgertum hatte einen andern Charakter gewonnen: nicht allein durch die materiellen Verluſte, obwohl ſelbſtverſtändlich wiederholte Belagerungen die Vermögensverhältniſſe gerade der Wohlhabenden weſentlich beeinträchtigen. Aber das Bürgertum hatte die Freude an der Selbſtverwaltung verloren. Dazu kam, daß die ſeit dem weſtfäliſchen Frieden geſteigerte landesherrliche Hoheit ſelbſtbewußtem Bürgerſinn wenig hold war und mit Verordnungen und Steuererlaſſen ſo viel als möglich eingriff. Der Bürger, den die Kriegszeit Ergebung in fremden Willen längſt gelehrt, unterwarf ſich gehorſam: wie hätte er gegen die Obrigkeit ankämpfen können? Wenn er zu leben hatte und etwas für ſeine beſcheidenen Vergnügungen erübrigte, war er zufrieden. Oder aber, er ſuchte ſich in die Kreiſe der Regierenden emporzuſchwingen und irgend ein kleineres oder größeres Amt in dem Beamtenſtaat zu erlangen, welcher jetzt erſt ſeine völlige Aus-

bildung erhielt. Ein solches Amt, und war es selbst durch die demütigste Kriecherei erbettelt, erhob den Bürger doch weit über die Menge „gemeiner“ Sterblichen, über den „schlechten“ Bauer. Das Amt gewährte Gelegenheit zu redlichem und unredlichem Nebenerwerb, wie schon Friedrich von Logau dieses Unwesen geißelt mit den Worten:

„Wer die Ämter kauft um Geld, diesem ist ja nicht benummen,
Daß er Recht zu Markte führt, seinem Schaden fürzukummen.“

Außerdem aber brachte das Amt dem Inhaber oft das begehrenswerte, vielbeneidete Glück, sich höheren, adeligen Genossen zu nähern, wohl gar, in unmittelbarer Nähe des Durchlauchtigsten oder Serenissimus, in die Reihen des Adels einzutreten. Die Sucht nach Rang und Titeln wurde jetzt allgemein und erzeugte die erbärmlichste Servilität.

Außer solchen egoistischen Interessen beschäftigte den Bürger wenig mehr, als das Geklatsch über Familienereignisse und auffallende Neuigkeiten. Allerdings fuhr er fort, sich um Politik zu kümmern, Zeitungen und Tagesblätter mehrten sich, ja die Zahl der Flugschriften steigerte sich außerordentlich, als Ludwig XIV. die öffentliche Meinung aufregte, aber es kam doch nur zu Weherufen, allenfalls zu patriotischer Entrüstung, und es wäre verfehlt gewesen, auf diese Stimmung eine große Aktion zu bauen. Auch war es mit der Wehrhaftigkeit des deutschen Bürgers vorbei; noch im Beginne des Krieges hatten einzelne Städte sich mannhaft gewehrt, aber der Sinn für das Waffenhandwerk und die Waffenübung mußte ersterben, sobald stehende Heere ins Leben traten.

Der Adel, begünstigt namentlich durch diese neuen militärischen Einrichtungen der Fürsten und des Kaisers, führte in den einzelnen Territorien förmlich das Regiment seit 1648, aber diese Periode, in welcher er am meisten oder ausschließlich galt, ist die schlechteste der neueren deutschen Geschichte. Indes war es natürlich, daß der Wunsch, adlig zu sein, ungemeine Dimensionen annahm. Schon während des Krieges hatten Offiziere, die durch Plünderungen reich geworden waren, sich den Adelsbrief und verwüstete Güter erkauft. Seit dem Frieden betrieb der Kaiserhof, um die leeren Kassen zu füllen, die Nobilitierung fast geschäftsmäßig, namentlich drängten sich die eitlen Stadtbürger dazu, um durch den Brief des Kaisers die Turnier- und Stiftsfähigkeit und andre Privilegien zu erwerben. Durch diesen Mißbrauch, gegen den Fürsten und Stände auf dem Reichstag von 1654 protestierten, kam es dahin, daß gerade die eigentlich adligen Korporationen, wie die Stifter, nur solche anerkannten, die zur Erwerbung ihres Adels keines Briefes bedurften. Wer frisch geadelt war, wurde nur „wohledel“ genannt; wer länger im Besitz seines Briefes war, ließ sich „hoch- und edelgeborene Gestrengigkeit“ nennen. An Luxus und äußerem Prunk suchten es die Neugeadelten ihren älteren Standesgenossen zuvorzuthun, aber das Volk spottete über die glänzenden Karossen mit den neuen Wappenschildern.

Was den alten Adel betraf, so hatte sich an seinen Gewohnheiten wenig verändert, und wenn er noch über größere Güter verfügte, führte er ein ganz behagliches Leben. Der Edelmann hatte seine „europäische Tour“ gemacht, vielleicht irgendwo Kriegsdienste geleistet, irgend welche Gelehrte näher kennen gelernt, gehörte wohl gar einer gelehrten Gesellschaft an, machte den Gönner junger Dichterlinge. Seine Söhne erwarben einträgliche und angesehene Hofämter oder höhere Offizierstellen. Lag in diesem Adel auch eine gewisse Vornehmheit, so trug er doch zur Nachahmung des Fremden in Mode, Sitte und Denkart erheblich bei und wirkte durch sein Vorbild zum Schaden der Nation.

Weit übler war der kleine Landadel daran, der sich von dem bäuerlichen Landmann eigentlich nur durch seine höheren Ansprüche und seine Unlust zur Feldarbeit unterschied. Diese Gutsherren, die oft nur über wenige Bauern geboten, vor dem Kriege arm, durch den Krieg ruiniert, führten ein trauriges Dasein. Zur Verbesserung ihrer Güter erhielten sie nur mit Mühe Darlehen; eine Mißernte, ein Viehsterben brachte sie an den Bettelstab. Mit Notwendigkeit mußten die jüngeren Söhne den Kriegsdienst aufsuchen; namentlich der kaiserliche Dienst gegen die Türken bot Aussicht auf Beute und Beförderung. Oft genug kehrten sie aber ohne Ruhm und Geld heim und mußten sich mit ihren verarmten Vettern Krippenreiter und Misthammel schelten, von reicheren Verwandten durchfüttern lassen.

Digitized by Google

Die Vertretung des Adels und seiner Interessen bildeten die Landstände, die freilich die Wohlfahrt des gesamten Landes hätten berücksichtigen sollen. Aber, selbst steuerfrei, suchten sie alle unvermeidlichen Geldbewilligungen der Masse des Volkes, vorzüglich dem Bauer, aufzubürden und die Finanzreformen, die ihnen selbst Opfer zumuteten, zu hintertreiben. Überhaupt kümmerten sich die Stände sehr wenig um die Willensmeinung ihres Landesherrn; als diese jedoch ihrem großen Meister Ludwig XIV. nachmals die Kunst der absoluten Regierung abgelernt hatten, setzten sie, was sie für gut hielten, auch trotz der Stände durch, beugten sie oder beriefen sie gar nicht mehr.

Über die Reichsfürstlichkeit läßt sich etwas Allgemeines nicht sagen: unter dem Begriff der „Staatsraison" verstanden die Fürsten meist ihr dynastisches oder persönliches Interesse, wenig bekümmert um das Wohl und Wehe der gehorsamen Unterthanen. Nur der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm fand seinen Herrscherberuf und sein Lebensglück in der Begründung eines Staats, der an jeden einzelnen große Anforderungen stellte, aber dafür die Wohlfahrt der Gesamtheit förderte. Darum zeigen sich auch in seinem Lande zuerst Spuren freiwilliger, aufrichtiger Hingabe an den Herrscher: der Bauer, der anderwärts so gedrückte Bauer, greift zur Wehr gegen den Feind, denn er „dient seinem Kurfürsten mit Gut und Blut". Etwas Unerhörtes in einer Zeit, da keiner mehr leistet, als er muß, und nichts thut, was nicht von oben befohlen wird.

Die Schwäche und Unselbständigkeit des deutschen Volksgeistes offenbart sich nirgends deutlicher, als in der Litteratur des XVII. Jahrhunderts. Prosa und Poesie, Lyrik und Drama, ebenso der Roman, sind dem Auslande und dem fremden Geschmack fast völlig unterworfen: Verse, Strophen, Stoffe werden dem Fremden abgeborgt. Es war dies ganz natürlich, denn die nationale Vergangenheit bot keine Anknüpfungspunkte. Nur wo es sich um das Jüngsterlebte handelt, ist Dichtung und Erzählung echt, sei es, daß die Dichter, wie Opitz (1597 bis 1639), P. Gerhardt, Flemming (1609—1640), von den Leiden des Krieges, dem Elend des Vaterlandes, dem Tode des Schwedenkönigs singen, dem Allmächtigen ihre Not klagen, ihr Vertrauen, ihren endlichen Dank künden, sei es daß Schriftsteller, wie Christoffel von Grimmelshausen in seinem „Abenteuerlichen Simplicius Simplicissimus" (1669), die traurigen Ergebnisse des großen Krieges mit humoristischen Arabesken umgeben; sei es endlich, daß der Dramatiker A. Gryphius (1616—1664) den soldatischen Großsprecher (im Horribilicribrifax) durchzieht. Abgesehen von solchen Erscheinungen trifft nur selten ein voller, warmer Laut unser Ohr, wie in dem herzigen „Ännchen von Tharau" des Königsbergers Simon Dach († 1659); vereinzelt nur nimmt die Satire, zum Teil mit patriotischem Schwung, den Kampf auf gegen das überhandnehmende Eindringen des Fremden in Sprache und Sitte, gegen die Thorheiten der Alamode-Zeit. So klagt H. M. Moscherosch († 1669) in seinen „Wunderlichen, wahrhaftigen Gesichten Philanders von Sittewald":

„A la mode macht mir bang,
Weil der Teütschen undergang
In der neuen Sucht
Seinen Anfang sucht."

Und in den schneidig-mahnenden, von echt nationalem Empfinden durchwehten Sinngedichten Friedrichs von Logau (1604—1655) tönt uns neben derselben Klage („Alamode-Kleider, Alamode-Sinnen — Wie sichs wandelt außen, wandelt sichs auch innen") vor allem der tiefe Schmerz über die trostlose Sprachmengerei, die auch Moscherosch geißelt, entgegen. Im übrigen nichts Nationales. Auf den Musensitz der romanischen Völker, nach dem klassischen Parnaß führt uns Martin Opitz, der Tonangebende und Führer dieser Geister. Er bietet uns Eklogen, Sonette, Madrigale, Schäferstücke und Liebeslieder nach fremder Schablone: talentvoll — wenn auch kein dichterisches Genie — und charakterlos eröffnet er den Reigen der Gelegenheitsdichter, die um ein Stück Geld, einen Titel oder die Ehre der Dichterkrönung die alltäglichste Begebenheit oder auch die erbärmlichste Sache feiern. Dabei die größte Selbstüberhebung, wie in allen Zeiten des

Digitized by Google

Verfalls. Hoffmann von Hoffmannswaldau (1618—1679) und Kaspar von Lohenstein (1635—1683) setzten die „galante“ Abgeschmacktheit, schamlose Zweideutigkeit auf den Altar der Dichtkunst und bestätigten den moralischen Verfall der Nation. Nur zum kleinsten Teil hat Lohenstein durch seinen langweiligen Roman vom heldenmütigen Arminius und der durchlauchtigen Thusnelda jene Sünden gesühnt.

Selbst die Sprachgesellschaften, welche den an sich heilbringenden Plan verfolgten, die deutsche Sprache in ihre Rechte wieder einzusetzen, waren nur Nachahmungen fremder — italienischer — Institute und gefährdeten ihr Werk durch Übertreibungen. Der Verwahrlosung des prosaischen Ausdrucks konnten sie ohnedies nicht vorbeugen, und die Alamode-Sprache erhielt bald ein ebenso fremdartiges Gepräge, wie Tracht und Sitte.

Dennoch dürfen wir weder über Opitz, noch über diese Zeit der Nachahmung unbedingt den Stab brechen. Denn trotz aller Mängel führt Opitz mit Recht den Namen „Vater der neudeutschen Dichtkunst“; durch seine metrischen Theorien (Büchlein von der deutschen Poeterei, 1624) machte er der elenden Knüttelversdichtung des XVI. Jahrhunderts ein Ende. Anderseits war es immerhin auch ein Gewinn, wenn die Deutschen noch irgendwie geistige Interessen pflegten. Die Nachahmung hat die Nation wenigstens vor äußerster Roheit bewahrt; die sittliche Verwilderung zu hemmen, vermochte sie allerdings nicht.

32. Die Reichsverfassung seit dem westfälischen Frieden.

Der westfälische Friede war der erste europäische Friedensschluß und ist daher für alle europäischen Staaten bedeutungsvoll gewesen; seine besondere Bedeutung besitzt er aber für Deutschland, insofern die meisten der Friedensartikel die Feststellung der inneren deutschen Verhältnisse gewidmet sind und die Reichsverfassung dadurch zum Teil eine neue Gestalt gewinnt, eine Gestalt, an der spätere Jahrhunderte wenig geändert haben.

Etwas wesentlich Neues wurde zwar nicht geschaffen, aber der allmählich gewordene, thatsächliche Zustand reichsrechtlich bestätigt. Seit den Tagen Karls V., ja schon Maximilians I., hatte das Haus Habsburg versucht, die kaiserliche Würde streng monarchisch zu gestalten, während die Reichsstände eifersüchtig ihre Landes-(Territorial-)Hoheit zu wahren und zu erweitern streben, die Verwaltung der Reichsgeschäfte aber durch ihren Beirat, ja durch ständische Mitregierung regeln wollen. In den Tagen, als Ferdinand II. über Kurpfalz, über Mecklenburg selbständig verfügte, schien das Haus Habsburg am Ziele zu sein; der weitere Verlauf der Dinge stürzte es aus dieser Stellung. Nicht das Reich, noch weniger der Kaiser für das Reich, hat den Frieden mit dem Ausland abgeschlossen; sowohl auf der kaiserlichen Seite, wie auf der seiner Gegner werden die „Kurfürsten, Fürsten und Stände“ als selbstbeteiligt genannt. Die Landeshoheit der Fürsten wird in der französischen Friedensurkunde als Souveränetätsrecht bezeichnet, d. h. fortan ist jeder Reichsstand „Kaiser in seinem Territorium“. Er darf Krieg führen, Bündnisse schließen, wie es ihm beliebt: nicht mehr das Reichsrecht, sondern das europäische Völkerrecht bestimmt unmittelbar seine Stellung. Damit zerfällt das alte Reich in einzelne Territorien und ist kraftlos und wehrlos, solange nicht ein Reichsstand die Mittel und den guten Willen besitzt, das Interesse des

Digitized by Google

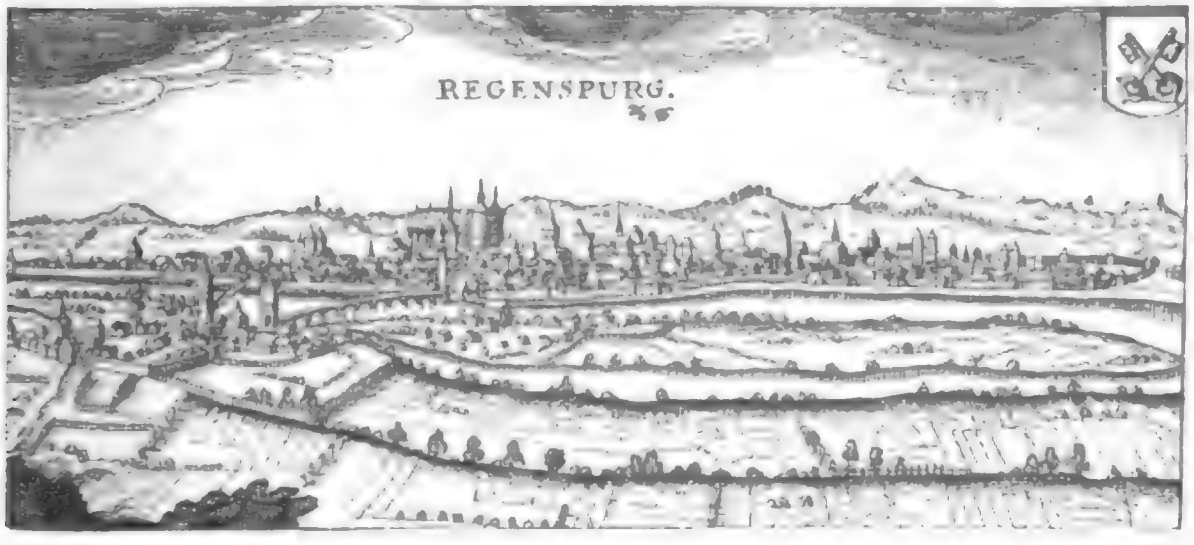
Reiches dem Ausland gegenüber zur Geltung zu bringen. Denn nur dem Ausland kam der neue Zustand zu gut: um ungestört in Deutschland schalten und walten zu können, hatte es nach Kräften dafür gesorgt, daß kein einzelner deutscher Staat derartig erstarke, um für Recht, Ehre und Freiheit der Nation eintreten zu können. Erst als der junge brandenburgische Staat dazu fähig war, konnte sich Deutschland aus seiner Erniedrigung erheben.

So beruhte denn in Zukunft die gesamte Reichsverfassung auf dem Einverständnis des Kaisers und des *Reichstages*, der nach wie vor in drei Kollegien gegliedert war. Was das Kaisertum an Macht einbüßte, gewann aber diese aristokratisch-republikanische Versammlung keineswegs: vielmehr erstarb hier in totem Formelkram und eifersüchtigen Etikettenfragen jeder nationale Lebenshauch, und jeder gesunde Gedanke wurde hier im Keime erstickt.

Der Reichstag von 1582 galt als maßgebend für die Stimmenführung: jedes Fürstenhaus führte soviel Stimmen, als es damals besessen. Die Kurstimme Böhmens ruhte bis 1708; im Jahr 1692 kam die *neunte* (hannöverische) *Kur* hinzu. Neue Reichsstände zu ernennen, wurde dem Kaiser sehr schwer gemacht, namentlich wenn die Betreffenden nicht reichsunmittelbaren Besitz hatten, sondern Landsassen waren. Seit 1653 wurde die Einführung neuer Reichsstände direkt an die Genehmigung der Kollegien geknüpft.

Zu gültigen „Reichsschlüssen" konnte man nur sehr schwer gelangen, weil dazu die Übereinstimmung aller drei Kollegien, außerdem die kaiserliche Ratifikation erforderlich war. In den einzelnen Kollegien galt die Mehrheit, außer in Religionssachen: dadurch waren die Evangelischen, die im kurfürstlichen und fürstlichen Kollegium die Minderheit bildeten, vor religiöser Vergewaltigung dauernd geschützt. Wo rascheres Handeln erforderlich war, wurden, wie schon früher, „Reichsdeputationen" gebildet, aber meistens haben gerade diese die wichtigsten Aufgaben gehemmt und verschleppt.

Wegen der Weitläufigkeit der Verhandlungen wurde der *Reichstag seit 1663 in Regensburg permanent*; ständige Gesandte führten die Geschäfte der Fürsten, und den



Regensburg, seit 1663 ständiger Sitz des Reichstags. Stich von Hulsius vom Jahre 1632.

fremden Mächten wurden ihre Intriguen wesentlich erleichtert. Brachte dieser Gesandtenkongreß, dessen Mitglieder es oft an der nötigen Instruktion gebrach, wirklich einmal einen Reichsschluß zustande, so war es Sitte, ihm nicht zu folgen; schließlich wurde der Reichstag nur noch von wenigen Ständen beschickt und für die Fremden ein Gegenstand des Spottes.

Digitized by Google

Ihre Römiſche Kayſerliche Mayeſtät

7 Chur-Brandenburgiſcher Abgeſandter.

5 Chur-Bayeriſcher Abgeſandter.

1 Ihre Churf. Gnaden Erzbiſchoff zu Maintz.

3 Ihre Churf. Durchl. Pfaltzgraf bey Rhein.

2 Ihre Churfürſtl. Gnaden Erzbiſchoff zu Trier.

4 Chur-Cöllniſcher Abgeſandter.

6 Chur-Sächſiſcher Abgeſandter.

Links geiſtliche Bank: 8—31 die Vertreter der geiſtlichen Stifter.

A B C D E verſchiedene Reichswürdenträger (Reichsmarſchall, Reichsſchenk u. a.).

Auf der Querbank 32—34 „der Seculariſche Stiffter Abgeſandte“ (Magdeburg, Lübeck).

Rechts weltliche Bank: 1—33 die weltlichen Fürſten, Grafen und Kreiſe.

Auf den übrigen Bänken (34—41) die Vertreter der Reichsſtädte.

„Eigentlicher Abriß des Reichstags 1653 zu Regensburg. Zu finden in Nürnberg bey Paulus Fürſten, Kunſthändlern 1653.“

Von der oberrichterlichen Hoheit des Kaisers blieb ihm auch nur ein kleiner Rest, die Gerichtsbarkeit über die Reichsunmittelbaren in höherer Instanz; nur an wenigen Stellen Süddeutschlands bestanden kaiserliche Gerichte erster Instanz und gaben zu vielen Beschwerden Veranlassung. Die beiden obersten Gerichtshöfe, das Kammergericht und der Reichshofrat, hatten auf dem Frieden von 1648 reformiert werden sollen.

Die erstgenannte Behörde sollte in Zukunft zu gleichen Teilen aus Beisitzern beider Konfessionen bestehen; die Stände hatten sie zu präsentieren, nur den Vorsitzenden und zwei Beisitzer ernannte der Kaiser. In Bezug auf den Reichshofrat konnte man dem Kaiser weniger Vorschriften machen. Doch unterblieb die eigentliche Reform, und bald wurden diese Behörden, besonders das Kammergericht, durch die Bestechlichkeit der Richter und die Verschleppung der Prozesse Zerrbilder der Gerechtigkeitspflege.

Wie die Reichsjustiz, waren auch die Reichsfinanzen und das Kriegswesen in erbärmlichem Zustande. Eigene Einnahmen besaß das Reich nicht; im Falle des Bedürfnisses mußten mit Bewilligung des Reichstages außerordentliche Steuern ausgeschrieben werden. Nach einem uralten Anschlag verteilt, enthielten die „Römermonate" die größten Ungerechtigkeiten und brachten niemals die Hälfte des Geforderten ein.

Als Karl V. im Jahr 1521 nach Rom ziehen wollte, wurde ein Verzeichnis der Reichsstände entworfen und jedem die Stellung eines Kontingentes und der dazu erforderliche Sold auferlegt. Ein Römermonat sollte 128000 Gulden ertragen.

Da ein Reichsheer nur im Falle eines Reichskrieges aus den Kontingenten der einzelnen Stände gebildet wurde, diente es, eine buntscheckige Masse feigen und zuchtlosen Gesindels, den Feinden zum Spott, wo es je im Felde erschien.

Durch den Reichsschluß von 1681 wurde das Reichsheer „im Simplum" auf 12000 Mann zu Pferd und 28000 zu Fuß festgesetzt und die Stellung der Mannschaft auf die zehn Kreise verteilt.

Es fehlte viel, daß die Bestimmungen des westfälischen Friedens das vollständige System eines deutschen Staatsrechtes enthielten. Manche wichtige Frage blieb unentschieden. So kam der Vorschlag, eine beständige kaiserliche Wahlkapitulation von sämtlichen Reichsständen abfassen zu lassen, erst im nächsten Jahrhundert (1711) zur Ausführung; gleichfalls erst dann wurde beschlossen, eine römische Königswahl bei Lebzeiten des Kaisers nur in dringenden Notfällen vorzunehmen. Aber damals war es längst ziemlich gleichgültig geworden, ob das Haus Habsburg durch derartige Wahlen die Kaiserkrone erblich machte; das deutsche Reich war und blieb, als was es zu großer Entrüstung aller kaiserlich-gesinnten Reichspublizisten der geistvolle Pufendorf bezeichnete, „ein schauerliches, ungefüges, ungeheuerliches Monstrum, das man der Sehkraft beraubt hat".

In seiner Schrift „de ratione status in Imperio nostro Germanico" (Über die Staatsform des deutschen Reiches) giebt Samuel Pufendorf, der Begründer des Natur- und Völkerrechts und der Geschichtschreiber Karl Gustavs von Schweden und des Großen Kurfürsten, eine ruhige, aber schonungslose Kritik der deutschen Verfassung und Winke zur Besserung.

Digitized by Google

Kurhut und Scepter von Brandenburg.

XIII. Das Aufsteigen der brandenburgisch-preußischen Macht.

1. Die Anfänge des Großen Kurfürsten.

Wenn das niedergeworfene Deutschland wieder zu Ehre, Macht und Ansehen gelangen sollte, so war dies nur dadurch möglich, daß unter den nur lose zusammenhängenden deutschen Territorialstaaten der eine stark genug wurde, um seinem Herrscher auch ohne kaiserlichen Titel wahrhaft kaiserliche Macht und Bedeutung zu gewähren. Welcher Staat, welcher Herrscher auch immer diese patriotische Aufgabe erfassen mochte, ein schwerer dreifacher Kampf stand ihm bevor. Es galt, emporzukommen dem Hause Habsburg zum Trotz; es galt, sich zu erheben über viele neidische und eifersüchtige gleichberechtigte Fürstenhäuser; endlich war die Mißgunst des Auslandes zu besiegen, das ein mächtiges deutsches Reich nicht wiedererstehen lassen wollte und daher jeden Versuch einer Neugründung bekämpfen mußte. So hat denn dieser Kampf über zwei Jahrhunderte lang gedauert und erst nach Besiegung Österreichs, der deutschen Kleinstaaten und Frankreichs in dem neuen deutschen Reich des preußischen Hohenzollernstaates seinen Abschluß gefunden. Die ganze neuere deutsche Geschichte seit dem westfälischen Frieden ist nichts andres, als die Geschichte von dem Kampf und Sieg des brandenburgisch-preußischen Staates. Die Persönlichkeiten der Kaiser aus dem Hause Habsburg, das mehr europäische Politik treibt, treten gegen die hohenzollernschen Regenten zurück, welche, allerdings nur durch Stärkung und Konzentration ihrer eignen Macht, der Nation auf deutschem Boden ein neues Reich zu gründen versuchen.

Niemand hätte während der Kriegsjahre von 1618—1640, kaum einer zur Zeit des Friedensschlusses, ahnen können, daß der brandenburgische Staat jene hohe Aufgabe erfassen, geschweige denn lösen werde. Allerdings war das Kurhaus Brandenburg stets ein vornehmes Glied des Reiches gewesen: gar mancher Kurfürst von Brandenburg hat im Reiche eine hervorragende Rolle, bezeichnend genug stets auf kaiserlicher Seite, gespielt, und

Digitized by Google

wiederholt haben die Brandenburger bei den Kaiserwahlen die Hand nach der Krone ausgestreckt. Der ehrgeizige Joachim I. war für geraume Zeit der letzte der auch im Reiche thätigen oder bewährten Brandenburger, als deren hervorragendster Albrecht Achilles (1470—1486) erscheint. Die weiteren Hohenzollern des XVI. Jahrhunderts, zum Teil tüchtige Landesherren, können für ihre reichsfürstliche Thätigkeit besondere Wertschätzung nicht beanspruchen; Georg Wilhelm, der Zeitgenosse des Dreißigjährigen Krieges, war einer der schwachmütigsten des ganzen Geschlechtes: den Stürmen seiner Zeit wäre auch ein Besserer vielleicht nicht gewachsen gewesen, aber auch unter friedlichen Verhältnissen würde Georg Wilhelm niemals die Hoffnungen verwirklicht haben, welche die bedeutsamen Erwerbungen von 1614 und 1618 erregen mußten.

Durch die Teilung der jülich-kleveschen Erbschaft, wie sie im Jahr 1614 vorläufig und unter Vorbehalt aller Rechte erfolgte, hatte Johann Sigismund Kleve, Mark und Ravensberg bekommen, d. h. Stellung erhalten in einem der Brennpunkte der europäischen Politik. Hier kreuzten sich die Interessen Frankreichs, Spaniens, Österreichs, der Niederlande: fortan mußte man mit dem neuen Faktor Brandenburg rechnen. Ebenso vielverheißend war die Erwerbung Preußens. Nach dem Aussterben der fränkischen Nebenlinie erwarb hier das Kurhaus ein deutsches Land, das nicht ein Lehn des Reiches, sondern der Krone Polen war: es erhielt den Zugang zur See und wurde in die Kreise der baltischen, der nordischen Politik eingeführt.

Der Sohn Albrechts, des letzten Hochmeisters und ersten Herzogs in Preußen, Albrecht Friedrich, war im Jahre 1568 fünfzehnjährig zur Regierung gekommen. Am 19. Juli 1569 erwarb Joachim II. durch seinen klugen Kanzler Distelmeyer von dem König von Polen die Mitbelehnung. Für den gemütskranken Fürsten, der von seiner Gemahlin Marie Eleonore von Kleve keine Söhne hatte, führte erst Markgraf Georg Friedrich von Jägerndorf, seit 1605 Kurfürst Joachim Friedrich, seit 1609 Johann Sigismund die Vormundschaft. Dieser hatte sich mit Anna, der ältesten Tochter des unglücklichen Herzogs vermählt und nahm 1618 nach dem Tode seines Schwiegervaters das Land ein.

Aber die Zeitumstände, wie die Persönlichkeit Georg Wilhelms gestatteten dem brandenburgischen Adler noch nicht, in freiem Fluge die Schwingen zu regen. Der Kurfürst stand gänzlich unter dem Einflusse seines allmächtigen Ministers Schwarzenberg, welcher den festen Anschluß an den Kaiser als die einzig richtige Politik empfahl. Nur gezwungen, wie erwähnt, trat Georg Wilhelm vorübergehend in ein Bündnis mit Gustav Adolf; im Prager Frieden hatte er sich von den Schweden losgesagt, in der Hoffnung, dadurch sich den dereinstigen Besitz Pommerns zu sichern. Es ist erzählt worden, daß dies nicht gelang: der Kurfürst hatte nur den Krieg in sein Land gezogen, indem er Pommern zu erobern meinte. Fern von den Stürmen des Krieges beschloß er in seinem preußischen Herzogtum seine Tage; die Hoffnung einer bessern Zukunft ruhte auf seinem Sohn, dem Kurprinzen Friedrich Wilhelm, der unlängst von seinen Studienreisen heimgekehrt war.

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm, des Kurfürsten einziger Sohn, ward am 16. Februar 1620 geboren. Fern von den Zerstreuungen des Hofes erhielt er in Küstrin unter kundiger Leitung eine vortreffliche Erziehung. Er war ein lebhafter, munterer Knabe, dabei ein frommes Gemüt. Im April 1631 wurde er Gustav Adolf in Frankfurt vorgestellt, der in dem heranwachsenden Kurprinzen schon den künftigen Gemahl seiner Tochter Christine erblickte. Nach dem Tode des Schwedenkönigs beschloß man, namentlich auch auf den Wunsch der Mutter (Elisabeth Charlotte, einer Schwester des unglücklichen Böhmenkönigs), den Prinzen zur Vollendung seiner Erziehung nach den Niederlanden zu schicken. Im Sommer 1634 trat er, begleitet von seinem getreuen Erzieher Gerhard von Leuchtmar, die Reise an; vier wichtige Jahre verbrachte er dann teils in Leiden, Arnheim und im Haag, teils im Feldlager des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien. Schwerlich verstand der heranwachsende Jüngling die Eigenart des jungen niederländischen Freistaates in vollem Umfange zu würdigen, aber dennoch waren die Eindrücke, die er hier empfing, in Verbindung mit den Erläuterungen seines Erziehers, entscheidend für sein Leben. Namentlich erfüllte er sich in diesem Lande, das sich im Kampf gegen das katholische Spanien zugleich die politische Freiheit errungen, mit echt protestantischen Anschauungen. Darum haßte er auch das System des Prager Friedens und dessen Träger, den Grafen Schwarzenberg. Schon dies war dem Vater nicht genehm; da sich nun gar noch das Gerücht verbreitete, eine Herzensneigung fessele den Prinzen an die Tochter des Pfalzgrafen, Ludowika Hollandine, ward Friedrich Wilhelm im Sommer 1638 in die Heimat abberufen. Vater und Sohn waren einander auch innerlich fremd geworden: von allen Staatsgeschäften geflissentlich fern gehalten, in beschränkten pekuniären Verhältnissen, voller Groll gegen Schwarzenberg, verlebte der Prinz keine sehr erfreulichen Tage, bis Georg Wilhelm am 1. Dezember 1640 zu seinen Vätern versammelt wurde.

Friedrich Wilhelm von Brandenburg als zwölfjähriger Knabe.
(Nach dem Originalbildnis im Königl. Schloß zu Berlin.)

Vorsichtig, ohne Übereilung, bereitete der junge Regent einen gründlichen Wechsel des Regierungssystems vor, selbst den verhaßten Schwarzenberg behielt er bis zu seinem — bald darauf erfolgten — Tode im Amte. Dann verabschiedete er mit Unterstützung des Küstriner Kommandanten Konrad von Burgsdorf das aufsässige Kriegsvolk, welches dem Kaiser und dem Kurfürsten geschworen hatte, um keinem recht zu gehorchen. An den kaiserlichen Hof durch nichts mehr gebunden, gab er den aussichtslosen Widerstand gegen Schwedens pommerische Pläne auf und schloß mit dieser Macht (Juli 1641) einen Waffenstillstand, der bis zum endlichen Frieden dauerte. So ward es dem jungen Fürsten möglich, schon jetzt an die Neugründung des Hohenzollernstaates zu gehen, falls man diese verschiedenartigen Provinzen, welche der Einigung geflissentlich widerstrebten, überhaupt so nennen darf. Da die

Digitized by Google

Der Große Kurfürſt im ſiebenundzwanzigſten Lebensjahre mit ſeiner jungen neunzehnjährigen Gemahlin Luiſe Henriette von Oranien zu Pferde auf der Falkenjagd.

Nach dem ſehr ſeltenen gleichzeitigen holländiſchen Stiche von C. B. Dalen vom Jahre 1647.

Digitized by Google

Finanzlage verzweifelt, die Erschöpfung allgemein war, hatte Friedrich Wilhelm eine Aufgabe von unendlicher Schwierigkeit zu lösen: auf seine persönliche Thätigkeit kam alles an, seine Person war das einzige Band, das jene lose gefügten Teile verknüpfte.

Längst war im Inland und Ausland das Gefühl verbreitet, daß dieser Fürst seine eigenen Wege gehen werde, und so sah alle Welt der Vermählung Friedrich Wilhelms mit Spannung entgegen: es schien von hervorragender politischer Bedeutung zu sein, wo er wählen würde. In der That wäre dies in vollem Maße der Fall gewesen, wenn Gustav Adolfs Plan geglückt wäre, den Kurfürsten mit seiner Tochter Christine zu vermählen. Unstreitig übte die Aussicht auf eine Krone ihren Reiz auf den hochstrebenden Friedrich Wilhelm, aber die schwedische Prinzessin mochte ihre Freiheit nicht aufgeben, und die schwedische Aristokratie, die nach Gustav Adolfs Tode zu großem Ansehen gelangt war, sehnte sich auch nicht gerade nach einem thatkräftigen Herrscher. So ließ man den Plan im Jahre 1646 fallen, gewiß zum Segen des brandenburgischen Kurstaates, der bei einer Verbindung mit Schweden doch nur fremden Interessen dienstbar geworden wäre. Auch die Heirat, welche Friedrich Wilhelm im Dezember 1646 wirklich schloß, war wesentlich durch die Politik empfohlen; indem der Brandenburger sich mit Luise Henriette, der ältesten Tochter des Statthalters der Niederlande, Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, vermählte, trat sein Staat an die Seite dieser ausgesprochen protestantischen Macht, welche zudem die niederrheinischen Besitzungen des Kurfürsten deckte.

Inzwischen hatte der westfälische Friedenskongreß seine Thätigkeit begonnen. Es ist erwähnt worden, daß Brandenburg sich glücklich preisen mußte, wenigstens einen Teil von Pommern und für den Rest Entschädigungen zu erhalten. Was der Kurfürst bekam, verdankte er lediglich sich selbst und der Zähigkeit seines gelehrten Vertreters, des Grafen von Sayn-Wittgenstein. Aber es dauerte noch Jahre, bis Brandenburg sich des Besitzes erfreute, der ihm zugesprochen war: die Niederländer behaupteten allen Vorstellungen zum Trotz in den wichtigsten klevischen Plätzen ihr Besatzungsrecht; die Schweden warteten fünf Jahre mit der Räumung von Hinterpommern. Dazu kam, was die klevesche Erbschaft betraf, daß eine endgültige Auseinandersetzung mit dem Neuburger noch nicht erfolgt war; beide Teile hofften noch immer, dereinst das Ganze an sich zu bringen. Etwas übereilt griff Friedrich Wilhelm schon
1651 im Jahre 1651 zum Schwert; aber sein Einfall in das Gebiet des Pfalzgrafen mißlang, und der Kurfürst mußte noch Gott danken, daß wenigstens alles beim alten blieb.

Der kurze Feldzug, bei dem der Kurfürst allerdings schon 16000 Mann hatte ins Feld stellen können, bewies, daß der Staat zu seiner Stärkung noch langer Friedensjahre bedürfe und die allseitigste Thätigkeit, die Anspannung aller Kräfte von seiten des Herrschers erheischte. Wohl mit den in Holland erhaltenen Eindrücken hängt es zusammen, daß Friedrich Wilhelm schon jetzt daran dachte, seinen pommerschen und preußischen Unterthanen durch Beteiligung an dem Welthandel neue Hilfsquellen zu erschließen.

Bereits im Jahre 1647 hatte er eine ostindische Handelsgesellschaft gegründet: im Jahre 1650 kaufte er von den Dänen das Fort Dansburg (Trankebar) an der Küste Koromandel.

Digitized by Google

SENZA LABORE NIENTE

Johannes, Graf zu Sayn-Wittgenſtein, kurbrandenburgiſcher Geſandter zum Weſtfäliſchen Friedenskongreß zu Münſter. Holländiſcher Stich nach dem Bildniſſe Anſelmus von Corn. Galle.

Digitized by Google

Aber die Hauptsache blieb doch weise Sparsamkeit im landesfürstlichen Haushalte, der aufs äußerste eingeschränkt wurde, sorgfältige Kassenführung und einsichtige Domänenverwaltung.*)

Den eigentlich schöpferischen Gedanken, an die Stelle der herkömmlichen Kontributionsverfassung, welche auf den ständisch-feudalen Einrichtungen beruhte und die Geldleistungen höchst ungerecht verteilte, indirekte Steuern (die „Konsumtionsaccise") zu setzen, hat der Kurfürst jedenfalls schon im Anfange seiner Regierung gehegt, aber erst weit später zur Ausführung bringen und nur durch schwere, langwierige Kämpfe verwirklichen können.

Einstweilen mußte der Kurfürst auch hier mit den bestehenden Verhältnissen rechnen und zwar um eines höheren Interesses willen: es galt die Mittel zu erhalten, um die verrottete Lehnsverfassung dauernd durch ein stehendes Heer zu ersetzen. Da war es denn für die ganze Folgezeit von
1653 entscheidender Bedeutung, daß die brandenburgischen Stände im Jahr 1653 zum erstenmal zur Erhaltung des Heeres eine Geldbewilligung auf sechs Jahre machten; nach Ablauf dieser Zeit fand der Kurfürst, wie wir sehen werden, andre Mittel, den Fortbestand des Heeres zu sichern.

Endlich wurde die gesamte Staatsverwaltung sorgfältig gegliedert und eine einheitliche Thätigkeit der Behörden angestrebt, soweit dies die Autonomie der einzelnen Provinzen irgend zuließ. Eine neue Schule tüchtiger Beamten, vom Landesherrn ohne Rücksicht auf Geburtsland und Religion ernannt, wuchs heran, die von ihrem Fürsten lernte, stets auf das Ganze zu sehen und die trotzige Eigenart zu überwinden.

Derfflingers Büste (aus Schlüters Schule) auf seinem Grabmal in der Kirche seines Gutes Gusow.

An der Heeresreform wirkten namentlich mit der Schöpfer der brandenburgischen Artillerie, General Sparr, — früher in kaiserlichen Diensten — und der österreichische Exulant Derfflinger, der Schöpfer der brandenburgischen Kavallerie, der — von der Volkssage zum Schneidergesellen gemacht — seit seinem sechzehnten Jahre in der schwedischen Armee gedient und es daselbst durch ungestüme Tapferkeit früh zum General gebracht hatte. Unter den Räten des Kurfürsten sind hervorzuheben der Reichsgraf Georg von Waldeck, Otto von Schwerin, Somnitz, Jena, Kleist, Weiman, Wallenrodt und Raban von Canstein, ein trefflicher Finanzmann.

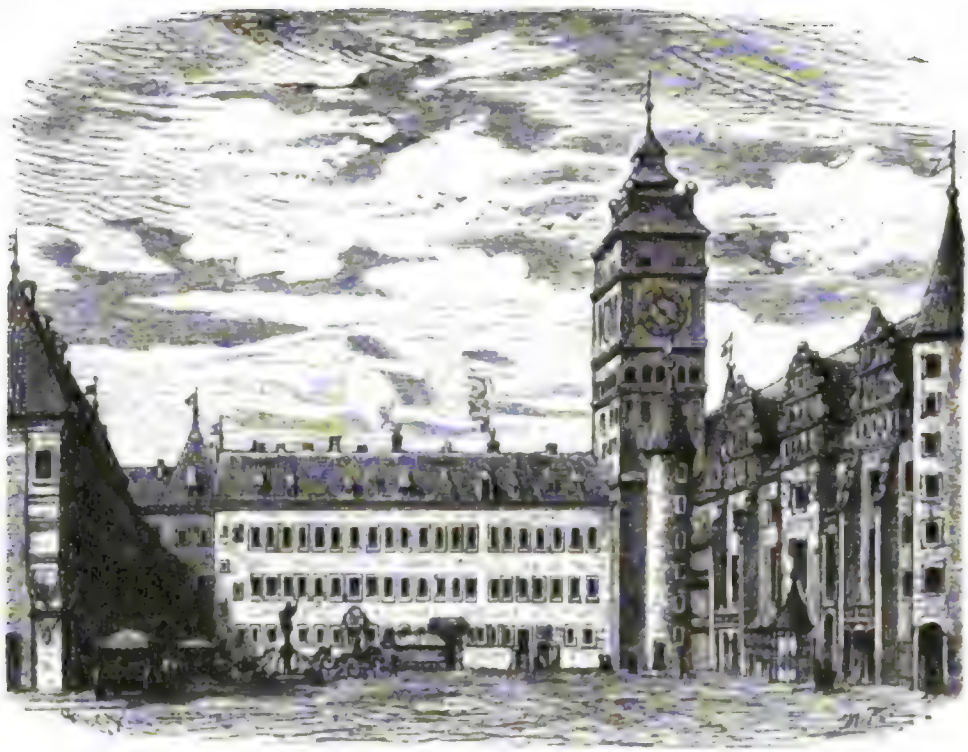
*) Über die völlige Umgestaltung derselben und die gewaltige Steigerung der aus den Domänen späterhin gewonnenen Einkünfte giebt uns ein nach Droysens Vermutung aus den Jahren 1697/98 stammendes Aktenstück Auskunft, in dem es heißt: „Das Cammerwesen ist in allen Churf. provincien anitzo auf gleiche ahrt reguliret, undt da man die ambter undt domanialgüther Vormahls insgesambt administriren lassen, werden dieselbe alle verpachtet, durch welche Verpachtung ein gar großer Unterschiedt sowoll wegen der revenuen, als auch wegen der cultivirung des ackerbaues vermercket worden. Undt betragen sich die von den Verpachteten ambtern in allen Churf. provincien fallende intraden an die 13 tonnen goldes, da solche bey der administration noch nicht 4 tonnen goldes gewesen." (Eine Tonne Goldes = 100000 Thaler.)

Digitized by Google

Von einer großartigen, selbständigen Politik Brandenburgs konnte natürlich nicht die Rede sein, so lange der Staat noch Kräfte sammeln mußte. Allerdings nahm der Kurfürst den Gedanken der „dritten Partei" von 1647 im Jahre 1652 noch einmal auf und knüpfte Verhandlungen mit Braunschweig an, um neben dem Kaiser eine achtunggebietende protestantische Fürstenpartei im Reich zu begründen. Aber, um die Räumung Pommerns durch den Kaiser zu erzwingen, — er versprach, daß die Schweden nicht eher, als dies geschehen, zum Reichstag zugelassen werden sollten — sah sich der Kurfürst veranlaßt, in die Wahl des Erzherzogs Ferdinand zu willigen (Mai 1653). Daß man 1658
mit dem Kaiserhause, welches Brandenburgs Emporkommen neidisch bewachte, auf die Dauer keine Freundschaft halten konnte, zeigte sich freilich bald, und schon im Jahre 1654 trat Brandenburg auf die Seite der Reichstagsopposition. 1654

Indessen fehlte viel, daß Friedrich Wilhelm nunmehr die Bahnen einschlug, auf welche ihn sein hochstrebender Minister, Graf Waldeck, so gerne geleitet hätte. Denn dieser plante, des Kurfürsten früheres Projekt erweiternd, einen umfassenden Bund aller Protestanten im Reich unter brandenburgischer Führung. An der Spitze dieses Bundes, in dem man heutzutage mit Unrecht das Vorbild des Fürstenbundes von 1785 oder gar des Norddeutschen Bundes hat entdecken wollen, sollte der spanisch-habsburgischen Macht diesseits des Meeres „die letzte Ölung" gegeben werden. Kein genialer, sondern ein chimärischer Plan, dessen Ausführung jedenfalls die nächsten Zeitereignisse verhindert haben würden, hätte Friedrich Wilhelms staatsmännisches Urteil ihn vor derartigen Phantastereien nicht ohnehin schon bewahrt.

Digitized by Google



Das Herzogliche Schloß in Königsberg.
Nach gleichzeitigen Darstellungen.

2. Der Kampf um die Souveränetät Preußens. Friede zu Oliva (1660).

Den Kampf um das wertvollste Gut brachten die nächsten fünf Jahre: der Siegespreis war die Souveränetät in Preußen, der Anfang zur Großmachtsstellung des brandenburgischen Staates. Die Eroberungsgelüste eines fremden Herrschers ermöglichten die Begründung eines souveränen Staates außerhalb des Reichsverbandes.

1654 Als die Schwedenkönigin Christine im Jahr 1654 die Krone ihrem Vetter, dem Pfalzgrafen Karl Gustav von Zweibrücken, abtrat, nahm dieser ehrgeizige Fürst und Kriegsmann aus der Schule des Dreißigjährigen Kriegs die Eroberungspläne Gustav Adolfs wieder auf: im Sommer des
1655 Jahres 1655 wandte er sich gegen das zerrüttete Polen. Der Krieg mußte unfehlbar das Herzogtum Preußen, für welches Friedrich Wilhelm ein Lehnsmann der Krone Polen war, in Mitleidenschaft ziehen. Was sollte der Kurfürst thun? Sollte er seinem Lehnsherrn helfen, auf die Gefahr hin, Preußen zu verlieren, oder sollte er sich dem Eroberer fügen, ihm die wichtigsten Häfen, Pillau und Memel, öffnen, um beide Plätze nie wieder zu erhalten?

Aber vielleicht ließ sich aus der klugen Ausnutzung aller Umstände ein großer politischer Vorteil gewinnen. Von vornherein wurde am kurfürstlichen Hofe der Gedanke ausgesprochen, sich die Befreiung von der polnischen Lehnshoheit zu erringen. Vorsichtig fragte man bei Karl Gustav an, aber dieser glaubte keines Bundesgenossen zu bedürfen. Der Kurfürst beschloß, zu warten: er schloß einstweilen ein Bündnis mit den Ständen des polnischen Preußen,

Digitized by Google

die gleichfalls neutral zu bleiben wünschten, und mit den Niederlanden, welche im Hinblick auf ihren Ostseehandel dem schwedischen Beginnen feindselig zusahen.

Aber die überraschend schnellen Erfolge Karl Gustavs verschlechterten Brandenburgs Stellung. Nach der Niederwerfung Polens wandte sich der König noch im Dezember gegen Preußen: der Kurfürst war nicht recht entschlossen; es kam zu kleinen unentschiedenen Gefechten, zuletzt noch zum Vertrage mit Schweden (zu Königsberg 17. Januar 1656). Statt große 1656
Hoffnungen verwirklichen zu können, mußte sich Friedrich Wilhelm demütigende Bedingungen gefallen lassen. Karl Gustav ward als Lehnsherr für Preußen anerkannt, das ihm seine Häfen öffnete; der Kurfürst sollte die Hafenzölle mit dem Sieger teilen, ihm auch Lehnsfolge leisten; dafür war das Bistum Ermeland — als schwedisches Lehn — ein karger Ersatz. Obendrein hatte man die milde polnische Herrschaft mit dem straffen schwedischen Regiment vertauscht.

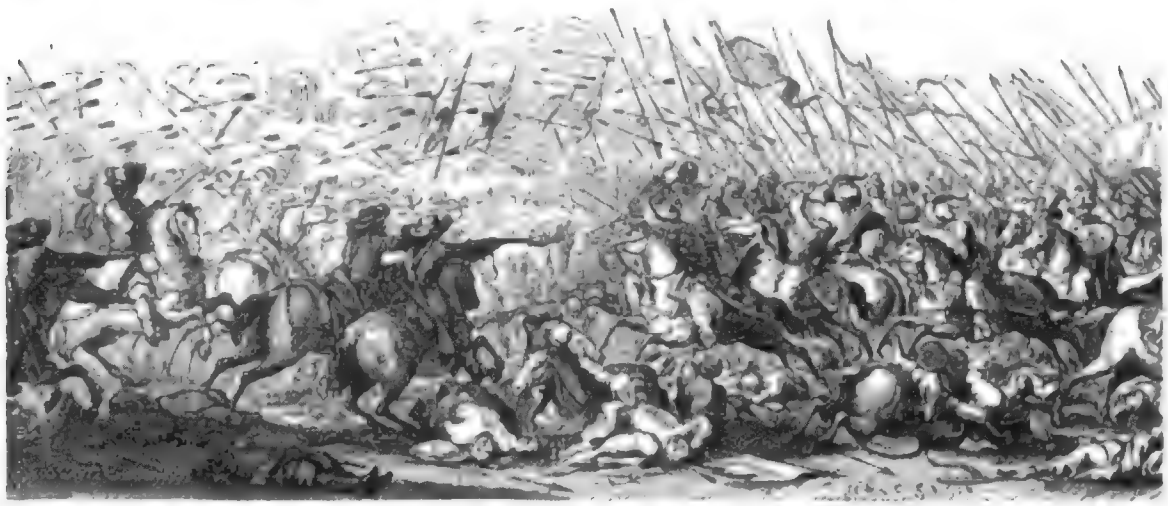
Da erhob sich das niedergeworfene Polen, die Geistlichen predigten den Religionskrieg; Karl Gustavs Lage in dem empörten Lande war bedenklich, die Bundesgenossenschaft Friedrich Wilhelms stieg im Preise. Jetzt konnte er seine Bedingungen stellen; er kam auf die früheren Forderungen zurück: wenigstens wurden ihm in dem neuen Vertrage (von Marienburg, 25. Juni 1656) vier vorteilhaft gelegene Wojwodschaften von Großpolen als souveräner 1656
Besitz zugesichert.

Am 1. Juli war Warschau wieder in die Hände der Polen gefallen. Siegesgewiß verkündete König Johann Kasimir, die Schweden habe er den Tataren zum Frühstück geschenkt, und den Kurfürsten wolle er in ein Loch werfen, da ihn weder Sonne noch Mond beschiene. Das brandenburgisch-schwedische Heer, nur 18000 Mann stark, brach gleichwohl gegen den fünfmal stärkeren Feind auf. In der furchtbaren, dreitägigen Schlacht bei Warschau (28.—30. Juli) brachen schwedische Strategie und brandenburgische Tapferkeit 1656
die Übermacht: in wilder Flucht eilten Polen, Tataren, Kosaken davon, am 31. Juli zogen die Sieger in Warschau ein.

Am 28. Juli kam es nur zu kleinen Scharmützeln, in der Frühe des folgenden Tages begann der Entscheidungskampf. Friedrich Wilhelm kommandierte den linken Flügel und nahm gleich im Anfang einen wichtigen Hügel. Karl Gustav wechselte während der Schlacht, um den Feind an einer schwächeren Stelle zu fassen, seine Position und zog hinter dem brandenburgischen linken Flügel auf die andre Seite. Während dieses gefahrvollen Manövers hatte der Kurfürst ganz allein den Sturm der feindlichen Übermacht auszuhalten. Obwohl beide Heere im wesentlichen ihre Stellung behaupteten, war die Widerstandskraft der Polen gebrochen: entscheidend war am 30. die Erstürmung des Holzes von Praga durch die Brandenburger unter Sparr.

Wie ruhmvoll der Sieg auch war, so hatte er keine nachhaltigen Folgen: die polnische Armee, bald wieder gesammelt, bedrohte Preußen, Zar Alexei von Rußland fiel in Livland ein. Man kann es dem Kurfürsten nicht verübeln, daß er nicht weiter nach Polen vordringen wollte. In der That machten die Polen in den letzten Monaten des Jahres außerordentliche Fortschritte, die schwedischen Eroberungen waren verloren oder standen auf dem Spiel. Noch

Digitized by Google



Schlacht bei Warschau, zweiter Tag; Angriff der Tataren auf die von Karl Gustav geführte schwedische Reiterei.

Aus einer Zeichnung des schwedischen Generalquartiermeisterlieutenants Erich Jönson Dahlbergh „nach dem Leben" in Kupfer gestochen von W. Swidde in Stockholm für Pufendorfs „Caroli Gustavi vita et res gestae."

hielt Friedrich Wilhelm an der Bundesgenossenschaft fest; da aber die Eroberungen in Großpolen höchst wahrscheinlich für immer verloren waren, verlangte er jetzt von Karl Gustav, er solle auf die Lehnshoheit über Preußen verzichten. Der Schwedenkönig konnte den Brandenburger nicht entbehren; im Vertrage
1656 von Labiau (20. November) wurde das Lehnsverhältnis für Preußen und Ermeland aufgehoben. Dadurch ward ein fester Standpunkt gewonnen, den man auch bei dem dereinstigen Friedensschluß mit Polen geltend machen konnte. Übrigens hatte der Kurfürst auf das Recht verzichten müssen, auf der Ostsee Kriegsschiffe zu halten — ein deutlicher Beweis, daß der schwedische König dem jungen Aar nicht gestatten wollte, die Flügel zu regen.

Wenn es nur gelang, fürs erste das Erworbene zu behaupten! Die nächste
1657 Zukunft sah drohend genug aus. Im Mai 1657 kam nach langen Verhandlungen ein Bündnis zwischen Österreich und Polen zustande, zugleich entschloß sich der Dänenkönig Friedrich III. zum Kampfe gegen Schweden. Notgedrungen mußte Karl Gustav den polnischen Kriegsschauplatz verlassen — für Friedrich Wilhelm ein willkommener Entschuldigungsgrund, um mit seinen bisherigen Gegnern in Unterhandlung zu treten. Er verlangte von ihnen einfach Bestätigung der Rechte, welche er in der schwedischen Waffenbrüderschaft errungen: unerschütterlich hielt er an seinen Forderungen fest. In den Verträgen von Wehlau und Bromberg (19. September und 6. November 1657) — österreichische Staatskunst brachte die Einigung zuwege — verzichtete der Kurfürst auf Ermeland und alle andern versuchten Eroberungen, schloß ein Trutz- und Schutzbündnis mit der Krone Polen und erhielt dafür die Anerkennung der Souveränetät Preußens.

Die Zeitgenossen vermochten nicht zu ermessen, welche Folgen die Zurückgewinnung dieses alten deutschen Landes dereinst haben würde; aber auch jetzt

Digitized by Google

Bildnis des Großen Kurfürſten aus dem Jahre 1659.

Von dem Holländer Adriaen Hanneman. Das Originalgemälde in Wörlitz bei Deſſau.

Digitized by Google

noch standen schwere Kämpfe bevor, ehe die Erwerbung sicher unter Dach und Fach gebracht werden konnte.

Zunächst mußte der Kurfürst die Waffen gegen den alten Bundesgenossen kehren. In stürmischem Siegeslaufe hatte Karl Gustav den Dänenkönig niedergerannt und zu dem demütigenden Frieden von Roeskilde gezwungen. Beide Parteien aber waren mit dem Abkommen gleich unzufrieden, und Karl Gustav, der außerdem noch dem Kampf mit Dänemarks Verbündeten entgegensah, be-
1658 schloß, ihrem Angriff durch eine kühne That zuvorzukommen. Im August 1658 lief er plötzlich von Kiel aus und erschien vor Kopenhagen, aber der Handstreich mißlang, und der Friedensbrecher rief nun erst recht seine Gegner auf den Kampfplatz. Im September begann der Feldzug, bald warf Friedrich Wilhelm, persönlich an der Spitze des Bundesheeres, den Feind aus Holstein und Schleswig und erstürmte im Dezember mit glänzender Heldenkraft die
1659 stark besetzte Insel Alsen. Im Mai 1659 fiel die letzte Position auf dem dänischen Festlande. Gern hätte der Kurfürst den Feind auch auf den Inseln aufgesucht, aber er besaß keine Flotte; ein niederländisches Geschwader, das längst erschienen war, wagte, gedrängt von England und Frankreich, nicht, es zum Äußersten kommen zu lassen. Nach zwei mißglückten Versuchen auf die Insel Fünen beschloß man, den Feind in Pommern zu fassen; bald war Vorpommern, bald der größte Teil der preußischen festen Plätze in den Händen der Verbündeten. Da führte das Eingreifen Frankreichs eine Wendung herbei. Längst hatte es im Bunde mit England zu gunsten Schwedens vermitteln wollen, auch die Niederlande dafür gewonnen (im Haager Konzert,
1659 Mai 1659), aber Karl Gustav wollte davon so wenig wissen wie der Däne; die Niederländer wollten seine Hartnäckigkeit brechen: in der blutigen Schlacht bei Nyborg verlor Karl Gustav fast sein ganzes Heer, aber er blieb ungebeugt. Jetzt rettete ihn Frankreich vor völligem Verderben.

Mazarin hatte mit dem pyrenäischen Frieden, der den langjährigen Krieg zwischen Spanien und Frankreich endete (November 1659), seinen letzten, glänzendsten Triumph gefeiert, jetzt hatte er freie Hand: als Bürge des westfälischen Friedens verlangte er die Räumung Vorpommerns, eine an der Grenze aufgestellte Armee gab seinen Forderungen Nachdruck. Schwedens Machtstellung an der Ostsee sollte nicht angetastet werden. Der Kaiser sah es gern, daß die Schweden die Nachbarn des hochstrebenden Kurfürsten blieben, die Polen hatten an der Fortsetzung des Krieges kein Interesse, seit der Eindringling aus ihrem Lande gewichen war. Von beiden verlassen, mußte Friedrich Wilhelm, der auch im Haag vergebens angeklopft hatte, sich zu dem Frieden von Oliva, dem altberühmten Kloster bei Danzig, bequemen
1660 (3. Mai 1660). Zwar war der heißblütige Karl Gustav im Februar gestorben, aber die französischen Diplomaten traten um so nachdrücklicher für seinen Erben ein. Von all dem früheren Gewinn blieben dem Kurfürsten nur die Souveränetät Preußens, die Lande Lauenburg und Bütow, sowie die Stadt Elbing, welche aber erst vierzig Jahre später wirklich in seinen Besitz gelangte.

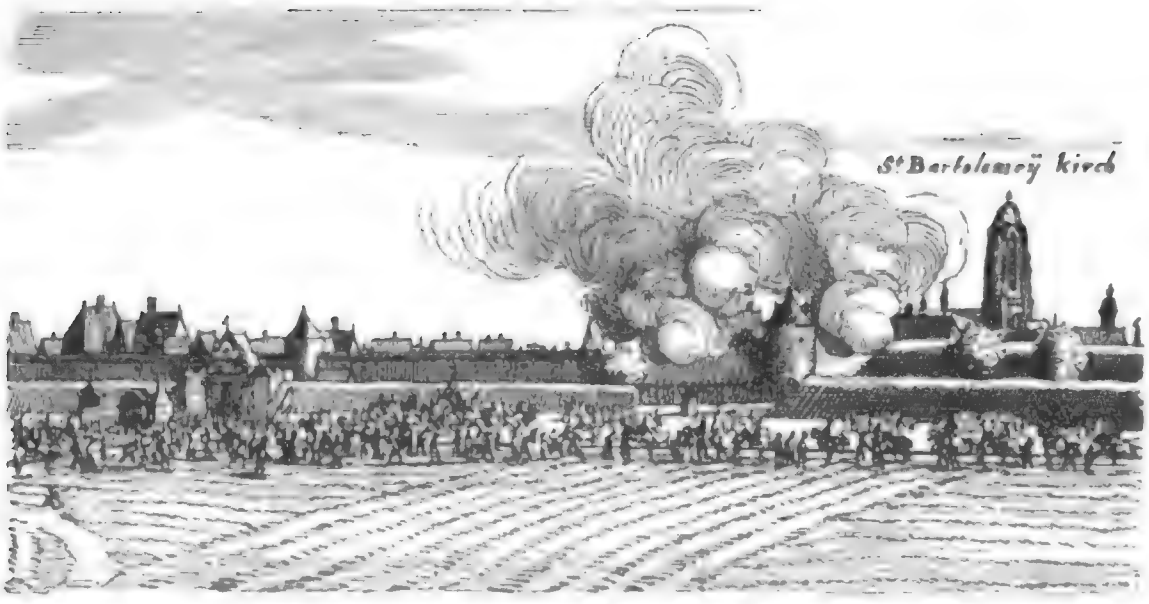
Digitized by Google

Was auch immer unerreichbar geblieben sein mochte, die Erwerbung der Souveränetät wog alle Opfer des Krieges auf. Hier in Preußen war Friedrich Wilhelm keines Herrn Lehnsmann mehr, selbst vom Kaiser unabhängig stand er hier auf eigenen Füßen. Und alles war ohne Unterstützung des Auslandes erreicht. Noch zwei andere nicht verächtliche Vorteile brachte ihm dieser Krieg: er hatte sich eine tüchtige Armee geschaffen und die Künste der Diplomatie kennen gelernt. Er hat es nachmals darin zu einer Meisterschaft gebracht, die nicht selten die ganze Wut seiner französischen Lehrer herausforderte.

Die Einfügung des Herzogtums Preußen in den Staat des Großen Kurfürsten bereitete noch viele Schwierigkeiten, gehört aber in ihren Einzelheiten mehr der preußischen Spezialgeschichte, als der deutschen an. Die preußischen Stände hatten an dem polnischen König stets einen festen Rückhalt gegen ihren Herzog gehabt und so eine ungemein freie Stellung behauptet. Im Kriege waren sie jetzt ungefragt zu Leistungen aller Art herangezogen worden: aus gerechtfertigter Besorgnis, daß dieses Verhältnis dauernd werden möchte, protestierten sie gegen die brandenburgische Souveränetät, da der polnische König ohne Befragung der Stände seine oberlehnsherrlichen Rechte einseitig aufzugeben gar nicht befugt gewesen sei. Die lutherische Geistlichkeit bestärkte die Stände in der Widersetzlichkeit gegen den neuen Herrn, und der polnische Hof benahm sich äußerst zweideutig gegenüber diesen hochverräterischen Bestrebungen. Der Führer der städtischen Agitation war der Königsberger Schöppenmeister Hieronymus Roth (Rhode), an der Spitze des aufsässigen Landadels standen zwei Herren von Kalkstein, Vater und Sohn, Männer von keineswegs fleckenloser Vergangenheit. Da alle Versuche des Kurfürsten, durch milde Maßregeln den Ständen das Übergangsstadium zu erleichtern, fehlschlugen, erschien er im Oktober 1662 mit Truppenmacht in Königsberg, bemächtigte sich des 1662
Schöppenmeisters und ließ ihm als Hochverräter den Prozeß machen. Er kam als Staatsgefangener nach Peitz und hat die Freiheit nie wiedererlangt, da er von Gnade nichts wissen wollte, sondern unerschüttert auf sein Recht pochte († 1678). Soviel erreichte der Kurfürst durch sein energisches Eingreifen aber doch, daß sich die Stände im Jahre 1663 zur Erbhuldigung bequemten. Die Gärung dauerte freilich fort, namentlich durch den jüngeren Kalkstein rege erhalten, der nach Polen geflüchtet und katholisch geworden war. Nicht ohne Verletzung des Völkerrechtes bemächtigte sich der Kurfürst des Hochverräters durch Vermittlung des brandenburgischen Residenten in Warschau, Eusebius von Brandt; dann ließ er ein peinliches Verfahren gegen ihn eröffnen, selbst die Tortur kam in Anwendung: im November 1672 ward der Unbesonnene zu Memel enthauptet.

Wappenadler des Herzogtums Preußen.

Digitized by Google



Frankfurt, Silhouette eines Teiles der Stadt aus dem Stich: „Churfürſtlich Maintziſcher Einzug zu dem außgeſchribnen wahltag in Francfurt den 7/17 Auguſti. 1657. Caspar Merian fecit."

3. Kaiſer und Reich bis zum Jahre 1664. Der Rheinbund und die Wahl von 1658. Schlacht bei St. Gotthard (1664).

Während des Krieges gegen den Schwedenkönig hatte Friedrich Wilhelm ſich mehr und mehr, endlich ganz auf die Seite des Kaiſers geſtellt. Noch im Jahre 1657 hatte er einen großartigen Bund katholiſcher und proteſtantiſcher deutſcher Fürſten geplant, der ſich zwar nicht direkt gegen den Kaiſer richten ſollte, aber den verbündeten Fürſten größere Selbſtändigkeit gewährt und eine Vertretung der eigentlichen Reichsintereſſen geſchaffen haben würde. Dies war aber für die katholiſchen Fürſten, von denen Mainz, Köln, Trier, Bayern und Pfalz-Neuburg bereits ſeit 1651 ein Verteidigungsbündnis hatten, das Signal, dem Kurfürſten entgegenzuarbeiten. Namentlich der Kurfürſt Johann Philipp von Mainz, einzig und allein beſtimmt durch die Befürchtung, daß das mit Spanien ſo eng verbundene habsburgiſche Kaiſerhaus womöglich gar aufs neue Deutſchland in einen allgemeinen verheerenden Krieg ſtürzen könne, hielt ein umfaſſendes Bündnis im Reich für geeignet, die Selbſtſtändigkeit des Reiches, die „Libertät" der Reichsſtände zu gewährleiſten, der Kaiſermacht eine feſte Grenze zu ziehen, damit ſie ſich ja nicht etwa gar zur monarchiſchen Gewalt ausbilden könnte. Freilich hat der zwar geiſtreiche und hochgebildete, aber in dieſes ſein politiſches Syſtem verrannte Kurfürſt nicht erkannt, daß er im letzten Grunde ein ganzes Menſchenalter hindurch nur den Franzoſen in die Hände gearbeitet hat. Denn natürlich nahm Frankreich, das ſich vorher an den Kurfürſten Friedrich Wilhelm gedrängt hatte, den Plan mit Begeiſterung auf: was konnte Mazarin erwünſchter ſein, als eine dauernde Beſchränkung des habsburgiſchen Kaiſertums, zumal wenn Frankreich, das auf dem Reichstag keine Stimme hatte, vollberechtigtes Mitglied

Digitized by Google

des Rheinbundes wurde? Die Frage wurde brennend, als Kaiser Ferdinand III. am 2. April 1657 gestorben war. 1657

Die Königswahl wurde Gegenstand weitausgedehnter Intriguen, namentlich von seiten Frankreichs. Dem Kaiser Ferdinand war es nämlich nicht gelungen, nach dem Tode seines 1653 zum römischen König gewählten Erstgeborenen bei seinen Lebzeiten die Wahl seines zweiten Sohnes Leopold Ignatius durchzusetzen. Der überkluge Johann Philipp von Mainz hielt jetzt

Galawagen aus C. Merians Stich: „Churfürstlich Maintzischer Einzug zu dem außgeschribnen wahltag in Francfurt den 7/17 Augusti 1657."

den Augenblick für gekommen, die Wahl des Habsburgers von einer strengen Kapitulation abhängig zu machen, die jede Unterstützung der Spanier verbot, und wurde in seinem „patriotischen" Bestreben durch Frankreich bestärkt, das freilich die Erwählung Leopolds am liebsten gänzlich verhindert hätte. Glückte das nicht, so war die Gründung eines solchen Rheinbundes ein unberechenbarer politischer Gewinn. Nun wandte man seine Blicke auch von dieser Seite auf Friedrich Wilhelm, der ja ursprünglich etwas Ähnliches beabsichtigt zu haben schien, und an Schweden, dessen Interessen denen Frankreichs ähnlich waren.

Aber in dem Brandenburger hatte man sich verrechnet. Der Bund, den die Ausländer und mit ihnen der Mainzer begründen wollten, war nicht im entferntesten der, welchen er im Sinne gehabt: sollte man dem fremden Einfluß eine zweite Thür ins Reich öffnen? Statt diesen Bestrebungen sich anzuschließen, trat er offen auf Österreichs Seite: als endlich im Juli 1658 zu Frankfurt zur neuen Kaiserwahl geschritten wurde, entschied die brandenburgische Stimme, allen Gegenbemühungen Mazarins zum Trotz, für den habsburgischen Bewerber, und Kaiser Leopold I. ward gewählt.

Diese Wahl war für Deutschland nur insofern ein Glück, als sie verhinderte, daß das deutsche Reich ein Anhängsel der Krone Frankreichs wurde. Sonst aber war Kaiser Leopold einer der unfähigsten, die je auf dem Throne Deutschlands gesessen. Als Privatmann tadellos, von strenger sittlicher Überzeugung, unbestechlichem Rechtssinn, wohlwollend und von Achtung für die Wissenschaft beseelt, war der schwächliche, wortkarge, pedantisch-förmliche und schwerfällige Jesuitenzögling nicht geeignet, in dem Zeitalter Ludwigs XIV. die Interessen der deutschen Nation zu erkennen, geschweige denn zu vertreten. Von unglaublicher Vertrauensseligkeit, hat er seine Gunst an zweideutige, allen Bestechungen zugängliche Räte verschwendet, welche nicht einmal das Gedeihen des habsburgischen Hauses zur Richtschnur ihres Handelns machten. Dem Kaiser Friedrich III. in vielen Beziehungen vergleichbar, mußte er es dem Brandenburger überlassen, — wie jener dem Markgrafen Albrecht Achilles — das Reichsinteresse zu wahren.

Digitized by Google

LEOPOLDO . I . ROMANORVM IMPERATORI
SEMPER AVGVSTO
HVNGARIÆ & BOHEMIÆ REGI . &c

Jugendbild Leopolds I.
Kupferſtich aus der Anfangszeit ſeiner Regierung.

1658 Vierzehn Tage nach der Krönung des neuen Kaiſers, am 14. Auguſt 1658, kam unter den deutſchen Fürſten, welche dem Mainzer anhingen, der **Rheinbund** zuſtande: am folgenden Tage trat ihm Frankreich bei, und der Abſchluß wurde durch ein glänzendes Bankett bei dem franzöſiſchen Geſandten gefeiert. Der Kurfürſt, dem der Rheinbund ſofort befahl, ſeinen Krieg gegen Schweden einzuſtellen, erklärte: „Wir müſſen es als eine ſonderbare Strafe, ſo der allmächtige Gott über das römiſche Reich verhänget, achten, daß auch die vornehmſten Säulen ſich von dem rechten Weg, dasſelbe in beſtändigem Frieden und ſicherem Ruhſtand zu erhalten, durch die Widerwärtigen ableiten laſſen.“ Der franzöſiſche Geſandte Gravel aber hat nachmals offen gerühmt, der Rheinbund ſei das große Rad geweſen, welches das ganze Reich zu gunſten Frankreichs in Bewegung geſetzt habe. Nur ſo ſei es möglich geweſen, alle Triebfedern, deren ſich das Haus Habsburg gegen Frankreich bedient, aufzuſpüren und zu zerſtören. Es iſt aber für das Elend der da-

Digitized by Google

9
3
8
2
11
5
4
10

„Abbildung welcher geſtalt die Römiſche Kaiſerliche Majeſtät Leopoldus 2c. zu Nürnberg unter einem Rotſammeten Himmel von den Ratsherren daſelbſt allerunterthänigſt iſt eingeholet worden den 6/16 Auguſti im J. 1658.“
Gleichzeitiger Nürnberger Stich.

3. Herr Tobias Tucher.
11. Herr Georg Friedrich Böhaim.
9. Herr Georg Philipp Harsdörfer.
5. Herr Jobſt Wilhelm Ebner.
2. Herr Georg Paulus im Hof.
4. Herr Georg Sigmund Fürer.
8. Herr Wolff Jacob Pömer.
10. Herr Johann Friedrich Löffelholz.

Digitized by Google

maligen Zuſtände im Reich nichts bezeichnender, als daß der Große Kurfürſt, völlig vereinſamt, im Jahre 1664 gezwungen wurde, um ſeiner Selbſterhaltung willen dieſem Bunde beizutreten, deſſen entſchiedenſter Gegner er war. Freilich hat er ſeine Stellung in dem Bunde dann nur benutzt, ihn zu ſprengen.

Der Kurfürſt Johann Philipp von Mainz hat ſich nicht entblödet, im Jahr 1664 ſich des Rheinbundes, d. h. unmittelbar franzöſiſcher Hilfe, zu bedienen, um die Stadt Erfurt, welche ſich von dem mainziſchen Unterthanenverbande löſen wollte, zur Unterwerfung zu zwingen. Es gelang dies um ſo leichter, als ſich der Kurfürſt von Sachſen, der die Stadt hätte ſchützen ſollen, um dieſe Zeit (1664) unter franzöſiſchen Schutz geſtellt und gegen ein Jahrgeld von 20000 Thalern verſprochen hatte, bei künftigen Kaiſerwahlen ſeine Stimme nur gemäß dem Wunſche Ludwigs XIV. abzugeben.

In der wichtigſten Angelegenheit, welche das öſterreichiſche Kaiſerhaus damals beſchäftigte, beim Kampfe gegen die Türken, ſollte Leopold inne werden, daß er mit dem Rheinbunde zu rechnen habe: im Türkenkriege gedachte Ludwig XIV. zu beweiſen, daß die Wohlfahrt des Reiches einzig und allein auf dem unter ſeiner allmächtigen Protektion ſtehenden Bündnis beruhe. Während der Reichstag nicht ſchlüſſig werden konnte, ob er dem Reichsoberhaupte Hilfe bewilligen ſollte, ſtand die Rheinbundsarmee bereits im
1663 November 1663 in Steiermark.

Es iſt keine Frage, auch im Türkenkriege war ein Reichsintereſſe zu verfechten. Schuf man dem Kaiſer an der Oſtgrenze ſeiner Erblande endlich Frieden, ſo hätte er wenigſtens die Möglichkeit gehabt, die Weſtgrenze des Reiches gegen den fränkiſchen Erbfeind zu wahren. Nach wie vor geſtatteten die religiöſen und politiſchen Verhältniſſe Siebenbürgens und Ungarns den Türken, weiter und weiter vorzudringen. Von dem ruheloſen ſiebenbürgiſchen Fürſten Georg Rákóczy II., welcher die bedrohlichen Pläne Bethlen Gabors wieder aufgenommen, hatte freilich die Pforte ſelbſt den Kaiſer befreit. Bei Gyalu am Szamos im Türkenkampfe tödlich verwundet, war er am 6. Juni 1660 in Großwardein geſtorben. Aber dafür verſchlimmerten ſich die Zuſtände Ungarns zuſehends, und alle Mißvergnügten fanden einen Führer und Anwalt in dem Banus Nikolaus Zrinyi, dem Enkel des Verteidigers von Szigeth, der, an Kriegserfahrung

Raimund Graf von Montecuculi.
Gleichzeitiger Stich.

und wiſſenſchaftlicher Bildung allen Standesgenoſſen weit überlegen, für die
ungariſche Ständefreiheit rückſichtslos eintrat und obendrein als feuriger Ungar
die Langſamkeit des bedächtigen kaiſerlichen Feldherrn Montecuculi unbarmherzig
verurteilte. Dennoch mußten beide gemeinſam ſich den Türken entgegenwerfen,
die mit einem vierfach überlegenen Heer im Auguſt 1663 gegen Neuhäuſel 1663
vorbrachen. Trotz der heldenmütigſten Verteidigung fiel dieſer Platz,
das koſtbarſte Bollwerk im nördlichen habsburgiſchen Ungarn, in die Hand
der Türken. Schon rühmten ſie ſich, im nächſten Jahre Wien einen Beſuch
abſtatten zu wollen, da endlich konnte ihnen Montecuculi im Frühjahr 1664 1664
ein anſehnliches Heer entgegenſtellen.

Es beſtand teils aus kaiſerlichen Soldaten, teils aus den Reichskontingenten, teils aus den erwähnten Rheinbundstruppen, die unter einem beſonderen General, Hohenlohe, ſtanden. Zu dieſen gehörten auch franzöſiſche Regimenter, die Leopold in ſeiner Bedrängnis anzunehmen nicht verſchmähte. Trotz einiger Erfolge ward der Feldzug eine Reihe von Jämmerlichkeiten. Vor allem fehlte es an Proviant, und der Reichsfeldmarſchall ſchrieb an Montecuculi: „Ich flehe Ew. Excellenz an, Sorge zu tragen, daß meine armen Leute nicht Hungers ſterben, gegen die Türken wollen wir gern unſer Leben laſſen.“ Dazu kam die Vielköpfigkeit des Oberbefehls. Der Rheinbundsgeneral Hohenlohe wollte vom kaiſerlichen Feldmarſchall nicht die Parole annehmen, obwohl er ſelbſt nur Generallieutenant war; natürlich beanſpruchte Graf Waldeck, der die eigentlichen Reichsvölker befehligte, die gleiche Rückſicht.

So darf es denn nicht Wunder nehmen, wenn die mäßigen Errungenſchaften der großen
Schlacht bei St.
Gotthard an der
Raab (1. Auguſt
1664) alsbald verloren 1664
gingen. Allerdings
fehlte ſehr
viel, daß die Kaiſerlichen,
die freilich
das Schlachtfeld behaupteten,
einen ſo
glänzenden Sieg erfochten
hätten, wie
in der Chriſtenheit
ausposaunt wurde
und noch heute in
allen Geſchichtsbüchern
zu leſen
ſteht: denn ſo vollſtändig
büßte man
das Gewonnene ein,
daß nach der
Schlacht die Sieger

Philipp Kilian sculp.
Francofort

Schlacht bei St. Gotthard.
(Aus dem Theatrum Europaeum.)

Digitized by Google

und die Beſiegten die Rollen getauſcht zu haben ſchienen. Durch den Vasvárer oder Eiſenburger Frieden (vom 10. Auguſt) erhielt der Türke Neuhäuſel und Großwardein: der Kaiſer mußte dem Sultan ein „Geſchenk“ von 200000 Thalern machen, das der Großherr hochherzig zu erwidern verſprach. Das waren die Früchte des ſogenannten „köſtlichen Sieges von St. Gotthard“!

Der Friede findet zum Teil ſeine Erklärung in den Verhältniſſen Ungarns, wo aber das Haupt der Nationalpartei, Nikolaus Zrinyi, am 18. November desſelben Jahres ſtarb. Erbe ſeiner Stellung war ſein Bruder Peter, der Schwager des Markgrafen Franz Frangepani; an der Spitze der ungariſchen Verſchwörer werden wir ihm weiterhin begegnen.

Kurfürſtliches Schloß zu Berlin. Nach einem Bilde aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts im Schloß Monbijou zu Berlin.

4. Die Friedensjahre von 1660—1668.

Auch die Brandenburger hatten in dem Feldzug gegen die Türken ſich den Ruhm tapferer Soldaten erworben; in den nächſten Jahren aber bediente ſich der Kurfürſt ſeines Heeres, um ſeine landesfürſtlichen Rechte und den Frieden des Reiches zu ſichern.

Eigentliche Friedensjahre waren die Jahre von 1660—1668 überhaupt nicht, wenn man unter Frieden die Zeit träger Ruhe oder gefahrloſer Pflege der materiellen Intereſſen verſteht. Es iſt uns erinnerlich, daß einen Teil dieſes Zeitraumes hindurch der Kampf gegen die preußiſchen Stände (bis

1663) geführt wurde. Gleichzeitig mußten die ebenso widerstrebenden kleveschen Stände unter die brandenburgische Landeshoheit gebeugt werden, und dies war besonders schwierig, so lange nicht die endliche Verständigung über die jülich-kleveſche Erbschaft erfolgt war. In richtiger Erkenntnis, daß es heilsamer sei, einen Teil des Besitzes friedlich in das brandenburgische Staatswesen einzufügen, als im Hader um das Ganze die gemachte Erwerbung in Frage zu stellen, schloß der Kurfürst im Jahre 1666 mit dem Pfalzgrafen 1666
von Neuburg einen Vergleich, durch welchen der bisherige Besitzstand als endgültig festgestellt wurde.

Dieser Ausgleich stand in inniger Verbindung mit einer andern niederrheinischen Angelegenheit, durch deren Ordnung und Schlichtung der Kurfürst nicht allein dem Reiche den so notwendigen Frieden erhielt, sondern auch über Ludwigs XIV. Staatskunst einen glänzenden diplomatischen Sieg errang.

Bei der mangelhaften Sicherung der Westgrenze des Reiches war es natürlich, daß die protestantischen Niederländer nicht minder als das katholische Frankreich sich auf Kosten des Reiches zu vergrößern strebten. Namentlich seit die Oranier durch die aristokratische Partei beiseite gedrängt waren und der Ratspensionar Jan de Witt das Ruder des Staates führte, begannen die Niederlande eine Art großer Politik, durch die sie bei möglichst geringem Risiko möglichst reichliche Vorteile zu erlangen strebten. Als sich aber ihre Großmannssucht gegen ihren nächsten Nachbar, den kriegerischen Fürstbischof von Münster, Bernhard von Galen, wandte, kamen die Generalstaaten übel an. Der Bischof, ein Kriegsmann durch und durch, vor allem ein tüchtiger Artillerist, erwiderte die Feindseligkeiten durch einen Einfall in das staatische Gebiet und jagte die unter der Aristokratenwirtschaft verlotterte Armee auseinander. An sich war diese Lektion dem Krämervolke schon zu gönnen; da aber um diese Zeit auch England den Holländern den Krieg erklärte und Frankreich eine äußerst zweideutige Rolle spielte, drohte sich hier ein europäischer Krieg zu entzünden: es schien, als solle der Kampf der beiden Seemächte, die sich wütend auf einander stürzten, auf deutschem Boden ausgefochten werden. Während das bedrängte Holland sich immer enger an Frankreich schloß, hätten der Kaiser und Spanien den münsterschen Krieg am liebsten zu einer Reichssache gemacht. Der Kurfürst mußte verhindern, daß zu gunsten des gewaltthätigen Fürstbischofs deutsches Blut vergossen werde, aber er durfte auch nicht zugeben, daß die Niederländer verbluteten: das wäre allein Frankreichs Vorteil gewesen.

Da Ludwig XIV. im Jahr 1666 einen größeren Krieg noch zu vermeiden wünschte, wollte er wenigstens durch die Schlichtung des münsterschen Streites, den er selbst geschürt hatte, die Allmacht der französischen Krone bekunden. Großmütig wollte er dem Rheinbund einen kleinen Teil seines Triumphes gönnen, um auch hier die heilsame Kraft der neuen Institution zu erweisen. Aber zuletzt brachte der Kurfürst den münsterschen Bischof zur Vernunft, schlug die kaiserlichen, rheinbündischen und französischen Vermittler aus dem Felde und brachte völlig selbständig den Frieden von Kleve (April 1666) zu stande. Die französischen Diplomaten hatten sich ausdrücklich gestanden, es sei nicht möglich, eine solche Ausgleichung zu bewerkstelligen, durch welche die Staaten sowohl als auch der Bischof ihrem großen Herrscher zu Dank verpflichtet würden.

Kurze Zeit nach diesem Friedensschlusse, welcher die politische Machtstellung des Brandenburgers deutlich bewies, sah sich Friedrich Wilhelm in seinem eigensten Interesse zu einer unblutigen militärischen Demonstration genötigt.

Digitized by Google

CHRISTOF . BERNART,
Biſſchop van Munſter . &c .

Bernhard von Galen, Fürſtbiſchof von Münſter.
Gleichzeitiger holländiſcher Stich.

Die Stadt Magdeburg, welche dem Kurfürſten im weſtfäliſchen Frieden zugefallen war, hatte in trotziger Erinnerung an ihre frühere Bedeutung allen Aufforderungen zum Trotz bisher den Huldigungseid verweigert. Jetzt beſchloß der Kurfürſt, die widerſetzliche

Digitized by Google

Bürgerschaft, an deren Spitze der wissenschaftlich ausgezeichnete Otto von Guericke (der Erfinder der Luftpumpe), stand, durch eine Garnison zum Gehorsam zu zwingen. In aller Stille zog er im Mai 1666 eine ansehnliche Truppenmacht zusammen, nötigte den 1666
sächsischen Administrator, der zu Halle residierte, auf Grund eines demselben nicht ungünstigen Vergleiches seine Genehmigung ab, und nun bequemte sich auch der wohlweise Rat, die Garnison aufzunehmen (6. Juni 1666). Der Kurfürst bewilligte der Stadt gnädigst, daß sie nur einen Teil der Verpflegungskosten zu zahlen hatte. Die Stände machten Schwierigkeiten gegen diesen Akt der Selbstherrlichkeit, protestierten, — aber es half ihnen nichts. Die Huldigung verlief ohne Störung, die Stadt aber wurde eilends zu einer tüchtigen Festung umgeschaffen.

Diese Vorgänge machten im Reich ungemeinen Eindruck; hier zeigte sich eine Energie des Entschlusses und der Ausführung, die allerdings dem damaligen deutschen Wesen abhanden gekommen zu sein schien. Übrigens hatte der österreichische Gesandte alles gethan, um den Plan zu verhindern, Hessen der Stadt sogar Kanonen und sonstige Hilfe angeboten!

Wenden wir uns nun zu der friedlichen Thätigkeit, welche der Kurfürst zum Wohle seiner Unterthanen in dem bezeichneten Zeitraum entfaltete.

Da der westfälische Frieden wesentlich auch die Beseitigung alles religiösen Haders hatte herbeiführen sollen, lag es nahe, daß der Kurfürst diese Absichten zunächst in dem engeren Bereich seiner Macht verwirklichte. Hier machte sich weit mehr, als der Streit mit den Katholiken, der Streit der beiden protestantischen Konfessionen geltend. Friedrich Wilhelm stand hoch über den Parteien mit der vollen Überlegenheit einer tief religiösen und darum wirklich toleranten evangelischen Gesinnung. Seine Meinung war, nach allen Seiten Gerechtigkeit walten zu lassen. Seinen katholischen Unterthanen gegenüber ist es ihm im allgemeinen gelungen, ein ungetrübtes Verhältnis zu erhalten. Aber an dem giftigen Haß zwischen Lutheranern und Reformierten scheiterten seine aufrichtigsten, redlichsten Bemühungen: auf allen Kanzeln tobte der Streit, durch gehässige Streitschriften wurde die Kluft erweitert. Ein Religionsgespräch, das Friedrich Wilhelm im Jahre 1662 zu Berlin abhalten ließ, hatte, wie alle ähnlichen Veranstaltungen der früheren Zeit, keinen Erfolg, und nun verordnete der Kurfürst in einem strengen Edikt (1664) die Aufrechterhaltung des äußerlichen Friedens, verbot die öffentliche Verketzerung der beiden Bekenntnisse. Besonders die lutherische Geistlichkeit Berlins machte Schwierigkeiten, und es ist kennzeichnend für die Erregung der Gemüter jener Tage, daß der fromme Liederdichter Paulus Gerhardt, der allverehrte Prediger an der Nikolaikirche zu Berlin, wegen seiner unbeugsamen Renitenz abgesetzt und ausgewiesen werden mußte. Man kann nicht behaupten, daß die Märtyrerkrone, mit welcher nachsichtige Beurteilung den unbeugsamen Lutheraner geschmückt hat, eine wohlverdiente ist. Die Absetzung dieses Predigers schüchterte seine Amtsgenossen zwar für den Augenblick ein, war aber allerdings auch nicht geeignet, den inneren Frieden wiederherzustellen.

Nicht minder, als die Aufrechterhaltung des religiösen Friedens, ließ sich der Kurfürst die Pflege der Wissenschaft und humanen Bildung angelegen sein.

Mitten in einer umwölkten Zeit, — wie nachmals Friedrich Wilhelm III. — im Jahr 1655, eröffnete er die Universität Duisburg in seinen neuen rheinisch-westfälischen Ländern, und wenn auch bei den beschränkten Mitteln das Gehalt der Professoren anfangs nur knapp bemessen war, ist es doch nicht die Schuld des Kurfürsten, daß diese Hochschule nur ein kümmerliches Dasein gefristet hat und aus Mangel an frischer, von lebendigem Geist durchwehter Luft erstickt ist.

Digitized by Google

Der Professor der Medizin Dr. Daniels hatte anfänglich nur 50 Thaler, Wirich Scriba, gleichfalls Mediziner und Professor des Hebräischen, bezog zuerst nur 25 Thaler Jahresgehalt. Als die Universität Ostern 1818 geschlossen wurde, zählte sie nur noch zwei Professoren der Medizin, die ein paar Studenten, meist Holländer, unterrichteten, und einen Juristen, der längst keinen Zuhörer mehr gehabt hatte.

Auch das Einkommen der durch den Krieg stark geschädigten Universität Frankfurt hob er durch Verleihung von Einkünften aus den halberstädtischen, mindenschen und magdeburgischen Stiftern. Mit Begeisterung ergriff er den ihm 1666 von dem schwedischen Reichsrat Skytte vorgelegten Plan, in einer bequem gelegenen Stadt der Mark einen förmlichen Musensitz zu gründen, welcher allen Gelehrten und Künstlern der Welt eine Freistätte gewähren sollte, und am 22. April 1667 verkündete das kurfürstliche Gründungspatent allen Nationen und Sekten den großartigen, aber etwas phantastischen Gedanken. Die kriegerischen Zeiten, welche demnächst folgten, verhinderten die Ausführung des Entwurfes, welcher dem Kurfürsten immerhin zur Ehre gereicht.

Praktischer war, was der Kurfürst für das eigentliche Gelehrtenschulwesen that. Das Joachimthalische Gymnasium, welches im Dreißigjährigen Kriege durch die Schweden zerstört worden war, erhielt in der Residenz ein neues Heim; daneben blühte das Gymnasium zum Grauen Kloster. Dem militärischen Zwecke zugleich diente ein Kollegium, das zu Kolberg errichtet wurde; hier sollte die Jugend des hinterpommerschen Adels zum Kriegsdienst wissenschaftlich vorgebildet werden. Schwieriger ist es, festzustellen, was der Kurfürst etwa zu gunsten des Volksschulwesens gethan. Auch die Anfänge der Königlichen Bibliothek zu Berlin fallen in diese Zeit. Im Jahr 1661 berief der Kurfürst den gelehrten Johann Rave als Oberbibliothekar und ließ die auf dem Schloßboden gefundenen Bücher in besonderen Räumen des Schlosses aufstellen.

Waren diese Bestrebungen des Großen Kurfürsten der geistigen Wohlfahrt seiner Unterthanen gewidmet, so ließ er deshalb die Pflege der materiellen, die den an den Folgen des furchtbaren Krieges noch immer leidenden Landen doppelt not that, nicht außer Acht. Handel und Verkehr, wie die darniederliegende Landwirtschaft erfuhren die Wohlthaten seiner nimmer rastenden landesväterlichen Fürsorge.

Um den Handel zu fördern, erschloß er dem Verkehr neue Wege. Schon im Jahr 1653 faßte er den Plan, Oder und Spree zu verbinden, um den Oderhandel in die Elbe zu leiten, weil die Schweden ja das wichtige Stettin behaupteten. In sechs Jahren wurde dann der drei Meilen lange Friedrich-Wilhelmskanal (Müllroser) vollendet (1662 bis 1668); am 18. März 1669 durchfuhren die ersten Fahrzeuge die neue Wasserstraße; es waren fünf große Kähne aus Breslau, die am 25. März in Berlin ankamen. Für die Entwickelung des Verkehrs zu Lande sorgte Friedrich Wilhelm durch die mit besonderer Vorliebe gepflegte Post. Zum Trotz dem privilegierten Reichserbpostmeister Grafen von Taxis setzte er durch, daß die Postverwaltung in seinen Landen sein ausschließliches Recht blieb. Bald war die Verbindung zwischen den einzelnen Teilen des langgestreckten brandenburgischen Staatskörpers hergestellt, schon seit 1650 legte die Post den gewaltigen Weg von Kleve nach Königsberg mit der unerhörten Schnelligkeit von zehn Tagen zurück, und in kurzer Zeit galt die Verwaltung der Anstalt in Deutschland als Vorbild.

Dem platten Lande, das durch den Krieg entvölkert und erschöpft war, führte der Kurfürst seit Beginn seiner Regierung systematisch neue Kräfte zu, namentlich durch holländische Kolonisten. Der Wiederanbau wüster Hufen und herrenloser Strecken wurde wie zu der Zeit der Askanier durch allerlei Vergünstigungen erleichtert. Aber freilich durfte der Herrscher die Lage des märkischen Bauern noch nicht menschenwürdiger gestalten, die unterdrückte Volkskraft noch nicht entfesseln: für die Zahlungen, die der märkische Adel zur Unterhaltung des Kriegsheeres leistete, hatte er die Zusicherung erhalten, daß

Digitized by Google

„die Leibeigenschaft an den Orten, da sie herkömmlich und gebräuchlich sei, allerdings verbleiben sollte."

Überhaupt mußte der Kurfürst, so selbständig er zu Werke ging, dem Adel gegenüber den Fortbestand gewisser sozialer Mißbräuche legitimieren. So gab er im Jahre 1653 nach, adlige Güter dürften nicht in bürgerlichen Besitz übergehen, „sintemalen doch Adel und Bürgerstand nicht zusammen wachsen und in vornehmen Zusammenkünften und Aufwartungen sich schwerlich vergleichen würden."

Eifrig wirkte Friedrich Wilhelm auch für die Hebung der gänzlich in Verfall geratenen Industrie. Er selbst gab zu neuen Unternehmungen Anregung, Ermutigung und bare Unterstützungen. Die Tuchfabrikation suchte er durch das Verbot der Wollausfuhr, andre Industriezweige durch Einfuhrverbote in Schwung zu bringen.

Vor allem aber war es das neugeschaffene stehende Heer (der miles perpetuus), in dem der Kurfürst die sicherste Säule des Staates sah und dessen Erhaltung und Vervollkommnung daher seine vornehmste Sorge blieb. Hatten ihn doch die Erfahrungen der letzten Jahre nur noch bestärkt in der längst gewonnenen Überzeugung, daß er nur im Besitz einer allzeit kriegsbereiten, schlagfertigen Heeresmacht Ansehen unter den europäischen Staaten gewinnen und behaupten könne. Deshalb wurde das hauptsächlich aus Werbungen im Lande selbst hervorgehende Heer ständig vermehrt, zuletzt gar auf 30000 Mann gebracht. Freilich verschlang die Unterhaltung desselben ungeheure Opfer, Summen, welche nur durch stehende Steuern, und zwar durch eine direkte Grundsteuer, die sogenannte Kontribution, aufgebracht werden mußten. Da diese wegen der, wie schon bemerkt, höchst ungerechten Verteilung sehr mißliebig war, so kam der Große Kurfürst auf den Plan zurück, die Finanzverwaltung gänzlich umzugestalten, indem er an die Stelle dieser direkten Steuer nach holländischem Muster eine städtische — wegen des Widerstandes der Ritterschaft wurde für das platte Land die Kontribution noch beibehalten — indirekte Verbrauchs- und Verkehrssteuer, die sogenannte Accise, setzte, welche die eingehenden und im Orte selbst abgesetzten Waren traf, viel weniger drückend empfunden wurde und doch die Beschaffung der für das Heer erforderlichen Geldmittel in ergiebigstem Maße verbürgte.

Nach dem Frieden von Oliva hatten die Stände die Auflösung des kurfürstlichen Heeres verlangt; Friedrich Wilhelm stellte dagegen die Forderung einer gerechteren Verteilung der Steuern. Im Jahr 1667 wurde damit der Anfang gemacht, indem die Konsumtionsaccise, zunächst nur versuchsweise für ein Jahr, nicht auf alle Artikel und nur für die Städte eingeführt wurde, welche den Wunsch darnach äußerten. Die Ritterschaft, welche diese Art der Besteuerung unbedingt vermeiden wollte, mußte zur Erleichterung der kleineren Städte, welche die Accise noch nicht einführen konnten, eine jährliche Beihilfe von 24000 Thalern gewähren.

Hatte der Große Kurfürst „bei Introduzierung dieses Modi niemaln einen andren Zweck gehabt, als sowohl die Städte, als auch das Land dadurch wieder in Flor und Aufnehmen zu bringen", so wurde diese landesväterliche Absicht vollkommen erreicht. Namentlich die Städte erkannten bald den Segen der neuen Besteuerung und setzten noch in demselben Jahre (1667) durch, daß fast sämtliche Hauptartikel, wenigstens der märkischen Industrie, besteuert wurden. So ließ sich denn Friedrich Wilhelm auch durch

Digitized by Google

den beständigen Widerstand der adligen Stände in der völligen Durchführung des Systems nicht behindern: war die Accise anfangs nur eine fakultative gewesen, so bestimmte dagegen ein kurfürstliches Dekret vom 20. November 1681, daß die Accise in allen Städten der Mark Brandenburg, auch den stiftischen und ritterschaftlichen, einzuführen sei, und mit der General-Konsumtionsordnung vom 1. Januar 1684, die jeden ohne Ausnahme der Accise unterwarf, fand diese Angelegenheit ihren definitiven Abschluß.

Welche Steigerung aber die Staatseinnahmen durch die Einführung der Accise nach und nach erfuhren, lehrt uns das schon oben einmal angeführte Aktenstück aus dem Jahre 1697/98, in dem es heißt: „Die revenuen der Accise sindt 6mahl mehr als der vormahligen contribution; Berlin hat vor diesem an contribution nicht mehr als monatlich 4- bis 5000 tal. tragen können; itzo wirfet die Accise monatlich an 24000 tal. ab, und glaubet man, daß bei abstellung aller hier und dort noch wieder eingeschlichenen Unterschleise an die 30000 tal. monathl. kommen werden". Was aber die Städte jetzt mehr aufzubringen vermochten, das sollte dem Lande zugut kommen und zum Besten gereichen.

Gegen Ende der Regierungszeit des Großen Kurfürsten war die anfänglich nur für die Mark geltende Accise auch in allen Städten der übrigen Provinzen des Staates zur Durchführung gebracht, und es wurde von der allerhöchsten Bedeutung, daß diese Geldquelle dem Landesherrn ohne Rücksicht auf die Bewilligung der Stände zur Verfügung stand. Denn es war nicht anders: gerade dadurch, daß Ritterschaft und Städte in der Besteuerung verschiedene Wege gingen, die Verbrauchssteuer aber von vornherein von kurfürstlichen Beamten eingezogen wurde, mußte sich — zunächst in der Mark — die ständische Verfassung auflösen und mit dem Übergang von landständischer zu landesherrlicher Steuerverwaltung die monarchische Vollgewalt entwickeln. Deshalb ist es begreiflich genug, daß mit der Opposition gegen die neue Steuerverfassung der Kampf um das Recht der „oberen" Stände, sich ohne kurfürstliche Berufung zu versammeln, Hand in Hand ging, ein Streit, der auch erst im Jahre 1683 mit der völligen Niederlage der Stände endigte. Denn wie der Große Kurfürst schon im Jahre 1650 den brandenburgischen Landständen aufgab, „zu bedenken, daß nunmehr die Kurf. Lande und Pommern gleichsam membra minus capitis (eines Hauptes Glieder) sein", so hat er je länger je mehr die Vielherrschaft der Landtage den Befehlen der Landeshoheit unterworfen und in dem stehenden Heer und der stehenden Steuer sich die Grundlagen der absoluten Herrschaft geschaffen.

Denn „die revenuen der Accise werden zum militair etat lediglich verwendet; Churf. Dchl. disponiren alleinig nach Dero gefallen darüber und bedürffen nicht mehr von dem guten willen Dero Stände dependieren, wie Vormahls".

Nicht unerwähnt darf hier auch bleiben, was die Stadt Berlin der Fürsorge des Landesherrn verdankt. Kam schon der Glanz der Hofhaltung, den der Kurfürst für das Ansehen des Staates als unentbehrlich ansah, die Heranziehung von Künstlern und Gelehrten wesentlich der Hauptstadt zu gut, so hat doch Friedrich Wilhelm auch direkt für die Vergrößerung und Verschönerung der Hauptstadt viel gethan: Berlins Einwohnerzahl stieg während seiner Regierungszeit von sechstausend auf zwanzigtausend.

Digitized by Google

Anſicht von Berlin um 1660. Nach einem gleichzeitigen Stiche.

Schon im Jahre 1660 ſuchte der Kurfürſt durch eine neue „Gaſſenordnung“ der ziemlich unreinen Hauptſtadt das Ausſehen einer Reſidenz zu geben, zehn Jahre ſpäter ließ er den ſumpfigen Friedrichswerder austrocknen und dann die Dorotheen- und Friedrichsſtadt erbauen.

Bis zum Jahre 1667 war die Gemahlin des Kurfürſten, die oraniſche Luiſe Henriette, zugleich ſeine vertraute Helferin in vielen Regierungs- und Verwaltungsangelegenheiten geweſen. Zu früh für den Kurfürſten ſtarb ſie, noch nicht vierzigjährig, am 18. Juni 1667; erblühte dem Kurfürſten aus 1667 der zweiten Ehe mit Dorothea von Holſtein-Glücksburg, einer Frau von nüchtern-praktiſcher Gemütsart, auch noch ein reicher Kinderſegen, ſo hat ihm Dorothea die erſte Gemahlin nicht erſetzen können und als Stiefmutter ſelbſt ſchlimmen Unfrieden in das kurfürſtliche Haus gebracht.

FRID. WILH. D. G. M. B. S. R. I. A. C. & ELECT. BRAND. D. SUP. DOM. DUX PRUSS. &c. &c.
DOROTHEA D. G. MARCH. & ELECT. BRAND. NATA PRINC. SLES. & HOLS.

Denkmünze auf die zweite Vermählung des Großen Kurfürſten mit Dorothea von Holſtein-Sonderburg-Glücksburg.

Friedrich, 10 Jahr alt, (erſter König v. Pr.) Ludwig, 1 Jahr alt, † 1687. Karl Emil, 12 Jahr alt, † 1674.

Luiſe Henriette in ihrem letzten Lebensjahre mit ihren Kindern.
Nach einem gleichzeitigen Bilde im königl. Schloſſe zu Berlin.

Daß die fromme Kurfürſtin Luiſe Henriette die Verfaſſerin des Kirchenliedes „Jeſus, meine Zuverſicht“ ſei, muß nach den neueſten Forſchungen eher verneint, als bejaht werden.

Mit der Gründung der nach Dorothea genannten Dorotheenſtadt hängt auch die Anlage der Straße „Unter den Linden“ zuſammen; die Kurfürſtin hat ſelbſt den erſten Baum gepflanzt.

Die Lindenallee um 1660. Nach gleichzeitigen Abbildungen.

Um die Zeit, als Luiſe Henriette ſtarb, ſah der Kurfürſt bereits das Reich von ſchweren Ungewittern bedroht. Würde der Kaiſer die Kraft haben, das ſchwerfällige Staatsſchiff, das die deutſche Nation barg, durch die erregten Fluten ſicher zum Hafen zu ſteuern?

Digitized by Google

5. Der Devolutionskrieg und der Aachener Friede (1668). Der geheime Vertrag vom 19. Januar 1668.

Im Frühjahr 1667 hielt Ludwig XIV., der seit 1661 selbständig regierte, 1667
den Augenblick für gekommen, die Vergrößerungspolitik ins Werk zu setzen, zu welcher Mazarin durch den pyrenäischen Frieden die Grundlagen und Handhaben geschaffen hatte. Das Endziel der französischen Politik war kein geringeres, als die Erwerbung der spanischen Monarchie. In jenem Friedensschluß war für den jungen König die Hand der spanischen Maria Theresia ausbedungen worden, die freilich ihr Erbrecht auf ihre jüngere Schwester, die spätere Gemahlin Kaiser Leopolds, übertragen mußte, bevor die Ehe vollzogen wurde. Aber an die Gültigkeit des Verzichtes glaubten die spanischen Stände nicht, auch Mazarin hat ihn schwerlich für verbindlich gehalten; Ludwig XIV. vollends sah in den feierlichen Gelöbnissen nur hinfälliges Wortgepränge. Nun konnte es scheinen, als würde die Frage der spanischen Thronfolge auf lange Zeit vertagt werden müssen, weil sich im Jahr 1665 beim Tode Philipps IV. das zarte Leben eines Knaben zwischen Ludwig und seine Erbansprüche stellte; daher beschloß der König zunächst den begehrenswerten Teil der spanischen Monarchie, die spanischen Niederlande, zu gewinnen.

Meisterhaft war der Schlag vorbereitet. Durch Einzelverträge, für deren Abschluß den betreffenden Fürsten und ihren vornehmsten Räten glänzende Pensionen gezahlt wurden, hatte Ludwig dafür gesorgt, daß nicht etwa der Kaiser der bedrohten Schwestermacht zu Hilfe eilen konnte; denn die bestochenen Fürsten, an deren Spitze der „patriotische" Friedensfürst Johann Philipp von Mainz stand, hatten sich vor allen Dingen verpflichten müssen, keinem kaiserlichen Heere den Durchzug durch ihr Gebiet zu verstatten. Außerdem wurden der Kaiser und der Kurfürst von Brandenburg durch eine polnische Wahlintrigue beschäftigt und zugleich unter sich entzweit.

Bei dem herannahenden Ende des letzten Waja, des Königs Kasimir von Polen, suchte Frankreich einem Prinzen von Condé, der Kaiser dem Herzog Karl von Lothringen, Brandenburg dem Pfalzgrafen von Neuburg die Nachfolge zu sichern. Schweden intriguierte gegen alle drei, und nachmals wurde (1669) ein unbedeutender Edelmann, der Piast Michael Wisniowecki, gewählt.

Von den europäischen Mächten hatte Ludwig vollends nichts zu befürchten, denn England steuerte längst im Fahrwasser der französischen Politik, die Niederlande waren ohnmächtig durch den Hader der republikanischen und der oranischen Partei. So unternahm denn Ludwig einen anscheinend gefahrlosen Kampf, als er, gestützt auf das sogenannte „Devolutionsrecht", im Frühjahr 1667 die spanischen Niederlande anfiel. 1667

Französische Flugschriften suchten nachzuweisen, daß nach einem jenen Landen eigentümlichen Rechte (Devolution) auf Ludwigs Gemahlin das Herzogtum Brabant nebst Antwerpen und Limburg, Mecheln, das Oberquartier von Geldern, ferner Namur, Teile von Luxemburg und der Freigrafschaft vererbt seien. Es war das fast der ganze „burgundische" Kreis, der immer noch zum deutschen Reich gehörte.

Digitized by Google

Rasch und vollständig waren die Erfolge, welche Ludwig und seine Feldherren im Laufe des Jahres 1667 teils in der Freigrafschaft, teils in Flandern errangen. Widerstand fanden sie nicht. Die Niederländer überlegten noch in dem Augenblick, als die französischen Waffen die belgischen Nachbarprovinzen überschwemmten, ob sie den Spaniern für eine Gebietsabtretung beispringen, oder gegen einen Anteil am Raube sich mit der Gewaltthat Ludwigs XIV. aussöhnen sollten. Auch Kurfürst Friedrich Wilhelm, der bis zuletzt alle Gegner Frankreichs gegen den gemeinsamen Feind zu einigen gestrebt hatte, sah
1668 sich genötigt, im Dezember 1668 Ludwig XIV. seiner Neutralität zu versichern.

Um dieselbe Zeit bot Frankreich dem englischen Kabinett ein Bündnis an, dessen Spitze sich gegen die Niederlande richtete; aber nun hatten auch die Engländer vor Ludwigs Fortschritten Angst bekommen, ein völliger Umschwung erfolgte; zu Ende Januar 1668 legte das Dreistaatenbündnis Englands, Hollands und Schwedens (die „Tripleallianz") seine schirmende Hand auf die spanischen Niederlande und gebot den französischen Triumphen, still zu stehen. Aber eine dauernde Abwehr der französischen Eroberungsgelüste hätte dies Bündnis nur gewähren können, wenn Spanien und Österreich ihm beigetreten wären. Allein Spanien hatte den Abfall der Niederlande mit altkastilianischem Stolz noch nicht verschmerzt; Österreich hatte sich wenige Tage vor dem Abschluß der Tripleallianz mit Frankreich durch einen Sondervertrag geeinigt, welcher Spanien preisgab, das Übergewicht Frankreichs erst recht inaugurierte und die kaiserliche Regierung auf lange Zeit zu einer hinterhaltigen und perfiden Politik nötigte.

Längst hatte Frankreich dem österreichischen Hofe den Antrag gemacht, mit ihm einen Teilungsplan der spanischen Monarchie für die Zukunft zu entwerfen: großmütig versprach man Österreich die Hälfte dessen, was ihm Frankreich voll und ganz nun und nimmermehr gewähren wolle noch dürfe. An Leopold I. wagte man sich freilich nicht, aber man hatte auch gar nicht nötig, den ängstlichen Monarchen zu beunruhigen. Die Seele des Kabinetts war Fürst Lobkowitz, Frankreich völlig ergeben: nur die Verantwortlichkeit der Sache mochte er nicht tragen; darum wies er den französischen Gesandten, den geriebenen Jacques Brethel von Grémonville, an seinen eignen Nebenbuhler, den eiteln Grafen Auersperg. Durch die Aussicht auf den Kardinalshut wurde er geködert, und für diese Zier, welche er nie erhalten, verriet der erste Minister Leopolds I. seinen Herrn und das Gesamthaus Habsburg!

In dem verhängnisvollen geheimen Teilungsvertrag, dessen Existenz bis in die neueste Zeit verborgen geblieben ist, wurde von Österreich in Aussicht genommen: Spanien, Mailand, die toskanischen Plätze, Sardinien, die kanarischen und balearischen Inseln, endlich Westindien. Frankreich sollte erhalten: die Niederlande, Navarra, Neapel und Sizilien.

Man würde Auersperg nur unvollkommen entschuldigen, wenn man annähme, er habe Ludwig XIV. durch einen solchen Vertrag den Abschluß des Friedens erleichtern und eine Allianz der katholischen Hauptmächte gegen die

Digitized by Google

proteſtantiſchen Staaten ermöglichen wollen. Nicht um religiöſe Intereſſen handelte es ſich jetzt, ſondern um das drohende Übergewicht Frankreichs.

Aber allerdings erleichterte der Teilungsvertrag die augenblickliche Verſtändigung: was ſollte Ludwig um Gebiete hadern, die ihm einſt ohne Kampf zufallen mußten? So wurde im Mai 1668 der Aachener Friede unterzeichnet, durch welchen Ludwig die Freigrafſchaft den Spaniern zurückgab und nur die Plätze Charleroi, Douai, Tournai, Lille und Oudenarde behielt — Vauban verwandelte ſie ſofort in unüberwindliche Feſtungen. Mochten immerhin die Mächte der Tripleallianz ſich einbilden, Frankreich ſei durch ſie eingeſchüchtert worden, mochten insbeſondere die kurzſichtigen Niederländer frohlocken, ihr verehrter Jan de Witt habe, einem Joſua vergleichbar, der Sonne Frankreichs Stillſtand geboten, — thatſächlich verließ Ludwig als Sieger aus freien Stücken das Schlachtfeld. Sein erſter Anſturm war gelungen, der zweite ſollte den eitlen Thoren gelten, welche in vollſtändiger Verblendung das aufſteigende Unwetter nicht einmal bemerkten.

---

6. Die Vorbereitungen zum Rachekrieg gegen Holland (1668—1672).

Die nächſten Jahre wendete Ludwig XIV. lediglich dazu an, das Gelingen ſeiner weiteren Entwürfe, ſeinen Kampf gegen die Niederlande, vorzubereiten.

Vortrefflich glückte ihm das am kaiſerlichen Hofe. Zwar ward Auersperg, beſonders durch ſpaniſchen Einfluß, am 16. Dezember 1669 geſtürzt, aber 1669
an ſeinem Nachfolger Lobkowitz hatte Frankreich einen weit zuverläſſigeren Gönner gewonnen. Für Lobkowitz geſtaltete ſich das Zuſammengehen mit Frankreich zum förmlichen politiſchen Syſtem; außerdem war er von perſönlicher Bewunderung für den glänzenden Franzoſenherrſcher erfüllt. Wohl trat ihm zuweilen der richtige Wille und Sinn des Kaiſers entgegen, wohl bekämpfte der öſterreichiſche Diplomat Liſola (dell' Iſola, aus Salins in der Franchecomté) unermüdlich die Politik des leitenden Miniſters, aber dieſe Gegenbeſtrebungen bewirkten nur ein heilloſes Schwanken, und Lobkowitz behielt bis zum Jahre 1674 trotz alledem das Steuer des Staates in ſeiner Hand.

Öſterreich wurde von 1665—1670 außerdem noch beſchäftigt durch eine Verſchwörung ungariſcher Magnaten, an deren Spitze der Palatin Weſſelényi, nach deſſen Tode namentlich der Banus Peter Zrinyi, der Hofrichter Franz Nádasdy, ein Liebling des Kaiſers, Frangepani, der Schwager Zrinyis, Franz Rákóczy, Stephan Tököly und der Deutſch-Öſterreicher Graf Erasmus von Tattenbach, ein eitler Wüſtling, ſtanden. Zweck der Verſchwörung war die Losreißung Ungarns; man rechnete auf die Hilfe der Türken und Frankreichs, das hier anfangs auch die Hand im Spiele hatte und ſich erſt im Jahr 1669 zurückzog. Der Plan wurde verraten und die Rädelsführer wurden im Jahr 1671 mit dem Schwert gerichtet, ihre Güter eingezogen. Frangepani war der letzte ſeines berühmten Hauſes, aus dem der Verräter Konradins entſproſſen war; auch der Sohn Peter Zrinyis, der 1703 als Staatsgefangener in Kufſtein ſtarb, war der letzte männliche Nachkomme des Verteidigers von Szigeth. Die Entdeckung der Verſchwörung

Digitized by Google

benutzte die kaiserliche Regierung zu einer grausamen Protestantenverfolgung und zur Vernichtung der ständischen Rechte Ungarns.

Auch das Dreistaatenbündnis trennte Ludwig XIV. mit geringer Mühe. Schweden hatte kein Interesse, die Niederlande zu schützen, und kehrte zur französischen Freundschaft zurück, sobald in Polen der Kandidat Frankreichs unterlegen war. Karl II. von England stand mit allen seinen Sympathien auf seiten des absoluten katholischen Herrschers von Frankreich: ingrimmig haßte er die Niederlande, jetzt verbündete er sich mit Ludwig XIV. aufs engste gegen die Republik. In ähnlicher Weise, wie vor dem Devolutionskriege, wurden auch die weltlichen und geistlichen Fürsten am Rhein und in Westfalen für Frankreich gewonnen; wirkte auf die geistlichen Fürsten der Haß gegen die unbezwungene Burg des reformierten Bekenntnisses, so lockte die Aussicht auf Landerwerb die beutelustigen weltlichen Herren. Es kümmerte sie nicht im geringsten, daß Frankreichs selbstsüchtige Absichten immer deutlicher hervortraten: besetzte es doch im August 1670 ganz Lothringen ohne jede Veranlassung, ohne Kriegserklärung!

Vor dem deutschen Reich brauchte sich Ludwig XIV. wahrlich nicht zu fürchten. Der schläfrige Reichstag in Regensburg beriet über Reichsreformen, über eine beständige Wahlkapitulation, aber das bestehende Reich ließ er mitleidslos und teilnahmslos zu Grunde gehen. Die Nation war freilich noch nicht so verkommen, daß sich keine Warner und Mahner gefunden hätten: im Gegenteil, seit der Franzose Aubery die Behauptung aufgestellt hatte, das deutsche Reich sei seit den Zeiten Karls des Großen ein Anhängsel Frankreichs und der König Ludwig mit Fug und Recht Kaiser des Gesamtreiches, waren patriotische Schriftsteller unablässig bemüht, solche Prätensionen zu bekämpfen und die französische Prahlerei in ihrer ganzen Hohlheit darzustellen. Aber diese Patrioten, denen sich auch vereinzelte Dichter anschlossen, gehörten nicht zum offiziellen Reich und hatten mit der Leitung der Staatsgeschäfte nichts zu thun. Die Machthaber und ihre Räte standen im Solde Frankreichs, bis auf einen, — es war der Große Kurfürst.

In der Kette, welche die Niederlande umschließen sollte, fehlte das wichtigste Glied, wenn es Frankreich nicht gelang, Brandenburg völlig zu gewinnen. Seit dem 31. Dezember 1669, wo auch Friedrich Wilhelm Frankreich die Hand zu reichen sich genötigt sah, machte Ludwig XIV. die größten Anstrengungen, ihn zum Bundesgenossen gegen die Niederlande zu werben. Man erinnerte ihn an all die Beleidigungen, welche er von dem hochmütigen Krämervolk hatte hinnehmen müssen, — es war vergebens; man bot ihm bei der bevorstehenden Teilung der Niederlande das reichste Stück der Beute an, — umsonst. Gewiß hatte Friedrich Wilhelm keine Ursache zum Dank gegen Jan de Witt und die aristokratischen Wortführer; als Verwandter der beiseite gedrängten Oranier hatte er allerwegen ihre Mißgunst erfahren. Aber er dachte hochherzig und staatsmännisch genug, um trotz alledem den Staat zu schirmen, der nun einmal zum Bollwerk religiöser und politischer Freiheit

Digitized by Google

in Europa geworden war. Nach dem Fall der Niederlande hätte Ludwig XIV. ungehindert ſeinen Triumphzug durch Europa antreten können; zur Unterdrückung des ketzeriſchen Freiſtaates ſandte auch der Papſt bereits ſeinen Segen und reichliche Geldunterſtützung. So waren alle Anſtrengungen am brandenburgiſchen Hofe fruchtlos; unausgeſetzt warnte der Kurfürſt den verblendeten Jan de Witt und ſetzte ſein Heer in Kriegsbereitſchaft. Vielleicht ſollte es ihm jetzt beſchieden ſein, für das Reich ſtatt des Kaiſers einzutreten: und wenn auch die Niederländer jetzt noch von der Gefahr und Hilfe nichts wiſſen wollten, möglicherweiſe konnte die Hilfe gar bald begehrt, und wenn nicht, ſelbſt aufgedrungen werden.

Greuelthaten der franzöſiſchen Soldateska in Holland.

Aus „Das verwirrte Europa“ (Geſchichte der durch Ludwig XIV. herbeigeführten Unruhen und Kriege von 1664 bis 1673) von Petrus Valckenier, Niederländiſcher Reſident zu Frankfurt a. M.

7. Der Rachekrieg gegen die Niederlande (1672). Vertrag von Voſſem (1673). Der Reichskrieg am Rhein bis zum Jahre 1675.

Endlich ſollte die hochmütige Republik die Mißgriffe ihrer Regenten entgelten und erkennen, wie unklug es geweſen war, ohne die Mittel und ohne den Willen zu nachhaltigem Widerſtande einen ſelbſtſüchtigen Genoſſen

zu einem unversöhnlichen Gegner umzuwandeln. Jan de Witt hatte bis zum letzten Augenblick gehofft, wenigstens England in der Gunst Frankreichs den Vorrang abzulaufen; wiederholt abgewiesen, schritt man heute zu Rüstungen, morgen zu den demütigsten Anerbietungen. Frieden, Frieden um jeden Preis, selbst um den der nationalen Ehre, war jetzt die Parole des „großen" de Witt, bedingungslose Unterwerfung die Frucht seiner „genialen" Politik. Aber Ludwig XIV. wollte Rache und hatte keine Veranlassung, die Gegner zu schonen. Wohl ahnte man auch in den Kreisen der holländischen Regenten die Gefahr, aber dann hätte man mit dem nationalen Volksgeist und seiner patriotischen Widerstandskraft der Anhänglichkeit an das Haus Oranien freien Lauf lassen müssen. Eher mochte das Vaterland zu Grunde gehen!

Die aristokratische Regierung hatte Armee und Flotte wissentlich und geflissentlich in Verfall geraten lassen: die Offizierstellen befanden sich, wie das in den aristokratischen Republiken zu geschehen pflegt, im Besitze unerfahrener verweichlichter Muttersöhnchen, die für das „Geschäft" untauglich
1672 waren. Man war völlig unvorbereitet, als Ludwig XIV. im April 1672 den Feldzug eröffnete; bald war bis auf Holland und Seeland das staatliche Gebiet erobert: den Rest schützte nur eine eilig bewerkstelligte Überschwemmung und das eben sich enthüllende Genie des jungen Oraniers Wilhelm III., der nach dem Sturz des aristokratischen Regiments und der Ermordung Jan de Witts die Zügel der Regierung ergriffen hatte.

In letzter Stunde hatte man mit dem Kurfürsten denn doch noch einen Hilfsvertrag geschlossen (16. Mai), aber durch das lange Markten rechtzeitige Truppenwerbungen verhindert. So war das brandenburgische Heer noch keineswegs schlagfertig, als die überraschend schnellen Erfolge der Franzosen auch den Kurfürsten mit schweren Besorgnissen erfüllten. Jetzt war es für ihn unmöglich, selbständig in die Aktion einzutreten, er mußte Bundesgenossen werben. Unglücklicherweise suchte und fand er sie in Wien. Denn der Kaiser hatte auf Lobkowitz' Rat (am 1. November 1671) einen Neutralitätsvertrag mit Frankreich geschlossen; wenn er sich jetzt (12. Juni 1672) zu einem Bündnis mit Brandenburg drängen ließ, konnte dies nur den Zweck haben, die Hilfsleistung zu verzögern und abzuschwächen. Schon der Abmarsch der Brandenburger wurde gehemmt, weil sie auf die Kaiserlichen warten mußten; dann mußte der kaiserliche Feldherr Montecuculi den Kurfürsten zu einem nutzlosen Spaziergang an den Oberrhein verlocken. Montecuculi hatte die geheime Weisung, jeden ernstlichen Zusammenstoß zu vermeiden, und mußte, wiewohl innerlich erbost, diesen Scheinkrieg führen. Man erzählte später von ihm die Äußerung, künftig möchte ihm jeder Befehl lieber direkt von Paris zugesandt werden.

So ward denn dieser Feldzug eine Reihe von Jämmerlichkeiten. Während der Prinz von Oranien durch einen glänzenden Vorstoß auf Charleroi seinen Feldherrngeist bekundete, wand sich die brandenburgisch-kaiserliche Armee schneckenartig nordwärts nach Westfalen; hier wollte man den mit Frankreich

Digitized by Google

verbündeten Bischof von Münster züchtigen und einem aus Holland erwarteten Hilfskorps die Hand reichen. Dies blieb aus, und als im Anfang des Jahres 1673 der französische Feldherr Turenne erschien, gab der Kurfürst 1673 zu allgemeinem Erstaunen ohne Kampf die Grafschaft Mark auf und trat den Rückzug an.

Dieser Rückzug demoralisierte das Heer vollends, scharenweise wurde desertiert. Man kann es den Holländern nicht verdenken, wenn sie auf den Kurfürsten höchst erbittert waren; in der That waren die Hilfsgelder, die sie ihm gezahlt, völlig verschleudert. Aber bald gab der Kurfürst den Generalstaaten noch gerechteren Grund zur Klage. Obwohl sein Bündnis mit Holland ausdrücklich vorschrieb, daß kein Teil Frieden oder Waffenstillstand schließen dürfe, bevor der andre in denselben Besitzstand, wie vor dem Kriege, eingesetzt sei, trat Friedrich Wilhelm mit Frankreich in Unterhandlungen. Trotz aller Abmahnungen der Generalstaaten, denen sich jetzt auch der verlogene Wiener Hof beigesellte, blieb der Kurfürst bei seinem Vorsatze, mit Frankreich nicht nur einen Waffenstillstand, sondern einen Frieden zu schließen. Nur die eigene Notlage, der Mangel an ausgiebiger Unterstützung kann diesen Entschluß rechtfertigen, denn allerdings war der Kurfürst nicht verpflichtet, die Existenz seines Staates an die Rettung der Niederlande zu setzen; jedenfalls war er aber nicht zu den Vorwürfen berechtigt, die er seinerseits den Generalstaaten zu machen, für gut befand.

In dem Frieden von Vossem (6. Juni 1673) trat der Kurfürst von 1673 der Waffengemeinschaft mit den Staaten zurück und verpflichtete sich, sein Heer hinter die Weser zurückzuziehen. Dagegen gab Frankreich die eroberten kleveschen Festungen bis auf Wesel und Rees heraus und verpflichtete sich, zur Erhaltung des brandenburgischen Heeres 800000 Livres zu zahlen. Ausdrücklich behielt sich Friedrich Wilhelm vor, wenn das Reich angegriffen werde, wieder in den Kampf einzutreten. Ohne Zweifel lag in dem Vertrag eine arge Demütigung, und alle Feinde des Kurfürsten frohlockten, daß der patriotische Sturmlauf gegen Frankreich solch klägliches Ende genommen.

Zu solchem Jubel war keine Veranlassung: Friedrich Wilhelm zog sich nur zurück, um seine Wunden zu heilen. Sein Herz schlug unverändert für die Freiheit seiner teuern Religion, die Sicherheit des Reiches, die Unabhängigkeit Europas. Mit steigender Ungeduld harrte er des Augenblicks, wo er mit neuer Kraft für diese hohen Ziele in den Kampf wieder eintreten durfte.

Er sollte nicht gar lange warten. Gerade als der Kurfürst seinen Frieden schloß, regte sich in Spanien die Kriegspartei, und auch am Wiener Hofe wehte eine frischere Luft. Denn man sah endlich ein, daß man Gefahr lief, allen Einfluß im Reich an Frankreich zu verlieren; wie leicht konnte Ludwig selbst seine Erhebung zum Kaiser durchsetzen, da in dem von ihm umlagerten Reichsgebiet vier Kurfürsten angesessen waren! Ein Ultimatum des Kaisers blieb von Ludwig unbeantwortet; da trat der Kaiser, im August 1673, nebst Lothringen dem Bunde mit Spanien und den Generalstaaten bei. Es war ein Triumph Lisolas: Lobkowitz' verderblicher Einfluß war für den Augenblick gebrochen, der intrigante Grémonville erhielt seine Pässe, am 26. August rückte ein kaiserliches Heer in die Oberpfalz ein.

Digitized by Google

Zu Köln, wo ein Friedenskongreß tagte, äußerte Lisola, der Friede müsse vor den Thoren von Paris geschlossen werden.

Ludwig XIV. erwartete den Feind in drei Positionen: in den Niederlanden, in Flandern und am Main; es galt diese Verteidigungslinie zu durchbrechen oder eins der französischen Heere zum Rückzug zu nötigen. Montecuculi erwarb sich dies Verdienst und zwang im Spätsommer 1673 den französischen Feldherrn Turenne durch einen glänzenden Feldzug zum Rückzug über den Rhein (25. Oktob.). Nach seiner Vereinigung mit dem Prinzen von Oranien wurde Bonn eingenommen; ja man hätte den Marschall von Luxemburg abschneiden können, wenn Montecuculi diesen Plan nicht vereitelt hätte. Indes war der Erfolg auch so noch beträchtlich; der Kölner Friedenskongreß wurde nunmehr aufgelöst.

Montecuculi und der Prinz von Oranien vor Bonn.
Aus „Des verwirrten Europae Continuation" (Geschichte der Jahre 1673—1676) von Andreas Müllern.

Die Gefangennahme und Wegführung des Prinzen Wilhelm von Fürstenberg (14. Februar 1674 durch die Kaiserlichen), der bis jetzt unermüdlich im Solde Frankreichs thätig gewesen war, gab den erwünschten Vorwand zum Abbruch der erfolglosen Unterhandlungen.

1674 Da am 19. Februar 1674 der englische König Karl II. von seinem Parlament genötigt wurde, mit den Niederlanden Frieden zu schließen, in den nächsten Monaten auch Münster und Köln sich mit den Generalstaaten vertrugen, stand Frankreich völlig isoliert seinen Feinden gegenüber. Jetzt trat auch an den Kurfürsten Friedrich Wilhelm die Notwendigkeit heran, in dem bevorstehenden Entscheidungskampf Stellung zu nehmen.

Schon seit dem August des Jahres 1673 drang Ludwig XIV. in ihn, ein näheres Bündnis mit Frankreich einzugehen, ja sich zum Angriff auf den Kaiser zu verpflichten. Der Kurfürst wich aus; er lehnte sich vielmehr an Schweden, welches eine Vermittlerrolle spielen wollte. Aber das Bündnis, das er mit dieser Macht schloß (11. Dezember 1673), hatte lediglich den Zweck, die Niederlande und den Kaiser zu veranlassen, sich etwas

Gefangennahme des Prinzen Fürstenberg.

Aus „Des verwirrten Europae Continuation", ein Kupferwerk über die Ereignisse der Zeit von 1673—1676.

eifriger um seine Freundschaft zu bemühen; denn im Grunde konnte Friedrich Wilhelm nicht einen Augenblick zweifeln, auf wessen Seite er zu treten habe. Daher verfingen auch alle weiteren Einflüsterungen nicht, welche der französische Gesandte machte, als sich der Kaiser und die Generalstaaten wenig willfährig gegen den Kurfürsten bezeigten.

Endlich, am 1. Juli 1674, kam durch gegenseitige Nachgiebigkeit der Vertrag zustande, durch welchen sich der Kurfürst der Koalition anschloß.

Die Verständigung wurde wesentlich dadurch gefördert, daß der Feldzug, den Turenne im Beginne des Jahres 1674 gegen den neuen kaiserlichen 1674
Feldherrn Bournonville am Oberrhein eröffnet hatte, für die Kaiserlichen wenig günstig war. Nach einem unentschiedenen Treffen bei Sinsheim (16. Juni) zog sich Bournonville bis nach Frankfurt zurück: das Rheingebiet von Basel bis Mainz war den Franzosen preisgegeben.

Da Turenne wußte, daß seine Gegner es auf die Eroberung von Elsaß und Lothringen abgesehen hatten, was er mit seinem kleinen Heere durch kriegerische Vorkehrungen nicht verhindern konnte, beschloß er, den Verbündeten einen Angriff von Osten her durch völlige Verwüstung der rechtsrheinischen Pfalz unmöglich zu machen. Mit unerbittlicher Energie vollzog er den grausamen Akt und fand die völlige Billigung des Kriegsministers Louvois, der sich der Hoffnung hingab, auf diese Weise könne vielleicht der Kurfürst von der Pfalz zum Anschluß an Frankreich bewogen werden.

Zu derselben Zeit, wo Friedrich Wilhelm seine Verträge mit Spanien, den Niederlanden und dem Kaiser abschloß, wurde auch der Reichskrieg

gegen Frankreich beschlossen. Aber die Hoffnungen, welche auf die neue Koalition gesetzt wurden, erfüllten sich nicht; vielmehr war der Feldzug von 1674 das traurige Abbild des ersten gemeinsamen Unternehmens. Es ist nicht unmöglich, daß von österreichischer Seite Verrat im Spiele war, wie die Brandenburger argwöhnten, denn Lobkowitz wurde erst im Oktober 1674 völlig gestürzt, aber auch davon abgesehen fehlte es dem Hauptquartier an Einheitlichkeit und Sicherheit.

Die brandenburgischen Truppen, unter Führung des von jugendlichem Kriegseifer glühenden Derfflinger, hatten ursprünglich nach den Niederlanden, dem Prinzen von Oranien zu Hilfe, abgehen sollen. Unter den gegenwärtigen Umständen schien es aber dem Kaiser wünschenswerter, sie mit dem Heere des kaiserlichen Feldherrn Bournonville zu vereinigen. Dem Prinzen von Oranien kam diese Änderung sehr ungelegen, und in der Folge stellte sich auch heraus, wie verkehrt man gehandelt hatte. Der Oranier wurde durch die unentschiedene Schlacht von Seneffe (11. August) aufs äußerste geschwächt und mußte im September die Belagerung von Oudenarde aufgeben; bei der Rheinarmee aber entstanden in Bezug auf die Heeresleitung jene Differenzen, welche entscheidende Erfolge verhinderten.

Ehe der Kurfürst zum kaiserlichen Heere stieß, — sein Abmarsch verzögerte sich, und erst am 23. August brach er von Magdeburg auf — hatte Turennes meisterhafte Strategie über den bedächtigen Bournonville glänzende Triumphe gefeiert. Mit unzureichenden Truppen hatte er den Sommer hindurch Elsaß und Lothringen gegen die deutschen Truppen gedeckt. Aber nach ihrer Vereinigung mit den Brandenburgern würden sie ihm doch zu übermächtig geworden sein; daher beschloß er, die Kaiserlichen durch eine siegreiche Schlacht zum Aufgeben des Elsasses zu nötigen. Am 4. Oktober kam es bei Ensisheim zu blutigem Treffen, in denen beide Teile tapfer fochten und beide sich den Sieg zumaßen. Allerdings hatte Turenne seinen eigentlichen Zweck nicht erreicht, aber das moralische Übergewicht war auf seiner Seite.

Als der Kurfürst sich endlich (Oktober) mit Bournonville vereinigt hatte, suchte er die Kaiserlichen umsonst zu einer Entscheidungsschlacht zu bewegen. Schließlich erhielt Turenne Verstärkungen, und als er nun die feindliche Armee in ihren Winterquartieren aufsuchte, folgte eine Schlappe auf die andre: nach einem letzten unentschiedenen Treffen bei Türkheim (5. Januar 1675) gingen die Verbündeten über den Rhein zurück.

So hatte man einen völligen Mißerfolg zu beklagen; den Kurfürsten aber hatte außerdem ein schwerer persönlicher Verlust betroffen: der Kurprinz Karl Emil war während des Feldzuges in Straßburg an einem hitzigen Fieber — man fabelte von französischem Gifte — gestorben. Indes hatte Friedrich Wilhelm keine Muße, seinem Schmerze Raum zu geben: schon auf dem Rückzuge aus dem Elsaß erhielt er die Kunde, daß die Schweden in die Mark eingebrochen seien. Es war dies ausschließlich Frankreichs Werk. Die geldbedürftige schwedische Regierung hatte mit Ludwig XIV. einen Hilfsgeldervertrag abgeschlossen, der sie verpflichtete, auf Frankreichs Befehl jeden beliebigen deutschen Fürsten anzugreifen. Obwohl Schweden keinen Grund

Digitized by Google

Schlacht bei Seneſſe. **Kupferſtich aus demſelben Jahre (1674).**

Links iſt dargeſtellt, wie der verwundete Feldmarſchall Graf Waldeck, den ein franzöſiſcher Rittmeiſter bereits als Gefangenen ergriffen hatte, durch einen Heiducken befreit wird, rechts der Tod des Grafen Rochefort.

und Vorwand zum Kriege mit Brandenburg hatte, mußte die Regierung trotz allen Sträubens den Willen des französischen Machthabers erfüllen. So sollte denn auch an der Havel und am Rhin der Hochmut Frankreichs bekämpft und empfindlich gezüchtigt werden. Zum größten Unmute des Kaisers, aber nicht ohne Billigung des Prinzen von Oranien, beschloß der Kurfürst seine Rückkehr in die Mark.

In ähnlicher Weise, wie in Schweden gegen Brandenburg, hatte Frankreich in Ungarn, wo so viele Elemente der Opposition und Empörung vorhanden waren, gegen Österreich gewühlt. So entstand seit 1671 hier ein greuelvolles Treiben, der sogenannte Kuruczen-Krieg (kuruczok = Kreuzfahrer), in dem wilde Banden von „Heimatlosen" gegen die Kaiserlichen (Labanczen = Fußknechte) einen räuberischen Kampf unternahmen zu gunsten „der von Fremden mit Füßen getretenen goldenen Freiheit".

---

8. Fehrbellin. 1675 (28. Juni).

„Das kann den Schweden Pommern kosten," war Friedrich Wilhelms erstes Wort gewesen, als er von dem schwedischen Einfall Kunde erhielt; wir werden sehen, wie ohne Frankreichs Dazwischentreten sich dieses Wort glänzend bewahrheitet haben würde.

Die Schweden, welche anfangs ziemlich gemäßigt in den Marken aufgetreten waren, um auf den Kurfürsten einen gelinden Druck auszuüben, waren doch bald zu schlimmen Brandschatzungen übergegangen; das platte Land konnte sich ihrer nicht erwehren, nur die größeren Städte und die festen Plätze hielten sich. Im Mai hatten die Schweden die Havellinie von Havelberg bis Brandenburg besetzt, um von dort die Elbe zu überschreiten, in die Altmark vorzudringen und sich mit dem französisch-gesinnten Herzog von Hannover zu vereinigen. Im Besitze der drei wichtigsten Havelpässe — bei Havelberg, Rathenow und Brandenburg — hielt sich der schwedische Feldherr Wrangel völlig sicher, zumal er den Kurfürst selbst ja weit entfernt, in Franken, glaubte. Durch die Pässe von Fehrbellin und Kremmen hatten die Schweden nach Norden zu die Verbindung mit Pommern frei.

Der Statthalter in den Marken, Fürst Georg von Dessau, verfügte nur über ungenügende Streitkräfte, aber das Landvolk erhob sich selbständig gegen die verhaßten Schweden. Damals zuerst wieder zeigte sich hier eine Spur von patriotischem Gefühl. Mit Sensen und Dreschflegeln bewaffnet, sammelten sich die Bauern der Altmark unter Fahnen, welche die Inschrift trugen: „Wir sind Bauern von geringem Gut Und dienen unserm Fürsten mit unserm Blut".

Aber längst hatte der Kurfürst die rächende Hand erhoben. In aller Stille traf er seine Vorbereitungen. In den letzten Tagen des Mai brach er von Schweinfurt auf, überschritt den Thüringerwald und marschierte in Eilmärschen nach Magdeburg, das, einem Gerüchte zufolge, von den Schweden belagert werden sollte. Am 21. Juni wurde die Stadt erreicht, nach kurzer Ruhepause ging es in Eilmärschen weiter, der Havel zu. Die Armee bestand

Digitized by Google

„Der Hochwolgeborene Herr, Herr **Georg, Freyherr von Derſlinger,** Churfürſtl. Brandenburg. Geheimer Kriegs Rath, Statthalter des Herzogthums hinter Pommern, vnd Fürſtenthums Camin, General Feld Marſchall“ ꝛc. ꝛc.

Geſtochen von Johann Hainzelmann, Kurfürſtlicher Kupferſtecher zu Berlin 1690.

Digitized by Google

zum weitaus größeren Teile aus Reitern. Noch immer hatten die Schweden keine Ahnung von der Nähe des Kurfürsten, der ihre Stellung in der Mitte, bei Rathenow, zu durchbrechen beschloß. List und Kühnheit führten zum Ziel. Derfflinger erschien am 25. Juni an der wohlbewachten Havelbrücke und verlangte Einlaß als schwedischer Offizier: der Posten ließ sich täuschen, und die Brandenburger drangen ein. Zu gleicher Zeit hatte eine andre Abteilung sich den Einlaß erzwungen: nach einem erbitterten Straßenkampf mit der überraschten schwedischen Besatzung war der wichtige Platz in der Hand des Kurfürsten, die feindliche Stellung war gesprengt, der rechte Flügel — in Havelberg — vom linken — in Brandenburg — getrennt. Die Schweden mußten jetzt versuchen, schleunigst den Rhin zu erreichen und über den einen der genannten Pässe nach Norden zu entweichen, um sich dann weiter rückwärts wieder zu vereinigen. Dies gedachte der Kurfürst zu verhindern; er wollte die Schweden zwischen Havel und Rhin festhalten, bis der Kern seines Heeres angekommen sein würde. Seine Streifpartien zerstörten die Rhinbrücke bei Fehrbellin, auch der Kremmener Paß wurde besetzt. Vor allem aber galt es, sich an den eiligst abziehenden Feind zu hängen, damit er nicht dennoch entwich.
1675 Am 26. Juni begann der Kurfürst die Verfolgung: in der That hatten die Schweden, welche die Gefahr richtig erkannt hatten, bereits einen zu großen Vorsprung gewonnen, als daß man vor ihnen die Pässe erreichen konnte. Vielleicht nötigte man sie noch zum Entscheidungskampfe, wenn man ihre Nachhut in ein Gefecht verwickelte. Dies war zwar nicht die Absicht des Kurfürsten, geschah aber doch durch den kampffrohen Landgrafen Friedrich von Hessen-Homburg, welcher mit der brandenburgischen Vorhut dem Feinde auf den Fersen war. Am 28. Juni, morgens 6 Uhr, holte er die Schweden bei dem Dorfe Linum ein und griff sie an, den Absichten des Kurfürsten entgegen. Als dieser ihm die Weisung schickte, sich in kein ernstliches Gefecht einzulassen, war der Kampf längst entbrannt; nun mußte Friedrich Wilhelm eingreifen, obwohl sein Heer dem der Schweden an Zahl nicht gewachsen war und nur aus Reiterei bestand.

Wrangel verfügte über 7000 Mann Fußvolk, 4000 Reiter und 38 Geschütze, der Kurfürst hatte nur 5000 Reiter, 600 Dragoner und 13 Geschütze, das brandenburgische Fußvolk traf erst nach Beendigung des Kampfes ein. Übrigens war der Landgraf kein jugendlicher Hitzkopf, sondern ein bejahrter General, der schon 1658 vor Kopenhagen ein Bein verloren hatte. (Es war durch ein silbernes ersetzt.)

Zwischen Linum und Hakenberg, östlich von Fehrbellin, begann der denkwürdige Kampf, der in manchen Einzelheiten noch nicht völlig aufgeklärt ist, aber schon nach zwei Stunden zu einer völligen Niederlage der Schweden führte.

Wrangel hatte gleich im Anfang der Schlacht, durch die höher postierte brandenburgische Artillerie bedroht, sich weiter nach Hakenberg ziehen müssen, aber es gelang Derfflinger, seine Geschütze auf einer Anhöhe in der Flanke der schwedischen Aufstellung zu postieren und durch das Feuer seiner Batterie den Reiterangriff aufs wirksamste zu unterstützen. Um diesen Hügel, auf dem sich jetzt ein stattliches Denkmal erhebt, tobte

Digitized by Google

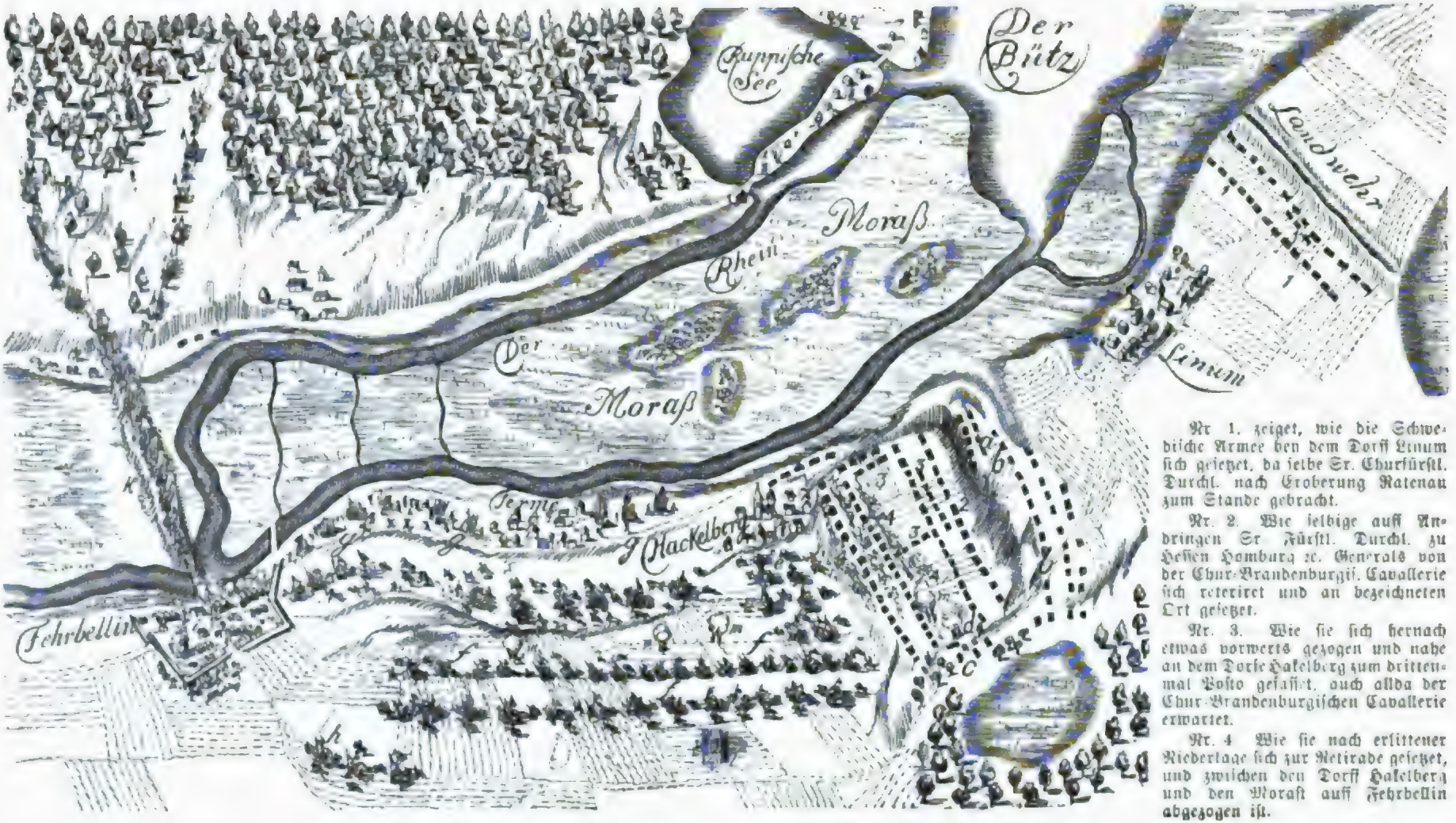
image
not
available

image
not
available

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google



Nr 1. zeiget, wie die Schwedische Armee bey dem Dorff Linum sich gesetzet, da selbe Sr. Churfürstl. Durchl. nach Eroberung Ratenau zum Stande gebracht.

Nr. 2. Wie selbige auff Anbringen Sr Fürstl. Durchl. zu Hessen Homburg ꝛc. Generals von der Chur-Brandenburgis. Cavallerie sich reteriret und an bezeichneten Ort gesetzet.

Nr. 3. Wie sie sich hernach etwas vorwerts gezogen und nahe an dem Dorfe Hakelberg zum drittenmal Posto gefasset, auch allda der Chur-Brandenburgischen Cavallerie erwartet.

Nr. 4 Wie sie nach erlittener Niederlage sich zur Retirade gesetzet, und zwischen den Dorff Hakelberg und den Moraft auff Fehrbellin abgezogen ist.

Plan der Schlacht bei Fehrbellin. Aus Merians Theatrum Europaeum.

„Bezeichnung, Was zwischen der Königl. Schwedischen Armee und der Churbrandenb. Kavallerie den 18. und 19 Juny A. 1675 zwischen der Landwehr bey Linum und dem Passe Fehrbellin auff dem Ländlein Bellin passiret ist"

a. Die Brandenb. Commendirten. b. Die Brandenb. Cavallerie, wie selbe im Treffen gestanden und avanciret ist. c. Die Dörfflingischen und Domstorffischen Dragoner, welche umd den Berg vor die 2 Stucke verspicket und gegen den Feind avanciret sind. d. Der Berg worauf die 2 Stucke gestanden. e. Die Commentirten wie selbige in der Schweden Flucht marschiret sein. f. Die Brandenb. Cavallerie wie solche gegen die Schwedische Armee marschiret ist. g. Die flüchtige schwedische Armee. h. Das Frankenbergisch Regiment welches nach dem treffen von Berlin nachkommen ist und zur Avantgarde commentirt war. i. Der Flecken Fehrbellin wie er mit der Schwedischen Bagage die Straßen versehen mit hinderlassung 5 metallener Stuck (das 6te Stuck ist bey wehrender Bataille erobert) Munitionswagen und anderer Bagage, einige Häuser in Fehr Bellin angesteckt und wie sie endlich über den Tham bey k. die fernere Flucht nehmen. l. Die Commendirten 500 Mann Infanterie unter Commando des Obrist Leutenants von Kann, welche nach dem treffen erst nachkommen sind, dann bei dem Treffen kein Mann zu Fuß gewesen. m. Brandenb. Stucke welche allezeit gleich dehnen Trouppen den Feind mit verfolget und auf die höchten wieder gepflantzet worden.

der Entſcheidungskampf. Denn Wrangel beſtürmte die Höhe, deren Wichtigkeit er zuerſt überſehen, mit überlegenen Kräften; die Reiter, welche die brandenburgiſchen Geſchütze decken ſollten, wandten ſich zum Teil zur Flucht; der Oberſt von Mörner, welcher ſich an der Spitze ſeines Regiments den Stürmenden entgegenſtellte, fiel, zum Tode getroffen, ſein tapferer Oberſtlieutenant Henniges ſank nach ihm ſchwer verwundet aus dem Sattel — ein Moment höchſter Gefahr! Allein eben war der Kurfürſt ſelbſt mit neuen Scharen an der bedrohten Stelle angelangt: er ſtürzte ſich in das wildeſte Kampfgetümmel; an ſeiner Seite ward ſein treuer Stallmeiſter Froben erſchoſſen, Friedrich Wilhelm, von ſchwediſchen Reitern umringt, wurde mit Mühe von neun tapferen Dragonern wieder herausgehauen. Ein wildes Getümmel, in dem die ſchwediſchen Soldaten ihre gerühmte Tapferkeit glänzend erwieſen, ſo wogte der Kampf noch eine Zeit hin und her: aber bald kämpften die Schweden nur noch um den Rückzug. Es gelang ihnen, ſich aus den Krallen des brandenburgiſchen Adlers zu befreien, freilich zum Tode wund; Wrangels rechter Flügel war völlig vernichtet, der Reſt zog nach Fehrbellin ab.

Der Kurfürſt mußte auf die Verfolgung verzichten, denn „es war ein raſches Reiten vom Rhein bis an den Rhin"; — elf Tage lang hatten zuletzt ſeine Reiter nicht abgeſattelt. Der Erfolg war auch ſo glänzend genug. Der Zauber der Unbeſiegbarkeit, den die Schweden immer noch behauptet, war gebrochen; nun ſang man vom Kurfürſten und der Schlacht bei Fehrbellin, welche die liebevolle Tradition ſpäterer Geſchlechter mit einem reichen Schmuck volkstümlicher Sagen umſponnen hat.

Die ſchönſte derſelben erzählt, wie der Kurfürſt im letzten Hauſe von Hakenberg ein armes kleines verlaſſenes Bauernkind zu ſich in den Sattel gehoben, wo es den ganzen Kampf mitgemacht habe. Nach Beendigung der Schlacht ſei es, ſonnenglänzend und den Kurfürſten ſegnend, gen Himmel entſtiegen. Die Sage läßt ahnen, daß dies Wunderkind, der Schutzgeiſt der Hohenzollern, die märkiſche Treue geweſen ſei. —

Vielfach gefeiert iſt auch der Tod des treuen Emanuel Froben, der in der

Frobens Fall, auf den Gobelins im Hohenzollernmuſeum im Schloß Monbijou in Berlin.

Die Gobelins mit den Darſtellungen der Thaten des Großen Kurfürſten wurden unter ſeinem Sohne Friedrich III. angefertigt.

Schlacht an der Seite des Kurfürsten fiel; aber der Bericht von dem Pferdetausch zwischen Froben und dem auf seinem Schimmel allzu kenntlichen Kurfürsten kann nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung nicht mehr aufrecht erhalten werden.

Die Marken waren befreit; im Reiche war der Eindruck des Sieges ein ungeheurer; in Regensburg ward der Reichskrieg gegen die Schweden beschlossen. Den braunschweigischen Herzögen, dem Bischof von Münster schienen die schwedischen Herzogtümer Bremen und Verden eine lockende Beute. Die Franzosen konnten Schweden nicht schützen; im Juli fiel Turenne bei Saßbach, um dieselbe Zeit ward Marschall Crequi bei Trier geschlagen und gefangen. Im Oktober schloß Dänemark mit dem Kurfürsten einen Bund.

Denkmünze auf die Schlacht bei Fehrbellin mit der Darstellung vom Falle Frobens. Vom Großen Kurfürsten geprägt 1675. Umschrift: Das ist vom Herrn geschehen, und ist ein Wunder vor unsern Augen. Psalm 118, 23.

9. Von Fehrbellin (1675) bis zum Frieden von Nimwegen (1678) und St. Germain (1679).

Nun galt es den Siegespreis: Pommern. Bis zum Sommer des nächsten Jahres war der größte Teil des Landes den Schweden entrissen. Selbst zur See ließ der Kurfürst den Feind durch seinen „Admiral" Raule befehden: am 5. Juni 1676 brachten drei seiner Schiffe ein schwedisches Fahrzeug von 1676
zweiundzwanzig Kanonen und einen feindlichen Brander in der Ostsee auf; jubelnd führte man die Prise, den mit spanischem Salz beladenen „Leopard", in den Kolberger Hafen; zum erstenmale flatterte der brandenburgische Aar stolz über der schwedischen Flagge.

Digitized by Google

Schon Ende 1674 hatte Friedrich Wilhelm seinen Gesandten ermächtigt, an „Liebhaber" Kaperbriefe zum Seekrieg gegen Schweden und Frankreich auszugeben, und darauf hin hatte der Ratsherr Benjamin Raule zu Middelburg sofort ein solches Patent erworben und die Kaperei eröffnet. Die Generalstaaten aber legten sich aus Handelsinteressen ins Mittel und verboten ihren Unterthanen diese Art des Seekrieges. Darauf schloß denn der Kurfürst mit Raule einen neuen Vertrag zur Stellung von zunächst drei kriegsmäßig ausgerüsteten Fahrzeugen.

Das ganze nächste Jahr mußte an die Eroberung des wichtigen Stettin gewendet werden: ungeheure Vorbereitungen waren erforderlich, 140 schwere Geschütze wurden zur Stelle geschafft. Nach viermonatlicher Belagerung (August
1677 bis Dezember 1677), während der die Bürgerschaft mit der schwedischen Be-
satzung an Opfermut und Tapferkeit gewetteifert hatte, mußte sich das Boll-
1678 werk Pommerns dem Kurfürsten ergeben: am 6. Januar 1678 hielt er seinen Einzug in die bezwungene Feste, die Stadt lag fast in Trümmern. Im Spätherbst fiel auch Stralsund, das selbst Wallenstein nicht hatte zwingen können; nach der Einnahme von Greifswald (16. November) hatten die Schweden den letzten Platz in Pommern verloren. Jetzt machten die Feinde einen letzten Versuch: von Polen begünstigt, dessen neuer König Johann Sobieski von Frankreich völlig abhängig war, machten sie aus Livland einen Einfall in das Herzogtum Preußen. Um ihnen Einhalt zu thun, sandte der Kurfürst den General Görtzke vorauf und ließ ein auserlesenes Heer unter Derfflinger,
1679 Götze und Schöning folgen (Januar 1679). Als die Schweden den Rückzug antraten, wurden sie nachdrücklich verfolgt; das Fußvolk bestieg Schlitten und überschritt so das Frische Haff. Um den Schweden den Rückzug abzuschneiden, marschierte der Kurfürst mit dem Hauptheer über das Kurische Haff nach der Mündung der Gilge und vereinigte sich dort mit der tapferen Schar des auf dem Schlachtfelde von Fehrbellin zum Obristen ernannten und in den Adelstand erhobenen Henniges von Treffenfeld, der die Nachhut der Schweden bei Splitter vernichtet hatte. Schöning jagte, während das erschöpfte brandenburgische Heer zum größten Teil Winterquartiere bezog, den Schweden bis in die Nähe von Riga nach: nur 1500 Feinde hatten sich, ohne Geschütz und Gepäck, nach Livland gerettet.

Aber um die Frucht des Sieges, um den Lohn so großer Anstrengungen ward der Kurfürst doch betrogen. Seine Bundesgenossen ließen ihn im Stich. Schon seit dem Jahre 1676 war ein Friedenkongreß in Nimwegen versammelt. Das holländische Krämervolk seufzte nach Frieden, sobald der erste Hauptstoß Frankreichs abgewehrt war, das Reich teilte die Gesinnungen der Generalstaaten; man erkannte nicht, daß der Brandenburger in den Schweden einen Feind des Reiches bekämpfte, und die Wiener Regierung hatte mit den aufständischen Ungarn vollauf zu thun.

An ihre Spitze war jetzt der junge stattliche Magnat Emerich Tököly getreten (1678). Wie sehr Frankreich hier, in dem Kuruczenkrieg, die Hand im Spiele hatte, zeigt der Umstand, daß die von Tököly geprägten Münzen auf einer Seite dessen Bild mit der Umschrift trugen: „Tököli princeps partium Hungariae dominus", („Tököly erster Herr der ungarischen Reichsteile") und auf der andern das Bild Ludwigs XIV. und die Worte: „Ludovicus XIV. Galliae rex, Protector Hungariae" („Ludwig XIV., König von Frankreich, Ungarns Beschützer").

Digitized by Google

Der Große Kurfürſt bei der Belagerung von Stettin.

Darſtellung von den Gobelins im Hohenzollernmuſeum zu Schloß Monbijou in Berlin.

Digitized by Google

Schlittenfahrt des Großen Kurfürſten über das Kuriſche Haff.

Von den Gobelins im Hohenzollernmuſeum zu Schloß Monbijou in Berlin.

Digitized by Google

Grosser Kurfürst

Der Grosse Kurfürst mit seinen Offizieren.

Von dem die Eroberung von Wolgast darstellenden Gobelin im Schloss Monbijou.

Diese die Thaten des Grossen Kurfürsten darstellenden Gobelins wurden unter seinem Sohne, Kurfürst Friedrich III (als König Friedrich I) angefertigt und befinden sich jetzt im Hohenzollernmuseum in Schloss Monbijou zu Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig

Digitized by Google

Natürlich hatte Leopold I. auch keine Luſt, zur Vermehrung der brandenburgiſchen Macht beizutragen und den Kurfürſten gegen die Schweden zu unterſtützen. Den Krieg gegen Frankreich hatte der Kaiſer allerdings als Reichskrieg noch länger führen wollen, um Öſterreichs Anſehen im Reiche zu heben; da aber die Generalſtaaten erſt Waffenruhe, dann (10. Auguſt) Frieden mit Frankreich ſchloſſen, bald auch Spanien dieſem Beiſpiele folgte, beſchloß der Kaiſer, im Namen des Reiches den Kampf zu beenden. Am 5. Februar 1679 ſchloß Leopold mit Ludwig XIV. ab; zwar erhielt Herzog Karl von 1679
Lothringen ſein Land zurück, aber unter ſo demütigenden Bedingungen, daß der Fürſt es vorzog, fern der Heimat in kaiſerlichen Dienſten zu verbleiben. Der weſtfäliſche Friede, das hieß, auch der Beſitzſtand Schwedens im Reich, ſollte aufrecht erhalten werden: den Franzoſen wurde der Durchmarſch durch das Reich verſtattet, um den Kurfürſten nötigenfalls zum Frieden zu zwingen.

Noch einmal prüfte der Kurfürſt ſeine Lage, ſeine Ausſichten, noch einmal erwog er die Möglichkeit, den Kampf gegen Frankreich allein aufzunehmen: als er ſich allenthalben verlaſſen ſah, ein franzöſiſches Heer an die Weſer rückte, beugte er ſein Haupt vor dem franzöſiſchen Machthaber. Nicht einmal Stettin konnte er retten: nur eine unbedeutende Grenzberichtigung an der Oder gewährte der Friede von St. Germain en Laye (29. Juni 1679). 1679

Man erzählt, der Kurfürſt habe bei der Unterzeichnung des demütigenden Vertrages verwünſcht, daß er ſchreiben gelernt; er ſoll den Virgilvers citiert haben: „Einſt mögeſt du uns ein Rächer erſtehn aus unſerer Aſche!“ („Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor“). Zum Texte der Friedenspredigt wählte er die Worte des Pſalmiſten (118, 8): „Es iſt gut, auf den Herrn vertrauen und ſich nicht verlaſſen auf Menſchen.“

Für Brandenburg bedeutete dieſer Friede, zu welchem der Kurfürſt durch die Erbärmlichkeit ſeiner Verbündeten gezwungen war, einen förmlichen Wechſel des politiſchen Syſtems. Mannhaft hatte Friedrich Wilhelm gegen die wachſende Suprematie Ludwigs XIV. gerungen: nach ſeinen letzten Erfahrungen mußte er ſich geſtehen, daß unter den obwaltenden Verhältniſſen an Sieg nicht zu denken ſei. Jetzt brach er mit ſeinen Bundesgenoſſen völlig: gegen Spanien, das ihm die Zahlung rückſtändiger Hilfsgelder weigerte, ſandte er ſeine Kreuzer in See; mit den Niederlanden kam es zur feindſeligſten Spannung. Auf den Kaiſer Rückſicht zu nehmen, hatte er vollends keinen Grund: während des Krieges hatte der Wiener Hof die Verlegenheit des Kurfürſten benutzt, um Brandenburg in ſeinem unbeſtreitbaren Recht auf die ſchleſiſchen Fürſtentümer Liegnitz, Brieg und Wohlau zu kränken.

Brandenburgiſches Kanonenboot. — Von dem die Landung auf Rügen darſtellenden Gobelin in Monbijou.

Brandenburgs Anſprüche beruhten auf einer Erbverbrüderung, welche Joachim II. und der Herzog Friedrich von Liegnitz im Jahre 1537 bei einer Doppelvermählung

Digitized by Google

Kriegsſchiffe des Großen Kurfürſten.

Nach den Modellen im Hohenzollernmuſeum im Schloß Monbijou zu Berlin.

ihrer Kinder geſchloſſen hatten. Der Tod des letzten Fürſten aus dem alten piaſtiſchen Herrſcherhauſe erfolgte in den Tagen der Schlacht von Fehrbellin, und der Kurfürſt meldete acht Tage nach ſeinem Siege ſeine Anſprüche in Wien an. Trotzdem zog man die Lande als heimgeſtorbene Lehen der Krone Böhmen ein. Ebenſo hielt der Wiener Hof die Konfiskation des Fürſtentums Jägerndorf anfrecht, obwohl es nach Lehnsrecht an Brandenburg hätte fallen müſſen.

So unnatürlich es auf den erſten Blick erſcheint, der Kurfürſt wählte jetzt die Partei Frankreichs. Kein Freund der Halbheit, ſchreckte er, wie wir im ſchwediſch-polniſchen Kriege von 1656 geſehen, vor einem ſchroffen Parteiwechſel nicht zurück, ſobald ihn die Rückſicht auf das Wohl ſeines Staates gebieteriſch forderte. In einem geheimen Allianzvertrage (vom
1679 20. Oktober 1679) übernahm Ludwig XIV. die Garantie der brandenburgiſchen Beſitzungen und verſprach als „beſonderen Freundſchaftsbeweis“ auf zehn Jahre je 100000 Lires zu zahlen; Friedrich Wilhelm verpflichtete ſich, vorkommenden Falls den franzöſiſchen Truppen freien Durchzug durch ſein Gebiet zu geſtatten und bei der nächſten Kaiſer- oder Königswahl für den franzöſiſchen König oder Dauphin zu wirken.

Wie das Reich ihn ſelbſt, ſo gab auch der Kurfürſt das Reich preis: ein beklagenswerter Entſchluß! So tief war das Reich jetzt geſunken, daß der franzöſiſche Monarch auf die Anerbietungen in betreff der Wahlfrage ſeinem Geſandten Pomponne zuerſt hochmütig erwiderte, „die deutſche Kaiſerkrone bringe nichts als Verdruß, Verwirrungen und keinen Vorteil.“

Frederik Wilhelm by de Gratie Gods.
Keurvorst van Brandenburg

Der Große Kurfürſt im ſpäteren Lebensalter.
Nach dem gleichzeitigen holländiſchen Schabkunſtblatte von J. Gole.

Digitized by Google

10. Von den Friedensschlüssen zu Nimwegen und St. Germain bis zur Aufhebung des Ediktes von Nantes. Straßburgs Fall (1681). Die Türken vor Wien (1683).

„Friede von Nimm-weg" hatte der Volkswitz die letzten Friedensschlüsse mit Recht genannt. Denn allerdings lag in dem Zurücktreten von dem Kampfe die Aufforderung zu weiteren Übergriffen. Sie ließen nicht lange auf sich warten. Ludwig XIV. beschloß zunächst, sich die Herrschaft über das Elsaß im vollen Umfange anzueignen: um seine Gewaltthaten mit dem Scheine des Rechtes zu umkleiden, bediente er sich der sogenannten „Réunionskammern", und die königlichen Kommissionen zu Metz, Besançon, Breisach und Doornick beeilten sich, alle Wünsche ihres Herrschers zu erfüllen.

Die Réunionskammern sollten untersuchen und entscheiden, welche Gebiete des deutschen Reiches zu den im westfälischen und Nimweger Frieden an Frankreich abgetretenen Herrschaften gehörten und demnach der französischen Krone zugesprochen werden müßten.

Das deutsche Reich wehrte sich nur durch langatmige Rechtsausführungen und mattherzige Proteste. Ludwig XIV. gab sich das Ansehen, als wolle er sich auf einen Rechtsstreit einlassen, setzte aber inzwischen seine Willkürakte
1681 fort und zwang endlich, am 29. September 1681, auch die alte Reichsstadt Straßburg zur Kapitulation.

Der im französischen Solde stehende Bischof von Straßburg, Franz Egon von Fürstenberg und ein Teil der Bürgerschaft hatten das Ereignis herbeiführen helfen. Die Bürgerschaft wurde entwaffnet, das Zeughaus geleert und das herrliche Münster dem katholischen Gottesdienste zurückgegeben. Der Bischof begrüßte den neuen Herrscher als Heiland. Die freche Gewalt rief im Reiche große Entrüstung, auch große Bestürzung hervor; nicht mit Unrecht wendete sich der patriotische Ingrimm gegen die Straßburger selbst, wie man aus den zeitgenössischen Liedern ersieht: denn alle Reichstreuen in der unglücklichen Stadt hatten das Unglück kommen sehen und am kaiserlichen Hofe inständigst um schützende Gegenmaßregeln gefleht. Kaiser Leopold hatte der Stadt ein halbes Jahr vor der Gewaltthat 6000 Mann Besatzung angeboten, aber der französischgesinnte Rat diesen Schutz abgelehnt unter dem Vorwande, dadurch könne Frankreichs Eifersucht und damit der Krieg erst recht wachgerufen werden.

So war der Lärm, der sich nun im Reiche erhob, „Österreich sei unfähig, des kaiserlichen Amtes zu walten, man müsse einen andern Kaiser wählen", durchaus nicht begründet, so oft auch nachmals derselbe Vorwurf wiederholt worden ist. Leopold I. trifft nur die Schuld, daß seine frühere Politik solche Ereignisse ermöglicht hat; in der Straßburger Sache that er, was in seinen Kräften stand. Es war nicht viel; denn noch war Ungarn nicht beruhigt, und ein drohendes Unwetter ballte sich schon im fernen Osten, in der Türkei, zusammen: er allein konnte nicht helfen. Das Reich aber wollte nicht helfen, denn trotz aller patriotischen Phrasen waren die Fürsten, denen in langer französischer Dienstbarkeit jedes nationale Gefühl verloren gegangen war, im allgemeinen der Ansicht, man dürfe es zum Kriege nicht treiben, der vielleicht noch größere Verluste nach sich ziehen könne. Das Entscheidende war, daß sich

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm dem Dienste des Reiches entzog: er allein hätte alle Patrioten unter seinem Banner zu erfolgreichen Thaten sammeln können, aber er stand grollend seitwärts und hatte auch keine Lust, von neuem für Kaiser und Reich einzutreten, um von beiden zum zweitenmale der Rache des Siegers preisgegeben zu werden. Indessen beklagenswert war, was er that: am 11. Januar 1682 schloß er mit Frankreich einen definitiven Allianzvertrag. Rücksichtslos nutzte der Kurfürst die Situation aus, um mit dem Hause Habsburg Abrechnung zu halten: er forderte Entschädigung für seine schlesischen Ansprüche (Frühjahr 1683).

Steuerlos trieb das Reich dem Untergange zu, den Stürmen preisgegeben, die der Machthaber von Versailles erregt hatte. Kein Mittel, das Wirkung versprach, schien dem französischen Könige zu schlecht, keinen Bundesgenossen wies er zurück, der zum Sturze des Kaisers beitragen konnte. Im Jahr 1682 1682
hieß es, Ludwig habe der Pforte die Teilung der österreichischen Lande angetragen: Böhmen, Schlesien und Mähren solle der französische Dauphin, den Ludwig zum nächsten römischen König und Kaiser ersehen hatte, als Ausstattung erhalten. Gewiß übertrieb das Gerücht, aber am Schluß des Jahres 1682 äußerte ein französischer Diplomat, „sein Herr werde noch eine Zeit innehalten und lavieren, sobald aber der Türke erscheine, werde er auf allen Ecken auf einmal losbrechen und vielleicht bis Böhmen vordringen."

Näher und näher rückte diese Gefahr: gegen Frankreich suchte sich der Kaiser durch das Luxemburger Bündnis zu sichern, das er mit zahlreichen Reichsständen abschloß, — Brandenburg blieb ihm fern. Der Werbung um Türkenhilfe aber war der Regensburger Reichstag (Dezember 1682) wenig 1682
günstig. Den Beistand, den der Kurfürst wenigstens für diesen Zweck bot, lehnte man in Wien dankend ab: man befürchtete, diese Truppen würden sich Schlesiens bemächtigen, statt gegen die Türken zu ziehen.

So war der Kaiser zunächst auf die Streitmacht seiner eigenen Staaten angewiesen, außerdem war ihm die Hilfe Polens sicher (seit 31. März 1683), 1683
dessen König Johann Sobieski sich endlich der französischen Freundschaft entwunden hatte. Gleichwohl hätte Leopold den Kampf gern vermieden, allein Frankreich schürte unablässig die Kriegslust der Pforte: Ludwig XIV. hoffte, ehe Sobieski seine Rüstungen beendet, würde das Haus Österreich durch die Türken und den Ungarn Tököly vernichtet sein. Wirklich brach das Türkenheer schon an demselben Tage, wo der Vertrag mit Sobieski geschlossen wurde, von Adrianopel auf; am 1. Mai musterte der Großherr und sein Feldherr, der Großvezier Kara Mustafa, bei Belgrad das größte Osmanenheer, das je in den Kampf gezogen (230000 Mann mit 300 Geschützen). Das kaiserliche Hauptheer unter Karl von Lothringen nebst den kleinen Korps zählte höchstens 60000 Mann und war nicht ausreichend, die langgestreckte österreichisch-ungarische Grenze zu decken. Am 26. Juni stand der furchtbare Feind vor Raab, nach einem Gefechte unweit Haimburg, wo „Prinz Eugen" zum erstenmal unter kaiserlicher Fahne kämpfte, zog sich Karl von Lothringen auf

Digitized by Google

Wien zurück. Ungeheuere Bangigkeit bemächtigte ſich der Bürgerſchaft: an 60000 Menſchen ſollen anfangs Juli geflüchtet ſein; auch der Kaiſer hielt es für das Beſte, ſeine Familie und ſeinen Hofſtaat in Sicherheit zu bringen; am 7. Juli abends entwich er nach Linz zu, dann weiter nach Paſſau.

Schnell warf der Lothringer einen Teil des Heeres — gegen 14000 Mann — in die Stadt, deren Beſatzung nun 22000 Mann zählte; jetzt verſchloſſen ſich die Thore Wiens für jeden, der hinaus oder herein flüchten wollte; die 1683 Vorſtädte wurden angezündet, am 17. umſchloß der Feind die Stadt. Nun begann die tückiſche Minierarbeit, welche eine belagerte Stadt in bange Spannung verſetzt, bald auch der Kampf in den Minengängen und den Breſchen.

Rüdiger von Starhemberg. Anonymer gleichzeitiger Stich.

Zwar hatte man Zeit gehabt, die Stadt zu verproviantieren und die Befeſtigungen in verteidigungsfähigen Zuſtand zu ſetzen, aber dennoch gehörte ein heroiſcher Mut und preiswerte Standhaftigkeit dazu, der feindlichen Übermacht, den Entbehrungen und den unausbleiblichen Seuchen auf die Dauer zu trotzen, und die Männer, welche den Mut der Beſatzung und der Bürgerſchaft aufrecht erhielten, ſind ewigen Ruhmes wert: vor allen andern der Kommandant **Rüdiger von Starhemberg**, der Biſchof **Kollonich** und der Bürgermeiſter **Liebenberg**, welcher letztere den Tag der Rettung nicht mehr ſchauen ſollte. Auch **Georg Kulczycki**, der Kundſchafter, welcher den gefahrvollen Botendienſt von und zu dem Lothringer leiſtete, verdient ehrenvolle Erwähnung.

Sieben Wochen lang dauerte die Belagerung, achtzehn Stürme waren abgeſchlagen; auf einen immer engeren Kreis ward die Verteidigung beſchränkt, immer weiter in das Innere der Stadt ſchoben ſich die feindlichen Minengänge — die Kataſtrophe ſchien unvermeidlich. Schon ſtiegen Notſignale vom Stephansturme auf, und der Bote Starhembergs überbrachte dem Lothringer den inhaltsſchweren Zettel: „Keine Zeit mehr verlieren, lieber gnädiger Herr, ja keine Zeit mehr verlieren!“ — da endlich war das vereinigte Entſatzheer am Fuße des Kahlenbergs angelangt (10. September); mit Jubel begrüßte man in der nächſten Nacht die Wachtfeuer der nahen Befreier.

Es waren 84000 Mann, teils Kaiſerliche, teils Reichsvölker, teils Polen: die Kurfürſten von Bayern und Sachſen, neben ihnen viele Fürſten, waren perſönlich erſchienen.

Nach zäher Gegenwehr erlagen am 12. September die Türken im Entſcheidungskampf, in dem Deutſche und Polen wetteiferten. Die Beſatzung Wiens unterſtützte durch Ausfälle die Anſtrengungen des Entſatzheeres, am Abend endlich ſtürmten die Türken in regelloſer Flucht davon, unermeßliche Lagerbeute zurücklaſſend. Sie hatten während der Belagerung 50000, in der Schlacht 25000 Mann verloren. In Wien waren 14000 Menſchen tot oder verwundet, mehr als 20000 aber an Seuchen geſtorben. Der türkiſche

image
not
available

image
not
available

Erklärung: Türken ſtark verſchanzt hatten. 6. 6. 6. Aeußere Umwallung des türkiſchen Lagers. 7. 7. Ab. Kaiſerliches Schloß (Hofburg). 11. Ein großes Hauptgebäude, auf welches man eine **Batterie** Mine, durch Contremine der Vertheidiger in die Luft geſprengt. 17. 17. 17. 17. Mörſer. Schottenbaſtei. 21. Hauptquartier des Großveziers.

Anführer, Großvezier **Kara Muſtafa**, welcher anfänglich die Schuld der Niederlage auf den Paſcha von Ofen abzuwälzen gewußt hatte, den er hinrichten ließ, erhielt zu Belgrad ſelbſt die ſeidene Schnur. Unter den Beuteſtücken ſoll ſich auch ein franzöſiſcher Plan zur Belagerung Wiens befunden haben. Der Jubel der Befreiten wandte ſich namentlich dem ritterlichen Polenkönig zu: nicht ohne Neid gewahrte es der Kaiſer, welcher weder die Gefahren der Belagerten, noch die Ehren der Befreier geteilt hatte.

In dieſer Kleidung u.
alſo bewaffnet / gienge
er aus Wienn den 13
Augusti durch das Tür
ckiſche Lager / biß er
zu H. Herzogl. Durchl
auff Lothring: komen /
und brachte von der die
erwünſchte Kuntſchafft
zurück den 17. dito
1683.

„Georg Koltſchitzki, geweſter Dollmetſch bey der Orient Comp.“, der tapfere Kundſchafter während der Belagerung Wiens 1683. Gleichzeitiger Hamburger Stich.

Es war begreiflich, daß der Kaiſer den Sieg über die Türken ausnutzen wollte: er ſuchte die Ungarn durch einen Amneſtie-Erlaß zu gewinnen und ſich gegen Frankreich durch ein Bündnis mit Bayern, Braunſchweig, den Generalſtaaten und Schweden zu decken (Haager Vertrag vom Januar 1684). Mit Frankreich 1684 wurde von ſeiten des Kaiſers und des Reichs der demütigende **Regensburger Friede** geſchloſſen (15. Auguſt), in welchem Straßburg und die von den Réunionskammern verſchlungenen Gebiete den Franzoſen, wie es hieß, auf zwanzig Jahre überlaſſen wurden.

Dieſes ſchmachvolle Abkommen findet ſeine Erklärung auch nur in dem noch immer nicht verſöhnten Gegenſatze zwiſchen dem Kurfürſten Friedrich Wilhelm und dem Kaiſer. Glücklicherweiſe kehrte der Kurfürſt im Jahr 1685 zu ſeiner traditionellen nationalen Politik zurück. Sein Verhältnis zu Frankreich war ein gezwungenes und erkünſteltes; es wurde unmöglich, als Ludwig XIV. am 18. Oktober 1685 das **Edikt von Nantes** 1685 aufhob und damit deutlich bewies, daß der franzöſiſche Abſolutismus als

Digitized by Google

Infelix **Kara Mustapha Bassa,** Magni Turcarum Imperatoris Minister Primarius; Post acceptam cladem ante Viennam ab Eodem obsessam, jussu Imperatoris supremo dicti Alba Graeca strangulatus et decollatus.

Der unglückliche **Kara Muſtafa** Baſſa, des türkiſchen Großherrn erſter Miniſter: nach erlittener Niederlage vor dem von ihm belagerten Wien auf höchſten Befehl ſeines Kaiſers zu Belgrad (Griechiſch Weißenburg) erdroſſelt und enthauptet. — Gleichzeitiges Kupferſtichbildnis von J. Gole.

Digitized by Google

Niederlage der Türken bei Wien.

Aus „les actions glorieuses etc. de Charles de Lorraine“ (Karl von Lothringen).

ſeine Aufgabe und ſein Ziel auch die Knechtung der proteſtantiſchen Freiheit betrachtete.

Schon etwas vor jenem entſcheidenden Akte des blinden Fanatismus hatte Friedrich Wilhelm ſich ſeinen früheren Freunden zu nähern angefangen; jetzt im Innerſten ſeines Gewiſſens ſchwer getroffen, trat er wieder an die Spitze der Gegner Ludwigs. „Wir und andre evangeliſche Püiſſancen,“ hatte er bei Beginn der Verfolgungen in Frankreich geſchrieben, „würden es dermaleinſt vor dem Allerhöchſten ſchwer zu verantworten haben, wenn wir dieſe intendierte Ausrottung des reinen Evangeliums gleichſam mit gebundenen Händen noch ferner anſehen wollten“; den Erlaß Ludwigs XIV. beantwortete er durch das Potsdamer Edikt vom 8. November 1685, laut deſſen er verſprach, allen aus Frankreich vertriebenen franzöſiſchen Reformierten in ſeinen Landen eine ſichere Zufluchtsſtätte zu bereiten.

Über 15000 Vertriebene folgten dem Rufe des Kurfürſten; die eingewanderten Handwerker brachten eine ganze Reihe neuer Erwerbszweige mit, die nun Gegenſtand eifriger Pflege wurden; die ländlichen Koloniſten förderten im beſonderen die höhere Gartenkultur. Alle „Refugiés“ haben dem brandenburgiſch-preußiſchen Staat ſeine Gaſtlichkeit und dem Kurfürſten ſeine Hochherzigkeit in den Zeiten der Not reichlich vergolten.

Energisch beantwortete der Kurfürst die entrüsteten Remonstrationen Ludwigs XIV.: mit der unnatürlichen Freundschaft beider Fürsten war es für immer vorbei.

Gleichzeitige Denkmünze auf die Entsetzung Wiens.

Links der Halbmond von der aufsteigenden Sonne verscheucht, darüber die Worte: „Er flieht vor der Sonne"; darunter das Datum. Rechts Plan der Belagerung und die Umschrift (worin das Chronogramm 1683), verdeutscht: „Bestürmt wohl, nicht erstürmet ward Wien die gute Stadt | Dieweil der Himmel selbst den Feind verdorben hat."

11. Die letzten Regierungsjahre des Großen Kurfürsten (1685—1688).

Als hätte er eine Schuld zu sühnen, trat der Große Kurfürst opferfreudig auf Österreichs Seite: zu gunsten des Kaisers gab er all seine schlesischen Erbansprüche auf und begnügte sich mit dem von brandenburgischem Gebiet umschlossenen Schwiebuser Kreise. Auf diese Bedingung hin wurde
1686 am 22. März 1686 zwischen ihm und dem Kaiser eine geheime Allianz geschlossen, und unmittelbar darauf zog ein brandenburgisches Hilfskorps von 8000 Mann unter Hans Adam von Schöning nach Ungarn, um dem Kaiser gegen die Osmanen beizustehen, damit er endlich die Hände frei bekomme gegen den Erbfeind im Westen.

Das brandenburgische Heer zeichnete sich in diesem Jahr besonders bei der Erstürmung Ofens aus (2. September 1686). Einen weiteren Sieg nutzte der kaiserliche Statthalter Ungarns Caraffa im Jahr 1687 zur völligen Vernichtung des zweideutigen ungarischen Magnatentums. Die kaiserliche Regierung selbst mußte schließlich gegen das Blutribunal von Eperies einschreiten, aber sie konnte die unschuldig Gemordeten durch die Kassierung der Todesurteile nicht ins Leben zurückrufen, auch verlor Caraffa, dessen Name zu einem Fluchworte in Ungarn wurde, die Gunst des Hofes nicht.

In der schlesischen Erbschaftsfrage betrog der kaiserliche Hof den Kurfürsten auf die niedrigste Weise. Man ließ sich nämlich von dem Kurprinzen, welchem das von seinem Vater im Januar 1686 errichtete Testament ein Dorn im Auge war, einen Revers ausstellen, daß er nach seiner Thronbesteigung gegen Vernichtung des Testamentes den Schwiebuser Kreis wieder herausgeben werde. Nachher bestätigte der Kaiser das Testament doch, bestand aber gleichwohl auf der Gegenleistung.

Während Frankreich Miene machte, seine Hand weiter nach deutschem Reichs-
1688 land, der schönen Pfalz, auszustrecken, einten sich seine Gegner im Sommer 1686

Digitized by Google

Bildnis des Großen Kurfürſten in ſeinen letzten Lebensjahren.

Nach dem außerordentlich ſeltenen deutſchen Schabkunſtblatt von Benjamin Block.

Unterſchrift des Blattes: Hanc Serenit: Suae effigiem ad vivum expressam ***alla maniera nuova***
Humillime offert et consecrat
Seren. s.
Devotissimus
Benjamin Block
(geb. Lübeck 1631, † Regensburg 1690).

Digitized by Google

durch das Augsburger Bündnis; selbst Schweden erinnerte sich, was es der protestantischen Sache schuldig war. Der Abschluß dieser europäischen Koalition protestantischer und katholischer Mächte ward dadurch erleichtert, daß selbst der Papst die Übermacht des bourbonischen Hauses zu fürchten begann. Der Große Kurfürst aber entwarf auf Wunsch des Kaisers eigenhändig den Kriegsplan für den bevorstehenden Kampf: neben den kaiserlichen Truppen sollten 22000 Brandenburger „den geraden Weg nach Frankreich und auf Paris gehen".

Ehe man den Plan verwirklichen konnte, galt es, England aus dem unnatürlichen Bunde mit Frankreich loszureißen: schon richteten sich aller Hoffnungen und Wünsche auf Wilhelm von Oranien, der berufen schien, die Volkskraft des protestantischen Inselstaates zu verjüngen und der Mißregierung der katholischen Stuarts ein Ende zu bereiten. „Der Nassauer wird die Krone Englands davontragen," verkündete der alte landflüchtige Herzog Karl von Lothringen; auch der Große Kurfürst sah es voraus.

Unter den geheimen militärischen und diplomatischen Vorbereitungen zur entscheidenden Expedition des Oraniers verliefen die letzten Monate des Großen Kurfürsten. Eine höchst bedeutsame Rolle war ihm zugedacht: wenn Ludwig XIV., um den katholischen Stuarts beizuspringen, die Generalstaaten angriffe, sollte Friedrich Wilhelm die Niederlande decken. Seit den letzten Monaten des Jahres
1687 1687 sammelten sich in aller Stille seine Truppen in den kleveschen Landen, aber es sollte ihm nicht vergönnt sein, den Triumph der guten Sache zu erleben. Seit zwei Jahren war er fast unablässig von Krankheit gequält, häuslicher Kummer war ihm nicht erspart geblieben: wie ihm das Leben nicht leicht geworden war, sollte es auch der Tod nicht sein. Seit dem Anfange
1688 des Jahres 1688 war sein Leben fast nur noch ein Ringen mit dem Tode.

Die Zerwürfnisse in der kurfürstlichen Familie hingen mit Friedrich Wilhelms zweiter Ehe zusammen. Die Kurfürstin Dorothea verstand trotz mancher guter Eigenschaften nicht, sich in das richtige Verhältnis zu ihren Stiefkindern, namentlich zum Kurprinzen Friedrich, zu setzen. Als im April 1687 Markgraf Ludwig, der zweite noch lebende Sohn aus der ersten Ehe des Kurfürsten, plötzlich starb, verließ der Kurprinz mit seiner Gemahlin den Hof, begab sich nach Hannover und verweigerte hartnäckig die Rückkehr. Es war viel von Vergiftungsplänen, durch welche Dorothea ihren Söhnen die Nachfolge zuwenden wollte, die Rede. Auch die politische Intrigue benutzte und steigerte das peinliche Zerwürfnis; schließlich mußte der Kurprinz auf Befehl des Vaters und Souveräns doch nach Berlin zurückkehren.

In inniger Verbindung mit diesem Zerwürfnis steht die vielberufene Geschichte von dem Testament des Großen Kurfürsten. Ist auch die früher verbreitete Ansicht, der Kurfürst habe, entgegen dem Hausgesetz des Markgrafen Albrecht Achilles, den vier Söhnen zweiter Ehe ansehnliche Landesteile als selbständige Fürstentümer zuweisen und so den Hausbesitz zersplittern wollen, durchaus unhaltbar, so hat man doch neuerdings die Gefahren und Nachteile der letztwilligen Verfügungen des Kurfürsten zu sehr unterschätzt. Streit und Zank wären jedenfalls die Folge derselben gewesen, wenn nicht günstige Umstände und der brandenburgische Familiensinn eine anderweitige Regelung der Erbschaft ermöglicht hätten.

Bis zum letzten Tage seines Lebens leitete der Kurfürst die Staatsgeschäfte: mit welchen Gedanken seine Seele erfüllt war, zeigten die Namen,

Digitized by Google

welche er noch am 7. und 8. Mai als Parole gab: „Amſterdam“ und „London“.
Nachdem er von den Seinigen Abſchied genommen, endete nach qualvollem
Ringen am 9. Mai dies große Leben. „Ich weiß, daß mein Erlöſer 1688
lebt“, waren die letzten Worte des Fürſten, der für die evangeliſche Wahrheit und Freiheit nicht weniger thatkräftig eingetreten war, als für das Wohl ſeines Staates und die Ehre des großen Vaterlandes und der deutſchen Nation.

„Der hat viel gethan,“ ſagte nachmals Friedrich der Große am Grabe ſeines Ahnherrn. Auch ſeinen Zeitgenoſſen konnte nicht entgehen, mit welcher Großartigkeit dieſer Fürſt den Staatsgedanken ergriff und mit welcher Energie er ihn verwirklichte. Sich ſelbſt ſo wenig ſchonend, wie ſeine Unterthanen, ſchuf er einen geordneten und blühenden, leiſtungsfähigen Staat, aus einem Chaos, das ſchlimmer war als ein Nichts. Aber nicht der brandenburgiſch-preußiſche Staat allein iſt dem Großen Kurfürſten zu ewigem Danke verpflichtet, ſondern die ganze Nation und das ganze Reich. In dem morſchen und unterwühlten Boden Deutſchlands legte er mit norddeutſcher Zähigkeit die Fundamente zu einem Territorialſtaat, der, in gleichem Sinn, mit gleichem Geſchick, nach gleichem Plane ausgebaut, den großen nationalen Aufgaben eine geſicherte Heimſtätte werden, der Nation ſelbſt dereinſt ein ſchützendes und ſchirmendes Obdach gewähren ſollte.

Sehr ſchön ſchließt der neueſte Biograph des Großen Kurfürſten (B. Erdmansdörffer) ſein Werk, dem hier gar manches entnommen iſt, mit dem innigen Wort: „Geſegneten Andenkens ſoll er bei denen ſein, die unter den Fruchtbäumen wohnen, die er gepflanzt hat.“ Treffend hebt er auch hervor, das wahre Abbild des unvergleichlichen Mannes ſei nicht der von dem genialen Schlüter geſchaffene majeſtätiſche Triumphator, ſondern die neuere Darſtellung von Camphauſen, wie er im Kriegsſchmuck bei Fehrbellin die lange ſpaniſche Klinge aus der Scheide zieht zum entſcheidenden Angriff. „Der Sieg iſt noch nicht gewonnen, aber er blitzt ihm aus den Augen.“

Sarkophag des großen Kurfürſten im Dom zu Berlin.

12. Vom Tode des Großen Kurfürsten bis zum Frieden von Ryswijk (1688—1697).

Fast schien es, als habe Ludwig XIV. nur den Tod des Großen Kurfürsten abgewartet, um von neuem seine Eroberungspläne aufzunehmen: sein Angriff galt der Pfalz, welche der König für die an den Herzog von Orleans vermählte Elisabeth Charlotte (die „Liselotte") beanspruchte; außerdem trat er für die angeblichen Rechte seines langjährigen Agenten Wilhelm von Fürstenberg ein, der, von dem überwiegend französisch-gesinnten Kölner Kapitel zum Erzbischof erwählt, sich gegen den bayrischen Gegenkandidaten nicht hatte behaupten können.

Nach dem Tode des Pfalzgrafen Karl (1685) von der Simmernschen Linie hätte die Erbschaft den Reichs- und Hausgesetzen zufolge an die katholische Nebenlinie Pfalz-Neuburg fallen müssen. Ludwig XIV. beanspruchte für Elisabeth Charlotte, die Schwester des Verstorbenen, außer dem Kurfürstentum alle Besitzungen, die nicht nachweisbar Mannlehen seien.

Noch war die große Koalition, die, den Oranier an der Spitze, Frank-
1688 reichs Übermacht brechen sollte, nicht geschlossen — im November 1688 schiffte sich Wilhelm von Oranien erst zur Eroberung Englands ein — die rheinischen Kurfürsten waren Ludwig XIV. geneigt: wie hätte da die Pfalz widerstehen können! Die Wehrlosigkeit des Reiches war nicht neu, wohl aber die Kriegführung, die auf Befehl des französischen Kriegsministers Louvois in der wehrlosen Pfalz geübt wurde. Um dem Reiche es unmöglich zu machen, von hier aus später den Krieg gegen Frankreich zu eröffnen, wurde diese blühende Gegend, die sich endlich von den Drangsalen des Dreißigjährigen Krieges er-
1689 holt hatte, im Frühling des Jahres 1689 durch den barbarischen Melac systematisch verheert. Dörfer und Städte wurden in Asche gelegt, Heidelberg ging zum Teil in Flammen auf, in Worms blieb nur die Domkirche verschont, in Speier durchwühlten habgierige Hände die ehrwürdigen Grabstätten der deutschen Könige, welche der regierende Kaiser nicht zu schützen vermochte. Das Reichskammergericht flüchtete sich nach Wetzlar, wo es seine traurige Existenz weiter führte. Die armen Einwohner der Pfalz wurden gezwungen, den französischen Mordbrennern bei der Verwüstung ihrer Heimstätten hilfreiche Hand zu leisten.

Der einzige Fürst, der Frankreich sofort entgegentrat, war der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg. Getreu den väterlichen Traditionen ließ er schon im Winter 1688/89 ein ansehnliches Heer an den Rhein marschieren und rettete wenigstens Köln.

Der Frühling des Jahres 1689 schien der Welt die Erlösung von dem Joche Frankreichs bringen zu sollen. Die Unternehmung des Oraniers war vollständig geglückt, der Kaiser, der den Greueln in der Pfalz ohnehin nicht länger müßig hätte zuschauen können, wurde zu einem Trutz- und Schutzbündnis gewonnen. Außer ihm und den Seemächten England und Holland umfaßte die große Allianz auch das deutsche Reich, und zwar seine ange-

Digitized by Google

ſeheneren Fürſten als ſelbſtſtändige Mitglieder; Dänemark und Schweden, in Italien Piemont-Savoyen, bisher ein franzöſiſcher Lehnsſtaat, nahmen an dem Bunde teil. Welche Erfolge hätte er erringen müſſen, wenn Einigkeit und Energie zwiſchen allen Verbündeten gewaltet hätte und die einzelnen nicht obendrein durch die beſonderen Verhältniſſe in ihren eigenen Staaten behindert und gelähmt worden wären! Aber die Stellung des Oraniers in England war noch eine zu ſchwierige: das Parteigezänk der Parlamente, der Ehrgeiz nebenbuhleriſcher Staatsmänner lähmte ſeinen ſtarken Arm; kaum ſetzte er die Zahlung der Hilfsgelder durch, deren man zur Kriegführung bedurfte. Der Kaiſer mußte ängſtliche Sorge auf die Türken wenden, welche nach einer allerdings ſchweren Niederlage dennoch wieder ihr Haupt erhoben.

Der franzöſiſche Mordbrenner Melac. Gleichzeitiger Stich.

Am 19. Auguſt 1691 erfocht Markgraf Ludwig von Baden ſeinen glänzendſten 1691
Sieg, bei Salankemen; als er aber den ungariſchen Kriegsſchauplatz mit dem rheiniſchen hatte vertauſchen müſſen, gingen die Dinge reißend ſchnell rückwärts.

Das Reich endlich war, wie immer, in ſich uneinig, beſonders ſeit der ehrgeizige Herzog Ernſt Auguſt von Braunſchweig-Lüneburg den Verſuch machte

(1690), sich seine geflissentlichen Dienstleistungen vom Kaiser durch Erteilung der Kurwürde (Hannover) vergelten zu lassen.

1692 Am 22. März 1692 kam er ins reine mit dem Kaiser, nachdem er eine ewige Union zwischen den Häusern Habsburg und Hannover errichtet und sich zu bedeutenden Truppenleistungen und Geldzahlungen für den Franzosen- und Türkenkrieg verpflichtet hatte. Diese Erteilung einer neunten Kur ohne vorgängige Einwilligung der Kurfürsten war unrechtmäßig und gab Ludwig XIV. nur Gelegenheit, sich von neuem in deutsche Reichsangelegenheiten zu mischen. Denn die „korrespondierenden" Fürsten, welche dem Welfen seine Erhebung mißgönnten, traten in Verbindung mit Ludwig XIV., der ihnen seine Unterstützung angelegentlichst zusicherte und so, inmitten des Krieges, die Wehrkraft des Reiches zu zersplittern und zu schwächen wußte. — Die Katholiken strebten nun eine zehnte Kur ihres Bekenntnisses an (Salzburg); der Kaiser verlangte für Böhmen Sitz und Stimme im permanenten Reichstag.

Unter diesen Verhältnissen waren die kriegerischen Erfolge des großen Bündnisses unbedeutend und vorübergehend. Verhältnismäßig am meisten
1689 leistete der Brandenburger, der am 12. Oktober 1689 nach mehrmonatlicher Belagerung das wichtige Bonn einnahm und im weiteren Verlauf des Krieges seine Truppen nach all den verschiedenen Kriegsschauplätzen entsendete; nicht nur am Rhein, auch in Ungarn und in der Lombardei (1694 bei der Eroberung von Casale) behaupteten sie ihren alten Ruhm.

Aber im übrigen schleppte sich der Krieg nur schwerfällig weiter: im Hauptquartier der kaiserlichen und Reichsarmee herrschte Zwietracht zwischen Leopolds Feldherrn Caprara und Hans Adam von Schöning; der Marschall von Luxemburg gewann in den Niederlanden einen Erfolg nach dem andern
1693 — so zuerst bei Fleurus und Stenkerken, dann 1693 den glänzenden Sieg bei Neerwinden über Wilhelm von Oranien; in Italien wurde der Herzog Viktor Amadeus von Savoyen durch Catinat bedrängt und neigte seit seiner Niederlage bei Marsaglia (9. Oktober 1693) zum Ausgleich mit Frankreich. Vergeblich suchte ihn Eugen von Savoyen in der Treue zu erhalten:
1696 am 4. August 1696 schloß er mit Frankreich einen Sonderfrieden ab. Spanien war des Krieges müde, Wilhelm von Oranien ohne Geldmittel, der Kaiser mußte alle Kräfte für den Entscheidungskampf gegen die Türken zusammenraffen; so wurden unter schwedischer Vermittlung im Jahr 1696 Verhand-
1697 lungen eröffnet, welche am 30. Oktober 1697 zum Frieden von Ryswijk führten.

Zwar hat der Volkswitz auch diesen Frieden als „Reiß-weg-Frieden" bezeichnet, aber im ganzen überraschte Ludwig XIV. Europa durch seine Mäßigung. Dieselbe erklärt sich aber sehr leicht dadurch, daß eine viel wichtigere Sache, die spanische Erbfolgefrage, ihm weit näher gerückt war und Freundschaft mit Spanien empfahl. Kehl, Philippsburg, Zweibrücken, Freiburg und Breisach wurden von Ludwig zurückgegeben.

Aber allerdings wünschte der französische König nicht, den Frieden zu bewilligen, ohne einen neuen Zankapfel ins Reich zu schleudern. Zu diesem Zwecke verlangte er, als „allerchristlichster" König, daß in allen Ortschaften, wo auch nur vorübergehend während der Besatzung durch die Franzosen katholischer Gottesdienst gehalten sei,

Digitized by Google

dieser Kultus auch fernerhin geduldet werden müsse. Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz, ein echter Jesuitenzögling, war der eigentliche Urheber dieser Klausel, die wirklich in den Friedensvertrag aufgenommen wurde: das Gehässige der Bestimmung fiel aber in vollem Maße auf den Kaiser, dessen Unterhändler das Zustandekommen dieses Artikels nicht verhindert hatte. So erreichte Ludwig XIV., daß für die nächsten Jahre wenigstens im protestantischen Deutschland Erbitterung gegen den Kaiser herrschte.

---

13. Prinz Eugen von Savoyen. Die Schlacht bei Zenta (1697). Der Friede von Karlowitz (1699).

Während Leopold I. im Ryswijker Frieden die Interessen des Reiches den Franzosen preisgab, gelang es ihm endlich, den Türken gegenüber einen entscheidenden Erfolg zu erringen. Bis zum Jahre 1696 hatte die österreichische Kriegsleitung in Ungarn gegen den Erbfeind nichts ausrichten können: das Heer litt an allem Notwendigen Mangel und wurde schlecht geführt. Da bewirkte das Jahr 1697 einen völligen Umschwung, als man den genialen Prinzen Eugen von Savoyen an die Spitze der Armee berief. Es war ihm anfangs nur eine Stelle neben dem Oberkommandierenden, dem Kurfürsten Friedrich August von Sachsen, zugedacht gewesen, aber zum Glück für die kaiserliche Sache wurde der genußliebende Fürst auf den polnischen Königsthron abberufen (gewählt 27. Juni 1697), und so erhielt ein geborener Feldherr das Kommando des Heeres, dem er einen neuen Geist einzuflößen verstand.

Prinz Eugen von Savoyen-Carignan, geb. zu Paris den 18. Oktober 1663, war der fünfte und letzte männliche Sprosse von Eugen Mauritius Grafen von Soissons und der eben so schönen als geistvollen Nichte Mazarins, jener Olympia Mancini, welche einst die Leidenschaft Ludwigs XIV. erregt hatte. Im Alter von zehn Jahren verlor Eugen den Vater, die Mutter wurde durch Intriguen aus Frankreich vertrieben. So erwuchs im Herzen Eugens früh eine gewisse Erbitterung gegen Frankreich, und dieselbe wurde noch dadurch gesteigert, daß der von Natur nicht gerade verschwenderisch ausgestattete Prinz sich vergeblich um ein militärisches Kommando bemühte, vielmehr als „petit abbé“ oder „l'abbé de Savoye“ bewitzelt wurde. Inzwischen vervollkommnete sich der Prinz in der Mathemathik und den Militärwissenschaften, wandte dann dem Vaterlande den Rücken und begab sich nach Österreich (1683), wohin ihm sein Bruder Ludwig Julius schon vorangegangen war. Der neunzehnjährige Jüngling, der gleich bei der Entsetzung Wiens sich auszeichnete, traf im kaiserlichen Heere einen Verwandten und Altersgenossen, den Markgrafen Ludwig von Baden, und wurde auch dem Herzoge Karl von Lothringen bekannt. Markgraf Ludwig soll schon im Jahre 1685 vorausgesagt haben: „Dieser junge Savoyarde wird mit der Zeit alle diejenigen erreichen, welche die Welt jetzt als große Feldherrn betrachtet.“

Am 11. September 1697 errang Prinz Eugen den Sieg in dem Kampfe 1697
bei Zenta, der größten Türkenschlacht des Jahrhunderts. Die kaiserliche Armee erstürmte das von einem Theißarme umgebene Türkenlager, der Sultan Mustafa mußte vom jenseitigen Ufer der Vernichtung der Seinen zuschauen, er floh über Temesvár nach Belgrad. Die kaiserliche Armee hatte nur geringen

Digitized by Google

Flucht der Türken bei Zenta.
Aus dem „Theatrum Europaeum“.

Verluſt erlitten (2000 Mann); von den Türken deckten 20000 das Schlachtfeld, 10000 verſchlang der Strom, unermeßlich war die Beute.

Die Tradition erzählt, — nicht gerade zum Ruhme des bedächtigen Wiener Hofkriegsrates — Prinz Eugen habe vor der Schlacht von demſelben ein abmahnendes Schreiben erhalten, dasſelbe aber in richtiger Vorausſetzung ſeines Inhaltes unerbrochen in ſeine Taſche geſchoben und den Sieg gewonnen. Darauf ſei er vor ein Kriegsgericht geſtellt worden, weil er den Befehlen des Kaiſers zuwidergehandelt habe.

Die Niederlage machte den Sultan und ſeinen neuen Vezier — der Großvezier war vor Zenta geblieben — zu Verhandlungen geneigt; die geſamte europäiſche Politik miſchte ſich ein, und ſo trat denn am 19. Oktober 1698 ein Friedenskongreß zu Karlowitz (einem Dorfe zwiſchen Peterwardein und 1699 Belgrad) zuſammen. Am 26. Januar 1699 erfolgte der Abſchluß des fünfundzwanzigjährigen Friedens, welcher für Öſterreich äußerſt günſtig war. Es erhielt nicht allein alles Land zwiſchen Theiß und Donau, ſondern auch ganz Siebenbürgen zugeſprochen. Tököly, der ruheloſe Führer der ungariſchen Aufſtändiſchen, mußte nach Nikomedien in die Verbannung gehen. So im Oſten geſichert, konnte der Kaiſer daran denken, endlich auch den Kampf im Weſten aufzunehmen. Wo die „ſpaniſche Erbſchaft“ als Siegespreis winkte, ſollte er da Bedenken tragen, ſich mit dem bisher unbeſiegten Gegner zu meſſen? Der Ausgang konnte zweifelhaft erſcheinen. Wohl beſaß der Staat Leopolds zu Ausgang des XVII. Jahrhunderts die äußeren Bedingungen einer

Digitized by Google

Prinz Eugen von Savoyen.

Von Matthäus von Merian nach dem Leben gemalt. Geſtochen von G. Balk.

Digitized by Google

Großmacht ersten Ranges, aber es fehlte das eigentliche organisch-staatliche Gefüge, welches die verschiedenen Länder und Nationalitäten zu einem Ganzen verbunden hätte.

14. Die spanische Erbfolge. Karls II. Tod (1. November 1700).

Nachdem Deutschland in der Mitte des XVII. Jahrhunderts der Schauplatz eines europäischen Friedenskongresses gewesen war, der einen nur seinem ersten Ursprunge nach deutschen Krieg beendigte, sollte es mit dem Beginne des XVIII. Jahrhunderts an den Kämpfen und Leiden eines neuen, europäischen Krieges beteiligt werden, der mit seinem innersten Wohl und Wehe nicht das geringste zu thun hatte. Jetzt kam die Zeit, wo die Nation die verhängnisvolle Wahl von 1519 zu büßen hatte; schwer sollten Fürsten und Völker Deutschlands für den Irrtum jener Generation gestraft werden, welche das spanisch-habsburgische Geschlecht auf den deutschen Kaiserthron berufen hatte.

Längst umdüsterte die Frage der spanischen Erbfolge als schwere Wetterwolke den politischen Horizont: für die Festsetzungen von Ryswijk, für den Frieden von Karlowitz war die Rücksicht auf diese Angelegenheit bestimmend gewesen. Frankreich hatte schon ein halbes Jahrhundert im geheimen gewühlt, um die Erbschaft an sich zu bringen; wenn das schwache Lebenslicht des kränkelnden Karl II. erlosch, stand ein europäischer Kriegsbrand in Aussicht, falls sich die rivalisierenden Mächte nicht vorher in Güte geeinigt hatten. Und dabei war eine jede Vereinbarung unerträglich, welche etwa die gesamte spanische Monarchie mit den Kolonien und den Nebenländern einem einzigen zusprach: einen solchen Zuwachs an Größe durfte kein Staat dem andern gönnen, am wenigsten dem ohnehin schon übermächtigen Frankreich. Aber auch dem Kaiser nicht: das politische Gleichgewicht Europas wäre gefährdet worden. Gleichwohl hatte der Staatsmann, der sich zu Ausgang des XVII. Jahrhunderts des leitenden Einflusses in Europa bemeisterte, der große Oranier, im Jahre 1689, bei dem Wiederausbruch des Krieges mit Frankreich, dem Kaiser gegenüber sich verpflichtet, Leopolds jüngerem Sohne Karl eventuell zur spanischen Erbfolge zu verhelfen. Der Kaiser verließ sich darauf, ohne zu ahnen, daß Wilhelm von Oranien seine Ansichten und Absichten in der Folge völlig änderte. Letzterer suchte die Krone dem bayrischen Kurprinzen Joseph Ferdinand zuzuwenden, dessen Ansprüche nach spanischem Erbfolgerechte unantastbar waren. Ein bayrischer Fürstensohn auf dem königlichen Throne zu Madrid, das war für Englands und Hollands politische- und Handelsinteressen die erwünschteste Lösung; auch für die Ruhe und das Gleichgewicht Europas konnte sie nur ersprießlich sein.

Ludwig XIV. hatte, wie erwähnt, bei seiner Vermählung mit Maria Theresia, der ältesten Tochter Philipps IV. — auch Leopold I hatte schon um die Hand dieser Prinzessin geworben — auf alle Erbansprüche verzichten müssen. Der Kaiser heiratete im Jahre 1665 die jüngere Tochter des Königs, Margarita Theresia, ohne sich zu

Digitized by Google

solchem Verzicht herbeizulassen. Nun vermählte der Kaiser im Jahre 1685 seine aus dieser Ehe entsprossene Tochter Maria Antonia mit dem damals von ihm sehr begünstigten Kurfürsten Max Emanuel von Bayern; doch mußte dieses Paar zu gunsten der männlichen Nachkommenschaft Leopolds nicht allein auf die deutsch-habsburgischen Länder, sondern auch auf die spanische Erbfolge verzichten; nur auf die dereinstige Überlassung der spanischen Niederlande machte man den etwaigen Nachkommen Max Emanuels Aussicht. Allein die österreichische Erzherzogin konnte nur ihren eignen Ansprüchen entsagen, nicht aber die Ansprüche ihrer Nachkommenschaft aufgeben. Mithin war ihr im Jahr 1692 geborener Sohn Joseph Ferdinand der bestberechtigte Erbe des spanischen Thrones.

Da besonders Frankreich von dem Erbrecht des Bayernfürsten nichts wissen wollte, so zog Wilhelm von Oranien eine Teilung der spanischen Monarchie in Erwägung und trat darüber mit Ludwig XIV. in Verhandlung. Wirklich kam es zwischen ihnen im Oktober 1698 zu einem Vertrage, welcher 1698
dem bayrischen Kurprinzen den Löwenanteil, dem österreichischen Erzherzoge nur Mailand, die übrigen italienischen Nebenlande aber an den französischen Bewerber gebracht haben würde. Ehrlich gemeint war Ludwigs Zustimmung zu diesen Vereinbarungen nicht, er hoffte noch immer auf die ganze Erbschaft.

Indessen hatten diese Mächte doch eigentlich nicht über die spanische Monarchie zu verfügen; vielmehr kam nicht wenig darauf an, für wen sich König Karl von Spanien entscheiden würde. So wurde denn der spanische Hof der Schauplatz ränkevollster Bestrebungen; neben dem kränklichen Könige standen seine zweite Gemahlin, die Schwägerin des Kaisers, und der Kardinal Portocarrero im Mittelpunkte der Intriguen; für Österreich wirkten die Grafen Harrach, Vater und Sohn, für Frankreich zuletzt der rührige Botschafter Henry d'Harcourt.

Unter diesen Verhältnissen war es natürlich, daß Karl II. hin und her schwankte. Er war kein Freund der Franzosen, aber auch der Gedanke an eine Teilung der Monarchie war ihm ebenso unerträglich, wie seinem Volke. So ließ er sich im Jahre 1696 durch Portocarrero bewegen, den bayrischen Kurprinzen testamentarisch zum Universalerben einzusetzen; nach Harrachs Eintreffen wurde das Testament auf Betrieb der Königin vernichtet, der König sagte dem Kaiser die Erbfolge des Erzherzogs Karl zu. Aber aus Unwillen über den Teilungsvertrag von 1698 ernannte Karl II. (14. November) den Bayer zum Thronfolger und ließ das Testament im Staatsrate verlesen. Gleichwohl behaupteten Frankreich und der Kaiser unerschütterlich ihren Standpunkt. Da trat durch den plötzlichen Tod des bayrischen Kurprinzen (8. Februar 1699) die ganze Angelegenheit in eine neue Phase. Die ehemals bayrische Partei in Madrid arbeitete an der Vereinigung Spaniens mit Portugal, Ludwig XIV. verlockte die Seemächte zu einem neuen Teilungsprojekte, dessen Bekanntwerden in Spanien einen Sturm der Entrüstung heraufbeschwor und für den Augenblick die habsburgischen Ansprüche förderte. Unter dem Einflusse der kaiserlichen Partei war Karl II. persönlich entschlossen, die Monarchie ungeteilt dem Habsburger zuzuwenden; er sagte seiner Gemahlin bestimmt zu, ein derartiges Testament abzufassen. Dennoch siegten zuletzt die

Digitized by Google

französische Diplomatie und jesuitische Ränke. Der todkranke König wurde von dem Kardinal Portocarrero überwacht, die Königin sorgfältig ferngehalten:
1700 am 3. Oktober 1700 unterzeichnete Karl, von seinen Beichtvätern gedrängt, halb sinn- und willenlos das Testament zu gunsten Ludwigs XIV.

Das nächste Anrecht war dem zweiten Sohne des Dauphin, dem jugendlichen Herzog Philipp von Anjou, zugewiesen; in zweiter und dritter Linie folgten Anjous Brüder, der Herzog von Berry und Karl von Österreich, zu allerletzt ward das herzogliche Haus von Savoyen zum spanischen Throne berufen. Durch vorsichtige Klauseln war die Vereinigung der spanischen Krone mit der französischen oder kaiserlichen ausgeschlossen.

Am 1. November 1700 beschloß der letzte spanische Habsburger sein sieches Dasein: am 16. November ließ Ludwig seinem Enkel vom spanischen Botschafter huldigen; unverzüglich setzte die Regierung alles in Bereitschaft, um König Philipp V. auf den spanischen Thron zu führen. Die französische Kriegsmacht war in ihrem gegenwärtigen Friedensstand den vereinigten Streitkräften Englands, Hollands und des Kaisers überlegen; Ludwig XIV. konnte ohne Sorge abwarten, welche Maßregeln der Kaiser und Wilhelm von Oranien ergreifen würden.

15. Die Vorbereitungen zum Kampf. Das preußische Königtum (18. Januar 1701).

So erzürnt auch der Kaiser über die Wortbrüchigkeit und Hinterlist Ludwigs XIV. war, der bis zum letzten Augenblick sich gestellt hatte, als werde er den zweiten Teilungsvertrag inne halten, vermochte er doch nicht, sich sogleich zu entscheidenden Schritten zu ermannen. Allerdings mußte er abwarten, ob Wilhelm von Oranien in der Lage sein werde, für ihn Englands und Hollands Macht in die Wagschale zu werfen; er mußte sich auch im Reiche nach Bundesgenossen umsehen. Denn so wenig dieser Streit das Reich anging, war das Haus Habsburg es längst gewohnt, für seine Interessen das Reich in Bewegung zu setzen, so weit dies glücken wollte. Auch jetzt gelang es dem Kaiser, einen Reichsfürsten an seine Sache zu fesseln, aber um einen Preis, der für das Kaiserhaus geradezu verhängnisvoll geworden ist.

Im Reiche war wenig Lust vorhanden, sich mit dem Kaiser einzulassen; man kannte den „Dank vom Hause Österreich". Unter den Protestanten herrschte noch große Erbitterung wegen der berüchtigten Klausel des Ryswijker Friedens: die Begünstigung der Katholiken setzte man jetzt allein auf die Rechnung des Kaisers. Außerdem hatte sich die Aufregung der Fürsten, welche dem Herzog von Braunschweig seine hannöversche Kurwürde neideten, noch keineswegs gelegt. Da stieg denn zuverlässige Hilfe bedeutend im Preise, und solche bot der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg. Der Lohn aber, den Friedrich forderte, bestand in nichts geringerem, als in der Verleihung der Königskrone.

Digitized by Google

Denn der Kurfürst, seinem großen Vater an Thatkraft, staatsmännischem Blick und Regententugenden nicht im entferntesten vergleichbar, unfähig zu selbständigen Entschlüssen und darum lange Zeit von elenden Günstlingen abhängig, hatte um so mehr Sinn für äußeren Glanz und Prunk. Seitdem der braunschweigische Herzog ihm als Kurfürst an die Seite getreten war (1692), noch mehr, seit August der Starke von Sachsen den polnischen Thron bestiegen hatte (1697), dünkte ihm seine Würde zu gering: auf die Erlangung des Königstitels ging jetzt sein ganzes Dichten und Trachten. Er hatte bisher sich durchaus keiner besonderen Freundlichkeit von seiten des Wiener Hofes zu erfreuen gehabt, wiewohl er in dem letzten französischen Kriege Österreich wacker zur Seite gestanden. Gerade seine schwächste Seite, seine Eitelkeit, verletzte der Kaiser während der Ryswijker Verhandlungen so sehr, daß Friedrich seinen Groll darüber nicht verbergen konnte. Denn obwohl Brandenburg als selbständige Macht in den Krieg gegen Ludwig XIV. eingetreten war, war sein Herrscher — bezeichnend genug für die veränderte Stellung, das veränderte Ansehn der Lande des Großen Kurfürsten! — von dem Kaiser sowenig wie von den Seemächten zu den eigentlichen Verhandlungen hinzugezogen worden. Die Verstimmung zwischen dem Berliner und dem Wiener Hof nahm in der Folge nur noch zu, und so beschloß der Kurfürst, dem Beispiele seines Vaters folgend, durch geflissentliche Annäherung an Frankreich den Kaiser fügsamer zu machen. Mit offenen Armen nahm man (April 1698) in Paris den brandenburgischen Gesandten Spanheim auf; der französische Gesandte in Berlin erhielt den Befehl, dem Kurfürsten in allen Äußerlichkeiten die größten Auszeichnungen und Artigkeiten zu erweisen. Da erkannte man denn auch in Wien die Notwendigkeit, sich in den Kronverhandlungen willfähriger zu beweisen, um so mehr, da man erfuhr, daß der Papst Schritte that, Friedrich III. zu bewegen, aus seiner Hand den Königstitel zu empfangen.

So kam die Verständigung zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten an demselben Tage zu stande, an dem Ludwig XIV. die verhängnisvolle spanische Erbschaft annahm (16. November 1700). Der Kurfürst sagte seine Hilfe für 1700
den bevorstehenden Krieg zu — eine Truppenmacht von 8000 Mann*) — der Kaiser versprach, keine Einwendungen zu erheben, wenn sich Friedrich zum Könige in Preußen ausrufen lasse, ihn vielmehr als solchen zu ehren und seine Anerkennung zu befördern. Gewiß war dieser Vertrag nicht im Sinne des Großen Kurfürsten: schwerlich würde er den Widersachern Ludwigs XIV. im Jahr 1700 mit gleicher Bereitwilligkeit entgegengekommen sein, am wenigsten würde er in Wien die Krone erbeten haben, die er sich aus eigener Macht und, gestützt auf die brandenburgische Wehrkraft, im Getümmel zweier großer Kriege aufs Haupt setzen konnte. Denn schon war auch im Norden und Osten der Kampf entbrannt: gegen den jungen, leidenschaftlichen König Karl XII. von Schweden hatten sich alle seine Neider und Rivalen erhoben, neben Polen und Dänemark der Zar Peter, welcher nun auch für Rußland, den neuesten Staat Europas, um die Herrschaft des baltischen Meeres rang.

Welche weite Perspektive eröffnete sich unter diesen Umständen für den brandenburgischen Herrscher, wenn er der rechte Mann war! Nach zwei Seiten konnte er seine Kriegsmacht in die Wagschale werfen. Friedrich III.

*) In Wirklichkeit hat der König nachher sein Versprechen weit überboten, fast die gesamte Wehrkraft des Staates, an 30000 Mann Kerntruppen, für das habsburgische Interesse eingesetzt.

Digitized by Google

gebrach es an dem nötigen Überblick, und so bezahlte er teuer, was er umsonst nehmen konnte. Indessen so weit kam es denn doch nicht, daß er sich von dem Kaiser förmlich hätte zum Könige erheben lassen: vielmehr setzte er
1701 sich am 18. Januar 1701 zu Königsberg unter großen Feierlichkeiten selbst die Krone aufs Haupt, krönte darauf seine Gemahlin und ließ sich durch seine beiden Oberhofprediger salben. Und um auch durch den Namen eine von Kaiser und Reich unabhängige Stellung zu bekunden, wurde die königliche Würde auf das von allem Lehensverbande unabhängige Herzogtum Preußen gegründet und deshalb der Titel „König in Preußen" — so lautete er bis 1772 mit Rücksicht auf Polen, in dessen Händen ja noch Westpreußen war — gewählt. Aber der Name und Rang, ja selbst das Wappen, der alte Reichsadler*), dehnten sich auch auf die andern Landesteile aus, die somit gleichsam aus dem deutschen Reiche herausgehoben und zu einer besondern Einheit zusammengefaßt wurden. Es war ein Schritt von unberechenbarer Tragweite, von dessen Bedeutung freilich die schwache Seele des ersten Königs, der zeitlebens nichts als der allzeit getreue Reichsfürst blieb, weniger durchdrungen war, als sein hochstrebender Enkel, der in der anspruchsvollen königlichen Krone nur die ernste Mahnung seines Ahnen sah: „Ich habe Euch einen Titel erworben, macht Euch dessen würdig; ich habe den Grund zu Eurer Größe gelegt, Ihr müßt das Werk vollenden!"

Es ist begreiflich, daß dem Kaiser aus politischen wie religiösen Gründen die Gewährung des kurfürstlichen Gesuchs nicht leicht geworden. Wenigstens die nächstliegenden Gefahren übersah er nicht. Mußte denn nicht die Erhebung des protestantischen Hohenzollern alle katholischen Mächte, in erster Linie den Papst verdrießen? Mußte sie nicht den Unwillen des ehrgeizigen bayrischen Kurfürsten erregen und Max Emanuel vollends in Frankreichs Arme treiben? Die, welche weiter schauten, als Kaiser Leopold, sahen noch ganz andre, schwerere Gefahren voraus. Der Titel gab Ansprüche: wehe dem habsburgischen Kaiser, wenn dereinst ein Träger dieser Krone auf den Gedanken kam, den Titel zur Wahrheit zu machen, königliche Ansprüche mit dem Schwerte durchzukämpfen und seinen Vergrößerungsdrang am Reich, wohl gar an Österreich zu befriedigen! Mit verletzendem Spotte urteilte selbst der große Oranier über Friedrichs I. Königstitel; wenn dagegen Prinz Eugen wirklich die Äußerung gethan hat, „die kaiserlichen Minister seien des Henkens wert, welche dem Kaiser geraten, die preußische Krone anzuerkennen," so hat er nicht allein vom österreichischen Standpunkte aus richtig geurteilt, sondern auch damit bewiesen, daß sein staatsmännischer Blick soweit reichte, wie sein militärisches Genie.

Infolge des Kronvertrages durfte Kaiser Leopold aber wenigstens für den Augenblick auf Brandenburg trauen, und der neue König hat durch seine reichliche Hilfsleistung dies Vertrauen glänzend gerechtfertigt. In Norddeutschland stand auf seiten des Kaisers auch Georg Ludwig von Hannover, der Sohn des ersten Kurfürsten, dem auch in Lüneburg-Celle demnächst die Erbfolge zufallen mußte. Er war kein verächtlicher Bundesgenosse; verbürgte doch eine englische Parlamentsakte seiner Mutter, der geistreichen und stolzen

*) Den Reichsadler führten der deutsche Orden seit dem Privilegium Kaiser Friedrichs II. vom Jahre 1226 — vergl. Bd. I, S. 539 — und, seit der Säkularisation, dementsprechend die Herzöge von Preußen im Wappen.

Digitized by Google

Die Krönung Friedrichs III., Kurfürſten von Brandenburg, zum erſten König von Preußen zu Königsberg am 18. Januar 1701: Salbung des Königs durch den Oberhofprediger Konſiſtorialrat Benjamin Urſinus.

Kupferſtich in Merians Theatrum Europaeum, entworfen von Eoſander von Göthe, dem Anordner der Ausſchmückung der Schloßkapelle zu dieſer Feierlichkeit.

Digitized by Google

Sophia und ihrer hannöverschen Nachkommenschaft die englische Krone. In Mitteldeutschland waren die hessischen Fürsten und das waldeckische Haus dem kaiserlichen Interesse aufrichtig ergeben. Am Rheine war der Kurfürst von der Pfalz, mit dem habsburgischen Hause verschwägert, jedem Winke des Wiener Hofes zu folgen bereit. Noch waren die Unthaten von 1689 nicht vergessen, außerdem rechnete der Pfalzgraf Johann Wilhelm auf bedeutende Belohnungen, wenn er zum Kaiser hielt: mindestens erwartete er, nach glücklichem Kriege die habsburgische Statthalterschaft in den spanischen Niederlanden zu gewinnen, doch trug er sich auch mit dem Gedanken, die Oberpfalz zurückzuerhalten, wenn der bayrische Vetter auf französischer Seite beharrte. In einem ausdrücklichen Vertrage hatte sich Trier den Verbündeten angeschlossen, denn der Kurfürst entstammte dem lothringischen Hause, dem der Haß gegen Frankreich angeboren war. Auch Mainz hielt zum Kaiser, und als Direktor des Reichstages leistete der Mainzer Kurfürst dem Kaiser erhebliche Dienste. In dem schwäbischen und fränkischen Kreise, wo so viele nichtige, aber anspruchsvolle Reichsstände ein verkümmertes Dasein fristeten, hatte Leopold vor allem den Markgrafen von Baden-Baden und den Herzog von Württemberg enger an das österreichische Interesse gefesselt.

1702 So durchspannte im Frühjahre 1702 eine Kette gutgesinnter Fürstenhöfe das deutsche Reich: nicht ohne Mühe war sie geschmiedet worden, denn seit dem Jahre 1701 drängten sich allenthalben französische Agenten ein.

Entbehrlich waren sie an den Höfen des Kölners und des Kurfürsten von Bayern. Diese wittelsbachischen Fürsten, welche zwar im Dezember 1700 dem Kaiser formelle Ergebenheitsversicherungen hatten zugehen lassen, waren dem französischen Bündnis unwiderruflich verfallen.

Es bleibe dahingestellt, ob Max Emanuel an das alberne Märchen glaubte, der Kaiser habe seinen Sohn, den eigentlichen Erben Spaniens, vergiften lassen, — der Kurfürst hatte noch andre, weniger persönliche Gründe zum Anschluß an Frankreich. Wie groß hatte der Herzog Maximilian im Jahre 1619 dagestanden, wie stolz derselbe Mann als Kurfürst auf dem Regensburger Fürstentage! Jetzt sah sich der Enkel des „treuen" Anhängers der ferdinandeischen Politik von Brandenburg-Preußen und Sachsen-Polen überflügelt, dem Welfenhause winkte bereits die englische Krone: Max Emanuel hätte kein Wittelsbacher sein müssen, wenn er nicht auch nach einer Krone ausgeschaut hätte. Frankreich bot sie ihm dar: nach Eroberung der pfalz-neuburgischen und rheinpfälzischen Länder sollte das königliche Bayern der mächtigste Staat Süddeutschlands werden. Für jeden möglichen Verlust wurde sichere Entschädigung in Belgien in Aussicht gestellt. So verpflichtete sich denn der Wittelsbacher, mit einem Heere von 25000 Mann das Haus Habsburg unausgesetzt anzugreifen.

Zwischen Böhmen, Österreich, Tirol und den wehrlosen Trümmerstaaten des schwäbischen und fränkischen Kreises nahm Bayern eine überaus bedrohliche Stellung ein. Indessen gelang es der Diplomatie, besonders der englischen, allen bayrischen Umtrieben zum Trotz, die schwäbisch-fränkischen und die ober- und kurrheinischen Kreise dem Kaiser und seinen Verbündeten zu-
1702 zuführen (Nördlinger Vertrag, 22. März 1702).

Digitized by Google

FRIDERICVS REX PRVSSIAE
EL BR.

Friedrich I., König von Preußen.

Gemalt von J. F. Wenzel, Hofmaler des Königs, geſtochen von J. G. Wolfgang.

Auch in Norddeutſchland waren die franzöſiſchen Ränke nicht ganz erfolglos geblieben. Kurfürſt Auguſt der Starke von Sachſen, der nicht ohne kaiſerliche Gunſt König von Polen geworden war, ſtattete Leopold ſeinen

Digitized by Google

Dank dadurch ab, daß er von allen Reichsständen zuerst (17. Dezember 1700) sich mit Ludwig XIV. verbündete, um dessen Vermittlung bei Karl XII. zu gewinnen. Kaum drei Monate später (4. März 1701) schlossen die nächsten Anverwandten des Kurfürsten von Hannover, Rudolf August und Anton Ulrich von Wolfenbüttel unter dem Namen einer „bewaffneten Neutralität" ein förmliches Bündnis mit Frankreich; ihnen folgte sofort (13. April) Herzog Friedrich von Sachsen-Gotha und Altenburg.

Die braunschweigischen Brüder verpflichteten sich, falls die Kurwürde nicht auf das braunschweigische Gesamthaus ausgedehnt würde, so daß sie stets der älteste bekleidete, gegen Österreich ein Heer von 8000 Mann aufzubringen. In einem späteren Vertrage (3. November 1701) wurde die Zahl auf 12000 Mann erhöht, für deren Werbung und Unterhaltung Ludwig XIV. Hilfsgelder zusagte.

Aber all diese Früchte der französischen Diplomatie gingen in kürzester Frist verloren. Die französische Vermittlung wurde vom Schwedenkönige mit Entschiedenheit zurückgewiesen; bald geriet der Sachse in so arge Bedrängnis, daß er nicht einmal sich, geschweige denn andern helfen konnte. Die Herzöge von Braunschweig, die schon 12000 Mann zusammengebracht hatten, wurden gewaltsam entwaffnet (20. März 1702); Anton Ulrich wurde vertrieben, Rudolf August mußte die für französisches Geld geworbenen Truppen dem Kaiser überlassen. Auch der Herzog von Gotha trat von dem Bündnis mit Frankreich zurück und verstärkte mit seinen Söldlingen die kaiserlichen Regimenter. In Nord- und Mitteldeutschland hatte Leopold wenig zu fürchten, höchstens, daß vielleicht der mit Dänemark verfeindete Herzog von Holstein-Gottorp, auf schwedische und französische Hilfe gestützt, im niedersächsischen Kreise einen immerhin gefährlichen Kriegsbrand entfachen konnte.

Kursachsens Stellung wurde durch die ersten und schnellen Erfolge Karls XII. eine äußerst ungünstige. Denn bevor der spanische Erbfolgekrieg auf deutschem Boden begann, wurde von dem Drama im Norden bereits der zweite Akt gespielt. Der erste schloß mit dem Frieden von Travendahl (18. August 1700), in dem Dänemark genötigt ward, vom Bunde mit Karls Gegnern abzulassen; dann vernichtete der Schwedenkönig bei Narwa das russische Heer (30. November), zerstreute die russisch-sächsischen Truppen, nahm 1701 Warschau, besiegte im Juli 1702 die polnisch-sächsische Armee bei Kliffow, bemächtigte sich der Stadt Krakau und betrieb, auf weitere Erfolge gestützt, die Absetzung Augusts.

Was die andern europäischen Staaten betrifft, so hatte Ludwig XIV. in Italien den Herzog von Savoyen gewonnen, der Kaiser dagegen am 7. September 1701 im Haag mit England und Holland die sogenannte „große Allianz" geschlossen.

16. Der spanische Erbfolgekrieg bis zur Schlacht bei Höchstädt.

Obwohl das Haager Bündnis eigentlich den Kampf gegen Frankreich bedeutete, dauerte es geraume Zeit, bis die Seemächte handelnd auftraten. Der Oranier sah sich noch vom Parlament gelähmt, Leopold mißtraute ihm sogar: Österreich mußte zunächst allein in den Krieg. Da sich derselbe aber

auf vier verſchiedenen Schauplätzen Europas — in Italien, in den Niederlanden und im deutſchen Reich, endlich auch in Spanien — abſpielt, muß ſich die eingehendere Darſtellung hier auf die Begebenheiten beſchränken, welche zunächſt Deutſchland angehen.

Als Vorſpiel des allgemeinen Krieges entbrannte im Jahre 1701 der Kampf um Mailand, welches der Kaiſer nach Karls II. Tode ohne weiteres als heimgefallenes Reichslehen einziehen wollte. Der franzöſiſche Feldherr Catinat, der in Norditalien dem Prinzen Eugen gegenüberſtand, zeigte ſich ihm nicht gewachſen: er ward (9. Juli 1701) bei Carpi geſchlagen und durch den prahleriſchen Villeroi erſetzt. Aber dieſer erlitt gleichfalls eine demütigende Niederlage (am 1. September) bei Chiari und wurde ſogar am 1. Februar 1702 durch einen gelungenen Handſtreich in Cremona gefangen 1702 genommen. Im ſtolzen Siegesbewußtſein hätten ſich die kaiſerlichen Miniſter nun am liebſten gleich auf Neapel geſtürzt und nahmen es Wilhelm von Oranien ſehr übel, daß er von einem ſolchen Unternehmen nichts wiſſen wollte. Prinz Eugen jedoch war dem Plane auch entgegen; mit Mühe hielt er ſich gegen Villerois Nachfolger, Vendôme. Auch am Niederrhein war ſchon im Herbſt 1701 Waffenlärm laut geworden. Franzöſiſche Regimenter kamen unter dem Namen „burgundiſche Kreistruppen“ dem Kurfürſten Clemens

Prinz Eugens Übergang über die tridentiniſchen Alpen nach Oberitalien zum Feldzuge von 1701.
Aus dem „Theatrum Europaeum“.

Digitized by Google

von Köln zu Hilfe: seine Stände und das Kapitel, welche beide dem französischen Bündnis abhold waren, wurden durch Holländer unterstützt, die sich gleichfalls Kreisbundestruppen nannten. So begann hier auf dem engbegrenzten Gebiet des deutschen Reichsfürstentums der europäische Kampf um die spanische Erbschaft.

1702 Höchst nachteilig für die kaiserliche Sache hätte der am 19. März 1702 erfolgte Tod des Oraniers werden müssen, wenn nicht Ludwig XIV. kurz zuvor die öffentliche Meinung Englands aufs äußerste erregt hätte. Im September 1701 erließ er eine Anzahl Verordnungen, welche den englischen Handel schwer schädigten; am 16. September erkannte er am Sterbebette des vertriebenen Jakob II. den Prinzen Jakob Stuart als König Jakob III. von England an. Da einten sich Whigs und Tories in nationaler Entrüstung gegen Frankreich; die Königin Anna mußte an den Plänen Wilhelms festhalten, überdies beeinflußt durch ihre Vertraute, die Herzogin von Marlborough, deren Gemahl an die Spitze sämtlicher englischer Truppen trat. Am 15. Mai 1702 ritt der englische Wappenkönig, von zahlreichen Herolden und Leibgarden umgeben, vom Palaste der Königin aus nach der City. Unter Trompetengeschmetter verkündete er die Kriegserklärung gegen Frankreich, und jubelnder Beifall der Massen antwortete ihm.

Während der Herzog von Marlborough sich zur Abfahrt nach den Niederlanden rüstete, hatten die Operationen in Deutschland schon begonnen. Mit welchen Hoffnungen trugen sich alle Patrioten! Gründlich wollte man sich an Frankreich rächen und ihm den Raub des letzten Menschenalters abnehmen. So wurde die Reichsarmee, welche unter dem Oberbefehle des erfahrenen, aber allzu bedächtigen Türkensiegers Ludwig von Baden stand, zunächst beauftragt, die Festung Landau an der Queich, die nördliche Pforte zum Elsaß, zu erobern. Der Sohn Leopolds, der römische König Joseph, fand sich beim Heere ein, das in der Mitte des Juni die Belagerung
1702 begonnen hatte, und trieb zur Eile. Wirklich fiel die Festung am 9. September, da traf eine Nachricht ein, welche die Ausnutzung dieses ersten Erfolges unmöglich machte. Man hatte auf kaiserlicher Seite noch immer gehofft, Max Emanuel von Bayern zu gewinnen, und die Verhandlungen mit ihm fortgesetzt; da warf er im September die Maske ab: am 10. September gelangte nach Regensburg die Nachricht, daß der Kurfürst die Reichsfestung Ulm überfallen und genommen hatte. Dabei beteuerte Max Emanuel, er sei nicht im Kriege gegen das Reich begriffen; es widersprach auch am 19. September der bayrische Gesandte der Kriegserklärung gegen Frankreich. Indessen ließ sich nichts mehr bemänteln, der Gang der Ereignisse nicht länger aufhalten. Am 28. September trat das Reich der Haager Allianz förmlich bei; es erfolgte Bayerns Absage an den Kaiser und seine Helfershelfer (6. Oktober), worauf der Reichstag mit einem geharnischten Beschlusse antwortete. Am 19. November entband der Kaiser alle Unterthanen Max Emanuels von ihrem Treueid.

Digitized by Google

Nach dem Abfall des Bayern konnte man nicht mehr daran denken, von Landau aus die befestigten Lauterlinien zu durchbrechen; jetzt galt es nur, die Verstärkung Max Emanuels durch französische Truppen zu verhindern. Es war nicht das Verdienst des Markgrafen von Baden, daß der zur Unterstützung Bayerns heranziehende Marschall Villars für diesmal noch unverrichteter Dinge zurückzog: wenn im nächsten Frühjahre die französische Ostarmee überlegene Streitkräfte nach Schwaben und dem Oberrhein warf, konnte der Ausgang nicht zweifelhaft sein. Auch Marlborough war mit seinen eigenen Erfolgen gegenüber den Franzosen unter Boufflers nicht zufrieden. Nach der Einnahme von Lüttich (31. Oktober) beherrschte er zwar die ganze Maas, und weiterhin, im Osten, unterbrach nur noch die kurkölnische Festung Bonn die Verbindung zwischen der niederländischen Armee und den Kaiserlichen am Oberrhein, aber er beteuerte, unempfindlich für die übertriebenen Dankesbezeugungen der Holländer, „wenn Frankreich im nächsten Jahre seine Kräfte rühriger anspanne, müsse die Sache der Verbündeten in offenbaren Nachteil geraten."

Die Ereignisse des nächsten Jahres schienen diese Voraussicht auf allen 1703
Kriegsschauplätzeu bestätigen zu wollen. Zuvörderst fehlte es der kaiserlichen Regierung an den nötigen Geldmitteln. Die andauernden Kriege, namentlich gegen die Türken, ein zahlloses Beamtenheer hatten das Mark des Landes aufgezehrt; der Hof, selbst Kaiser Leopold, scheuten sich nicht, zu einer Zeit, in welcher der größte Teil der Jahreseinnahmen im voraus verpfändet war, große Summen zu kostspieligen Vergnügungen und für fromme Zwecke zu verschleudern. Natürlich machte sich die Geldverlegenheit am meisten fühlbar in ungenügenden Lieferungen, in verspäteter Soldzahlung an die Armee.

Zu diesen trostlosen Zuständen gesellten sich im Frühjahr 1703 neue Gefahren in Ungarn und Siebenbürgen, um so bedenklicher, als man alle irgendwie entbehrlichen Truppen auf die Kriegsschauplätze entsendet hatte. Notgedrungen verhielt sich die Regierung schonend gegen die ersten Äußerungen aufrührerischer Gesinnung, welche man im vorigen Jahrhundert nicht hatte austilgen können. Aber auf die Dauer konnte man den Umtrieben der Empörer nicht zusehen. Teils die Kuruczen, teils die geistlichen und weltlichen Magnaten beharrten in nationalem Widerstande gegen die österreichische Staatsidee. Volkstumulte erhoben sich schon 1697, und die Volksdichtung klagte: „Wo bleibt die ungarische Freiheit und des Königs Matthias (Corvinus) Gerechtigkeit?" An die Spitze der Bewegungspartei trat dann Franz Rákóczy II. (geb. 1676), aus edelstem Geschlecht, mit allen Familien verwandt, die je gegen den Kaiser die Fahne des Aufstandes getragen. (Sein mütterlicher Großvater war Peter Zrinyi, der von Henkershand starb, sein Stiefvater Emerich Tökölv.) Neben dem zu melancholischer Reflexion geneigten Rákóczy stand als eigentlich treibende Kraft Graf Niklas Bercsényi von Székes. — Rákóczys Umtriebe wurden enthüllt, führten dann (18. April 1701) zu seiner Verhaftung und Flucht (November). Er entkam nach Polen, von wo aus er das Feuer der Empörung weiter schürte.

Es war zu begreifen, daß der Kaiser in so bedrohter Lage noch immer nicht die Versuche aufgab, Max Emanuel von Ludwig XIV. abzuziehen; jedoch waren diese Bemühungen nach wie vor fruchtlos. Zu seiner Unter-

stützung — denn die Nordgrenze Bayerns bedrohten österreichische Truppen, das Reichsheer lagerte im Schwarzwald an seiner Westgrenze — wurde von Frankreich der Marschall Villars entsendet. Das Reichsheer war, wie immer, in trübseligster Verfassung, und Markgraf Ludwig verstand nicht, den Vormarsch der Franzosen zu hindern. Nachdem Villars Kehl erobert, zog er ungehindert durch die Schwarzwaldpässe und vereinigte sich am 12. Mai mit Max Emanuel. Dadurch änderte sich die ganze Situation: jetzt hatte der Kaiser zu fürchten.

Zum Glück für ihn waren Max Emanuel und Villars darüber nicht einig, welche weiteren Schritte sie thun sollten. Der französische Heerführer hatte ursprünglich den richtigen Plan, die Donau abwärts vorzudringen und den Kaiser in seinen Erblanden anzugreifen, während Rákóczy ihn von Ungarn aus fassen sollte. Vorübergehend trat Max Emanuel diesem Vorschlage bei, aber nur um ihn wieder fallen zu lassen: er mochte angesichts der Nähe des Feindes einen so kühnen Schritt nicht wagen, der ihn nötigte, sein Bayernland preiszugeben. Darum schlug er erst einen Angriff auf Franken vor, dann einen Einfall in Tirol. Auch das letztere Projekt hatte viel für sich; wenn es gelang, konnte man an den Alpen den Franzosen die Hand reichen, welche in Norditalien jetzt unbedingt die Sieger waren.

Zu den Meinungsverschiedenheiten über den Kriegsplan kamen persönliche Zerwürfnisse zwischen dem Kurfürsten und dem Marschall. Der erstere war erfüllt von dem Bewußtsein eignen Wertes und seiner reichsfürstlichen Würde; der Marschall war anmaßend und von allen Feldherrn Ludwigs XIV. am allerwenigsten geeignet, an der Seite eines immerhin hilfsbedürftigen Herrschers die Anwandlungen souveränen Fürstendünkels zu ertragen.

Indes wurde der Angriff auf Tirol mit Rücksicht auf die Verhältnisse in Oberitalien auch vom französischen Hofe gebilligt: Marschall Vendôme sollte nordwärts ziehen und Welschtirol unterwerfen. Man rechnete in Paris sehr stark auf die Unzufriedenheit der Tiroler, welche allerdings durch harten Abgabendruck erbittert waren.

Der Feldzug gelang, soweit der Erfolg von Max Emanuel abhängig war. Nach der Einnahme des wichtigen Kufstein drang sein Fußvolk über Innsbruck zum Brenner vor, wo die Vereinigung mit Vendôme geschehen sollte. Aber dieser war mit üblicher Saumseligkeit aufgebrochen und stieß außerdem auf unerwarteten Widerstand. Zum Unglück der Bayern erhob sich nun das ganze Landvolk Tirols: nicht Begeisterung für den habsburgischen Herrscher beseelte es, aber ingrimmiger Stammeshaß gegen den bayrischen Nachbar. Mit Mühe bewerkstelligte Max Emanuel seinen Rückzug.

An der Spitze des Volkskrieges stand M. A. Sterzinger, der Pfleger von Landeck; die erste That der Tiroler war ein Überfall ahnungsloser Bayern an der Pontlatzer Brücke (30. Juni). Als sich auch die Oberinnthaler erhoben hatten, kam es zu harten Kämpfen in der Gegend der Martinswand. Hier erschoß der Förster Lechleitner den Grafen Ferdinand von Arko, in der Meinung, den Kurfürsten zu töten. — Vendôme war überhaupt nur bis Trient gekommen.

Digitized by Google

In der Zeit seiner Abwesenheit war Marschall Villars in ziemlich gefährlicher Lage gewesen. Denn gegen ihn rückte mit allen entbehrlichen Truppen der Markgraf von Baden: ein französisches Heer von 60000 Mann, das unter Tallard schon den Rhein überschritten hatte, kehrte aus Mangel an Fourage wieder um und überließ Villars seinem Schicksal. Der Markgraf besetzte zu Anfang September Augsburg und stellte die Verbindung der deutschen Truppen mit Tirol wieder her. Da vom linken Donauufer Graf Styrum mit 18000 Mann kaiserlicher Truppen anrückte, schien eine Umzingelung der Franzosen bevorstehend. Aber die Bedenklichkeiten des Markgrafen vereitelten den Erfolg. Villars wandte sich nach dem linken Donauufer und überfiel Styrum am 20. September in der Ebene bei Höchstädt. Die kaiserlichen Generale überrumpelte man im Bett. Styrums geschlagenes Heer floh auf Nördlingen zu, und nur der tapfere Widerstand Leopolds von Dessau, der trotz der feindlichen Übermacht einen meisterhaften Rückzug bewerkstelligte, rettete es vor dem Untergang. Nach diesem Erfolg veruneinigte sich Villars von neuem mit dem Kurfürsten über den weiteren Kriegsplan. Max Emanuel drohte mit Verhandlungen am kaiserlichen Hofe, da forderte der Marschall seine Entlassung. Ludwig XIV. erteilte sie ihm, denn er war des Kurfürsten zu sehr benötigt, als daß er ihn einem noch tüchtigern Feldherrn zu Liebe — und Villars war nicht einmal tüchtig — in die Arme Habsburgs getrieben hätte. Im Oktober ward Villars durch den Grafen Marsin ersetzt, welcher gleichfalls sofort in Meinungsverschiedenheiten mit Max Emanuel geriet. So ließ man denn den Markgrafen Ludwig, der sich in dem Winkel zwischen dem Bodensee und Iller geborgen, unangefochten; ein einziger herzhafter Angriff hätte ihn in den See werfen können. Während das Reichsheer unter seinem bedächtigen Führer auf jede Thätigkeit für jetzt verzichtete, fügte das neue französische Heer unter Tallard dem Kaiser im Herbste noch empfindliche Verluste zu. Am 6. September erlag die Festung Alt-Breisach der Umlagerung Vaubans; am 17. November wurde Landau von den Franzosen wieder erobert, nachdem sie bei Speyerbach ein Entsatzheer, das aus den Niederlanden herangerückt war, mit erheblichen Verlusten zurückgeschlagen hatten. Damit hatten denn die Franzosen wieder ebenso günstige Stellungen am Rhein erworben, wie in den früheren Kriegen. Und noch im Winter machten die feindlichen Waffen, an andrer Stelle, weitere Fortschritte. Am 1. Januar 1704 fiel Passau in die Hände Max Emanuels; bayrische 1704
Truppen schwärmten über den Inn in die österreichischen Erblande hinein.

Auch die Hoffnungen, welche man auf Marlborough gesetzt, waren nur zum kleinsten Teil in Erfüllung gegangen: der Hader zwischen dem englischen Heerführer, der auf kühne Unternehmungen drang, und den zaghaften Holländern verdarb alles. Drei halbverfallene Festungen brachten die Verbündeten mit ihren überlegenen Streitkräften zu Fall: schon Ende September wollten die Holländer Winterquartiere beziehen. Dagegen hatten die französischen Heerführer Villeroy und Boufflers ihre Aufgabe aufs glücklichste gelöst und mit

Digitized by Google

ihrem schwächeren Heere die belgischen Provinzen behauptet, deren wichtigste Waffen- und Handelsplätze Marlborough hatte einnehmen sollen.

1703 Zu Ende des Jahres 1703 machte sich auch Erzherzog Karl bereit, die Reise nach seinem neuen spanischen Reich anzutreten, wo sein Nebenbuhler Philipp V. schon in den ersten Monaten seiner Regierung seine Unfähigkeit und seine Unlust zu den Geschäften deutlich bezeugt hatte. Die Fürstin Orsini allein, eine geborne Französin und Meisterin der politischen Intrigue, hielt das bourbonische Königtum über Wasser.

War auch die habsburgische Sache in Spanien nicht aussichtslos, so hatte sie doch wenige Sympathien, und die Expedition des Erzherzogs war nicht ohne Gefahr. Langwierige Verhandlungen waren ihr vorangegangen, teils mit Portugal, teils mit dem Kaiser. Leopold beanspruchte die ganze spanische Monarchie für sich oder seinen Erstgebornen und wollte nicht zu gunsten Karls verzichten. Wenigstens Mailand verlangte der römische König als heimgefallenes Reichslehn. Endlich wurde mit Portugal ein Bündnis abgeschlossen und eine portugiesische Prinzessin zur Braut des Erzherzogs Karls ersehen (16. Mai 1703); am 16. September verzichtete der Kaiser endgültig auf die gesamte spanische Erbschaft; in einem geheimen Artikel wurde Joseph Mailand gesichert. Furchtbare Winterstürme verzögerten die Abfahrt Karls bis zum Januar 1704; als er am 8. März in den Tajo einlief, empfing ihn, eine unglückliche Vorbedeutung, die Trauerkunde, daß seine Braut den Blattern erlegen sei.

Im ganzen stand es zu Ende des Jahres 1703 trübe mit Österreichs Hoffnungen; nur an zwei Stellen zeigte sich die Aussicht auf eine bessere Zukunft. Die französische Brutalität, die sich des Herzogs von Savoyen versichern wollte, veranlaßte diesen gerade zum Bunde mit dem Kaiser (8. November); in Österreich trat an die Spitze der Finanzverwaltung der redliche Graf Gundaker von Stahremberg, die Oberleitung des Heeres wurde dem Prinzen Eugen übertragen. An diesen Wechsel knüpften sich die größten Erwartungen, die denn auch zum Teil bestätigt wurden.

17. Die Schlacht bei Höchstädt (1704). Leopolds I. Tod (1705).

Nicht sofort konnte Prinz Eugen alle Mißstände beseitigen, aber er hauchte doch dem Heere einen Teil seines Geistes ein. Mit richtigem Blick erkannte er, daß zuvörderst der Bayer niedergeworfen werden müsse, und er
1704 verzagte auch nicht, als Tallard den Rhein überschritt (17. Mai 1704) und eine Woche später sich bei Donaueschingen mit Max Emanuel vereinigte. Aber allerdings war es notwendig, daß Prinz Eugen selbst auf dem deutschen Kriegsschauplatze erschien: war doch der Rheinübergang der Franzosen unter den Augen des Markgrafen Ludwig vor sich gegangen, und nur der elende Zustand des Reichsheeres entschuldigte seine Unthätigkeit. Die bedeutsamste Rolle aber neben dem Prinzen Eugen war Marlborough zugedacht.

Er hatte nach dem holländisch-englischen Kriegsplan eigentlich gegen die französischen Moselfestungen vorgehen sollen; das setzten die Franzosen voraus, das nahmen die holländischen Felddeputierten als gewiß an: nie hätten sie freiwillig zugegeben, daß der Herzog mit Preisgebung ihres Landes an die Donau marschierte, um an der Seite des

Digitized by Google

Prinzen Eugen und des Reichsfeldherrn die Bayern und Franzosen zu bekämpfen. Aber gerade dies beabsichtigte der Herzog, welcher die Richtigkeit von Eugens Kriegsplan völlig anerkannte.

Unter allerlei Vorwänden, unter Entschuldigungen wegen der notwendigen Überschreitungen seiner Instruktion führte er sein Vorhaben aus, überschritt bei Koblenz den Rhein, dann den Main: am 3. Juni stand er am rechten Ufer des Neckar, am 12. Juni traf er in Großheppach ein zu der denk- 1704
würdigen, folgenreichen Begegnung mit dem Prinzen Eugen und dem Markgrafen von Baden. Der Reichsfeldherr, dessen Stern längst im Erbleichen war, trat hinter den andern beiden Heerführern zurück. So verschieden diese in ihrem äußeren Erscheinen und in ihrer Sinnesart auch waren, — der Herzog einer der schönsten Männer seiner Zeit, glänzend und stürmisch, der Prinz unansehnlich, aber von schwungvoller Seele, die ihren Adel, ihre Mäßigung und Spannkraft nie verlor — sie schienen durch ihre militärischen Talente zur Waffenbrüderschaft wie geschaffen. Bescheiden und gefällig trat der stolze Herzog den deutschen Heerführern entgegen: hatten sie doch einen Kriegsruhm aufzuweisen, den er noch erst zu erringen strebte. Der eigensinnige Reichsfeldherr setzte durch, daß der Prinz Eugen am Rheine Stellung nahm, um die Schwarzwaldpässe zu decken, er selbst vereinigte am 22. Juni sein Heer mit dem Marlboroughs; gegen Ende des Monats rückten die Verbündeten auf Donauwörth zu gegen die bayrische Grenze. Am 2. Juli erreichten sie die Verschanzungen auf dem Schellenberge, einer beherrschenden Hügelstellung vor den Thoren der genannten Stadt. Max Emanuel war in einem Parallelmarsche den Gegnern donauabwärts gefolgt und hatte, mehrere Stunden von Donauwörth aufwärts, bei Lauingen ein festes Lager bezogen. Um ihn womöglich noch hier zu fassen, unternahm das ermüdete Heer der Verbündeten noch am Abend des 2. Juli den Sturm auf den Schellenberg. An der Spitze seiner Bataillone fiel unter andern Tapferen der holländische General von Goor, ein Flankenangriff des Markgrafen unterstützte den Hauptstoß Marlboroughs: die Bayern räumten die Verschanzungen, um sich durch Donauwörth auf das andre Donauufer zu ziehen. Die englische Reiterei verwandelte den Rückzug in wilde Flucht. Während der Kurfürst sich auf Augsburg warf, drang Marlborough über den Lech in sein Kurfürstentum ein.

Zum größten Mißvergnügen des Herzogs wurden jetzt aufs neue von Wien aus mit dem Kurfürsten Verhandlungen angeknüpft, die ihm sogar äußerst günstige Bedingungen gewährten. Fast schien es, als sollte die Verhandlung glücken: schon flehte die Kurfürstin, aus München geflüchtet, ihren Gemahl an, dem Lande den Frieden zurückzugeben; jeden Tag konnte Marlborough den Gegner erreichen, Tallard zauderte mit dem versprochenen Hilfskorps, — wirklich verpflichtete sich Max Emanuel am 15. Juli zur Unterzeichnung des Vertrages, — da kam die Nachricht, Tallard rücke an, sei in größter Nähe. Verstandesgründe und Leidenschaft ließen den wetterwendischen Kurfürsten sein Wort brechen.

So sollte denn auf dem Schlachtfeld die Entscheidung fallen. Marlborough war's zufrieden; jetzt ergossen sich seine Streifkorps plündernd und brennend

über das bayrische Flachland. Als aber Tallards Heer sich wirklich mit dem Kurfürsten vereinigt hatte, mußte man dieses System aufgeben und sich zu einer Hauptschlacht entschließen. Der Markgraf Ludwig wollte davon nichts wissen, wohl aber war Marlborough dieser Meinung und ebenso Prinz Eugen, der nach Tallards Aufbruch seine nutzlose Stellung im Schwarzwald aufgegeben hatte und ihn auf dem linken Donauufer begleitete. Als der Marschall in Augsburg anlangte, stand der Prinz in der Nähe von Höchstädt und Donauwörth.

Die Sachlage war aber dadurch nicht einfacher geworden. Wandte sich Max Emanuel gegen den Prinzen, so konnte dieser leicht erdrückt werden; zogen Marlborough und der Markgraf ihm zu Hilfe nach Donauwörth, so gaben sie alle bisherigen Erfolge wieder auf, und Max Emanuel konnte von Bayern aus in die österreichischen Erblande einbrechen. Um sicher zu gehen, empfahl Markgraf Ludwig die Belagerung von Ingolstadt, und man mußte ihm zu dem kleinlichen Unternehmen wirklich 20000 Mann überlassen. Aber dadurch wurden wenigstens Marlborough und Eugen Herren ihrer eigenen Entschlüsse. Sie kamen überein, mit vereinten Streitkräften dem Feinde die Entscheidungsschlacht anzubieten. Für einige Tage kam der Prinz in eine sehr gefährdete Lage; er mußte, als die französisch-bayrischen Truppen am 10. August die Donau bei Lauingen überschritten, gegen vierfach überlegene Streitkräfte das linke Donauufer hüten, bis Marlborough herankam. Wohl eilte der Herzog, so sehr er konnte, aber der Prinz hatte sechsunddreißig bange Stunden zu überstehen. Zu seinem Glück waren die feindlichen Feldherren uneinig und versäumten, den verhängnisvollen 11. August auszunutzen: bei Sonnenuntergang vereinigte sich Marlborough, der die Donau bei Donauwörth überschritten, mit dem Prinzen Eugen.

An Truppenstärke, wie an der Zahl der Geschütze waren die Franzosen den Verbündeten weit überlegen, aber diesen Vorteil glich die Genialität und Einmütigkeit der Feldherrn wieder aus. Ihre Gegner dagegen glaubten in unbegreiflichem Eigendünkel noch am Morgen des Schlachttags, die Verbündeten würden sich vor ihnen nach Nördlingen zurückziehen. Diese begannen um Mittag die Schlacht bei Höchstädt, welche vier Stunden tobte, ohne ihnen die mindeste Aussicht auf den endlichen Sieg zu gewähren, ja der von Eugen geführte rechte Flügel, dem die härteste Arbeit zu teil geworden, war in entschiedenem Nachteil. Eugen, der in einem hügligen und bewaldeten Teile des Schlachtfeldes operieren mußte, hatte von Malborough zu wenig Fußvolk zugeteilt erhalten und mußte außerdem den Kampf mit dem besten der feindlichen Feldherrn, dem Kurfürsten, bestehen. Hier zeichneten sich auch die straffen Regimenter des preußischen Fußvolks unter Leopold von Dessau durch ihre sprichwörtlich gewordene Kaltblütigkeit aus. Aber doch zeigte sich, daß hier am Gebirge der entscheidende Stoß nicht geschehen könne: er mußte von Marlborough ausgehen. Dieser hatte alle seine Kräfte bisher an die Erstürmung der Schlüsselpunkte der feindlichen Stellung, Oberglauheim und Blindheim, wiewohl vergeblich, gesetzt. Er gab trotzdem seinen Plan nicht auf, und das gewann den Sieg. Er zog alle Truppen nach dem Centrum zusammen und stellte die sämtliche Reiterei in das Vordertreffen, während das Fußvolk unter Lord Churchill folgte. Eine Viertelstunde lang wogten seine Heeresmassen wie in Unordnung durcheinander, dann war die Umformung der Schlachtordnung bewerkstelligt;

Digitized by Google

um sechs Uhr abends brachen seine Schwadronen vor. Dreimal stürmten sie auf die feindliche Linie ein; die Kavallerie derselben in ihrer ganzen Ausdehnung von Blindheim bis Oberglauheim mit furchtbarem Stoße treffend. Der dritte Angriff zerriß die Linien, Oberglauheim ward erstürmt. Zu gleicher Zeit war es auch dem Prinzen Eugen gelungen, die ihm gegenüberstehenden Bayern zu werfen, und so wurde die Niederlage allgemein. Der letzte Akt des Kampfes bestand darin, daß die nur aus Fußvolk bestehende Besatzung von Blindheim, die sich bis jetzt wacker verteidigt hatte, 9000 Mann stark, die Waffen strecken mußte. Der Sieg war vollständig: den Marschall Tallard selbst nahm ein hessischer Offizier, von Bonneburg, gefangen, die Franzosen und Bayern verloren an 30000 Mann.

Diese Niederlage war der erste größere Schlag, der Frankreich in den Tagen Ludwigs XIV. traf, der moralische Eindruck des Sieges daher ein außerordentlicher. Fürsten und Völker Europas erkannten, daß auch französische Heere überwindlich seien. Kurbayern lag als Siegesbeute dem Kaiser offen, die kleineren Reichsstände Schwabens und Frankens atmeten wieder auf; in England und Holland erhob sich berechtigter Jubel, in Spanien gewann der Sieg dem Erzherzog Karl unter den Granden Anhänger.

Der Kaiser feierte Marlborough als den Befreier Deutschlands und erhob ihn in den unerwünschten Reichsfürstenstand. Wie die Türken in Eugen den Sieger von Zenta fürchteten, trug man fortan in Frankreich den Namen Marlboroughs mit unheimlichem Grauen umher; ja selbst an der schwäbischen Donau erzählte man noch lange von dem unüberwindlichen Britenherzog, bis diese Heldengestalt vor den größeren Thaten des Preußenkönigs Friedrich II. allmählich verblaßte.

Nur in Italien behaupteten sich die Franzosen noch, weil man für diesen Kriegsschauplatz keine Truppen verfügbar hatte. Schwer dagegen lastete die Hand des Siegers auf dem unglücklichen Bayern, wo österreichische Kommissare sich schonungslose Erpressungen erlaubten. Für eine harte Behandlung des Landes war namentlich der römische König Joseph, der nebst seinem Vater am liebsten die mittelalterliche Ächtung gegen den Kurfürsten vollzogen hätte: man würde Bayern als fette Beute eingezogen und höchstens die Oberpfalz dem pfälzischen Kurfürsten zurückgegeben haben. Aber davon wollten weder die Seemächte wissen, noch die deutschen Reichsstände, Preußen voran. Aber wenigstens ein furchtbares Schreckensregiment trat in Bayern ein, als sich die Kurfürstin verleiten ließ, den Vertrag von Ilbesheim (7. November 1704) zu brechen und ohne Erlaubnis nach Venedig abzureisen. Unter dem 1704
Vorgeben, daß man einen Volksaufstand befürchte, wurde München besetzt, aber die weiteren Maßnahmen führten gerade die Empörung (im Herbst 1705) herbei.

Ein Mandat der österreichischen Regierung, die eine Aushebung von 12000 Mann in Bayern anordnete, rief das verzweifelnde Volk zur Empörung. Unter Anführung des Studenten Meindl, des Wirts von Ried und einiger abgedankter bayrischer Unteroffiziere nahmen die allmählich auf 30000 Mann angewachsenen „Landesverteidiger" die Festungen Burghausen, Braunau und Schärding. Aber da der Adel und die hohe Geistlichkeit es mit Habsburg hielten, blieben die Österreicher zuletzt Sieger. Als Vaterlandsverräter ist besonders der Freiherr von Prielmaier zu nennen, welcher den Vormarsch des siegreichen Volkes auf München durch Vermittlung eines Waffenstillstandes hemmte; ein zweiter Anschlag auf die Hauptstadt wurde durch den Pfleger zu Starnberg, J. J.

Digitized by Google

Öttlinger, verraten. Die Aufſtändiſchen in München, die mit den Oberländern trotzdem gemeinſame Sache machten, wurden (24. Dezember 1704) nach dem Dorfe Sendling gedrängt; auf dem dortigen Kirchhof kam es zum Verzweiflungskampf („Sendlinger Mordweihnachten“).

LEOPOLDUS I. D G ELECTUS
ROM: IMPERATOR SEMP: AUGUST
GERMANIÆ HUNGARIÆ BOHEMIÆ ET REX
DA VICTORIAM POPULO TUO

Kaiſer Leopold I. in ſpäteren Jahren.

Kupferſtich von Philipp Bautterts.

Die nächſten Folgen des Höchſtädter Sieges waren glänzend. Die bei Höchſtädt erbeuteten Geſchütze wurden von den Siegern zu einer neuen Belagerung Landaus verwendet, das freilich erſt am 23. November 1704 zur Übergabe gezwungen wurde; Ulm hatte ſich ſchon am 10. September ergeben. Nach dem weiteren Falle von Trier (29. Oktober) und Trarbach (18. Dezember) befand ſich kein Franzoſe mehr auf deutſchem Boden.

Digitized by Google

Dies waren die letzten Erfolge, die Kaiſer Leopold erlebte; am 5. Mai 1705 ſchied er, fünfundſechzig Jahre alt, aus dem Leben. 1705

Deutſchland verlor nichts in dem mittelmäßig begabten, ſchwachmütigen Herrſcher. Ernſthaft, gemeſſen und ſpröde, war er auch in Öſterreich nie populär geweſen. In dem fataliſtiſchen Glauben an die Zukunft ſeines Hauſes und in dem lebhaften Gefühl für die äußere Würde der kaiſerlichen Majeſtät war er ein völliges Ebenbild des Schattenkaiſers Friedrich III.

---

18. Vom Tode Leopolds I. bis zum Ausgang Joſephs I. (1711).

Joſeph I. ſtand in der Fülle der Manneskraft, ſechsundzwanzig Jahre alt, als ſein Vater aus dem Leben ſchied: er war äußerlich und innerlich der vollſtändige Gegenſatz zu dem Verſtorbenen. Beſonders in geiſtiger Hinſicht war er ein ſeltenes Phänomen unter den Habsburgern, frei von der Bigotterie ſeiner Vorfahren; er war beweglich und wißbegierig, ſein Geiſt ſtets auf das Weſentliche und Notwendige gerichtet. Er konnte ſich für die Freundſchaft, für alles Hohe und Außerordentliche begeiſtern.

Joſeph I. als Kind 1690, mit den Inſignien des römiſchen Königs.

Stich von Leonhard Heckenauer.

Joſeph I. war klein von Statur, mit blondem, faſt rötlichem Haar, blauen, ungemein lebhaften und glän-

zenden Augen, von einnehmenden Zügen, die meist ein freundliches Lächeln umspielte. Die Anstrengungen der Jagd, der er mit Leidenschaft oblag, festigten allmählich die lang entbehrte Gesundheit und gaben seiner beinahe weiblichen Schönheit ein männliches Ansehen.

Es war klar, daß ein Herrscher von solchen Anlagen seine kaiserliche Aufgabe, seine Stellung zu dem Papst, zu den europäischen Mächten und dem Reiche anders auffassen würde, als die ganze Reihe seiner letzten Vorgänger. Seine Wahlkapitulation verpflichtete Joseph, mindestens Straßburg und die elsässischen Reichsstädte zurückzugewinnen; alle Vaterlandsfreunde erwarteten von ihm die Wiederherstellung der Waffenehre im Kampfe gegen Frankreich. Josephs kriegerischer Ehrgeiz zielte auf Größeres: und wahrlich, ein Kaiser, der als Sieger am Rhein Elsaß und Lothringen dem Reiche zubrachte, hätte selbst noch in dieser trüben Zeit und trotz des jungen preußischen Königreichs eine achtunggebietende Hoheit erwerben, die wirkliche Führung im Reiche übernehmen können!

Aber bis dahin — welch weiter, mühevoller Weg! Die Waffen Rákóczys waren siegreich gewesen; von Frankreich unterstützt, breitete sich der ungarische Aufstand im Jahre 1704 weiter aus, auch in Siebenbürgen erhob sich eine dem Kaiserhause feindliche Partei und wählte Rákóczy zum Fürsten. Schon verbreitete sich das Gerücht, die Rebellen ständen auch mit dem Schwedenkönig in Verbindung, der den sächsischen Polenkönig entthront und den Woiwoden Stanislaus Leszinski erhoben hatte (12. Juli 1704). Vor allem aber war in Italien Hilfe nötig; in immer größere Not geriet, nach dem Verlust seiner Festungen, der Savoyer: es war ein besonderer Glücksfall, daß der Preußenkönig sich verpflichtete, dem Bedrängten 8000 Mann zur Hilfe zu senden (3. Dezember). Bis sie ankamen — unter Leopold von
1705 Dessau — (März 1705), stand hier gleichwohl alles auf dem Spiel.

Aber das erste Regierungsjahr Josephs sollte die gewünschten Erfolge nicht bringen. In Italien kam es am 16. August 1705 zwischen Vendôme und dem Prinzen Eugen, der hier wieder den Oberbefehl übernommen hatte, zur Schlacht bei Cassano, der blutigsten, die in diesem Kriege auf italienischem Boden geschlagen: aber nach vierstündigem Kampfe mußten die Gegner, deren Heere beide mit unvergleichlicher Tapferkeit um den Sieg gerungen hatten, ohne Entscheidung den Streit aufgeben. Es war besonders ein Ehrentag der Preußen, deren Führer, Leopold von Dessau, eine an Tollkühnheit grenzende Tapferkeit entfaltete und seine Truppen zu Leistungen anfeuerte, deren Gedächtnis noch heute in der preußischen Armee wach erhalten wird.

Leopold stürmte mit seinen Truppen durch drei wasserreiche Kanäle, in denen viele ertranken. Da die Munition völlig durchnäßt war, blieb den Preußen, am jenseitigen Ufer angelangt, als einzige Waffe das Bajonett. Dennoch durchbrachen drei Bataillone die feindlichen Brigaden Grancey und Bourk. Zum Andenken an diese That tragen die siebente und achte Kompagnie des Alexander-Garde-Grenadier-Regiments noch heute die damals den Tapferen verliehenen juchtenen Säbelhandriemen. — In dieser Schlacht soll zum ersten Male der nachmals so berühmte „Dessauer Marsch" gespielt worden sein.

Digitized by Google

Leopold von Deſſau bei der Eroberung der kleinen franzöſiſchen Feſtung Aire, 1710 von den Preußen erſtürmt.

Jugendbildnis, gemalt von Antoine Pesne, Kgl. Pr. Hofmaler.

Digitized by Google

Vollständig scheiterte die Unternehmung Marlboroughs, namentlich infolge der Lässigkeit, die nach dem Siege von Höchstädt bei den verbündeten Regierungen sich eingestellt hatte. Das englische Parlament bewilligte nur karge Mittel, das Reichsheer war nicht aus den Winterquartieren zu bringen. Marlborough hatte von der Gegend der Mosel her über Lothringen nach Frankreich einbrechen wollen, weil die Grenze hier am schwächsten durch Festungen bewehrt war, um dann geradeswegs auf Paris zu marschieren. Dazu bedurfte er der Mitwirkung der kaiserlichen und der Reichsarmee: war aber der Markgraf von Baden ohnehin schwer zu dieser Mitwirkung zu bestimmen, so verzögerte auch seine Erkrankung nachher die Ausführung des als richtig anerkannten Planes. Als Marlborough in Lothringen anlangte
1705 (Juni 1705), fand er, daß Marschall Villars die bedrohte Grenze längst mit überlegenen Streitkräften gedeckt hatte; da die Verpflegung in dem armen Lande außerdem große Schwierigkeiten machte, gab Marlborough den Plan auf und langte unter entsetzlichen Regengüssen Ende Juni in Trier mit einer Armee an, die völlig einer geschlagenen glich. Der große Herzog war so kleinlich, das Fehlschlagen allein dem bösen Willen des kranken Markgrafen zuzuschreiben.

Mit größerem Rechte hatte er sich in den nächsten Monaten über die Holländer zu beklagen. In den Niederlanden war während seiner Abwesenheit alles rückwärts gegangen; jetzt (Juli) verscheuchte der bloße Schrecken des Namens „Marlborough" den Marschall Villeroi und den Kurfürsten Max Emanuel. Seine wirklichen Erfolge in demselben Monat konnten aber teils wegen der Erschöpfung seiner Armee nicht ausgenutzt werden, teils wegen der Böswilligkeit und Widerspenstigkeit der holländischen Generale und Ängstlichkeit und Eifersucht der holländischen Militärbevollmächtigten.

Etwas besser ließen sich die Dinge auf dem deutschen Kriegsschauplatze an. Dem Markgrafen Ludwig von Baden, der eben nur halb genesen aus Schlangenbad zurückgekehrt war, gelang es, im Laufe des Sommers und Herbstes einige Vorteile über die Franzosen zu erringen. Im August trieb er den Marschall Villars, der eben den Rhein überschritten, in seine frühere Stellung zurück, ging dann selbst zum Angriff vor und stürmte (28. August) den Schlüsselpunkt der französischen Position (die Pfaffenhofener Linien). Da obendrein im Reichsheere Verstärkungen anlangten, zog sich Villars unter die Kanonen von Straßburg zurück, der Markgraf aber nahm Hagenau und das Unterelsaß mühelos ein. Da er aber voraussah, daß ihm die Franzosen im nächsten Frühjahr seine Errungenschaften zu entreißen suchen würden, war er während des Winters eifrig bemüht, die Stände und das Oberhaupt des Reiches zu reichlicher Verstärkung seiner Streitkräfte zu vermögen. Aber die Stände markteten um jeden Mann, der Kaiser war aus Geldnot unfähig, zu helfen.

In Spanien hatten sich die Angelegenheiten Österreichs günstiger gestaltet: Erzherzog Karl konnte endlich Lissabon verlassen und hielt am 23. Oktober 1705 seinen Einzug in Barcelona, der Hauptstadt Cataloniens.

Digitized by Google

Trotz der im allgemeinen sehr geringfügigen Erfolge setzte der Kaiser in Bezug auf den bayrischen und kölnischen Kurfürsten seinen Willen durch. Am 27. November erteilten die Kurfürsten ihre Zustimmung zu der rechtlich vollkommen begründeten Ächtung der Reichsverräter. Die Achtbriefe selbst erfolgten erst am 29. April 1706.

Schloß das Jahr 1705 für den Kaiser mit banger Sorge, so überstieg 1705
das folgende, welches die Engländer das „wundervolle" nennen, all seine Erwartungen. Am 23. Mai 1706 nötigte Marlborough den unfähigen Villeroi 1706
zur Entscheidungsschlacht bei Ramillies (unweit Tongern) und gewann in drei Stunden einen Sieg, dessen Folgen nicht weniger bedeutsam waren, als die des Höchstädter Tages. Am 28. Mai hielt er seinen Einzug in Brüssel, nachdem schon zwei Tage vorher daselbst die Stände von Brabant dem Habsburger Karl als ihrem Landesherrn gehuldigt hatten; bald folgten diesem Beispiele die wichtigsten Städte von Brabant und Flandern; ohne Schwertstreich nahm der Herzog am 11. Juli das gewaltige Antwerpen ein. Ostende kapitulierte bald darauf, es folgten Menin, Dendermonde und Ath; am Schlusse des Feldzuges besaß Ludwig XIV. außer Mons keinen einzigen wichtigen Platz in Brabant und Flandern.

Diese Erfolge übten eine ersprießliche Rückwirkung auf die Ereignisse des deutschen Kriegsschauplatzes aus. Denn die Befürchtungen des Markgrafen hatten sich vollkommen bestätigt; im April 1706 ward er von weitaus überlegenen Streitkräften unter Villars und Marsin angegriffen und mußte sich glücklich schätzen, mit seinen 6000 Mann eben noch über den Rhein zu entkommen. Villars verheerte nun das Bistum Speier und die Rheinpfalz, bis er infolge der Schlacht von Ramillies erhebliche Truppen nach den Niederlanden entsenden mußte. Dadurch wurde das Gleichgewicht der Kräfte einigermaßen wiederhergestellt und das sonst wehrlose Süddeutschland vor weiteren Leiden bewahrt.

Im August 1706 mußte Markgraf Ludwig wegen zunehmenden Siechtums den Oberbefehl aufgeben und nach Schlangenbad gehen: zu Rastatt verschied der einst so berühmte Türkensieger am 4. Januar 1707.

Aber am herrlichsten bewährte sich in diesem Jahre doch das Feldherrntalent des Prinzen Eugen. Er errang in Italien, wo der österreichische General Reventlow (am 19. April bei Calcinato) eine empfindliche Schlappe erlitten hatte und das wichtige Turin belagert wurde, am 7. September 1706 bei der genannten Stadt einen glänzenden Sieg; in weit ausgedehnten Linien ließ er das französische Heer angreifen, welches der Herzog von Orleans und Marsin herbeiführten, um Turins Fall zu beschleunigen. Da die französischen Heerführer beide im Beginne der Schlacht verwundet wurden, riß bei ihrem Heere alsbald Verwirrung ein, und der Rückzug der Geschlagenen artete in völlige Auflösung aus. Der Verlust der Franzosen war denn auch ungeheuer, namentlich ihre Einbuße an Artillerie, noch größer aber war der moralische Eindruck des Sieges in Italien und Europa. Ehe das Jahr zu Ende ging,

Digitized by Google

hatten die französischen Feldarmeen fast ganz Italien geräumt; im Anfang des nächsten Jahres mußte sich Ludwig XIV. glücklich schätzen, daß auch seinen Garnisontruppen erlaubt wurde, mit kriegerischen Ehren aus der Lombardei abzuziehen.

In diesem Augenblicke aber verdüsterte eine neue schwere Wetterwolke den politischen Horizont. Der nordische Krieg drohte in den spanischen Erbfolgekrieg überzugreifen: alle Früchte des Turiner Sieges gingen verloren, wenn es Ludwigs XIV. Staatskunst gelang, den nordischen Eroberer Karl XII. zu sich herüberzuziehen und Schweden an die gemeinschaftlich übernommene Garantie des westfälischen Friedens zu erinnern. Schon stand Karl an der Elbe: in Wien vernahm der Kaiser mit Unmut die Beschwerden, die sich der Schwedenkönig über die Bedrückung der schlesischen Protestanten herausnahm.

Karl XII passierte Schlesien nämlich auf seinem Siegeszug gegen August von Sachsen-Polen: er lag jetzt (April 1707) im Sachsenlande im Hauptquartier zu Altranstädt, um dem völlig besiegten Gegner die Friedensbedingungen vorzuschreiben. Zum Glück für den Kaiser war Karl XII. nur Soldat, nicht Staatsmann; sein ganzer Groll galt dem Zaren Peter: was kümmerte ihn Frankreich, was die große europäische Politik! Marlborough suchte, um den französischen Ränken entgegenzuwirken, den Schwedenkönig in seinem Hauptquartier zu Altranstädt auf, überbrachte ihm ein höchst verbindliches Schreiben seiner Königin und bestach Karl XII., indem er der militärischen Eitelkeit desselben schmeichelte. Karl vergalt diese Aufmerksamkeiten, ehrte er doch in Marlborough einen der größten Feldherrn seiner Zeit. Bestechung wirkte nebenbei mit, um Marlborough seinen vollständigen Erfolg zu sichern.

Karls Günstling, Graf Piper, erhielt 100000 Pfd. Sterl. und für seine Gemahlin einen kostbaren Brillantring. Karl ermächtigte Piper zur Annahme dieser ansehnlichen „Verehrung", da sein Plan, den Zaren zu entthronen, ohnehin feststand.

So begnügte sich Karl XII., mit dem Wiener Hofe eine sehr billige Abrechnung zu halten. So sehr sich das Selbstgefühl Josephs gegen die herrische Sprache des Schwedenkönigs aufbäumte, er mußte nach mehrmonatlichen Verhandlungen, unter dem Drucke der Seemächte, im wesentlichen die Forderungen bewilligen, welche Karl zu gunsten seiner schlesischen Glaubensgenossen gestellt hatte. Dann aber zog auch der Schwede, dem Vertrage treu, pünktlich aus Deutschland ab, und Joseph konnte sich freuen, die größte Gefahr, die während dieses ganzen Krieges über seinem Haupte geschwebt, so wohlfeilen Kaufes abgewendet zu haben.

Aber um einen großen Erfolg hatte Karl XII. die Verbündeten während jener letzten
1707 Verhandlungen doch gebracht. Gleich nach der Einnahme Italiens, im Frühling 1707, war eine Unternehmung auf Frankreichs größten Mittelmeerhafen, Toulon, geplant, worden. Längst drangen die Engländer im Interesse des eigenen Seehandels auf die Zerstörung der Stadt, und an und für sich wäre es Frankreich wohl zu gönnen gewesen, wenn es die Leiden des Krieges endlich einmal am eigenen Leibe empfunden hätte. Im Juli erschienen Prinz Eugen und der Herzog von Savoyen vor den Mauern Toulons, eine mächtige englisch-holländische Flotte sollte den Angriff von der Seeseite her unterstützen. Da ließ Karl XII. auf Veranlassung des durch Ludwig XIV. bestochenen Staatsrates Piper dem Savoyer die Mitteilung machen, er würde in die österreichischen Erblande einfallen, wenn man das Unternehmen nicht aufgäbe; die Flotte allein aber konnte die Aufgabe nicht lösen.

Digitized by Google

Allein immerhin zwang die Belagerung Toulons die Franzosen ihre Kräfte zu teilen, und so gelang dem Grafen Daun mühelos die Einnahme von Neapel und zuletzt auch die Eroberung des festen Gaëta (30. September 1707). Auch in den Niederlanden mußten sich die Franzosen auf die Verteidigung beschränken. Nur an zwei Stellen behielten sie in diesem Jahr die Oberhand. In Spanien konnte sich Karl III. nach dem Verlust der Schlacht bei Almanza (25. April 1707) kaum noch behaupten; in Deutschland waren trostlose Zustände bei der Reichsarmee eingetreten, als man dem katholischen Markgraf Ludwig von Baden auf das Drängen der evangelischen Stände in dem abgelebten, vom Podagra geplagten Christian Ernst von Baireuth einen zwar protestantischen, aber gänzlich unfähigen Oberfeldherrn gegeben hatte. Ohne Anstrengung nahm Villars, der doch auch kein Genie war, die berühmten Stollhofener Linien ein, die Ludwig von Baden 1701 angelegt und sechs Jahre lang mit ungleich schwächeren Streitkräften behauptet hatte. Ohne Widerstand zu finden, überschritten die Franzosen den Schwarzwald, verwüsteten und brandschatzten die Pfalz, Baden und Württemberg. Zwar wurde im August der unfähige Feldherr durch den tüchtigeren Georg Ludwig von Hannover ersetzt, aber ehe sich der Regensburger Reichstag über das Maß seiner Hilfsleistung schlüssig gemacht, lag die Reichsarmee in den Winterquartieren.

Zu Deutschlands Glück ward es im nächsten Jahre (1708) nicht zum 1708
Schauplatz des Krieges gemacht; vielmehr war es dem Prinzen Eugen und Marlborough vorbehalten, dem ermattenden, friedenlechzenden Frankreich weitere Schläge beizubringen. Mit vereinter Kraft schlugen sie am 11. Juli 1708 den Herzog von Burgund und Vendôme bei Oudenarde und konnten sich nun an die Belagerung von Lille machen, bei dessen Befestigung der geniale Vauban sein Meisterstück geliefert. Das Unternehmen zog die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich; vornehme Freiwillige wohnten im Heere der Verbündeten dem interessanten Schauspiele bei. Nach heldenmütigster Verteidigung übergab Boufflers am 23. Oktober die Stadt, am 11. Dezember auch die Citadelle. Zwar betrug der Verlust der Verbündeten an 20000 Mann, aber nun begann Frankreich für seine eigene Sicherheit zu zittern. Gent, Brügge wurden geräumt, ganz Spanisch-Flandern war erobert.

Zu dem militärischen kam elementares Mißgeschick. Eine furchtbare Kälte überfiel Frankreich im Januar 1709, dauerte bis zum Frühling, vernichtete alle Erntehoffnungen 1709
und hatte eine furchtbare Hungersnot zur Folge.

Nur schleuniger Friedensschluß schien Rettung zu gewähren, und Ludwig XIV. mußte sich entschließen, durch Vermittlung des verachteten Krämerstaates der Holländer diesen Frieden zu erbitten. Er verlangte für seinen Enkel (durch den gewandten Torcy) nur noch Neapel und Sizilien. Wohl waren die Holländer zum Frieden geneigt, auch in England sank der Einfluß der kriegslustigen Whigs und der Partei Marlboroughs, aber dem Kaiser war nicht zu verdenken, daß er den vollständigen Sieg auch zum vollständigen Triumph ausnützen wollte. Seine Absichten gingen auf die ganze spanische Erbschaft,

Digitized by Google

auf die Demütigung Frankreichs; die Reichsgrenze, wie sie vor 1552 gewesen, sollte wiederhergestellt, Metz, Toul und Verdun zurückgewonnen werden. Joseph fühlte sich als Kaiser: das zeigte er nicht allein bei dieser Gelegenheit, das hatte er in diesen letzten Jahren auch dem Papste deutlich bewiesen.

Da Joseph kein Jesuitenfreund war, so war er dem Papst schon an sich keine angenehme Persönlichkeit. Dazu kam, daß Clemens XI. die Anerkennung des habsburgischen Karl beharrlich verweigerte und mit dem Kaiser auch sonst in Besitzstreitigkeiten geriet, — er beanspruchte das Oberlehnsrecht in Parma und Piacenza. Joseph erklärte diese Ansprüche und ebenso die päpstlichen Drohungen für „lächerlich". Clemens XI. brachte eine buntscheckige Truppenmasse — vom Volk spöttisch „Papagalli" genannt — auf, die aber im November 1708 vor dem General Daun auseinanderlief. Schon dachte der Papst daran, Joseph mit dem Banne zu belegen, da führten Habsburgs Verbündete, denen jener Akt um der strenggläubigen Spanier willen sehr unangenehm gewesen wäre, einen für Joseph immerhin vorteilhaften Vergleich herbei (15. Januar 1709), durch den Clemens den Erzherzog endlich als König von Spanien anerkannte und sogar mit der Krone von Neapel und Sizilien belehnte.

So wurde noch einmal die Entscheidung der Waffen angerufen. Bei Malplaquet, unweit Mons, erlagen am 11. September 1709 Boufflers und Villars dem überlegenen Genie Marlboroughs und Eugens. Zwar fiel infolge des Sieges auch das feste Mons, aber es war doch ein „Pyrrhussieg"; zu große Opfer — 20000 Mann — hatte der Sturm auf die Verschanzungen der Franzosen gefordert.

Villars schrieb am 14. September seinem Könige: „Wenn Gott uns die Gnade verleiht, uns noch eine solche Schlacht verlieren zu lassen, so kann Ew. Majestät darauf rechnen, die Feinde vernichtet zu sehen."

Immerhin hatte Frankreich sein letztes Heer verloren, und die völlige Erschöpfung nötigte Ludwig XIV., von neuem Verhandlungen einzuleiten
1710 (März 1710 in Gertruidenburg). Er war jetzt gewillt, auf die ganze spanische Erbschaft zu verzichten. Als aber die Verbündeten seine Hilflosigkeit in der Weise ausbeuten wollten, daß der Franzosenherrscher zur Vertreibung seines Enkels thätig mitwirken sollte, brach er mit Entrüstung die Verhandlungen ab. Er wollte denn doch lieber seine Feinde, als sein eigenes Fleisch und Blut bekriegen, außerdem rechnete er auf einen politischen Umschwung in England.

Dennoch schien das Maß seiner Leiden noch nicht voll zu sein. Im Laufe des Jahres 1710 fielen noch mehr französische Plätze in die Hände der Verbündeten, in Spanien feierte Graf Starhemberg Triumphe und bahnte durch zwei Siege (bei Alemenara und Saragossa) dem Könige Karl zum zweitenmal den Weg nach Madrid, das Philipp V. flüchtend verließ.

Aber dennoch sollte Ludwig XIV. noch vor Ablauf des Jahres die Standhaftigkeit, mit welcher er die demütigenden Bedingungen der Verbündeten zurückgewiesen hatte, glänzend belohnt sehen. Schon während der Verhandlungen von Gertruidenburg hatten Marlboroughs politische Gegner einen erfolgreichen Sturm auf dessen Stellung unternommen: ein kaiserliches Handschreiben (16. Juli)

Digitized by Google

konnte an der ungünſtigen Sachlage nichts ändern, am 19. Auguſt wurden die Miniſter ſchimpflich entlaſſen, und ihre Gegner aus den Reihen der Tories traten an ihre Stelle. Die Abberufung des whigiſtiſchen Heerführers konnte täglich erfolgen, wenn man ihn auch zunächſt in ſeiner Stellung zu belaſſen für gut fand.

Der Sturz Marlboroughs iſt zum Teil auf weibliche Hofintriguen zurückzuführen; die Königin Anna war der täglich wachſenden Anmaßungen der Herzogin von Marlborough überdrüſſig, und die Tories benutzten die Verſtimmung auf geſchickte Weiſe, um den völligen Bruch herbeizuführen. Aber die Entſcheidung iſt dadurch nicht herbeigeführt worden. Das Whigminiſterium ſtand von Anfang an auf ſchwachen Füßen, durch den Krieg wuchs die Staatsſchuld, und die Steuern ſteigerten ſich um das Dreifache, — Marlborough hatte die öffentliche Meinung gegen ſich, welche ihn nach ſeinem Sturze bitter verſpottete. Auch bildete ſich die Königin ein, mit Hilfe eines Toryminiſteriums würde es ihr gelingen, die Nachfolge auf dem Thron des proteſtantiſchen England ihrem Bruder, dem katholiſchen Prätendenten Jakob (III.), zu ſichern.

John, Herzog von Marlborough.
Schabkunſtblatt von J. Smith nach dem Bildnis von Kneller vom Jahre 1705.

Auch in Spanien trat noch im Jahr 1710 ein Rückſchlag ein. Zwar gewann der Graf Starhemberg bei Villavicioſa (10. Dezember) einen vollſtändigen Sieg über die doppelt ſo ſtarke bourboniſche Armee, aber ſeine eigenen Verluſte zwangen ihn, den Rückzug nach Catalonien anzutreten. Hier behauptete Starhemberg bis zu ſeiner Abberufung (1713) außer Barcelona nur noch wenige feſte Plätze; thatſächlich war der ſpaniſche Erbfolgekrieg in Spanien ſelbſt ſchon beendigt und zu gunſten Philipps V. entſchieden, dem ganz Spanien zufiel.

Mitten hinein in die Friedensverhandlungen, welche unter dieſen Umſtänden angeknüpft waren, fielen zwei folgenſchwere Ereigniſſe. Innerhalb dreier Tage wurden der Dauphin (14. April 1711) und der deutſche Kaiſer 1711 (17. April) von den Blattern dahingerafft.

Wohlbegründet waren die Worte, welche Papſt Clemens mit Bezug darauf an die Kardinäle richtete: „So lehrt die göttliche Weisheit auf Erden, daß hienieden nichts ſo groß und herrlich iſt, daß es nicht zugleich auch vergänglich und hinfällig ſei.“

Mochte für Ludwig XIV. der Verluſt des Dauphin immerhin ſchmerzlich ſein, der Tod des Kaiſers war für ihn ein ungleich größerer Gewinn.

Digitized by Google

Derſelbe Karl, für den die Seemächte die ſpaniſche Erbſchaft hatten erobern wollen, war jetzt zur Regierung in den deutſch-habsburgiſchen Landen, wohl auch zum Kaiſerthron berufen, — man konnte die Vereinigung einer ſo großen Macht in einer Hand nimmermehr zugeben. England wenigſtens ließ ſelbſt in Wien keinen Zweifel darüber aufkommen, daß es nunmehr für die Teilung der ſpaniſchen Erbſchaft eintreten werde.

JOSEPHVS ROMANOR. JMPERATOR.

Kaiſer Joſeph I. gegen Ende ſeines Lebens, gleichzeitige Darſtellung. Beiſpiel der damaligen ſpaniſchen Hoftracht.

Da England und Holland wetteifernd dem Franzoſenherrſcher den Frieden antrugen, ſteigerte Ludwig XIV. ſeine Forderungen natürlich von neuem, und erſt der durch Marlborough bewirkte Fall der wichtigen Feſtung Bouchain nötigte ihn, den hohen Ton herabzuſtimmen. Bereits nach drei Wochen (8. Oktober) wurden zwiſchen England und Frankreich die Friedenspräliminarien unterzeichnet.

Da dieſelben dem franzöſiſchen Könige Vorteile gewährten, die er kaum als Früchte vieler Siege hätte beanſpruchen dürfen, gelang es in England der geſtürzten Partei, noch einen Sturm gegen das neue Kabinett und die Präliminarien heraufzubeſchwören. Schon ſchwankte die Königin, da entſchloß ſich der neue Miniſter Lord Oxford zu einem Staatsſtreich. Im Unterhauſe erhob er gegen Marlborough eine Anklage wegen Unterſchleifs in der Heeresverwaltung, die Königin entſetzte ihn, ohne den Ausgang der parlamentariſchen Unterſuchung abzuwarten, aller ſeiner Ämter und ernannte zwölf neue

Pairs, um die Stimme der Gerechtigkeit auch im Oberhause zu ersticken und die Annahme der Friedenspräliminarien durchzusetzen. Dies gelang, das Unterhaus erklärte den Herzog am 24. Januar 1712 mit großer Majorität der ihm aufgebürdeten Gesetzwidrigkeiten schuldig, und die Königin befahl, ihn gerichtlich zu verfolgen.

Dabei blieb es; die Minister wagten nicht, Marlborough in den Anklagestand zu versetzen. Er trat aber freilich vom Schauplatz seiner Thaten völlig ab und starb am 16. Juni 1722; seine Gemahlin überlebte ihn zwanzig Jahre.

In der Zwischenzeit hatte Karl (III.) Spanien verlassen (27. September 1711), seiner Gemahlin unbeschränkte Vollmachten und den Grafen Starhem- 1711
berg als treuen Berater zurücklassend. Nach glücklich erfolgter Landung (12. Oktober 1711) ging er zunächst nach Mailand. An demselben Tage, wo er in Vado landete, erfolgte in Frankfurt seine Wahl zum römischen Kaiser. Frankreich hatte alles mögliche aufgeboten, um dieses Ergebnis zu verhindern: es hatte versucht, den König Friedrich von Preußen als Gegenkandidaten aufzustellen; es hatte den Marschall Villars an den Oberrhein geschickt, um die Kurfürsten zu bedrohen, erreichte aber seinen Zweck nicht.

Der Krieg war seit dem Tode Josephs in Deutschland wie in den Niederlanden völlig eingeschlafen, ein Friedenskongreß zu Utrecht für Januar 1712 1712
zwischen England und Frankreich vereinbart worden.

19. Die Friedensschlüsse zu Utrecht (11. April 1713), Rastatt (7. März 1714) und Baden (7. September 1714).

Kaiser Karl VI. war gegen den Friedenskongreß so eingenommen, daß er drohte, ihn in Ewigkeit nicht beschicken zu wollen. Er entsandte den Prinzen Eugen nach London, um Englands Abfall von der großen Allianz zu verhindern. Aber als Eugen ankam, war es zu spät: der berühmte Feldherr wurde zwar von der Königin aufs höchste ausgezeichnet und von der Bevölkerung mit Beweisen der Achtung überhäuft, aber man änderte die Politik nicht, und der Utrechter Kongreß ward dennoch eröffnet, der Friedensschluß zwischen Frankreich und den hier vertretenen Mächten durch eine Reihe bedeutsamer Zwischenfälle aber um mehr als ein Jahr verzögert.

Am 18. Februar 1712 starb der Erbe Frankreichs, Ludwigs XIV. ältester Enkel, der Herzog von Burgund, bald darauf auch der ältere seiner beiden Söhne, so daß nur noch ein zweijähriges Kind, der nachmalige König Ludwig XV., zwischen Philipp V. und dem französischen Throne stand. Um der Vereinigung der spanischen und der französischen Krone vorzubeugen, mußten die beiden Linien des bourbonischen Hauses erst zu gegenseitigen Verzichtleistungen genötigt werden. Dies Abkommen wurde erst im November 1712 von den Cortes genehmigt und am 15. März 1713 vom Pariser Parlamente registriert.

England sah sich infolge der Utrechter Verhandlungen — schon im Juni wurden die Präliminarien dem Parlamente vorgelegt — zu einer höchst zweideutigen Haltung genötigt. Das Kabinett erteilte dem neuen Befehlshaber der

Digitized by Google

britischen Streitkräfte in den Niederlanden, dem Herzog von Ormond, die geheime Weisung, den Franzosen möglichst wenig zu schaden, und brachte dies auch zur Kenntnis des französischen Herrschers. Als nun Prinz Eugen die Belagerung von Quesnoy beschloß (Mai 1712), verweigerte Ormond jede Mitwirkung und schloß für die britischen Truppen mit Villars einen zweimonatlichen Waffenstillstand. Zwar fiel Quesnoy trotzdem, aber in der Folge erlitten die Kaiserlichen hier nur Niederlagen, und in den Kirchen zu Paris sah man seit langer Zeit wieder eroberte Fahnen aufgehängt.

Ormond wollte auch die deutschen Soldtruppen Englands in den Waffenstillstand einschließen, aber das verhinderte Eugens Bewunderer, Leopold von Dessau; er entflammte das Nationalgefühl der deutschen Söldner, die fast alle bei Eugens Fahnen blieben, aber ohne Glück unter ihnen kämpften.

Die Friedensbedingungen, für welche England gleichzeitig den Kaiser zu gewinnen suchte, hielt Karl VI. für unannehmbar. Er beschloß, den Kampf um die ganze Erbschaft fortzusetzen, obwohl die spanischen Verhältnisse den Verzicht Karls auf dieses Land nahe genug legten.

1713 So schlossen denn am 11. April 1713 Frankreich einerseits, Großbritannien, Holland, Portugal, Savoyen und Preußen anderseits, zu Utrecht einen Sonderfrieden ab. Spanien und die amerikanischen Kolonien sollten Philipp V. verbleiben, die italienischen Besitzungen außer Sizilien und Sardinien, auch Belgien an den Habsburger fallen. Vergebens erklärte sich Graf Sinzendorf, der Vertreter des Kaisers, gegen eine solche Preisgebung der Interessen seines Herrn.

Es war nicht allein die Besitzfrage, welche den Kaiser abhielt, in jene Abmachungen zu willigen. Er betrachtete es mit Recht als eine Ehrensache, die Achtserklärung gegen die Kurfürsten von Köln und Bayern aufrecht zu erhalten; auch hatte man sich in Wien nachgerade mit dem Gedanken vertraut gemacht, sich für die Leiden und Verluste des Krieges durch das fette Bayernland zu entschädigen. Ebenso war es auch für Ludwig XIV. eine Ehrensache, jene deutschen Verbündeten nicht im Stiche zu lassen, und auch die Seemächte drangen auf die Restitution der beiden Kurfürsten.

Die Fortsetzung des Kampfes bot dem Kaiser wenig Aussichten auf Erfolg. Er stand fast ganz vereinsamt da; seine einzige Hilfe bestand in der unzuverlässigen Kriegsmacht des Reiches. Denn die von Wien aus stark be-
1713 einflußte Mehrheit des Regensburger Reichstages faßte am 31. März 1713 den mannhaften Beschluß, „kaiserlicher Majestät mit äußerster Macht und Kraft, mit allem Ernst und Eifer beizustehen". Umsonst hatte der Preußenkönig gewarnt, „Dinge zu beschließen, die unausführbar seien; von der Mehrheit der Kleineren beschließen zu lassen, was die Größeren ausführen sollten und weder fähig, noch gewillt sein würden zu leisten". Wie begründet diese Warnung war, zeigte sich bald. Die reichen englischen Hilfsgelder flossen nicht mehr, die kleinen Reichsstände waren erschöpft und leisteten noch weniger, als in ihren schwachen Kräften stand. Die geringe Streitmacht, die Karl den 125000 Franzosen des Marschalls Villars am Rhein gegenüberstellte, konnte

Digitized by Google

Kaiſer Karl VI. Knieſtück (in Rüſtung mit Mantel).

Gemalt und geſtochen von Antonius Birckhart.

Digitized by Google

selbst unter einem Feldherrn wie Eugen nicht siegen. Speier, Worms, Landau und Freiburg fielen bis zum November 1713 in die Hände der Franzosen.

Jetzt mußte auch Eugen dem Kaiser zum Frieden raten, und es war für Karl VI. ein Glück, daß auch Ludwig XIV. dazu geneigt war, weil er den Tod der englischen Königin und damit die Rückkehr eines kriegslustigen Whigministeriums befürchtete. Daher traten bald nach dem Falle Freiburgs Villars und Prinz Eugen zu Rastatt in Verhandlungen, die nach manchen Schwierig-
1714 keiten am 7. März 1714 den Frieden herbeiführten.

In Bezug auf die Erbschaftsfragen blieb es im wesentlichen bei den Utrechter Abmachungen. Ludwig XIV. gab Altbreisach und Freiburg dem Kaiser, Kehl dem Reiche zurück und ließ die Befestigungen von Hüningen und andern oberrheinischen Plätzen endlich schleifen, behielt aber Landau mit den drei dazu gehörigen Dörfern. Die Kurfürsten von Bayern und Köln mußten völlig restituiert werden.

Der Friede entsprach wenig den großen Siegen, welche in den letzten Jahren erfochten waren. Namentlich das Reich kam schlecht dabei weg: von der Abtretung des Elsaß war nicht die Rede. Äußerlich wahrte das „heilige römische Reich deutscher Nation" seine Selbständigkeit, indem es dem kaiserlichen Frieden nachhinkte und erst ein halbes Jahr später (7. September 1714) zu Baden — im jetzigen Kanton Aargau — mit Frankreich abschloß.

Der Friedensschluß von Rastatt war auch das Grab der Hoffnungen Franz Rákóczys. Bis zum Jahre 1707 war sein Stern im Aufgehen und Steigen gewesen, erlosch aber im Jahr 1709, wo Rákóczy geächtet wurde. Er begab sich flüchtig nach Polen, verwarf im Jahr 1711 einen vom Grafen Palffy vermittelten Vergleich und begab sich über Danzig nach Frankreich. Ludwig XIV. setzte ihm ein Jahrgeld aus, und Rákóczy, der sich jetzt Graf von Söros nannte, blieb mit den Männern der Politik in Verbindung. Im September 1717 verließ Rákóczy sein Asyl, um sein Geschick an das der Pforte zu knüpfen, wurde aber im Passarowitzer Frieden (1718) preisgegeben und endlich am Gestade des Marmarameeres interniert.

20. Preußen unter Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. Die Friedensschlüsse von Stockholm (1720) und Passarowitz (1718).

Bei den Utrechter Friedensschlüssen war von allen den Mächten, die in dem Erbfolgekriege gegen Frankreich in Waffen gestanden hatten, der junge preußische Königsstaat am wenigsten berücksichtigt worden. Es entsprach dies ganz der schwächlichen Haltung, welche König Friedrich I. in diesem, wie in dem gleichzeitigen nordischen Kriege beobachtet hatte. Hier hatte er sich nur einmal für einen Moment — nach Karls XII. Niederlage bei Pultawa (1709) — zu einer thatkräftigen Politik ermannt, während er bis dahin eine mit schmählichstem Undank belohnte Neutralität inne gehalten hatte. Er schloß sich den alten Feinden Schwedens an, in der Absicht, nun doch noch an der Ostsee Erwerbungen zu machen, wenigstens das ihm so lange vorenthaltene Elbing in seinen Besitz zu bringen, veranlaßte aber dann selbst durch das

Digitized by Google

„Haager Konzert" (31. März 1710) einen Neutralitätsvertrag, der von Karl XII. nicht respektiert wurde. Schweden, Russen und Polen verletzten ungescheut und ungestraft seine Erblande, ein Appell an den Kaiser und die Seemächte verhallte wirkungslos. Friedrich I. war eben nicht der Mann, um die Grenzen seines Staates mit dem Schwerte zu erweitern. Sein engeres Verdienst beschränkt sich darauf, von gelegentlichen Erwerbungen abgesehen, die westlichen Besitzungen einigermaßen abgerundet zu haben.

Er erkaufte schon im Jahr 1698 von dem geldbedürftigen König August von Polen das Amt Petersberg bei Halle, die Erbvogtei über die Reichsabtei Quedlinburg, die Vogtei und das Schulzenamt der freien Reichsstadt Nordhausen und einige Ämter am Harz. Im Jahr 1707 erkaufte er Tecklenburg; aus der Erbschaft des großen Oraniers, der den jungen Prinzen von Nassau-Friesland zum Erben eingesetzt, erhielt er erst nach dem Verzicht auf den eigentlichen Kern der Erbschaft die Kleve benachbarten Grafschaften Lingen und Mörs.

Hervorgehoben zu werden verdient aber, daß gerade der Kaiser, für dessen spanisches Erbrecht die Preußen so lange und so tapfer gefochten hatten, der seine Wahl der loyalen Haltung Friedrichs I. verdankte, dem Könige seinen kärglichen Erwerb am meisten und längsten bestritt. Es gereicht den mannigfachen Versehen und Versäumnissen Friedrichs einigermaßen zur Entschuldigung, daß er auf keinen einzigen aufrichtigen Freund zu zählen hatte.

Es konnte nicht ausbleiben, daß bei der schwächlichen Haltung des Königs das unter dem Großen Kurfürsten so hoch gesteigerte politische Ansehen Preußens unaufhaltsam sank. Die andern Mächte, die großen wie kleinen, gewöhnten sich daran, daß man Preußen nicht zu fürchten und nicht zu schonen brauche, daß man es mißachten und mißbrauchen dürfe. Aber auch mit der inneren Kraft des Staates ging es ebenso ersichtlich rückwärts. Mag man immerhin, um nicht einseitig zu urteilen, anerkennen, daß selbst unter der Regierung dieses ersten Königs, dessen verschwenderische Hofhaltung die Mittel des armen Landes zu verzehren drohte, dennoch die Staatseinkünfte von zweieinhalb auf vier Millionen Thaler jährlich stiegen, daß auch die eigenste Schöpfung des Großen Kurfürsten, das stehende Heer, nicht nur erhalten, sondern sogar bis auf 40000 Mann vermehrt wurde: es bleiben dennoch genug der Schattenseiten, um namentlich die zweite Hälfte der Regierungszeit Friedrichs I. als für das Gedeihen des jungen Königreiches verhängnisvoll bezeichnen zu müssen.

Anfangs hatte Friedrich I. die Leitung der Staatsverwaltung den Händen des ebenso selbstlosen und uneigennützigen, wie tüchtigen Eberhard von Danckelmann anvertraut, der vordem sein Erzieher gewesen war und als solcher trotz seiner Strenge nicht nur die Liebe seines hohen Zöglings, sondern auch das vollste Vertrauen des Großen Kurfürsten, der ihn wie nacheinander seine sechs Brüder aus der oranischen Grafschaft Lingen in seinen Dienst gezogen, sich erworben hatte. Deshalb wurde denn auch die Erhebung Danckelmanns allgemein als ein Beweis angesehen, daß die neue Regierung in den erprobten Geleisen der alten sich halten werde. Und in der That leitete Danckelmann nicht nur die auswärtigen Geschäfte im Sinne der Politik des Großen Kurfürsten, sondern wußte auch Ordnung in den Finanzen, die Beaufsichtigung der Behörden und den Zusammenhang in der Verwaltung aufrecht zu halten, ja selbst des Königs Hang zu über-

Digitized by Google

mäßigen Ausgaben auf heilsame Förderung von Kunst und Wissenschaft zu lenken. Aber die rücksichtslose Strenge, mit welcher er durchgriff, veranlaßte seine zahlreichen Neider am Hofe, denen der stets wachsende Einfluß des „Danckelmannschen Siebengestirns" längst ein Dorn im Auge war, zu stets erneuten Intriguen, die endlich den gewünschten Erfolg hatten, als Danckelmann durch seine Bekämpfung der welfischen Hauspolitik auch die Feindschaft der Kurfürstin sich zugezogen. Im November 1697 wurde er plötzlich entlassen und bald darauf sogar eine Anklage gegen ihn eingeleitet. Schlimmer als dies war, daß nun derjenige, der mit am meisten auf Danckelmanns Sturz hingearbeitet, Johann Kasimir von Kolbe, Reichsgraf von Wartenberg, Minister und bald allmächtiger Günstling des Königs wurde, der von dem blinden Vertrauen des Königs gestützt, sich durch unerhörte Unterschlagungen bereicherte und bald durch eine höchst liederliche und verschwenderische Verwaltung die Finanzen in eine derartige Verwirrung brachte, daß selbst die drückendsten Steuern hernach keine Abhilfe mehr schaffen konnten. Erst im Jahre 1711 fand die unheilvolle Wirksamkeit des Mannes, die den Ruin des Landes herbeizuführen drohte, ihr Ende.

Was das Heer anlangt, so war es freilich „für die Kriegstüchtigkeit der Truppen und die Ausbildung der Offiziere von unvergleichlichem Wert, daß sie Jahr für Jahr zu Felde zogen; mit Selbstgefühl nannten die Regimenter, die bei Ofen, bei Höchstädt, Turin, Malplaquet mitgekämpft, ihre ruhmreichen Namen. Aber die Armee empfand, daß sie nicht mehr für preußische Interessen, daß sie in fremder Herren Dienst und Sold kämpfte. Mehr und mehr entfremdete sich ihr der König, und je häufiger die höfischen Parteien und Umtriebe in ihr Gefüge eingriffen, über die beliebtesten Führer plötzlich Ungnade brachten, die bewährtesten Generale dahin trieben, den Abschied zu fordern, desto schärfer wurde der Gegensatz zwischen Hof und Armee, zwischen Höfling und Offizier." *)

Indes sollen die Verdienste des Königs auf dem Gebiete der idealen Aufgaben des Staatslebens darum nicht verkümmert werden. Durchaus in die Fußstapfen seines großen Vaters trat er, indem er den Schutz und Schirm des Protestantismus in Deutschland übernahm, was um so bedeutungsvoller wurde, als die Kurpfalz an das katholische Neuburg gekommen war, auch das sächsische Kurfürstenhaus mit der Annahme der polnischen Königskrone den Glauben gewechselt hatte und somit Kurbrandenburg der einzige Vertreter der Protestanten im Kurfürstenkollegium — denn die neue neunte Kur, Hannover, hatte noch nicht Sitz und Stimme im Kollegium — geworden war. Und dem eigensten Wesen des Protestantismus entsprach es, daß Friedrich die Freiheit wissenschaftlicher Forschung und religiöser Überzeugung in seinen Landen, ebenso wie sein Vater, schützte, weshalb es nicht Wunder nehmen kann, daß die bedeutendsten reformatorischen Denker des Zeitalters dem preußischen Staate sich zuwandten. Des Königs lebhafte Empfindung für alles Schöne und Große, in welcher er an seiner feinsinnigen Gemahlin, der hannöverschen Sophie Charlotte, eine verständnisvolle Genossin fand, gab Deutschlands wieder erwachender Kunst und Wissenschaft in dem rauhen Brandenburg eine neue Heimstätte.

Als dem berühmten Professor Christian Thomasius, der die ersten Vorlesungen in deutscher Sprache zu Leipzig gehalten, wegen seiner freimütigen Äußerungen auf Betreiben unduldsamer Theologen bereits von Dresden aus der Haftbefehl drohte, fand er im Preußenlande Zuflucht, und die Kollegien, die er an der Ritterakademie in Halle

*) Droysen, Gesch. der preußischen Politik IV, 2, S. 5.

Digitized by Google

halten durfte, gaben den Anstoß zur Gründung der Universität Halle, die König Friedrich an seinem Geburtstage (11. Juli 1694) eröffnete. Gerade Halle wurde auch der Zufluchtsort für den von der Leipziger Orthodoxie verfolgten Pietismus, und während der Begründer desselben, Philipp Spener, in Berlin selbst (1691) seinen Wirkungskreis fand, konnte August Hermann Francke in Halle sein nachmals so berühmtes Waisenhaus gründen. Dahin gehört es auch, wenn der König gleich bei seinem Regierungsantritt den großen Samuel von Pufendorf beauftragte, die Geschichte seines Vorgängers, dann seiner eigenen Regierung zu schreiben. Von der höchsten Bedeutung aber war die Gründung der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Jahr 1700, deren Seele der berühmte Philosoph Leibniz war. Nach dem Zeugnis Friedrichs des Großen hatte die Königin Sophie Charlotte das meiste dazu beigetragen, gerade sie Leibniz als allein fähig vorgeschlagen, diese neue Akademie zu gründen, die dienen sollte „zur Beobachtung der Natur, zur Ausdehnung des christlichen Glaubens bei den Völkern des Ostens und", nach des Königs eigenem Zusatz, „zur Erhaltung der Reinigkeit der teutschen Hauptsprache". — Und neben den Wissenschaften fanden die Künste und Künstler eifrige Pflege; schon im Jahre 1696 bildete der König aus dem Kreis der an seinem Hofe sich sammelnden Künstler die Akademie der Künste. Eine besonders ehrenvolle Erwähnung verdient Andreas Schlüter (gest. 1714 zu Petersburg), welcher nicht nur das von Nehring erbaute Zeughaus mit plastischem Schmuck zierte, im Hof desselben die berühmten 21 Masken sterbender Krieger schuf und auf der sogenannten Langen Brücke das herrliche Reiterstandbild des Großen Kurfürsten errichtete, sondern auch in den Jahren 1697—1706, zuletzt als Hofbaudirektor, das Königliche Schloß zu Berlin zu der glänzendsten Schöpfung des Barockstiles in Deutschland umbaute, bis er wegen mangelhafter Fundamentierung des sog. Münzturmes in Ungnade fiel.

Freilich darf über all diesem Glanz die Kehrseite nicht vergessen, darf nicht verschwiegen werden, daß diese großartigen Aufwendungen denn doch zu den ja nur kärglich bemessenen Mitteln des Staates in argem Mißverhältnis standen. „Immerhin mochte unter dem Einfluß des Hofes und seiner Pracht, bei dem Bau von Lust- und Jagdschlössern und deren glänzender Ausstattung mit Seidenstoffen und Silbergeräten mancherlei Industrie emporkommen, mancherlei Handwerk vollauf zu thun finden, es war im wesentlichen die Residenz und ihre nächste Umgebung, die den Gewinn davon hatte, während die entlegeneren Städte und Landschaften mehr und mehr zurückkamen unter dem dreifachen Druck der schweren Steuern, der lähmenden Kriegszeit, der überall eindringenden und vordringenden Übermacht des Handelsbetriebes der beiden Seemächte, für die der Staat seine Kriegsmacht einsetzte. Und wenn dann noch die Kriegspest, wie sie drei furchtbare Jahre hindurch Littauen und Preußen entvölkerte, Viehseuchen, wie sie in derselben Zeit die übrigen Provinzen heimsuchten, Mißernten, wie 1711 und 1712, wenn endlich die Durchzüge der schwedischen „Pestarmee" 1709, der polnischen und moskowitischen Völker 1711 hinzukamen, so war das Elend maßlos, während man in der Residenz fortfuhr, Hofhalten für Regieren zu halten. So sank der Staat unaufhaltsam." (Droysen.)

Da war es denn eine wahrhaft segensvolle Schickung für das junge Königreich, daß an Stelle der schlaffen Mittelmäßigkeit Friedrichs I. jetzt eine kraftvolle, mit rücksichtsloser Energie durchgreifende Persönlichkeit trat, daß in Friedrich Wilhelm I. am 25. Febr. 1713 ein Regent die Zügel der Regierung ergriff, der trotz seiner 25 Jahre mit vollster Klarheit die ihm gestellte Aufgabe erkannte, den erschütterten Staat durch innere Reformen auf festere Grundlagen zu stellen. Der so lange und schwer verkannte Friedrich Wilhelm ist es gewesen, welcher der preußischen Armee ihre Schulung und ihren Korpsgeist, dem preußischen Beamtentum seine Pflichttreue und Uneigennützigkeit, dem ganzen Volke selbst seine Zucht und seinen Fleiß gegeben hat. Niemand

hat dies unumwundener anerkannt, als derjenige, dessen hochstrebender Geist wohl am empfindlichsten unter der harten, ja rohen Zucht dieses Soldatenkönigs zu leiden gehabt hat, als sein großer Sohn Friedrich II., wenn er in seinen Memoiren in die bewundernden Worte ausbricht: „So wahr es ist, zu sagen, daß wir den Schatten des Eichbaumes, welcher uns schützt, der Tugend der Eichel, welche ihn hervorgebracht hat, verdanken, so wahr wird die ganze Welt darin übereinstimmen, daß man in dem arbeitsreichen Leben dieses Fürsten, in seinen weisen Maßregeln den Grund zu dem Wohlstande findet, welchen der preußische Staat nach seinem Tode genossen hat.“ Und wenn wir uns dieses Urteil ganz zu eigen machen, so kann auch die Darstellung einer deutschen Geschichte nicht umhin, der großartigen, in erster Linie ja auf sein Preußen, in weiterer aber auch auf unser gesamtes Vaterland reichen Segen ausströmenden Wirksamkeit dieses königlichen Organisators der Verwaltung wenigstens in großen Zügen gerecht zu werden.

Über die Persönlichkeit Friedrich Wilhelms sei hier einem neueren Geschichtschreiber das Wort gegeben, der in einer knappen und doch erschöpfenden Charakteristik Licht- und Schattenseiten in unparteiischer Weise hervorzuheben verstanden hat: „Bis in unsre Zeit ist Friedrich Wilhelm I. nicht genügend gewürdigt worden, und es macht in der That einige Schwierigkeit, ihm gerecht zu werden, Vorzüge und Fehler gleichmäßig abzuwägen. Dieser zweite König von Preußen legte scheinbar Wert darauf, alle milden Eigenschaften zu verleugnen. Obgleich ihm warme Empfindungen keineswegs fremd waren, in ihm eine aufrichtige Frömmigkeit lebte, trat er auf, als ob er ein Herz von Stein im Busen trüge. Besorgt für menschliches Wohlergehen, wie ein Faust seine größte Freude daran findend, Einöden in gedeihliche Wohnstätten zu verwandeln, konnte er gegen die einzelnen mit grimmiger Brutalität verfahren. Er wußte Wissen und Kenntnisse zu schätzen, gleichwohl behandelte er Gelehrsamkeit und Gelehrte wie lächerliche und überflüssige Dinge, aber quälte sich schließlich mit Wolffscher Philosophie und Ölmalerei ab. Ganz echt war sein Haß gegen Aufwand, Weichheit und Unsittlichkeit und sein Hang zum derben Vergnügen auf der Jagd, bei starkem Bier und beizendem Tabak, und ganz wahr seine innerste Überzeugung, daß der Mensch nur da sei, um Pflichten zu erfüllen. Ihnen allein wollte er und sollten alle andern leben, aber er zwang ihnen auch seine persönliche Auffassung der Pflichten mit harter, oft roher Faust auf. Er dehnte ihren Begriff unendlich weit aus, in dem er das ganze Dasein nur als starre Zucht betrachtete. Dabei nahm er sich selbst zum alleinigen Maßstabe; gerade wie er sollten alle sein, aber er hätte es sich selbst als Desertion — das abscheulichste Verbrechen, das er kannte — ausgelegt, wenn er vom rechten Pfade abgewichen wäre. Diese mächtige Einseitigkeit, in die er sich mit den Jahren immer mehr hineinarbeitete, brachte den König dazu, als Despot aufzutreten mit einer geradezu elementaren, jede andre Individualität zerschmetternden Gewalt, doch nicht um seinetwillen, sondern um des Ganzen willen, dessen Wohle er alles unterordnete. — Der König kannte genau die Grenzen, wie weit er den Eigenwillen walten lassen durfte, nur soweit er sich seiner selbst sicher war. Mit rührender Ehrlichkeit gestand er zu, daß er nur für gerade, einfache Wege geschaffen war, daß er nur etwas zu leisten vermochte, wo er seine Absichten unter Selbstverantwortlichkeit, unbeirrt durch andre, ausführen konnte. Das Gewirr der großen Politik war nicht sein Feld, und hier beschied er sich. In übertriebener Angst um seine Selbständigkeit, nicht minder mißtrauisch gegen sich selber wie gegen andre, suchte er sich durch Zurückhaltung zu schützen. Er wollte sich nicht „conjoniren“ lassen, doch um nicht Fehler zu begehen, nahm er viele Verletzungen seines Selbstgefühls hin. Im Zweifel an seine diplomatische Fähigkeit erblickte er den besten Schild in einem mächtigen Heere, wobei freilich seine Lieblingsneigungen mit-

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm I. Gleichzeitiger Stich von Mentzel.

Digitized by Google

redeten. Doch auch diese verleiteten ihn nicht zur Selbstüberschätzung; für einen großen Feldherrn hielt er sich nie. So vereinigten sich in Friedrich Wilhelm verschiedene Eigenschaften, denen nur sein naturwüchsiges Wesen einen gleichmäßigen groben Anstrich gab. Er war kein Mann, der Liebe erweckt, aber der Achtung erzwingt. — Schaffen, ordnen, vereinfachen, das war des Königs Lebenselement und unübertreffliche Begabung. Ihm eignete ein merkwürdig klarer Blick in praktische Verhältnisse, für das Nützliche in allen Gestalten." (Lindner).

Wie schon den Großen Kurfürsten in erster Linie die Sorge für die Erhaltung und Vermehrung seiner stehenden Heeresmacht zu den Anfängen einer modernen Steuerverwaltung und damit zur Anbahnung einer wirklichen Staatseinheit geführt hatte, so trieb dieselbe Sorge seinen Enkel dazu, den alten ständischen Staat zu zertrümmern und an seine Stelle eine *Neueinrichtung der Verwaltung* zu setzen, welche den Gedanken der *vollkommenen Staatseinheit* in die That umsetzte. Von dem Bewußtsein durchdrungen, daß es für die Wohlfahrt des Landes am besten sei, den Staat und all seine Kräfte zur Verfügung der Krone zu stellen, hat Friedrich Wilhelm jeden Widerstand gegen seine absolutistischen Bestrebungen rücksichtslos niedergeschlagen, wie er denn schon im Jahre 1717 den Ständen von Preußen erklärte, daß er die souveraineté stabiliere wie einen rocher de bronce (einen „Felsen von Erz"). Und wahrlich, eine sanftere Hand, als die seine war, hätte die Zuchtlosigkeit altständischer Libertät niemals unter die Majestät des gemeinen Rechts gebeugt.

Freilich verfuhr der König bei seinen Reformen mit klug berechneter Schonung: was von dem leeren Formelwesen des altständischen Staates sich erhalten ließ, ohne die streng monarchische Einheit ernstlich zu gefährden, blieb bestehen. Wohl wurden die einst so übermütigen Herren Stände in die Reihe der gemeinen Unterthanen herabgedrückt, wohl „verloren *die Landtage* ihre alten Regierungsrechte sowie jeden Einfluß auf Staatshaushalt und Heerwesen; doch nachdem dieser Kampf siegreich beendigt war, ließ man ihnen den Schein des Lebens"; ihren Ausschüssen blieb die Verteilung einiger Steuern und die Verwaltung des landschaftlichen Schuldenwesens. So hob der König auch die altständische Institution der *Landräte* nicht auf, aber er schuf sich in ihnen, die, meist auf Vorschlag der Stände durch die Krone ernannt, zugleich Vertreter der kreiseingesessenen Ritterschaft und königliche Beamte waren, eine vortreffliche Aufsichtsbehörde über die bis dahin auf dem Lande allmächtigen adeligen Grundherren, denen außer einem Teil der alten Steuerprivilegien eben unter dieser Aufsicht die gutsherrliche Polizei belassen ward. Im übrigen aber ward die finanzielle (zumal die Umlage und Einziehung der Kontribution), militärische (die Aushebung der Rekruten) und polizeiliche Verwaltung der aus den Rittergütern wie Domänenämtern zusammengelegten *Kreise* in die Hände der Landräte gelegt, denen als Organe Kreissekretäre, Steuereinnehmer und Landreiter unterstanden.

Schonungsloser griff der König in die tief verderbte *städtische Verwaltung* ein, bei welcher bisher ein kleiner Kreis allein ratsfähiger Familien mit schamlosem Nepotismus höchst eigennützig mit dem städtischen Vermögen geschaltet und gewaltet hatte. Ohne weiteres wurden z. B. die drei Städte Königsberg, die zwei Kommunen der Havelstadt Brandenburg zu einer Gemeinde zusammengeworfen, den Magistraten das Recht, sich durch freie Wahl zu ergänzen, genommen und in ein bloßes Vorschlagsrecht umgewandelt, ein gerechteres Steuersystem erzwungen und überhaupt das gesamte Städtewesen der scharfen Aufsicht königlicher Kriegs- oder *Steuerräte* unterstellt.

Diese beiden Behörden der somit gesonderten Verwaltung in Stadt und Land, die Steuerräte und Landräte, wurden untergeben der vom König neugebildeten einheitlichen Provinzial-Verwaltung, den *Kriegs- und Domänenkammern*, in denen die vom

Digitized by Google

Großen Kurfürsten für die Verwaltung der neuen Steuern vordem eingesetzten Kriegskommissariate und die Amtskammern, denen die Verwaltung der Kammergüter obgelegen hatte, vereinigt wurden, so zwar, daß in diesen Behörden Mittelstellen für die gesamte Verwaltung geschaffen wurden, denen auch die Gerichtsbarkeit für die Streitfragen des öffentlichen Rechts übertragen ward. Die gesamte innere Verwaltung aber wurde zusammengefaßt durch das im Jahre 1723 vom Könige eingesetzte General-Direktorium. „Die Geschäfte wurden nach Provinzen wie nach Sachen verteilt unter fünf Departements mit je einem Minister an der Spitze, der den Vortrag hatte; die Beschlußfassung erfolgte gemeinsam, und alle Minister trugen für sie die Verantwortung; der König führte selbst den Vorsitz."

Und in dieser neuen Organisation schulte sich nun Friedrich Wilhelm in beständigem, siegreichem Kampfe für Staatseinheit und Rechtsgleichheit sein königliches Beamtentum, dessen Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue bald in der ganzen Welt als Vorbild und Muster Anerkennung finden sollte.

„Aus jenem heimatlosen Dienergeschlechte, das im siebzehnten Jahrhundert von Hof zu Hof umherzog, ward nach und nach ein preußischer Stand, der sein Leben dem Dienste der Krone hingab und in ihrer Ehre die seine fand, streng, thätig und gewissenhaft wie sein König. — Der König aber gab seinen Beamten durch eine feste Rangordnung und gesicherten Gehalt eine geachtete Stellung im bürgerlichen Leben, forderte von jedem Eintretenden den Nachweis wissenschaftlicher Kenntnisse und begründete also eine Aristokratie der Bildung neben der alten Gliederung der Geburtsstände. Die Folge lehrte, wie richtig er die lebendigen Kräfte der deutschen Gesellschaft geschätzt hatte; die besten Köpfe des Adels und des Bürgertums strömten der neuen regierenden Klasse zu. Das preußische Beamtentum wurde für lange Zeit die feste Stütze des deutschen Staatsgedankens".*)

Des Königs Lieblingsneigungen aber galten von Anfang an und für die ganze Dauer seiner Regierung dem Heere, nicht nur seiner Erhaltung und kriegsmäßigen Ausbildung, seiner Vermehrung und Zusammensetzung, sondern vor allem auch der Schaffung eines durchaus monarchischen Offizierkorps. Wie er sich mit Leib und Seele als Soldat fühlte und dies auch äußerlich dadurch bekundete, daß er zuerst von allen Herrschern „des Königs Rock" als ständige Tracht anlegte und alle königlichen Prinzen im Heere dienen ließ, so hat auch er von allen Staatsmännern Europas zuerst den Grundsatz ausgesprochen, der in der Folge eine völlige Umwälzung auf dem Gebiet des Heerwesens heraufführen sollte, den Grundsatz: „Jeder Unterthan wird für die Waffen geboren".

Der König war selbst nicht nur ein unübertrefflicher Organisator, sondern auch ein leidenschaftlicher Exerziermeister. Einen ausgezeichneten Gehilfen in der Ausbildung des Heeres hatte er in seinem Freunde, dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, der durch die Einführung des Gleichschritts, des Bajonnets, des eisernen Ladestocks, sowie durch die Durchführung einer strengen Feuerdisziplin und der schnurmäßigen Linientaktik die Truppen auf die höchste Stufe der Vervollkommnung erhob.

Bekannt ist die Vorliebe des Königs für „lange Kerle", die er oft mit List und Gewalt aus aller Herren Länder zusammen werben und pressen ließ, und aus denen er seine Potsdamer Riesengarde bildete. Dieses Bataillon, welches große Summen verschlang, war Vorbild und Musterschule für die ganze Armee; es leistete das Unerhörte in Gleich-

*) H. v. Treitschke, deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. I, S. 40.

Digitized by Google

Ein Rieſengardiſt Friedrich Wilhelms I. — („John Henrichſohn aus Norwegen meſt 6 fuiz 9 Zoll R. L. Maas" Originalgemälde in Lebensgröße im königl. Schloß zu Charlottenburg.)

mäßigkeit der zahlloſen Griffe und Ausführung des Parademarſches. Bei aller Übertreibung hatte dieſe Liebhaberei des Königs doch eine ſehr ernſte Seite, und obſchon der Sohn bald das koſtbare Spielzeug beiſeite warf, ſo war es doch die Schule des Vaters, welche ihn ſeine erſten Siege erringen ließ. Noch heute ſind in den königlichen Schlöſſern kunſtloſe lebensgroße Ölbilder einzelner dieſer „blauen Kinder" des Königs von ſeiner eigenen Hand gemalt erhalten, Kunſtübungen, mit denen er ſich die Zeit des Podagras kürzte. Sie tragen die Unterſchrift: in tormentis pinxit. F. W. R.

Das bisherige *Werbeſyſtem* behielt Friedrich Wilhelm nur zum Teil bei. Denn da er nicht nur gleich im erſten Regierungsjahr ſieben neue Regimenter errichtete, ſondern auch weiterhin unausgeſetzt die Armee derart vermehrte, daß ſie zuletzt 83000 Mann zählte, ſo hätte ein ſolches Heer durch Werbungen aufzubringen Mittel erfordert, die das immerhin kleine Land mit ſeinen kaum 2½ Millionen Einwohnern nicht tragen konnte. Daher verkündete das Kantonreglement vom Jahre 1733 die Regel der allgemeinen *Dienſtpflicht*, von welcher der König allerdings von vorn herein, um den Nährſtand nicht allzuſehr zu ſchädigen, zahlreiche Klaſſen befreite (beſonders einzige Söhne von Bauern, Haus- und Stellenbeſitzer, Kaufleute und Gewerbetreibende), ſodaß die Laſt des erzwungenen und noch lange Jahre verabſcheuten Waffendienſtes thatſächlich faſt allein auf den Schultern des Landvolks lag. Immerhin beſtand ziemlich die Hälfte des Heeres nunmehr aus einheimiſchen Kantoniſten, die Stämme der Regimenter bildeten Landeskinder. Die Einexerzierung dauerte ein Jahr, kurze Einziehungen erhielten dann die Übung.

Erhielt ſchon durch dieſe Art der Zuſammenſetzung das durch die eiſerne Strenge einer faſt unmenſchlichen Kriegszucht zuſammengehaltene Heer ein nationales Gepräge, ſo noch weit mehr dadurch, daß es dem König „glückte, die Ernennung aller Offiziere in ſeine Hand zu bringen, das erſte rein *monarchiſche Offizierkorps* der neuen Geſchichte zu bilden. Sein organiſatoriſcher Sinn, der überall die politiſche Reform den gegebenen Zuſtänden der Geſellſchaft anzupaſſen verſtand, fühlte raſch heraus, daß die abgehärteten Söhne der zahlreichen armen Landadelsgeſchlechter des Oſtens die natürlichen Führer der kantonpflichtigen Bauernburſchen waren. Er ſtellte das Offizierkorps als eine geſchloſſene Ariſtokratie über die Mannſchaft, ſchuf in dem *Kadettenhauſe* die Pflanzſchule für den Sponton, eröffnete jedem, der den geſtickten Rock trug, die Ausſicht auf die höchſten Ämter des Heeres, wachte ſtreng über der Standesehre, ſuchte in jeder Weiſe den Adel für dieſen ritterlichen Stand zu gewinnen, während er die gelehrte Bildung des Bürgertums lieber im Verwaltungsdienſt verwendete." (Treitſchke).

Neben die ſchon beſtehende Steuerpflicht aber und die, wenigſtens grundſätzlich, jetzt eingeführte Wehrpflicht ſtellte Friedrich Wilhelm, auch hierin der Geſetzgebung aller andern Großmächte entſchloſſen vorausſchreitend, den preußiſchen *Schulzwang*, ſtellte ſomit „die Dreizahl jener allgemeinen Bürger-

pflichten fest, welche Preußens Volk zur lebendigen Vaterlandsliebe erzogen haben".

In dem berühmten Patent vom 23. Oktober 1717 legte der König kurzweg jedem Hausvater die Pflicht auf, seine Kinder zur Schule zu schicken, und bestimmte, daß in königlichen Amtsdörfern die Schulen vom Fiskus mit Grund und Boden ausgestattet würden. An 2000 Volksschulen sind unter der Regierung Friedrich Wilhelms gegründet worden, die den gedrückten und verdumpften Volksmassen, zumal auf dem platten Lande, wenigstens die elementare Bildung aufnötigten.

Hat der König so den Staat auf neue Grundlagen gestellt, so war anderseits seine landesväterliche Fürsorge rastlos bemüht, stets neue Mittel zur Hebung des Landes aufzufinden. Landwirtschaft, Industrie und Handel erfreuten sich gleichmäßig seiner Pflege, die freilich streng nach den einmal für richtig erkannten Grundsätzen verfuhr und durchgriff.

Zahlreiche Verordnungen beweisen, wie sehr es dem Könige mit der Hebung der Landwirtschaft Ernst war; schon aus dem Jahre 1716 stammt ein Patent über die Verpachtung der Kämmereigüter, die der König zu Musteranstalten der Landwirtschaft erhob. Floß doch fast die Hälfte der gesamten Staatseinnahmen (über 3 Millionen Thaler) schließlich aus den Domänen. Besonders aber lag dem Könige die Sorge für den gedrückten Bauernstand am Herzen, der an die Scholle gebunden, mit Zinsen und Fronden überlastet und sogar dem Züchtigungsrecht der Herren unterworfen war. Er erleichterte die bäuerlichen Dienste und Abgaben, schützte durch sein Prügelmandat die Gutsunterthanen vor Mißhandlung, und wenn ihm auch die Durchführung seines schon im Jahre 1719 ausgesprochenen Herzenswunsches, der Aufhebung der Erbunterthänigkeit, wegen des leidenschaftlichen Widerspruches des Adels und des zähen Widerstrebens der gegen jede Änderung des Hergebrachten argwöhnischen Bauern selber, im allgemeinen unmöglich war, so hat er doch wenigstens auf den Staatsgütern die Beseitigung der Hörigkeit angebahnt und damit den Reformen Steins und Hardenbergs den Boden geebnet.

Um die heimische Industrie gegenüber dem Wettbewerb der ausländischen zu heben, bestimmte der König, daß seine Soldaten nur preußische Tuche tragen und überhaupt aller Bedarf für die Armee im Lande hergestellt werden sollte. Fremde Waren wurden hoch besteuert, ja die Einfuhr gewebter Stoffe geradezu verboten. Freilich brachte dies mit Rücksichtslosigkeit und strenger polizeilicher Aufsicht durchgeführte Prohibitivsystem manche Härten mit sich, aber der Aufschwung der Industrie, besonders der Tuchmacherei, trat doch zunächst unverkennbar zu Tage.

Für den Handel sorgte der König nur in soweit thatkräftig, als sich derselbe auf den Binnenverkehr beschränkte. Die Kolonieen und das Seewesen gab er als zu kostspielig auf, und auch die nachmalige Erwerbung des wichtigen Handelsplatzes Stettin hat ihn von dieser einseitigen Anschauung nicht zu bekehren vermocht.

Diese vielseitige Thätigkeit des Königs, die auch das Kleinste nicht unbeachtet ließ, war nur ermöglicht durch eine Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit, die erstaunlich ist und auch die ungeteilte Bewunderung selbst wenig freundlich gesinnter Zeitgenossen gefunden hat.

So schreibt der österreichische Gesandte am preußischen Hofe, Graf Seckendorf, an den Prinzen Eugen unter dem 25. April 1723: „Dieses alles dirigiret nun der König einzig und allein und arbeitet anbey in publicis, privat, haußhaltung und domainen affairen mit solchen ernst, daß auch kein Thaler ausgegeben wird, so von ihm nicht unterzeichnet. Wer es nicht sieht, kann es nicht glauben, daß Ein Mensch in der Welt, von waß Verstand Er auch ist, so viel differente sachen in ein tag expediren und selbst thun

Digitized by Google

könte, als man bey dieſen König täglich expediren ſieht; dazu Er den morgen früh von 3 Uhr bis gegen 10 Uhr verwendet, dann aber mit militar exercitien den Reſt des Tages in Berlin zubringt."

Seine Erholung ſuchte der König nach der anſtrengenden Tagesarbeit abends im Tabakskollegium. Aus holländiſchen Thonpfeifen wurde holländiſcher Tabak geraucht, der in geflochtenen Körbchen bereit ſtand, während in kleinen Pfannen Torf zum Anzünden der Pfeifen glomm. Vor jedem Teilnehmer ſtand ein tüchtiger Krug Eimbecker Bieres und an einem mit kräftigem Imbiß beſetzten Seitentiſche durfte jeder zwanglos zugreifen. Nicht gelehrte Geſpräche bildeten hier den Gegenſtand der Unterhaltung, ſondern meiſt Angelegenheiten des militäriſchen Dienſtes, ja oft genug derbe Wachtſtubenwitze, wenngleich mitunter auch wichtigere Fragen behandelt wurden, um ſo mehr, als der ſonſt ſo leicht in furchtbarem Jähzorn aufbrauſende König hier ein offenes, ſelbſt dreiſtes Wort durchaus nicht übel nahm. Die luſtige Perſon in dieſem Tabakskollegium war jener vom Könige zum Freiherrn und ſpöttiſcherweiſe zum Präſidenten der Akademie der Wiſſenſchaften erhobene gelehrte Charlatan J. P. von Gundling, der ſich in der Trunkenheit zu vielen derben Späßen mißbrauchen laſſen mußte.

Prinz Auguſt Wilhelm. Der König Kronprinz Friedrich.
Prinz Heinrich. (dritte Perſon links).

Das Tabakskollegium Friedrich Wilhelms I.
Nach dem gleichzeitigen Ölbilde im königl. Schloß zu Charlottenburg.

War die Regierungszeit Friedrich Wilhelms für die innere Entwicklung Preußens von der höchſten und folgenreichſten Bedeutung, ſo iſt der König

dagegen in der äußeren Politik, deren verschlungene Winkelzüge der rechtlichen Denkungsart des Monarchen zuwider waren, von den Erwerbungen der ersten Jahre abgesehen, weniger glücklich gewesen. Zwar bewirkte die Rücksicht auf seine straffe und energische Persönlichkeit alsbald nach seinem Regierungsantritt, daß Preußen beim Utrechter Friedensschluß nicht völlig übergangen, sondern für seine Ansprüche auf die in Frankreich gelegenen Güter des Hauses Oranien wenigstens mit dem größeren Teile von Geldern entschädigt wurde; auch erkannten Frankreich und Spanien die preußische Königskrone an. Als dann durch die Beendigung des spanischen Erbfolgekrieges die preußischen Truppen, die bisher in Italien und Brabant gestanden hatten, für andre Zwecke verwendbar wurden, konnte der König in dem immer noch fortdauernden nordischen Kriege Stellung nehmen. Er that es mit Sicherheit und Geschick. Durch den Schwedter Vertrag (6. Oktober 1713) wurde zunächst die von den Russen eroberte Festung Stettin gegen Erstattung der Belagerungskosten einer neutralen Besatzung preußischer und gottorpischer Bataillone eingeräumt und das schwedische Pommern bis zur Peene unter preußisches Sequester gestellt. Damit wurde thatsächlich anerkannt, daß das Gleichgewicht der baltischen Welt auf Preußen beruhte, und mit Recht gilt jener Vertrag als einer der folgenreichsten, den die Hohenzollern je geschlossen.

Freiherr J. P. von Gundling, des Königs Hofnarr im Tabakskollegium. Gleichzeitiger satirischer Stich.

Da Karl XII., aus dem freiwilligen Exil in der Türkei zurückgekehrt, diesen Abmachungen nicht beipflichtete, kam es im Jahr 1715 zum Kampfe, der mit der Einnahme der Insel Rügen und der Eroberung Stralsunds seinen ersten Abschluß fand.

Schon während dieses Feldzuges hatte Friedrich Wilhelms bisheriger Freund, der Zar Peter, durch seine Teilnahmlosigkeit deutlich gezeigt, daß ihm weitere Fortschritte

Preußens keineswegs erwünscht waren. Im nächsten Jahre ließ sich bereits erkennen, daß Peter seine Verbündeten zu Untergebenen herabzudrücken strebte. Er wollte Gebieter an der Ostsee werden, und ein deutscher Fürst, der verächtliche Herzog Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin, gab ihm Gelegenheit, hier festen Fuß zu fassen: sprach man doch im Jahre 1716 davon, daß der Herzog bereit sei, Mecklenburg mit Livland zu vertauschen. Wie leicht konnte der Zar, wenn der Plan gelang, von hier aus versuchen, Preußen aus Pommern ganz zu verdrängen! Mit berechneter Kälte zog sich der König für jetzt von dem Zaren zurück, bis ihn die Notwendigkeit wieder zur Annäherung zwang. Preußens Stellung war nämlich dadurch eine besonders schwierige, daß das Haus Hannover, welches jetzt (seit 1715) auch dem Inselreich England gebot, darnach strebte, die führende Stellung in Norddeutschland anstatt Schwedens zu übernehmen. Natürlich trat es dadurch in scharfen Gegensatz zu Preußen, und als im April 1718 England, Frankreich und der Kaiser den Plan faßten, in Gemäßheit der Friedensschlüsse von Utrecht und Rastatt allen noch im Kriege befindlichen Mächten einen Vergleich aufzuzwingen, einte sich Friedrich Wilhelm nach einer persönlichen Besprechung mit dem Zaren von neuem
1718 mit Rußland (28. Mai 1718).

Die Einung hatte den Zweck, die Exekution zu verhindern, welche die mecklenburgische Ritterschaft, gestützt auf Hannover, gegen ihren Herzog beantragt hatte. Allerdings sollten die Truppen erst zusammengezogen werden, wenn man die Kunde erhielte, daß ein kaiserliches Heer nach Böhmen und Schlesien anrücke, aber immerhin schien ein schwerer Konflikt bevorstehend.

In dieser Zeit erschien in Berlin der Abenteurer Kleement, der den König durch die Enthüllungen über ein gegen sein Leben gerichtetes Komplott der Höfe von Wien und Dresden beunruhigte. Der König verfiel darüber in Schwermut, bis er Leopold von Dessau die Ursache seines Kummers entdeckte. Kleement gestand seine Betrügerei ein und wurde gehenkt (1720).

Wirklich verabredeten die Bevollmächtigten des Kaisers, Hannovers und Sachsens zu Wien am 5. Januar 1719 ein förmliches Attentat auf Preußen. Falls Preußen und Rußland der mecklenburgischen Exekution, welche Braunschweig und Hannover übertragen wurde, Widerstand entgegensetzte, sollte Friedrich Wilhelm von den Verbündeten mit aller Macht angegriffen werden: besonders die hannöverschen Minister hatten es auf eine großartige Plünderung Preußens abgesehen. Indessen wollte das englische Kabinett davon nichts wissen, auch der Kriegseifer des Wiener Hofes kühlte sich ab, und unter englischer Vermittlung schloß Friedrich Wilhelm mit Schweden am 1. Februar 1720 den nicht ungünstigen Frieden von Stockholm. Der König hatte erreicht, was der Große Kurfürst umsonst erstrebt: er hatte am baltischen Meer einen Platz erworben, von dem aus er seinen Staat am Welthandel beteiligen konnte. Freilich hat er, wie schon oben angedeutet, diese Möglichkeit nicht genutzt.

Gegen Zahlung von zwei Millionen Thaler bekam Friedrich Wilhelm den Strich Vorpommerns zwischen Peene und Oder nebst Stettin und den Inseln Usedom und Wollin. — Der Zar schloß erst am 10. September 1721 den Frieden zu Nystadt, der ihm den Besitz der Ostseeländer zwischen Düna und Ladogasee sicherte.

Während Friedrich Wilhelm in den nordischen Krieg eingriff, unternahmen die Österreicher gegen die Türken einen Feldzug, der vom glänzendsten

Digitized by Google

Erfolge gekrönt wurde. In dem ersten Kriegsjahre (1716) führte die Schlacht von Peterwardein die vollständige Niederlage der prahlerischen Türken und den Tod des Großveziers herbei: am 12. Oktober fiel Temesvár, das letzte Bollwerk der Türkenherrschaft in Ungarn; Prinz Eugen hatte das ganze Banat zurückerobert, und Papst Clemens XI., übersandte dem christlichen Feldherrn, der die Ungläubigen ganz verdrängen zu wollen schien, einen geweihten Hut und Degen. Ein Vorstoß gegen die wichtigsten Nebenländer der Pforte, die Moldau und Walachei, hatte zwar keine wirklichen Resultate, versetzte aber den Sultan in nicht geringe Angst. Die eigentliche Entscheidung brachte erst der August des nächsten Jahres (1717) vor Belgrad. Prinz Eugen hatte beschlossen, die Festung zu erstürmen, mit einem Entsatzheere von 200000 Mann näherte sich der neue Großvezier. Zufällig erhielt Prinz Eugen Kunde, daß der Vezier den 16. August zum Hauptschlage bestimmt hatte. Er kam dem Angriff zuvor, errang einen vollständigen Sieg, und wieder wurde unermeßliche Beute gemacht. Am 22. August räumten die Türken Belgrad, und bald durchhallte die Welt von dem Lobe des „Prinzen Eugen, des edlen Ritters". Zwar rüsteten sich beide Parteien noch zu einem dritten Waffengange, aber den 21. Juli 1718 kam unter venetianischer, holländischer und 1718
englischer Vermittlung zu Passarowitz ein Friede zu stande, der Österreich endlich für so viele Mühen, so lange Gefahren reichlich entschädigte.

Österreich behauptete das ganze Banat, den Nordteil Serbiens mit Belgrad, — bis an die Morawa und Unna reichten seine Grenzen — auch erhielt es beträchtliche Handelsvorteile im ganzen türkischen Reiche eingeräumt. Venedig, dem seine dalmatinischen Besitzungen wenigstens durch diesen Friedensschluß erhalten wurden, war so undankbar, gegen ihn Protest einzulegen.

---

21. Preußen und Österreich bis zum Jahre 1732. Die pragmatische Sanktion und die jülichsche Erbfolge.

Die Erfolge, welche Friedrich Wilhelm in dem Stockholmer Frieden errang, sind die einzigen, die er auf dem Felde der Politik davongetragen. Es war ja auch keine schwere Aufgabe gewesen, nach dem Tode Karls XII. bei Ulrike Eleonore die Berücksichtigung Preußens durchzusetzen; der österreichischen Staatskunst war Friedrich Wilhelm nicht gewachsen. Es gereicht seinem Charakter keineswegs zum Nachteil, daß er auf diplomatische Kniffe und Feinheiten sich nicht verstand; aber der Mangel dieser Befähigung hat ihm selbst die schwersten Enttäuschungen, die bittersten Demütigungen bereitet. Bei den Verhandlungen war er oft zu mißtrauisch, öfter zu leichtgläubig, zu ungeduldig und zu wenig zurückhaltend, vor allem aber zu unselbständig. Er war auf fremde Ratschläge angewiesen, und Österreich sparte selbst das elende Mittel der Bestechung nicht, um den König durch seine Vertrauten und Günstlinge dahin zu bringen, daß er seinen eigenen Interessen entgegenhandelte.

Friedrich Wilhelm hielt es für geboten, die althergebrachte Politik der Hohenzollern zu befolgen, welche darin bestand, dem kaiserlichen Hause bis an die Grenze der Möglichkeit hold und gewärtig zu sein. Wahrlich kein verächtlicher, kein tadelnswerter Grundsatz! Allein die Staatsmänner unter den hohenzollernschen Regenten waren sich stets — schon im XV. Jahrhundert Albrecht Achilles, im XVII. der Große Kurfürst — völlig klar über die Grenzen jener Möglichkeit. Diese Grenzen waren enger und enger geworden, seit sich Friedrich III. die Königskrone aufgesetzt hatte; das eigenste Interesse des Kaisers heischte gebieterisch, den jungen Königsstaat nicht allzu mächtig werden zu lassen. Darum mußte jeder Preußenherrscher täglich und stündlich auf der Wacht sein, daß ihn der Kaiser nicht wieder herabdrücke, ihn zum Schleppenträger der österreichischen Hauspolitik erniedrige. Immerhin mochte ein König von Preußen seine Tapferen unbedenklich marschieren lassen, wenn es wieder einmal ein Lebensinteresse des Reiches galt; aber bei allen andern Fragen war spröde Zurückhaltung geboten, oder noch besser, energisches Geltendmachen des eigenen Wertes.

Auch hatte Preußen für alte Versündigungen des Hauses Habsburg Sühne zu fordern, Österreich die Vergeltung zu fürchten. Der Minister Rüdiger von Ilgen, der seit 1679 an allen wichtigen Staatsereignissen hervorragenden Anteil genommen, hatte gleich im Anfange der Regierung Friedrich Wilhelms eine Denkschrift verfaßt „von den gefährlichen Absichten des Hauses Österreich gegen das Haus Brandenburg"; in zwangloſem Gespräch kam er wohl auch auf die schlesischen Erbansprüche zurück. Hier hatte Habsburg die Hohenzollern schon einmal betrügerisch geschädigt. Und bedurfte man etwa der Gunst des Kaisers, um das unleugbare Recht auf die jülichsche Erbschaft zu behaupten? Mochte der Pfalzgraf Karl Philipp den Vertrag von 1666 immerhin parteiisch auslegen: wenn Preußen im gegebenen Falle ein schlagfertiges Heer und allenfalls noch einen zuverlässigen Bundesgenossen besaß, wer vermochte ihm die Erwerbung streitig zu machen?

Karl Philipp von Neuburg, der im Jahre 1716 die beiden Herzogtümer Jülich und Berg nebst der pfälzischen Kur erbte, war ein sechzigjähriger Mann und hatte nur Töchter; seine beiden Brüder gehörten dem geistlichen Stande an. Er behauptete, die Nachfolge in den Herzogtümern gebühre auch der weiblichen Nachkommenschaft, und vermählte, um den Besitz beisammen zu erhalten, im Jahre 1717 seine älteste Tochter mit dem Erbprinzen von Pfalz-Sulzbach, dem präsumtiven Erben der Kur.

Allerdings war es von nicht geringem Wert, wenn man in dieser Angelegenheit an dem kaiserlichen Hofe einen starken Rückhalt besaß: wenn für das Haus Habsburg ein Interesse von ähnlicher oder noch größerer Wichtigkeit in Frage kam, was wäre natürlicher gewesen, als daß Kaiser und König, wie im spanischen Erbfolgekriege, zur Erreichung gleichartiger Ziele sich freundschaftlich vereinigt hätten?

Wirklich existierte so ein habsburgisches Hausinteresse, für dessen Unterstützung die jülich-bergischen Lande kein allzu hoher Preis gewesen wären.

Digitized by Google

Schon im Jahr 1712 hatte man am Wiener Hof den Plan gefaßt, die zwischen Leopold I., Joseph I. und Karl (III.) von Spanien vereinbarte Erbfolgeordnung umzustoßen. Die Neuerung bezweckte, die Herrschaftsansprüche der gesamten weiblichen Nachkommenschaft des Hauses Habsburg zu vereinigen, so daß dieser weibliche Thronfolger alle deutsch-österreichischen Erblande, einschließlich Böhmens, einheitlich und unteilbar besitzen sollte. Im Jahre 1713 wurde der Entwurf der späteren „pragmatischen Sanktion", im Kabinett vorgetragen, zunächst aber noch als Staatsgeheimnis betrachtet. Aber seit 1720 verhandelte man darüber mit den österreichischen Provinzen, seit 1725 mit den auswärtigen Mächten. Die Anerkennung war um so wichtiger, als der im Jahre 1716 geborene Thronerbe nach wenigen Monaten gestorben war und seitdem nur weibliche Nachkommenschaft — im Jahre 1717 Maria Theresia — der Ehe Karls VI. entsprossen war.

Die Abweichung der pragmatischen Sanktion von der Erbfolgeordnung des Jahres 1703 besteht darin, daß die dem Kaiser Karl VI. von Leopold I. und Joseph I. angefallenen Erbkönigreiche und Länder bei dem Mangel männlicher Erben zunächst auf seine ehelichen Töchter und erst bei Abgang derselben auf die Töchter Josephs und deren Nachkommenschaft, weiterhin auf die andern Nebenlinien übergehen sollen.

So natürlich unter diesen Verhältnissen das Zusammengehen Österreichs und Preußens gewesen wäre, war der Kaiser gleichwohl seine eigenen Wege gewandelt, und das Verhältnis Friedrich Wilhelms zu Karl VI. war schon in dessen ersten Regierungsjahren ein äußerst gespanntes geworden. Vorher wurde bemerkt, bis zu welcher Schärfe sich der Gegensatz zu Ende des nordischen Krieges zuspitzte. Der König empfand es damals als eine schwere Kränkung, daß der Kaiser die erwähnte mecklenburgische Exekution, die ihm als Herzog von Magdeburg und Direktor des niedersächsischen Kreises zustand, beliebigen Ständen, obendrein den welfischen Rivalen übertrug. Dann nahm der Kaiser die magdeburgische Ritterschaft, welche gegen des Königs Anordnung, daß die eigentlich zum persönlichen Heerdienst verpflichteten Besitzer von Lehnsgütern sich durch eine jährliche Leistung von vierzig Thalern von der Dienstpflicht befreien könnten, sogar in Wien ein günstiges Mandat erwirkte, in Schutz, erdreistete sich selbst zu einer Exekutionsdrohung (1725). Im Jahre 1724 beklagte sich Friedrich Wilhelm bereits, „man suche am 1724
kaiserlichen Hofe alle verdrießlichen Affairen wider ihn zusammen, man chikaniere ihn gleichsam mit Fleiß ärger als zuvor."

Nun hatte Friedrich Wilhelm bis zum Jahre 1725 an Rußland einen 1725
Rückhalt gehabt, der dem brandenburgisch-preußischen Interesse noch weit besser entsprach, als die Anlehnung, welche der Große Kurfürst dereinst — nach 1679 — bei Frankreich gesucht und gefunden hatte. Mit Recht beklagte der König den Tod des Zaren Peter (8. Februar 1725), dessen gewaltige, wiewohl gewaltthätige Natur er aufrichtig bewundert hatte. Gerade jetzt hätte der König eines solchen Freundes bedurft, denn im April des Jahres 1725 söhnten sich Spanien und Österreich völlig aus. Spanien

Digitized by Google

gab die Verbindung mit dem französischen Hof, der Kaiser seine alten Waffengenossen England und Holland auf. Man nahm die Vermählung des spanischen Infanten Don Carlos mit der Kaisertochter Maria Theresia in Aussicht, das heißt, die Vereinigung beider Monarchien, welche der spanische Erbfolgekrieg hatte verhindern sollen. Spanien erkannte selbstverständlich die pragmatische Sanktion an.

Dieses Bündnis, welches nach den Absichten Spaniens gegen Türken und Protestanten nutzbar gemacht werden sollte, verletzte die Interessen Englands und Preußens auf das empfindlichste. Abgesehen davon, daß die Vorteile, welche fortan dem österreichischen Handel zu gute kommen sollten, den Engländern zum Nachteil gereichten, hatte der Kaiser versprochen, diese Seemacht zur Herausgabe von Gibraltar und Minorka zu bewegen. Was Preußen betraf, so garantierte ein geheimer Artikel der Wiener Allianz die dereinstige Nachfolge in Jülich und Berg dem Erbprinzen von Pfalz-Sulzbach.

Da nun auch Rußland und Schweden bereits 1724 ein Bündnis (zu Stockholm) geschlossen hatten, dessen Spitze gegen England gerichtet war, näherte sich dieses begreiflicherweise dem preußischen König, und als dritte Macht gesellte sich ihnen das von Spanien aufgegebene Frankreich zu, welches plötzlich lebhafte Sympathie für Preußens Ansprüche auf Jülich und Berg fühlte. Die drei Mächte verbanden sich (zu Herrenhausen bei Hannover) am
1725 3. September 1725 demnach auf fünfzehn Jahre zu gegenseitiger Verteidigung; die jülichsche Erbfolgefrage wurde in einem Separatartikel einem Schiedsgerichte unparteiischer Mächte unterworfen.

Dieses Bündnis war, wenn alle Verbündeten ihre Schuldigkeit thaten, vortrefflich geeignet, der Wiener Allianz die Wage zu halten, selbst falls es nicht gelang, Holland zu gewinnen, das allerdings der Vergrößerung des preußischen Staates entschieden abgeneigt war. Freilich hätte Preußen im Kriegsfalle den ersten, härtesten Stoß aushalten müssen; aber besaß der Staat ein so großes Heer nur zu dem Zwecke, es für kaiserliche Interessen ins Feld zu führen?

Sehr wohl erkannte der Wiener Hof, wie gefährlich es für Österreich sein würde, wenn Friedrich Wilhelm bei diesem Bündnis beharrte, und beeilte sich, den König von demselben abzuziehen. Am preußischen Hofe bestand schon an sich eine starke kaiserliche Partei, deren Mittelpunkt der alte Dessauer war, und nun wurde noch der gewandte Seckendorf nach Berlin geschickt, um die kaiserliche Sache zu fördern. Er gewann durch Bestechung den General von Grumbkow, Friedrich Wilhelms einflußreichsten Günstling, und verstand es vortrefflich, den Widerwillen des Königs gegen seinen Schwiegervater, den dünkelhaften Georg I. von England, zu erregen.

Auch in den traurigen Familienkonflikt innerhalb des preußischen Königshauses, die englische Doppelheirat betreffend, griffen Grumbkow und Seckendorf ein, um die Erbitterung des Vaters gegen den Sohn zu steigern.

Digitized by Google

Bald wurde Friedrich Wilhelm gegen seine Verbündeten mißtrauisch, zumal Seckendorf und Grumbkow ihm einredeten, der Herrenhauser Bund ziele nicht auf Verteidigung, sondern solle einer Angriffspolitik dienen, deren Kosten er zuletzt zu tragen haben würde. Da begann der König denn von französischen Schelmenstücken, von englischen Betrügereien zu reden. So wurde das Terrain tüchtig bearbeitet, und bald zeigte sich Aussicht auf Erfolg, dessen Österreich um so mehr bedurfte, als sich seine innigen Beziehungen zu Spanien schon im Mai 1726 zu lockern begannen. Wie unaufrichtig der 1726
Kaiser zu Werke ging, ersieht man daraus, daß er im August 1726 dem Kurfürsten Karl Philipp von der Pfalz in Bezug auf die jülichsche Erbschaft, mit der man zugleich Friedrich Wilhelm köderte, bedeutsame Zusagen machte.

Bei einer zweiten Mission, im Herbst 1726, brachte dann Seckendorf den Wusterhausener Vertrag zu stande, der eigentlich schon den König wieder völlig den Fahnen Österreichs zuführte. Die endgültigen Abmachungen aber brachte erst das „ewige Bündnis" vom 23. Dezember 1728. Preußen 1728
übernahm die Garantie der „pragmatischen Sanktion" und verzichtete auf Jülich; der Kaiser gewährte dem Könige einige kleine Zugeständnisse in Reichsangelegenheiten und sicherte ihm den Besitz von Berg zu.

Damit hatte denn Friedrich Wilhelm die Freiheit seiner Bewegung vollständig aufgegeben; das Verhältnis zu England, wo 1726 Georg II. auf den Thron gekommen, ward immer schroffer, obwohl diese Macht der natürliche Bundesgenosse Preußens war.

Im Anschluß an diese Veränderung in der politischen Stellung des Königs steigerte sich das Elend des Kronprinzen Friedrich, und die unter andern Verhältnissen in Aussicht genommenen Ehebündnisse zwischen dem englischen und preußischen Königshause wurden jetzt endgültig aufgegeben. Es war das Bestreben der kaiserlichen Politik, dem Könige die Unterstützung zu entziehen, die er aus solchen Ehebündnissen allenfalls gewinnen konnte; darum drangen die kaiserlichen Bevollmächtigten darauf, daß die preußischen Königskinder kaum standesgemäße Ehen schlossen. So verheiratete Friedrich Wilhelm seine zweite Tochter Luise im Jahre 1729 mit dem Markgrafen von Ansbach, die Prinzessin Wilhelmine 1731 mit dem Erbprinzen von Bayreuth; der Kronprinz verstand sich nach seiner verunglückten Flucht (im Jahr 1730) dazu, sich mit der ungeliebten Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Bevern zu verloben, um die Huld des Vaters wiederzugewinnen.

Der Wert der preußischen Allianz war für den Wiener Hof nicht gering, als sich (1729) sein früherer Verbündeter, der spanische Bourbon, 1729
an England und Frankreich anschloß (zu Sevilla); aber er sank, als sich (16. März 1731) England mit dem Kaiser verglich und Spanien diesem 1731
Traktate beitrat.

Noch ließ man es sich gefallen, daß Friedrich Wilhelm trotz der Proteste Bayerns, Sachsens und der Pfalz für die pragmatische Sanktion die Garantie des Reiches erzielte (Januar 1732), dann sollte auch dieser Hohenzoller inne 1732
werden, was der „Dank vom Hause Habsburg" bedeute. Schon im April 1732 lüftete Seckendorf bei einer Zusammenkunft mit dem Könige — in Priort im Osthavellande — die Maske, und Friedrich Wilhelm hat nach-

Digitized by Google

mals seinem Sohne gesagt, daß er dort den tödlichen Stoß erhalten, dort sich den Tod geholt habe. Allein, was er im August darauf erleben mußte, übertraf alle Erwartung. Auf der Zusammenkunft mit dem Kaiser in Prag wurde ihm mit dürren Worten erklärt, daß er sich mit einem Teile des ihm 1728 garantierten Herzogtums Berg begnügen, auch auf die Hauptstadt Düsseldorf verzichten müsse.

Man sollte glauben, daß der König sich in Unmut von Österreich abgewendet hätte: zeigte sich doch zu gleicher Zeit, daß zwischen dem katholischen Kaiserstaat und dem protestantischen Preußen ein weiterer unversöhnlicher Gegensatz bestand! Der Kaiser gestattete dem verfolgungssüchtigen Erzbischof Firmian von Salzburg, seine protestantischen Unterthanen als „widerspenstige und treulose Rebellen" aufs grausamste auszutreiben; Friedrich Wilhelm aber nahm für die Unglücklichen Partei und, den Traditionen des Großen Kurfürsten treu, erhob der König zuerst Protest gegen dies Verfahren und forderte dann, im Februar 1732, den Erzbischof auf, die Auswanderer als seine Schützlinge und Unterthanen ungehindert ziehen zu lassen. Ein preußischer Beamter, der Legationsrat von Plotho, rettete den Vertriebenen, was von ihrem Vermögen zu retten war: an 16000 ließen sich in Ostpreußen nieder. Mit größtem Ärger sah die kaiserliche Regierung, wie die Auswanderungslust zunahm, und suchte durch lügenhafte Berichte über die angeblichen Enttäuschungen der Ausgewanderten dem Strom einen Damm entgegenzusetzen. Allein, wenn sich auch hier die Unvereinbarkeit des österreichischen und preußischen Wesens deutlich bekundete, König Friedrich Wilhelm konnte sich nicht zu förmlicher Opposition gegen den Kaiser erheben, ließ sich vielmehr von neuem bewegen, für österreichische Interessen einzutreten.

Im Salzburgischen war die Gegenreformation nie gelungen und hatte nur einen gewissen Scheinkatholizismus erzielt. Schon zu Ausgang des XVII. Jahrhunderts waren hier vereinzelte Schläge gegen die Evangelischen geführt worden, aber erst jener Erzbischof Firmian (1727 erwählt) machte sich an die radikale Ausrottung desselben. Er begann schon 1728 und erregte damit lebhafte Beschwerden von seiten des corpus evangelicorum, verschanzte sich aber hinter seine landesfürstlichen Hoheitsrechte. Trotz ihrer bedrohten Lage ließen sich über 20000 Bauern als lutherisch aufzeichnen, und am 5. August 1731 beschwuren die Vertreter derselben zu Schwarzach den „Salzbund" zur Wahrung ihres Glaubens im Leben und Sterben. Auf Ersuchen des Erzbischofs erließ der Kaiser am 26. August eine Vermahnung an die Salzburger „Rottierer" und warnte das corpus evangelicorum, die aufrührerischen Gesinnungen der Salzburger ja nicht durch Parteinahme zu stärken. Trotzdem erhob dasselbe Protest, zumal auch die Salzburger durch zwei Abgesandte am Reichstag wirken ließen. Ohne die Erlaubnis des Kaisers erließ der Erzbischof am 31. Oktober das berüchtigte Emigrationspatent, demzufolge alle, welche sich nicht binnen vierzehn Tagen unterwarfen und bekehrten, innerhalb dreier Monate das Land räumen mußten. Auf weiteres Einschreiten des corpus evangelicorum wurde bloß eine dreijährige Frist gewährt, innerhalb deren die Evangelischen ihre Güter veräußern könnten. Indessen zogen die meisten schleunige Auswanderung vor, wurden aber noch beim Abzuge in unverantwortlichster Weise gequält. Friedrich Wilhelm hatte zur Nachgiebigkeit des Erzbischofs hauptsächlich dadurch beigetragen, daß er drohte, er werde in seinen Landen gegen katholische Unterthanen Repressalien ergreifen. Dies allein zeigt schon, daß der König sich als Beschützer des

Digitized by Google

evangelischen Bekenntnisses für die Salzburger verwandte und nicht, wie österreichische Historiker glauben machen möchten, durch den eigennützigen Wunsch geleitet wurde, für entvölkerte Gegenden des preußischen Staates, namentlich Ostpreußens, auf bequeme Art neue Kolonisten zu bekommen. Das war vielleicht für Dänemark und Schweden maßgebend, aber nicht für Preußen. Denn schon vor der Salzburger Angelegenheit hatte der König bewiesen, daß er sich als Haupt der Evangelischen betrachtete. Es war dies im Jahre 1724 bei Gelegenheit des „Thorner Blutbades", wo die Jesuiten wegen der durch eine Prozession erregten Unruhen bei dem polnischen Hofe den Ruin der dortigen Evangelischen und die Hinrichtung von zehn unbeteiligten angesehenen Bürgern durchsetzten. Damals hatte Friedrich Wilhelm sowohl vor der Katastrophe für die unglückliche Stadt gewirkt, als auch nach derselben an einen rächenden Krieg gedacht; nur der Tod Peters des Großen zwang ihn, davon abzustehen. Auch nachher verwandte er sich für seine Glaubensgenossen in Polen und in den kaiserlichen Staaten, nur daß Karl VI. auf ihn nicht die geringste Rücksicht nahm.

22. Der polnische Erbfolgekrieg (1733—1735). Das Ende Friedrich Wilhelms (1740).

Eine vortreffliche Gelegenheit, Preußens Bedeutung einmal wieder geltend zu machen, hätte die im Jahre 1732 erfolgte Regelung der polnischen 1732
Erbfolge dargeboten. Es war bekannt, daß Frankreich für den Fall, daß der Thron durch den Tod des gegenwärtigen Königs August erledigt werden sollte, dem im Jahre 1710 entthronten Stanislaus Lesczinski, Schwiegervater Ludwigs XV. von Frankreich, zur Krone verhelfen wolle. Diesem Plane waren Österreich, Rußland und Preußen gleichmäßig abgeneigt: von sächsischer Seite wurde bei Preußen der Plan einer Teilung Polens in Vorschlag gebracht. Von dem gleichnamigen Sohn des regierenden Königs hatte man namentlich deswegen absehen müssen, weil Preußen davon nichts wissen wollte. Denn obwohl Friedrich Wilhelm mit dem Dresdener Hofe und dem König August zuletzt in ganz freundschaftlichen Beziehungen stand, lag die dauernde Vereinigung Sachsens mit Polen durchaus nicht im preußischen Interesse.

Österreich und Rußland hatten schon vor dem Tode Augusts II. in diesem Punkte Preußen nachgegeben, verweigerten aber nachträglich die Unterschriften für die getroffene Vereinbarung. Der russische Diplomat, Graf von Löwenwolde, gewann nämlich Friedrich Wilhelm im Vertrage von Königswusterhausen (Dezember 1732) für die Kandidatur 1732
des portugiesischen Infanten Emanuel. Der König sollte als Lohn seiner Unterstützung Berg und Düsseldorf und, für einen seiner Prinzen, die Anwartschaft auf Kurland erhalten. Österreich aber hintertrieb die Ratifikation des Vertrages, weil der Prinz August Hoffnung machte, zum Dank für den Beistand des Kaisers die pragmatische Sanktion zu gewährleisten, und dies war um so wichtiger, weil er mit Josephs I. älterer Tochter vermählt war.

Als nun August II. am 1. Februar 1733 gestorben war und die Wahl- 1733
stimmen sich auf seinen Sohn und Lesczinski zersplitterten, trat Österreich

sofort für August III. ein, nicht minder Rußland, unter dessen Schutz der sächsische Prinz in Warschau zum König proklamiert wurde. Frankreich bot Preußen für die Unterstützung seines Klienten das polnische Westpreußen an. Trotz der neuen Vertragsbrüchigkeit Österreichs mochte Friedrich Wilhelm sich nicht dazu verstehen, sich an Frankreich anzuschließen, vielmehr blieb er dem Kaiser treu und erbot sich, statt mit dem vertragsmäßig festgesetzten Hilfskorps von 10000 Mann mit seinem ganzen Heere, 40000 Mann, für den Kaiser einzutreten.

Teils mit Rücksicht auf den Geldpunkt, teils aus Mißtrauen lehnte der Kaiser das Anerbieten ab: sehr zu seinem Schaden, denn ein neuer Weltkrieg wurde entfesselt. Frankreich hielt 120000 Mann in drei Heeren für den Kampf bereit, Spanien wartete auf den günstigen Augenblick, in Italien über Österreichs Besitzungen herzufallen, Savoyen ließ sich durch den greisen Villars zu dem vorteilversprechenden Waffengange gewinnen.

1734 In zwei schlaffen Feldzügen (1734/35), bei denen der an Leib und Seele gealterte Prinz Eugen, bedächtig und seinem Kriegsglück mißtrauend, wahrlich keine Lorbeern erwarb, wurde der Streit entschieden. Besonders schwerfällig entwickelte sich der Reichskrieg, zumal die drei wittelsbachischen Fürsten von Bayern, Pfalz und Köln gegen denselben protestierten. Der Feldzug am Rhein war höchstens für den preußischen Kronprinzen von Bedeutung; unter den Augen des abgelebten Prinzen Eugen machte Prinz Friedrich hier den ersten Feldzug mit: die preußischen Hilfstruppen erregten durch ihre Ausstattung und Tüchtigkeit allgemeine Bewunderung; noch ahnte keiner, auf welchen Schlachtfeldern sie den Ruhm ernten würden, der ihnen hier versagt blieb.

Die Schauplätze, auf denen die ersten Entscheidungen sich vollzogen, waren aber nicht am Rhein, sondern in Polen selbst und Italien. Russische Waffen befestigten Augusts Königtum, Leszinski (erst am 12. September 1733 gewählt) mußte sich nach Danzig werfen, das sich aber auch nach hartem Widerstande am 9. Juli ergab und mit schweren Strafgeldern seine Treue büßte: verkleidet entkam Stanislaus mit Mühe auf preußisches Gebiet. In Italien schloß das erste Kriegsjahr mit dem Verlust der Lombardei; zu Ende des Jahres 1734 war auch Neapel und Sizilien dem Kaiser verloren.

Bereits jetzt drang Prinz Eugen auf Frieden, aber eine Gegenpartei, unter Führung des Hofkanzlers Sinzendorf, erzwang die Fortsetzung des Kampfes, und im Mai 1735 mußte Eugen das Kommando des Reichsheeres wieder übernehmen. Aber zum Angriffskrieg ließ er sich nicht bewegen, selbst als im August ein russisches Hilfskorps bei ihm eintraf und auch Bayern, etwas spät sich seiner reichsfürstlichen Verpflichtungen erinnernd, Truppen anbot. Mit schwerem Herzen entschloß sich der Kaiser endlich zu unmittelbaren Verhandlungen mit Frankreich, das, unbekümmert um seine Verbündeten, auf dieselben einging. Auch der Kaiser hielt es nicht für nötig, die Reichsfürsten zu befragen, sondern schloß am 3. Oktober 1735 den Wiener Frieden, bei dem in hergebrachter Weise das deutsche Reich die Kosten der Niederlage

Österreichs zu tragen bekam, während die pragmatische Sanktion von Spanien und Frankreich anerkannt ward.

Stanislaus Leszczinski verzichtete zu gunsten seines Gegners auf Polen, erhielt dafür das deutsche Herzogtum Bar und auch Lothringen, sobald dem lothringischen Hause durch den Tod des letzten kinderlosen Medici das Großherzogtum Toskana zugefallen sein würde. Beide Herzogtümer sollten nach Stanislaus' Ableben an die Krone Frankreich fallen, und der Kaiser versprach, dafür die Genehmigung von seiten des Reiches zu erwirken. (Geschah 19. Mai 1736.) 1736

Der König von Preußen war über den Friedensschluß empört. Im höchsten Unmut rief er aus: „Der Kaiser traktiert mich und alle Reichsfürsten, wie Schubjacks, was ich gewiß nicht verdient habe." Aber das Maß der Kränkungen und Demütigungen, welche dem nur zu loyalen Fürsten bereitet werden sollten, war auch jetzt noch nicht voll.

Wollte der Kaiser sich der dauernden Freundschaft Frankreichs versichern, so mußte auch etwas für das von diesem begünstigte wittelsbachische Haus geschehen, welches obendrein nach dem dereinstigen Tode Karls VI. die nächsten Ansprüche auf die österreichischen Erblande zu haben vermeinte. Wie konnte er dies Haus besser entschädigen, als wenn er der pfalz-sulzbachischen Linie die Herzogtümer Jülich und Berg zuwandte? Dies war sowohl dem Papst erwünscht, der das katholische Land nicht in die Hände des protestantischen Herrschers gelangen lassen wollte, als auch der französischen Regierung, welche eine weitere Verstärkung Preußens am Niederrhein höchst ungern gesehen hätte. So wurden denn auf Antrieb des Kaisers und Frankreichs am 10. Februar 1738 in Berlin gleichlautende Noten übergeben, in 1738
denen der Kaiser, Frankreich und Holland forderten, daß die jülich-bergische Frage ihrer Entscheidung überlassen werde. Friedrich Wilhelm wies dies Ansinnen entschieden ab; aber am 13. Januar 1739 verständigten sich 1739
die Bevollmächtigten Frankreichs und des Kaisers zu Versailles dahin, daß nach dem Tode des Kurfürsten von der Pfalz Jülich und Berg wenigstens vor der Hand in den Besitz des Pfalzgrafen von Sulzbach übergehen sollten.

Jetzt erst erkannte Friedrich Wilhelm die Freundschaft Österreichs in ihrem wahren Wert; in diesen Tagen mag es geschehen sein, daß er, auf den Kronprinzen deutend, das prophetische Wort aussprach: „Da steht einer, der mich rächen wird." Jetzt wandte er sich, ähnlich dem Großen Kurfürsten im Jahre 1679, an das verhaßte Frankreich, welches — leichtsinnig genug — ihm am 5. April 1739 wenigstens Berg ohne Düsseldorf zusicherte.

Ob Frankreich sein Wort, besser halten werde, als der Kaiser, sollte Friedrich Wilhelm nicht mehr erleben. Seit er im Jahre 1734, an der Wassersucht schwer erkrankt, den Tod erwartet hatte, lebte er nur noch durch die Kunst der Ärzte: von Natur reizbar und aufbrausend, verbittert durch sein körperliches Leiden und gequält von Todesgedanken, die für den kaum Fünfzigjährigen etwas unendlich Verdüsterndes hatten, machte er sich und den Seinigen das Leben recht schwer. Das einzige, was ihm reine Freude machte, war das Wohlgefallen an dem Kronprinzen, mit dem ihn nach den langen Jahren schwerer

Digitized by Google

Verkennung innige Liebe verband. Nach ſchlimmen Zweifeln hatte er endlich die Überzeugung gewonnen, daß das Werk ſeines eigenen Lebens in den Händen des Kronprinzen gut aufgehoben ſein werde.

1740 Ende April 1740 ließ ſich der König nach ſeiner geliebten Soldatenſtadt überführen: „leb wohl, Berlin“, rief er, „in Potsdam will ich ſterben.“ Am 26. Mai ſandte die Königin dem Kronprinzen nach Rheinsberg die Nachricht, er müſſe eilen, wenn er ſeinen Vater noch lebend antreffen wolle. In der Frühe des nächſten Tages fand das rührende Wiederſehen zwiſchen Vater und Sohn in Potsdam ſtatt. An dem folgenden Tage beſprach der König mit dem Thronfolger eingehend die Lage des Staates und beteuerte wiederholt, daß er zufrieden ſterbe, mit Dank gegen den Himmel, der ihm einen ſo würdigen Erben beſchert habe. Am 30. Mai übergab er ihm die Regierung, „Staat, Land und Leute, die volle Souveränität.“ Am 31. Mai früh morgens nahm er von ſeiner Familie den zärtlichſten Abſchied, ſagte ſeinen Miniſtern, Räten und Offizieren lebewohl, ließ ſich dann aufs Sterbelager bringen und beobachtete — ſoll man es philoſophiſche Ruhe oder ſoldatiſche Feſtigkeit nennen? — in einem Spiegel das Herannahen des Todes. „Herr Chriſtus, du biſt mein Gewinn im Leben und im Sterben“, waren ſeine letzten Worte.

Chodowieckiſche Kupfer zur Geſchichte Friedrich Wilhelms I.: „Der König ordnet kurz vor ſeinem Tode ſein Leichenbegängnis ſelbſt an. (Auf einen Sarg deutend): In dieſem Bette werde ich recht ruhig ſchlafen.“

Als Text ſeiner Leichenpredigt hatte er ſich den Spruch gewählt: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft.“

„Er ſtarb,“ ſagt Friedrich der Große, „mit der Feſtigkeit eines Philoſophen und der Ruhe eines Chriſten. Er bewahrte eine bewunderungswürdige Geiſtesgegenwart bis zum letzten Lebenshauche, als Staatsmann ſeine Geſchäfte ordnend, die Fortſchritte ſeiner Krankheit verfolgend wie ein Arzt und über den Tod triumphierend als ein Held.“

Hatte die ſiebenundzwanzigjährige Regieruug des Königs auch noch keine Früchte gezeitigt — wenigſtens in der äußeren Politik Preußens —, ſo war doch eine Saat ausgeſtreut, welche die reichſte Ernte verhieß, ſobald die rechte Zeit und der rechte Schnitter kam.

Chodowieckiſche Kupfer zur Geſchichte Friedrich Wilhelms I.: „Der kranke König umarmt ſeinen Sohn, den Kronprinzen, den er gleich darauf von ſeinem künftigen bald anzutretenden Reiche unterrichtet.

Die Einnahmen des Staates betrugen jetzt über sieben Millionen Thaler, außerdem aber hinterließ der König einen baren Staatsschatz von 8700000 Thalern. Aber fast noch wichtiger war, wie bereits bemerkt, daß er durch seine Verwaltung und sein Beispiel jenen altpreußischen Geist strengster Pflichterfüllung, ernster Arbeitsamkeit und militärischer Einfachheit und Abhärtung erzeugt hatte.

Drillscene aus der Zeit Friedrich Wilhelms I. Kupfer von Daniel Chodowiecki.

23. Der Krieg Österreichs gegen die Türkei (1736—1739).

Am 21. April 1736 war der greise Türkensieger Prinz Eugen gestorben. Mit dem Wohl und Wehe Österreichs innig verwachsen, war er auch in politischen Dingen ein unbestechlicher Ratgeber gewesen. Gewiß hatte er in den letzten Jahren, da Karl VI. sich um die Garantie der pragmatischen Sanktion abmühte, mit schwerer Sorge in die Zukunft geschaut: soll er doch geäußert haben, die besten Garantien seien ein schlagfertiges Heer und ein voller Schatz; an beiden sollte es dem Staate bald völlig gebrechen. Er hätte es am liebsten gesehen, daß man die mutmaßliche Thronerbin Maria Theresia mit dem bayrischen Kurprinzen vereinigt hätte, aber er mußte noch erleben, daß sie dem Herzoge Franz Stephan von Lothringen vermählt wurde (Februar 1736). Indes am meisten vermißte man den Prinzen 1736
Eugen, als man im Jahr 1736 einen neuen Türkenkrieg unternommen hatte, indem die Errungenschaften glänzender Feldzüge und des Passarowitzer Friedens durch eine schmähliche Kriegführung und einen noch schmählicheren Friedensschluß dahingeopfert wurden.

Äußerlich betrachtet trat Österreich als Hilfsmacht Rußlands in die Aktion; denn gemäß dem Vertrage vom 6. August 1726 forderte die Kaiserin Anna 30000 Mann Hilfstruppen, auch auf die durch den Karlowitzer Frieden besiegelte Quadrupelallianz gegen die Pforte griff Österreich zurück und forderte demgemäß Venedig und Polen zur Beteiligung auf. Aber die altersschwache

Republik war jedem Wagnis abgeneigt, das zerrüttete Polen hatte nicht dasselbe Interesse am Kriege wie der Kaiserstaat. Denn in Wahrheit beabsichtigte Österreich, im Bunde mit Rußland das Werk, das der Prinz Eugen nur zur Hälfte vollbracht, zu vollenden. Dazu trieb Karls einflußreichster Günstling Bartenstein, und der Prinz von Hildburghausen wollte Lorbeern sammeln. Die Vielköpfigkeit der Heeresleitung, die Zersplitterung der Armee, Gewissenlosigkeit in der Ausrüstung der Festungen und der Beschaffung von Proviant und Munition führten den kläglichsten Ausgang herbei.

Im ersten Jahre (1736) kam es eigentlich nur zu vorbereitenden Schritten. Österreich stellte seine 30 000 Mann in der Gegend von Peterwardein und an der serbischen Morawa auf. Die Pforte bemühte sich, mit Hilfe des Joseph Rákóczy — er war der ältere Sohn des im Jahre 1735 verstorbenen Franz und nannte sich Erbprinz von Siebenbürgen — Ungarn in Aufstand zu versetzen. Bei steigendem Kriegseifer vermehrte man die Armee, welche man in drei Korps teilte, auf 50 000 Mann und übertrug Seckendorf die Würde eines Generalissimus. Nach anfänglichen Erfolgen im Jahre 1737 sah er sich aus Serbien und Bulgarien zurückgedrängt, ward abberufen, festgesetzt und vom Pöbel als „protestantischer Verräter" gebrandmarkt. Zwar erhob sich Ungarn nicht, aber die Pforte schritt zum Angriff: im August 1738 war Orsowa genommen, der Großvezier rückte auf Temesvár. Das dritte Kriegsjahr, wo Wallis die Oberleitung hatte, enthüllte den großartigsten Unterschleif in der Heeresverwaltung. In Belgrad soll Wallis nur ein Drittel des angeblich gelieferten Getreides, unter dem Pulver zu zwei Dritteilen schwarze Erde eingemischt gefunden haben. Nach der Niederlage bei Krocska (23. Juli 1739) verlor er ganz den Kopf, und als Suckow, der feige Kommandant von Belgrad, die Festung nicht halten zu können erklärte, eilte er die Friedensvermittlung des französischen Gesandten Villeneuve in Anspruch zu nehmen. Indem ihm der Kaiser jetzt seine Vollmacht entzog, fiel die Verantwortlichkeit für den schmachvollen Frieden auf die Schultern des Grafen Neipperg.

1737

1739 Der Friede von Belgrad (18. September 1739) beraubte Österreich der Errungenschaften des Passarowitzer Friedens und warf es auf die Karlowitzer Abmachungen zurück. Was half es, daß Wallis auf dem Spielberg, Neipperg auf der Grazer Festung büßten? Der Geist der Armee war durch den unglücklichen Krieg gesunken, die wohlthätigen Reformen des Prinzen Eugen im Heerwesen mußten bei der steigenden Finanznot erlahmen. Wehe dem Kaiserstaate, wenn Karl VI. die Augen schloß und es dem jungen Preußenkönig einfiel, von seinem Heer und seinem Staatsschatz den Gebrauch zu machen, zu welchem Österreichs langjährige Perfidie ihn beinahe herausforderte!

Vor allem Belgrad mußten die Österreicher in dem nach dieser Stadt genannten Frieden den Türken überlassen, aber auch die kleine Walachei abtreten. Ebenso nahm die Pforte Insel und Festung Orsowa samt dem Vorwerk der heil. Elisabeth.

Digitized by Google

XIV. Das Zeitalter Friedrichs des Großen.

1. Die Anfänge Friedrichs des Großen. Tod Karls VI.

So anerkennend auch Friedrich der Große stets seines Vaters gedenkt, mit dem ihn zuletzt die zärtlichste Liebe verband, zeigte er doch sofort bei dem Antritt seiner Regierung, daß ein neuer Geist fortan in ihr walten werde. Wie hätte der achtundzwanzigjährige Jüngling, dessen blaue Augen so frei und stolz in die Welt strahlten, der seine allem Edlen zugängliche Seele den Meistern im Reich der Künste und Wissenschaften früh erschlossen, der aber auch - - weniger in der inneren Staatsverwaltung, als in der äußeren Politik — gar manches hatte geschehen lassen müssen, was er nicht billigte, seine eignen Ideale nicht sofort verwirklichen sollen, immerhin unter dankbarer und pietätvoller Anerkennung der Thätigkeit Friedrich Wilhelms I.? Er hatte einen vollgültigen Anspruch erworben, sich als Herrscher zu fühlen und als Herrscher zu zeigen; denn er hatte seit länger als einem Jahrzehnt dienen gelernt und war durch die schwere Schule des Unglücks gegangen. Von dem Augenblick an, wo er als begnadigter Deserteur der Küstriner Kriegs- und Domänenkammer zugewiesen wurde, hatte er seine eigenen Wünsche hinter die Befehle seines Vaters zurücktreten lassen, und wenn er auch immer noch Zeit fand, in den Künsten, der Wissenschaft und Litteratur die notwendige Erholung zu suchen, war seine Zeit und seine Sorge vornehmlich den Dingen zugewandt, welche ihm der König als den Kreis seiner Pflichten vorgezeichnet hatte.

Es war ein eigentümlich tragisches Verhängnis gewesen, daß Friedrich Wilhelm, der starre Selbstherrscher, in seinen persönlichsten Verhältnissen als Hausherr und Vater erfahren mußte, daß es dem Menschen nicht vergönnt ist, den eigenen Geist willkürlich einem andern einzuflößen. Prinz Friedrich (am 24. Januar 1712 zu Berlin geboren als dritter Sohn Friedrich Wilhelms und seiner Gemahlin Sophie Dorothea) hatte in seiner frühesten Kindheit dem Vater, der ihn zu einem guten Christen, einem sparsamen Wirt und vor allem zu einem tüchtigen Soldaten erziehen lassen wollte, wenig Schwierigkeiten bereitet, und die Freude, welche er an seinem kleinen Kadetten fand, durfte die Hoffnung aufkommen lassen, daß der Lieblingswunsch des Vaters in Erfüllung gehen werde. Aber wenn man dem Prinzen nicht den Geschmack an solchen geistlosen und rein mechanischen Dingen, wie der Gamaschendienst ist, frühzeitig verderben wollte, wozu gab man ihm einen vielseitig gebildeten, mit hervorragendem Sinn für die schönen Künste begabten Deutschfranzosen, wie Duhan de Jandun, zum Erzieher? Er führte ihn nicht allein überhaupt auf das Gebiet der Litteratur, er nährte in seinem Pflegling auch das Wohl-

Digitized by Google

Friedrich der Große und ſeine Schweſter Wilhelmine als Kinder, begleitet von einem Mohren.

Gemalt vom Hofmaler Antoine Pesne zu Berlin.

gefallen an der Litteratur der Franzoſen, welche als Volk dem Könige aufs tiefſte verhaßt waren. So ward der Prinz, den Wünſchen ſeines Vaters entgegen, kein Soldat, ſondern ein Poet und, als ihm die Nachſicht der zärtlichen Mutter den Unterricht des berühmten Flötenſpielers Quanz verſchaffte, ein „Querpfeifer“ dazu. Mit den verbotenen franzöſiſchen Büchern fand ſich die franzöſiſche Mode ein, der ſeidene Schlafrock und der unſoldatiſche Haarbeutel. Der Prinz wurde auch kein Chriſt nach dem Herzen ſeines Vaters: aber freilich hätte man dieſem Geiſte, welchem die dogmatiſchen Spitz-

Digitized by Google

findigkeiten der damaligen Orthodoxie ohnehin zuwider waren, den Inhalt der chriſtlichen Religion nicht dadurch verleiden ſollen, daß man ihm Pſalmen und Lieder zur Strafe zu lernen gab! Weniger Entſchuldigung verdient es, daß der Prinz auch die ökonomiſchen Grundſätze, die man ihm einprägen wollte, ſo wenig beherzigte, daß er kein Bedenken trug, Schulden zu machen; und ſoweit ſich der Zorn des Vaters gegen dieſes Unweſen richtete, war er nicht ungerechtfertigt. Auch in dem Verhältnis zum weiblichen Geſchlecht trat der Prinz nicht in die Fußſtapfen des ſittenſtrengen Königs. Trotz alledem hätte das Verhältnis zwiſchen Vater und Sohn ſich nicht ſo verzweifelt geſtaltet, wenn beide nicht auch von einem ganz verſchiedenen Temperament geweſen und neben ganz verkehrten pädagogiſchen Maßregeln auch noch andre Übelſtände hinzugekommen wären. Es wurmte den König, daß ſein Sohn ihm nichts zu Willen thun wollte, außer gezwungen: den zarten, feinfühligen Knaben und Jüngling traktierte er mit körperlichen Mißhandlungen, welche zum mindeſten Widerwillen hervorrufen mußten. Und nun der Zwiſt im Vaterhauſe wegen der engliſchen Doppelheirat, um derentwillen zwiſchen dem König und der Königin die häßlichſte Disharmonie herrſchte! Es war natürlich, daß der gemißhandelte Prinz ſich der Mutter zuwandte und mit ihr und der geliebten Schweſter Wilhelmine, als ſeiner Leidensgefährtin, gegen das Familienoberhaupt Partei nahm. Den eigentlichen Bruch führte der König obendrein ſelbſt herbei: als er dem Prinzen nach einer empörenden Mißhandlung ſagte, er würde ſich erſchoſſen haben, wenn ihn ſein Vater ſo behandelt hätte, war Friedrichs Entſchluß gefaßt, und auf einer Reiſe, die er in Süddeutſchland mit ſeinem Vater machte, verſuchte er (4. Auguſt 1730), den bereits früher gehegten Fluchtplan zu verwirklichen. Es iſt bekannt, wie ein aufgefangener Brief an ſeinen Freund, den Lieutenant von Katte, über die Abſichten des Prinzen

Friedrich der Große als Knabe.

Nach dem Leben gemalt vom Hofmaler Antoine Pesne in Berlin.

Digitized by Google

völlige Klarheit brachte und der König nun über den Sohn herfiel und ihm den Degen durch den Leib geſtoßen hätte, wenn ein General nicht dazwiſchen getreten wäre. Man darf wohl in Abrede ſtellen, daß Friedrich Wilhelm jemals die Abſicht gehabt habe, den Prinzen wirklich mit dem Tode zu beſtrafen. Es iſt aber ſchon charakteriſtiſch genug, daß für den König eine ſolche Frage überhaupt entſtehen konnte. Wir laſſen es unentſchieden, ob wirklich die Fürſprache der fremden Mächte ſo überflüſſig war, ob die Feſtigkeit des Kriegsgerichts, das ſich für inkompetent erklärte, nicht die höchſte Bedeutung hatte. Genug, am 1. November ließ der König „Gnade für Recht“ ergehen: der Prinz kam als Gefangener nach Küſtrin, aber Kattes Haupt fiel, und wenn es nach Friedrich Wilhelms Wunſch gegangen wäre, hätte der unglückliche Prinz den Opfertod ſeines Freundes mit eignen Augen anſehen müſſen.

Zeitgenöſſiſche Darſtellungen zur Geſchichte Friedrichs:

„Friedrich II. wird als Kronprinz im Juni 1733 mit der Prinzeſſin Eliſab. Chriſtiane von Braunſchweig zu Salzthal vermählt.“

Kalenderkupfer von Daniel Chodowiecki.

Friedrich ſah ein, daß er ſich unterwerfen müſſe, und wenn es auch für jeden Menſchenkenner ſtets fraglich bleiben wird, ob er durch eigenes Nachdenken und geiſtlichen Zuſpruch zu aufrichtiger Reue und der Erkenntnis gelangte, daß er ein himmelſchreiendes Unrecht begangen, ſo betrachtete er doch die ihm angewieſene Arbeit auf der Kriegs- und Domänenkammer als die halbe Erlöſung und eignete ſich durch aufmerkſames Zuhören, eifrige Beſprechungen einen wertvollen Schatz volkswirtſchaftlicher Kenntniſſe an. Zwar wurde der König allmählich milder gegen ſeinen Sohn, aber die Freiheit erlangte er nur dadurch wieder, daß er ſich ein unerträgliches Ehejoch aufzwingen ließ. Am 10. März 1732 verlobte er ſich mit der an ſich nicht unliebenswürdigen, aber ungeliebten Prinzeſſin Eliſabeth von Braunſchweig-Bevern, welche die kaiſerliche Politik ihm beſtimmt hatte. So brachte ihn der Vater nicht allein um eine frohe Jugend, ſondern auch um die Freuden, welche eine auf inniger Zuneigung beruhende Ehe dem Manne gewährt haben würde. Nach ſeiner Verheiratung (12. Juni 1733) durfte er in Rheinsberg bei Ruppin einen eigenen Hofhalt führen und verlebte hier im Verein mit gleichfühlenden, edlen Männern unvergleichlich ſchöne Tage. Zwar hatte er auch als Oberſt eines in Ruppin ſtehenden Regiments militäriſche Pflichten, mit denen er es ſehr genau nehmen mußte, aber er fand doch noch genug Muße für die ernſte Wiſſenſchaft, die ſchöne Litteratur, die edle Kunſt, und jene Vergnügungen, welche das Herz erheitern und dem Geiſte neue Friſche verleihen. Geſchichte, Kriegswiſſenſchaft, Staatswiſſenſchaft beſchäftigten ihn gleichmäßig und regten ſeine natürliche Schaffenskraft an. Mit ſeinen militäriſchen Freunden, die er zu einem Ritterorden vereinigte, ſtudierte er die Kriegskunſt, deren Bedeutung für ſeinen Staat und einen preußiſchen Regenten er längſt erkannt hatte. Durch ſeinen im Jahre 1738 erſchienenen Antimachiavell, die Widerlegung des Buches „vom Fürſten“, in welchem der Florentiner Machiavelli im Anfange des XVI. Jahrhunderts eine raffinierte Regierungskunſt zu empfehlen ſchien, bewies Friedrich die edelſten Geſinnungen und erweckte die beſten Hoffnungen für ſeine dereinſtige Regententhätigkeit. Auch hat er nie den ſchon in jenem Buche ausgeſprochenen Grundſatz vergeſſen, daß „der

Fürst nur der Diener seines Volkes sei". Aber sein vornehmlichstes Interesse galt doch der französischen Litteratur, da sein Ohr von Jugend auf an den vermeintlichen Wohllaut dieser Sprache gewöhnt war und ihn außerdem die Schriften der Franzosen, besonders die des geistreichen und witzigen Voltaire, anzogen. Im Jahre 1736 trat er mit dem ebenso eiteln als talentvollen Manne in Briefwechsel, und dieser geistige Verkehr blieb nicht ohne Folgen für die Anschauungsweise des Prinzen, namentlich für seine von jeher nicht sehr festen religiösen Überzeugungen. Ohne dem frechen Gottesleugner beizupflichten, ist Friedrich zu einer unbedingten Annahme dessen, was als christliche Heilswahrheit gilt, nie gelangt, wenn schon seine Briefe häufig eine religiöse Stimmung verraten. Dagegen beförderte sein Skeptizismus hinsichtlich der wahren Erkenntnis und des rechten Glaubens seine Toleranz gegen alle Bekenntnisse und ließ ihn echter Frömmigkeit seine Achtung nicht versagen. An die Stelle der christlichen Ethik trat für ihn ein höchstes, nie zu erreichendes Pflichtideal.

Nur einmal, im Jahr 1734, wurde der Prinz, wie erwähnt, auf längere Zeit dem Rheinsberger Kreise entrückt, um unter den Augen des alten Prinzen Eugen zum erstenmal einem Feinde ins Auge zu schauen. Einen Einfluß auf die Regierung gewann er bei Lebzeiten seines Vaters nicht und mußte der unthätige Zeuge der Verunglimpfungen sein, welche Preußen unausgesetzt von seiten des Kaisers erfuhr. Um so besser konnte er über die Maßnahmen, welche dem Wiener Hofe gegenüber zu ergreifen seien, mit sich zu Rate gehen; und einem oder dem andern Scharfsichtigen entging schon in Rheinsberg nicht, daß der Kronprinz von dem stolzen Ehrgeiz erfüllt war, an der Erhöhung des Hauses Hohenzollern zu arbeiten, wie dereinst der Große Kurfürst.

Zwar täuschten sich diejenigen, welche von dem Regierungsantritt Friedrichs ein goldenes Zeitalter der Musen erhofft hatten, wie es die Rheinsberger Tage zu verkündigen schienen, aber insofern blieb der junge König seiner Vergangenheit und seinen früher ausgesprochenen Grundsätzen treu, als seine ersten Regierungshandlungen Akte der Humanität, der Toleranz und Aufklärung waren.

Um dem Notstande, den der letzte strenge Winter hervorgerufen, zu steuern, ließ er aus den väterlichen Magazinen den Unbemittelten das Korn zu ermäßigtem Preise verkaufen und gewährte den Armen auch Geldunterstützungen. Die Folter ward abgeschafft, die gewaltsame Werbung, die Mißhandlung des gemeinen Soldaten verboten. Die Akademie der Wissenschaften erhielt die ihr entzogenen Einkünfte zurück, der berühmte Gelehrte Maupertuis wurde eingeladen, die Anstalt zu reorganisieren; der aus Halle vertriebene Philosoph Wolff wurde als Vicekanzler dahin zurückgerufen. Auf Anregung des Königs, der die „Gazetten nicht genieren wollte", erschien die Haudesche (Spenersche) Zeitung im Juni 1740. Am 22. Juni erteilte er auf Anfrage des geistlichen Ministeriums den so oft citierten Bescheid: „In meinen Staaten kann ein jeder nach seiner Façon selig werden". Auch der Familie des unglücklichen Katte bewies er jetzt seine Dankbarkeit.

Aber in zwei Punkten hielt er die Traditionen des Vaters fest: er wünschte dem Volke neue Auflagen zu ersparen; er beschloß an dem Truppenbestande nicht zu rütteln. Zwar wurde der kostbaren Spielerei der „langen Kerls" ein Ende gemacht, aber das Kriegsheer durch Errichtung neuer Regimenter erheblich verstärkt (um 10000 Mann). Er deutete damit an, was die Welt von ihm zu erwarten habe; er wies seinen Gesandten, den er aus Anlaß des Thronwechsels nach Frankreich schickte, an, recht geflissentlich dieser Rüstungen 1740
Erwähnung zu thun und die Befürchtung auszusprechen, daß die Vermehrung der preußischen Truppen einen europäischen Kriegsbrand entzünden könne. So

Digitized by Google

beanſpruchte er vom erſten Augenblicke an für ſeinen Staat eine Großmachtsſtellung: mitleidig lächelten die Franzoſen, aber in ihren Spott miſchte ſich doch Unbehagen, wie wenn der Leiter der franzöſiſchen Politik, Kardinal Fleury, (November 1740) einem Vertrauten ſchrieb: „Der König von Preußen iſt eitel bis zum höchſten Grade und glaubt ſich den größten Kronen zum mindeſten gleich.“

1740 Schon im September 1740 zeigte Friedrich, daß er nicht gewillt ſei, auch nur den geringſten Anſpruch Preußens ohne Kampf aufzugeben. Als die Bewohner der zur oraniſchen Erbſchaft gehörigen Herrſchaft Herſtall ihm die unbedingte Huldigung verweigerten, weil dieſelbe ein Lütticher Lehn ſei, und der Biſchof von Lüttich ſie in ihrem Ungehorſam unterſtützte, ließ Friedrich marſchieren: es war ihm nicht um das abgelegene Ländchen zu thun, das er dem Biſchof gegen eine angemeſſene Entſchädigung überließ; aber es machte Eindruck, daß zu einer Zeit, wo ein allgemeiner Konflikt wie ein Gewitter in der ſchwülen politiſchen Atmoſphäre lag, dort im Grenzgebiet zwiſchen franzöſiſchem, holländiſchem und engliſchem Beſitze, gleichſam an der empfindlichſten Stelle Europas, preußiſche Bataillone zu erſcheinen wagten. — Bald ſollte Europa noch mehr ſtaunen, als es ſich um einen größeren Preis handelte.

Am 25. Oktober traf in Berlin die Nachricht ein, Kaiſer Karl VI. ſei am 20. Oktober verſchieden: die Gelegenheit, am Hauſe Habsburg Vergeltung zu üben, war da.

2. Vom Tode Karls VI. bis zum Beginn des erſten ſchleſiſchen Krieges.

Daß der Tod Karls VI. für Preußen eine ausnehmend günſtige politiſche Konſtellation ſchuf, entging ſchon den Miniſtern des jungen Königs nicht: der arbeitstüchtige, aber ängſtliche Podewils machte den König darauf aufmerkſam; der Staatsminiſter von Rochow in Kleve erinnerte ſich an einen alten Entwurf des Großen Kurfürſten zur Beſitzergreifung von Schleſien und wies Friedrich darauf hin; der alte Kanzler der Univerſität Halle, Ludewig, teilte am 1. November mit, er habe auf Veranlaſſung des verſtorbenen Miniſters von Ilgen ſeit 40 Jahren die Belege für die brandenburgiſchen Anſprüche auf Schleſien geſammelt. Friedrich berief ihn nach Berlin und übertrug ihm die Ausarbeitung einer gelehrten Deduktion jener Anſprüche. Aber alle jene Erinnerungen waren überflüſſig. Er hatte ſich ſchon erkundigt, ob in Schleſien beide Geſchlechter zur Nachfolge berechtigt ſeien, und als ſich herausſtellte, daß gerade die Habsburger ſtets behauptet hatten, Schleſien ſei ein Mannlehn, folgerte er einfach: „Da Maria Thereſia nur kraft der pragmatiſchen Sanktion in Schleſien folgen kann, meine Garantie derſelben aber hinfällig iſt, ſo trete ich in die Rechte meines Stammes wieder ein.“

Die ſchleſiſchen Anſprüche der Hohenzollern ſind bereits bei der Geſchichte des Großen Kurfürſten erläutert worden und bedürfen hier um ſo weniger einer genaueren Dar-

stellung, als der König in erster Linie an sein moralisches Recht dachte und sich daneben, wie er selbst eingestand, von Ehrgeiz und Thatendrang leiten ließ. Die gelehrten Auseinandersetzungen des Halleschen Kanzlers waren aber für das Publikum und das offizielle Europa unentbehrlich.

Die österreichische Staatskunst war selbst daran schuld, daß der König die Garantie, welche sein Vater gewährt, für nichtig erklären konnte: der vorausgesetzte Preis — Jülich-Berg — war vorenthalten worden. Einsichtige österreichische Staatsmänner hatten vorausgesagt, daß Preußen den Vertragsbruch dereinst ahnden werde; aber man glaubte, Bayern und seinen Schirmherrn Frankreich nicht kränken zu dürfen und, gedeckt durch Rußland, Preußen entbehren zu können. Man hatte das Spiel nicht gescheut, welches man mit dem Großen Kurfürsten getrieben und das diesen veranlaßt hatte, bei Gelegenheit des Friedens von St. Germain jene Denkmünze mit der Inschrift zu prägen: „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!“ (Einst aus meiner Asche wirst du mir, o Rächer, erstehen.) An diesen Frieden ließ der König, gewiß bezeichnend, im Dezember 1740 in Wien erinnern. 1740

Zu dem moralischen Rechte kamen politische Erwägungen: sollte er ruhig abwarten, ob etwa Sachsen bei dem allgemeinen Ansturm aller Gegner der pragmatischen Sanktion Schlesien erbeuten würde?

Endlich, und nicht im kleinsten Maße, trieb den König, wie er selbst eingestanden hat, die Begier nach Ruhm und kriegerischen Ehren. Seit dem Tage, wo die wichtige Todesbotschaft in Rheinsberg anlangte, sehen wir Friedrich in der freudigsten Erregung, dem zuversichtlichsten Hochgefühl. „Ich denke“, schreibt er an Podewils, „die kühnste, schneidigste Unternehmung zu beginnen, der sich je ein Fürst meines Hauses unterzogen hat.“

Wie hätte gegenüber den politischen Erwägungen, welche den Moment zu benutzen empfahlen, der Gedanke, daß man im Begriff war, ein hilfloses Weib anzugreifen, den König von seinem Vorhaben abbringen sollen! Die Gesetze der Galanterie sind weder für Österreich je maßgebend gewesen, noch können sie bei den großen Fragen der Weltgeschichte die Entscheidung zu geben beanspruchen.

Wohl hätte man Maria Theresia gönnen mögen, in Frieden ihrem Lande eine segensreiche Mutter zu sein; aber hat der Preußenkönig nicht auch für lange Zeit auf das Glück verzichten müssen, die Wohlfahrt seines Volkes als milder und gerechter Landesvater zu fördern und zu pflegen? Die Kaisertochter war bestimmt, für die jahrhundertelangen Versündigungen ihres Hauses zu büßen, wie König Friedrich berufen war, seinem Staate die Stellung zu sichern, die ihm längst zukam. So erlebte die Welt das großartige Schauspiel, daß zwei einander ebenbürtige Gegner in die Schranken traten, um ihre Machtansprüche mit den Waffen zu entscheiden.

Die Kaiserin schildert in sympathischer Weise ein moderner österreichischer Geschichtschreiber: „Die besten Gaben des Weibes waren der ältesten Tochter Karls VI. eigen; blühende Gesundheit, körperliche Schöne, ein reiches und starkes Gemüt, das, gläubig und nach Selbstachtung ringend, Freuden und Leiden genießen und ertragen kann, ohne

Digitized by Google

überschwenglich oder verzagt zu werden; klarer, praktischer Verstand, der vieles rasch erfaßt und durchdringt und, wo er nicht ausreicht, an dem richtigen Gefühle einen Bundesgenossen besitzt; ein kräftiges Wollen, das der Launenhaftigkeit und auch der heftigsten Regungen, der Kränkung und Eifersucht Meister wird, und vor allem jene liebreizende Natürlichkeit und Anmut, welche das früh entwickelte Hoheitsbewußtsein, den Ehrgeiz, die weibliche Hast und frauenhafte List der späteren Herrscherin auf dem schwierigsten Throne adelt und mildert, und die um so unwiderstehlicher wirkt, je ungekünstelter sie in Wort und Gebärde erscheint."

Trefflich stellt dagegen ein preußischer Historiker ersten Ranges den Gegensatz zwischen Maria Theresia und Friedrich dar. Hier nur den Anfang der Charakteristik. „Auch sie wußte, was sie wollte, und sie wollte es, mit aller Leidenschaft, um jeden Preis, rücksichtslos. Sie glaubte an ihre Sache; sie wagte es darauf, unbeirrt um die Bedenken, ob sie durchzuführen sei, die die vorsichtigeren unter ihren Räten erhoben, unbekümmert um die Rechtserörterungen, die ihre Gegner ihr entgegenstellten, in dem echt politischen Gefühl, daß die ihr vererbte Macht des Hauses Österreich etwas andres sei, als eine Summe von Erbrechten und Besitztiteln. Darum ihr tiefer Groll gegen den, der sich gegen sie gewandt, als sei nicht ihr Recht, sondern ihre Macht nichts, der ihr zugemutet hatte, was sie für Erniedrigung hielt. Er in der militärischen Überlegenheit der Offensive, sie in der moralischen und herzgewinnenden Verteidigung, so rangen sie gegen einander; sie mit wachsender Glut des Hasses, voll Stolz, zu allem äußersten bereit, unversöhnlich; er kalten Blutes, bei aller Kühnheit vorsichtig, seine Mittel berechnend."

Es war nicht Friedrichs Absicht, den österreichischen Gesamtstaat über den Haufen zu werfen, und wenn er auch aus persönlicher Ehrbegier die Entscheidung mit den Waffen herbeisehnte, unterließ er doch nicht, auf dem Wege der Verhandlungen zu versuchen, was er andernfalls mit dem Schwerte zu erwerben entschlossen war. Als der Großherzog Franz, der Gemahl der Erbtochter, gleich nach des Kaisers Tod ihn um die Fortdauer seiner Freundschaft ersuchte, erwiderte Friedrich bedeutsam, daß man ihn dazu in den Stand setzen müsse. Es war Maria Theresia klar, daß der König seine Freundschaft von Abtretungen abhängig machte, welche sie nicht bewilligen konnte, ohne der Würde ihres Hauses zu vergeben.

So wurde Friedrichs Erbieten zu einem Abkommen, mit dem Maria Theresia „gegen angemessene Zugeständnisse" die preußische Stimme für die Kaiserwahl ihres Gemahls, den Beistand der preußischen Kriegsmacht gegen alle Feinde der pragmatischen Sanktion gewonnen hätte, in Wien nicht gewürdigt; man zögerte mit der Antwort, um Zeit zur Zusammenziehung von Truppen in Schlesien zu gewinnen.

In dieser Hinsicht war ihr aber der König zuvorgekommen. Seinem Grundsatz gemäß: „Unterhandlungen ohne Waffen sind wie Noten ohne Instrumente", hatte Friedrich schon am 8. November einigen Regimentern Marschbefehle erteilt und umfassende Rüstungen vorgenommen.

Die Lage der Kaisertochter war um so mehr gefährdet, als von allen Seiten Erbansprüche erhoben wurden; es zeigte sich, auf wie schwachen Füßen die Garantie der pragmatischen Sanktion gestanden. Da war zunächst Bayern, welches zu älteren, ziemlich bedeutungslosen Ansprüchen im Jahr 1722 einen neuen erworben hatte, indem der Kurprinz Karl Albrecht Josephs I. jüngere Tochter Maria Amalia heimführte. Nur vorübergehend hatte Bayern die pragmatische Sanktion anerkannt und gleich nach dem Tode

Digitized by Google

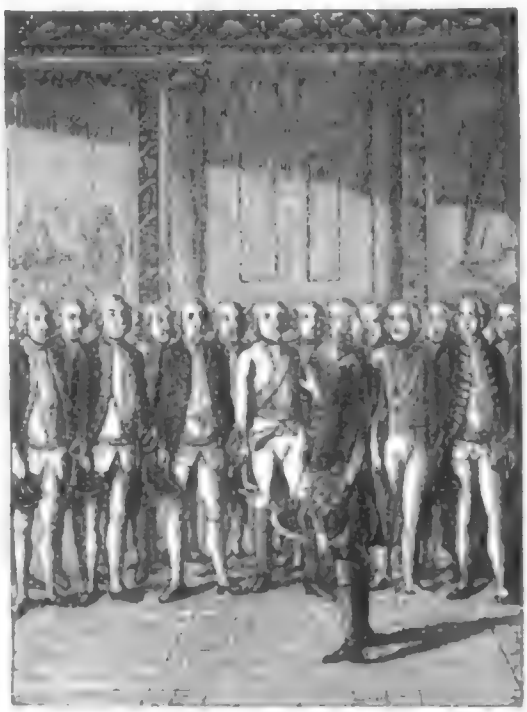
Kaiser Karls in Wien erklärt, es betrachte Maria Theresia nicht als Thronfolgerin. Sachsen stand in erbrechtlicher Beziehung auf gleicher Stufe mit Bayern; zögernd wog es ab, wie es durch Opposition gegen Maria Theresia das vorteilhafteste Geschäft machen könne. Auch das bourbonische Spanien schob seine Garantie von 1725 und 1735 beiseite, indem es behauptete, in alle Rechte der habsburgisch-spanischen Linie eingetreten zu sein, und berief sich auf den Vertrag, welchen dieselbe im Jahre 1617 mit der deutsch-habsburgischen geschlossen. Auch Frankreich nahm seine alte antiösterreichische Politik wieder auf, ohne selbst Ansprüche zu erheben; es hatte die pragmatische Sanktion nur „unbeschadet der Rechte eines dritten" bestätigt. Indem der Kardinal Fleury die neue Herrscherin als „Königin Böhmens und Ungarns" begrüßte, versetzte er das Wiener Kabinett in einen verhängnisvollen Irrtum und veranlaßte dasselbe, den Ansprüchen Friedrichs erst recht schroff entgegenzutreten.

In Österreich war namentlich Bartenstein, der im Jahr 1735 das Einvernehmen mit Frankreich hergestellt hatte, gegen jedes Eingehen auf die preußischen Anträge, um sich mit Frankreich, dem einzigen zuverlässigen Bundesgenossen, nicht zu überwerfen.

Über die Intensität und Schnelligkeit der preußischen Rüstungen hatte man sich in Wien in verhängnisvollster Weise getäuscht. Trotz der Warnungen des österreichischen Residenten in Berlin, Fr. von Demeradt, hatte man geglaubt, Friedrich „wolle den Hahn nur spannen, nicht losdrücken", gleich seinem Vater. Als Maria Theresia endlich den Marchese Botta d'Adorno nach Berlin schickte, um über den Zweck der Rüstungen Kunde einzuziehen, traf dieser die Truppen bereits im Marsch. Am 6. Dezember 1740 kündigte Friedrich den auswärtigen Mächten an, er werde Schlesien durch ein Armeekorps besetzen lassen; trotz aller Vorstellungen Bottas ging er am 13. Dezember nach Frankfurt ab, wo er an 30000 Mann gesammelt hatte.

Von dort aus erließ er ein Beschwichtigungsmanifest an die Schlesier, denen er von der bevorstehenden Besetzung ihres Landes, den Gründen dieser Maßregel Kenntnis gab und seinen Schutz versprach; auch verhieß er die strengste Mannszucht. Seine eigentlichen Absichten verriet er aber nicht; er erklärte, er sei nicht gewillt, die Königin von Ungarn zu beleidigen, sondern geneigt, ihr wahres Beste zu befördern. Er besetze, da das Erzhaus Österreich von einem allgemeinen Krieg bedroht sei, das Land, um es gegen allen Eingriff und Einfall sicher zu stellen.

Am 15. Dezember war Friedrich bereits in Krossen, wo er an seine Offiziere eine begeisternde Ansprache hielt. „Ich habe keine andern Verbündeten als Euch", sagte der König; dann ward die schlesische Grenze mit fliegenden Fahnen und unter Trommelklang überschritten.



Zeitgenössische Darstellungen zur Geschichte Friedrichs: „Friedrich II. feuert bei dem Ausbruche des ersten schlesischen Krieges durch eine Rede seine Offiziere zur Tapferkeit an."

Kalenderkupfer von Chodowiecki.

Digitized by Google

Wirklich war der König, ohne sich mit irgend einer andern Macht zu verständigen, „über den Rubikon gegangen," und wie leicht ihm auch zuerst der militärische Erfolg ward, in politischer Hinsicht war seine Unternehmung so bedenklich, daß sie zu den kühnsten und gewagtesten aller Zeiten gerechnet werden muß. Die Minister des Königs waren in der aufgeregtesten Stimmung; den König selbst erfüllte die ruhigste Zuversicht. „Mein Herz sagt mir alles Beste der Welt voraus," schreibt er vom ersten Standquartier auf schlesischem Boden, „ein gewisser Instinkt, dessen Ursache uns verborgen ist, verheißt mir Glück und ein günstiges Los, und ich werde nicht nach Berlin zurückkehren, ohne mich des Blutes würdig gemacht zu haben, aus dem ich entsprossen bin, und der braven Soldaten, die ich die Ehre habe zu befehligen."

3. Vom Beginn des Feldzuges bis zur Schlacht bei Mollwitz (10. April 1741).

In zwei Kolonnen, von denen der König die eine, Graf Schwerin die andre befehligte, rückte Friedrich in Schlesien ein. Er traf fast auf keinen Widerstand. Der protestantische Teil der Bevölkerung, der jahrhundertlangen Glaubenstyrannei der Habsburger müde, stand mit seinen Sympathien auf preußischer Seite; bei den Katholiken und besonders bei den Klosterinsassen brach freilich eine Panik aus. Die gute Mannszucht der Truppen, die Leutseligkeit des Königs thaten das übrige. Der Verteidigungszustand des Landes bot keine Hindernisse. Nur die Festungswerke von Breslau und Neiße befanden sich in leidlichem Stande; die von Glogau und Glatz waren halb verfallen. Durch die Verstärkungen, die man in letzter Stunde in die bedrohte Provinz geworfen, hatte man die österreichische Heeresmacht in Schlesien nur bis auf 7000—8000 Mann gebracht. So durchschritt der König im Sieges-
1741 laufe das Land und hielt schon am 3. Januar 1741 seinen Einzug in Breslau, welches sich vorher österreichische Besatzung verbeten hatte und jetzt Neutralität zugesagt erhielt.

Um diese Zeit machte Friedrichs Gesandter Gotter in Wien Friedenserbietungen. Es war schon das zweite Mal, daß der König Vertragsvorschläge nach Wien gelangen ließ. Denn unmittelbar nach seinem Einmarsch in Schlesien überbrachten Borcke und Gotter Anträge, welche dem Großherzoge Franz Stephan Friedrichs Beistand versprachen, wenn jener für Verlust und Gefahr angemessenen Ersatz leisten wolle: es zeigte sich, daß man darunter preußischerseits ganz Schlesien oder doch einen großen Teil davon verstand.

Friedrich bot: 1) die Garantie Preußens zu gunsten aller Besitzungen Österreichs auf deutschem Reichsboden und deren Verteidigung gegen alle Angreifer, 2) eine Allianz mit Österreich, Rußland, England und Holland, 3) seine Bemühungen für die Kaiserwahl Franz Stephans, 4) zwei Millionen Gulden zu Kriegsrüstungen.

Friedrich rechnete nicht auf die Annahme seiner Vorschläge: „wir werden uns blamieren, wenn wir in Wien unterhandeln wollen," sagte er von vornherein zu Podewils. Dennoch war man dort näher daran, auf den Antrag

Digitized by Google

Digitized by Google

image
not
available

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

einzugehen, als er ſelbſt glaubte. Aber Starhemberg und Bartenſtein, vor allem Maria Thereſia ſelbſt hielten die Kombination für unannehmbar, und von ihrem Standpunkte mit Recht.

Gab man Preußen gegenüber die pragmatiſche Sanktion preis, ſo brauchte ſich keine Garantiemacht mehr um ſie zu kümmern; gewährte man Friedrich einen Teil von Schleſien durch eine Konvention, ſo beanſpruchte er den Reſt nachher wohl als Kriegskoſtenentſchädigung. Aus demſelben Grunde wurden auch die neuen Angebote Gotters abgelehnt. Hat dieſe Ablehnung auch Maria Thereſia um ganz Schleſien und Glatz gebracht, man darf ihr doch nicht Eigenſinn und Kurzſichtigkeit vorwerfen: ſie konnte den Ausgang, namentlich Frankreichs Haltung, nicht vorausſehen, und daß ihr der Friede auf der Spitze des Schwertes entgegengehalten wurde, machte ihn nicht annehmbarer.

So rückten denn die preußiſchen Truppen weiter vor, machten bald ſogar einen Vorſtoß bis an den Jablunkapaß, um ungariſche Verſtärkungen abzuhalten. Ende Februar beſaßen die Öſterreicher in Schleſien nur noch Glatz, Brieg, Glogau und Neiße. Es iſt begreiflich, daß König Friedrich von Freude und Stolz über ſeinen leichten Sieg erfüllt war: er ließ ſeine Armee Winterquartiere beziehen und kehrte im Januar nach Berlin zurück. Es war aber 1741
klar, daß dies militäriſche Übergewicht nur ſo lange dauern würde, als die Kaiſertochter noch nicht genügende Truppen zur Hand hatte, und es fragte ſich, welche Stellung die einzelnen deutſchen und europäiſchen Mächte einnehmen würden, ſobald ſie ſich von der erſten Überraſchung erholt hatten. Zweifelhaft war ſchon Sachſen: denn obwohl es vermöge ſeiner Anſprüche Öſterreich feindlich war, erregte Friedrichs ſchneller Erfolg ſeine Eiferſucht und Unruhe; an dem intriguenreichen ruſſiſchen Hofe bekämpfte der preußiſche Geſandte den öſterreichiſchen vorläufig noch mit einigem Erfolge. Der ſchlimmſte Feind Friedrichs war König Georg II. von England, welcher unter dem Vorwande einer bewaffneten Mediation im Februar 1741 nach Wien einen großartigen Bündnis- 1741
plan einſandte, bei dem es auf eine Verkleinerung Preußens, wenn nicht auf eine Aufteilung des Staatsgebietes abgeſehen war.

Von öſterreichiſcher Seite wird dieſer Entwurf, welcher beſonders Rußland, England und Sachſen mit Öſterreich einen ſollte, auch auf Holland rechnete, nur als ein Schreckſchuß bezeichnet. War dies wirklich der Fall, ſo hatte er jedenfalls eine andre, als die gewünſchte Wirkung.

Um Preußen gegen Hannover und Sachſen zu ſichern, wurde ein Heer unter dem alten Deſſauer aufgeſtellt; der König ſelbſt begab ſich im Februar wieder nach Schleſien, um dem Heere die Spitze zu bieten, das ihm unter Neipperg entgegentreten ſollte. Bei einem Rekognoszierungsritt brachte ihn, bei Baumgarten, am 27. Februar ſeine Waghalſigkeit in die Gefahr, von öſterreichiſchen Reitern, die ihm ſchon einige Tage aufgelauert hatten, gefangen zu werden; doch wurde der Anſchlag durch die voreilige Hitze der Huſaren unter Komárony vereitelt. In der Nacht vom 8. zum 9. März erſtürmte der Prinz Leopold von Deſſau Glogau, der König wandte ſich auf Neiße. Neipperg, der anfangs ſehr langſam vorgerückt war, hatte Neiße aber früher erreicht und ſich zwiſchen das preußiſche Hauptheer unter dem König und

1741 Schwerin und das Korps des Herzogs von Holstein geschoben. Am 10. April griff Friedrich bei Mollwitz nahe Ohlau den Feind an, der ihm an Gesamtstärke und Artillerie nachstand, an Reiterei aber überlegen war. Diese, von dem tapferen Johann von Römer geführt, stürmte auf den rechten Flügel der Preußen ein, warf ihn über den Haufen und richtete unter Schulenburgs Reitern die größte Verwirrung an, in welche Friedrich selbst gerissen wurde. Auf das Drängen seiner Generale verließ er das Schlachtfeld, Schwerin übernahm das Kommando. Der König war, wie Napoleon nachmals gesagt hat, vor seinem Siege geflohen, denn die Infanterie glich durch ihre Kaltblütigkeit und die Geschicklichkeit, mit der sie ihre Feuerwaffe gebrauchte, die erste Schlappe wieder aus; alle österreichischen Angriffe scheiterten; und nach dem Fall des tapferen Römer gab Neipperg den Kampf auf; gegen 8 Uhr abends trat er eiligst den Rückzug an, ohne indes von Schwerin verfolgt zu werden.

Friedrich, der erst nach Löwen, dann nach Oppeln geritten war, geriet bei letzterer Stadt in ernstliche Gefahr. Oppeln war bereits von österreichischen Truppen besetzt, und Friedrichs Aufforderung, ihn einzulassen, wurde mit Schüssen beantwortet; durch die Schnelligkeit seines Pferdes kam er glücklich davon.

4. Von der Schlacht bei Mollwitz bis zum Friedensschluß (28. Juli 1742).

So geringfügig die bei der Schlacht aufgewendete Truppenzahl gewesen war, hatte dieser erste Sieg Friedrichs die größte Bedeutung. Er bewies den europäischen Mächten, daß Preußens Heer sich auf dem Schlachtfelde ebenso trefflich zu behaupten wisse, wie auf dem Paradeplatz, und daß Preußens König ein ebenso gefährlicher Feind, wie brauchbarer Bundesgenosse sei. Daher ward Friedrichs Lager bei Strehlen jetzt der Schauplatz politischer Intriguen, der Kampfplatz zweier diplomatischer Strömungen, Frankreichs und Englands. Friedrich für seinen Teil hatte früher, wiewohl der im Jahr 1739 mit Frankreich hinsichtlich Bergs geschlossene Vertrag auf ein Bündnis mit dieser Macht hinwies, mehr Neigung zu einer Allianz mit England gehabt und diesen Gedanken um so mehr festgehalten, als der Gesandte, den er im Sommer 1740 nach Paris schickte, daselbst wenig Entgegenkommen gefunden hatte. Als Friedrich von dem hannöverschen Teilungsplan des Februar 1741 Kenntnis bekam, wandte er freilich seinen Blick auf Frankreich, jedoch nach dem Erfolge von Mollwitz war er gewillt, mit England abzuschließen. Aber die Voraussetzung dabei war, daß König Georg auch seinerseits ehrlich zu Werke ging; indes gerade das war nicht der Fall, obwohl die englischen Minister nicht gerade die Absicht hatten, den König zu betrügen. So wandte sich Friedrich von England ab, behielt aber trotz aller Anstrengungen Belleisles auch Frankreich gegenüber freie Hand.

Dies hatte bereits (2. April) in Wien erklärt, es fühle sich nicht an die pragmatische Sanktion gebunden, und zu Nymphenburg (bei München) am 18. oder 22. Mai mit dem

Digitized by Google

zweiten Gegner der pragmatischen Sanktion, dem Kurfürsten Karl Albrecht von Bayern, ein enges Bündnis verabredet. Der Kurfürst, ein oberflächlich gebildeter, aber ehrgeiziger Mann, versprach den Franzosen, wenn sie ihm zur Erlangung der Kaiserwürde behilflich wären, die Eroberungen, welche sie etwa am Rhein machen würden, zu überlassen.

Der eigentliche Nymphenburger Vertrag, der lange als echt gegolten, wird zwar nicht mehr als authentisch betrachtet, zeigt aber die am Münchener Hofe herrschenden Stimmungen und Absichten. Erst am 16. August kam es zu einem auf andrer Grundlage ruhenden Vertrage.

Spanien und Sardinien, die in Italien Beute zu machen hofften, wurden als weitere Bundesgenossen in Aussicht genommen; 12000 Mann bayrische Truppen sollten ihre Kriegführung unterstützen. Am 4. Juni schloß nun auch Friedrich mit Frankreich ein Bündnis auf fünfzehn Jahre, erhielt gegen den Verzicht auf Berg Schlesien gewährleistet und verpflichtete sich, dem bayrischen Kurfürsten bei der Kaiserwahl seine Stimme zu geben, sowie Schweden zum Bruche mit dem zweideutigen Rußland zu veranlassen.

Das Bekanntwerden des preußisch-französischen Bündnisses erregte in Wien die größte Bestürzung, und auf das Drängen der Friedenspartei und der englischen Diplomaten, welche den Kriegsbrand gern erstickt hätten, ließ sich selbst Maria Theresia zu Verhandlungen herbei, die aber zu keinem Resultat führten. König Friedrich aber besetzte am 10. August das militärisch wichtige Breslau und nahm den Titel eines Herzogs von Schlesien an.

Daß Maria Theresia nicht verzagte, hatte seinen Grund sowohl in der natürlichen Festigkeit der Kaisertochter als auch darin, daß sie an dem früher so häufig unzuverlässigen und darum oft mißhandelten Ungarnvolke treue Helfer in der Not fand.

Als sie am 25. Juni zu Preßburg, wo sie die Krone Ungarns empfing, nach altem Brauch den Krönungshügel hinanritt und das historische Schwert nach allen Weltgegenden schwang zum Zeichen, daß sie das Reich zu verteidigen entschlossen sei, da übte der Zauber der jugendschönen Königin auf das erregbare Magyarenvolk einen unwiderstehlichen Eindruck aus und riß alle zu stürmischem Jubel fort. Ähnliche Scenen wiederholten sich, als Maria Theresia ein Vierteljahr später (11. September) vor die ungarische Ständeversammlung trat, um Hilfe zu erbitten. Wie da nach den Worten des Hofkanzlers Batthiány und des Primas die lateinische Ansprache der Königin folgte, welche im Trauergewande mit klangvoller Stimme all ihr Leid klagte und die rettende Hilfe des tapferen Ungarnvolkes für ihre Rechte und ihren Thronerben thränenerstickt beschwor, da wallte nicht allein das Herz des alten treuen Palatin Pálffy über, sondern Hunderte von Stimmen einigten sich in dem stürmischen Rufe: „Leben und Blut für unsre hohe Frau, die Krone und das Vaterland!"

Dies ist der historische Kern der Legende, welche die Juni- und Septemberereignisse 1741
in einen Moment zusammendrängt und die Königin, den am 13. März geborenen Thronerben Joseph auf den Armen, unter den ungarischen Magnaten erscheinen läßt, welche auf ihre bittflehenden Klagen, die Säbel schwingend, in den Ruf ausbrechen: „Moriamur pro rege nostro Maria Theresia!" („Laßt uns sterben für unsern König Maria Theresia!")

Allerdings bedurfte die Kaiserin solcher Hilfe und solcher Festigkeit. Denn bereits hatte man begonnen, den genialen Kriegsplan König Friedrichs auszuführen. Karl Albrecht von Bayern sollte das Kriegstheater in die öster-

reichischen Erblande verlegen: wenn Wien fiel, war die Macht Österreichs in ihren Wurzeln durchschnitten, Böhmen, nur schwach besetzt, konnte sich auf die Dauer nicht halten. Am 14. September hatte Karl Albrecht bereits Linz erreicht, der Weg nach Wien stand ihm offen. Es war ein verhängnisvoller
1741 Fehler, daß er seine vorteilhafte Lage nicht besser ausnutzte und zuletzt (20. Oktober) nach Böhmen abschwenkte. Militärische Unfähigkeit und Frankreichs Ränke trieben hier ihr Spiel.

Aber immerhin war Österreichs Lage Mitte September sehr gefährdet. Sachsen hatte seine Schwenkung vollzogen. Mitte August war ein französisches Heer dem Kurfürsten von Bayern zu Hilfe gezogen, ein zweites unter Maillebois wandte sich nordwärts, um die Holländer und Hannover zu bedrohen. Wenn Friedrich Neippergs Heer in Oberschlesien schlug und Wien nahm, war Maria Theresia rettungslos verloren: daher wandte sie, die vor drei Monaten noch zehnmal lieber die Niederlande an Bayern, als auch nur den kleinsten Teil Schlesiens an Friedrich abgetreten hätte, sich jetzt an diesen mit dem Gesuch um **Unterhandlungen**.

Friedrich hielt es für erlaubt, trotz seines Bündnisses mit Frankreich auf den Antrag einzugehen. Obwohl er der Theorie huldigte, daß man erst nach reiflichster Erwägung ein Bündnis schließen, dann aber auch allen Verpflichtungen pünktlich nachkommen müsse, bestimmten ihn im vorliegenden Fall politische Erwägungen der ernstesten Art. Seine Meinung war nicht, Österreich zu zerstückeln, um Frankreich in die Hände zu arbeiten; sollte man dieser Macht von neuem die Hegemonie Deutschlands übertragen? So wurde durch den unermüdlichen Lord Hyndford, mit dem Friedrich am 9. Oktober zu Klein-Schnellendorf — einem Starhembergschen Schlosse bei Neiße — zusammenkam, das Protokoll über einen Separatfrieden zwischen Österreich und Preußen abgefaßt. Dem Vertrage zufolge sollte Friedrich ganz Niederschlesien, Neiße und das Gebiet jenseits der Oder bis an die Grenze von Oppeln bekommen, dagegen dem Gemahle der Kaisertochter die bereits Karl Albrecht versprochene Kurstimme gewähren. Neipperg hatte bis zum 16. Oktober ganz Schlesien zu räumen, wo die Preußen ihre Winterquartiere angewiesen erhielten. Dies Protokoll sollte aber für Friedrich nur verbindlich sein, wenn es von österreichischer Seite geheim gehalten und bis zum Ende des Jahres in einen endgültigen Friedensvertrag verwandelt würde.

Der Vertrag war von beiden Seiten nicht ohne Hintergedanken abgeschlossen worden. Maria Theresia erhielt an der gefährlichsten Stelle Ruhe und vermochte ihr ganzes Heer zusammenzuziehen, um es gegen Bayern zu verwenden: wenn sie das Abkommen dann veröffentlichte, so säete sie Mißtrauen zwischen den Verbündeten und erregte Entrüstung gegen den bundbrüchigen Preußenkönig. Friedrich wird wohl auch nicht darauf gerechnet haben, daß der Vertrag geheim blieb; aber einerseits verschaffte er ihm die Festung Neiße (31. Oktober) und Niederschlesien, wo er sich förmlich huldigen
1741 ließ (zu Breslau am 7. November), anderseits betrachtete er es als kein allzu großes Unglück, wenn seine Verbündeten erfuhren, daß er für seine Person stets einen vorteilhaften Separatfrieden bekommen könne. Der Druck, welchen man so auf sie ausübte, wog reichlich das Unbehagen auf, als ein unzuverlässiger Bundesgenosse erkannt zu werden.

Digitized by Google

Zeitgenöſſiſche Darſtellungen zur Geſchichte Friedrichs: Die Huldigung zu Breslau am 7. November 1741.

Kalenderkupfer von Daniel Chodowiecki.

Es dauerte nicht lange, ſo war der Klein-Schnellendorfer Vertrag kein Geheimnis mehr, und da man überdies in Wien keine Anſtalt traf, den Frieden abzuſchließen, ſo zog Friedrich doch vor, ſich ſeinen Bundesgenoſſen wieder zu nähern. Aber die Lage derſelben verſchlimmerte ſich jetzt zuſehends, wiewohl Ende November auch 21000 Sachſen unter Rutowski im Felde gegen Öſterreich erſchienen waren. Nur ein kurzer Glückstraum war den Bayern beſchieden. Da Neipperg ſeinen Marſch zur Deckung Prags nicht gehörig beeilte, konnte Karl Albrecht am 26. November Prag einnehmen und ließ ſich hier am 7. Dezember zum König Böhmens proklamieren. Zu gleicher Zeit begab ſich Belleiſle nach Frankfurt, um Karl Albrechts Kaiſerwahl durchzuführen.

Aber ſchon hatte Öſterreich die Hand zum Schlage erhoben: unter Khevenhüllers Führung ſetzten ſich ſeine buntſcheckigen Scharen gegen Bayern in Bewegung; daneben ſollten Freiſcharenführer, wie Franz von der Trenck, in das unglückliche Land alle Schreckniſſe des Krieges tragen. Auf Umwegen gelangte Karl Albrecht nach München (3. Januar 1742), wo er ſich von der Hoffnungsloſigkeit ſeiner Lage überzeugen konnte; gleichwohl brach er, ſtatt Gegenanſtalten zu treffen, nach Frankfurt auf, um ſich die Kaiſerkrone aufs Haupt ſetzen zu laſſen. Wohl erfolgte am 24. Januar 1742 ſeine Wahl als 1742 Karl VII., aber an demſelben Tage übergab der prahleriſche Graf Segur das wichtige Linz den Feinden ohne Kampf; dann kapitulierte auch Paſſau; unter unerhörten Grauſamkeiten überſchwemmten die Öſterreicher das Land, und während Karl Albrecht beim herrlichen Krönungsmahle ſaß, zogen die Feinde in ſeine Hauptſtadt ein (12. Februar 1742). Auch in Böhmen war ſeine Herrſchaft bereits verhaßt, das Landvolk erbittert über die Erpreſſungen des franzöſiſchen Intendanten.

Unter dieſen Umſtänden hatte Friedrich nicht unthätig bleiben dürfen. Schwerin nahm Olmütz, und hier erſchien der König Ende Januar, um gemeinſam mit Sachſen und Franzoſen einen Winterfeldzug in Mähren zu unternehmen. Der Einfall umſpannte das ganze Land und war zunächſt erfolgreich; nach der Einnahme von Iglau konnte man zur Belagerung von Brünn übergehen, preußiſche Reiter ſchwärmten bis auf das Marchfeld. Aber das Einvernehmen der Verbündeten war nicht das beſte, und auf die Dauer ließ ſich Mähren gegen größere Streitkräfte, wie ſie Prinz Karl von Lothringen

Digitized by Google

jetzt heranführte, nicht behaupten: die Belagerung von Brünn wurde aufgehoben, Olmütz geräumt, zu Anfang April zogen die Verbündeten aus Mähren ab.

Schon im März hatte Friedrich diesen Ausgang vorausgesehen und den Grafen Podewils zu Friedensverhandlungen ermächtigt, um nicht in ungünstigerer Lage sich den Bedingungen des Gegners anbequemen zu müssen; zu einem Abschluß war es nicht gekommen, man mußte suchen, aus der unerfreulichen Lage möglichst ohne Schaden herauszukommen. Eine Möglichkeit dazu bot die englische Diplomatie, welche Friedrich gegenüber zur Nachgiebigkeit riet, damit die Franzosen desto wirksamer bekämpft werden könnten; ja die englischen Vermittler Hyndford und Robinson gingen in ihren Bemühungen so weit, daß sie die ihnen von österreichischer Seite erteilte Vollmacht überschritten. Da Maria Theresia die von ihnen bewilligten Zugeständnisse nicht anerkannte, wurden zu Anfang Mai die Verhandlungen abgebrochen; eine zweite Schlacht sollte die Entscheidung bringen.

1742 Sie erfolgte am 18. Mai zwischen Czaslau und Chotusitz; wieder waren die Heere einander ziemlich gleich; auch zeigte sich während des Kampfes, daß Friedrich seit der Schlacht von Mollwitz nicht umsonst an der Verbesserung seiner Kavallerie gearbeitet hatte: diesmal warf sie sich mit Erfolg auf den rechten Flügel des Feindes, aber gleichwohl schwankte der Kampf, zumal der eilig entworfene Schlachtplan mancherlei Fehler hatte, unentschieden gar lange hin und her. Endlich gab doch wieder das Fußvolk den Ausschlag, und nach vierstündigem Ringen trat Prinz Karl von Lothringen den Rückzug an: er hatte über 6000 Mann und 18 Kanonen verloren.

Noch nach dem Siege war Friedrich zweifelhaft, ob er die kurz vor der Schlacht abgebrochenen Verhandlungen wiederaufnehmen oder den Kampf fortsetzen sollte. Er fühlte sich zur Rücksichtnahme auf die Franzosen nicht veranlaßt, weil er in Erfahrung gebracht hatte, daß auch Fleury hinter seinem Rücken in Wien verhandeln ließ; es war nicht unmöglich, daß Frankreich sich auf seine Kosten mit Österreich verständigte. Dazu kam, daß die Hilfsquellen Friedrichs, die Ersparnisse seines Vaters, nahe am Versiegen waren und die Lässigkeit der französischen Kriegführung den baldigen Eintritt einer Katastrophe ahnen ließ.

So legte er so wenig als Maria Theresia der englischen Vermittlung Hindernisse in den Weg, und die geheimen Verhandlungen zu Breslau führten bereits am 11. Juni zu einem Präliminarfrieden, welcher die Grundlage
1742 des eigentlichen Friedensvertrages (zu Berlin am 28. Juli) bildete.

Die Bedingungen konnten kaum günstiger gedacht werden: mit schwerem Herzen opferte Maria Theresia das teure Schlesien, und Friedrich gewann den Preis, an welchen er seine und seines Staates Ehre gewagt hatte.

In dem Präliminarfrieden erhielt Preußen Nieder- und Oberschlesien, mit Ausnahme der Fürstentümer Troppau und Teschen, sowie die Grafschaft Glatz. Die katholische Konfession wurde in Schlesien gewährleistet. Im Berliner Frieden übernimmt Friedrich von den auf Schlesien haftenden Hypothekenschulden die englischen und holländischen Forderungen — an 4800000 Thaler. Maria Theresia und ihre Nachkommen sollten künftighin den Titel „souveräner Herzog von Schlesien und Graf von Glatz“ führen dürfen, aber die böhmische Oberherrlichkeit über das abgetretene Gebiet ward aufgegeben.

Digitized by Google

So ward Preußen um ein Gebiet von beinahe 700 Quadratmeilen mit mehr als 1400000 Einwohnern vergrößert, d. h. der Staat um ein Drittel seiner bisherigen Größe vermehrt! Nun erst war Preußen im stande, die Ansprüche auf eine Großmachtsstellung, wie sie dem Königstitel gemäß war, zu verwirklichen.

Der Kardinal Fleury war wütend, als die Nachricht vom Separatfrieden anlangte. Friedrich hatte angezeigt, „er habe zu seinem Bedauern sich aus dem unvermeidlichen Schiffbruch retten und den Hafen suchen müssen." Aber wenn Fleury behauptete, dupiert zu sein, so war ihm nur sein Recht geschehen. Denn ehe er noch die Nachricht vom Breslauer Frieden erhalten haben konnte, setzte er unter eine Instruktion an Belleisle eigenhändig die Worte: „Den Frieden um jeden Preis." Eher, als Frankreich, möchte man den Bayern bedauern, der aber doch nur ein Opfer eigener Verblendung wurde.

Friedrich war nun bis zum Abschluß eines allgemeinen Friedens zum Stillsitzen verurteilt. Aber, wenn er nach dem Abschlusse seines Separatfriedens die Hoffnung aussprach, „sich mit Würde auf der Höhe des Machtaufschwunges behaupten zu können, in dem man sich dem Erdteile angekündigt habe", so fragte es sich, ob die neue Großmacht jene Politik des Zusehens und Geschehenlassens durchführen könne, zu der eine Macht untergeordneten Ranges wohl ihre Zuflucht nehmen darf.

5. Der österreichische Erbfolgekrieg bis zum Ende des zweiten schlesischen Krieges.

Für Frankreich und den Kaiser Karl VII. kam nun eine Zeit der schwersten Schläge und Demütigungen. Umsonst sandte Ludwig XV. ein neues Heer unter Harcourt nach Bayern, umsonst zog Maillebois mit seinen 40000 Mann vom Niederrhein heran, um die französischen Heerführer in Böhmen zu stützen. Beide Heere, vereinigt seit dem 19. September, konnten dem in Prag einge- 1742
schlossenen Belleisle die Schrecknisse des Rückzuges nicht ersparen: am 26. Dezember zog der letzte Rest der Armee nach Eger ab, Maria Theresia konnte in dem wiedereroberten Land nach Belieben schalten und war anfänglich wenig geneigt, über die zahlreichen Abtrünnigen aus den Reihen des hohen Adels, sowie über den Prager Erzbischof die Sonne ihrer Gnade scheinen zu lassen.

Erst bei ihrer Krönung und der Huldigung (11. Mai 1743) zeigte sich Maria Theresia gnädiger; aber die Krönungsceremonie verrichtete der Bischof von Olmütz, der Prager Erzbischof durfte während der Anwesenheit der Königin die Hauptstadt nicht betreten.

In Bayern drängte der Marschall von Sachsen die Österreicher im Herbste des Jahres bis Passau zurück, aber im Frühling 1743 schon änderte sich die 1743
Lage: Karl VII. mußte sein Erbland verlassen, das der „Evakuationstraktat" ganz in Österreichs Hände lieferte; im September ließ sich Maria Theresia von den bayrischen und oberpfälzischen Ständen huldigen und gab dem Lande

Digitized by Google

einen Statthalter. Das war die Vergeltung für den kurzen Krönungstaumel von Prag! Auch der Kurfürst-König Georg, welcher seine zweideutige Rolle gern noch länger fortgespielt hätte, um dann den allgemeinen Frieden zum Vorteile Englands diktieren zu können, ließ endlich seine Armee, die sogenannte „pragmatische", an den Main marschieren, um sich dort mit den Österreichern zu vereinigen.

Bei Dettingen, unweit Aschaffenburg, erlitt der Marschall Noailles im Juni 1743 eine empfindliche Niederlage und mußte, da Karl von Lothringen die pragmatische Armee verstärkte, zu Ende Juli den Rückzug über den Rhein antreten. Indessen nutzten die Verbündeten ihren Sieg nicht aus; zwar ward der Rhein noch überschritten, und österreichische Reiterscharen streiften nach Frankreich hinein, aber der nicht unrühmlich begonnene Feldzug verlief jetzt im Sande (Winter 1743). Übrigens hatten auch die Holländer nach dem Siege von Dettingen Mut bekommen und eine Hilfsarmee entsendet, ohne an Frankreich oder Kaiser Karl den Krieg zu erklären.

Auch in Italien waren die Österreicher im Laufe der Jahre 1742 und 1743 glücklich, sowohl mit den Waffen im Kampfe gegen die Spanier, als auch mit Unterhandlungen, durch welche sie Sardinien auf ihre Seite zogen. Schon konnte dies den Vorschlag wagen, Österreich möge sich für Schlesien an Bayern entschädigen und das kurfürstlich-bayrische Haus nach Toskana übersiedeln (Sommer 1743). Im September 1743 kam zwischen Sardinien, England und Österreich das berüchtigte Wormser Bündnis zu stande, das bereits auch Preußens neuen Besitzstand bedrohte.

Die offenen Artikel sprachen nur von der Sicherung der italienischen Besitzungen Österreichs in Italien gegen bourbonische Angriffe. Karl Emanuel verzichtete auf Mailand, erkannte die pragmatische Sanktion an und erhielt bedeutende Gebiete in Oberitalien zugestanden. Im geheimen wurde die Austreibung aller Bourbonen aus Italien in Aussicht genommen. Der für Preußen bedrohliche Punkt des Vertrages lag darin, daß sich der Wiener Hof unter anderm „alle Lande garantieren ließ, welche er gegenwärtig besitze oder besitzen sollte kraft der früheren Verträge". Der Friede von Breslau war weislich mit Stillschweigen übergangen.

Lange bevor Friedrich von diesem Vertrage genauere Kenntnis erhielt, hatte er sich mit dem Gedanken beschäftigt, wie er, ohne den Breslauer Frieden direkt zu brechen, den weiteren Fortschritten Maria Theresias ein Ziel setzen könne. Eine Zeitlang bemühte er sich, das sogenannte „Reich" gegen Österreich aufzubringen. Denn Karl VII. war immerhin rechtmäßig gewählter Kaiser, und daher konnte man es so darstellen, als richteten sich die Angriffe der Maria Theresia gegen Kaiser und Reich. Nun war Friedrich zwar der letzte, der sich für die trödelhafte Herrlichkeit des römischen Reiches begeistert hätte, aber einerseits ließ sich die reichspatriotische Phrase vielleicht trefflich ausnutzen, anderseits war es wirklich Friedrichs Meinung, daß womöglich das Reich seine Angelegenheiten selbst ordnen und der Einfluß des Auslandes beschränkt werden müsse.

Jetzt war es nicht Frankreich, das in Deutschland die entscheidende Rolle spielte, sondern England übte auf dies Reich, ja auf Österreich selbst einen unerträglichen Druck aus. Umsonst hatte Friedrich im Jahr 1742 gegen den

Digitized by Google

Einmarsch einer englischen Armee ins Reich warnende Vorstellungen erhoben; jetzt im Jahre 1743 äußerte er: „Wenn der König von England den Méchanten macht, dann wird sein Kurland für immer ihm verloren gehen."

Aber wie sollte das Reich in Bewegung gesetzt, die Kraft der Stände nutzbar gemacht werden? Nach Friedrichs erstem Entwurf (Winter 1742/43) sollte das Reich in dem Streite zwischen seinem Kaiser und Maria Theresia sich zur Vermittlung erbieten und diesem Angebot durch eine „Reichsneutralitätsarmee" gehörigen Nachdruck verleihen; ersteres beschloß der Reichstag nach monatelangen Beratungen, das zweite ließ er.

Friedrich war so verstimmt, daß er einen Augenblick daran dachte, selbst durch Verständigung mit Österreich den Wirren im Reich ein Ziel zu setzen: sein Gesandter in Wien ward angewiesen (März 1743), die Äußerung gelegentlich hinzuwerfen, sein Herr verlange für seine Hilfe keine weiteren Abtretungen von der Königin von Ungarn; „das heilige römische Reich aber sei groß genug, und könnte man in der Nachbarschaft Sr. Kgl. Majestät Convenances vor dieselbe genug finden."

Im Sommer 1743 nahm Friedrich seine Reichspolitik wieder auf; statt 1743
an die Gesamtheit des Reiches, wandte er sich an die Glieder: die einzelnen Kreise sollten eine Associationsarmee aufstellen, für sich begehrte Friedrich den Titel eines immerwährenden Generallieutenants der Reichstruppen. Er hätte damit eine kaiserähnliche Stellung eingenommen und seinem Staate eine militärische Hegemonie verschafft. Aber solche Pläne ließen sich schon deshalb nicht verwirklichen, weil die deutschen Reichsstände keine Truppen ohne Subsidien stellen konnten; diese hätten sie höchstens von Frankreich bekommen können, welches aber gewiß keinen Bund bezahlte, den es nicht leiten sollte.

Friedrichs Äußerungen aus dem Anfange des Jahres 1744 machen ganz 1744
den Eindruck, als wolle er seine Schilderhebung für den Kaiser aufgeben; in dieser Verstimmung aber erhielt er am 10. Februar aus Holland eine Abschrift des Wormser Vertrages, und nicht minder beunruhigte ihn der am 20. Dezember 1743 zwischen Österreich und Sachsen geschlossene Traktat, ein nach der Versicherung des Grafen Brühl ganz unschuldiger Verteidigungsvertrag. Allerdings war in demselben Preußens nicht gedacht; aber wenn sich die Mächte Abwehr und gegenseitigen Beistand auch gegen solche zusicherten, „die zur Zeit nicht im Kriege befindlich seien, sich aber im Laufe desselben einmischen möchten", so war damit Preußen gemeint und also mittelbar bedroht. Denn Friedrich hatte längst erklärt, in zwei Fällen werde er unweigerlich den Degen ziehen: wenn der von ihm miterwählte Kaiser in seiner Würde verletzt, oder seiner Erblande beraubt würde. Sollte er den Kaiser weiter sinken, sein Wort zum Gespött werden lassen, um dann noch zuletzt die Waffen ergreifen zu müssen, wenn Karl Albrechts Sache schon verloren war? Dann trat der in dem „unschuldigen" Dezembervertrage vorausgesetzte Fall ein, und der Dresdener Hof durfte auf die dort festgesetzten „proportionierten Vorteile" rechnen, namentlich auf solche, die — das ist der Wortlaut — „ohne Schaden der Königin von Ungarn die Kombination zwischen

Digitized by Google

Sachsen und Polen herstellen würden." Es waren die altbrandenburgischen Lande Kottbus, Krossen und Sternberg gemeint.

Nach österreichischer Auffassung hätte Friedrich sich freilich nicht rühren dürfen, bevor sein früherer Bundesgenosse hilflos am Boden lag; nicht um seiner Sicherheit willen, sondern von neuer Eroberungslust getrieben, soll er wieder in die Aktion eingetreten sein. Dem ist mit nichten so: in der Überzeugung, daß es in kürzester Frist noch einmal zum Entscheidungskampfe um Schlesien kommen werde, hielt er es für seine Pflicht, denselben in dem Augenblicke zu provozieren, wo er noch Bundesgenossen finden konnte. Am 15. April
1744 1744 schloß er sein Offensivbündnis mit Frankreich. Die Reichspolitik war für ihn in den Hintergrund getreten. Zwar schloß er am 22. Mai mit dem Kaiser, Pfalz und Hessen-Kassel die sogenannte „Frankfurter Union," angeblich „zur Erhaltung der Reichsverfassung, Herstellung des Kaisers und Beilegung des österreichischen Erbfolgestreites", aber diese Union war nur ein Anhängsel des Bundes mit Frankreich, und Friedrich selbst bezeichnet sie als einen bloßen Vorwand zur Schilderhebung. Sein früherer Plan bezweckte nur eine bewaffnete Vermittlung, der jetzige den Krieg bis zum äußersten. Jetzt ward die völlige Niederwerfung der österreichischen Macht, die Eroberung von Böhmen, Österreichisch-Schlesien, Oberösterreich in Aussicht genommen.

Zwar irrte Friedrich, indem er annahm, daß Österreich es bereits 1744 auf Schlesien abgesehen hatte; in Wahrheit waren die Gedanken der Königin von Ungarn lediglich auf Bayern gerichtet, welches sie, englischen Ratschlägen folgend, stillschweigend behalten wollte. Selbstverständlich würde Friedrich sich auch diesem Vorhaben, wenn er gekonnt hätte, energisch widersetzt haben.

Zum Überfluß drängte den König auch ein Teil seiner Umgebung zum Kriege. Übrigens kam derselbe auch dem Wiener Hofe weder unerwartet, noch unerwünscht. Die Erfolge gegen die Franzosen und Bayern hatten die Zuversicht des Heeres so gesteigert, daß man auch dem Könige von Preußen überlegen zu sein und Schlesien wiedergewinnen zu können glaubte.

Es muß von vornherein hervorgehoben werden, daß im Laufe des Krieges all die Vorausberechnungen, die Friedrich angestellt hatte, sich als irrig erwiesen. Er hatte gehofft, daß die Franzosen energisch ihren Krieg führen würden, aber sie bewiesen nur ihre alte Schlaffheit; er hatte die Verbindung mit Rußland, wo eine Palastintrigue die andre jagte, als nahe bevorstehend betrachtet, statt dessen befestigten die Anhänger Englands und Österreichs am russischen Hofe ihre Stellung, der Vicekanzler Bestuschew, den Friedrich zu stürzen versucht, ward zum Großkanzler ernannt und wirkte in englischem Solde. Er war fast sicher gewesen, daß selbst Sachsen sich ihm anschließen werde, aber es sandte den Österreichern eine Hilfsarmee, die seine Rückzugslinie bedrohte. Endlich hatte er die Absicht gehabt, durch schnelle wuchtige Schläge in kürzester Frist die Entscheidung herbeizuführen, aber der alte erfahrene Marschall Traun, den er später seinen Meister in der Kriegskunst nannte, versagte ihm die Schlacht.

An dieser Stelle mag eingefügt werden, daß König Friedrich im Mai 1744 Veranlassung erhielt, die seinem Ahn, dem Kurfürsten Friedrich III., erteilte Anwartschaft auf Ostfriesland geltend zu machen. Als das Haus Cirksena mit Karl Edzard ausstarb, ließ der König sofort durch preußische

Digitized by Google

Truppen sich den Besitz sichern. Die Stände huldigten ihm alsbald, und Ostfriesland, das seine alte Verfassung behielt und in ausnahmsweise vermindertem Maße zu den Lasten des preußischen Unterthanenverbandes herangezogen wurde, schloß sich mit besonderer Liebe dem König und dem neuen Vaterlande an.

Als „Beschützer des Kaisers und der deutschen Freiheit" fiel der König gegen Ende August in Böhmen ein, um es für seinen rechtmäßigen Herrn zurückzuerobern, wie er in einem Manifest bekundete. Vor Prag vereinigten sich seine drei Heeressäulen, und am 17. September ergab es sich nach heftiger Beschießung. Bald eroberte er ganz Böhmen, besetzte die Moldaulinie bis zu den Pässen, die nach Regensburg führen. Aber die Franzosen thaten ihre Schuldigkeit nicht und ließen das österreichische Hauptheer unter dem Prinzen Karl und Traun ungehindert über den Rhein ziehen (23. August) und nach Böhmen abmarschieren.

Friedrich, der mit Sicherheit auf schnelle Entscheidung gerechnet, hatte nichts gethan, um durch umfassende Verproviantierungsmaßregeln seine Stellung in Böhmen auf die Dauer haltbar zu machen. Bei der feindseligen Haltung der böhmischen Bauern gegen die „ketzerischen Brandenburger" machte die Verpflegung der Armee die größten Schwierigkeiten: österreichische Streifpartien fingen alle Zufuhren auf, 20000 Sachsen kamen ihm von Norden her in den Rücken. Wie sehnte sich der König nach der erlösenden Schlacht! Aber viermal binnen wenigen Wochen ließ ihn (Oktober 1744
bis November) Traun vergeblich zum Kampfe ausrücken, indem er ihm entweder völlig auswich oder sich ihm in unangreifbaren Positionen gegenüberstellte. So wurde Friedrich genötigt, in den letzten Tagen des November ganz Böhmen zu räumen, mit beträchtlichem Verluste an Mannschaft und Kriegsmaterial.

Es war unter diesen Verhältnissen von geringer Bedeutung, daß die Österreicher unter Batthiány noch einmal München hatten räumen müssen, wo Karl Albrecht am 28. Oktober unter dem Jubel seiner treuen Bayern seinen Einzug hielt, um sich nach so vielem Mißgeschick vor seinem Tode noch an einem letzten Lichtblick des Glückes zu erfreuen.

Der Mißerfolg wirkte demoralisierend auf Friedrichs junge Armee, deren Bestand durch Krankheit oder Desertion ohnehin gelichtet war. Sie war, nach dem vollgültigen Urteile des Ministers für Schlesien, „nur noch ein Haufen Menschen, bei einander gehalten durch die Gewohnheit und die Autorität der Offiziere, die aber selbst mißvergnügt waren." Auch in der Generalität zeigte sich ein Geist kleinlicher Ängstlichkeit; „unsre Reputation", schreibt der König am 8. Januar 1745 an den Erbprinzen von Dessau, „ist ebenso schnell dahin, 1745
wie wir sie gewonnen haben." An demselben Tage schlossen zu Warschau Österreich, England, Holland und Sachsen eine Quadrupelallianz; schon verlangte die letztgenannte Macht Teile der preußischen Monarchie als Lohn ihrer Hilfe.

Zu Leipzig wurden am 18. Mai 1745 die bezüglichen Feststellungen getroffen; Sachsen sollte Magdeburg, Krossen, Züllichau, Schwiebus bekommen, Österreich Schlesien mit Glatz zurückerhalten.

Erst diese Quadrupelallianz verschlimmerte Friedrichs Lage in hervorragendem Maße, denn trotz des böhmischen Mißgeschickes hatte man Schlesien behauptet. Zwar hatte Maria Theresia im Dezember 1744 von dem Lande aufs neue Besitz ergriffen und die Schlesier aufgefordert, unter die rechtmäßige Herrschaft zurückzukehren, jedoch warf der alte Dessauer im Januar den Feind zum Lande hinaus, dessen Bevölkerung sich zum größeren Teile durchaus nicht nach der Wiederkehr der habsburgischen Segnungen sehnte.

Vergeblich hoffte Friedrich auf Verhandlungen, welche dadurch ermöglicht wurden, daß Kaiser Karl am 20. Januar 1745 starb. Seine Friedensvorschläge, welche den Zustand, wie er vor dem Kriege gewesen war, wiederherstellen wollten, wurden zurückgewiesen. Dagegen verglich sich der junge Kurfürst von Bayern zu Füssen mit Österreich (April). Lord Chesterfield, ein befreundeter englischer Staatsmann, ließ dem König melden, er möge sich auf einen harten Stoß gefaßt machen. Die französischen Hilfsgelder blieben aus, Sachsen durch die Aussicht auf die Kaiserkrone zu ködern, gelang nicht.

Im Füssener Vertrag (22. April unterzeichnet, 2. Mai zu Salzburg ratifiziert) erkannte Maria Theresia nachträglich das Kaisertum Karls VII. an und verzichtete auf Bayern. Max Joseph dagegen garantierte für das ganze Haus Wittelsbach auf ewige Zeiten die pragmatische Sanktion, erkannte das böhmische Kurrecht der Kaisertochter an und sagte ihrem Gemahl die Stimme für die Kaiserwahl zu.

Dennoch verließ den König seine Standhaftigkeit nicht; als ein ehrenvolles Zeugnis für seine Gesinnungen verdienen jene Worte überliefert zu werden, die er am 27. April an Podewils schrieb: „Wenn alle meine Hilfsquellen, alle meine Verhandlungen versagen, wenn mit einem Worte alle Konjunkturen sich gegen mich erklären, dann will ich lieber mit Ehre untergehen, als für mein ganzes Leben verloren sein an Ruhm und Ruf. Ich habe mir einen Ehrenpunkt daraus gemacht, mehr als irgend ein andrer beigetragen zu haben zum Wachstum meines Hauses; ich habe eine hervorragende Rolle gespielt unter den gekrönten Häuptern Europas: das sind ebenso viele persönliche Verpflichtungen, die ich eingegangen bin und die ich voll entschlossen bin aufrecht zu halten, auf Kosten meines Glücks und meines Lebens."

Noch eine zweite Äußerung vom gleichen Tage — der schroffste Ausdruck antiken Heldensinnes — kann kaum übergangen werden: „Ich habe den Rubikon überschritten, und entweder will ich meine Macht behaupten, oder alles soll untergehen und alles, was preußisch heißt, mit mir begraben werden. Wenn der Feind etwas beginnt, so werden wir ihn so gewiß besiegen, oder wir werden uns alle niederhauen lassen für das Heil des Vaterlandes und für den Ruhm der Dynastie. Mein Entschluß ist gefaßt: was Ihr auch unternehmen mögt, es ist unnütz, mir davon abreden zu wollen. Welcher Schiffskapitän ist feige genug, wenn er sich vom Feinde umringt sieht, wenn er alle Anstrengungen gemacht hat, sich los zu machen, und keine Rettung mehr sieht, daß er dann nicht hochherzig die Lunte in den Pulverraum wirft, um den Feind um seine Erwartung zu bringen?"

Digitized by Google

Diese Gesinnungen flößte der König seinen Ministern ein: „Denkt an die Königin von Ungarn," schrieb er, „an diese Frau, die nicht verzweifelte, als die Feinde vor Wien standen und ihre blühendsten Provinzen überschwemmten: wollt ihr nicht den Mut dieser Frau haben?" Auch verstand es der König, dem Heere den Glauben an sich selbst zurückzugeben: bald bewies es wieder den besten Willen und war wieder so „brillant", wie nur je zuvor.

Seit dem Frühjahre 1745 bei dem Heere im Lager zu Kamenz, trug 1745
Friedrich selbst die Last des Oberbefehls, da Schwerin infolge von Reibereien mit dem Erbprinzen von Dessau heimgekehrt, der letztere aber erkrankt war. Da der König wieder eine schnelle Entscheidung wünschte, ließ er die Gebirgspässe unbesetzt, die Schlesien sperren, voll Begierde, den Feind, dessen Ausweichen ihm den vorjährigen Feldzugsplan verdorben hatte, in die schlesische Ebene herabsteigen zu sehen und erreichen zu können.

Es ist bekannt, daß der König bei einer vorläufigen Inspektion des Klosters zu Kamenz, wo er sein Hauptquartier nehmen wollte, in die äußerste Gefahr geriet, von herumstreifenden Kroaten aufgehoben zu werden. Der Abt Tobias Stusche merkte die Gefahr, ließ den König Mönchsgewand anlegen und hielt die Mönche beim Gebet zusammen, indessen die Kroaten das Kloster durchsuchten.

Endlich nahte der große Tag. Mit unerhörten Anstrengungen hatte Friedrich sein Heer wieder auf über 100000 Mann gebracht — selbst die kostbaren Silbergeräte des Berliner Schlosses waren im geheimen in die Münze gewandert. In Schlesien verfügte er über 70000 Mann, nachdem er auch aus Oberschlesien die Truppen des Markgrafen Karl von Schwedt an sich gezogen hatte. Die Österreicher und Sachsen hatten sich an der böhmischen Grenze vereinigt und zogen, etwas über 70000 Mann stark, Ende Mai über das Riesengebirge nach Schweidnitz, um Niederschlesien zu erobern. Sie erwarteten, daß der König nach Breslau abmarschieren werde; dieser aber zog dem Feinde nach Striegau entgegen und warf sich am 4. Juni bei Tages- 1745
anbruch auf die dort befindlichen Sachsen; die Österreicher standen südwestlich davon in Hohenfriedberg und konnten von Friedrichs linkem Flügel nicht gleichzeitig gefaßt werden, weil die Brücke über das Striegauer Wasser brach. Die Sachsen waren schon um fünf Uhr geworfen, in dem darauf folgenden Kampf mit den überraschten Österreichern gab nach einem heftigen Infanterie- und Artilleriegefecht der Reiterangriff des Obersten Geßler den Ausschlag. Mit dem Dragonerregiment Baireuth warf er 20 Bataillone und erbeutete 66 Fahnen; um 8 Uhr zog Karl von Lothringen westlich ab ins Gebirge, sein Heer hatte 9000 Tote und Verwundete, 7000 Gefangene verloren, 91 Fahnen und Standarten eingebüßt. Unendlicher Jubel herrschte in Schlesien über den glänzenden Sieg; Friedrich war tief bewegt. „Gott hat meine Feinde verblendet und mich wunderbar in Schutz genommen," sagte er auf der Walstatt zu dem französischen Gesandten. Auch seinen Offizieren und Soldaten zollte er den innigsten Dank.

Digitized by Google

Der Sieg war um so wichtiger, weil um diese Zeit Maria Theresia die Kaiserwahl ihres Gemahls betreiben ließ. Friedrich, der sich mit ganzer Kraft auf Sachsen hätte werfen können, schonte diese Macht nur noch Frankreich zu Gefallen, weil dies noch immer hoffte, den Kurfürsten durch die Aussicht auf die Kaiserkrone zu gewinnen. Als aber Frankreich (in der zweiten Hälfte des Juli) die Partie verloren gab und seine Truppen über den Rhein zurückgehen ließ, sandte Friedrich sein Kriegsmanifest gegen Sachsen zum Drucke nach Berlin. Durch seine Energie Sachsen gegenüber erreichte Friedrich wenigstens soviel, daß die englische Regierung am 26. August die Konvention von Hannover unterzeichnete, durch welche sie sich verbindlich machte, den Wiener Hof binnen sechs Wochen zum Friedensschluß auf Grund der Breslauer Präliminarien zu bestimmen. Allein am 29. August schloß Österreich mit Sachsen ein engeres Bündnis, am 13. September wurde Franz Stephan gegen Preußens und des Pfälzers Widerspruch zum Kaiser gewählt, und der Dresdener Hof leitete nun auch die Verständigung zwischen Österreich und Frankreich ein, um Preußen völlig zu isolieren. Das Vertrauen auf die englische Vermittlung brachte den König in eine schlimme Lage und um einen großen Teil der Früchte des Sieges von Hohenfriedberg. Seit Ende Juni stand er im östlichen Winkel Böhmens zwischen Metau und Adler, unermüdlich in kleinen Scharmützeln. Nun harrte er vergebens, daß der Herzog von Lothringen den Befehl zur Einstellung der Feindseligkeiten aus Wien erhalten sollte. Einer Schlacht nicht mehr gewärtig, hatte er sein Heer durch Detachierungen bis auf 22000 Mann geschwächt, während sich der Gegner ver-
1745 stärkte. Mit 33000 Mann überfiel Herzog Karl den König am 30. September bei Sonnenaufgang in seinem Lager zwischen Soor und Trautenau: er zwang die preußischen Kolonnen sich unter dem Feuer der Batterien, welche ringsum die Berge krönten, zur Schlacht zu ordnen; er durfte hoffen, die Überraschten und Umstellten zur Kapitulation zu zwingen oder sie sämtlich zusammenzuhauen. Aber die Preußen stürmten mit Todesverachtung trotz des verheerenden Geschützfeuers die Höhen hinan; „es war nicht anders," schrieb nachmals ein österreichischer Offizier, „als ob die Preußen mit klingendem Spiel ihrem sicheren Tode entgegengehen wollten." Auch die Reiterei verrichtete Wunder von Tapferkeit und warf die doppelt überlegene Kavallerie des linken feindlichen Flügels. Nach vierstündigem Ringen war die Schlacht gewonnen, Herzog Karl nach einem Verlust von 7000 Mann auf dem Rückzuge. Aber auch von der preußischen Infanterie war der vierte Mann geblieben.

Vierzehn Tage vor der Schlacht hatte der österreichische Gesandte in London auf die Frage König Georgs, was für Nachrichten er aus Böhmen habe, geantwortet, Prinz Karl hoffe das preußische Heer durch stete Neckerei im kleinen Gefecht erheblich geschwächt zu haben. Aber kopfschüttelnd erwiderte der König: „Der König von Preußen wird an einem Tage mehr thun, als Prinz Karl in sechs Monaten." Das Wort hatte sich jetzt erfüllt, wie König Friedrich am Tage nach dem Siege an Podewils schrieb.

Digitized by Google

LEOPOLDUS FURST VON ANHALT REICHS-GENERAL FELD MARSCHALL

Leopold, Fürſt von Anhalt-Deſſau, in älteren Jahren.

Geſtochen von G. F. Schmidt.

Digitized by Google

Die feindlichen Generale sprachen von dem Könige nur mit der höchsten Bewunderung. Jetzt hatte König Friedrich jenen gefürchteten Namen des ersten Kapitäns seiner Zeit, einen Ruf, den neue glänzende Siege nur bestätigen, spätere Niederlagen nimmermehr erschüttern konnten.

„Der Friede ist so gut wie sicher," schrieb Friedrich nach der Schlacht bei Soor. Bis zum 18. Oktober blieb er noch in Böhmen; als seine Vorräte aufgezehrt waren, führte er sein Heer in die Winterquartiere nach Schlesien. Aber er täuschte sich doch über die Wirkung, welche die Nachricht von seinem Siege in Wien ausüben werde. Der mit Sicherheit erwartete Sieg des österreichischen Feldherrn hatte die Kaiserkrönung verherrlichen sollen, zu der sich Franz von Lothringen im September nach Frankfurt am Main begab. Jetzt brachte die Unglückskunde aus Böhmen allerdings einen Mißton in den
1745 Krönungsjubel des 4. Oktober, aber man empfand dort darum nicht minder lebhaft die Bedeutung des Tages, mit dem der Schwerpunkt der deutschen Dinge wieder nach Wien verlegt wurde. Maria Theresia blieb kriegerisch; noch für den Winter wurde ein gemeinschaftlicher Angriff der Österreicher und Sachsen auf die Mark selbst geplant; durch den schwedischen Gesandten in Dresden erhielt Friedrich rechtzeitig davon Kenntnis.

Eine russische Note, die am 4. November in Berlin überreicht wurde, erklärte, daß die Kaiserin Elisabeth sich nach Veröffentlichung des Manifestes gegen Sachsen verpflichtet sehe, dem ihr verbündeten Dresdener Hofe die vertragsmäßige Hilfe zu leisten.

Die böhmische Armee, mit der sächsischen vereint, sollte teils an der Queis hinab, teils von der Saale aus gerade auf Berlin dringen, während auch schon ein russisches Heer, das sich auf Ostpreußen werfen sollte, bis Riga und Mitau vorgerückt war und das hannöversche Korps aus seinen Winterquartieren am Rhein nach dem Eichsfelde marschierte, um bei dem großen Kesseltreiben über Halberstadt vorzugehen.

Aber der schöne Plan mißlang, da der König seinen Gegnern zuvorkam. Friedrich begab sich am 15. November wieder von Berlin zum Heere und führte es heraus aus den schlesischen Winterquartieren, überschritt die sächsische Grenze und schlug am 23. November die Vorhut des sächsisch-österreichischen Heeres bei Hennersdorf, unweit Görlitz; er besetzte die Lausitz; der erschreckte sächsische Hof flüchtete nach Prag. In der That war seine Lage kritisch geworden, denn auch der alte Dessauer setzte sich von Halle aus in Bewegung, um über Leipzig nach Dresden zu marschieren. Er beeilte sich gerade nicht, er mußte förmlich mit Gewalt auf die Bahn des Sieges getrieben werden. Aber als er endlich den Feind vor sich hatte, zeigte er sich seines alten Feldherrnruhmes wert. Auf dem linken Elbufer bei Kesselsdorf, unweit Dresden, hatte die sächsische Armee, 26000 Mann stark, unter Rutowski eine feste Stellung bezogen; rechts neben ihm stand General Grünne in einer durch
1745 Moräste gesicherten, aber auch behinderten Stellung. Am 15. Dezember erfolgte der Angriff des alten Dessauers: durch Schnee und Eis stürmten die preußischen Bataillone einem mörderischen Kugelhagel entgegen die Höhen von Kesselsdorf hinan. Der erste Angriff mißlang, aber nach dreistündigem Ringen war die Schlacht gewonnen: nach einem Verlust von 3000 Toten und 6000 Ge-

Digitized by Google

fangenen räumte Rutowski die Walſtatt. Am 17. begrüßte der König auf dem Schlachtfelde den greiſen Sieger und überhäufte ihn mit den ſchmeichelhafteſten, aber wohlverdienten Lobſprüchen.

Der Sieg von Keſſelsdorf war die letzte Heldenthat des alten Feldmarſchalls, der über ein halbes Jahrhundert drei Königen ruhmvoll gedient hatte und als Organiſator der preußiſchen Armee betrachtet werden muß. Am 9. April 1747 verſchied er nach kurzem Krankenlager im einundſiebzigſten Lebensjahre.

Am 18. Dezember zog Friedrich in Dresden ein, faſt ſelbſt erſtaunt über ſein unerwartetes Glück. Der Feldzug hatte ein Ende, ſoweit Sachſen und England in Betracht kamen; letztere Macht erklärte der Kaiſertochter ſogar, keine Subſidien mehr zahlen zu wollen, wenn ſie jetzt nicht Frieden ſchlöſſe. Noch einen Winkelzug verſuchte die ſtarrſinnige Fürſtin: Graf Harrach, ihr Bevollmächtigter, erhielt den Auftrag, in Dresden mit Frankreichs Vertreter Vaulgrenant zu verhandeln und mit Preußen nur abzuſchließen, wenn er ſich mit jenem nicht verſtändigen könnte. Da aber die Franzoſen ihre Forderungen zu gunſten des Infanten Philipp immer höher ſpannten, mußte ſich Harrach zum Abſchluß mit Preußen bequemen, der nach kurzen Verhandlungen am 25. Dezember zum Dresdener Frieden führte. Der König von Preußen 1745
bewilligte dieſelben Bedingungen, die er vor ſeinen letzten Siegen geſtellt hatte, zufrieden, daß er die Erwerbung des erſten Krieges trotz ſchwieriger politiſcher Konſtellationen behauptet hatte.

Sachſen mußte eine Million Thaler zahlen. — Zwiſchen Öſterreich und Preußen blieb es weſentlich bei den Feſtſetzungen des Breslauer Friedens. Preußen erkannte die Kaiſerwahl Franz' I. und die böhmiſche Kurſtimme Öſterreichs an. England ward Bürge des Friedens, in den außer Sachſen-Polen auch Heſſen-Kaſſel und Pfalz eingeſchloſſen wurden.

Am 29. Dezember zog der König unter dem Jubel der Bevölkerung in Berlin ein; wie ihm ſchon am 15. Juni 1742 in Jauer ein Transparent „Friderico Magno" entgegengeleuchtet hatte, ſo war ſein Volk jetzt noch weit mehr berechtigt, ihn als den „Großen" zu bewillkommnen.

6. Der Aachener Friede. König Friedrichs und Maria Thereſias Regierung von 1745—1756.

König Friedrich hatte gehofft, daß ſein Doppelfriede mit Sachſen und Öſterreich, indem er die Kriegstheater in Italien und den Niederlanden durch eine breite Friedenszone trennte, die erſte Staffel zu einem allgemeinen Frieden ſein werde. Er hatte ſich darin getäuſcht und mußte ſich darauf beſchränken, der öſterreichiſchen Politik im Reiche entgegenzuarbeiten, welches genötigt werden ſollte, für die Intereſſen der Königin von Ungarn einzutreten, weil ihr Gemahl zufällig Kaiſer war. Schon dies mußte dazu führen, daß eine bedeutende Spannung zwiſchen den beiden Mächten fortdauerte. Sie äußerte ſich darin,

A. Pesne pinx.
FRIDERICUS MAGNUS
REX BORUSSIÆ.

Jugendbildnis Friedrichs des Großen vom Jahr 1746, im Paradeharniſch mit Hermelinmantel, ſchon mit der Bezeichnung „der Große“.

Gemalt vom Pr. Hofmaler Antoine Pesne, geſtochen vom Königlichen Kupferſtecher G. F. Schmidt.

daß man dem Könige, den man auf öſterreichiſcher Seite als unzuverläſſig und wortbrüchig erkannt zu haben glaubte, wiederholt feindſelige Abſichten unterſchob, während in Wirklichkeit Maria Thereſia nicht aufhörte, an die dereinſtige Beſeitigung des ihr widerwärtigen Friedens zu denken. Es bedurfte der ganzen Klugheit und Mäßigung Friedrichs, der ſteten Bereitſchaft ſeiner Kriegsmacht, um die Friedenspolitik durchzuführen, die er für ſeinen Staat notwendig hielt.

Der öſterreichiſche Erbfolgekrieg, von dem auch der zweite ſchleſiſche nur eine Epiſode geweſen, ſetzte ſich noch über zwei Jahre fort, indem Frankreich und Spanien-Neapel das verbündete Öſterreich und England in Italien und den Niederlanden bekämpften. Zwar vereitelte der Sieg der Engländer über den Prätendenten Karl Stuart bei Culloden (27. April 1746) das Beſtreben der Franzoſen, den verhaßten Gegner im eigenen Lande zu be-
1746 kämpfen, aber nach dem Sieg bei Raucoux (11. Oktober 1746) drang der Marſchall
von Sachſen bis an die Grenze der Generalſtaaten vor. Seine Siege im nächſten Jahre und die zunehmende Erſchöpfung der Gegner machte auf beiden Seiten die Friedens-

Digitized by Google

Maria Thereſia,
römiſche Kaiſerin, Königin von Ungarn und Böhmen und Erzherzogin von Öſterreich.
Sehr ſeltener Stich von Philipp Andr. Kilian nach dem Paradebildnis Martin de Meytens.

Digitized by Google

Franz I. (von Lothringen), Maria Thereſias Gemahl, zum deutſchen Kaiſer gekrönt zu Frankfurt am 4. Okt 1745.

wünſche allgemein, und wenn es auch noch einmal den Anſchein gewann, als wolle das
mit Rußland neuerdings verbündete England einen letzten Gang wagen, erfolgte doch
1748 am 30. April 1748 die Verſtändigung dieſer Mächte und ein halbes Jahr ſpäter der
allgemeine Friede zu Aachen. Öſterreich erhielt zwar die Anerkennung der pragmatiſchen Sanktion, Maria Thereſia mußte aber zu ihrem größten Ärger darin willigen, daß ihrem verhaßten Gegner der Beſitz von Schleſien und Glatz ausdrücklich garantiert wurde.

Nunmehr begann zwiſchen Öſterreich und Preußen ein friedlicher Wettſtreit, indem die Regenten beider Länder wohlthätige Reformen ins

Digitized by Google

Leben zu rufen ſuchten. Aber freilich ließen ſie ſich dabei von verſchiedenen Motiven leiten: was der König von Preußen ſchuf und wirkte, ſtand in keiner Beziehung zu ehrgeizigen Gelüſten der Zukunft; die Königin von Ungarn bewegte der eine Gedanke, durch die Hebung und Beförderung der Wohlfahrt ihrer Staaten ſich diejenigen Kräfte und Mittel zu verſchaffen, mit denen ſie ſich dereinſt an die Wiedergewinnung Schleſiens wagen könnte.

Ebenſo tiefgehend und folgenreich freilich iſt der Unterſchied der Anſchauungen in religiöſer Beziehung, von denen ſich beide Herrſcherperſönlichkeiten in ihren Regierungshandlungen leiten und beſtimmen ließen. Maria Thereſia, als perſönlich frommgläubige Tochter Roms, kann ſich ſelbſt in einer Zeit, deren Geiſt auf die Beſeitigung aller religiöſen Differenzen gerichtet iſt, nicht zu dem Grundſatze der unbedingten Toleranz emporſchwingen. Im Gegenteil: ſie iſt unbeirrt auf dem Wege der Ferdinande fortgeſchritten und hat ſich nicht geſcheut, gegen die Evangeliſchen in ſchroffſter Weiſe vorzugehen oder ein ſolches Vorgehen zu geſtatten. Der König von Preußen dagegen, ſich den Anſchauungen der Philoſophen des Jahrhunderts anſchließend, macht die religiöſe Toleranz zum Grundprinzip ſeines Staates, und ſo bedeutet nach wie vor das öſterreichiſche Weſen geiſtige Knechtſchaft, das preußiſche geiſtige Freiheit. Wie anders als einſt der Habsburger verfuhr der König in dieſer Hinſicht in dem neugewonnenen Schleſien, wo die katholiſche Geiſtlichkeit bei ſeinem erſten Nahen die Flucht ergriffen hatte! Die römiſche Kirche beließ der Sieger im Beſitz faſt des geſamten Kirchengutes, und abgeſehen davon, daß er die Zahl der katholiſchen Feiertage beſchränkte, erlaubte er ſich keinen Eingriff in den Kultus. „Überhaupt," ſo lautet ein vollwichtiges Urteil, „erprobte ſich an Schleſien wieder ſo recht jene Anziehungs- und Anbildungskraft, welche der preußiſche Staat nachmals wiederholt in deutſchen, wie halbdeutſchen Gebieten bewieſen hat. Die friſchen Kräfte der modernen Welt hielten ihren Einzug in die verwahrloſte, unter ſtändiſchem und geiſtlichem Drucke niedergehaltene Provinz; das monarchiſche Beamtentum verdrängte die Adelsherrſchaft, das ſtrenge Recht den Nepotismus, die Glaubensfreiheit den Gewiſſenszwang, das deutſche Schulweſen den tiefen Seelenſchlaf pfäffiſcher Bildung."

Schon mit Rückſicht hierauf iſt es nicht angängig, die Schilderung der landesväterlichen Thätigkeit des großen Königs etwa gänzlich der preußiſchen Spezialgeſchichte zuzuweiſen. Aber ſelbſt wenn man von dieſem Geſichtspunkte abſehen wollte: der Mann, nach dem ſein ganzes Zeitalter genannt wurde, der den einzigen größeren, rein deutſchen Staat vertrat und zu ungeahnter, zu europäiſcher Bedeutung erhob, der König, der, wie er die Welt mit ſeinem Kriegsruhm erfüllte, ſo auch den ganzen Körper ſeines Staates mit dem gewaltigen Weſen ſeines nimmer raſtenden Geiſtes durchdrang, der die Seele und treibende Kraft der preußiſchen Staatsverwaltung war und ſie in dieſen elf Friedensjahren zu einem von allen Seiten willig oder widerwillig anerkannten Vorbild für deutſche und ausländiſche Fürſten — nicht zum wenigſten für ſeine große Gegnerin — erhob: er hat den gegründetſten Anſpruch darauf, daß auch in einer Darſtellung der deutſchen Geſchichte ſeine Regententhätigkeit voll gewürdigt werde.

Denn es iſt nicht anders: an allen Reformen, welche dieſe Friedenszeit aufzuweiſen hat, iſt dem Könige der allerperſönlichſte Anteil zuzuſprechen. Selbſtherrſcher, wie nur je ein Fürſt, erſtreckte er ſeine Thätigkeit, ebenſowohl anordnend wie kontrollierend, auf alle Zweige der Verwaltung, und nur durch die ſorgfältigſte Zeiteinteilung ward er in den Stand geſetzt, die Anforderungen zu erfüllen, die er an ſich ſtellen zu müſſen glaubte.

Digitized by Google

Denn den Grundsatz seines „Antimacchiavell", daß der Herrscher der Diener des Staates sein müsse, suchte er praktisch durchzuführen.

Freilich nicht in allen Beziehungen hat der große König neugestaltend gewirkt. Ein gelehriger Schüler seines in der Organisation der Heeres- und Staatsverwaltung gleich großen Vaters, dessen Meisterschaft niemand williger als er anerkannte, wandelte er in den beschrittenen Bahnen weiter, so zwar, daß er, wie wohl bemüht, zu Tage getretene Härten überall zu mildern, den Staatshaushalt aufs strengste regelte, die Hilfsquellen des Staates vermehrte und seine Leistungsfähigkeit steigerte, alle verfügbaren Mittel zur materiellen Förderung des Landes verwendete.

Unausgesetzt arbeitete Friedrich auch während der Friedenszeit an der Verstärkung seines Heeres, das er bis auf 133000 Mann brachte und dessen militärische Ausbildung er durch die von ihm eingeführten Friedensmanöver zur höchsten Vollendung steigerte. Mußte er sich doch sagen, daß bei der engen Verbindung zwischen Österreich, Rußland und Sachsen, sowie der notorischen Schwäche von Frankreich es noch einmal gelten würde, Preußens Großmachtstellung zu verteidigen. Weniger bürgerfreundlich als sein Vater, behielt er die Offiziersstellen, soweit es irgend anging, dem Adel vor, da er den Bürgerlichen weder gleiches Ehrgefühl noch gleiche Befähigung zum Befehlen zutraute. Freilich stellte der König mit unnachsichtlicher Strenge auch an seine Offiziere die höchsten Anforderungen, und sofortige Entlassung drohte bei unbefriedigender Erfüllung der Pflichten, während doch der Dienst bei der kärglich bemessenen Besoldung nur wenig einbrachte und lediglich die Ehre für die Unzulänglichkeit des Einkommens entschädigen mußte.

In der inneren Verwaltung hat Friedrich „die überlieferten Formen des Staates durch die Kraft seines Genius belebt, das Unfertige in freiem und großem Sinne weitergebildet." Er beließ das Generaldirektorium in seiner Stellung als oberste Verwaltungsbehörde, doch stellte er den bisherigen Provinzialdepartements — auch Schlesien, dessen ständische Verfassung aufgehoben wurde, bildete ein solches Provinzial-Verwaltungsgebiet — vier neue, den ganzen Staat umfassende Fachministerien, für Heeresverwaltung, für Handel und Gewerbe, für Bergbau und für das Forstwesen, zur Seite und that damit einen Schritt weiter auf dem Wege zum Einheitsstaate. Die von seinem Vater herrührende Instruktion für das Generaldirektorium erschien ihm in manchen Punkten verbesserungsbedürftig: nachdem schon verschiedene Verbesserungen thatsächlich eingeführt waren, ließ Friedrich im Jahre 1748 eine neue Instruktion dem Generaldirektorium übergeben, und es ist bezeichnend, daß sogleich in den einleitenden Worten der König der Bestechung zugängliche Beamte „als Blut-Igel des Volks und Protekteurs der Ungerechtigkeit ohne Ansehn der Person mit den diffamantesten Strafen belegen" zu wollen droht, da er nun und nimmer mehr leiden und gestatten wolle, „daß mit dero Wissen auch nur dem geringsten Bauer im Lande einiges Unrecht geschehen müsse". Denn die Besserung der bäuerlichen Verhältnisse lag dem großen König, wie vordem seinem Vater, sehr am Herzen. Er verschließt sich der Erkenntnis nicht, „daß eines der Dinge, welche dem Bauersmann zu hart und ganz unerträglich fallen, die schweren und ganz unerträglichen Dienste sein, welche dieselben thun müssen, wobei mehrenteils vor den Gutsherren wenig Nutzen, vor den Bauersmann aber sein gänzlicher Verderb augenscheinlich herauskommt." Dem Generaldirektorium wird deshalb nicht nur in jeder Provinz, sondern auch in jedem Kreise derselben eine „serieuse Untersuchung" anbefohlen, ob nicht eine Beschränkung dieser Dienste zu erreichen sei, dergestalt, „daß, anstatt daß der Bauer jetzo die ganze Woche hindurch dienen muß, derselbe die Woche über nicht mehr als drei oder vier Tage zu Hofe dienen dürfe." Dahin gehört auch der berühmte Kabinettsbefehl an die kurmärkische Kammer vom Jahre 1749: „Da verschiedene Beamte die Bauern mit Stockschlägen übel traktieret haben, S. K. M. aber dergleichen Tyrannei gegen Dero Unterthanen durchaus

Digitized by Google

nicht geſtatten wollen, ſo wollen Höchſtdieſelben, daß wenn forthin einem bewieſen werden kann, daß er einen Bauer mit dem Stocke geſchlagen habe, erſterer ſodann deshalb alſofort und ohne einige Gnade auf 6 Jahre zur Feſtung gebracht werden ſoll, wenn auch ſchon dergleichen Beamte der beſte Bezahler wäre und ſeine Pacht ſogar praenumerierte." Freilich zur völligen Aufhebung der Erbunterthänigkeit, ſo ſehr dieſelbe ſeinen großen Sinn empörte, wagte der König nicht fortzuſchreiten, zumal mit Rückſicht auf den begünſtigten Adel, der gegen jede Lockerung des Unterthänigkeitsverhältniſſes die größte Abneigung bezeugte. Überhaupt ward an der überlieferten Gliederung der Stände und der darauf beruhenden Organiſation der Arbeit nicht gerüttelt.

Bei allen Verordnungen aber leitete den König nur der eine Gedanke, den Wohlſtand des Landes zu heben. Der Landwirtſchaft gab die vortreffliche Verwaltung der zahlreichen und großen Domänen ein muſtergültiges Vorbild, und wiederholt ſchreitet er mit ſcharfen Verordnungen dagegen ein, daß „faule und idiote Leute und Kriegsräte, als es leider faſt in allen Kammern die Menge gibt", bei der Verpachtung der Domänen „mit andrer Leute Unglück Plus zu machen" ſuchen; ſtatt der „abominablen Plusmacherei" ſoll vielmehr rationelle Bewirtſchaftung, in deren Fragen der umſichtige König oft ſtaunenswerte Einzelkenntniſſe verrät, höhere Erträge geben. Als die beſte Art, die Einkünfte des Landes zu mehren, betrachtete er, wie ſein Vater, umfaſſende Meliorationen; dahin gehört u. a. die Trockenlegung des Oderbruches, durch welche für mehr als 3000 Familien Land gewonnen wurde. Daneben ſuchte er durch Beförderung der einheimiſchen Induſtrie zu verhindern, daß allzuviel preußiſches Geld ins Ausland ging: er rief geſchickte Arbeiter ins Land, legte ſowohl ſelbſt Fabriken an, als er auch den Betrieb neuer Induſtriezweige, wie der Zuckerſiederei, Baumwollenſpinnerei, Seiden- und Papierfabrikation, beförderte. Trotz der Nachteile, die ſolch Bevormundungsſyſtem mit ſich bringt, erreichte er ſeinen Zweck. Zu dem Plauenſchen Kanal, der ſchon während des zweiten ſchleſiſchen Krieges angelegt wurde, kam jetzt noch der Finowkanal. Bis zum Jahr 1752 hatten ſich die Staatseinnahmen bis auf zwölf Millionen jährlich gehoben, und ein bedeutender Kriegsſchatz war wieder angeſammelt worden.

Die wichtigſte Reform aber, die Friedrich in dem bezeichneten Zeitraum vornahm, war eine völlige Umgeſtaltung des Rechts- und Gerichtsweſens, das von der Verwaltung losgetrennt und ſelbſtändig gemacht wurde. „Um die Rechtspflege hatte ſich der Verwaltungsmann Friedrich Wilhelm faſt allein durch die zweckmäßige Neugeſtaltung des Hypothekenweſens ein Verdienſt erworben. Der Sohn aber ſchuf den neuen preußiſchen Richterſtand, wie der Vater das moderne deutſche Verwaltungsbeamtentum gebildet hatte".

Der König erhielt darin freie Hand, indem das der Kurmark zuſtehende Vorrecht, daß von den Entſcheidungen ihrer Gerichte nicht an die Reichsgerichte appelliert werden

Samuel von Cocceji, Friedrichs des Großen Juſtizminiſter und Großkanzler, Urheber des Codex Fridericianus und des Plans zum allgemeinen Landrechte.

Geſtochen von Haid in Augsburg.

Digitized by Google

durfte, durch ein kaiserliches Patent vom 31. Mai 1746 auf das ganze Königreich ausgedehnt wurde. Aber schon vorher hatte der König (März) den greisen Justizminister Cocceji beauftragt, den Übelständen des Gerichtswesens nachzuspüren und Verbesserungsvorschläge einzureichen. Er wollte, wie er in einem Erlaß vom 12. Januar 1746 sagt, „daß jedermann ohne Ansehn der Person eine kurze und solide Justiz sonder großes Sportulieren und Kosten, auch mit Aufhebung der gewöhnlichen Dilationen und oft unnötigen Instanzien administrieret und alles dabei bloß nach Vernunft, Recht, Billigkeit, auch wie es das Beste des Landes und der Unterthanen erfordert, eingerichtet werden möge." Die neue Prozeßordnung wurde zuerst in Pommern,*) und als sie sich dort bewährt hatte, auch in den andern Provinzen eingeführt. Die Hauptverbesserung, welche der „Codex Fridericianus" 1747 brachte, bestand darin, daß die Rechtsprechung wissenschaftlich gebildeten Juristen übertragen, das Verfahren vereinfacht, die Gebühren ermäßigt wurden. Auch entwarf Cocceji den Plan (1749) eines allgemeinen preußischen Landrechts, doch war ihm nicht vergönnt, das Werk durchzuführen. Er starb als Großkanzler 1755. Der König überwachte mit größter Strenge die Unparteilichkeit der Rechtsprechung und nahm sich vor, sich von jeder Einmischung fern zu halten. In dem berühmtesten Falle, in dem er von diesem Grundsatz abgewichen ist, dem Müller Arnoldschen Prozeß, hat er sich durch allzu eifrige Parteinahme für den nach seiner — auf schiefen Berichten beruhenden — Meinung gekränkten Kläger zu einem bedauerlichen Eingriff in die Rechtspflege verleiten lassen.

Bedauerlich bleibt, daß der König, welcher seinem landesväterlichen Walten nach als trefflichster Fortbildner der altpreußischen Tradition zu betrachten ist und in seinem Staate eine nationale Großmacht schuf, seinem Entwickelungsgange und seiner geistigen Richtung nach dem eben sich regenden Geistesleben des deutschen Volkes fern bleiben mußte.

Während Deutschland dem Genius Klopstocks zujauchzte und über den 1748 erschienenen „Messias" in seliges Entzücken geriet, verschwendete der König seine Gunst an den ebenso witzigen wie charakterlosen Voltaire. Er bedurfte des Fremdlings zur stilistischen Durchsicht seiner französischen Poesien — aus dieser Zeit stammt das auch kriegswissenschaftlich bedeutende Gedicht „Über die Kriegskunst" —: die Freunde, wie die zu früh gestorbenen Keyserlingk, Jordan, Duhan, konnte er ihm nicht ersetzen. Auch die Akademie der Wissenschaften trug einen überwiegend französischen Charakter. Dagegen bewies der König in den historischen Werken, mit deren erster Anlage er seine Muße füllte, echt deutsche Offenheit und Wahrhaftigkeit. So mußte sich der König bescheiden, für Preußen und Deutschland die Thaten zu vollbringen, an denen sich das Nationalbewußtsein stärken, der Nationalgeist emporranken konnte. Nicht gar fern war die Zeit, wo die preußische Leier sein Lob tönen und die deutsche Zunge aller Welt vorrühmen sollte, daß die Nation ihren Helden gefunden habe.

Unter den Künsten war es besonders die Baukunst, welche in dieser Friedenszeit des Königs Gunst erfuhr und stets auf eine offene Hand rechnen konnte, sodaß eben jetzt in Berlin und Potsdam eine Reihe stattlicher Bauten sich erhoben.

Damals war es, wo sich Friedrich in der Nähe von Potsdam seinen berühmten Ruhesitz Sanssouci schuf, der fortan eng mit seinem Namen verbunden bleiben sollte.

*) In acht Monaten wurden dort durch Cocceji und seine Gehilfen an 2400 Prozesse abgethan, und der dankbare König verlieh seinem wackeren Justizminister in einem gnädigen Handschreiben außer der Würde eines Großkanzlers den hohen Orden vom schwarzen Adler.

Digitized by Google

Nach des Königs eigenen Angaben wurde der Plan von dem talentvollen Knobelsdorf, Friedrichs Lieblingsbaumeiſter, entworfen; 1745 wurde der Grundſtein gelegt, und bald

Friedrich der Große mit dem Baumeiſter von Knobelsdorf auf der Höhe von Sansſouci den Bauplan prüfend.

Farbenſkizze (aus dem Beſitze Sr. K. H. des Kronprinzen) im Hohenzollernmuſeum zu Monbijou.

erhob ſich das einfache Rokokoſchlößchen auf den mächtigen Terraſſen, zu denen der Abhang des königlichen Weinbergs umgeſtaltet wurde. Hier ruhte fortan Friedrich von ſeinen Kriegszügen, hier faßte er Kraft zu neuem Ringen, von hier aus gingen die belebenden Strahlen durch den Körper der weitgliedrigen Monarchie.

Digitized by Google

Schloß Sansſouci, Terraſſe. Nach der Natur.

7. Die Vorgeſchichte des dritten ſchleſiſchen (ſiebenjährigen) Krieges.

Von welchen Geſinnungen und Wünſchen Maria Thereſia nach dem Abſchluß
des Dresdener Friedens beſeelt war, zeigt am deutlichſten ein Bündnis,
1746 das ſie am 2. Juni 1746 zu Petersburg mit der Kaiſerin Eliſabeth, der
ſittenloſen Tochter Peters des Großen, abſchließen ließ. Denn obwohl der Form
nach nur eine Erneuerung der Allianz vom Jahre 1726 und dem Wortlaute
nach nur auf Verteidigung zielend, richtete es ſich in einem geheimen Artikel
gegen Friedrich und ſeine Errungenſchaften. Falls der König nämlich Öſterreich-
Rußland oder Sachſen-Polen angriffe, ſollte die Dresdener Verzichtleiſtung auf
Schleſien ungültig und Maria Thereſia berechtigt ſein, den Beiſtand eines
anſehnlichen Heeres und der ruſſiſchen Flotte zu verlangen. Man brauchte
den König nur zum Kriege mit Rußland zu reizen, und Maria Thereſia war
auf allerdings recht zweideutige Weiſe ihrer Feſſeln ledig geworden. Aber
die Kaiſerinnen mußten mit Rückſicht auf den Verlauf des Krieges mit Frankreich
ihren Kriegseifer zügeln. Nachdem aber erſt einmal der Aachener Friede
geſchloſſen war, hing die Wiedereröffnung des Kampfes um Schleſien davon ab,
ob die Verſtändigung zwiſchen Frankreich und England eine dauernde ſein werde,
oder nicht. Denn ohne Bundesgenoſſen konnte Maria Thereſia einen Angriffs-
krieg gegen Preußen nicht unternehmen, und für jetzt hatten jene beiden Mächte
den Beſitzſtand Friedrichs garantiert. Überdies war Maria Thereſia zweifel-
haft geworden, ob ſie nicht überhaupt ihr politiſches Syſtem ändern, das
engliſche Bündnis mit einem franzöſiſchen vertauſchen ſolle. Im Frühjahr
1749 1749 wurde darüber in Wien ernſtlich verhandelt; Kaiſer Franz war dafür,
im Bunde mit den Seemächten und Rußland ſich in das Geſchehene zu fügen
und den Frieden, wie er nun einmal beſtand, zu beobachten, ſeine Gemahlin

Digitized by Google

aber neigte sich der entgegengesetzten Ansicht zu, welche ihr jüngster Konferenzminister Graf Kaunitz verfocht. Er hielt es für das dringendste Bedürfnis, Schlesien zurückzuerobern, und empfahl die Allianz mit Frankreich, um Friedrich seines einzigen Bundesgenossen zu berauben. Noch drang er nicht durch, aber als Gesandter in Paris (1751—1753) konnte er an der Annäherung beider Mächte arbeiten und zum Werke schreiten, als die österreichisch-englischen Beziehungen sich gelockert hatten.

Das englisch-österreichische Bündnis beruhte keineswegs auf einer dauernden Gemeinschaft ihrer Interessen: die Verschiedenartigkeit derselben zeigte sich sehr bald auf politischem wie religiösem Gebiet. Bei der Verwaltung ihrer Niederlande wollte sich Maria Theresia von England weder militärisch noch finanziell Vorschriften machen lassen, dagegen behaupteten die Engländer, die Niederlande seien von den Seemächten für das Haus Österreich erobert worden, welchem man die Sorge für diese wichtige Vormauer gegen Frankreich nicht allein überlassen dürfe.

Die österreichische Regierung zahlte den Holländern die Gelder nicht, welche diese nach dem Barrieretraktat zur Erhaltung der gegen Frankreich gerichteten Festungen zu fordern hatten, hielt nicht die vertragsmäßig festgesetzte Truppenzahl in den Niederlanden, und beeinträchtigte durch einen neuen Tarif den Vertrieb englischer Manufakturwaren.

Das bundesgenossenschaftliche Gefühl konnte auch wahrlich nicht gestärkt werden, wenn die Gesandten Hannovers neben denen Preußens auf dem Regensburger Reichstage (Dezember 1754) sehr energisch dafür eintraten, daß der evangelische Glaubensstand in 1754
Hessen-Kassel, wo der Erbprinz katholisch geworden war, von seiten des Reiches gesichert werde. Obendrein mischte sich Georg II. auch in innere österreichische Angelegenheiten, indem er für die bedrängten Protestanten in den Erblanden das Recht der Auswanderung in Anspruch nahm.

Freilich blieb England für jetzt noch mit Österreich geeint, welches bereit war, im Fall eines Krieges Hannover zu decken: es war auch ganz im Sinne dieses bundesgenössischen Verhältnisses, wenn der englische Gesandte Sir Hanbury Williams im Sommer 1755 nach Rußland ging, um dort einen Subsidienvertrag zu schließen, der 1755
seine Spitze gegen Frankreich kehrte. Schon begann man in England zu merken, daß Kaunitz die britische Hilfe mehr gegen Preußen als gegen Frankreich ausnutzen wollte, da trat ein Ereignis ein, welches die gesamte politische Konstellation der alten Welt veränderte. Der unvermeidliche Kampf in den amerikanischen Kolonien, lange künstlich hingezögert, brach zwischen England und Frankreich aus: die öffentliche Meinung zwang den englischen König, ihn zu eröffnen. Und jetzt, wo er alle Kraft gegen Frankreich brauchte, sollte Georg auch noch mit Preußen anbinden, das ihn nicht im geringsten bedrohte? Und ohne diese neue Last war von Österreich nichts zu erwarten? Georg beantwortete Kaunitz' Anträge nicht mehr, seine Beziehungen zu Österreich erkalteten.

Die Streitigkeiten, welche in Nordamerika zwischen den Engländern und Franzosen über die Grenze ihrer Besitzungen ausgebrochen waren, hatten bereits im Juli 1754 zu einem blutigen Zusammenstoß geführt: es handelte sich darum, welche der beiden Mächte jenseits des Oceans die Hegemonie besitzen sollte. Verhandlungen führten zu keinem Ziel, im Frühjahr 1755 griff ein englisches Geschwader eine französische Flotte an, die Verstärkungen nach Amerika bringen sollte. Gleichzeitig warfen sich in allen Meeren englische Kaper auf die französischen Handelsschiffe.

Kaunitz' Entschluß war gefaßt; er hatte den Plan, sich mit Frankreich zu verständigen, nie aufgegeben, vielleicht gewährte diese Macht, was England versagte. Das Unternehmen schien fast unausführbar. War es schon schwierig, nach langer systematischer Bekämpfung der Bourbons plötzlich gemeinsame

Digitized by Google

Intereſſen ausfindig zu machen, ſo ſchien es doch ſchwerer, Frankreich zur Aufgabe des Bündniſſes mit Preußen, ja zur Aktion gegen dasſelbe zu bewegen. Indeſſen hatte doch Kaunitz auch mancherlei zu bieten; für Ludwigs XV. Schwiegerſohn, den Infanten Don Philipp, bot man ſtatt ſeines kleinen italieniſchen Fürſtentumes die Niederlande, auf deren Beſitz Öſterreich keinen großen Wert mehr legte; für den Prinzen Conti, des Königs Vertrauten, die Krone Polens, wo ſich Frankreich von jeher gern eingeniſtet hätte. Dazu kam die Gemeinſamkeit der katholiſchen Intereſſen gegenüber dem proteſtantiſchen England und Preußen, und auch der Eitelkeit Ludwigs mußte es ſchmeicheln, wenn ihn der Kaiſerhof, der ſeine Einmiſchung in deutſche Angelegenheiten bekämpft hatte, jetzt förmlich dazu einlud. Endlich rechnete Kaunitz auf den Einfluß der Pompadour, welche bei dem Könige jedes für Frankreich noch ſo nachteilige Bündnis durchzuſetzen vermochte.

So völlig unerwartet kam dem franzöſiſchen Hofe die Annäherung Öſterreichs, daß die franzöſiſchen Staatsmänner nach den erſten Beſprechungen zwiſchen Starhemberg und Bernis argwöhnten, Öſterreich wolle nur einen Druck auf England ausüben und von dieſem größere Hilfsgelder erzwingen. Aber ſo angenehm die öſterreichiſchen Anträge auch waren, erreichte Kaunitz in der Hauptſache zuvörderſt nichts: die franzöſiſche Regierung wollte nicht glauben, daß ſich Friedrich mit England verbinden wolle, und hielt ihrerſeits an dem preußiſchen Bündnis feſt. Kaunitz kam erſt zum Ziel, als der König von Preußen jene politiſche Schwenkung gemacht hatte, welche man in Frankreich für unmöglich hielt. Man nahm hier eine neue Sendung — des Duc de Nivernois — in Ausſicht, der um Friedrichs Hilfe in dem Kampfe gegen England werben ſollte.

Was den König von Preußen betrifft, ſo war er zu der Zeit als Öſterreichs Intriguen bereits im Gange waren, ſehr friedlich geſinnt, wie aus ſeinem „politiſchen Teſtament“ (von 1752) hervorgeht. Er bezeichnet es ſein politiſches Syſtem, den Frieden zu erhalten, ſolange es mit der Ehre ſeines Staates vereinbar ſei. Er war zwar ſeit 1751 aufs neue mit Frankreich verbunden, hatte aber ſchon im Jahre 1755 dem franzöſiſchen Geſandten de la Touche deutlich zu verſtehen gegeben, er werde ſich zu einem Angriff auf England, ſpeziell auf Hannover, nicht gebrauchen laſſen. Es war nicht ſeine Meinung, das Kriegsgetümmel in die Nachbarſchaft ſeiner rheiniſchen und weſtfäliſchen Beſitzungen zu ziehen, außerdem verletzten die Anträge des franzöſiſchen Geſandten ſein Selbſtgefühl.

Nun bot ihm Georg II., dem es weſentlich darauf ankam, Hannover zu ſchützen, die Hand, da, wie bemerkt, ſein Verhältnis zu Öſterreich erkaltet war. Nur war Georg und ſein Miniſterium in arger Verlegenheit wegen des ruſſiſchen Subſidienvertrages, den Hanbury Williams vermittelt hatte, um die Ruſſen ebenſowohl gegen Preußen, wie gegen Frankreich zu gebrauchen. Das Parlament — denn das engliſche Volk war jeder Feindſeligkeit gegen Friedrich abhold, den man bewunderte — genehmigte den Vertrag erſt, nachdem die Regierung erklären konnte, man habe ihn Preußen mitgeteilt, welches ſich dadurch nicht bedroht fühle. Das war auch wirklich der Fall; die Verſtändigung
1756 war damit angebahnt, und am 16. Januar wurde zu London der ſogenannte

Neutralitätsvertrag von Westminster unterzeichnet. England willigte ein, keinen Einmarsch der Russen in Deutschland zu dulden, Friedrich sagte in Bezug auf die Franzosen das gleiche zu. Friedrich leistete damit dem König von England einen großen Dienst, denn dieser war nun aller Sorge um Hannover ledig; dagegen fragte sich sehr, inwiefern die Annäherung an England ein erträgliches Verhältnis zwischen Preußen und Frankreich gestattete. Denn so wenig Friedrich den Franzosen den Krieg in deutschen Landen erlauben wollte, dachte er keineswegs daran, sein Bündnis mit Frankreich aufzugeben. Er behandelte daher den Duc de Nivernois, als er im Januar 1756 nach Berlin kam, mit größter Auszeichnung und gab ihm genaueste Kenntnis von dem Neutralitätsvertrag, um jedes Mißtrauen zu beseitigen. Der französischen Regierung war der Vertrag nicht angenehm, aber sie bezeugte auch keine Entrüstung, ja es wurde das Fortbestehen einer preußischen Allianz trotz des Neutralitätsvertrages in Aussicht genommen.

Dies hintertrieb Kaunitz, welcher jetzt fürchtete isoliert zu werden, wenn er sich nicht Frankreichs versicherte. Ludwig XV. hätte sich in ein Bündnis gegen Preußen speziell nicht eingelassen, wohl aber ging er auf ein solches ein, bei dem er Hilfe gegen England fand. Er war bereit, Preußen fallen zu lassen, wenn Österreich England aufgab.

Zu gleicher Zeit, wo sich in Versailles der Abschluß vorbereitete, erklärte auch die russische Kaiserin, im höchsten Grade aufgebracht über den Neutralitätsvertrag, welcher dem Subsidientraktat zuwiderlaufe, dem österreichischen Gesandten Esterhazy, sie habe keinen sehnlicheren Wunsch, als sich mit der Kaiserin-Königin zu einem Angriffsbündnis zu vereinigen. Nur mit Rücksicht auf die schwebende Verhandlung in Versailles wurde das Bündnis noch nicht geschlossen. In Versailles war eigentlich die Mehrzahl der Minister für Friedrich, aber durch geschickte Benutzung des Einflusses der Pompadour gelangte Kaunitz doch zum Ziel. Nachdem am 19. April 1756 die Allianz 1756
mit Österreich in einem Ministerrat im Prinzip angenommen war, erfolgte der Abschluß am 1. Mai zu Jouy bei Versailles, am 28. Mai wurden die Ratifikationen ausgewechselt, obwohl Kaiser Franz gegen einen so unnatürlichen Bund protestiert hatte.

Die öffentlichen Vertragsartikel handelten nur von einem Neutralitätsvertrag und einer defensiven Allianz; in den geheimen Artikeln, die lange unbekannt geblieben sind, ist das eigentliche Ziel der Verträge scharf präzisiert. Daß Maria Theresia die Pompadour durch einen eigenhändigen Brief gewonnen habe, ist eine haltlose Tradition. Auch die Geschenke an sie waren nicht allzu bedeutend. Daß schließlich doch nur politische Erwägungen den Ausschlag gaben, ergiebt sich aus der vorhergehenden Darstellung.

Die Verträge, so unverfänglich sie lauteten, erregten doch allenthalben das größte Aufsehen, da sie eine vollständige Veränderung der europäischen Politik bedeuteten. Von österreichischer Seite erwartete denn auch namentlich England nichts Gutes, glaubte aber immer noch auf Rußland zählen zu dürfen, dessen Kaiserin doch fast österreichischer gesinnt war, als Maria Theresia selbst.

Digitized by Google

In den nächsten Monaten wurden in geheimen Verhandlungen zwischen Österreich, Frankreich und Rußland die Einzelheiten der großen Aktion festgestellt, die man in das Werk setzen wollte. Auch Frankreich erklärte sich endlich bereit, direkt gegen den König von Preußen eine Armee aufzustellen. Eine förmliche Teilung der preußischen Monarchie unter die drei Mächte und ihre eventuellen Bundesgenossen wurde in Aussicht genommen; nach dem russischen Entwurf sollte Schweden Pommern, Polen Preußen erhalten; für Sachsen ward Magdeburg, für den Kurfürsten von der Pfalz Kleve-Mark bestimmt. Der König von Preußen würde ein sehr schwacher Kurfürst von Brandenburg geworden sein. Sachsen hatte freilich sich noch nicht zu äußern gewagt und war daher mit den geheimen Plänen nicht bekannt gemacht worden, aber es konnte kein Zweifel sein, daß es gegebenen Falls den Verbündeten beitreten werde. Nach Kaunitz' Plan sollte Rußland zuerst losbrechen, Österreich folgen, so daß König Friedrich zwischen zwei Feinde geriet.

Schon hörte man aber auch von preußischen Rüstungen, und mit weiser Vorsicht riet der russische Kanzler Bestuschew, ein russisches Heer nach Schlesien einrücken zu lassen. Zum Glück für den König von Preußen beging jetzt die österreichische Staatskunst einen verhängnisvollen Fehler: sie hielt die rechte Zeit noch nicht für gekommen und versäumte sie damit.

Friedrich war über die Absichten seiner Gegner vollkommen unterrichtet: kannte er ihre Vereinbarungen und Pläne auch nicht im einzelnen, so konnte er über die feindseligen Gesinnungen der drei Höfe nicht zweifelhaft sein. Er that, was er konnte; versicherte sich der Freundschaft Englands, das auch ihn um so notwendiger brauchte, je weiter die Absichten der Gegner gingen, und vermehrte sein Heer, indem er die Regimenter verstärkte.

Man hat lange Zeit den Informationen, welche Friedrich durch zwei erkaufte Elende, den sächsischen Kanzlisten Menzel und den österreichischen Gesandtschaftssekretär Weingarten, über die Absichten der verbündeten Kabinette empfing, allzu viel Wichtigkeit beigelegt. Diese Nachrichten waren freilich authentisch, aber abgerissen. Weit mehr erfuhr der König aus den Gesandtschaftsberichten. Vertrauliche Schreiben des Großfürsten Peter bestätigten den Ernst der Situation und brachten die erwünschte Kunde, daß Rußland erst im Frühling 1757 losschlagen könne.

Auf den Rat des englischen Diplomaten Mitchell, der das volle Vertrauen seines Hofes besaß und für Friedrich Bewunderung hegte, entschloß sich der König, trotz der beunruhigendsten Wahrnehmungen, nicht unmittelbar mit Österreich zu brechen, sondern bei Maria Theresia mit diplomatischer Höflichkeit anzufragen, ob ihre Truppenzusammenziehungen in Böhmen und Mähren
1756 den Zweck hätten, ihn anzugreifen. Am 26. Juli gab die Kaiserin dem preußischen Gesandten eine nichtssagende Antwort, deren Wortlaut sie mit Kaunitz festgestellt hatte. Auf eine zweite Anfrage, „ob die Königin beabsichtige, Preußen im laufenden oder nächsten Jahre anzugreifen," gab Kaunitz eine ausweichende Antwort. Friedrich war nicht gewillt, der Kaiserin Zeit zur Ausführung ihrer verderblichen Absichten zu lassen; sowie der Kourier aus Wien eintraf, gab er den an der Elbe und Saale, den in der Mark versammelten Regimentern den Marschbefehl.

Digitized by Google

„Es lebe der König von Preußen."

Gleichzeitige Radierung von Daniel Chodowiecki vom Jahre 1758, eine der seltensten Arbeiten des Meisters. Derselbe berichtet über deren Entstehung: „In den Zeitungen erschien eine Erzählung, daß die Mönche in einem Kloster zu Marienfelde übel von dem König von Preußen gesprochen hatten, der Herzog von Braunschweig, der nicht weit davon lag, schickte eine Partie schwarze Husaren dahin um sie zu strafen. Diese, nachdem sie das Kloster ausgeplündert hatten, liessen sie den Wein aus den Kellern herausbringen und zwangen die Mönche knieend auf des Königs Gesundheit zu trinken. Der Künstler fand vor Gut nicht seinen Nahmen darunter zu setzen."

8. Der Einfall in Sachsen. Die beiden ersten Kriegsjahre 1756 und 1757.

Was den König in seinem Entschlusse bestärkte, war die Gewißheit, daß Graf Brühl, der allmächtige Minister Sachsens, ihm allenthalben entgegenarbeite und dieser Staat bei längerem Zuwarten die Zahl seiner Gegner vermehren werde. Dies wollte er durch schleunige Besetzung Sachsens zunächst verhindern, dann aber auch seine Gegner zur Vernunft bringen, indem er ihren Anschlägen zuvorkam. Wohl konnte er durch sein Losschlagen die noch nicht gereiften Entschließungen der Gegner zeitigen, aber er konnte sie auch zerstreuen. Am 28. August 1756, nachdem er in letzten Stunde dem Grafen 1756
Brühl angezeigt hatte, er müsse ein Armeekorps durch Sachsen marschieren lassen, brach er mit 70000 Mann und über 200 Geschützen nach der sächsischen Grenze auf; Schlesien war durch Schwerin hinlänglich gesichert. Gleichzeitig ließ der König noch einmal in Wien um Erklärungen ersuchen: eine befriedigende Antwort hätte ihn sofort die Waffen niederlegen lassen. Kaunitz berief sich auf die letzthin abgegebene Erwiderung, — das Thor des Krieges war geöffnet. Daß es einen sehr ernsten Kampf gelte, hatte der König schon vorausgesetzt, als er sich zur Armee begab, aber auch wenn Friedrich all die

Est animus
rerumque
Temporibus

Heinrich, Graf von Brühl, kurſächſ. Premierminiſter Auguſts III. Kurfürſten von Sachſen und Königs von Polen.

Kupferſtichbildnis von G. F. Schmidt.

Digitized by Google

Schreckniſſe vorausgeſehen hätte, mit denen ein ſiebenjähriger Krieg ihn und ſein Land an den Rand des Verderbens brachte: würde er gezögert haben, das Schwert zu ergreifen?

Zu ſpät ſah Brühl ein, daß ſich militäriſch ſichern muß, wer auf dem Felde der großen Politik intrigieren will. Bald war das ganze Land, deſſen Herrſcher den Bund mit dem Könige zurückwies und ſich auf den Königſtein flüchtete, in Friedrichs Hand; zwar gelang es nicht, die Armee gefangen zu nehmen, doch wurde ſie in einem feſten Lager bei Pirna eingeſchloſſen, und wenn nicht öſterreichiſcher Entſatz kam, mußte das Herbſtwetter und der Mangel an Lebensmitteln ſie bald zur Kapitulation zwingen.

Die Einnahme des Landes ſetzte Friedrich in den Stand, aus den Papieren des ſächſiſchen Archives die vollgültigen Beweiſe für die Abſichten ſeiner Gegner zu ſeiner Rechtfertigung zu veröffentlichen.

Auch die Öſterreicher waren überraſcht, traf doch die Nachricht von Friedrichs Einfall das kaiſerliche Paar an der mähriſch-ungariſchen Grenze. Außerdem hatte man in Wien erwartet, das ſächſiſche Heer würde ſich nach Böhmen zurückziehen, nun mußte man dies Land decken, das zwei preußiſche Korps von Schleſien aus bedrohten, und außerdem auf die Rettung der Sachſen bedacht ſein.

Gleichwohl brach der öſterreichiſche Feldmarſchall Browne mit 32000 Mann auf, um die Sachſen zu erlöſen. Friedrich teilte ſein Heer und traf bei Lobositz am 30. September auf den Feind. Zum Glück konnte Browne in dem gebirgigen Terrain ſeine numeriſche Überlegenheit nicht zur Geltung bringen, als am Morgen des 1. Oktober bei ſtarkem Nebel die Schlacht er- 1756
öffnet wurde. Denn die Öſterreicher bewieſen eine ſolche Tapferkeit, daß Friedrich ſeine Feinde von Mollwitz und Soor kaum wiedererkannte. Nach hartem, ſiebenſtündigem Ringen gab Browne den Kampf auf, und die Preußen konnten ſich inſofern den Sieg zuſchreiben, als Browne gehindert war, das Lager bei Pirna rechtzeitig zu entſetzen. Er gab zwar den Plan nicht auf und kam auf dem rechten Elbufer am 11. bis Lichtenwald bei Schandau, die Sachſen überſchritten die Elbe, ſahen ſich aber am Fuße des Lilienſteins von neuem eingeſchloſſen. Die von Hunger und Kälte erſchöpften Soldaten waren zu weiterem Widerſtande bereit, aber ihre Anführer erſparten ihnen das nutzloſe Beginnen, zumal es an Pulver fehlte. So kam am 15. Oktober die Kapitulation von Pirna zu ſtande, durch welche der Reſt der Armee kriegsgefangen wurde.

Friedrich reihte die gemeinen Soldaten teils ſeinen Regimentern ein, teils nahm er ſie in ihren alten Regimentsverbänden in ſeine Armee auf, was ihm nachmals ſchlimme Früchte brachte. Der ſächſiſche Hof ging nach Warſchau, Friedrich nahm in Sachſen ſeine Winterquartiere, und das Land mußte die ganzen Leiden einer feindlichen Occupation ſchwer empfinden. Aber der Ausgang ſeines Unternehmens befriedigte den König nicht ganz; die Hartnäckigkeit der Sachſen verdarb ihm den ganzen Feldzugsplan, inſofern er urſprünglich gleich im Jahre 1756 in Böhmen den entſcheidenden Schlag hatte führen wollen.

Digitized by Google

Bis zum Frühling des nächsten Jahres blieb der König unbehelligt, da es zwischen seinen Gegnern trotz aller Verträge an Einmütigkeit fehlte. Zwar wurde zwischen der Zarin und Maria Theresia ein Waffenbündnis geschlossen, aber teils erhoben sich Differenzen über die Vorteile, die Rußland zugesichert werden sollten, teils besaß der König an dem Großfürsten-Thronfolger Peter und seiner Gemahlin Katharina zwei geheime Verbündete, die auf die Operationen einen lähmenden Einfluß übten. Im März gesellte sich den Gegnern des Königs Schweden zu, das sich Pommern nicht entgehen lassen wollte. Schon vorher (am 17. Januar 1757) war in Regensburg mit 60 gegen 39 Stimmen der Reichskrieg gegen Friedrich beschlossen worden: auch die Reichsacht wurde angedroht, ist aber nie förmlich verkündigt worden.

Hannover, Hessen-Kassel, Braunschweig-Wolfenbüttel, Koburg-Gotha und Lippe-Schaumburg protestierten gegen den Reichskrieg und nahmen englischen Sold, der größte Teil der Reichsstände ließ sich aber von Frankreich bezahlen und hat nicht geringe Summen von dieser Macht bezogen.

Vor der Kriegsmacht des Reiches hatte nun Friedrich wohl so große Angst nicht, aber seine Lage verschlimmerte sich, als endlich zwischen Österreich und Frankreich die definitive Verständigung erfolgte. Nun erst
1757 (1. Mai 1757) einigte man sich über alle Einzelheiten der Aufteilung der zu erwartenden Beute: Frankreich übernahm den größten Teil der militärischen Leistungen (über 100 000 Mann neben 80 000 Österreichern), eine enorme Subsidienlast, und stellte seine eigenen Vorteile geduldig in die zweite Linie. Deutschland sollte jenseits des Rheines preisgegeben, diesseits desselben durch die Zerstückelung Preußens unschädlich gemacht werden: die katholischen Mächte wollten den protestantischen Gesetze diktieren. Daß Frankreich dabei eine bedrohliche Übermacht erlangen konnte, ahnte wohl der 16jährige Erzherzog Joseph, aber Maria Theresia in blindem Hasse übersah es. Gerade in Rücksicht auf jenen Vertrag vom 1. Mai wurde Friedrichs Kampf ein Rettungskampf für Deutschland.

Friedrich hatte seinen Feinden gegenüber auf keinen Bundesgenossen zu rechnen, auch auf England nicht, so lange Georg II. zwischen englischen und hannöverschen Interessen unterschied: konnte er sein geliebtes Hannover vor den Franzosen schützen, so war er bereit, still zu sitzen. Glücklicherweise waren die Bedingungen, die ihm Kaunitz stellte, zu demütigend, und so entschloß sich Georg endlich, zur Sicherung Hannovers eine Armee aufzustellen, die wenigstens einen Teil der Feinde von Friedrich ablenken mußte. Leider wurde der Oberbefehl dieser Truppen — mit Friedrichs Bewilligung — dem unfähigen Herzog von Cumberland anvertraut.

Daß der König von Preußen sich über seine Situation keine Illusionen machte, lehrt jene Instruktion an den Grafen Finkenstein, die er schon am 10. Januar 1757 erließ, ehe er sich zur Armee begab.

Es genügt, folgenden Satz hervorzuheben: „Wenn mir ein solches Unglück begegnet (Gefangennahme), so will ich mich für den Staat opfern, und man soll alsdann

Digitized by Google

meinem Bruder Gehorsam leisten, welchen sowie die Minister und Generale ich mit ihrem Kopfe dafür verantwortlich mache, daß man für meine Befreiung weder eine Provinz noch ein Lösegeld biete, daß man vielmehr den Kampf fortsetze und alle Vorteile benütze, ganz so, als hätte ich niemals in der Welt existiert".

General Browne.
Gleichzeitiger anonymer Stich.

Die Menge der Gegner zwang den König, die Entscheidung zu suchen, und in der zweiten Hälfte des April 1757 ließ er sein Heer in mehreren Kolonnen in Böhmen einrücken, wo Prag den Vereinigungspunkt bilden sollte. Mit 64000 Mann griff der König am 6. Mai den etwas überlegenen Feind, der unter dem Oberbefehl des wackern Browne und des unfähigen Karl von Lothringen stand, mit Todesverachtung an; nach einem furchtbaren Kampfe, der von 10 Uhr morgens bis 8 Uhr abends dauerte, war der Sieg gewonnen, aber neben 16000 Mann an Toten und Verwundeten hatte Friedrich den greisen Feldmarschall Schwerin verloren, der, als die vom furchtbaren Feuer der Österreicher gelichteten Reihen seiner Grenadiere ins Wanken kamen, selbst die Fahne seines Regiments ergriffen hatte und, heldenmütig voranstürmend, von fünf Kartätschenkugeln durchbohrt gefallen war. Er war dem König nach dessen eigener Aussage mehr wert, als 10000 Mann, er war gerade jetzt unersetzlich. Aber gleichwohl hatte der Sieg die wichtigsten politischen und militärischen Folgen. Mühsam verbarg Frankreich seine Schadenfreude, der kühne Oberst Mayr durfte ungestört „das Reich behelligen", in England steigerte sich die Sympathie für den preußischen Helden, nun wollte auch König Georg von schimpflichen Neutralitätsbedingungen nichts hören. Die Straße nach Wien schien dem Könige offenzustehen, aber er glaubte sie nicht betreten zu dürfen, wenn das feste Prag unbewältigt in seinem Rücken lag. Denn da der größte Teil des geschlagenen Heeres in die Festung geflüchtet war, barg dieselbe eine ansehnliche Armee hinter ihren Wällen. Vergebens hatte Friedrich gehofft, unter dem ersten erschütternden Eindrucke seines Sieges sich die Thore zu erschließen: auf das Ansinnen zu kapitulieren, erwiderte der Kommandant, „er hoffe sich durch seine Verteidigung die Achtung des Königs zu erwerben." Auch der todwunde Feldmarschall Browne munterte zum Widerstande auf, und so mußte eine zeitraubende Belagerung eröffnet werden.

Digitized by Google

CURT CHRISTOPH GRAF VON SCHWERIN KOENIGL. PREUSS. GENERALFELDMARSCHALL.

Graf von Schwerin, Generalfeldmarſchall, gefallen bei Prag.
Gleichzeitiges Bildnis von J. G. Strantz, die Apotheoſe unten von B. Bode, beides geſtochen von E. Henne.

Dadurch gewann die öſterreichiſche Heeresleitung Zeit, eine feldtüchtige Entſatzarmee heranzuführen, und zum erſtenmal ſollte dem König ein Feldherr gegenübertreten, der durch ſeine eigentümliche Beanlagung ihm das Feld ſtreitig machen durfte. Es war der vorſichtige, ja faſt pedantiſche Graf Daun, ein ſtrammer, ernſter Soldat von finſtrer Frömmigkeit: durch Zaudern, wie einſt Fabius dem größeren Hannibal gegenüber, ward ihm beſchieden, über das Genie des Königs zu triumphieren. Vorſichtig war er trotz ſeiner Übermacht anfangs vor dem Herzog von Braunſchweig-Bevern zurückgewichen, jetzt drängte er ihn mit ſeinem bis auf 54 000 Mann angewachſenen Heere zurück. Friedrich teilte ſein Heer; während er die größere Hälfte vor Prag zurückließ, rückte er mit nur 34 000 Mann gegen Daun, den er am 18. Juni auf den Höhen von Kolin am linken Ufer der oberen Elbe antraf.

Feldmarſchall Graf Daun.
Gleichzeitiger Stich von Nilſon in Augsburg.

An dieſem Tage hatte der König alle die Umſtände gegen ſich, welche den Gewinn einer Schlacht bedingen, falls kein Wunder geſchieht. Daun hatte eine durch die Natur und Batterien geſicherte Stellung inne, von der aus er alle Bewegungen des Königs überſehen konnte. Friedrich war ihm namentlich an Infanterie nicht gewachſen, deren er in ſolchem Terrain beſonders bedurfte, endlich wurde ſeine wohldurchdachte Angriffsdiſpoſition nicht ausgeführt. Wohl gelang es **Zieten**, den rechten Flügel des Feindes zu umfaſſen, wohl gewann der tapfere **Hülſen** durch ſechs Angriffe gegen denſelben Flügel Terrain, und Daun gab bereits den Rückzugsbefehl, da ſcheiterte aus Mangel an Infanterie Hülſens ſiebenter Angriff, und Daun entdeckte die Unordnung, welche ſich in den gegneriſchen Reihen bemerkbar machte und den König zwang, die letzten Reſervebataillone ins Gefecht zu ziehen. Nun brach die öſterreichiſche, beſonders aber die ſächſiſche Reiterei mit wildem Anſturme hervor, zerſprengte die preußiſche Schlachtordnung in der Mitte — hier war alles verloren. Umſonſt ſuchte der König die Fliehenden zu ſammeln. „Wollen Majeſtät die Batterie allein erobern?“ fragt ihn Major **Grant**, als er an der Spitze einer zerſtiebenden Schar noch zum Angriff reiten will. Nur der Umſtand, daß Zieten den Feind im Rücken bedrohte und der rechte Flügel noch eine Zeitlang ſtandhielt, rettete Friedrichs Heer vor völliger Vernichtung. Aber für den Augenblick empfand der preußiſche Grenadier die ganze Wucht der Niederlage, und auch der königliche Held wankte einen Augenblick. Es wird berichtet, wie er in dem Städtchen Nimburg, wo ſich die Seinigen ſammelten, auf einer Brunnenröhre ſitzend, mechaniſch mit ſeinem Stock Figuren in den Sand zeichnete.

Weniger eine — nicht recht aufgeklärte — Differenz mit **Moritz von Deſſau** verſchuldete die Unordnung auf preußiſcher Seite, als der Umſtand, daß General **Manſtein** infolge einer mißverſtandenen Äußerung des Königs mit ſeinem (rechten) Flügel angriff (das Dorf Chotzenitz). Dies war der Diſpoſition entgegen, denn Friedrich wollte in der ſchrägen Schlachtordnung angreifen, d. h. hier, mit dem linken Flügel auf den Feind treffen und den rechten zurückhalten. Da Manſtein angriff, kam der Marſch (halblinks) ins Stocken, und in der Mitte entſtand jene Lücke, welche durch die Reſerve nur notdürftig ausgefüllt wurde. — Man kann es begreifen, daß die Kaiſerin von größter Dankbarkeit gegen den Feldherrn erfüllt war, der ihr den erſten Sieg gegen Friedrich verſchaffte, und ihn mit dem neugeſchaffenen Thereſienorden auszeichnete. Jedoch iſt klar, daß das Verdienſt Dauns bei Kolin ein ziemlich geringes iſt: man kann ſagen, nicht Daun hat die Schlacht gewonnen, ſondern Friedrich ſie verloren.

Wie der Prager Sieg günſtige Folgen auf politiſchem, wie militäriſchem Gebiet gehabt hatte, ward die Koliner Niederlage von ſchwerem Mißgeſchick

begleitet. Zunächst mußte die Belagerung von Prag, ja ganz Böhmen aufgegeben werden: während der König nach Sachsen abzog, um dies wichtige Land zu decken, übertrug er — diesmal ohne den nötigen Scharfblick — die schwierige Aufgabe, die Räumung Böhmens langsam zu vollziehen, seinem Bruder August Wilhelm, dem weniger begabten „Prinzen von Preußen".*) Seine Unfähigkeit, sowie die Uneinigkeit der Generale ließen den Rückzug in eine Deroute ausarten, welche der König, hart und erbittert, lediglich dem Prinzen zur Last legte. Besonders gefahrdrohend aber wurde es für den König, daß nunmehr auch die Franzosen mit zwei Heeren die Offensive ergriffen. Das eine derselben, die Nordarmee unter d'Estrées, wandte sich gegen den Herzog von Cumberland, und wenn auch die Niederlage, die derselbe bei dem Dorfe Hastenbeck (unweit Hameln, am 26. Juli) erlitt, an und für sich keine entscheidende war, so wurde sie doch in ihren Folgen um so verhängnisvoller, als sich der unfähige Herzog von den Franzosen in dem Winkel zwischen der untern Elbe und Weser derart in die Enge manövrieren ließ, daß er, um nur noch Hannover zu retten, am 8. September die schimpfliche Konvention von Kloster Seven schloß, durch welche Friedrichs linke Flanke entblößt, das hannöversche Heer und die norddeutschen Kontingente der guten Sache entzogen wurden — wenigstens für den Augenblick, denn die Konvention bedurfte noch der englischen Ratifikation. Zudem vereinigte sich die französische Südarmee unter dem Prinzen von Soubise, noch durch einen Teil der siegreichen Nordarmee verstärkt, mit der Reichsarmee, die sich in Thüringen gesammelt hatte und nach Sachsen vordringen sollte. Aber auch die Russen hatten Mut bekommen; sie überschwemmten Ostpreußen und besiegten am 30. August durch ihre Übermacht den tapferen Feldmarschall Lehwald bei Groß-Jägerndorf (zwischen Wehlau und Insterburg); glücklicherweise zogen sie sich dann zurück, weil im September das Ableben der Kaiserin Elisabeth befürchtet wurde. Dadurch bekam Lehwald die Möglichkeit die Schweden, die in Pommern eingedrungen waren und am 22. September mit Frankreich und Österreich zu Stockholm einen Subsidienvertrag geschlossen hatten, wieder aus der Provinz zu vertreiben.

Friedrich, den nach der unglücklichen Schlacht bei Kolin auch häusliches Leid, der Tod seiner zärtlich geliebten Mutter betroffen, mochte sich glücklich schätzen, daß er sich wenigstens in der sächsischen Lausitz mit dem hart mitgenommenen Heere des Prinzen von Preußen hatte vereinigen können.

Aber der Seelenkraft, die sich in den berühmten Versen ausspricht: „Ich aber, vom Orkan bedroht, muß trotz dem nahenden Verderben als König denken, leben, sterben", bedurfte er auch in vollstem Maße. Denn als der König aus der Lausitz nach Sachsen abmarschiert war, überfielen die Österreicher unter Nádasdy am 7. September bei Moys (nahe Görlitz) den in

*) Dieser Titel ist an August Wilhelm, den Vater des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm II., zum erstenmale verliehen worden.

Digitized by Google

der Lausitz zurückgelassenen General Winterfeld, und dieser, des Königs geliebtester Freund, fand im Kampfe seinen Tod.

Den König traf die Trauerkunde in Erfurt; er hatte die Deckung Schlesiens dem Herzog von Braunschweig-Bevern übertragen und war selbst gegen die Franzosen aufgebrochen, welche sich am 25. August mit der Reichsarmee des Prinzen von Hildburghausen vereinigt hatten. Aber zunächst zogen sie sich zurück, da ihnen der kühne General Seydlitz durch seinen mit zwanzig Schwadronen am 19. September ausgeführten Überfall von Gotha einen heilsamen Schrecken eingejagt hatte. Während der König notgedrungen unthätig bleiben mußte, machte der österreichische Feldmarschallieutenant Haddik einen ziemlich ungefährlichen Spazierritt nach dem ungeschützten Berlin, zog aber nach Eintreibung einer mäßigen Brandschatzung wieder ab (16. Oktober), da es hieß, König Friedrich nahe. Dieser trug sich bereits mit dem Gedanken, nach Schlesien zu gehen, um dem schwerbedrängten Bevern zu Hilfe zu kommen, als er erfuhr, die vereinigte französische und Reichsarmee rücke auf Sachsen zu. Sofort änderte er seinen Plan in der Erkenntnis, daß nur ein schneller Schlag ihn wieder beim Feinde in Respekt setzen könne. Die buntscheckige Reichsarmee und die Franzosen des eiteln, unkriegerischen Soubise boten für diesen Zweck ein geeignetes Angriffsobjekt. Er lagerte jetzt — Anfang November — auf dem linken Ufer der Saale und ward am 5. November 1757 bei Roßbach, unweit Merseburg, vom Könige angegriffen.

Die Verbündeten schickten sich an, Friedrichs kleine Schar (22 000 Mann) mit ihrer Übermacht (60 000 Mann) einzuschließen, und besorgten nur, daß der „Marquis von Brandenburg" entwischen möchte. Der König bestärkte die Feinde in dem Glauben, als ahne er die ihm drohende Gefahr nicht, dann eröffnete er plötzlich — gegen 3 Uhr — die Schlacht. Seydlitz mit einem glänzenden Reiterangriff machte den Anfang; nach kaum drei Stunden befand sich das ganze französisch-deutsche Heer auf der Flucht. Mit Mühe entkam Soubise: nie vorher oder nachher hat Friedrich mit gleich unbedeutendem Verlust einen so vollständigen Sieg errungen. Allgemeiner Jubel durchbrauste Deutschland, denn die Franzosen hatten sich bei Freund und Feind gleich verhaßt gemacht; man kam zur Erkenntnis, daß in ihnen Deutschlands Erbfeind bekämpft und besiegt sei.

Nachdem die „Reißausarmee" vor Friedrichs Grenadieren zerstoben war, mußte er sich eiligst nach Schlesien wenden, wo seine Anwesenheit von Tag zu Tag notwendiger wurde. Der Herzog von Bevern war seiner verantwortungsvollen Aufgabe, dem Könige diese wichtige Provinz zu erhalten, nicht gewachsen: am 12. November wurde die Festung Schweidnitz den Österreichern übergeben, zehn Tage später der Herzog bei Breslau mit Übermacht angegriffen und geschlagen. Am 24. November ward der Herzog bei einer Rekognoszierung gefangen, am gleichen Tage übergab der Kommandant von Breslau voreilig diese wichtige Festung dem Feinde.

Maria Theresia glaubte schon den Besitz Schlesiens gesichert; von der Kanzel wurde Breslau, „die verlaufene Magd", als eine zweite Hagar gemahnt: „Kehre um zu deiner Frau und demütige dich unter ihrer Hand."

Digitized by Google

Generallieutenant Friedrich Wilhelm von Seydlitz.

Aber ſchon war der König auf dem Plane: zu Parchwitz vereinigte er am 1. Dezember ſein Heer mit den Reſten der ſchleſiſchen Truppen, die ihm Zieten zugeführt hatte. Auch ſo noch zählte ſein Heer erſt 32000 Mann, denen Karl von Lothringen faſt das Dreifache gegenüberzuſtellen hatte. Aber der König war entſchloſſen, die Schlacht zu wagen, die ihn allein retten konnte.

Digitized by Google

In einer Anrede an die Offiziere setzte er ihnen auseinander: „wir müssen den Feind schlagen oder uns unter seinen Batterien begraben lassen.“ Die Stimmung des Heeres gab sich in den Worten kund: „morgen sind wir tot oder die Feinde geschlagen.“

Am 5. Dezember zog die schmählich verachtete „Berliner Wachtparade“ dem Feinde entgegen, der sich westlich von Breslau in langer von Norden nach Süden gezogener Schlachtlinie aufgestellt hatte. Fast genau vor der Mitte lag das Dorf Leuthen. Der König, der an diesem Tage sein ganzes Feldherrngenie bekundete, wählte wieder die schiefe Schlachtordnung, bedrohte den feindlichen rechten Flügel, warf sich unvermutet auf den linken und rollte den Feind bis Leuthen auf. Während das Dorf bestürmt und genommen wurde, hatte auf dem andern Flügel auch die preußische Reiterei die österreichische geworfen, welche fliehend die Verwirrung vermehrte. Am späten Nachmittag hatte Friedrich die Schlacht gewonnen, nur die frühe Dunkelheit schützte das geschlagene Heer vor völliger Vernichtung. Karl von Lothringen hatte 10000 an Verwundeten und Toten, 20000 an Gefangenen verloren. Der preußische Soldat hatte mit wahrem Heldenmut gefochten, aber einem solchen Erfolge gegenüber gestand selbst der rohe Kriegsmann ein, daß hier eine höhere Macht geholfen: vieltausendstimmig klang durch die Winternacht ein „Nun danket alle Gott“ über das Schlachtfeld; auch Friedrich war tief bewegt.

Der König entging einer augenscheinlichen Gefahr am Abend nur durch seine Geistesgegenwart. Er hatte sich mit ein paar Bataillonen aufgemacht, um bei Lissa die Weistritzbrücke zu besetzen, welche den Weg nach Breslau öffnete. In Lissa, das voller österreichischer Soldaten war, kam es zu einem bedenklichen Alarm. Der König aber ritt geradeswegs nach dem Schlosse, begrüßte die überraschten österreichischen Offiziere mit einem sicheren „Bon soir, messieurs, kann man hier auch noch unterkommen?“, und ehe sich die Herren von ihrer Verwunderung erholt hatten, waren sie von dem inzwischen eingetroffenen Gefolge des Königs zu Gefangenen gemacht.

Von seinen 90000 Mann hatte Prinz Karl nur gegen 35000 glücklich heimgebracht: am 21. Dezember mußte Breslau kapitulieren, fast ganz Schlesien war nun wieder in Friedrichs Hand. Und auf die Siegesnachricht hin blieb nun auch das hannöverisch-englische Heer zusammen, da König Georg die Konvention von Kloster Seven nicht bestätigte. Da an die Stelle des unfähigen Herzogs von Cumberland Ferdinand von Braunschweig trat, so wurden die Franzosen an der Weser und Aller festgehalten. Auch Pommern war, abgesehen von Stralsund und Rügen, bis zum Jahresschlusse von den Schweden gesäubert, und so behauptete der König nach schlimmen Schicksals- 1757
schlägen seine Staaten und Sachsen dazu.

9. Das dritte Kriegsjahr 1758.

Auf beiden Seiten wurde im Winter eifrig gerüstet, denn eine Entscheidung hatte das vergangene Jahr nicht gebracht. Für Friedrich kam alles darauf an, daß sich England entschloß, ihn thatkräftig zu unterstützen. Es war das Verdienst des großen Pitt, sein Vaterland endlich auf die richtige Bahn zu lenken. Nach freilich sehr langwierigen und tiefgehenden Differenzen

Digitized by Google

zwischen ihm und Friedrich wurde am 11. April der Londoner Subsidienvertrag abgeschlossen; zwar stellte er dem Könige gegen 5 Millionen Thaler jährlich zur Verfügung, aber Friedrichs dringendster Wunsch, die Absendung einer Ostseeflotte, ward nicht erfüllt.

Vergeblich hatte Friedrich aber gehofft, daß die gegnerischen Verbündeten in richtiger Erkenntnis ihrer Interessen die Fesseln der verderblichen Allianz mit Österreich zerreißen würden. Besonders ungünstig gestalteten sich die Dinge in Rußland. Österreichs Beschwerden über die schlaffe Kriegführung Apraxins fanden bei der wiedergenesenen Kaiserin Gehör und führten zu einer strengen Untersuchung, welche dem Feldherrn einen frühen Tod, dem allmächtigen Bestuschew lebenslängliche Verbannung brachte. Schon im Januar 1758 nahm der neue Oberfeldherr Fermor Ostpreußen wieder ein, das Land allerdings noch schonend, weil die Russen es bereits als erworbene Provinz betrachteten.

General Gideon von Loudon.
Gleichzeitiger Stich von Nilson in Augsburg.

Maria Theresia hielt unerschütterlich fest an ihrem Plan, Preußen zu zertrümmern: sie ersetzte den unfähigen Karl von Lothringen durch den bedächtigen Daun, neben dem der kühnere Loudon — in schlimmer Stunde wegen seines Äußern von Friedrich einst zurückgewiesen — sich Lorbeern erkämpfen sollte.

Nur an einer Stelle hatte sich vorübergehend eine für Friedrich erfreuliche Schwankung gezeigt. Der Graf Bernis, der Leiter der französischen Regierung, sah, durch Friedrichs letzte Siege belehrt, die Abenteuerlichkeit der bisherigen Politik ein; er wünschte der durch den geheimen Versailler Vertrag übernommenen Pflichten ledig zu werden und suchte im Januar 1758 auch den Wiener Hof friedlich zu stimmen. Die Kaiserin war über Frankreichs Wankelmut schmerzlich erregt, Kaunitz entrüstet. Die Festigkeit des Wiener Hofes imponierte Ludwig XV., und Bernis lenkte ein; trotz der Erkenntnis, daß Frankreich schwer geschädigt werde, fuhr er fort, für den deutschen Krieg Opfer auf Opfer zu bringen, belastete das Land sogar durch neue Subsidienverträge mit Schweden und Dänemark, während Österreich diese Verträge nur zu garantieren hatte. Die bayrischen Truppen blieben zur Verfügung der Kaiserin; zu dem französischen Heere stießen 10 000 sächsische Söldlinge und die Württemberger, welche ihrem Landesherrn eine hübsche Summe einbrachten.

Das französische Heer machte den Preußen am wenigsten zu schaffen: nachdem es sich durch Brandschatzungen, besonders im Halberstädtischen gütlich

gethan, wurde es (Februar) in seinen Winterquartieren überfallen und in kaum sechs Wochen über den Rhein getrieben. Als Ferdinand von Braunschweig, welcher dem Gegner folgte, den Grafen Clermont bei Krefeld (23. Juni) aufs Haupt geschlagen hatte, richteten die Franzosen weder unter 1758
seinem Nachfolger Contades, noch mit ihrem zweiten Heer unter Soubise irgend etwas Entscheidendes aus. So konnte sich der König getrost mit ganzer Kraft gegen Österreicher und Russen wenden.

Aber Friedrich war nicht glücklich. Nach der Eroberung von Schweidnitz (18. April) war er nach Mähren eingedrungen, um einen Stoß ins Herz

Zeitgenössische Darstellungen zur Geschichte Friedrichs: Bombardement von Schweidnitz durch General von Treskow. (Kapitulierte 18. April 1758).

Titelkupfer Chodowieckis zu Tielckes Beyträgen zur Kriegskunst und Geschichte des Krieges von 1756—1763.

des Gegners zu führen. Er hoffte Olmütz im Fluge zu nehmen, doch wurde die Festungsstadt von ihrem Kommandanten Marschall wacker verteidigt. Die Schwierigkeiten einer regelrechten Belagerung ohne genügende Transportmittel für die Munition und das schwere Geschütz, der Verlust seiner Zufuhren zwang ihn, angesichts der drohenden Bewegung der Österreicher sein Unternehmen aufzugeben. Nur seine Strategie verschaffte dem Könige die Möglichkeit eines geordneten Rückzuges: statt den Weg nach Schlesien zu erzwingen, wie die Gegner vermuteten, zog Friedrich unvermutet und daher ungehindert nach Böhmen ab und erreichte von dort aus ohne sonderliche Verluste Schlesien. Gegenüber der Saumseligkeit in der kaiserlichen Kriegführung ist dieser Zug gleich großartig in der Kühnheit der Konzeption und in der Meisterschaft der Ausführung.

Aber nun drohte von Osten her die gewaltigste Gefahr: Fermor nahm seine Aufgabe ernster als Apraxin. Allerdings war das barbarische russische

Heer nur langſam und ſchwerfällig durch Weſtpreußen vorgerückt, aber es hatte doch Anfang Auguſt die Neumark erreicht, welche es furchtbar verheerte. Vergeblich belagerte es Küſtrin, in deſſen Nähe ſich Friedrich am 22. Auguſt mit den Truppen Dohnas vereinigte, der ſich in Pommern nicht mehr behaupten konnte.

Am 25. Auguſt griff Friedrich den weit überlegenen, aber nicht gerade günſtig aufgeſtellten Feind bei Zorndorf an. Der dreizehnſtündige Kampf war ein furchtbares Morden; da die Preußen keinen Pardon gaben, die Ruſſen ſich gleichmütig abſchlachten ließen, ward die Schlacht die blutigſte des Jahrhunderts. Mit einem Verluſte von 11 000 Mann erkaufte Friedrich den Sieg, an dem nach ſeinem eigenen Urteil Seydlitz den Hauptanteil hatte, der mit der Kavallerie des linken Flügels (zuletzt 61 Schwadronen) Wunder der Tapferkeit verrichtete, den entſcheidenden Angriff auf die Ruſſen ausführte und ſelbſt eine große Batterie im Feuer eroberte; 22 000 Feinde bedeckten das Schlachtfeld. Friedrichs Heer war zu erſchöpft, als daß er den Sieg hätte ausnutzen können: unverfolgt traten die Ruſſen den Rückzug an, bombardierten Kolberg und gingen über die Weichſel zurück. Die Schweden freuten ſich, daß ihren alten Feinden ſolch Unheil widerfahren, und ſtellten ihren Vormarſch nach der Uckermark ein.

Zeitgenöſſiſche Darſtellungen zur Geſchichte Friedrichs: Die erſten ruſſiſchen Gefangenen aus der Schlacht bei Zorndorf in Berlin.

Nach dem Leben gezeichnet von Chodowiecki 1758. Eine der erſten und ſeltenſten Radierungen des Künſtlers.

Nach einer erhaltenen handſchriftlichen Notiz desſelben waren „dieſe abgeriſſenen Ruſſen aus dem abgebrannten Küſtrin nach Berlin gebracht worden, um nach Magdeburg geführt zu werden. Sie ſtanden auf dem Schloßplatz halb verhungert und erwarteten die Ordre des Gouverneurs.“ Links ein Grenadier, der die Gefangenen abwehrt, rechts ein zweiter Grenadier, der von einer neben ihm ſtehenden Dame, des Künſtlers Gattin, Geld empfängt, neben ihr der Künſtler ſelbſt.

Daß Friedrich dieſen Feind ruhig abziehen ließ, hatte auch darin ſeinen Grund, daß er ſeinem Bruder Heinrich zu Hilfe kommen mußte, der durch

Digitized by Google

seine Talente vorzüglich befähigt war, mit seinem kleinen Heere Sachsen auch gegen überlegene Kräfte zu decken. Aber jetzt kam er in Gefahr, sowohl von Daun als auch von dem neugebildeten Reichsheer angegriffen zu werden. Vor dem herannahenden Friedrich wich Daun zurück: vergeblich suchte ihn der König aus seinen gutgewählten Verteidigungsstellungen zum Kampfe zu locken. Endlich bezog Daun bei Hochkirch, zwischen Bautzen und Löbau, an der sächsisch-böhmischen Grenze ein vortrefflich gewähltes Lager.

Mit einem unbegreiflichen Eigensinn lagerte sich Friedrich trotz des Widerspruchs aller Generale dem Feinde gegenüber, den er verachtete. In der Nacht vom 13. zum 14. Oktober brachen die Österreicher in das Lager der Preußen ein, die, völlig überrascht, zudem von dichtem Nebel umschlossen, nicht widerstandsfähig schienen. Zwar bewährten sie ihre Mannszucht auch in dieser furchtbaren Bedrängnis, aber sie erkämpften damit nur einen geordneten Rückzug.

Den Schmerz, den Friedrich über dies selbstverschuldete Mißgeschick empfinden mußte, erhöhte noch die Nachricht von dem Tode seiner innig-geliebten Schwester Wilhelmine. Dennoch verlor der König den Mut nicht; denn wenn auch Daun für seine Heldenthat vom Papst mit einem geweihten Hut und Degen begabt wurde, so verstand er seinen Sieg so wenig auszunutzen, daß er dem schärfsten Tadel nicht entging und sogar daran dachte, den Oberbefehl niederzulegen. Der König entsetzte das belagerte Neiße, ein Versuch Dauns gegen Dresden scheiterte, Schlesien und Sachsen blieb in den Händen der Preußen.

Abgesehen von dem rheinisch-westfälischen Kriegsschauplatz — der Herzog Ferdinand mußte über den Rhein zurückgehen, und Contades nahm sein Winterquartier in Köln — konnte der König mit seiner Situation leidlich zufrieden sein.

Eine entschiedene Niederlage erlitt die kaiserliche Politik noch vor Ablauf des Jahres im Reich: als der Wiener Hof die verrostete Waffe der Reichsacht gegen Preußen, Hannover und deren Verbündeten gebrauchen wollte, wurde dieselbe gegen den Angreifer gekehrt. Der sächsische Gesandte Ponickau mußte, wenn auch widerwillig, die Rechtsverwahrung der evangelischen Reichsstände am 29. November zu stande kommen lassen und dieselbe dem Reichskanzleramte zur Diktatur am Reichstage übergeben; der Wiener Hof mußte erleben, daß eine Anzahl von Ständen, die ihre Kontingente zum Reichskrieg gegen Preußen gestellt, gegen das Vorgehen des Kaisers protestierte und die verfügte Acht für null und nichtig erklärte. Indes trotz aller Empfindlichkeit über diese moralische Niederlage, — was kümmerten sich Kaunitz und Maria Theresia um die Ansicht der Reichsstände, wenn nur die auswärtigen Mächte fortfuhren, ihnen die Mittel zum Kriege zu liefern?

Und dazu waren Rußland wie Frankreich nach wie vor bereit, wiewohl sich der letztere Staat der drückendsten Verpflichtungen des Versailler Vertrages geschickt zu entledigen wußte. Freilich mußte Bernis sein Portefeuille an den Duc de Choiseul abgeben, der, ein geborener Lothringer, bisher Botschafter in Wien gewesen war: ja am 13. Dezember wurde Bernis verbannt, weil dieser Frevler Frankreich zum Frieden hatte helfen wollen. Aber der Duc de Choiseul schloß am 30. und 31. Dezember 1758 einen öffentlichen und einen geheimen Vertrag, durch welche beide der Versailler Traktat für null und nichtig erklärt wurde. Lag auch der augenblickliche Vorteil des neuen Übereinkommens auf österreichischer Seite, so brauchte Frankreich doch in Zukunft nicht Krieg

Digitized by Google

zu führen, bis Maria Thereſia Glatz und Schleſien wiedergewonnen hatte. Man verſprach nur ſeine guten Dienſte; auch die Entſchädigungen für Sachſen und Schweden ließ man fallen.

Friedrich war und blieb auf das engliſche Bündnis angewieſen: Georg II. war zwar kein zuverläſſiger Bundesgenoſſe, aber glücklicherweiſe mußte er Pitt folgen, an dem Friedrich trotz mancher Meinungsverſchiedenheit einen wahren Freund beſaß.

10. Das Unglücksjahr 1759. Das fünfte und ſechſte Kriegsjahr 1760 und 1761.

1759 Für das Jahr 1759 hatte König Friedrich von allen Kriegführenden die beſcheidenſten Pläne. Er mußte ſich nach ſo großen Verluſten an Offizieren und Mannſchaften — mit Mühe hatte er 130000 Mann aufgebracht — auf eine kluge Defenſive beſchränken.

Die Gegner waren über den Feldzugsplan nicht einig: die Öſterreicher wollten erſt nach der Eroberung Schleſiens ſich auf Sachſen werfen, die Franzoſen hielten für den Zweck gemeinſamer Operationen das Gegenteil für wünſchenswert. Das ruſſiſche Heer war zwar außer ſtande, vor dem Juni ſeine Thätigkeit zu beginnen, aber Maria Thereſia erhielt wenigſtens die Zuſicherung, daß es am Ende dieſes Monats zwiſchen Glogau und Breslau die Oder überſchreiten werde. Bis in Niederſchleſien die Vereinigung der Ruſſen mit einem öſterreichiſchen Korps ſtattgefunden haben würde, ſollte Daun vor den böhmiſch-ſchleſiſchen Päſſen in der Defenſive bleiben; dann hoffte man, den König von Preußen erdrücken zu können. Im Frühjahr beläſtigten ſich die ſtreitenden Parteien durch kleinere Neckereien; der General Wobersnow zerſtörte die ruſſiſchen Magazine im Poſenſchen, ein kaiſerlicher General brandſchatzte Heſſen und Thüringen. Auf dem rheiniſch-weſtfäliſchen Kriegsſchauplatz erlitt am 13. April 1759 der Herzog von Braunſchweig gegen Broglie bei Bergen (in der Nähe von Frankfurt am Main) eine Niederlage, deren Folgen erſt durch den Sieg bei Minden (1. Auguſt) beſeitigt wurden. Die Vorteile, welche Prinz Heinrich durch einen kühnen Zug nach Franken errang, konnte er nicht ausbeuten, weil ihn der Anmarſch der Ruſſen nach Sachſen abrief. Friedrich ſelbſt ſtand dem bedächtigen Daun gegenüber im Lager von Landshut auf der Wacht und wartete, ob die Ruſſen die Entſcheidung bringen würden. Wirklich kamen ſie, 70000 Mann ſtark unter Soltikow, wenngleich vier Wochen ſpäter, als ausgemacht war. Weder gelang es dem General Wobersnow, die Vereinigung der weit dislocierten Truppenkörper zu hindern, noch konnte der tapfere Wedell, den der König mit diktatoriſcher Gewalt ausgeſtattet nach der bedrohten Mark geſchickt hatte, ihren Vormarſch aufhalten: 8000 Mann wurden von ihm am 23. Juli bei Kay (nahe Züllichau) nutzlos geopfert. Das Heer, mit dem Friedrich in Eilmärſchen aus Schleſien herbeizog, konnte nicht verhindern, daß Loudon mit 18000 Mann, größtenteils Kavallerie, zu Soltikow ſtieß (3. Auguſt).

Digitized by Google

Prinz Heinrich, Bruder Friedrichs des Großen.
1765 gemalt von Vanloo, geſtochen 1767 von G. F. Schmidt, Kupferſtecher des Königs.

Am 12. Auguſt griff der König den weit überlegenen Feind an, der obendrein auf den Höhen zwiſchen Frankfurt und Kunersdorf eine vorteilhafte Stellung inne hatte. Den marſchmüden preußiſchen Truppen gelang es durch äußerſte Tapferkeit, wenigſtens den linken ruſſiſchen Flügel zu bezwingen, aber der König wollte ſich mit einem halben Erfolge nicht begnügen und befahl den Angriff auf den rechten Flügel, der vom Juden-

Digitized by Google

berge aus das bisher gewonnene Terrain beherrschte. Ein Infanterieangriff ward abgeschlagen, auch Seydlitz mit seinen Braven, den der König trotz dessen Vorstellungen von seinem Beobachtungsposten, Loudon gegenüber, abrief, konnte kein Wunder verrichten: als Loudon, alsbald diesen Moment benutzend, durch einen tiefen Grund den Preußen mit seinen frischen Truppen in die Flanke fiel, erlag das preußische Heer. Mit Mühe konnte man den König von dem Schlachtfelde entfernen, wo er den Tod zu suchen schien; zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen, eine Kugel prallte nur an einem Etui in seiner Brusttasche ab.

In der That hatte der König ein Recht zur Verzweiflung, denn nach dem Verlust seines halben Heeres — am Abend des verhängnisvollen Schlachttages selbst waren gar nur noch 5000 Mann beisammen! — und fast der gesamten Geschütze schien es unmöglich, dem österreichisch-russischen Heere einen Damm entgegenzusetzen. Unter dem unmittelbaren Eindruck der Niederlage machte Friedrich in einer Bauernhütte sein Testament und gab den Befehl, den Hof und das Archiv aus Berlin zu flüchten, das er als sichere Beute der Feinde betrachtete. In dieser Stimmung erteilte er auch dem Kommandanten von Dresden, General Schmettau, die Anweisung, unter günstigen Bedingungen nötigenfalls zu kapitulieren, eine Anweisung, deren Befolgung (5. September) dem General die höchste Ungnade des Königs zuzog. Denn allerdings besserte sich die Lage des Königs überraschend schnell. Damals rettete ihn das „Mirakel des Hauses Brandenburg“: die Versäumnisse der Gegner gestatteten ihm, seine Artillerie aus den Festungen zu ergänzen, seine Truppen zu sammeln und sich in Sachsen mit dem Prinzen Heinrich zu vereinigen. Soltikow hatte trotz der Mahnungen Loudons nicht vorrücken wollen, er glaubte genug für die Bundesgenossen gethan zu haben und hatte seinen Sieg in der That nur mit schweren Opfern erkauft. Auf preußischer Seite erwarb sich das größte Verdienst Prinz Heinrich, der Daun in Sachsen festhielt: seine geschickten Operationen würden den bedächtigen Feldherrn gezwungen haben, ohne Erfolge seine Winterlager aufzusuchen, hätte nicht Friedrich mit dem Eigensinn, der ihm in diesem Unglücksjahre eigen ist, den General Fink gezwungen, in den Rücken des weit überlegenen Feindes zu marschieren und sich erdrücken zu lassen. Umsonst lehnte der General den Auftrag ab, den sein genialer König schwerlich selbst hätte mit Glück ausführen können; am 20. November wurde er mit seinen 12000 Mann in dem Gebirgsthal bei Maxen (südwestlich von Pirna) zur Kapitulation gezwungen. Als letztes Mißgeschick beschloß die Gefangennahme des Generals Dierike bei Meißen das Unglücksjahr. Fast ganz Sachsen war verloren; nur bei Kesselsdorf im Lager von Wilsdruf behauptete sich der König Daun gegenüber mit seinem bis auf 24000 Mann heruntergekommenen Heere.

Und dabei war keine Hoffnung auf Frieden. Wohl war wenigstens Frankreich dazu geneigt, aber Kaunitz hintertrieb einen auf Grund der Ryswijker Deklaration vorgeschlagenen Friedenskongreß. Vom österreichischen Standpunkte hatte er recht: selbst wenn Friedrich allenthalben Werbungen

veranstaltete, die zudem bei der mißlichen Lage des Königs je länger je weniger erfolgreich waren, und mit unsäglichen Opfern noch ca. 100000 Mann aufstellte, so vermochten die vereinigten Kräfte der Gegner mühelos das Dreifache zu leisten, und die neuen preußischen Truppen konnten unmöglich die Disziplin und den Soldatengeist der Armee besitzen, welche größtenteils auf den Schlachtfeldern eingescharrt lag.

Noch mehr, als beim Beginn des Jahres 1759, war Friedrich 1760 1760
darauf angewiesen, die Bewegungen seiner Gegner abzuwarten. Einig war die österreichische Heeresleitung nicht, aber man gestattete dem energischen Loudon den Angriff auf die Grafschaft Glatz, und dieser sah sein Vorgehen von Erfolg gekrönt. Am 23. Juni überwältigte er mit seiner Übermacht den ritterlichen Fouqué bei Landshut; der — wenn auch nicht unmittelbare — Preis des Sieges war die Festung Glatz. Prinz Heinrich deckte an der Oder die Mark gegen die Russen, die glücklicherweise unthätig blieben. Er entsetzte auch das von Loudon bedrohte Breslau, dessen Kommandant, der tapfere Tauentzien, sich wacker gehalten hatte: am 5. August hob Loudon die Belagerung auf.

Der König hatte zuerst in Sachsen gestanden, war aber, weil er hier nichts ausrichten konnte, im Begriff gewesen, nach Schlesien zu marschieren, als er die Nachricht von Fouqués Niederlage erhielt. Daraufhin änderte Friedrich seinen Plan und machte sich, da die Reichstruppen seinem Angriffe auswichen, an die Beschießung von Dresden. Nach vierzehntägiger Belagerung (14.—30. Juli) sah der König das Fruchtlose seines Unternehmens ein und beschloß nun doch, nach Schlesien zu gehen. Es war ein seltsamer Marsch; dem König vorauf zog Daun, um sich schleunigst in Schlesien mit Loudon und den Russen zu vereinigen, ihm folgte auf dem Fuße ein zweites feindliches Heer unter Lascy, und es konnte einem Uneingeweihten scheinen, als bildeten die drei Truppenkörper Vorhut, Gros und Nachhut ein und derselben Armee. Der König erreichte zwar glücklich Schlesien, aber damit war noch wenig gewonnen: das nun vereinigte Heer Dauns und Loudons schnitt ihn ebenso von Breslau, wie von dem Prinzen Heinrich ab. Ein russisches Korps unter Czernitschew hatte die Oder überschritten und war im Vorrücken. Gegen diese Übermacht konnte sich Friedrich nur dadurch behaupten, daß er fortwährend seine Stellung wechselte. Aber dies konnte nicht ewig währen, da es bereits an Proviant mangelte. Am 14. August beschloß der König, der bei Liegnitz am linken Ufer der Katzbach stand, nordwärts abzuziehen und sich mit dem Prinzen Heinrich zu vereinigen. Da er aber erfuhr, daß Daun für den nächsten Morgen den Angriff beabsichtige und ihm ein zweites Hochkirch bereiten wolle, so veränderte er in der Nacht nur seine Stellung, so daß Loudon, der in der Morgendämmerung des 15. August mit 30000 Mann des rechten Flügels angriff, ganz unvermutet auf die Preußen stieß. In einem dreistündigen Gefecht wurde er völlig geschlagen und zum Rückzug über die Katzbach genötigt; Daun, den Zieten mit großem Geschick während des

Kampfes in Schach gehalten, entging nicht dem Vorwurfe, Loudon im Stiche gelassen zu haben. Der König konnte sich nun mit dem Prinzen Heinrich vereinigen, die Russen wichen aus Schlesien.

Der König bezeichnete seinen Sieg als eine leichte Schramme, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht viel bedeute. Allenthalben behaupteten seine Anführer trotz größter Tapferkeit höchstens das Feld, konnten aber zur Besserung der Lage nichts beitragen.

So hielt der tapfere Hülsen mit einem kleinen Korps die fünffach überlegene Reichsarmee drei Monate lang in Sachsen hin, doch hatte er die wichtige Festung Torgau nicht retten können. Ferdinand von Braunschweig konnte die Franzosen nicht hindern, in den Rheinlanden festen Fuß zu fassen. Kolberg bot einer russisch-schwedischen Belagerungsflotte und einem russischen Belagerungsheer trotzig die Stirn: der tapfere Kommandant Heyden und der wackere Seemann Nettelbeck sahen am 18. September ihre Standhaftigkeit belohnt, indem der Reitergeneral Werner den ersehnten Entsatz brachte.

Trotz aller Tapferkeit und aller strategischen Kunststücke hätte der Krieg schon längst eine verhängnisvolle Wendung nehmen müssen, wenn die Russen größere Energie bezeigt hätten. Nun bewirkten (Ende September) die nachdrücklichen Vorstellungen des Wiener Hofes, daß Soltikow den Befehl erhielt, direkt auf die preußische Hauptstadt loszubrechen.

Er entsandte den General von Tottleben, dieser aber, bei seinem ersten Erscheinen durch die wenigen Garnisonbataillone Berlins, die Invaliden und die Bürgerschaft, welche der von seinen Wunden ausheilende Seydlitz in dem Entschlusse mutvollen Widerstandes bestärkte, abgewehrt, ließ sich am 7. Oktober durch eine Abteilung des Hülsenschen Korps zum Abzuge nötigen. Da nun aber auch ein österreichisches Korps unter Lascy in der Nähe der Hauptstadt stand, entschloß man sich am 9. Oktober zur Kapitulation. Tottleben behandelte die Stadt zwar mit anerkennungswerter Milde, aber er machte an Gewehren und Kriegsvorräten erhebliche Beute. Übler erging es der Stadt, als nun auch die Österreicher eintrafen. Namentlich die Sachsen hausten schrecklich in Charlottenburg, auch Schönhausen ward verwüstet, nur Sanssouci schützte Esterházy als echter Kavalier.

Auf die Nachricht, der König nahe, zogen die Feinde am 13. Oktober wieder ab, Tottleben zu Soltikow, Lascy zu Daun nach Sachsen.

Obwohl der König mit Rücksicht auf die herbstliche Jahreszeit seine Truppen gern in die Winterquartiere gelegt hätte, sah er ein, daß er noch eine Schlacht wagen müsse, um vor Daun Ruhe zu bekommen und den Russen die Lust zu erneutem Vorrücken zu benehmen. Demgemäß brach er zu Anfang November aus seinem Lager bei Eilenburg auf und traf den Gegner am 3. November in fester Stellung auf den Höhen zwischen Süptitz
1760 und Torgau.

Da der König nicht nur die Besiegung, sondern die Vernichtung des Feindes bezweckte, ließ er Zieten mit dem rechten Flügel seines nicht sehr starken Heeres eine Umgehung der österreichischen Schlachtlinie ausführen. Diese Anordnung entschied den Erfolg. Freilich setzte der König, da er den Frontal-Angriff begann, ehe Zieten eingreifen konnte, umsonst sich und seine Tapfern dem vernichtenden Feuer der Österreicher aus. Tausende sanken in den Tod, Friedrich selbst ward leicht verwundet, aber die Dunkelheit brach herein, ohne daß er das Geringste erreicht hatte. Daun, gleichfalls verwundet, schickte bereits die Siegesnachricht nach Wien ab. Der König war entschlossen, am nächsten Morgen die

Hans Joachim von Zieten, General der Kavallerie.
Schabkunstblatt von Townley, Berlin 1786

letzte Kraft an die Erneuerung des Kampfes zu setzen. Da traf die Nachricht ein, der Feind ziehe sich zurück. Zieten hatte, auch erst während der Dunkelheit, die Süptitzer Höhe nach unsäglichen Anstrengungen und furchtbarer Blutarbeit erstürmt.

Da sich das Resultat der Schlacht erst am folgenden Tage deutlich zeigte, anderseits die winterliche Kälte den ermatteten und entkräfteten Soldaten beider Heere gleich zusetzte, sah man in der Nacht an den Wachtfeuern Freunde und Feinde sich nebeneinander wärmen; es ward abgemacht, daß diejenigen, deren Heer besiegt sei, sich am folgenden Tag unweigerlich ergeben sollten.

Infolge der Schlacht von Torgau behauptete Friedrich Sachsen mit Ausnahme von Dresden und sah sich auch in der Lage, Truppen nach der Mark und Pommern und an Ferdinand von Braunschweig abzugeben. Über Dauns Feldherrntalente entspannen sich zwischen dem französischen und dem Wiener Kabinett sehr unangenehme Debatten, ohne jedoch zu einer völligen Entzweiung zu führen. Aber allerdings wurde auf das Drängen Frankreichs, das jenseits des Oceans große Verluste erlitten hatte, ein Friedenskongreß für den Sommer 1761 in Aussicht genommen. Bis dahin sollten die Waffen ihre Schuldigkeit thun: bis dahin hoffte Maria Theresia ihre Hoffnungen verwirklicht zu sehen. Denn da in England am 25. Oktober König Georg II. gestorben war, stand zu vermuten, daß ein Systemwechsel stattfinden und nach dem Sturze Pitts auch die Entziehung der englischen Subsidien stattfinden werde.

1761 Das Jahr 1761 verlief ohne größere Ereignisse auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen, gleichwohl gestaltete sich Friedrichs Lage immer ungünstiger. Ein Glück für den König war es, daß er wenigstens den Westen in sicherer Hut wußte. Denn dort behauptete Ferdinand von Braunschweig nicht nur mit gewohnter Meisterschaft das Feld, sondern trug sogar über die weit überlegenen Franzosen unter Broglie und Soubise bei dem Dorfe Vellinghausen (unweit Soest) am 15./16. Juli einen schönen Sieg davon. Sachsen wußte das militärische Talent des Prinzen Heinrich gegen Daun zu halten, Friedrich selbst aber sah sich vor die schwierige Aufgabe gestellt, Schlesien gegen die gewaltige Übermacht der Russen und Österreicher, deren Vereinigung er nicht hatte hindern können, zu decken. Er bezog zu diesem Zweck ein stark verschanztes Lager bei Bunzelwitz, nördlich von Schweidnitz, um namentlich dieser wichtigen Festung nahe zu sein. Vom 18. August bis zum 11. September stand er hier, stets des Angriffs oder Überfalls gewärtig, mit seinen 50000 Mann den 130000 Feinden gegenüber, mußte an die Leistungsfähigkeit seiner Truppen die höchsten Anforderungen stellen, hütete sich aber wohl, durch eine Entscheidungsschlacht alles aufs Spiel zu setzen. Wieder rettete den König die Uneinigkeit der verbündeten Feldherren; denn vergebens drängte der energische Loudon den russischen Oberbefehlshaber Buturlin zum Angriff; derselbe zog vielmehr mit dem Hauptteil seines Heeres am 11. September nach Osten ab.

Im Lager von Bunzelwitz soll sich der König an dem unerschütterlichen Glaubensmut des frommen Zieten aufgerichtet haben, der seinen fast verzagenden Herrn auf den „alten Alliierten dort droben“ hinwies, der doch noch Wunder thue.

Freilich konnte es der König nicht hindern, daß einerseits Loudon durch einen kühnen Handstreich Schweidnitz (30. September) eroberte und sich so in Schlesien einnistete, anderseits die Russen das schon zweimal ruhmvoll verteidigte Kolberg nach viermonatlicher Belagerung am 16. December trotz tapferster Gegenwehr einnahmen und damit auch in Hinterpommern festen Fuß faßten. Aus dem Friedenskongreß war auch nichts geworden, dagegen

hatte im Herbst Pitt dem Lord Bute Platz machen müssen, und der Subsidienvertrag war von englischer Seite gekündigt worden. Der Verlust von Schweidnitz veranlaßte den König, eine neue Stellung einzunehmen, durch die er Breslau, Brieg und Neiße gleichmäßig decken konnte. Er bezog daher ein festes Lager in der Nähe von Strehlen und gedachte nun im Bunde mit Türken und Tataren der unversöhnlichen Kaiserin zu trotzen.

Im Lager von Strehlen entging der König nur durch das Zusammenwirken besonders glücklicher Umstände der Gefahr, in feindliche Gefangenschaft zu geraten. Der Baron von Warkotsch, auf dessen Gut der König einquartiert war, hatte sich anheischig gemacht, seinen fürstlichen Gast durch Verrat in die Hände der Österreicher zu liefern. Der Leibjäger des Verräters, Kappel, fühlte sich aber durch Gewissensbisse bewogen, die entscheidende Meldung nicht dem Obersten Wallich zu überbringen, der den König aufheben sollte, sondern sie durch Vermittlung eines evangelischen Predigers an Friedrich gelangen zu lassen. Friedrich ließ den Verräter entkommen, dem Maria Theresia nachmals ein Gnadenalmosen aussetzte.

Den Winter verbrachte der König in Breslau, emsig bemüht, die Vorbereitungen für den Feldzug des nächsten Jahres zu treffen: weder hatte er den Glauben an sich verloren, noch auch das Volk die Zuversicht eingebüßt, daß sein Herrscher aus seiner verzweifelten Lage zuletzt doch als Sieger hervorgehen würde.

11. Das letzte Kriegsjahr (1762) und der Friede zu Hubertusburg (15. Februar 1763).

Die Zuversicht des Königs und seines Volkes sollte nicht getäuscht werden. Wie seine gefahrvolle Lage durch eine Kombination von Umständen, die keine innere Notwendigkeit hatten, herbeigeführt war, trat jetzt eine andre Kombination ein, welche dem Könige Erleichterung verschaffte. Am 5. Januar 1762 starb die Kaiserin Elisabeth, deren persönlicher Haß gegen Friedrich 1762
dem Kriege seine verderblichste Wendung gegeben hatte. Ihr Nachfolger Peter III. verehrte den großen Preußenkönig in demselben Maße, wie ihn Elisabeth verabscheut hatte. Er wechselte mit dem Könige die Gefangenen aus, lud von Petersburg aus zum Frieden ein, kündigte die österreichische Allianz, schloß mit Preußen zuerst einen Waffenstillstand und am 5. Mai den Frieden. Er gab alle russischen Eroberungen heraus und befahl sogar dem General Czernitschew, der noch in der Grafschaft Glatz stand, sich dem Heere Friedrichs anzuschließen. Umsonst hatte der elende Lord Bute in entgegengesetzter Richtung in Petersburg wirken lassen.

Friedrich teilte nun sein Heer: mit dem kleineren Teile sollte Prinz Heinrich in Sachsen gegen Österreicher und Reichstruppen operieren, während er selbst mit beinahe 80000 Mann Schlesien, zunächst Schweidnitz wiedergewinnen wollte. Mit einer noch stärkeren Armee deckte Daun die Festung und ließ sich auf keine Weise bewegen, seine Stellung auf den Höhen bei

Digitized by Google

Reichenbach aufzugeben. So mußte eine Schlacht die Entscheidung bringen, und daher war die Mitwirkung des Czernitschewschen Korps doppelt willkommen. Da trat ein unerwarteter Zwischenfall ein; am 9. Juli war Peter III. von seiner Gemahlin entthront worden. Während sich der König anschickte, die Entscheidungsschlacht zu liefern, erhielt Czernitschew den Befehl, unverzüglich sich von dem Heere des Königs von Preußen zu trennen.

Aus persönlicher Verehrung für Friedrich ließ sich Czernitschew aber bewegen, den Befehl zu verheimlichen und noch einige Tage bei ihm auszuhalten, damit Daun gezwungen wäre, einen Teil seiner Truppen gegen die Russen aufzustellen. So nahmen diese noch am 21. Juli als Zuschauer an dem Gefecht von Burkersdorf teil, durch welches Daun zum Aufgeben seiner Stellung genötigt wurde. Aber erst nach weiteren monatelangen Mühen und nachdem Dauns Versuch, Schweidnitz zu entsetzen, am 16. August bei Reichenbach blutig zurückgewiesen war, erreichte Friedrich das Ziel seiner Wünsche, den Besitz der Festung, mit deren Hilfe er Schlesien behauptete.

Etwas später, als Friedrich in Schlesien, gelangten auch die übrigen preußischen Heerführer zum Siege. Am 29. Oktober schlug Prinz Heinrich bei Freiberg die vereinigten österreichischen und Reichstruppen unter dem Prinzen von Stolberg; ein Streifzug, den General Kleist im folgenden Monat nach Franken machte, benahm den Reichsständen die Lust, für Österreichs Interessen mit dem Ruin ihrer Länder einzustehen. Auch der Herzog von Braunschweig beendigte seinen rühmlichen Sommerfeldzug mit einer glücklichen Waffenthat, der Einnahme von Kassel (31. Oktober).

Diese Erfolge wurden nur dadurch ermöglicht, daß sich die Kaiserin Katharina, Peters Nachfolgerin, entgegen den anfänglichen Befürchtungen Friedrichs, nicht wieder in den Krieg mischte. Nicht gerade, als ob Katharina aus Dankbarkeit gegen Friedrich, dem sie ihre Vermählung nach Rußland verdankte, so gehandelt hätte: aber sie war gewillt, sich schlechterdings nur von russischen Interessen leiten zu lassen, die eine Vernichtung Preußens keineswegs erheischten.

Da nun auch Frankreich, welches jenseits des Oceans Schlag auf Schlag erlitten hatte, am 3. November zu Fontainebleau einen Sonderfrieden mit England schloß, auf Grund dessen beide Mächte den Gang des deutschen Krieges sich selbst überließen, hielt es Maria Theresia für ratsam, mit Preußen eine Waffenruhe einzugehen (27. November).

Bei dem Abschluß des Vertrages von Fontainebleau (eines Präliminarfriedens, der erst durch den Pariser Frieden vom 10. Februar 1763 endgültig wurde) ließen die Engländer den König von Preußen aufs schmählichste im Stich. Sie zogen ihre Truppen aus Hannover, Hessen ꝛc. zurück, gestatteten aber den Franzosen, Kleve, Wesel und Geldern besetzt zu halten. Nur durch Frankreichs Überdruß am Kriege wurde verhindert, daß diese Handlung des herkömmlichen britischen Egoismus für Preußen schlimme Folgen nach sich zog.

Als dann ferner das deutsche Reich, von der Kaiserin im Stich gelassen, von der Sache Österreichs abfiel, außerdem aber Maria Theresia besorgen

Digitized by Google

Friedrich der Große.

1764 gestochen von J. F. Bause.

tized by Google

mußte, daß die Türken, durch preußisches Geld und preußische Intriguen ermuntert, nach Ablauf des bestehenden Friedens sich regen würden, konnte sich die österreichische Regierung der Einsicht nicht verschließen, daß der Krieg um Schlesien aufzugeben sei. Sie ließ sich, ebenso auch der König von Preußen, die Vermittlung des Kurprinzen von Sachsen gefallen. Am 30. Dezember 1762 wurden auf dem sächsischen Schlosse Hubertusburg (zwischen Meißen und Leipzig gelegen) zwischen den Vertretern dieser drei Mächte Konferenzen
1763 eröffnet, die am 15. Februar zur Unterzeichnung des Friedens führten.

Im wesentlichen war der Frieden nur eine Bestätigung des Breslau-Berliner und des Dresdener Traktats, d. h. der König von Preußen hatte in einem dritten Kriege gegen die Macht von halb Europa behauptet, was er in zwei glücklichen Feldzügen gegen Österreich errungen hatte. Nicht allein mit Bewunderung, mit Begeisterung und tiefer Verehrung wurde der frühgealterte Fürst, der seine und seines Staates Ehre unter den größten Anstrengungen auf Leben und Tod verteidigt hatte, am 30. März 1763 in Berlin begrüßt. Den rauschenden Empfangsfeierlichkeiten ging der erst am Abend in seiner Hauptstadt eintreffende König nach Möglichkeit aus dem Wege: einige Tage später saß der große Denker der Schlachten einsam in der Schloßkapelle zu Charlottenburg, um in den weihevollen Klängen des Graunschen Tedeums der höheren Macht zu huldigen, welche die Geschicke der Schlachten, der Könige und Völker lenkt.

In einem geheimen Artikel des Friedensvertrages versprach der König, bei der nächsten Kaiserwahl seine Kurstimme dem Erzherzog Joseph zuzuwenden.

Der Siebenjährige Krieg, in seinen unmittelbaren Folgen verhältnismäßig nicht weniger schrecklich, als der Dreißigjährige Krieg, bedeutete aber weit mehr als die bloße Behauptung eines territorialen Anspruches; er hatte gleichmäßig die größte Bedeutung für die europäische Staatenfamilie und für das deutsche Reich. In die Reihe der Großmächte trat eine fünfte ein, mit der Europa in Zukunft zu rechnen hatte: an Gebiet und Einwohnerzahl die kleinste, stand sie, groß durch die Tüchtigkeit ihrer Bevölkerung und das Genie ihres Herrschers, ebenbürtig neben den älteren Schwestern. — Für Deutschland, soweit sich die Nation die Fähigkeit zu denken bewahrt hatte, mußte der Siebenjährige Krieg den politischen Bankerott des lothringisch-habsburgischen Kaisertums bedeuten.

Gewiß haben die österreichischen Geschichtschreiber recht, wenn sie bestreiten, daß König Friedrich im Jahre 1740 oder 1756 für eine deutsche Sache das Schwert gezogen habe. Aber damit kann nicht geleugnet werden, daß die Königin von Ungarn und der lothringische Kaiser-Gemahl so undeutsch handelten als möglich. Hatte nicht das Kaisertum, welches die frechen Franzosen und die beutelustigen Russen auf den Boden des heiligen Reiches lockte, den Anspruch verwirkt, als Verkörperung des nationalen Gedankens zu gelten?

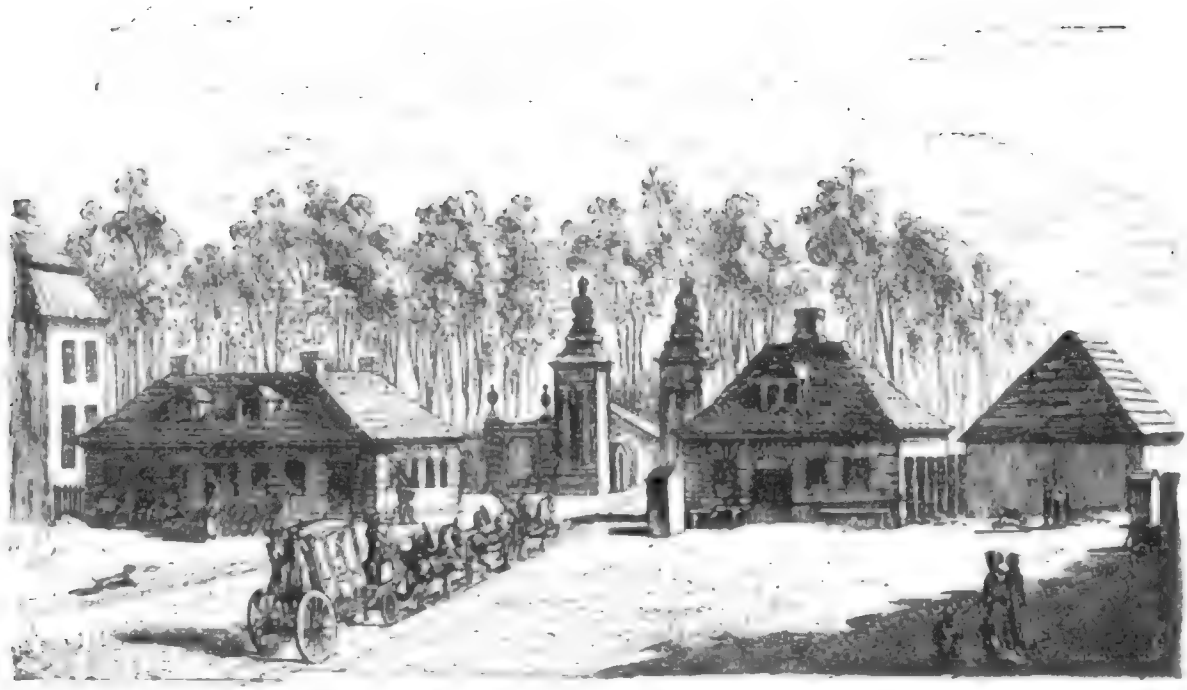
Die Nation, deren politisches Bewußtsein beim Beginne der schlesischen Kriege noch im tiefen Schlummer lag, hat darauf eine vollgültige Antwort gegeben. Nach dem Siege bei Roßbach galt der Preußenkönig als deutscher Held, der einen der Erzfeinde des deutschen Volkes geschlagen: in denselben

Digitized by Google

Staaten, deren Landesherren ihre Unterthanen an Frankreich und Österreich verkauften, frohlockte man über diesen Triumph Friedrichs; das Reich, dessen Armee vor den preußischen Kriegern Reißaus nahm, war „fritzisch“ gesinnt. Von den abgelebten Formen der Reichsverfassung war der letzte Schleier gerissen, wenn der preußische Gesandte von Plotho den Boten des erlauchten Reichstages ungestraft die Treppe hinunter befördern konnte. Gewiß sind die allerwenigsten der damaligen Generation sich darüber klar geworden, daß die Reichsverfassung unter solchen Umständen doch nur als eine ersterbende, ja fast erstorbene Potenz gelten konnte: diese Generation hat nachmals der Krönung Josephs in herkömmlicher Bewunderung zugeschaut, als ob da wirklich etwas Denkwürdiges vor sich ginge und nicht bloß eine wesenlose Ceremonie, der Aufputz eines Schattenkaisers. Aber das änderte an der Thatsache nichts, daß dies Reich sein Ende erreichte, als sich aus seiner Mitte eine deutsche, eine europäische Großmacht erhob.

Auch bedeutete es nicht wenig, daß aus einem Kriege, dem man absichtlich den Charakter eines Religionskrieges zu geben sich gemüht hatte, eine protestantische Macht siegreich hervorging. An und für sich hätte dem Zeitalter der Aufklärung ein solcher konfessioneller Gesichtspunkt fern gelegen. Aber als erst der Papst die Waffen Dauns segnete, mußte man erkennen, daß die alten Gegensätze bestanden und daß insbesondere die Kurie mit den mittelalterlichen Anschauungen noch nicht gebrochen hatte, unter deren Einwirkung ein „heiliges“ römisches Reich deutscher Nation entstanden war. Durch dieses konfessionelle Moment wurde der politische Gegensatz zwischen Preußen und Österreich erheblich geschärft, anderseits besagte das Emporkommen Preußens den Sieg der freisinnigen protestantischen Tendenzen. Mit unabänderlicher Konsequenz mußte dieser Umstand auf Deutschland zurückwirken, wenn dereinst Preußen in Deutschland die Hegemonie errang, um die es zunächst noch mit Österreich wetteiferte.

Digitized by Google



Das Brandenburger Thor im Jahr 1764. Originalradierung von Chodowiecki.

12. Friedliche Thätigkeit Friedrichs und Maria Thereſias in Preußen und Öſterreich.

König Friedrich betrachtete nach Beendigung des großen Krieges ſeinen Staat als einen aus zahlreichen Wunden blutenden und durch ſeinen Blutverluſt zum Tode erſchöpften Körper, für deſſen Wiederherſtellung ſowohl durch ſchleunige, außerordentliche Mittel zu ſorgen, als auch demnächſt eine andauernde Friedenszeit erforderlich ſei. Die Aufgabe, welche der König ſich ſtellte, war um ſo ſchwerer zu löſen, als er daran feſthielt, zur Sicherung des Friedens und zur Behauptung ſeines Anſehens ein verhältnismäßig großes ſchlagfertiges Heer — an 200000 Mann — nötig zu haben. Um ſolche Ausgaben zu ermöglichen, wandte der König ſeine Sorge zunächſt auf die Neubeſiedlung durch den Krieg verödeter Gegenden, auf die Stärkung und Befeſtigung des ländlichen, beſonders des adligen Grundbeſitzes, auf die Beförderung der Fabrikthätigkeit und der vaterländiſchen Induſtrie.

Zu den augenblicklich wirkenden Heilmitteln gehörte es, daß der König gleich nach dem Friedensſchluß 40000 Scheffel Getreide aus ſeinen Magazinen zur Ausſaat verabfolgte, ebenſo 35000 Militärpferde den Bauern zur Landbeſtellung überließ. Zur Beſchäftigung Mittelloſer wurde der Bau des „Neuen Palais“ bei Sansſouci in Angriff genommen (1770 mit einem Koſtenaufwand von 3000000 Thalern vollendet); verarmte Provinzen erhielten Steuererlaſſe oder Zuſchüſſe, Schleſien allein 3 Millionen. Er fuhr fort, Koloniſten in ſein Land zu ziehen, er erreichte, daß die neumärkiſchen Gebiete, die im Kriege 57000 Einwohner eingebüßt hatten, in zwölf Friedensjahren ihre urſprüngliche Bevölkerungszahl um 30000 vermehrten. Durch die Einrichtung der „Landſchaften“ d. h. der Kreditverbände, deren „Pfandbriefe“ dem baren Gelde gleichgeſtellt wurden, erhielt der König dem Adel, deſſen er für ſein Heer bedurfte, ſeine verkommenen

Digitized by Google

Friedrich in den Jahren nach dem Siebenjährigen Kriege.
Gezeichnet von Chodowiecki. (Darunter Friedrichs Unterſchrift aus der Zeit zwiſchen dem zweiten ſchleſiſchen und dem Siebenjährigen Kriege.)

und verſchuldeten Güter: er hielt den Beſitz von Rittergütern für eine Prärogative des Adels und verbot den Bürgerlichen die Erwerbung adliger Güter. Die ihm unerläßlich erſcheinende „Conſervierung" des Adels hielt den König jetzt noch mehr als in der oben geſchilderten Friedenszeit von durchgreifenden Neuerungen hinſichtlich des Unterthänigkeitsverhältniſſes ab. Nur neuen Frondienſten beugte Friedrich im Jahre 1773 vor, die alten wurden, wenn auch unter Einſchärfung humaner Behandlung der Bauern, beibehalten. Für ſeine Domänen freilich war er nach wie vor entſchloſſen, mit dem Unweſen der Erbunterthänigkeit aufzuräumen und den bisherigen Leibeigenen die Höfe zu

Friedrichs Unterſchrift vom Jahre 1777.

eigen zu geben. So erklärt er in einem Kabinettsbefehl an das Generaldirektorium vom Jahre 1777, ſeine „Intention gehe dahin, daß alle Bauerhöfe, ſo unter dero Ämter gehören, ſowohl in Pommern, als in der Kur- und Neumark und in den übrigen Provinzen den Beſitzern eigentümlich verbleiben und von den Eltern auf die Kinder kommen ſollen, weil ſolches den großen Nutzen zuwege bringt, daß die Unterthanen dadurch aufgemuntert werden und beſſeren Fleiß anwenden, ihre Güter gut und ordentlich zu bewirtſchaften und mit mehrerem Eifer ſich angelegen ſein laſſen, alles in gutem Stande zu unterhalten, ſobald ſie verſichert ſind, daß ſolche nach ihrem Tode ihren Kindern nicht genommen werden können: ſo befehlen Höchſtdieſelben Dero ꝛc. Generaldirektorium hierdurch in Gnaden, das hierunter Erforderliche ohne Anſtand zu regulieren und zu verfügen, daß an allen Orten, wo es noch nicht geſchehen, die unter die Ämter gehörenden Bauergüter den Unterthanen erblich und eigentümlich übergeben werden, dergeſtalt, daß ſolche von den Eltern auf die Kinder kommen und dieſe hiernächſt in den ruhigen Beſitz ihres vom Vater ererbten Gutes

Digitized by Google

gelassen werden.“ Waren solche und ähnliche Verfügungen schon geeignet, dem Landbau zu neuem Aufschwung zu verhelfen, so suchte ihm andrerseits der fürsorgliche König neue Zweige zuzuführen. Studierte er doch selbst die Zeitungen, um von brauchbaren Futterkräutern und Nährpflanzen zu erfahren. So setzte er nicht nur den Anbau der Lupine, sondern vor allem den der Kartoffel, anfangs mit Anwendung von Gewalt, durch. Jedes wüste Fleckchen Landes sollte ausgenutzt werden, und schon aus dem Grunde begünstigte der große König die Einwanderung derart, daß man die Zahl der angesiedelten Kolonisten auf 300000 veranschlagt. Da die Eingewanderten auch die Fertigkeit in manchem neuen Gewerbe mitbrachten, so kam ihre Ansiedlung auch dem Aufschwung der Industrie zu gute. Unter den Gewerben hob sich besonders die Leinenindustrie, doch nahm Friedrich auch Bedacht, die Wollenfabrikation zu heben; der Bergbau nahm in Oberschlesien unter dem Grafen von Reden hohen Aufschwung. Obwohl der König von dem Merkantilsystem nicht so durchdrungen war, daß er für die Vorteile des freien Handels schlechterdings kein Auge gehabt hätte, hielt er es im Interesse seines Staates für geboten, durch hohe Zölle die Konkurrenz des Auslandes fern zu halten. Zum Besten des Handels ward auch schon 1764 die königliche Bank in Berlin gegründet.

An die Bevölkerung, deren Steuerkraft zu heben der König unablässig bemüht war, stellte er freilich auch nicht geringe Anforderungen. Indem er das System der indirekten Steuern, das Accisewesen des Großen Kurfürsten, auf alle Waren ausdehnte und sie zugleich erhöhte, legte er der Bevölkerung eine schwere Last auf. Dieselbe wäre vielleicht, im Bewußtsein, daß der Ertrag der Steuern dem ganzen Staate wie dem einzelnen zu gute komme, und mit Rücksicht darauf, daß die notwendigsten Nahrungsmittel, Mehl und Schweinefleisch, von jeder Abgabe befreit blieben, als weniger drückend betrachtet worden, hätte nicht der König als Leiter und Beamten der „Regie“ — so nannte man die Acciseverwaltung — durchweg Franzosen berufen, denen er größere Geschicklichkeit auf diesem Gebiete zutraute,

Zeitgenössische Darstellungen zur Geschichte Friedrichs: Die Einwanderung der Franzosen in Berlin zur Errichtung der Regie. Radierung nach dem Leben von Daniel Chodowiecki vom Jahre 1771.

als seinen Unterthanen. Das Spionieren und auch Erpressungen seitens der Fremdlinge erregte bei der Bevölkerung die größte Abneigung gegen das System, welches an sich das einzig richtige war und ist.

Auch aus der Tabaksverwaltung erzielte die Regierung ansehnliche Überschüsse.

So ganz und gar war des Königs Sinnen und Trachten der wirtschaftlichen Erstarkung seines Landes zugewendet, daß hinter dieser Sorge sogar die Rücksicht auf das Heer zurücktreten mußte. Nicht als ob es an Zahl gemindert oder auf seine Ausbildung und Durchbildung weniger Sorgfalt verwendet worden wäre: eher könnte man das Gegenteil behaupten. Aber der König bedurfte der fleißigen Hände, um sein verwüstetes Land zu heben, und begünstigte darum grundsätzlich die Anwerbung von Ausländern. Er befahl, daß die Aushebung der Kantonisten nur im Einverständnis mit den bürgerlichen Behörden erfolgen sollte, die natürlich möglichst viele Eingesessene vor dem Waffendienst zu bewahren suchten, er befreite zahlreiche Klassen der Bevölkerung, die Neueingewanderten, die Familien aller Gewerbtreibenden,

Digitized by Google

die Hausdienerſchaft der Grundherren, ja ſelbſt ganze Städte und beſonders induſtriereiche Gegenden, ſelbſt ganze Provinzen, wie Oſtfriesland, von der Dienſtpflicht. Der König verkannte noch die ſittlichen Kräfte des Heerweſens und wollte nicht einſehen, daß die geworbenen Ausländer, von denen überdies noch eine anſehnliche Zahl bequem mit Weib und Kind in bürgerlicher Hantierung lebte, unmöglich gleichwertig ſein können mit Landeskindern, denen die Liebe zum Vaterlande, die Sorge für Haus und Hof, für Weib und Kind die Waffe in die Hand drückt. Die üblen Folgen traten zwar zunächſt noch nicht zu Tage, aber ſchon im bayriſchen Erbfolgekriege hat der König mit Befremden bemerken müſſen, wie ſehr trotz aller techniſchen Vollendung durch Drill, Exercitium und Manövrieren die Leiſtungsfähigkeit des Heeres im Kriegsfall ſich vermindert hatte.

Wie nach Beendigung der erſten ſchleſiſchen Kriege wandte der König auch jetzt ſein beſonderes Augenmerk auf die Organiſation der Rechtspflege. Da er ſein ſtrenges Rechtsgefühl, namentlich dem Armen und Hilfloſen gegenüber, allen Juſtizbeamten einzuprägen mit Erfolg bemüht war, wurde die Parteiloſigkeit der preußiſchen Richter faſt ſprichwörtlich. Den Großkanzler von Fürſt, einen Juriſten, den er anfangs ſehr begünſtigt hatte, entließ er in Ungnade im Jahre 1779, nicht ſo ſehr wegen ſeines Verhaltens im Müller Arnoldſchen Prozeß, als deshalb, weil Fürſt Friedrichs wiederholte Andeutungen, einen Verbeſſerungsplan für das preußiſche Rechtsweſen auszuarbeiten, nicht verſtanden hatte. Dieſe Aufgabe fiel nun ſeinem Nachfolger, dem bisherigen ſchleſiſchen Juſtizminiſter von Carmer, zu, welcher ſie mit Hinzuziehung tüchtiger Kräfte, z. B. des Geheimrates Suarez, glücklich löſte. Im April 1784 konnte ein Entwurf dem Publikum vorgelegt werden, das zu Verbeſſerungsvorſchlägen ermuntert wurde; das Reſultat dieſer Beſtrebungen war das „Allgemeine preußiſche Landrecht“, das jedoch erſt am 5. Februar 1794 veröffentlicht werden konnte.

Der mehrerwähnte Arnoldſche Fall hatte folgenden Verlauf. Der Müller Arnold beſaß in der Neumark eine Mühle, für die er dem Grafen von Schmettau eine jährliche Erbpacht zu zahlen hatte. Er ſtellte plötzlich ſeine Zahlungen ein, unter dem Vorgeben, durch einen oberhalb der Mühle neuerdings angelegten Teich ſei ihm das zum Betriebe nötige Waſſer entzogen. Auf Schmettaus Klage wurde Arnold zur Zahlung verurteilt und ſeine Mühle im Exekutionswege verkauft. Das ordentliche Gericht zweiter Inſtanz (Kammergericht) beſtätigte den Spruch der Küſtriner Regierung. Eine vom König willkürlich ernannte Kommiſſion hatte ſich für Arnold günſtig ausgeſprochen und Friedrich zu dem Glauben veranlaßt, daß hier eine Ungerechtigkeit vorliege; Fürſt büßte ſeine frühere Saumſeligkeit und den Irrtum des Königs mit Amtsentlaſſung; die Richter wurden außerdem noch mit Feſtungshaft beſtraft.

Für die geiſtigen Intereſſen geſchah äußerſt wenig. Der Litteratur, welche einen außerordentlichen Aufſchwung genommen, ſtand, wie näher zu zeigen ſein wird, der König leider ohne Verſtändnis gegenüber: für die höheren Schulen hatte die Regierung wenig oder keine Geldmittel übrig; in Bezug auf die Volksſchule erließ der König zwar gleich nach dem Hubertusburger Frieden (12. Auguſt 1763) ein „Generallandſchulreglement“, welches bekundet, daß Friedrich die Bedeutung des Volksſchulweſens nicht verkannte; aber aus Mangel an Mitteln und geeigneten Kräften — oft wurden alte Korporale oder noch unwiſſendere Invaliden als Schulmeiſter angeſtellt, um verſorgt zu werden! — hatte die Verordnung keine erheblichen praktiſchen Folgen. Etwas beſſer erging es der Kunſt, doch kam auch hier die Munificenz des Königs lediglich dem fremden Schauſpielkram zu gute. Auch an Friedrichs franzöſiſcher Akademie war kein Platz für deutſche Denker; ſelbſt ein Winckelmann, der einſt voll Abſcheu gegen die trockene ſoldatiſche Ordnung Friedrich Wilhelms ſeinem Vaterlande den Rücken gekehrt, nun aber willig vor der kongenialen Größe des in aller Welt gefeierten Heldenkönigs ſich beugte, bemühte ſich jahrelang vergeblich um eine Anſtellung in Berlin! Wohl empfand das der einzelne ſchmerzlich, die Menge fühlte nichts davon: wenn nicht die ärgerliche „Regie“ geweſen wäre, hätte ſie an ihrem königlichen Herrn nichts auszuſetzen gefunden.

Es ist eine interessante Aufgabe und zugleich eine Pflicht der historischen Gerechtigkeit, neben die Reformthätigkeit Friedrichs die gleichartigen Bestrebungen seiner großen Gegnerin zu stellen. Waren die Erblande der Kaiserin auch vom Kriege nicht so unmittelbar mitgenommen, wie die Staaten Friedrichs, so war doch die finanzielle Lage Österreichs ebenso ungünstig wie die Preußens, und für die Sammlung und Zusammenfassung aller Kräfte, welche dem Staatsganzen neues Leben zuführen konnten, mußte dort vieles erst noch geschehen, was hier längst abgethan war.

Von Ungarn wird abzusehen sein; alle Neuerungen, alle centralisierenden Maßregeln haben sich ausschließlich auf die böhmische und deutsche Ländergruppe bezogen.

An der Spitze des Staats stand Maria Theresias allmächtiger Staatskanzler, der hochtalentvolle Reichsfürst von Kaunitz-Rietberg. Obschon der sittenstrengen Kaiserin wegen mancher Besonderheiten seines Privatlebens nicht immer sympathisch, war er ihr doch unentbehrlich als geschickter Leiter ihrer Politik und als unermüdlichster, kraftvoller Gegner Friedrichs des Großen. Trotz seiner französisch-encyklopädistischen Anschauungen genoß er ihr volles Vertrauen und hat nach ihr noch zwei Kaisern gedient. Er war ein vornehmer Mäcen im großen Stil, der auf die Entwickelung von Kunst und Wissenschaft in Österreich großen Einfluß ausübte, in manchen Äußerlichkeiten ein affektierter Sonderling, im ganzen ein Staatsmann, wie ihn Maria Theresia und Österreich in schwerer Zeit dringend gebrauchten.

Für die Verbesserungen auf dem Gebiete der Finanzwirtschaft und der damit zusammenhängenden Militärwirtschaft besaß Maria Theresia längst einen ausgezeichneten Helfer an dem Schlesier Grafen Haugwitz. Während bis zu den schlesischen Kriegen die Ausrüstung und Verpflegung des Heeres zum großen Teil in den Händen der ständischen Korporationen gelegen hatte, wurden nach denselben alle ihre Leistungen in eine bestimmte Geldsumme, die sogenannte „Kontribution", verwandelt, und der Staat übernahm die Kosten der Werbung und Aushebung, der Ausrüstung und Verpflegung des Heeres. Nur so war für Maria Theresia die Führung des Siebenjährigen Krieges möglich gewesen. Gleichzeitig mit der Heeresreform (1748) hatte man die Steuerbefreiung des Adels und einzelner Korporationen grundsätzlich, die der Geistlichkeit thatsächlich aufgehoben. Auch in Österreich wurden die Staatseinnahmen durch das System der indirekten Steuern (durch Graf Chotek) und das Tabaksmonopol erheblich gesteigert. Bereits im Jahre 1766 konnte an die allmähliche Tilgung der Landesschuld gegangen werden.

Nicht ohne unmittelbaren Hinblick auf Preußen faßte Haugwitz auch die Konzentration der Verwaltung ins Auge: so wurden auf seine Anregung die „Hofkanzleien" der deutschen Provinzen zu einer einzigen vereinigt. Auch wurde, wenigstens in der obersten Instanz, die Verwaltung von der Justiz getrennt. Durch die Einrichtung der „Kreisämter" beseitigte Maria Theresia mehr und mehr den Einfluß der Stände auf die Staatsverwaltung.

Auch hier ließ man es sich angelegen sein, durch Prämienverteilungen, Unterstützung privater Unternehmungen, durch Kapitalvorschüsse, durch Gewährung von Privilegien und Heranziehung fremder Kräfte den Gewerbfleiß zu ermuntern. Das Verdienst, die ganze Bedeutung Triests für den österreichischen Handel erkannt zu haben, gebührt dem Grafen Chotek.

Die von Haugwitz eingeleitete Reform der Verwaltungsbehörden gab Anlaß zur einheitlichen Gestaltung der obersten Justizämter. Eine Menge von grundherrlichen und magistratlichen Kriminalgerichten wurden auf-

Digitized by Google

Wenzel Anton Fürſt von Kaunitz, Graf von Rietberg, Kanzler Maria Thereſias.
Bildnis aus dem Jahre 1765.

gehoben; im Jahre 1765 beſtanden in Böhmen von 378 Halsgerichten nur noch 24. Im Anſchluß an die Verbeſſerungen Friedrichs machte ſich auch Maria Thereſia mit dem Gedanken vertraut, ein für alle nichtungariſchen Länder gültiges Rechtsbuch verfaſſen zu laſſen. Im Jahr 1767 lag der

neue Civilcodex vollendet vor, doch entsprach er den gehegten Erwartungen nicht und wurde unter Maria Thereſia nicht publiziert. Dagegen erhielt das 1768 vollendete Strafgeſetzbuch die Sanktion der Kaiſerin, ſo wenig es mit den allgemeinen Anſchauungen der Zeit übereinſtimmte. Die furchtbare Strenge der Karolina (Halsgerichtsordnung Karls V.) wurde durch die „Thereſiana“ wenig gemildert; die verſchärften Todesſtrafen mit allen ihren Grauſamkeiten ſind beibehalten, Hexenprozeß und Tortur behaupten ihren Platz. Indes errangen die Gegner der alten Juriſtenſchule bald den Sieg, namentlich infolge der Bemühungen des humanen Sonnenfels; im Jahre 1776 wurde die Tortur gänzlich abgeſchafft.

Mit nicht geringem Eifer nahm ſich Maria Thereſia des Landvolkes an, obwohl auch ſie perſönlich die bevorzugte Stellung des Adels willig anerkannte.

Allein ſie konnte ſich der Wahrnehmung nicht verſchließen, daß von dieſer Seite dem Staatsleben keine Anregung, kein Impuls gegeben wurde. „Mit denen ſtänden“, urteilte die Kaiſerin 1776, „iſt nichts zu thun, haben keine Köpf und kein Willen, man muß vorſchrifftlich fortgehen.“ Indem ſie die Regelung des bäuerlichen Unterthanenverhältniſſes in Angriff nahm, berührte ſie an einer ſehr empfindlichen Stelle die Grundlagen adliger Macht. Ihre Regierung ſtrebt in den ſechziger Jahren eine beſtimmte Begrenzung der bäuerlichen Laſten an, zielt auf die Wiedereinſetzung des Landmanns in ſeine volle perſönliche Freiheit und will die von dem Bauer bewirtſchafteten Güter ihm als Eigentum übertragen. Ein Reſkript von 1766 beſagt, daß keiner Herrſchaft geſtattet ſei, „ein Übermaß an Wild“ zu halten, und legt den Jagdinhabern die Verpflichtung auf, den Unterthanen allen Wildſchaden zu erſetzen. Die ſeit dem Jahre 1775 erlaſſenen „Robotpatente“ bezwecken eine Verringerung der herkömmlichen Fronlaſten. Bis in ihre letzten Konſequenzen verfolgte Maria Thereſia die eingeſchlagene Richtung freilich nicht, da ſie den Adel bis zu einem gewiſſen Grade doch geſchont wiſſen wollte.

Wie ſehr ſich die Kaiſerin als Selbſtherrſcherin fühlte, zeigte ſie auch in ihrem Verhalten gegen die hohe Geiſtlichkeit, die in Öſterreich ſeit lange keinen geringeren Einfluß beſaß, als die Ariſtokratie. Die rechtliche Gültigkeit eines von der Kirchenbehörde ausgeſprochenen Urteils wurde im Jahre 1768 von der ſtaatlichen Genehmigung abhängig gemacht. Eine lange Reihe von Geſetzen zielt auf die Einſchränkung des geiſtlichen, beſonders des klöſterlichen Beſitzerwerbs. Auf Anſuchen der Kaiſerin ſtrich Papſt Clemens XIV. im Jahre 1771 wieder eine Zahl von öffentlichen Feiertagen. Dem Papſttum geſtattete Maria Thereſia, ſo gläubig ſie der Kirche ergeben war, keineswegs eine autoritative Befugnis innerhalb ihrer Staaten, und als der berühmte Weihbiſchof von Hontheim (Febronius) durch ſein bedeutſames Buch „Über die Stellung der Kirche und die rechtmäßige Gewalt des römiſchen Pontifex“ die kirchliche Monarchie zu gunſten der Biſchofsgewalt ableugnete, legte man der Verbreitung des dem Papſte anſtößigen Werkes kein Hindernis in den Weg.

Auf dem Gebiete des Unterrichtsweſens gingen namhafte Veränderungen vor ſich. Der holländiſche Gelehrte Gerhard van Swieten, Leibarzt der Kaiſerin, wurde zum gebietenden Reformator des öſterreichiſchen Univerſitätsweſens, das in eine faſt zu enge Verbindung mit der Regierung gebracht wurde. Swietens geiſtiger Erbe war Sonnenfels, der mit ſeinen humanen Anſichten die heranwachſende Generation zu erfüllen trachtete. In Bezug auf die höheren Schulen wurde keine durchgreifende Veränderung getroffen, nur daß die Gymnaſien in enge Verbindung mit den Volksſchulen gebracht wurden. In Regierungskreiſen trug man ſich hinſichtlich der Volksſchule mit den weitgehendſten Plänen; der Gedanke einer alles umſpannenden Nationalerziehung beſchäftigte die fähigſten Köpfe. Wenigſtens zum Teil wurde dieſe Idee verwirklicht durch den aus-

gezeichneten J. J. Felbiger, den Maria Thereſia mit Bewilligung Friedrichs aus dem preußiſchen Schleſien in ihre Dienſte zog (1777). Durch die Schulreform wurde in dem buntſcheckigen Staatenverband die Ausbreitung deutſcher Kultur und Nationalität wirklich gefördert. Das freilich erreichte man nicht, daß auf dieſem Wege die ſchwierige, für Öſterreich geradezu verhängnisvolle Nationalitätenfrage gelöſt wurde: es war patriotiſche Leichtfertigkeit, wenn man glaubte, wie Graf Pergen im Jahr 1770, „den Mangel eines wahrhaften und in großen Staaten ſo notwendigen allgemeinen Nationalcharakters“ durch eine verbeſſerte Schuleinrichtung erſetzen zu können.

Wenn die Beſtrebungen der Kaiſerin auch lebhafte Gegenſtrömungen hervorriefen und manches von dem eben Geſchaffenen durch die Regierung Joſephs gefährdet oder geändert wurde, ſo bildet doch dieſe lebhafte Thätigkeit in den letzten Regierungsjahren der Kaiſerin einen erfreulichen Kontraſt zu der Stagnation, die vor 1740 in Öſterreich herrſchte.

13. Preußens und Öſterreichs Politik bis zur erſten Teilung Polens (1772).

Nach den Erfahrungen des letzten Krieges erſchien es Friedrich dem Großen als eine politiſche Notwendigkeit, unter den Großmächten Europas einen dauernden und zuverläſſigen Verbündeten zu haben. Dazu hielt er Rußland, das aus den Reihen ſeiner Gegner zuerſt zurückgetreten war, am geeignetſten; gegen England hegte er nach Georgs III. letztem Verhalten einen entſchiedenen Widerwillen. So bildete denn ein im Jahr 1764 geſchloſſenes Bündnis 1764
mit Katharina II., das Preußen freilich im Kriegsfalle die Zahlung von Subſidien auferlegte, in den nächſten Jahren die Grundlage ſeiner Politik.

Geſtützt auf dieſe Allianz, konnte er getroſt abwarten, ob die öſterreichiſche Macht, namentlich auch im Reiche, neue Fortſchritte machen würde. Denn der junge Kaiſer Joſeph (zum römiſchen König gekrönt 3. April 1764), welcher nach dem am 18. Auguſt 1765 erfolgten Tod Franz' I. den Thron beſtiegen hatte, beeiferte ſich, ſowohl die militäriſchen Kräfte Öſterreichs zu heben (ſeit dem 23. September 1765 als Mitregent ſeiner Mutter), als auch erfüllte ihn der Gedanke, das Kaiſertum wieder emporzubringen. Rußlands dereinſtige Freundſchaft für Öſterreich war aber ſeit dem Jahre 1762 völlig erkaltet, und die Spannung, welche an die Stelle der Allianz getreten war, mußte noch zunehmen, da in zwei wichtigen Fragen, der polniſchen und der türkiſchen, die Abſichten und Wünſche beider Staaten weit auseinandergingen.

Joſeph II., geboren den 13. März 1741, hatte als Knabe ſeinen Lehrern und Erziehern, die ſeine Eigenart nicht kannten, viel zu ſchaffen gemacht, zeigte aber als Jüngling einen auf alles Edle gerichteten Geiſt, das lebendigſte Streben, alle Aufgaben des Herrſchers zu erfaſſen und ſich für den Fürſtenberuf würdig vorzubereiten. Nur unwillig zähmte er ſeinen Thätigkeitsdrang, da ihm ſeine Mutter keinen entſcheidenden Einfluß auf die Staatsgeſchäfte einräumen wollte. Zwar hatte ſein Weſen manches von dem ſeiner Mutter, beſonders das Selbſtbewußtſein und die hingebende Sorge für das Wohl ſeiner Unterthanen — von dem Vater hatte er deſſen Ungezwungenheit und Leutſeligkeit geerbt —, aber in vielen Punkten waren doch die Naturen beider grundverſchieden. Statt der Ruhe und Bedächtigkeit der Kaiſerin war ihm ein ſanguiniſches Temperament eigen: in ſeinem

Kopfe siedeten stets neue Gedanken, neue Entwürfe. Die Pietät, welche das Althergebrachte schont, war ihm fremd. Hing Maria Theresia den Lehren der römischen Kirche mit gläubiger Ergebenheit an, so huldigte Joseph mehr den Aufklärungstheorien seines Jahrhunderts. In diesen Eigenschaften lagen ebenso große Vorzüge wie Fehler, und besonders für einen Staat wie Österreich mußte ein solcher Herrschercharakter mannigfache Gefahren herbeiführen, wenn er, im vollen Besitze der Regierungsgewalt, daran gehen konnte, seine Neuerungspläne zu verwirklichen. Ebenso ist klar, daß der preußische Staat einem Kaiser gegenüber, der seine Würde zur Wahrheit zu machen gedachte, allezeit auf der Hut sein mußte.

Unter den Zielen, für deren Erreichung das russische Bündnis dem Könige notwendig schien, stand in erster Linie auch das, die alten Besitzungen des brandenburgischen Hauses, Ansbach-Baireuth, deren Heimfall nahe bevorstehend schien, dem voraussichtlichen Widerstande Österreichs gegenüber sich zu sichern, und aus dieser Rücksicht wünschte Friedrich auch im
1768 Jahr 1768, das Bündnis auf weitere zehn Jahre verlängert zu sehen.

Unwillkürlich ward aber der König durch diesen Bund in die Kreise der russischen Politik gezogen, obwohl das Verfahren und die Absichten derselben seinen eigenen Meinungen eigentlich nicht entsprachen. Rußland nämlich richtete seit dem Jahre 1763, nach dem Tode Augusts III. von Polen, seine begehrlichen Blicke auf dieses Wahlkönigreich, durch dessen Erwerbung es seine Grenzen erweitern wollte. Durch russische Intriguen und unter Entfaltung russischer Militärmacht wurde im September 1764 Stanislaus Poniatowski, ein ehemaliger Günstling und Geliebter der Kaiserin Katharina, auf den polnischen Thron gehoben, zum großen Mißvergnügen Österreichs und Frankreichs. In dem polnisch-ungarischen Grenzgebiete trieben die Gegner jenes Königtums von Rußlands Gnaden ihr Wesen; doch hielt es Kaunitz für ratsam, die ersten Annäherungsversuche Poniatowskis nicht zurückzuweisen, damit sich dieser König nicht ganz in die Arme Rußlands und Preußens werfen müßte.

Nun zeigte sich aber immer mehr in Polen der Einfluß Rußlands, welches die Verwirrung in dem unglücklichen Lande durch die Erregung konfessioneller Konflikte künstlich steigerte und die politische Ohnmacht dieses Staates durch geflissentliche Beschirmung aller Mißstände zu vervollständigen bemüht war. Bald standen sich zwei Adelsverbände gegenüber, die Konföderation (der Russenfreunde) von Radom (23. Juni 1767) und die Gegenkonföderation von Bar (28. Februar 1768). Die Schrecken des Bürgerkrieges suchten das unglückliche Polen heim, in welchem die Russen triumphierten. Die Situation verwickelte sich aber in bedenklichster Weise, als die Pforte, von dem französischen Gesandten Vergennes bearbeitet und empört über eine von den Russen begangene schmähliche Grenzverletzung, am 6. Oktober 1768 der Zarin den Krieg erklärte. Ein europäischer Krieg stand in Aussicht, denn bei der notorischen Schwäche der Türkei ließ sich voraussehen, daß die Russen hier Erwerbungen machen würden, welche das europäische Gleichgewicht bedrohten und namentlich von dem benachbarten Österreich nicht gestattet werden konnten.

Digitized by Google

Joſeph II. als Kind zu Pferde, gefolgt von Trabanten und Heiducken.
Nach dem Leben gezeichnet und geſtochen von Riedinger.

Digitized by Google

Die konfessionellen Zerwürfnisse bestanden darin, daß die Dissidenten in Polen (Protestanten und Griechisch-Katholische) religiöse Duldung und völlige Rechtsgleichheit mit den Römisch-Katholischen forderten. Auf das Drängen Rußlands mußte der Reichstag diesen Wünschen entsprechen (1767); derselbe Reichstag beschloß auch die Aufrechterhaltung des „liberum veto", das alle Nationalgesinnten, auch Poniatowski selbst, abschaffen wollten.

Solange die Türkei mächtig gewesen war, hatte das gemeinsame Interesse Rußland und Österreich verbunden; sollte aber jetzt die Zarin dem geschwächten Staate entreißen dürfen, so viel sie wollte, ohne Österreich zu befragen? Kaunitz wünschte eine Verständigung mit Preußen, dem eine weitere Vergrößerung des ohnehin mächtigen Nachbars auch nicht genehm sein konnte. Und dabei war es eigentlich verpflichtet, dem kühn erobernden Staate die vertragsmäßige Hilfe zu gewähren. Dem polnischen Insurrektionskriege gegenüber verkündigte das Wiener Kabinett seine neutrale Haltung, zog aber gegen den Kriegsschauplatz hin einen Grenzkordon, der das von Österreich auf Grund uralter Verträge beanspruchte Gebiet der polnischen Zips einschloß.

Ursprünglich hatte Kaunitz Preußen von Rußland abziehen wollen, indem er dem Könige, im Einverständnis mit der Pforte, vorschlug, für Kurland und den größten Teil Polnisch-Preußens Schlesien an Österreich zurückzugeben, ein Phantasiegebilde, dessen Unausführbarkeit selbst Joseph klar erkannte.

Da Preußens König den aufrichtigen Wunsch hegte, den allgemeinen Frieden zu erhalten, kam er den Absichten Kaunitz' entgegen. Dies führte zu
1769 dem Besuche des Kaisers Joseph in Neiße (am 25. August 1769). Hier sprach Friedrich dem Kaiser gegenüber seine hohe Befriedigung über die Versöhnung der Häuser Habsburg und Hohenzollern aus, aber eine Verständigung über die schwebenden Fragen ward nicht erzielt. Wie hätte sich auch Friedrich mit Rußland überwerfen sollen, wo er den unmittelbaren Eindruck gewann, daß ihm in Kaiser Joseph ein von Ehrgeiz verzehrter Herrschergeist gegenüberstand! Auch Joseph gewann die Überzeugung, daß er dem Könige nicht trauen dürfe.

König Friedrich schreibt — und es ist notwendig, etwas zwischen den Zeilen zu lesen — am 2. September an Finkenstein: „Der Kaiser ist ein Mann von lebhaftem Geist und liebenswürdigem, gewinnendem Wesen. Er hat ernsthaften Sinn für das Militär. Er hat mich versichert, daß er Schlesien vergessen habe, was ich nach Gebühr zu schätzen weiß. Er hat mir dann eine gegenseitige Reduktion der Armee vorgeschlagen, was ich so höflich als möglich abgelehnt habe. Er ist von Ehrgeiz verzehrt. Ich kann im Augenblick noch nicht sagen, ob er es auf Venedig, Bayern oder Lothringen abgesehen hat. Aber es ist sicher, daß Europa in Flammen stehen wird, sobald er zur Herrschaft gelangt."

Kaiser Joseph schreibt an seine Mutter (29. August), Friedrich sei ein Genie und ein Mann, der wunderbar zu reden verstände; aber bei allem, was er sage, fühle man doch heraus, daß man es mit einem Schelm zu thun habe.

Eigentlich lag, was Polen betraf, schon im Jahre 1769 eine Teilung des Landes in der politischen Atmosphäre, nur daß man preußischerseits hoffte, Österreich auf diese Weise für Rußland zu gewinnen, während die Pforte und die französische Diplomatie Österreichs Dienste dem türkischen Reiche dadurch

Kaiser Joseph II. mit seinem Bruder und Nachfolger Erzherzog Leopold, Großherzog von Toscana, bei einer Zusammenkunft in Rom 1769.

Gemalt von Battoni in Rom, gestochen von Pechwill in Schönbrunn.

Digitized by Google

Zeitgenössische Darstellungen zur Geschichte Friedrichs: „Der Kaiser Joseph und Friedrich der Einzige kommen 1770 zu Mährisch-Neustadt zusammen"
Kalenderkupfer von Daniel Chodowiecki.

1770 zu verschaffen wünschten. Die österreichische Regierung war so vorsichtig, sich für alle Fälle zu sichern, und erweiterte im Sommer 1770 ihren sogenannten „Grenzkordon" im Zipser Komitat in der Weise, daß nun schon unbedingt polnische Gebiete hineingezogen wurden.

Die außerordentlichen Erfolge, welche Rußland im Laufe des Jahres 1770 errang — im Sommer waren Moldau und Walachei erobert, am 16. Juli die türkische Flotte verbrannt — bewirkten einen neuen Annäherungsversuch zwischen Österreich und Preußen. Im Anfang September (3. bis 7.) 1770 stattete König Friedrich dem Kaiser in Mährisch-Neustadt einen Gegenbesuch ab; auch Kaunitz war anwesend und suchte dem Könige die Vorteile einer ständigen Allianz mit Österreich begreiflich zu machen. Die polnische Frage ward kaum berührt, um so mehr erstreckte sich die Konferenz auf die russisch-türkische Vermittlung, und Friedrich übernahm es, im Interesse des Friedens bei der Zarin vermittelnde Schritte zu thun. Im Oktober 1770 ging Prinz Heinrich nach Petersburg mit dem Auftrage, Katharina zu mahnen, sie möge nicht durch übermäßige Forderungen an die Türkei Österreich zum Kriege nötigen; zugleich aber sollte Prinz Heinrich erforschen, wie Katharina über eine eventuelle Teilung Polens denke, denn Friedrich befürchtete, daß die Zarin das gesamte Polenreich als willkommene Beute behalten möchte. Der König hat also nicht, wie seine Widersacher behaupten möchten, den Teilungsplan angeregt, sondern nur darüber gewacht, daß im entscheidenden Augenblicke nicht die berechtigten Interessen Preußens geschädigt würden. Vielmehr hat die Besetzung des Zipser Komitates durch die Truppen der Kaiserin Maria Theresia, die in ihrem Gerechtigkeitssinn und ihrer Gewissenhaftigkeit von der Teilung Polens angeblich nichts wissen wollte, den Stein ins Rollen gebracht.

Von den vermeintlichen Ansprüchen Österreichs auf Orte des Zipser Komitates schrieb Maria Theresia selbst: „Ich habe eine sehr geringe Meinung von unsern Ansprüchen."

Immer mehr verquickte sich die polnische mit der türkischen Frage. Die Friedensvermittlung Friedrichs hatte keinen Erfolg, da Rußland auf einer völligen Demütigung der Pforte bestand; dagegen ließ Katharina bald merken, daß sie für Preußens Beistand ihm das Herzogtum Ermeland überlassen werde,

Digitized by Google

— ein Preis, welcher nach Friedrichs Meinung nicht der Rede wert war. „Polnisch Preußen", schrieb er im Januar 1771, „würde die Mühe lohnen." 1771

Österreich, zum Kriege mit Rußland entschlossen, falls diese Macht ihre Bedingungen der Pforte gegenüber nicht milderte, suchte von dem Könige das feierliche Versprechen zu erhalten, daß er in einem Kriege zwischen Rußland und Österreich neutral bleiben werde, worauf Friedrich natürlich nicht eingehen konnte.

Erst sehr allmählich ergab man sich in Österreich in den Gedanken, daß Polen den Preis für Rußlands Nachgiebigkeit gegen die Pforte zahlen müsse: es kam Maria Theresia allerdings schwer an, auf dem Wege weiter zu gehen, den sie mit der Besetzung der Zips eingeschlagen hatte, und Kaunitz erklärte jetzt, man betrachte das besetzte Gebiet noch gar nicht als Eigentum und sei über das Maß dessen, was Österreich nach seinen Ansprüchen zukomme, zu Verhandlungen bereit. Eher söhnte sich Kaiser Joseph mit dem Teilungsplane aus, und zu Ende des Jahres 1771 trat in Wien die orientalische Frage in den Hintergrund: die österreichische Regierung wies die russisch-preußischen Pläne nicht mehr von der Hand. Am liebsten hätte Kaunitz für das auf Österreich etwa entfallende polnische Gebiet Schlesien und Glatz genommen, wovon Friedrich nichts hören mochte. Am 5. August 1772 schlossen die drei 1772
Mächte den **Teilungsvertrag**, den das wehrlose Polenreich genehmigen mußte. Rußland nahm Litauen (2200 Quadratmeilen), Österreich Galizien (1300 Quadratmeilen), Preußen über 600 Quadratmeilen, nämlich Westpreußen (ohne Danzig und Thorn) und den Netzedistrikt.

Österreich tröstete sich damit, daß es von den drei Mächten doch wenigstens die gegründetsten Ansprüche habe, die es in Rechtsdeduktionen von sehr zweifelhaftem Werte nachwies: es übersah dabei, daß diejenigen Gebiete, welche Preußen erwarb, alte kerndeutsche Lande waren, die einstmals auch nur durch den schmählichsten Landesverrat an Polen gekommen waren. Wohl lag der Zeit die Erkenntnis fern, daß Deutschland gewinne, was Preußen erwerbe, aber thatsächlich wurde doch durch die Besitzergreifung Westpreußens der halbtausendjährige Kampf zwischen Deutschen und Polen um den Besitz der Ostseeküste zu Deutschlands Gunsten entschieden. Von diesem höheren historischen Gesichtspunkt aus rechtfertigt sich grade zu allererst die von Preußen gemachte Erwerbung; durch die Segnungen, welche ein geordnetes Staatsleben und deutsche Gesittung verbreitete, entschädigte überdies die preußische Regierung die verwahrlosten Lande für das zweifelhafte Glück, einem in sich bankerotten Staatswesen angehört zu haben.

Am 13. September nahm Friedrich von **Westpreußen** Besitz, am 27. ließ er sich in Marienburg huldigen; im Mai 1775 ließ er zu Inowrazlaw die Huldigung im Netzedistrikt vornehmen. Dem Verkehre öffnete er neue Wege durch die Anlage des **Bromberger Kanals**, der die Brahe mit der Netze verbindet. Er hob die persönliche Leibeigenschaft der Bauern auf und arbeitete durch Errichtung von Elementarschulen an der geistigen Befreiung des stumpfsinnigen niederen Volkes. Aus den Sümpfen neben dem aufblühenden Bromberg stieg der fleißige Netzegau empor.

14. Der bayrische Erbfolgekrieg. Friede von Teschen (1778—1779).

Der tiefe Gegensatz zwischen Österreich und Preußen, der schon bei Gelegenheit der polnischen Teilung wahrzunehmen war, dauerte weiter fort und sollte noch einmal zu einem Kriege führen, der leicht ein europäischer hätte werden können. Zwar war es die einzige Sorge der Kaiserin Maria Theresia, die innere Entwickelung ihrer schönen Lande in Frieden zu fördern, aber neben ihr gewann immer größeren Einfluß Joseph II., den die Verluste Österreichs und sein eigener Ehrgeiz zu einer energischen, rücksichtslos angreifenden Politik trieben. Als letztes Ziel schwebte ihm immer die Demütigung des Nebenbuhlers vor, der seine europäische Machtstellung auf die Überwältigung Österreichs begründet hatte.

Ganz entgegengesetzt war die Haltung Preußens: Friedrichs Bestrebungen gingen nur darauf, seinem Hause für alle Zukunft zu sichern, was er ihm erworben; dem Kaiser Joseph entgegenzuarbeiten, machte seine ganze Thätigkeit aus; er gleicht dem Kommandanten einer belagerten Festung, der aufmerksam den Bewegungen des Gegners folgt und zur Verteidigung herbeieilt, wo ein Punkt von feindlichen Angriffen bedroht ist.

Wie sehr Kaiser Joseph seine Vergrößerungslust über die Moral stellte, welche seiner Mutter so teuer war, bewies er, indem er die Pforte, von der er bereits einem Hilfsvertrage zufolge (28. Juli 1771) zwei Millionen Hilfsgelder empfangen, nicht allein im Stiche ließ, sondern sie sogar beraubte; als die gedemütigte Pforte mit Rußland den Frieden von Kutschuk Kainardschi (16. Juli 1774) geschlossen, nötigte er sie zur Abtretung der Bukowina, welche einen Teil der unter türkischer Oberhoheit stehenden Moldau bildete.

Aber bedenklicher als diese Erwerbung, welche Preußens Interessen nicht unmittelbar verletzte, waren für König Friedrich Josephs Bestrebungen, das Reich der Wittelsbacher mit Österreich zu vereinigen. Der Mannesstamm dieses alten Fürstenhauses stand mit dem bayrischen Kurfürsten Max Joseph, dem Neffen der Kaiserin, auf zwei Augen; die Möglichkeit des Aussterbens der kurfürstlichen Linie und die Geltendmachung eines österreichischen Nachfolgerechtes beschäftigte Kaunitz schon im Jahr 1764. Er erwog, wie man sich im gegebenen Falle mit dem nächstberechtigten Erben, dem lebenslustigen, immer geldbedürftigen Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, auseinandersetzen und so eine vorteilhafte Gebietserwerbung machen könne. Besonders lebhaft beschäftigte den Kaiser dieser Gedanke im Jahr 1767, aber auch Friedrichs wachsamem Auge entgingen Josephs begehrliche Blicke nicht; wenn die österreichische Regierung allen auf diese Sache gestellten Anfragen auswich, wurde er in seiner Überzeugung von der Existenz österreichischer Machterweiterungspläne nur bestärkt. Beizeiten ward er auch am russischen Hofe vorstellig, der zu besonderer Freundschaft gegen Österreich keinerlei Veranlassung hatte.

1777 Im Jahr 1777 begann Kaiser Joseph den Kurfürsten Karl Theodor und auch den nächsten Agnaten, Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken, in seinem Sinne bearbeiten zu lassen; auch der letztere kam trotz einer franzö-

Friedrich der Große zu Pferde.

Gemalt von Chodowiecki, geſtochen 1777 zu Berlin von Daniel Berger.

ſiſchen Penſion nie aus ſeinen Schulden — warum ſollte er für eine anſtändige Geldentſchädigung nicht auf ſeine Anſprüche verzichten? Im Frühjahr 1777 begab ſich Joſeph im ſtrengſten Inkognito nach München.

Digitized by Google

Dann ging er nach Frankreich, um seine Schwester Marie Antoinette, welche seit 1770 Königin von Frankreich war, zu besuchen und vor allem die guten Beziehungen Österreichs zu Frankreich zu befestigen. Seinem Schwager, dem Könige Ludwig XVI., kam der Besuch eigentlich ungelegen, dagegen brachte ganz Paris dem leutseligen, prunklosen Beherrscher des österreichischen Kaiserstaates begeisterte Huldigungen dar.

Im Dezember 1777 trat der erwünschte Erbfall ein (28. Dezember), die österreichische Diplomatie hatte sich beeilt, während der letzten Krankheit
1778 des Kurfürsten ihre Sache zu führen, und so wurde am 3. Januar 1778 eine ihren Absichten günstige Konvention geschlossen. Zugleich rückten österreichische Truppen in einen Teil des Landes ein, das in seiner Gesamtheit von Österreich nichts wissen wollte. Die Gegner der österreichischen Herrschaft verkündigten vielmehr schleunigst den Regierungsantritt Karl Theodors, der damit in eine unangenehme Lage kam, gleichwohl aber die von seinen Räten geschlossene Konvention annahm.

Wenn aber Joseph darauf gerechnet hatte, daß auch der Herzog von Pfalz-Zweibrücken der Konvention beitreten werde, hatte er sich getäuscht. Vielmehr protestierte derselbe, von Preußen dazu bewogen, feierlich gegen die Verletzung seines Erbrechtes. Auch Sachsen, welches auf die Allodialhinterlassenschaft des Verstorbenen Ansprüche erhob, schloß sich dem Könige an, ebenso Mecklenburg-Schwerin. Auch Frankreich und Rußland, selbst Sardinien suchte Friedrich jetzt gegen Österreich aufzubringen und erklärte (Ende März) dem Herzoge von Zweibrücken, die pfälzischen Rechte gegen alle Anmaßungen des Wiener Hofes verteidigen zu wollen. Auch suchte er eine Association der Reichskreise zu gunsten seines Schützlings zu stande zu bringen. Gleichzeitig begann er selbst seine Rüstungen, in der ersten Woche des Juli wurden nach mehrmonatlichen Verhandlungen die diplomatischen Beziehungen zwischen Österreich und Preußen abgebrochen; noch einmal sollten, so schien es, die Kanonen entscheiden, wie weit die Machtsphäre der beiden rivalisierenden Staaten in Deutschland reiche. Sachsen stand diesmal auf Seite Preußens und stellte 20000 Mann zwischen Pirna und Maxen auf, während Friedrichs Armee in Böhmen einfiel.

Indes war es dem feurigen Sohne Maria Theresias nicht beschieden, durch Siege über den bedächtig gewordenen Preußenkönig Lorbeern zu gewinnen; der Feldzug bestand in einer Reihe von kleinen Scharmützeln, Märschen und Rekognoszierungen und wurde von den österreichischen Truppen spottweise der „Zwetschgenrummel," von den Preußen „Kartoffelkrieg" genannt. Maria Theresia ließ schon im Juli, dann wieder im August Verhandlungen eröffnen, welche ihren Sohn erbitterten und auch zu nichts führten. Als sich indes Maria Theresia überzeugte, daß Rußland einer bewaffneten Vermittlung nicht abgeneigt und auch von Frankreich nichts zu hoffen war, befahl sie die Wiederaufnahme der Verhandlungen. So begann der Kongreß von Teschen sein Werk: am 13. Mai, dem Geburtstage der Kaiserin, wurde der Friede abgeschlossen. Österreich mußte sich mit einem kleinen Stücke des beanspruchten

Allegoriſcher Fries auf den Frieden zu Teſchen vom Bildhauer Trippel zu Rom 1779. Nach der Unterſchrift machte Friedrich das Original dem Grafen Hertzberg zum Geſchenk.

Landes begnügen, dem ſogenannten Innviertel; der Kurfürſt mußte ſein Land wieder übernehmen und Sachſen für ſeine Allodialanſprüche entſchädigen; Preußen erhielt von Öſterreich die Zuſicherung, daß der Vereinigung der fränkiſchen Lande Ansbach-Baireuth mit dem Königreich dereinſt keine Hinderniſſe in den Weg gelegt werden würden.

So waren Joſephs ſtolze Pläne zu ſchanden geworden. Der erbitterte Kaunitz ſprach damals die prophetiſchen Worte, wenn je die Schwerter Öſterreichs und Preußens nochmals aufeinander ſchlügen, dann würden ſie nicht eher wieder in die Scheide fahren, als bis die Entſcheidung offenbar, vollkommen und unwiderruflich gefallen ſei. Nach drei Menſchenaltern iſt die Prophezeihung in Erfüllung gegangen, aber die Entſcheidung fiel anders aus, als Kaunitz gehofft haben mag.

Das Eintreten Friedrichs für die Erhaltung Bayerns war — das müſſen wir geſtehen — nicht ſo ſehr durch die Rückſicht auf die beſtehende Reichsverfaſſung hervorgerufen worden, als vielmehr in der Verfolgung preußiſcher Intereſſen, welche einen derartigen Machtzuwachs Öſterreichs nicht zuließen. Gleichwohl führte dieſe preußiſche Politik einen völligen Umſchwung der öffentlichen Meinung in Deutſchland herbei. Nun erſchien der Nation König Friedrich nicht mehr als der dreiſte Eroberer, der freche Rebell gegen Kaiſer und Reich, ſondern als der Schirmherr des Rechtes; ſchon rühmte in dem einſt ſo bitter verfeindeten Kurſachſen der Barde Ringulph (Kretſchmann), wie „aus dem Schoße der Allmacht König Friedrichs große ſchlachtenfrohe Seele ging".

15. Die letzten Zeiten Maria Thereſias († 29. November 1780). Der Fürſtenbund (1785).

Nach kaum geſchloſſenem Frieden hörte König Friedrich von den raſtloſen Anſtrengungen Kaiſer Joſephs zur Hebung der militäriſchen Hilfsmittel Öſterreichs, er hörte von den Rüſtungen, von den zahlreichen Feſtungsbauten,

die eilfertig in Böhmen angefangen wurden. Kaiser Joseph selbst griff allenthalben thätig ein; er unternahm längs der böhmischen Grenze eine Reise, von der man in Berlin sagte, sie sähe eher wie eine kriegerische Rekognoszierung aus, als wie eine militärische Inspektion. Dazu erfuhr man Äußerungen des Generals Nugent, daß Kaiser Joseph weder Bayern noch Schlesien vergessen habe, doch wolle er erst die Allianz Preußens mit Rußland zerstören, ehe er den König angreife. Friedrich ward in die größte Unruhe versetzt; er glaubte, Joseph warte nur auf den Tod seiner Mutter, um dann über ihn herzufallen. Sorgenvoll blickte er in Europa umher, wo er Schutz vor dem drohenden Un-
1779 wetter finden könne. Ein Hoffnungsstrahl leuchtete auf; im September 1779 erhielt er von Konstantinopel aus im tiefsten Geheimnis die Aufforderung zu einer Tripleallianz zwischen Preußen, Rußland und der Türkei. Aber der Plan hatte den Beifall der Zarin nicht; dagegen kam in den Verhandlungen mit ihrem Minister Panin hier zum erstenmal ein Projekt zur Sprache, an dessen Verwirklichung König Friedrich nach sechs Jahren ging. Panin erkannte die Notwendigkeit an, dem wachsenden Einfluß Österreichs in Deutschland ein Ziel zu setzen, und versprach dafür Rußlands Hilfe, er meinte, es könne nicht schwer fallen, die deutschen Fürsten, die ja letzthin Beweise von der Uneigennützigkeit Rußlands und Preußens erhalten hätten, zu einem Bunde zu vereinigen. König Friedrich hielt nicht viel von einem solchen Bunde mit den deutschen Fürsten, die von ihm gering geschätzt wurden, sich ihre Dienste schwer bezahlen ließen und aus Geldmangel ihre Soldaten nach Amerika verkauften. Gleichwohl verwarf er den Plan nicht ganz, weil man sich auf diesem Wege der verschiedensten Fürsten versichern und ihrem Anschlusse an Österreich vorbeugen könne. Aber in erster Linie empfahl er doch das gemeinsame Bündnis mit der Pforte. Er erregte damit bei der Kaiserin den größten Anstoß. Es war nicht das erste Mal, daß Friedrich Sympathie mit der Pforte bezeugte; gerade jetzt aber war diese Haltung der Kaiserin doppelt unerwünscht, weil sie den Plan zur Zertrümmerung der Türkei gefaßt hatte. Die preußische Allianz war ihr nicht mehr ein Mittel zur Förderung ihrer Pläne, sondern ein hemmendes Bleigewicht. Friedrichs Politik atmete nur Friede und Erhaltung, die Katharinens Krieg und Umsturz: folgerichtig wendete sie sich zu dem gleichgesinnten Kaiser Joseph, der seinerseits nach dem russischen Bündnis brannte.

1780 Am 26. April 1780 verließ Joseph Wien unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein und traf am 2. Juni in Mohilew ein, wo ihn Katharina erwartete. Nach rauschenden Festlichkeiten reisten die beiden gekrönten Häupter zusammen nach Smolensk, dann begab sich Joseph nach Moskau, die Zarin nach Petersburg, wohin ihr der Kaiser gegen Ende Juni folgte. Er machte auf Katharina einen sehr guten Eindruck, suchte auch den Russen durch seine Leutseligkeit zu gefallen; für die russischen Staatsmänner hatte er kostbare Geschenke. Sehr befriedigt kehrte er heim, entschlossen, die russische Freundschaft dazu zu benutzen, die bayrisch-deutsche und die türkische Frage im Sinne Österreichs zu lösen.

Wohl begleitete die preußiſche Diplomatie die Annäherung dieſer beiden Mächte mit Ärger und Unruhe: der König aber unterſchätzte die zerſetzende Kraft dieſer Zuſammenkunft; er konnte und wollte nicht glauben, daß Joſeph ſo durchaus die Wege ſeiner Mutter verlaſſen würde, die ſtets für „ihre Muſelmannen" beſondere Vorliebe gezeigt.

Aber die alternde Kaiſerin trat immer mehr in den Hintergrund; nur ein letzter Erfolg, bei dem ihre Wünſche mit dem Staatsintereſſe Öſterreichs merkwürdig übereinſtimmten, ward ihr an ihrem Lebensabend beſchert. Erzherzog Maximilian wurde trotz ſeines Widerſtrebens gegen den geiſtlichen Stand veranlaßt, ſich um die Koadjutoreien in Köln und Münſter zu bewerben und die auf ihn fallende Wahl anzunehmen. Trotz aller Drohungen und diplomatiſchen Schachzüge Preußens erfolgte die Wahl an beiden Stellen (7.—16. Auguſt 1780). Ganz Norddeutſchland geriet in die größte Beſorgnis, denn man ſprach davon, daß auch Paderborn und Hildesheim für den Erzherzog in Ausſicht genommen ſeien. Ein habsburgiſches Netz ſchien ſich über den proteſtantiſchen Norden legen zu wollen. Von neuem ſuchte jetzt König Friedrich Rußland für einen deutſchen Fürſtenbund zu intereſſieren; man hielt den König hin, — die Politik der Zarin hatte eine Wendung genommen, die für jenen Plan nicht günſtig war.

Und nun bekam Joſeph freie Hand. Am 29. November 1780 ſtarb Maria Thereſia,

Maria Thereſia in Witwentrauer.

Bildnis aus dem Jahre 1770. Gemalt vom Hofmaler du Greue, geſtochen vom K. K. Hofkupferſtecher Jakob Schmuzer. 1780

tief betrauert von ihren Kindern, von den besten ihrer Unterthanen, allerdings auch geschmäht von dem durch eine hohe Trankſteuer gedrückten niederen Volke. Ihr großer Gegner verstand diese Herrscherin besser zu würdigen. Dem österreichischen Botschafter Reviczky sagte Friedrich am 24. Dezember: „Ich bezeuge Ihnen mein tiefes Beileid über den Verlust Ihrer großen Herrscherin, welche diese Trauer in jeder Hinsicht verdient und beständig eine Ehre für ihren Thron und ihr Geschlecht gewesen ist."

Schwere, sorgenvolle Jahre kamen über König Friedrich, nachdem an die Stelle der Kaiserin der unternehmende Joseph getreten war. Der König mußte zusehen, wie seine Stellung immer mehr isoliert wurde. Sein Bündnis mit Katharina bestand dem Namen nach fort, aber war es nicht vielleicht in sich zerfallen? Dann wieder hoffte er, Katharina — er unterschätzte ihre Persönlichkeit trotz der übertriebenen Lobreden, mit welchen er ihrer Eitelkeit schmeichelte — werde am Ende doch noch ihr wahres Beste erkennen und sich ihm wieder zuwenden. Ruhig zu warten, der Entwickelung zuzusehen, zwangen ihn auch die Dinge im westlichen Europa. Er ließ es sich gefallen, als sich
1782 ihm im Jahr 1782 England wieder freundlich näherte, aber entscheiden konnte er sich erst, wenn der große Krieg, den England noch durchkämpfen mußte, sein Ende erreicht hatte.

Noch im Jahr 1782 neigte Friedrich mehr zu einem Bündnis mit Frankreich als mit England. Er hatte während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges (1776—1783) von Anfang an auf seiten der Amerikaner gestanden, da er den Engländern jede Demütigung gönnte. Er verbot einmal den Durchmarsch der in Deutschland erkauften englischen Hilfsvölker durch sein Gebiet und sprach sich über den unwürdigen Menschenhandel, den die Landesväter von Württemberg, Hessen-Kassel ꝛc. mit ihren Unterthanen trieben, mit schonungsloser Schärfe aus.

Es würde zu weit führen, den Verwickelungen nachzugehen, welche die orientalische Frage erzeugte, und den verschiedenen Projekten zu folgen, durch welche König Friedrich aus seiner Vereinsamung herauszukommen suchte. Im
1783 Jahr 1783 betrieb er, gegen die Meinung seiner Minister, ein Bündnis mit Frankreich, das ihn auch bei der Bildung eines Fürstenbundes unterstützen sollte; allein Frankreich fand sich nicht veranlaßt, mit Österreich zu brechen, als ihm in der orientalischen Frage die Vermittlerrolle übertragen wurde. Als
1784 am 8. Januar 1784 zu Ainali-Kawak der Friede zwischen Rußland und der Pforte geschlossen wurde, sah sich Friedrich völlig zur Seite gedrängt. Alle übrigen Mächte nahmen an der Regelung dieser europäischen Angelegenheit teil; die jüngste Großmacht, Preußen, war ausgeschlossen. „Wir sind," ruft Friedrich einmal aus, „so isoliert, daß wir nicht einmal eine Macht finden können, die uns auch nur den Schatten einer Allianz bietet."

Da kam dem König ein rettender Gedanke. Mit Österreich verfeindet, von England vernachlässigt, von Rußland verlassen, von Frankreich zurückgewiesen, sah er für Preußen keinen besseren Rückhalt mehr, als bei den deutschen Fürsten, deren Bedeutung er vor wenigen Jahren so gering angeschlagen hatte. Der Fürstenbund, früher gleichsam als ein Anhängsel einer

Digitized by Google

ruſſiſchen oder franzöſiſchen Allianz gedacht, wird nun der Eckſtein, auf dem Friedrich ſein neues politiſches Syſtem begründet. Er ſucht die gegen Öſterreich opponierenden Elemente in Deutſchland zu einem Bunde zuſammenzufaſſen, der die allgemeine Stellung Preußens in Europa und die beſonderen Verhältniſſe Deutſchlands aufrecht erhalten ſoll. Mit nichten bezweckte der König eine Reform der abgelebten Reichsverfaſſung; im Gegenteil, es galt, das alte reichsſtändiſch-theokratiſche Deutſchland zu konſervieren, um es nicht Öſterreichs Händen auszuantworten. Wie die Dinge damals lagen, bedeutete das für Preußen zugleich die Hegemonie im Reich, dem Kaiſer zum Trotz.

Nach der bisher landläufigen Darſtellung hängt die Entſtehung des Fürſtenbundes lediglich mit der bayriſchen Intrigue zuſammen, die Joſeph II. vom Jahre 1783 an, wie gleich erzählt werden wird, erneuerte. Allerdings gehen dieſe Beſtrebungen und die preußiſchen Gegenanſtrengungen neben einander her, aber die eigentliche Veranlaſſung zu der Ausgeſtaltung jenes wiederholt erwogenen Gedankens gab der Vertrag von Ainali-Kawak, infolge deſſen Rußland von der Pforte die Krim und Kuban erhielt. Das Schickſal einiger Tauſend Tataren und einiger wüſter Steppen Aſiens wirkte zurück auf die deutſche Reichsverfaſſung.

Da der Kaiſerin Katharina der Abſchluß des für Rußland ſo günſtigen Friedens ganz beſonders durch die öſterreichiſchen Diplomaten erleichtert war, ſo durfte Kaiſer Joſeph mit Sicherheit darauf rechnen, daß ſeine Vergrößerungspläne in Deutſchland von ruſſiſcher Seite unterſtützt werden würden. Joſephs Abſicht war, die öſterreichiſchen Niederlande, die für ihn ſtets eine Quelle unangenehmer diplomatiſcher Verwickelungen waren, gegen Bayern auszutauſchen: jedoch wollte er dem Kurfürſten von Bayern nicht die geſamten Niederlande übergeben, ſondern Teile derſelben ſollten zur Entſchädigung des Erzbiſchofs von Salzburg dienen, deſſen ſüddeutſches Gebiet der Kaiſer zur Abrundung ſeines Staates vortrefflich gebrauchen konnte. Auf dieſe Weiſe hätte Joſeph den Verluſt Schleſiens reichlich ergänzt und den Einfluß Öſterreichs auf Deutſchland unendlich vergrößert. Im Mai 1784 erklärte die Zarin dem 1784
Wiener Hofe, daß ſie das Projekt durchaus billige, Kurfürſt Karl Theodor, den man um dieſelbe Zeit von dem Arrangement in Kenntnis ſetzte, war zwar nicht ganz zufrieden, daß er die Niederlande nicht ungeſchmälert erhalten ſollte, ließ ſich aber mit der Ausſicht ködern, daß ſein neuer Beſitz den hochtönenden Namen eines Königreichs Burgund tragen ſolle. Um ſo entſchiedener war der Herzog von Pfalz-Zweibrücken, der nächſte Agnat, gegen das Projekt, alle Verſuche ihn umzuſtimmen — hier wirkte auch Rußland mit — waren vergeblich. Umſonſt forderte der Geſandte Romanzow den Zweibrückener gebieteriſch auf, der Abkunft über den Austauſch beizutreten. Vielmehr wandte ſich der Herzog im Frühjahr 1785 an König Friedrich mit der 1785
Bitte, die kaiſerlichen Pläne durch eine bewaffnete Vermittlung im Bunde mit Frankreich zu hindern.

Welches Recht hatte Friedrich, einem ſolchen Austauſch ſich zu widerſetzen? Es lag in der Gefährdung der deutſchen Reichsverfaſſung, zumal der Friede von Teſchen die bayriſchen Hausverträge garantierte, die auch dann nicht gebrochen

werden konnten, wenn die jeweiligen Intereſſenten ihre Einwilligung dazu gaben. So ließ denn König Friedrich im März 1785 den Entwurf einer „reichsverfaſſungsmäßigen Verbindung der deutſchen Reichsfürſten“ in Umlauf ſetzen. Der Plan fand unter den deutſchen Kleinfürſten, wie Kurheſſen, Weimar, Baden, Braunſchweig, Mecklenburg, Anhalt, Ansbach, Gotha, ſofort die lebhafteſte Billigung: Hannover zögerte noch, auch Sachſen und die geiſtlichen Kurfürſten bewahrten anfangs eine kühle, reſervierte Haltung.

Der Kaiſerhof ſuchte die deutſchen Höfe zu beruhigen, Rußland auf das Berliner Kabinett zu drücken, man verhandelte mit England und Frankreich,
1785 dennoch ſiegte die preußiſche Politik vollſtändig. Am 23. Juli vollzog ſich die Gründung des deutſchen Fürſtenbundes, der nicht allein die erſt-

Friedrich der Große ſtiftet den Fürſtenbund.

Allegoriſches Gemälde von Bernhard Rode, Direktor der Akademie der bildenden Künſte, geſtochen von Meno Haas, Mitglied der Akademie der bildenden Künſte in Berlin 1793.

erwähnten Kleinſtaaten umfaßte, ſondern auch Sachſen und Hannover in ſich ſchloß. Ja, ſelbſt der Unterſchied der Konfeſſion trat in den Hintergrund: Öſterreich mußte erleben, daß ſelbſt die geiſtlichen Kurfürſten von Mainz und

Trier der Fahne Preußens folgten. Die Tauſchideen mußte Joſeph in kurzem aufgeben: der alte Löwe im Norden hatte nur ſeine Mähne zu ſchütteln gebraucht, um die Anſchläge der Gegner zu vernichten.

Die elf öffentlichen Artikel des Fürſtenbundes oder der „Aſſociation zur Erhaltung des Reichsſyſtems“ beziehen ſich auf den defenſiven Charakter des Bundes, die geheimen auch auf die Eventualität einer neuen deutſchen Königswahl und der Errichtung weiterer Kurwürden.

Hochſinnige Fürſten, wie Karl Auguſt von Sachſen-Weimar, knüpften an die Inſtitution großartige Reichsreformpläne: Karl Auguſt dachte an einen Zollverband, an ein deutſches Geſetzbuch, an Militärkonventionen; Friedrich der Große hielt ſich von ſolchen Illuſionen frei. Er wußte, daß er nur einen Notbehelf geſchaffen, denn er kannte die deutſchen Fürſten beſſer. Die deutſche Fürſtlichkeit folgte der Führung des Hauſes Hohenzollern nur ungern; ihr Vertrauen zu Preußen reichte nicht weiter, als ihre Angſt vor Öſterreich; ſobald die Hofburg ihre begehrlichen Pläne fallen ließ, trat das natürliche Parteiverhältnis wieder ein, und namenlich die geiſtlichen Fürſten mußten ſich von dem proteſtantiſchen Preußen als ihrem natürlichen Widerſacher wieder abwenden.

Auch auf einem andern Gebiete erlitt Kaiſer Joſeph, ſehr zum Nachteil Deutſchlands, eine Niederlage. Er beabſichtigte, durch ſeinen Bruder, den Kurfürſten Maximilian von Köln, und die andern Erzbiſchöfe in den ſogenannten „Emſer Punktationen“ eine deutſche Nationalkirche ins Leben zu rufen und den päpſtlichen Einfluß auf die Kirchenangelegenheiten Deutſchlands zu vernichten. Da aber die deutſchen Biſchöfe der Präeminenz der Erzbiſchöfe abgeneigt waren und Bayern auf die Seite Roms trat, mußte das Vorhaben unterbleiben.

16. Tod Friedrichs des Großen (17. Auguſt 1786). Einfluß ſeiner Perſönlichkeit.

Während Kaiſer Joſeph II. mit dem Eifer eines edlen Schwärmers daran ging, großartige, für ihn ſelbſt nur zu unheilvolle Veränderungen in den vielgeſtaltigen Staaten ſeines Reiches ins Werk zu ſetzen, neigten ſich die Tage des gealterten Preußenkönigs ihrem Ende zu.

Vergöttert von ſeinem Volke, ſtand der grämliche, ſorgenerfüllte, von den Leiden des Alters und mannigfacher Krankheit heimgeſuchte Fürſt vereinſamt da. An ſeinem Hofe herrſchte keine Luſt; waren doch alle ſeine Freunde vor ihm dahingegangen. Immer noch erfüllt von den ſchweren Pflichten ſeines königlichen Amtes, forderte er ſtrenge Pflichterfüllung von ſeinen Unterthanen; an ihrer Liebe lag ihm nichts. Aber ſeine Liebe bethätigte er ohne Unterlaß, ſei es daß er unermüdlich die Exercitien der Truppen leitete, ſei es daß er mit den Miniſtern beriet, wie den Plänen der Widerſacher entgegenzuarbeiten ſei. Den Menſchen war der Philoſoph von Sansſouci fremd geworden: einſam und ernſt ſchritt er wohl, von ſeinen treuen Windſpielen begleitet, an den Gemälden der Galerie von Sansſouci entlang oder gedachte ſchwermütig im runden Tempel des Parks der geliebten verſtorbenen Schweſter.

Friedrich der Große im Lehnſtuhl auf der Terraſſe von Sansſouci ſitzend, der untergehenden Sonne nachſchauend, mit der Unterſchrift: „Bald werde ich dir näher kommen!“ Gleichzeitiger Stich von J. F. Jügel

Digitized by Google

„Friedrichs des Einzigen Übergang in die Gefilde der Vollendung. Potsdam, den 17. Auguſt 1786 um 2 Uhr und 20 Minuten morgens.“ (Der Thronfolger Friedrich Wilhelm II. iſt herbeigerufen worden, der treue Kammerhuſar beleuchtet die Züge des im Lehnſtuhl Entſchlafenen.)

Gezeichnet von F. W Bock, geſtochen von F. Berger, Berlin 1797.

Seit dem Frühling des Jahres 1786 an der Waſſerſucht leidend, ward er am 17. Auguſt des Jahres durch einen ſanften Tod abgerufen. Er endigte ein Heldenleben, das, von großen Gedanken durchzogen, erfüllt von Waffenſtreit und ſchickſalsvollem Wechſel der Ereigniſſe, unſterblich ward durch das, was es erreichte: die Erhebung des preußiſchen Staates zu einer Macht. Mit Recht verkündete ſein Teſtament: Seitdem ich zur Führung der öffentlichen Geſchäfte gelangt bin, habe ich mit allen Kräften, welche die Natur mir verliehen hat, und nach Maßgabe meiner geringen Einſichten mich bemüht, den Staat, welchen ich die Ehre gehabt habe zu regieren, glücklich und blühend zu machen.“ Nie zuvor ward in gleichem Maße das Wort der Schrift erfüllt, welches zum Text ſeiner Leichenpredigt gewählt wurde: „Ich habe dir einen Namen gemacht, wie die Großen auf Erden einen Namen haben.“ 1786

Digitized by Google

Der Umfang des Staates war unter Friedrichs Regierung von 2300 Quadratmeilen auf 3600 erweitert worden, die Bevölkerung von 2¼ Millionen auf 6 Millionen gewachsen, die Einkünfte von 12 auf 32 Millionen erhöht worden.

Ob sich der Staat, den das Genie seines großen Königs erhoben und zusammengehalten, auf seiner Höhe würde behaupten können? Wer hätte in Preußen daran zweifeln mögen! Dem geistreichen Mirabeau, der den König im Januar 1786 durch seinen Besuch erfreute, entging trotz seiner Begeisterung für den Staat Friedrichs des Großen nicht, daß dieser Bau auf schwachem Grunde ruhe. Das Preußenvolk befand sich in bedauerlichem Irrtum über den Anteil, welcher dem Könige, welcher dem Volke an der gegenwärtigen Größe des Staates gebührte. Wie eitel erwiesen sich bald die Wünsche, mit denen der König sein Volk gesegnet hatte!

„Meine letzten Wünsche," heißt es im Testament, „im Augenblicke des Todes werden dem Glücke des Staates gelten; möge er der glücklichste der Staaten sein durch die Milde seiner Gesetze, der am gerechtesten verwaltete in seinem Haushalt, der am tapfersten verteidigte durch sein Heer, das nur Ehre und edlen Ruhm atmet, und möge er dauernd blühen bis an das Ende der Zeiten!"

Eine Persönlichkeit, wie der Herrscher auf dem Preußenthrone, mußte zur Nachahmung und Nacheiferung auffordern. Wo sich diese Nachahmung darauf beschränkte, die Herrschergewalt möglichst im absoluten Sinne zu üben, und der Fürst vergaß, daß sich sein Vorbild als ersten Diener des Staates betrachtete, da hatte diese Despotie meist schlimme Folgen.

Da wurden, wie besonders in Württemberg, die Unterthanen schamlos ausgeplündert, um die kostbaren Liebhabereien und die niedrigste Liederlichkeit ihrer Landesherren zu bezahlen; oder sie wurden gar nach dem Kap, nach Amerika verkauft, damit die Fürsten das Sündengeld zur Befriedigung ihrer Lüste verwenden konnten. Auf militärischem Gebiete äffte Landgraf Ludwig von Hessen, der von einer förmlichen Soldatenmanie besessen war, den großen König nach. In Pirmasens verbrachte er sein Leben, täglich sein Grenadierregiment exercierend. Auch Graf Wilhelm von Lippe ahmte diese Spielerei nach und stiftete auf einer künstlich geschaffenen Insel im Steinhuder Meer die Festung und Kriegsschule zu Wilhelmstein, die für die Nation den einzigen Nutzen gehabt hat, den jungen Scharnhorst beherbergt zu haben.

Wenigstens einige der regierenden Fürstenhäuser aber erkannten, daß ihre Aufgabe nicht darin bestehe, mit Balletten und Banketten das Gut ihrer Unterthanen durchzubringen oder durch künstlich gemehrten Wildstand, dann wieder durch Parforcejagden die mühevolle Arbeit des Landmanns schonungslos zu zerstören. Besonders die Verbesserung des Unterrichtswesens wurde in diesem Zeitalter der Aufklärung als eine Hauptaufgabe fürstlichen Wohlwollens betrachtet, und selbst der Herzog Karl von Württemberg brachte durch die Begründung der nach ihm genannten Schule dem Zeitgeiste seine Huldigung dar. Auch im Kollegium Karolinum zu Braunschweig wurde eine Reihe von bedeutenden Männern und tüchtigen Beamten großgezogen. Noch tieferes und vielseitigeres Interesse an dem Gedeihen des deutschen Geisteslebens nahm aber der Hof von Weimar, wo die Herzogin Amalie und Karl August die hervorragendsten Männer der Litteratur um sich sammelten und der deutschen Muse die Freistätte schufen, welche sie von der Huld des Preußenkönigs einst gehofft und zu erhalten nun längst verzweifelt hatte. Ein wahrhaft humaner Fürst war Markgraf Karl Friedrich von Baden, der sein kleines Ländchen musterhaft verwaltete, ebenso Max Joseph von

Digitized by Google

Bayern, welcher die Münchener Akademie ſchuf und nur zu früh einem Regenten von ganz entgegengeſetztem Charakter Platz machen mußte.

Wie mit den weltlichen, verhielt es ſich mit den geiſtlichen Fürſten; auch hier findet ſich eine ſcharfe Differenz zwiſchen den Wohlthätern ihrer Territorien und ſolchen, die ihr geiſtliches Amt auf frivole Weiſe entweihen.

Zu den edleren Erſcheinungen gehörte der Kurfürſt von Mainz, Emmerich Joſeph, aus dem Hauſe Breitbach-Bürresheim (1763—1774), welcher, den Jeſuiten abgeneigt, die Aufklärung beförderte, Volksſchulen mit erhöhtem Lehrziele gründete und in die höheren Schulen die Leibniziſch-Wolffſche Philoſophie einführte. Er verbot den Handel mit Reliquien und Ablaß, beſchränkte die Wallfahrten und ſchaffte eine Menge Feiertage ab. Auch für das materielle Wohl ſeiner Unterthanen war er eifrig bemüht. Wegen dieſer ſegensreichen Thätigkeit wurde er wahrſcheinlich auf Anſtiften der Jeſuiten vergiftet. In ſeinem Sinne regierte auch Franz Ludwig von Erthal, Fürſtbiſchof von Würzburg und Bamberg, der unter anderm auch die verderbliche Lotterie in ſeinen Landen aufhob. Ein andrer Erthal, welcher durch die Jeſuiten zum Nachfolger des ehrenwerten Joſeph Emmerich von Mainz gemacht wurde, vernichtete thunlichſt die Reformen ſeines Vorgängers, ſchändete durch ſeinen Lebenswandel ſein erzbiſchöfliches Amt und machte demnächſt Mainz zum Sammelplatz des franzöſiſchen Emigrantentums.

Gezeichnet von J. C. Friſch, geſtochen von D. Berger 1788.

Zur Charakteristik des 18. Jahrhunderts:

„Aufklärung."
Allegorische Radierung von Daniel Chodowiecki. (Landschaft mit aufgehender Sonne. Zum Göttinger Taschenkalender von 1792.

„Toleranz."
Allegorische Radierung von Daniel Chodowiecki aus demselben Jahr. (Minerva nimmt die Bekenner sämtlicher Religionen unter ihren Schutz.)

17. Die deutsche Gesellschaft im 18. Jahrhundert.

Wiewohl bei der Zerklüftung Deutschlands in viele kleine Vaterländer, bei der Verschiedenheit der Stammeseigentümlichkeiten in Nord und Süd, auch infolge der Einwirkung einzelner Herrscher und Höfe, von einer unbedingten Gleichförmigkeit in Leben und Sitte im 18. Jahrhundert unmöglich die Rede sein kann, lassen sich gewisse gemeinsame Züge gerade in dieser Epoche doch allenthalben wahrnehmen.

Um vom Äußerlichsten anzufangen, so herrschte hinsichtlich der Bekleidung beim männlichen wie beim weiblichen Geschlecht der französische Geschmack: lebhafte Farben, schwere Stoffe, Gold- und Silberstickerei. Den Kopf bedeckt die Allongeperücke, die später dem Haarbeutel, in Preußen unter Friedrich Wilhelm dem Zopf weichen muß. Seidene Strümpfe, Schnallenschuhe, der Galanteriedegen, bei älteren Personen das spanische Rohr sind die Requisiten und Attribute des männlichen Geschlechts. Die Frauenwelt trägt den unförmigen französischen Reifrock, das enganschließende Korsett, welches den Hals möglichst frei läßt, schminkt sich und entstellt ihre natürliche Anmut durch die elenden „Schönheitspflästerchen". Die Coiffure ist turmförmig oder wulstig, der Schuh zwängt den Fuß möglichst ein und erhöht ihn stelzenförmig.

Mit den französischen Moden dringen die französischen Untugenden, Leichtsinn und Sittenlosigkeit ein. Von den Städten erhalten sich vielleicht nur die hanseatischen in alter Ehrbarkeit; von den Höfen macht nur der preußische unter Friedrich Wilhelm I.

Zur Charakteristik des 18. Jahrhunderts: Hoftracht aus der zweiten Hälfte des Jahrhunderts. Kalenderkupfer von Chodowiecki vom Jahre 1776.

Zur Charakteristik des 18. Jahrhunderts: Fünf modische Damenköpfe, Kupfer von Chodowiecki zum Göttinger Taschenkalender von 1778.

eine rühmliche Ausnahme von der überall regierenden Immoralität. Selbstverständlich wirkte der lockere Hofton zunächst auf die Haupt- und Residenzstädte zurück; namentlich Dresden zeichnet sich durch seine Üppigkeit aus, auch in Wien kann die sittenstrenge Maria Theresia nicht reformierend durchgreifen, da ihr eigener Herr Gemahl von französischen Galanterien nicht frei ist, noch weniger der allmächtige Kaunitz. Durch Franz Stephan wird auch hohes Hasardspiel bei Hofe ein besonders beliebtes Vergnügen. In Berlin giebt zwar der Hof zur Zeit Friedrichs des Großen kein schlechtes Beispiel, aber die Berliner „gute" Gesellschaft entartet nach dem Siebenjährigen Kriege in erschreckender Weise. Ist auch vielleicht auf die Schilderungen des englischen Gesandten Lord Malmesbury nicht allzu viel zu geben, so fällen doch auch ganz unverdächtige Augenzeugen ein hartes Urteil über die norddeutsche Hauptstadt. „Gastfreiheit", schreibt Georg Forster im Jahr 1779, „und geschmackvoller Genuß des Lebens sind ausgeartet in Üppigkeit, Prasserei und Gefräßigkeit, freie aufgeklärte Denkungsart in freche Zügellosigkeit. Die Frauen sind allgemein verderbt."

Unter Friedrich Wilhelm II. und Leopold II. konnten die Berliner mit den Wienern an Immoralität wetteifern: das Beispiel, das von obenher gegeben ward, mußte dazu dienen, die Frivolität zu mehren. Es war fast ein Wunder, daß der Bürgerstand in diesem Unwesen nicht unterging.

Waren diese Zustände nicht doch vielleicht zum Teil Folgen der sogenannten „Aufklärung", welche den Hauptinhalt der Bestrebungen dieses Jahrhunderts ausmacht? Es war gewiß dankenswert, alle Verhältnisse des Lebens mit der Leuchte der gesunden Vernunft zu erhellen, aber augenscheinlich hat die zersetzende Thätigkeit der Aufklärer größere Vorteile für die geistige, als für die

Digitized by Google

moraliſche Entwickelung der Menſchheit gehabt. Mag immerhin das Zeitalter der Aufklärung das „Zeitalter Friedrichs des Großen“ genannt und damit jeder Fortſchritt, der auf ſtaatlichem Gebiete, in der Wiſſenſchaft und im Rechtsweſen, nach der Seite echter Humanität hin gemacht worden iſt, auf die Anregungen und Einwirkungen dieſes unvergleichlichen Regenten geſetzt werden, ſo wird ſein Andenken dadurch nicht geſchädigt, daß man nicht alles, was dieſe Aufklärung im Gefolge hatte, als löblich oder heilſam anerkennt. Was ſpeziell die **Religion** betrifft, ſo war es gewiß an der Zeit, die ſtarren Feſſeln der Orthodoxie zu ſprengen, aber dem Volke den chriſtlichen Glauben zu nehmen, wäre doch höchſtens gerechtfertigt geweſen, wenn man abſolut Beſſeres an ſeine Stelle ſetzen konnte. Man weiß, daß Friedrich der Große die chriſtliche Sittenlehre als ewig verehrungswürdig verteidigte und mit denen nichts zu thun haben wollte, die zugleich mit der Glaubenslehre das geſamte Chriſtentum bekämpften. Aber bei der abſoluten Toleranz, die er für angebracht hielt, ließ er auch die ausgeſprochenen Feinde der Religion gewähren. Wer es für gut hielt, mochte immerhin dem Verfaſſer des Système de la nature glauben, „daß das Chriſtentum die Urſache von allem Unglück des menſchlichen Geſchlechtes ſei.“ Wie weit es ſchon 1769 in Berlin gekommen war, zeigt der Brief des gewiß nicht intoleranten **Leſſing** an den großen Aufklärungsmeiſter **Nicolai**, in dem es heißt: „In dem franzöſierten Berlin

Aus dem bürgerlichen Leben des 18. Jahrhunderts:

Der Mennonit, aus der Folge der „Heiratsanträge“ von **Daniel Chodowiecki** zum Taſchenbuch zum Nutzen und Vergnügen fürs Jahr 1782.

Der Schneider, aus der Folge der „Heiratsanträge“ von **Daniel Chodowiecki**.

Digitized by Google

reduziert sich die Freiheit, zu denken und zu schreiben, auf die Freiheit, gegen die Religion so viele Sottisen, als man will, zu Markte zu bringen."

Die „Aufklärung", welche der Philosoph Kant später definiert hat als „Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit" (Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung zu bedienen), ist nicht deutschen, sondern fremden Ursprunges. In England begannen Locke und Hume, in Frankreich Bayle mit der vernunftgemäßen Zersetzung des Offenbarungsglaubens. Dann folgen Toland und seine Gesinnungsgenossen, die englischen Deisten, welche nicht allein den dreieinigen Gott der Christen, sondern überhaupt ein persönliches höchstes Wesen verwarfen. Der hauptsächlichste Verbreiter dieser Philosophie „des gesunden Menschenverstandes" war Lord Shaftesbury, der namentlich unter der höheren Gesellschaft zahlreiche Proselyten machte. In ähnlicher Weise gingen in Frankreich Voltaire, Rousseau, Diderot

Aus dem bürgerlichen Leben des 18. Jahrhunderts:

Der Fleischer, aus der Folge der „Heiratsanträge" von Daniel Chodowiecki.

Der Herrnhuter, aus der Folge der „Heiratsanträge" von Daniel Chodowiecki.

und d'Alembert (diese: die Encyklopädisten, weil sie ihre vernunftgemäße Kritik in der „Encyklopädie" niederlegten) zu Werke. Diese nahmen noch ein höchstes Wesen an, welches der Materialist Holbach im système de la nature für einen ganz überflüssigen Gottesbegriff erklärte. Dem Materialisten („es giebt nur ein Sein, die Materie; Denken ist Bewegung der Fibern des Gehirns") La Mettrie, einem frechen Wüstling, dessen Ausschreitungen selbst von Diderot und d'Alembert zurückgewiesen wurden, ließ Friedrich der Große im Jahre 1752 in der Berliner Akademie eine ehrende Gedächtnisrede halten.

Die Aufklärung stieß in Deutschland teils auf eine dogmatische Orthodoxie, teils auf den von Spener und Francke begründeten Pietismus, als dessen hervorragendster Vertreter Graf Zinzendorf (1700—1760), der Stifter der Herrnhuter Gemeinde, zu bezeichnen ist. Beten und Bibellesen bildet den Mittelpunkt ihres Christentums, das sich auch sonst in allen Lagen des Lebens schriftgemäß zu bewähren hat. Die Vorfechter der englischen Freidenker waren der Hallesche Philosoph Wolff und die zahlreiche Schar seiner

Schüler: schon in den fünfziger Jahren wurde es zum guten Ton gerechnet, das Christentum gering zu schätzen, es höchstens als einen nützlichen Zügel des Pöbels gelten zu lassen. Der kühnste und schärfste Denker der neuen Richtung war der Hamburger Reimarus (geb. 1694), der berühmte Verfasser der „Wolfenbütteler Fragmente", von denen Lessing (1774—1777) die ersten herausgab. Nach seiner Ansicht widerstreitet die Annahme einer unmittelbaren göttlichen Offenbarung und einer auf dieselbe gegründeten christlichen Kirchenlehre der prüfenden Vernunft; dagegen begründet er eine frei auf sich gestellte Vernunft- und Naturlehre; auch die Unsterblichkeit der Seele erkennt er an.

Ein gutes Geschäft machte mit dem Modeartikel der Aufklärung der Berliner Schriftsteller und Buchhändler F. Nicolai, der in Verbindung mit seinen Freunden, namentlich dem Popularphilosophen Mendelssohn, die Litteraturbriefe und dann die „Allgemeine deutsche Bibliothek" (225 Bände!) herausgab. Theologen und Popularphilosophen, wie Semler, Bahrdt und Spalding, Abbt, Garve und Zimmermann, führten diese religiöse Richtung, die „rationalistische", zum Siege, bis unter Friedrich Wilhelm II. eine Reaktion erfolgte.

In epochemachender Weise begründete der Philosoph Immanuel Kant (1724 bis 1804) aus Königsberg in seinen Hauptschriften, der Kritik der reinen Vernunft, der Kritik der praktischen Vernunft und der Kritik der Urteilskraft, ein neues System, welches dem orthodoxen Glauben ebenso entgegengesetzt war, wie dem Deismus. Er stellte die Grenzen der Erkenntnis fest und in den Mittelpunkt seines Systems den „kategorischen Imperativ", nämlich das Bewußtsein des Sittengesetzes, welches erheischt, das zu wollen und zu können, was man soll. Während die reine Vernunft die Begriffe Gott und Unsterblichkeit verneint, sind sie Postulate (notwendige Forderungen) der praktischen Vernunft, ohne welche die Widersprüche in der Welt nicht zu lösen wären.

Daß die Aufklärung in Deutschland sich mit besonderer Energie gegen die Theologie und Religion wandte, hing damit zusammen, daß der Deutsche in dieser ganzen Epoche den öffentlichen Dingen, der Politik, noch mit träger Gleichgültigkeit gegenüberstand. Aufgewachsen im System des aufgeklärten Despotismus, konnte man sich lange noch unmöglich denken, daß ein vernünftiger Unterthan über staatliche Dinge, über öffentliche Reformen mitzureden habe. Es war eine seltene Ausnahme, wenn einzelne Schriftsteller sich auf dieses Gebiet wagten, auf dem sich in England und Frankreich die jugendlichen Geister so keck tummelten.

Zur Charakteristik des 18. Jahrhunderts: Berlinische Prediger aus der Zeit Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II., drei derselben in Amtstracht, der vierte in bürgerlicher Kleidung mit seiner Frau und seinem Knaben. Kupfer Chodowieckis zu Nicolais „Sebaldus Nothanker" vom Jahre 1775.

Zu den deutschen politischen Publizisten sind namentlich zu rechnen: Friedrich Karl von Moser (geb. 1723 zu Stuttgart) und Justus Möser (geb. 1720 in Osnabrück), auch der bereits als österreichischer Reformer erwähnte Sonnenfels (geb. 1733 zu Nikolsburg). In Mosers berühmtem Buch „der Herr und der Diener" wird bereits der Satz ausgesprochen, daß der Beamte nicht königlicher, sondern Staatsdiener ist. Seine Bewunderer fanden nur beklagenswert, daß Moser ein frommer Mann war. Natürlich

Digitized by Google

ward Moser in dem despotisch regierten Hessen-Darmstadt, wo er Staatsminister geworden war, ein Opfer seiner Überzeugungen. Möser stand in seinem Geburtslande fast zwanzig Jahre an der Spitze der Verwaltung und suchte durch kleine Abhandlungen, die er den amtlichen Nachrichten der Osnabrückischen Intelligenzblätter beigab, das politische Verständnis und Selbstbewußtsein, damit den Patriotismus der Regierten zu heben. Die Zusammenstellung der kleinen Aufsätze, die „Patriotischen Phantasien" (1774), verschafften ihm einen hervorragenden Platz unter den politischen Volksschriftstellern Deutschlands.

Ferner verdient rühmliche Erwähnung A. L. von Schlözer, der im Auslande die Schärfe seines Blickes für das, was seinem Vaterlande not that, geschärft hatte. In seinem „Briefwechsel" unterzog Schlözer die politischen Ereignisse einer scharfen Kritik; in seinen „Staatsanzeigen" redete er der „Öffentlichkeit" als der besten Schutzwehr gegen Willkür und Tyrannei das Wort.

Eine umfassende Einwirkung hatte die Aufklärung auf das Schulwesen. Schon die französischen und englischen Aufklärer, wie Rousseau und Locke hatten darauf hingewiesen, daß es vor allem not thue, das heranwachsende Geschlecht im Sinne der neuen Bildung zu einem freieren und reineren Menschendasein heranzubilden, aber Leben und Wirklichkeit gewann dies reformatorische Streben erst in Deutschland. Wenn der Baseler Ratsschreiber Isaak Iselin die Bedeutung dieser Aufgabe erkannte, so machte sich J. L. Basedow (geb. zu Hamburg 1723) daran, sie zu verwirklichen, werkthätig durchführend, was bei Rousseau nur thatlose und schwärmerische Träumerei war. Er ruhte nicht, bis er seine Sache zur Herzensangelegenheit des gesamten Vaterlandes, ja der ganzen gebildeten Welt gemacht hatte.

Aus dem bürgerlichen Leben des 18. Jahrhunderts: Der Tanzmeister, aus der Folge der „Heiratsanträge" von Dan. Chodowiecki.

Vom Fürsten Friedrich Franz von Dessau im Jahr 1771 zur Verbesserung der Landesschulen berufen, gründete er 1774 seine Musterschule, welche er zur Bezeichnung der menschenfreundlichen Absicht „Philanthropin" nannte. Die Religion sollte hier frei von aller kirchlichen Ausschließlichkeit als Erkenntnis des Allvaters und Verehrung desselben durch Rechtthun gelehrt werden. Der Unterricht sollte alles tote Gedächtniswerk und allen leeren Wortkram verbannen, das Kind in die lebendige Anschauung der Sinnenwelt eingeführt werden. Auch setzte Basedow die Erziehung des Körpers in ihre Rechte wieder ein. — Basedow fand allenthalben außerordentlichen Anklang, und seine Musteranstalt wurde vielfach nachgeahmt. Dennoch haben diese Anstalten keine lange Dauer gehabt.

Neben Basedow erwarben sich große Verdienste für die Hebung des Volksschulwesens, freilich in verschiedener Richtung, der theologisch vorgebildete Campe und der aus dem Offiziersstande hervorgegangene Landedelmann von Rochow.

J. H. Campe (geb. 1746 zu Deensen bei Holzminden), der Erzieher der Brüder von Humboldt, eine Zeitlang als Edukationsrat und Lehrer am „Philantropin" thätig, gründete später selbst in der Nähe von Hamburg ein ähnliches Erziehungsinstitut, nach dessen Aufgabe er sich bald ausschließlich litterarischen Arbeiten widmete und namentlich als Jugendschriftsteller große Berühmtheit erlangte, besonders durch seinen „Robinson." Für den gemeinen Mann auf dem platten Lande wirkte keiner tiefer und nachhaltiger als der Märker Fr. E. von Rochow. Sein „Kinderfreund" weckte die Denkkraft und läuterte den sittlichen Sinn der Dorfkinder, beschäftigte auf das angemessenste ihr Gemüt und ihre Phantasie. Auf seinen Gütern errichtete er Musterschulen.

An die Erziehungslitteratur schloß sich eine wichtige Volkslitteratur an: die größte Berühmtheit erlangte das Volksbuch „Lienhard und Gertrud" von J. H. Pestalozzi (1781), worin er die Geschichte einer armen Bauernfamilie schildert, die sich durch sittliche Kraft und Tüchtigkeit emporschwingt.

Dem Zwecke der Aufklärung sollte auch der Orden der Illuminaten dienen, der in diesem geheimen Verbrüderungen sehr geneigten Jahrhundert neben der Freimaurerei in die Höhe kam (1776).

Aus dem bürgerlichen Leben des 18. Jahrhunderts: Mutter und Sohn in Straßentoilette. Kupfer von Daniel Chodowiecki.

Gegründet von dem Professor Adam Weishaupt in Ingolstadt, hatte er sich die Aufgabe gestellt, dem Jesuitismus entgegenzuarbeiten, der auch nach der Aufhebung des Ordens (1773) immer noch gefährlich erschien. Ursprünglich nur eine phantastisch zugestutzte Fortbildungsanstalt für katholische Jünglinge, gewann der Orden höheren Aufschwung, als er namentlich durch den Freiherrn Adolf von Knigge nach Norddeutschland verpflanzt wurde. Dieser wollte den Illuminatenorden womöglich ganz mit dem der Freimaurer verschmelzen. Als Ziel stellte sich der Orden die Vermehrung der Sittlichkeit, die innere Vervollkommnung des Menschen: der Stifter lehrte, der Grundgedanke des Illuminatenordens sei nichts als der geheime, innere Kern der überlieferten göttlichen Lehre Jesu. Hochstehende Persönlichkeiten, selbst Fürsten traten dem Bunde bei, bis er als staatsgefährlich verdächtigt und in Bayern verfolgt wurde. Zwar wurden die Flüchtlinge — auf Weishaupts Ergreifung ward sogar ein Preis gesetzt — in den übrigen Staaten geschützt, aber der Orden löste sich auf und wurde durch die französische Revolution bald völlig überholt.

Weishaupt hatte bei seinem Orden von den Jesuiten besonders die monarchische Leitung und die Abstufung in Grade angenommen, von den Freimaurern das Streben nach dem Geheimnisvollen, den Pomp des Ritus und des Ceremoniells.

Wie aber die Gegensätze im Leben oft nahe bei einander stehen, war es auch in dieser Zeit der sogenannten Aufklärung. Den Illuminaten traten die Rosenkreuzer gegenüber, welche den Glauben an Gespenstererscheinungen und allen möglichen übernatürlichen Spuk neu belebten. Sie behaupteten sogar den Stein der Weisen zu besitzen, d. h. die Kunst, unedle Metalle in Gold zu verwandeln und das Lebenselixir zu bereiten. Die Jesuiten namentlich wählten sich diesen Schauplatz, um die Leichtgläubigen weiter zu betrügen. Erst 1782 machte sich die Freimaurerei von diesem Auswuchse förmlich frei.

Digitized by Google

„Rosenkreuzer“ nennen sich die Mitglieder dieses Ordens, weil die von Moses und Zoroaster herstammende Geheimlehre angeblich durch Vermittlung des Templerordens auf einen gewissen Christian von Rosenkreuz vererbt war.

Aus dem bürgerlichen Leben des 18. Jahrhunderts: Fünf weibliche Dienstboten. Kupfer von Daniel Chodowiecki zu Lichtenbergs Orbis pictus vom Jahre 1780.

Von Wien aus verkündete Mesmer die Wunder des Magnetismus, in Leipzig setzte der Kaffeewirt Schrepfer seine Geisterbeschwörungen in Scene, die vornehme Welt in Frankreich betrog der Graf von St. Germain, Alchimist und Diamantenverfertiger, in deutschen Kreisen feierte der Sizilianer Balsamo als Graf Cagliostro die Triumphe höheren Gaunertums. In Süddeutschland trieb der Wunderthäter Pater Gaßner sein Unwesen, bis ihm Joseph II. ein Ziel setzte. Und dabei fand sich ein ernst denkender Mann, der Prediger Lavater in Zürich, der sowohl in Cagliostro wie in Gaßner das Wirken höherer Mächte anerkennen zu müssen glaubte.

Das Ordenswesen griff auch auf die deutschen Universitäten hinüber, ohne doch die daselbst herrschende allgemeine Roheit besiegen zu können; die studentischen Orden beförderten eher die akademische Raufluft.

Eine rühmliche Ausnahme machten auf einzelnen Universitäten die geselligen Verbindungen geistig begabter, litterarisch strebender Jünglinge, wie sie sich uns in dem älteren Leipziger- und in dem späteren Göttinger (Hain-)Bunde darstellen. In dem letzteren besonders machte sich auch eine typische Erscheinung des ausgehenden Jahrhunderts besonders bemerkbar, nämlich eine thränenreiche Sentimentalität und eine Freundschaftsempfindelei, die uns fast unbegreiflich erscheint. Findet sie auch aus der Richtung der Zeit ihre Erklärung, so werden uns diese Verzückungen wenig angenehm berühren, ob nun die Hainbündler in Gedanken an den göttlichen Klopstock vor Wehmut vergehen wollen, oder Wieland in höheren Seligkeiten schwelgt, weil er — bei Tische neben dem herrlichen Jüngling Goethe gesessen.

Aus dem bürgerlichen Leben des 18. Jahrhunderts: Häusliche Scene von Daniel Chodowiecki vom Jahre 1776.

18. Die deutsche Litteratur im Zeitalter Friedrichs des Großen.

Seit Goethe von der Bedeutung der Thaten Friedrichs des Großen für die deutsche Litteratur Zeugnis abgelegt hat, ist die Annahme allgemein, daß dieser König unsrer Litteratur ein Vaterland geschaffen, daß die deutsche Dichtkunst durch seine Thaten einen nationalen Charakter angenommen habe. Man hat den Satz sogar dahin ausgeführt, „daß der Siebenjährige Krieg am Eingange des goldenen Zeitalters unserer Litteratur stehe, wie die großen Perserkriege am Eingang des großen Perikleischen Zeitalters, daß er in Wahrheit zugleich ein Krieg und Sieg der nationalen Selbständigkeit und Unabhängigkeit, der vorschreitenden Aufklärung gegen religiöse und politische Finsternis und Bedrückung, eine Verjüngung und Wiedergeburt der gesamten deutschen Sitte und Denkart gewesen sei."

Nun wird man freilich nicht in Abrede stellen können, daß der Siebenjährige Krieg in dem preußischen und weiterhin in dem deutschen Volke wieder zuerst ein Nationalbewußtsein geweckt und ganz unmittelbar eine Anzahl nationaler Werke in Poesie und Prosa erzeugt hat, ja daß einer der preußischen Dichter und Denker förmlich eine Art Siebenjährigen Krieges auf litterarischem Gebiet durchgefochten hat, gleichwohl aber sind jene Übertreibungen nicht gerechtfertigt, die man aus Goethes Urteil hergeleitet hat. Wenn man den Entwickelungsgang der deutschen Litteratur im 18. Jahrhundert verfolgt, so wird man finden, daß sie, soweit das geistige Leben in den epochemachenden Meistern verkörpert erscheint, zum großen Teil von den politischen Ereignissen unabhängig gewesen ist. Es hängt das zum Teil damit zusammen, daß die führenden Geister keineswegs alle dem Staate angehörten, welcher die politische Hegemonie erwarb. Einige haben den belebenden Hauch, welcher aus einem großen Staatswesen jedem einzelnen entgegenweht, nie verspüren können, andre haben, eigensinnig genug, die epochemachende Bedeutung des Preußenkönigs auf geistigem Gebiet nicht anerkennen wollen.

Wenn wir von dem Schweizer A. v. Haller (1708—1777) und dem Hamburger Fr. v. Hagedorn (1708—1754) absehen, welche, der eine durch eine ernste Richtung auf Natur und Moral, der andre durch frische und leichtlebige Lyrik im französischen Geschmack, die Unnatur und Geschmacklosigkeiten der vorangegangenen Litteraturepoche bekämpften, tritt uns als die erste reformatorische Persönlichkeit der einst eifrigst belobte, nachmals unverdient verachtete Joh. Chr. Gottsched entgegen (1700 geb. zu Judithenkirch bei Königsberg, gest. zu Leipzig 1766). Sein nüchterner verständiger Sinn bekämpfte in gleicher Weise die sprachlichen, wie die stofflichen Ungeheuerlichkeiten der zweiten schlesischen Dichterschule: an die Stelle des Gemeinen setzte er das Wohlanständige und verbannte, damit freilich über das Ziel hinausschießend, die entartete Personifikation des deutschen Volkshumors, den groben Hanswurst, feierlich von der Bühne; er schuf erst wieder ein reinliches Schriftdeutsch, und in dieser Hinsicht stehen die meisten Späteren auf seinen Schultern. Irrte er auch, indem er das Poetische in das Vernünftige legte und das deutsche Schauspiel zu pedantischer Nachahmung des französischen Hofdramas verurteilte, so ist doch sein verfehltes Streben von patriotisch-deutschem Geiste getragen. In diesem Sinne sammelte er den „Nötigen Vorrat zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst" — ein Verzeichnis sämtlicher ihm bekannter deutscher Dramen von 1450—1760.

Klopſtock im mittleren Mannesalter.

Nach einem gleichzeitigen Stich.

Was er verkannte, daß nämlich die dichteriſche Empfindung, die Phantaſie und die Begeiſterung, die Quelle aller wahren Poeſie iſt, legten ſeine Gegner, die Schweizer **Bodmer** (1725—1783) und **Breitinger** (1701—1776), dar, den deutſchen Geiſt auf den verwandten engliſchen Geiſt verweiſend, nur daß ſie durch die Aufſtellung des Grundſatzes, daß die Poeſie redende Malerei ſei, dem Geſchmacke wieder eine falſche Richtung gaben und die Kritik Einſichtigerer herausforderten. Die Schweizer aber waren die Lehrmeiſter des Mannes, der zum erſtenmal die ganze Nation mit Bewunderung und Verehrung dichteriſchen Schaffens erfüllte. **Friedrich Gottlieb Klopſtock** (geb. 1724 zu Quedlinburg, geſt. zu Hamburg 1803) repräſentierte den echten deutſchen Geiſt, der von der Erhabenheit und Heiligkeit des Chriſtentums erfüllt, von den Idealen der Antike bebegeiſtert, von innigem Gefühl für die Einfalt und ſtille Größe der Natur durchdrungen, von dem Bedürfnis echter treuer Freundſchaft eingenommen iſt. Sein religiöſes Epos,

Digitized by Google

der „Messias“ — die ersten Gesänge erschienen 1748 — machte in dieser Zeit der Aufklärung Epoche und fand so sehr den Beifall der Zeitgenossen, daß die jüngeren Geister, mochten sie noch so anders geartet sein, sämtlich zur Nachahmung dieses Genres veranlaßt wurden. Seiner vaterländischen Dichtung fehlt jede Beziehung auf die Gegenwart: das Vaterland, für welches er in den kühnen und schwungvollen Oden die Begeisterung wachrief, auch auf diesem Gebiete zur Nacheiferung anspornend, war das Deutschland des Befreiers Hermann; der einfältigen Größe der germanischen Vorzeit wandte er die Herzen zu. Wohl erkannte er die Bedeutung Friedrichs, aber anerkennen wollte er sie nicht: im Jahre 1752 wußte er noch keine größere Heldenthat zu feiern, als — die Schlacht bei Höchstädt. Klopstock, aus einem Leipziger Dichterkreis ausgegangen, wurde nun Heros einer zweiten Generation, des Göttinger „Hainbundes“ (1772), auf ihn übertrug sich seine ganze Art und Weise, vor allem sein urgermanisches Vaterlands-, auch sein Naturgefühl. Gewiß nehmen die Hainbündler (Bürger 1747—1794, Joh. Heinrich Voß, 1751—1826, Christian Graf Stolberg, 1748—1821, Friedrich Graf Stolberg, 1750—1819, Hölty, 1748—1776) in unsrer Litteratur eine achtunggebietende Stellung ein, aber ihr Vaterlandsgefühl ist auch nur Deutschtümelei, die in den Eichenwäldern der Vorzeit haust: wenn Stolberg deutschen Sinn und deutsche Art feiern will, ist sein Blick rückwärts gewandt in die Zeit des fernen Mittelalters.

Vollends unberührt von den politischen Ereignissen ist der mit deutscher Gemütstiefe und Herzensinnigkeit ausgerüstete Gellert (1715—1769), der doch einen unleugbar bedeutenden Einfluß auf die weitesten Kreise aller Gebildeten ausübte. Seinem dichterischen Talent freilich kann gar kein schlechteres Kompliment gemacht werden, als daß ihn Friedrich der Große nach einer Besprechung zu Leipzig im Jahr 1760 für den „verständigsten unter den deutschen Gelehrten“ erklärte. Wirklich beeinflußt durch den Siebenjährigen Krieg erscheinen zunächst nur die spezifisch preußischen Dichter, die zum Teil aus „Anakreontikern“, d. h. munteren Sängern des Weines und der Liebe, vaterländische Dichter geworden sind.

Zum Halleschen oder preußischen Dichterverein gehört vor allem Joh. W. L. Gleim (geb. 1719 im Ermsleben), Chr. E. von Kleist (aus Zeblin in Pommern, gefallen bei Kunersdorf 1759), F. Peter Uz aus Ansbach, K. Fr. Ramler aus Kolberg. Dem Kreise dieser patriotischen Dichter ist auch beizuzählen Anna Luise Karschin, geb. Dürbach, einst als „zehnte Muse“ hoch gefeiert, im Jahre 1791 zu Berlin in Dürftigkeit gestorben.

Die „Lieder eines preußischen Grenadiers“ (1758), welche Gleim den Namen eines preußischen Tyrtäus und den Beifall eines Lessing einbrachten, werden stets einen ehrenvollen Platz behaupten als Zeugnisse des kriegerischen Sinnes einer großen Zeit, aber poetischen Wert möchte ihnen die Nachwelt gern absprechen, gleichwie den gutgemeinten Versifikationen der Karschin und den steifen Oden des Metrikers Ramler. Von Kleist, dem durch seinen Heldentod erst berühmt gewordenen Dichter des „Frühling“, kommt, abgesehen von dem ziemlich unbedeutenden „Cissides und Paches“, das dem Dichter in militärischen Kreisen Freunde gewann, eigentlich nur die „Ode an die preußische Armee“ in Betracht, und von Uz höchstens „Das bedrängte Deutschland“ und „Auf den Tod des Majors von Kleist“. Die anakreontischen Lieder der genannten Dichter können doch als Ereignisse auf dem Gebiete der Poesie kaum gelten.

Unter den Dichtern ist als der einzige, auf den Goethes Wort voll und ganz angewendet werden kann, Gotthold Ephraim Lessing zu bezeichnen (geb. zu Kamenz 1729, gest. zu Braunschweig 1781). Von ihm steht fest, daß ihn der Kampf der Waffen anregte, auf geistigem Gebiete ähnlich vorzugehen; so schuf er seine Litteraturbriefe (seit 1759), in denen er die Vorzüge und Fehler der zeitgenössischen Dichter aufs klarste darlegte und Gottscheds Autorität vernichtete. Wenn er dann nach Beendigung des Krieges (1767) in „Minna von Barnhelm“ das erste und zugleich das beste nationale Drama hervorbrachte, das wir besitzen, so hatte er die Anregung dazu in seinen persönlichen Erlebnissen

Digitized by Google

Gotthold Ephraim Leſſing.

Nach dem Stich von Bauſe in Leipzig vom Jahre 1772.

gefunden; hatte er doch als Sekretär des Grafen Tauentzien in Breslau (1760) dem Herde des Krieges näher geſtanden, als irgend ein andrer deutſcher Dichter! Er erkannte ſchon 1759 klar, daß der große Krieg für das geiſtige Leben der Nation eine Bedeutung haben ſollte und müßte. Als dieſe Erwartung ſich nicht gleich erfüllte, rief er mißmutig aus, „er wolle ſich mit dem ſüßen Traum unterhalten, daß in geſitteten Zeiten der Krieg nichts ſei, als ein blutiger Prozeß zwiſchen unabhängigen Häuptern, der alle übrigen Stände ungeſtört laſſe und auf die Wiſſenſchaften weiter keinen Einfluß habe, als daß er neue Xenophons und Polybe erwecke.“ Unvermerkt ward er ſelbſt der Mann, den er erſehnte. Nun würden wir freilich ohne den Siebenjährigen Krieg keine „Minna von Barnhelm“ beſitzen; aber ſollte man glauben, daß ohne jene politiſchen und kriegeriſchen Vorgänge ein Leſſing, mit dem tiefen Drange nach Wahrheit, mit der Schärfe logiſchen Denkens ausgerüſtet, die Bande, welche die deutſche Litteratur feſſelten, nicht geſprengt

Schiller im etwa 30. Lebensjahre.
Nach dem Gemälde von L. v. Simonowitz, gestochen von Steinla.

oder übersehen haben würde, wie und woher die Freiheit zu holen sei? Würde er ohne die Schlacht von Roßbach die Kunstregeln Boileaus nicht bekämpft, die Dramen Voltaires nicht dem Spotte der Deutschen preisgegeben haben? Wenn er in dem Drama Shakespeares einen Quell germanischen Lebens auffand, wenn er die deutschen Poeten von der höfischen Dichtung der Bourbonen zu Aristoteles und den antiken Vorbildern der echten Kunst wies, so hatte das mit dem erstarkenden nationalen Leben wenig oder gar nichts zu thun. Was er auf dem Gebiete der Theologie, der Dogmatik und der Archäologie geleistet, ist von den Zeitereignissen vollends unabhängig.

Und wie ist es mit dem Dichter, der neben Klopstock den eigentlichen Parnaß beherrschte, mit Chr. M. Wieland (1733 geb., gest. 1813)? In seinen französierenden und antikisierenden, zum Teil recht frivolen Erzählungen und Romanen ist doch keine Ader deutschen Wesens enthalten. Vom poetischen Standpunkte aus mag Goethe recht behalten, wenn er den „Oberon" für ein Werk von bleibendem Wert erklärt, aber deutsch ist das Epos nicht, weder dem Inhalte nach, noch dem Geiste nach, in dem der Stoff behandelt ist.

Die Jugendlyrik Goethes entsprang dem Gemütsleben eines deutschen Dichters von Gottes Gnaden, sein „Götz von Berlichingen" (1773), seine „Leiden des jungen Werther" (1774) sind, wie die Schöpfungen der gleichzeitigen Vertreter der „Sturm- und Drangperiode" (Lenz, Klinger), aus einem mächtigen unwillkürlichen Kraftgefühl hervorgegangen, das durch die politische und litterarische Tagesströmung gesteigert wurde: das Neue und Originelle, was die „Kraftgenies" erstrebten, hat in den politischen Durchlebungen der fridericianischen Zeit keine Begründung.

Am Schlusse der hier zusammengefaßten Litteraturepoche steht neben den Dioskuren Schiller und Goethe, deren Bedeutung hier in der Kürze nicht abgehandelt werden kann, als ein durch seine Universalität ausgezeichneter Dichter und Denker Joh. Gottfried

Goethe im 30. Lebensjahre. Gezeichnet von May.

Digitized by Google

Herder (geb. zu Mohrungen in Ostpreußen 1744, gest. zu Weimar 1803). Er vereinte in sich die Verstandeskühnheit Lessings und die Gemütsfülle Klopstocks. Er fand die lange verlorene Wahrheit wieder, daß die Dichtung nicht das Besitztum einzelner ist, sondern eine gemeinsame Gabe aller Zeiten und Völker. In der Litteratur der alten und neuen Völker ging er den Spuren des Volksgeistes nach und suchte den stetigen Fortschritt in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit nachzuweisen. Er zuerst erweckte wieder das Verständnis geschichtlichen Lebens. Ernst und innig, erfüllt von dem geschichtlichen Beruf des schmählich verketzerten Christentums, steht er unter den Koryphäen der deutschen Litteratur. Er gab dem Volksliede seinen Wert zurück, er war erfüllt von der Bedeutung, welche seinem Volke in der Entwickelung der Kultur und Humanität zukommt, aber sein ganzes Wesen und Wirken trug ein universales Gepräge. In die Worte: „Licht, Liebe, Leben" faßt seine Grabschrift die Ziele seines Lebens zusammen. Die hervorragendsten unter den zahlreichen Werken Herders sind wohl seine „Stimmen der Völker in Liedern" (1778—79) und seine „Ideen zur Geschichte der Menschheit" (1784).

Eine unmittelbare Wirkung übte der Siebenjährige Krieg selbstverständlich auf die Geschichtschreibung aus, mit der es bis dahin besonders traurig ausgesehen hatte. Wenn Lessing im Jahr 1759 den immerhin gewagten Ausspruch thut, „der wahre Geschichtsforscher könne sich eigentlich nur dann zeigen, wenn er die Geschichte seines Landes und seiner Zeiten beschreibe", so hatte der deutsche Historiker bis dahin eben wenig Ruhmwürdiges von seinem Vaterlande zu berichten vorgefunden. Da nahm sich im Jahr 1760, zu einer Zeit, wo die Sache des Königs noch nicht entschieden war, der Hallesche Professor Pauli vor, „die Geschichte des preußischen Staates" Lesern verschiedener Art verständlich zu erzählen. Daß ihn der Krieg zum Schreiben veranlaßte*), sagte er selbst ausdrücklich: „das preußische Scepter sei durch diesen Krieg, durch seine Feinde und die großen Tagesereignisse erst recht erhöht worden; die persönlichen Eigenschaften Friedrichs seien schon weltkundig gewesen, aber erst seit dieser Zeit hätten die Feinde des Königs einen Begriff von der Macht der preußischen Staaten erhalten." Ein andrer Schriftsteller sucht im Jahr 1764 den Gedanken einer Lebensbeschreibung des Kaisers Maximilian zu verwirklichen: es ist Abbt, der Verfasser der patriotischen Schriften „Vom Tode fürs Vaterland" und „Vom Verdienste". Abbt spricht den Satz aus, „wenn ein Volk zum Volk geschaffen werden solle, müsse notwendig ein eigener Geist bei ihm herrschen." Immer mehr wurde der „deutsche Nationalgeist" eine Forderung, ein Thema der Publizistik. Der berufenste Geschichtschreiber jener Tage, der bereits erwähnte Justus Möser, fällt sogar das Urteil, „der deutsche historische Stil habe sich in dem Verhältnis gebessert, als der preußische Name sich ausgezeichnet und uns unsre eigene Geschichte wichtiger und werter gemacht; würden wir erst mehr Nationalinteresse haben, so würden wir auch die Begebenheiten mächtiger empfinden und fruchtbarer ausdrücken." Der schweizerische Geschichtschreiber Johannes Müller sagte 1781 — ein deutlicher Beweis für den Einfluß der preußischen Großthaten! — „Mit den Preußen will ich leben und sterben, oder ich will gar nicht leben."

Daß Friedrich der Große den ihm adäquaten Biographen noch lange nicht fand, ist gleichwohl so auffällig nicht: aber wenigstens auf einem Gebiete der Geschichte schuf damals ein geborener Preuße ein epochemachendes Werk. Winckelmann erschloß dem deutschen Volke nicht nur die Erkenntnis der antiken Kunst, den Grundsatz durchführend, daß die Kunst die Darstellung des Schönen sei, sondern er schuf auch zuerst ein formvollendetes

*) Der Krieg selbst fand erst später seine Darstellung durch J. W. von Archenholz (geb. 1743 in einer Vorstadt Danzigs), der noch die Feldzüge der letzten Kriegsjahre als preußischer Offizier mitgemacht und dessen (zuerst im Berliner historischen Taschenbuch für 1789 erschienene) „Geschichte des Siebenjährigen Krieges" noch heute wegen der Anschaulichkeit und Frische der Schilderung und der warmen patriotischen Begeisterung für Friedrich als das populärste Werk über den Krieg angesehen wird.

Digitized by Google

Werk deutscher Prosa, indem er an die Stelle der breiten redseligen Pedanterei gedankenvolle Knappheit und Kürze setzte.

Was die Künste anbelangt, so suchten auch diese sich von fremden Fesseln zu befreien. Auf dem Gebiete der Malerei ist A. Raphael Mengs (1728—1779) zu nennen, der sein Ideal in der Antike und der italienischen Renaissance fand, den Barock- und Rokokostil aber energisch bekämpfte. Der bedeutendste und wirksamste Künstler volkstümlicher Richtung ist D. N. Chodowiecki (geb. zu Danzig 1726, gest. zu Berlin 1801). Seine Stoffe entnahm er zum Teil dem Siebenjährigen Kriege und der Geschichte Friedrichs des Großen.

Vollständige Triumphe errang die deutsche Musik. Nachdem Seb. Bach und Händel in der Kirchenmusik einen volkstümlich deutschen und künstlerisch idealen Stil geschaffen, gewann die Muse des dem Dichter Klopstock geistesverwandten Chr. W. Gluck (1714 bis 1787) draußen in der Fremde den Sieg über die Unnatur des italienischen Gesangstils („Iphigenia in Aulis" 1774 zu Paris aufgeführt). Auch das Singspiel (Operette), der treuherzige Ausdruck des deutschen Volksgemütes, gelangte durch Hiller (1728—1804) und seine Schule zur Blüte. Gleichzeitig entwickelte sich die deutsche Instrumentalmusik durch F. W. Haydn (geb. 1732), dessen Symphonien und Quartette, dessen „Schöpfung" und „Jahreszeiten" ewig ihren Wert behaupten werden.

Auch die Schauspielkunst nahm seit dem Jahre 1767 einen großen Aufschwung; ihre Höhe erreichte sie freilich erst in der Weimarer Schule von 1791—1805.

Von dem geistigen Leben, welches er selbst hatte entfesseln helfen, empfand der große Preußenkönig kaum einen Hauch: er war der deutschen Litteratur von jeher so abgewendet gewesen, daß er es nicht für nötig befand, sich mit ihr bekannt zu machen; wo man ihn auf eine epochemachende Erscheinung hinwies, urteilte er wegwerfend, wie er denn Goethes Götz „eine abscheuliche Nachahmung jener schauderhaften Stücke Shakespeares" nannte.

Seine absolute Unkenntnis bezeugt der König in der Schrift „Über die deutsche Litteratur" (1780). Er erklärt die deutsche Sprache für „halbbarbarisch" und äußert gegen den Franzosen d'Alembert, dem er seine Schrift übersendet (1781), „es habe sich bisher nicht der Mühe gelohnt, deutsch zu lernen, denn eine Sprache verdiene nur studiert zu werden mit Rücksicht auf die guten Schriftsteller, die ihr Glanz verschafft, und daran fehle es noch gänzlich." Wenn der König in derselben Schrift die Hoffnung ausspricht, ja fast die Ahnung, daß dereinst Deutschland seine Klassiker haben werde, so kann ihm dies doch sicher zu keinem besonderen Verdienst gereichen oder sein hartes und ungerechtes Urteil über die ihm unbekannte Sprache der Nation rechtfertigen.

Wenn auch die deutsche Litteratur dadurch, daß sie am Throne keine Unterstützung fand, davor bewahrt blieb, in Unfreiheit zu versinken, und wenn ihre Entwickelung den vollgültigen Beweis liefert, daß eine neue Gedankenwelt aus ureigner Kraft aufsproßt, ohne von der Sonne des Glückes beschienen zu werden, so war es doch beklagenswert, daß unsrer klassischen Litteratur der Boden der nationalen Macht fehlte. Geistige und nationale Interessen fielen völlig auseinander, wie sich nachmals in dem Thun und Treiben der gebildeten Kreise, in den Äußerungen unsres größten Dichters gezeigt hat.

Digitized by Google

19. Österreich und Preußen bis zum Tode Josephs II. (1790).

Nach dem Tode Friedrichs dachte Kaiser Joseph daran, über dem Grabe des großen Toten, in welchem er nun einmal seinen schlimmsten Gegner hatte erkennen müssen, sich mit Preußen auszusöhnen, und auch Friedrich Wilhelm II. war nicht abgeneigt, die dargebotene Hand zu ergreifen. Aber die leitenden Minister beider Monarchen, Kaunitz in Österreich, Graf Hertzberg in Preußen, erkannten, daß der Gegensatz zwischen den Interessen ihrer Staaten zu tiefgehend sei, als daß das äußerliche Ereignis eines Herrscherwechsels von entscheidender Bedeutung sein könne. So bestand das Ringen der beiden Mächte fort, und da sich gerade in Deutschland keine besondere Gelegenheit darbot, wetteifernd die Kräfte zu messen, traten sie einander auf dem Gebiete der großen Politik gegenüber, entschlossen, um den Vorrang zu streiten, einer die Wünsche und Pläne des andern bekämpfend.

Bevor wir den Monarchen auf das Schlachtfeld der Diplomatie folgen, verweilen wir bei den Regierungshandlungen, welche den inneren Angelegenheiten, der Wohlfahrt ihrer Völker gewidmet sind. Wie die Persönlichkeiten der Herrscher, war auch, was sie erstrebten und für heilvoll erachteten, grundverschieden. Friedrich Wilhelm, ritterlich, leicht erregbar, aber energielos, sinnlichen Genüssen zugänglich, ohne festes System und daher dem Einflusse von Günstlingen unterworfen; Joseph, ein Feuergeist, der den einmal erfaßten Gedanken einer Welt zum Trotz durchführen will, Autodidakt und Idealist, rastlos selbstthätig und für die Warnungen erfahrener Staatsmänner unzugänglich, ein systematischer Reformer; jener, obgleich Protestant, einem unklaren Mystizismus ergeben, in Gesellschaft von Geheimbrüderschaften, welche den Aberglauben kultivieren, dieser ein aufgeklärter Katholik, der einer unduldsamen Priesterherrschaft mit einem Schlage ein Ende machen will, ein Freund des Freimaurertums. Der eine erliegt vorzeitig einem Leben voller Genuß, ebenso vorzeitig der andre den Mühseligkeiten im Frieden, den Strapazen im Krieg. Nur in einem Punkte stimmten diese Monarchen überein: wohlwollend beide, wünschten sie, die Wohlfahrt ihrer Unterthanen zu fördern und von ihnen geliebt zu werden.

Dem Wunsche, die Liebe des Volkes zu erwerben, galten die ersten Regierungshandlungen Friedrich Wilhelms. Er hob die verhaßte Regie, das Kaffee- und Tabaksmonopol auf, erleichterte den Steuerdruck, drang auf menschlichere Behandlung der gemeinen Soldaten. Trefflich wirkte für die Hebung des Unterrichts das „Oberschulenkollegium“, und der Minister von Zedlitz bahnte eine durchgreifende Reform auf diesem Gebiete an.

Unheilvollen Einfluß auf den König besaßen seine Günstlinge Bischoffswerder und Wöllner: jener ein intriganter Militär, dieser einst Erzieher des Königs, dann seine rechte Hand und seit 1788 Justiz- und Kultusminister. Auch die öffentlich anerkannte Geliebte des Königs, die Gräfin Lichtenau (d. h. Tochter des Kammermusikus Enke und Scheinfrau des Kammerdieners Rietz), wirkte auf den König, den Hof und die Regierung nachteilig ein.

Für das Wohl seiner Unterthanen glaubte der König auch zu sorgen, als er das Wöllnersche Edikt (9. Juli 1788) bestätigte, welches die in religiöser Hinsicht aller-

Johann Christoph von Wöllner, Königl. preußischer wirkl. geheimer Staats- und Justizminister.

Nach dem Gemälde von Félicite Tassart aus dem Jahre 1789.

dings entarteten Landeskinder, vor allem aber die Prediger und Lehrer, zur alten Rechtgläubigkeit zurückführen sollte. Den Ausschreitungen der Presse sollte durch ein verschärftes Censuredikt (19. Dezember 1788) ein Ziel gesetzt werden. Durch beide Maßregeln wurde nur Heuchelei und Betrug großgezogen, das Übel, welches bekämpft werden sollte, weder verhütet noch vernichtet.

Die Zustände, welche die Regierung Friedrich Wilhelms in Preußen hervorriefen, waren nicht geeignet, ihm die Anhänglichkeit des eher enttäuschten Volkes zu erhalten; während sich die öffentliche Unzufriedenheit in Schmähungen gegen den Hof und die Regierung Luft machte, entartete unvermerkt auch das Volk; Zucht und Ehrbarkeit schwanden, eine leichtlebige und leichtsinnige Generation folgte auf das Geschlecht, welches dereinst, um seinen Heldenkönig geschart, die Drangsale des Siebenjährigen Krieges mit spartanischem Gleichmut ertragen hatte.

Auch die fieberhafte Glut, mit der Joseph an die Ausrottung Jahrhunderte alter Mißbräuche in Staat, Kirche und Schule ging, fand nur bei wenigen Einsichtigen Anklang, bei der großen Menge erzeugte sie nur Mißvergnügen; die Nationen, die er in die Einheit des Gesamtstaates einfügen wollte, wurden aufsässig; als schwere und nicht gerade glückliche Kriege harte Steuern notwendig machten, verhöhnte das Volk seinen leidenden Herrscher, wie er ruhmlos heimkehrte; an dem Kruzifix einer Kirche fand sich ein Pasquill angeheftet: „Herr, befreie uns vom Kriege und vom Elend durch den Tod Josephs II." (1788.)

Die Reformen und Reformgedanken des idealgesinnten Kaisers verdienen wahrlich eine übersichtliche Zusammenstellung, wenngleich Friedrich der Große schon die überstürzende Hast Josephs mit dem abfälligen Urteil kennzeichnet, „derselbe thue immer den zweiten Schritt, bevor er den ersten gethan." Josephs staatliche Reform ging von der Idee aus, einen Einheitsstaat Österreich zu schaffen, in dem alle nationalen Gegensätze verschwinden müßten, eine Reichssprache, die deutsche, herrschen, die Steuer- und Wehrkraft gleichmäßig gefördert, elementare Bildung und bürgerliche Intelligenz gleichmäßig gehoben werden sollten. In diesem Sinne ließ er sich auch weder in Böhmen noch Ungarn besonders krönen. Er wollte den Gesamtstaat in Provinzen und Regierungs-

Digitized by Google

FRIDERICUS WILHELMUS II.
BORUSSORUM REX

Friedrich Wilhelm II.

Gemalt von H. Schröder, geſtochen von J. F. Clemens 1793.

Digitized by Google

bezirke (Provinzialgruppen) gliedern. Damit fielen naturgemäß die ständischen Institutionen der einzelnen Reichsländer — in Ungarn werden keine Reichstage mehr gehalten. Im Verfolg der theresianischen Reform wird 1782 eine allgemeine Gerichtsordnung erlassen, zunächst für die deutschen Erbprovinzen, Böhmen und die Niederlande, 1785 auch für Ungarn gültig. Daran schließt sich 1787 das allgemeine Strafgesetzbuch — auffällig wenig human in seinen Einzelbestimmungen. In den Jahren 1781—1785 erfolgte die Aufhebung der Leibeigenschaft der Bauern, 1784 die Emanzipation der Juden, denen er sogar Grundbesitz gestatten will, wenn sie ihn durch jüdische Hände bewirtschaften lassen.

Die Steuerkraft des platten Landes sucht der Kaiser durch zahlreiche Kolonisationen zu heben, durch Massenansiedelungen fremder Handwerker, durch Beförderung der freien Konkurrenz im Inlande, während das Ausland — namentlich mit seinen Luxuswaren und Kleidungsstoffen — durch hohen Schutzzoll fern gehalten wird. Für den Handel wird durch vorteilhafte Verträge gesorgt: ein Handelsvertrag mit der Pforte 1783 stellt dem Donau- und levantinischen Handel Österreichs namhafte Vorteile in Aussicht. Nicht minder als der Donauhandel beschäftigt ihn der Handel mit den afrikanischen Barbaresken und der niederländische Kolonialverkehr.

Gestützt auf den Zeitgeist, der auch in Österreich lebendig ist, schreitet Joseph zur Reform der Kirche. Unter seiner Autorität wird (1783) der Grundsatz verkündet, die Macht aller Bischöfe sei die gleiche, und auch der Nachfolger Petri sei nicht der allgemeine Bischof, habe sich nicht in die Gerichtsbarkeit fremder Bischöfe einzumischen; die Mönchsorden seien menschliche Erfindungen. Die Klöster werden ausländischem Einfluß entzogen und den Bischöfen die Aufsicht übertragen. Den Nichtkatholiken, die bisher nur in Siebenbürgen klare staatsrechtliche Duldung genossen, wird (13.—25. Oktober 1781) eine wenn auch beschränkte Toleranz gegenüber der Staatskirche gewährleistet. Allmählich schreitet der Kaiser zur Reduktion der überflüssigen Klöster. Umsonst versuchte Papst Pius VI. durch seine gewinnende Persönlichkeit den Fortgang der Neuerungen zu hemmen (1782); einen Monat lang ließ ihn Joseph seine Gastfreundschaft genießen, aber sein Verfahren änderte er nicht. Aus den Gütern der aufgehobenen Klöster wurde ein „Religionsfonds" gebildet und der Besitz der „toten Hand" durch Vermehrung und Aufbesserung der Pfarrstellen nutzbar gemacht.

Ebenso ernst nahm es der Kaiser mit dem Unterrichte, namentlich mit der Volkserziehung; er schaffte in der Mittelschule die körperliche Züchtigung ab, beschränkte die Katechese. Den Dank der Nachwelt erwarb er sich durch die Gründung von Wohlthätigkeitsanstalten, so des Allgemeinen Krankenhauses zu Wien, durch Erweiterung des Wiener Taubstummeninstitutes, durch Errichtung von Waisenhäusern; die Armenpflege wurde gebessert.

Der geistigen Freiheit kam er durch liberale Censurvorschriften (1781) fördernd entgegen. Wir begegnen in Wien einem lebhaften Interesse an der Nationalliteratur: selbst Exjesuiten, wie Denis und Mastalier, schließen sich der allgemeinen Bewegung der Geister an. Die Wiener Dichter beteiligten sich am Hamburger Almanach. Die Zeitungen nehmen einigen Aufschwung; allenthalben ist reges Geistesleben wahrnehmbar.

Wahrlich ein unverdientes Los traf diesen Kaiser, den edelsten Herrscher, der je auf dem Throne Österreichs gesessen. Aber warum unternahm er auch den Kampf mit den stärksten Mächten im Leben der Völker, der Gewohnheit und dem historischen Recht!

Die Verwickelungen, welche sich Joseph durch seine Reformen in seinen Erblanden schuf, verfehlten nicht, auf die Kräfte des Staates eine verderbliche Rückwirkung auszuüben. Und doch hätte es einer Zusammenfassung aller Kräfte bedurft, um Österreichs Stellung zu behaupten. Schon Preußen gegenüber:

Digitized by Google

Joseph II. Empereur des Romains.

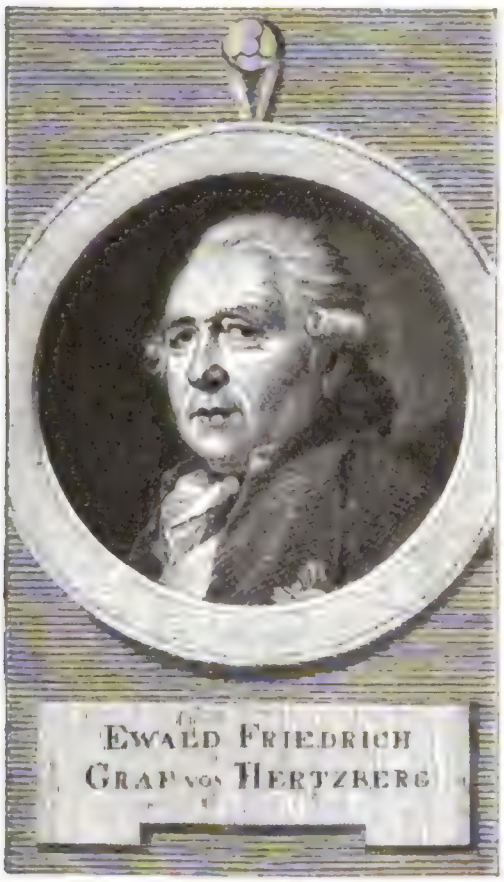
Kaiſer Joſeph II.

Gemalt nach dem Leben bei Gelegenheit des Beſuchs zu Paris 1777 von Kymli.

Digitized by Google

denn unverändert befolgte das preußische Kabinett seine Großmachtspolitik, nicht ganz konsequent in der Wahl der Mittel, aber konsequent im Gegensatze zu Österreich.

Der Plan, welchen der leitende Minister in Preußen, Graf Hertzberg, im Interesse seines Staates durchzuführen beabsichtigte, war, gegenüber dem Bunde der südlichen Mächte, Österreich, Frankreich, Spanien, einen nordischen Bund mit Preußen an der Spitze ins Leben zu rufen. Er erkannte, daß die eigenen Hilfsquellen Preußens nicht ausreichten, seinem Staate eine so hervorragende Stellung zu verschaffen, darum suchte er nach einem Bundesgenossen, und zwar womöglich nach einem solchen, der mehr die Anstrengungen des Kampfes als die Früchte des Sieges teilen könnte. Er hatte sich daran gewöhnt, in England den natürlichen Bundesgenossen Preußens zu sehen: mit Hilfe Englands gedachte er, Rußland aus der österreichischen Freundschaft zu lösen; wenn sich der Allianz der drei Staaten noch Schweden und Dänemark anschlossen, war der nordische Bund gegründet, und achtunggebietend stand Preußen da. Um das erste Ziel, die Verbindung mit England, zu erreichen, boten die inneren Zwistigkeiten Hollands eine willkommene Gelegenheit dar. Anfänglich wollte der König von Hertzbergs Ratschlägen nichts hören, weil Friedrich Wilhelm von einer Einmischung in diese Dinge einen Krieg mit Frankreich und im Anschluß daran einen europäischen Krieg befürchtete.



Ewald Friedrich Graf von Hertzberg, Königl. Preuß. Staatsminister. Gestochen von Bolt 1791.

In Holland bekämpften sich nämlich die Parteien der monarchischgesinnten Oranier und der aristokratischen Republikaner. Wilhelm V. stützte sich in hergebrachter Weise auf England, die Gegner, „die Patrioten", auf Frankreich. Diese bestrebten sich, die Rechte des Erbstatthalters zu vermindern, und im September 1786 kam die Entzweiung zwischen den Generalstaaten und den Ständen zum vollen Ausbruch. Der König von Preußen war bei der Angelegenheit, ganz abgesehen von dem nahen Verhältnis, welches stets zwischen Oranien und dem Hause Hohenzollern bestanden hatte, besonders dadurch interessiert, daß seine stolze Schwester die Gemahlin des Erbstatthalters war. Er bemühte sich daher, zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln, doch hatte die betreffende Mission, die namentlich an den französischen Gesandten im Haag gerichtet wurde, keinen Erfolg.

Da unterstützte die Thorheit und Unverschämtheit der holländischen „Pa-
1787 trioten" die Pläne Hertzbergs. Am 3. Juli 1787 lief in Berlin die Nachricht

ein, des Königs Schwester, die Prinzessin von Oranien, welche eine Reise durch das aufgeregte Land wagte, sei jenseits Schonhoven von den Patrioten gefangen genommen worden. Zwar gab man sie bald wieder frei und gestattete ihr nach Nimwegen zurückzukehren, aber König Friedrich Wilhelm fühlte sich mit Recht beleidigt, verlangte Genugthuung und unterstützte sein Gesuch durch Rüstungen in Westfalen. Noch immer lag ihm viel an friedlichem Ausgleich; darum wies er auch die zudringlichen Engländer zurück, die aus dem Ereignis durchaus einen Kriegsfall machen wollten.

Auf die Bemerkung des englischen Gesandten Harris gegenüber dem Minister Caermathen, „die Patrioten hätten der Königin Schach geboten: noch ein Zug, so sei sie matt", erwiderte der Minister: „Schach der Königin? Ein Ritter kann sie decken. Wenn ihr Bruder, der König von Preußen, nicht ein Elender ist, so muß er sie rächen, koste es ihm, was es wolle."

Allein einerseits wußte Hertzberg durch Vermittlung Bischoffswerders die Animosität des Königs zu steigern, so daß die militärische Demonstration einen ernsteren Charakter annahm, anderseits führte das französische Kabinett, statt zu vermitteln, eine solche Sprache, daß die holländische Regierung jede Genugthuung verweigerte: ja französische Offiziere und Soldaten eilten in hellen Haufen zur Unterstützung der Patrioten. Da machte der König Ernst. Am 13. September überschritten 20000 Mann bei Nimwegen und Arnheim 1787
unter dem Herzoge Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig die Grenze, trieben die verlotterten Patrioten auseinander und besetzten allmählich das ganze Land. Unter dem Eindruck ihres Vorwärtsdringens erfolgte am 18. September im Haag eine Umwälzung, durch welche die Partei des Statthalters das Übergewicht erlangte; es war sicher, daß dieselbe ihre Macht zur Vernichtung des französischen Einflusses und zur Unterdrückung der Patrioten gebrauchen werde. Jetzt erschien (Mitte September) ein französischer Gesandter in Berlin und bot eine Verständigung an, forderte aber drohend die Zurückziehung der preußischen Truppen. Dies hatte nur zur Folge, daß der König sich nun mit England verband (2. Oktober), um die Wiederherstellung der alten Verfassung Hollands gegen jede Einmischung einer dritten Macht — Frankreich war gemeint — in Schutz zu nehmen. So sah sich auch Frankreich genötigt (27. Oktober), die geschehene Umwälzung anzuerkennen. Dies war der erste Erfolg, den die kühne Politik Hertzbergs errang, und es war natürlich, daß der König, dem von allen Seiten Glückwünsche zuströmten, diesem Minister größeren Einfluß als bisher gestattete. Freilich, wollte sich Hertzberg in der Gunst des Königs behaupten, so mußte er ihn von Erfolg zu Erfolg führen. Schon hatte Hertzberg einen Plan entworfen, von dem er im Osten noch ganz andre Siege, als dort im Westen, erwartete.

Österreich hatte diesen Dingen ruhig zusehen müssen, denn Kaiser Joseph war selbst nach zwei Seiten vollständig in Anspruch genommen. Er hatte im Mai 1787 der Kaiserin Katharina in Cherson einen Besuch gemacht, um ihr gemeinsames Bündnis zu festigen. Als nun am 23. August die Pforte an Rußland den Krieg erklärte, sah er sich zu umfassenden Rüstungen genötigt, um demnächst am Kampfe teilnehmen zu können.

Digitized by Google

Um dieselbe Zeit hatte die österreichische Herrschaft in Belgien ausgespielt. Schon die Toleranzpatente hatten in diesem strengkatholischen Lande im Jahr 1782 zu einem Proteste des Erzbischofs von Mecheln geführt, die Ersetzung der bischöflichen Seminare durch das Generalseminar zu Löwen (16. Oktober 1786) steigerte die religiöse Gärung nicht minder, als die am 1. Januar 1787 erschienenen Verordnungen über die Verwaltung und Gerichtsordnung von Belgien die politische Mißstimmung. Der päpstliche Nuntius, der die Aufregung nach Kräften schürte, wurde im März ausgewiesen, was auch böses Blut machte. Am 3. Juli ernannte Joseph den General Grafen Murray mit ausgedehnten Vollmachten zum Generalgouverneur, am 19. Juli verließen die Erzherzogin Christine und ihr Gemahl das aufgeregte Brüssel, freilich nur um nach Murrays Abberufung (8. Oktober) wieder dorthin zurückkehren zu müssen. Bald schürte das Ausland den Aufstand: „die niederländische Freiheit" ward das Losungswort.

Der leichte Erfolg gegenüber den schlechtdisziplinierten Patrioten ward für Preußen nachmals verhängnisvoll, indem Offiziere und Soldaten eine übertriebene Vorstellung von ihrer Tüchtigkeit erhielten und der Herzog von Braunschweig seine Feldherrneigenschaften bedeutend überschätzte. In leichtsinniger Großmut erließ der König überdies dem reichen Nachbarvolke die verdiente Kriegskostenentschädigung, obwohl das Unternehmen 6 Millionen Thaler gekostet hatte.

1787 Die Verwickelungen, welche im Hochsommer 1787 zum Kriege zwischen Rußland und der Pforte führten, kamen dem Minister Hertzberg sehr erwünscht. Er meinte, wenn Österreich sich an der Seite Rußlands am Kampf beteilige, müsse es sich mit Frankreich verfeinden, das als Beschützer der Pforte galt. Versagte dagegen Kaiser Joseph der Zarin in richtiger Erkenntnis des österreichischen Staatsinteresses seinen Dienst, so war Rußland auf Preußens Hilfe angewiesen. Hertzberg war gewillt, die russischen Eroberungspläne bis zu einem gewissen Grade zu unterstützen; die Wechselfälle des Krieges mußten doch gewiß einmal einen Moment herbeiführen, wo Preußens Beistand wertvoll ward. Wenn die Annäherung erfolgt war, gedachte Hertzberg Danzig und Thorn für Preußen zu fordern, außerdem aber noch einen zweiten Plan zu verwirklichen, dessen Unausführbarkeit nur ihm selbst nicht einleuchtete: er wollte Österreich zur Rückabtretung von Galizien veranlassen, wofür dies von der Türkei mit der Moldau und Walachei entschädigt werden würde. Preußen sollte dann außer Danzig und Thorn auch die Palatinate Posen und Kalisch erhalten, welche Gebiete die Polen aus Dankbarkeit für das wiedergewonnene Galizien gewiß gern abtreten würden.

Hertzberg zweifelte nicht an der Vortrefflichkeit seines Planes, den er geradezu für das „Ei des Kolumbus" erklärte, obwohl er ohne den guten Willen aller befreundeten und feindseligen Mächte Europas nicht zu verwirklichen war. Diese Schwierigkeiten entgingen weder dem Könige, dem der Plan sonst gefiel, noch auch den übrigen preußischen Ministern und Gesandten. Gleichwohl beharrte Hertzberg bei seinem Projekt auch noch, als der russische
1788 Gesandte in Berlin Romanzow (12. März 1788) unumwunden erklärte, die Zarin lehne Preußens gute Dienste zur Vermittlung mit der Pforte ab und könne auch auf die Erneuerung der alten Allianz zur Zeit nicht eingehen. Dafür hatte Hertzberg die Genugthuung, daß nach mannigfachen Mühen das Bündnis mit England zu stande kam (13. August 1788). Der Ausschließung

Digitized by Google

Preußens von der Entscheidung der großen europäischen Fragen war, so schien es, ein Ende gemacht.

Aber um dieselbe Zeit hatten sich Ereignisse vollzogen, welche den Minister zwar nicht an der Vortrefflichkeit, aber doch an der Ausführbarkeit seines großartigen Planes zweifeln ließen. Erstlich waren nicht die Waffen Rußlands und Österreichs, sondern die der Türken siegreich, so daß die Aussicht schwand, die Pforte werde sich je zu den projektierten Abtretungen herbeilassen; dann aber vernahm man von russischen Umtrieben in Polen, welche auch diese Macht stärken und der preußischen Begehrlichkeit einen Damm entgegensetzen mußten. Hertzberg geriet in bedenkliches Schwanken; ohne seine früheren Absichten aufzugeben, nahm er eine Rußland feindselige Haltung an. Er bot den Polen eine Allianz, nahm eine solche mit der Pforte in Aussicht und unterhandelte über die Abtretung Schwedisch-Pommerns mit König Gustav III., der eben einen Einfall in Rußland gemacht hatte. Ja, den König von Dänemark, der als Bundesgenosse Rußlands am Kampfe gegen Schweden teilnahm, bedrohte König Friedrich Wilhelm mit einem Einmarsch in Holstein.

So war Hertzbergs Plan völlig gescheitert: im Bunde mit den Mächten, die er im Grunde seiner Seele verachtete, den Türken, Polen und Schweden, sah er sich widerstrebend in den Kampf gegen die Macht gerissen, mit der er sich am liebsten eng verbündet hätte. Wenn er sich wenigstens entschloß, den Gedanken der Verständigung aufzugeben! Jetzt war es der König, der sich von Tag zu Tage mehr der Ansicht zuneigte, die Vergrößerung Preußens und die Schwächung der Kaisermächte sei nur mit dem Schwerte herbeizuführen. Das friedfertige, wie das kriegerische System barg ernste Gefahren für Preußen; aber diese Unentschlossenheit rieb die Kräfte des Staates auf und machte ihn unfähig, auch die beste Gelegenheit zur Vermehrung des preußischen Einflusses auszunutzen.

Diese Gelegenheit kam als eine Folge der allzueifrigen Reformthätigkeit des Kaisers Joseph. Er hatte zwar die Freude, daß der türkische Feldzug eine glückliche Wendung nahm, daß der alte Loudon (8. Oktober 1789) Belgrad 1789
eroberte, aber diese Erfolge wurden in den Hintergrund gedrängt durch die Verwirrung und Widersetzlichkeit in Ungarn und den Niederlanden. Selbst in den Erblanden zeigte sich die größte Unzufriedenheit. Schon im Juni 1789 sagte Joseph zu seinem Sekretär, man könnte auf seinen Grabstein die Worte setzen: „Hier ruht Joseph II., der in allen seinen Unternehmungen unglücklich war.“ So war es in der That; kostete doch selbst der nicht unglückliche Türkenkrieg 60000 Menschen und 185 Millionen Gulden. Im Januar 1790 mußte der todesmüde Kaiser daran gehen, das Werk seines 1790
Lebens selbst zu vernichten. Die Zurückführung der ungarischen Krone aus Wien leitete die traurige Epoche notgedrungenen Rückschreitens ein: Österreich war kein Einheitsstaat geworden, und die Bevölkerung stieß in blindem Unverstande die wohlthätigen Ordnungen und die geistige Freiheit zurück, welche

Digitized by Google

ihr der Kaiser gebracht hatte. Vom 5. Februar an wußte Joseph, daß er nur noch Wochen zu leben hatte; er verbrachte sie damit, sich mit allen auszusöhnen, die ihm feindlich gegenüber gestanden. Er sah dem Tode mit Resignation entgegen: am 20. Februar 1790 starb der gekrönte Idealist, ein edler Märtyrer für das Wohl seines Volkes. Als er geschieden war, erkannten seine Unterthanen allmählich die Größe ihres Verlustes. Treffend verkündete die lateinische, für sein Standbild bestimmte Inschrift: „Joseph dem Zweiten, der für Schwieriges geboren, Großes vollbrachte, Größeres plante: welcher für die Wohlfahrt des Staates nicht lange lebte, aber ganz."

Krönung Leopolds II. (als König von Ungarn) in Pest am 15. November 1790. Gleichzeitige Darstellung von C. Schütz, gestochen von J. Mansfeld.

20. Vom Reichenbacher Kongreß bis zur Zusammenkunft von Pillnitz (August 1791).

Schon in den letzten Monaten der Regierung Josephs II. hatte man den Ausbruch des Krieges mit Preußen erwartet. In der That hätte die Regierung Friedrich Wilhelms keinen günstigeren Augenblick wählen können, um den alten Streit mit Österreich auszumachen. Abgesehen von den Verlegenheiten, in welchen sich der Kaiser befand, war auch Frankreich, von den Wellen der großen Revolution von 1789 erfaßt, nicht in der Lage, seinem früheren Bundesgenossen zu Hilfe zu kommen. Aber die Notwendigkeit, sich der Hilfe Polens und der Türkei zu versichern, verzögerte die Ausführung des Hertzbergischen Planes; als mit jenen beiden Mächten das Bündnis geschlossen war (Anfang 1790), hatten sich die politischen Verhältnisse zu ungunsten Preußens verändert: vor allem aber war es dem Nachfolger Josephs II., dem gewandten und schmiegsamen Leopold II., gelungen, seinen wankenden Staat zu festigen.

Digitized by Google

Leopold II., geb. 1747, hatte, achtzehn Jahre alt, die Herrschaft Toscanas angetreten und, unterstützt von tüchtigen Beamten, einen Musterstaat im Sinne der Aufklärungszeit geschaffen. Denn, ohne das warme Herz seines Bruders, war auch er von freisinnigen Ideen erfüllt, die er in dem kleinen Lande ohne Gefahr für das Staatswesen zur Ausführung bringen konnte. Er hatte sich sogar mit der Idee des Verfassungsstaates befreundet, erkannte aber mit scharfem Blick, daß er für die Erhaltung der österreichischen Monarchie andre Grundsätze zur Anwendung bringen müsse. Indem er die Josephinischen Reformen einschränkte und möglichst auf die Zeit Maria Theresias zurückging, gewann er das Vertrauen der Bevölkerung in den einzelnen Staaten des österreichischen Reiches wieder.

Noch waren nicht alle Schwierigkeiten beseitigt, — namentlich in Ungarn herrschte große nationale Erregung — als der Kongreß zu Reichenbach (bei Glatz) zusammentrat (Juni 1790), dem Hertzberg seinen großen Plan vorlegte. Aber die Seemächte, England durch Eward, Holland durch de Reede vertreten, wollten davon nichts hören: sie fürchteten, den russischen Handel zu verlieren, und England mißgönnte Preußen den Erwerb des Danziger Hafens. Einen Augenblick hatte es den Anschein, als werde der König von Preußen, erzürnt über seine treulosen Freunde, mit den Waffen die Entscheidung suchen; an der schlesischen und russischen Grenze wurden bedeutende Heereskräfte aufgestellt; — aber dann gelang es der österreichischen Diplomatie, den König durch seinen Günstling Bischoffswerder umzustimmen; das gezückte Schwert fuhr in die Scheide, mit Hertzberg und seinem stolzen Plane war es aus. Freilich mußte sich auch Österreich eine entschiedene Demütigung gefallen lassen. Denn obwohl es noch in den Tagen des Kongresses einen glänzenden Türkensieg erfochten (26. Juni bei Kalafat), gab es alle Eroberungen des letzten Krieges, selbst das wichtige Belgrad auf, es wurde auf die Bedingungen des schmählichen Belgrader Vertrages von 1739 zurückgedrängt. Dennoch schrieb Leopold froh aufatmend: „Es ist der am wenigsten schlechte Friede, den wir schließen konnten."

Die entscheidenden Abmachungen von Reichenbach fanden am 27. Juli statt. Österreich schloß in der Folge am 19. September mit der Pforte einen Waffenstillstand, die Friedensverhandlung fand erst im Dezember in der bulgarischen Stadt Sistow statt. Der russisch-türkische Friede ward am 9. Januar 1792 zu Jassy geschlossen. In dem Reichenbacher Vertrage erklärten sich die Mächte auch mit der Rückgewinnung der Niederlande für Österreich einverstanden. Der Haager Accord (10. Dezember 1790) löste diese Frage; Belgien ward wieder österreichisch.

Leopold urteilte ganz richtig; der Friede kam ihm nur zu gute: unbehindert durch einen aufreibenden Krieg an der Ostgrenze, konnte er die Niederlande wiedergewinnen und die Ordnung in seinem Reiche völlig herstellen. Preußens Ansehen hatte einen entschiedenen Schlag erlitten; die kleinen Fürsten näherten sich wieder ihrem natürlichen Beschützer, und ohne Schwierigkeiten vollzog sich Leopolds Wahl zum deutschen Kaiser (30. September 1790). 1790

Die Nation freute sich des wiederhergestellten Friedens; sie konnte freilich übersehen, daß der alte Gegensatz zwischen den beiden deutschen Hauptstaaten

Digitized by Google

Leopold II. im kaiſerlichen Ornate.

Geſtochen von Ant. Karcher. Mannheim 1790.

nicht ausgeglichen war — wie hätte Öſterreich jemals den Verluſt von Schleſien vergeſſen können! — und der Reichenbacher Vertrag ſchloß in der türkiſchen Frage doch immerhin eine neue Demütigung des Kaiſerſtaates in ſich. Dennoch kam es jetzt zu einer Annäherung zwiſchen beiden Mächten. Der Kaiſer mußte ſie ſuchen, da ſich ſein Verhältnis zu Rußland kühler und kühler geſtaltete, in Preußen hatte Biſchoffswerder, der nunmehr die entſcheidende Stimme führte, gegen die öſterreichiſche Freundſchaft nichts einzuwenden.

Und dabei zeigte ſich doch gerade jetzt, daß in einer der brennendſten Fragen, der Frage nach der Zukunft Polens, die Intereſſen und damit die Abſichten Öſterreichs und Preußens weit auseinander gingen. Öſterreich wünſchte das Erſtarken Polens, das ihm ein wertvoller Bundesgenoſſe gegen Preußen, eine treffliche Deckung gegen Rußland werden konnte; von einer neuen Teilung erwartete Öſterreich keinen Gewinn. Für Preußen, welches in dem ſlaviſchen Nachbar ſtets einen Widerſacher bekämpft hatte, war es nicht gleichgültig, ob dies Land für alle Zukunft der Spielball ruſſiſcher und öſterreichiſcher Intriguen werden ſollte, und

wenn auch Hertzberg gestürzt war, damit hatte man den Plan, Danzig und Thorn zu erwerben, nicht aufgegeben.

Es war den Polen weder zu verdenken, daß sie noch einen Versuch machten, die Lebenskraft ihres Staates zu verjüngen, noch auch, daß sie sich an Österreich lehnten. Am 3. Mai 1791 schüttelte König Stanislaus das russische Joch ab und stürzte, nicht ohne 1791
Österreichs Rat, die Verfassung, welche Polens politische Unfähigkeit zu verewigen bestimmt war. Aber ebensowenig konnte Preußen wünschen, daß die frühere Verbindung von Sachsen und Polen, wie jetzt in Aussicht genommen wurde, sich wenn auch nur indirekt erneue.

Zu bedauern war nur, daß König Friedrich Wilhelm, die politischen Notwendigkeiten verkennend und den Aufwallungen eines immerhin ritterlichen Herzens folgend, die neue polnische Verfassung ausdrücklich billigte, — war doch bei dem früheren Bündnis dem polnischen Staate preußischer Schutz ganz besonders versprochen worden, wenn es seine Verfassung bessere. Jetzt hatte sich die Konstellation geändert, und gar bald sah sich der König in der Lage, von neuem an der Vernichtung des Staates mitarbeiten zu müssen, der auf seinen uneigennützigen Schutz allzu blind vertraut hatte.

Nach der neuen polnischen Verfassung wurde das verderbliche Wahlkönigtum durch die Erbmonarchie ersetzt. Die Königswürde sollte zunächst dem Kurfürsten von Sachsen zufallen, der freilich keinen männlichen Erben hatte. Der König nebst seinem Staatsrate sollte die vollziehende Gewalt ausüben, die gesetzgebende Gewalt dem in zwei Kammern geteilten Reichstage zustehen. Das „liberum veto" wurde natürlich abgeschafft. Schwierigkeiten lagen nur darin, daß dem Bürger- und Bauernstand nicht unwesentliche Rechte zugestanden, aber auch alle Vorrechte des Adels bestätigt wurden.

Was die Souveräne von Preußen und Österreich einander näher führte (Frühjahr 1791), war der Gang, den die französische Revolution um 1791
diese Zeit zu nehmen begonnen hatte. Das großartige Ereignis, welches mit dem mittelalterlichen Feudalstaat so schnell und so unerbittlich aufräumte, hatte begreiflicherweise bei den Dichtern und Denkern Deutschlands, bei dem gebildeten Mittelstand, der durch die Aufklärungslitteratur längst für die dort siegreichen Ideen gewonnen war, großen Anklang gefunden. Aber auch die Regierungen nahmen zunächst keine der Bewegung feindselige Haltung ein, namentlich am Berliner Hofe erkannte man die Berechtigung der Umwälzung unumwunden an. Der Kaiser Leopold hätte eigentlich eine doppelte Veranlassung gehabt, sich in die französischen Dinge einzumischen; denn einerseits war die Gemahlin des französischen Königs, dessen Autorität von Tag zu Tage mehr verkürzt wurde, seine leibliche Schwester; anderseits hatte die französische Nationalversammlung in die Gerechtsame des Reiches eingegriffen, indem auf Grund eines Beschlusses (vom 4. August), der alle mittelalterlichen Feudalrechte aufhob, die Reichsstände im Elsaß ihrer grundherrlichen Rechte, weiterhin die rheinischen Kirchenfürsten ihrer geistlichen Güter ohne weiteres beraubt wurden.

Aber Leopold blieb geraume Zeit ebenso unempfänglich für die hilfeflehenden Briefe seiner Schwester Marie Antoinette, wie für die dem deutschen

Reich zugefügten Rechtsverletzungen. An Aufreizungen zum Einschreiten fehlte es nicht. Sie gingen teils von den französischen Emigranten aus, welche, mit der Neuordnung der Dinge unzufrieden, sich namentlich in die Rheinlande ergossen und, mit ihren Ausschweifungen das Land verderbend, das ihnen eine Freistätte bot, die Wiederaufrichtung des legitimen Königtums und die Wiederherstellung des Feudalismus heischten. Während Österreich und Preußen zu ihren vermeintlichen Leiden noch schwiegen, fanden sie eine Beschützerin an der Kaiserin Katharina. Ihr lag natürlich nichts an der Restauration des vorrevolutionären Frankreich, aber sie wünschte, daß sich die deutschen Mächte recht tief in die französische Bewegung verwickeln möchten, damit sie in Polen völlig freie Hand bekäme. Nur um Preußen und Österreich in einen langwierigen Krieg zu verwickeln, predigte sie, die Freundin Diderots, den Kreuzzug für das legitime Königtum und stellte selbst die Waffenhilfe Rußlands für diesen edlen Zweck in Aussicht. Die Aufreizungen Rußlands verfingen bei Leopold zunächst nicht.

Allmählich gewannen die Emigranten aber doch einigen Einfluß auf die leitenden Persönlichkeiten, zudem verschlimmerte sich die Lage des französischen Königs nach einem verunglückten Fluchtversuch (Juni 1791) dermaßen, daß in Friedrich Wilhelms ritterlichem Sinne der Gedanke Gestalt gewann, die beleidigte Majestät des Königtums mit dem Schwerte zu rächen. Im Sommer ging Bischoffswerder nach Österreich, um die Verständigung mit dem Kaiser herbeizuführen. Auch Leopold war jetzt anscheinend kriegerisch: von Padua aus forderte er in einem Rundschreiben die europäischen Mächte auf, sich seines Schwagers anzunehmen und keine Verfassung Frankreichs anzuerkennen, die nicht von der Krone frei genehmigt sei. Unter Überschreitung seiner Vollmachten unterzeichnete Bischoffswerder am 25. Juli den Wiener Vertrag, durch den sich Österreich und Preußen ihren Besitzstand verbürgten und einander im Falle innerer Unruhen gegenseitige Hilfe zusicherten.

Damit war Preußen, welches weder am Rhein noch in Frankreich irgendwie bedroht war, im Fahrwasser Österreichs, das freilich das größte Interesse daran hatte, daß die Bewegung in Frankreich nicht etwa den eben unterdrückten belgischen Aufstand wieder wachrufe. Friedrich Wilhelm that ein übriges, um sich völlig zum Schleppenträger der österreichischen Politik zu machen. Auf dem sächsischen Jagdschlosse Pillnitz hatte er im August eine Zusammenkunft mit dem Kaiser und dem Grafen Karl von Artois, dem Bruder Ludwigs XVI., der den Kaiser zum Kriege gegen Frankreich aufzurufen kam. Noch immer ließ sich der genußsüchtige, berechnende Lothringer nicht zu einem Angriffskriege bewegen; nur die Allianz mit dem Preußenkönig wurde angebahnt, welcher seinerseits in dem Bunde der beiden Großmächte den Segen der kommenden Geschlechter erblickte. Entgegen den Wünschen der Emigranten kam es nur zu der Erklärung (am 27. August) an die sämtlichen europäischen Höfe, die Sache des Königs Ludwig sei eine gemeinsame Angelegenheit aller Souveräne, „man wolle mit vereinten Kräften dahin wirken, den König von

Digitized by Google

Frankreich in den Stand zu setzen, die Grundlagen monarchischer Regierung wieder mit völliger Freiheit zu befestigen."

Gleichwohl schien es nicht zum Kriege kommen zu sollen. König Ludwig XVI. wurde wieder in seine Würde eingesetzt, beschwor Ende September freiwillig die neue Verfassung; Kaiser Leopold beschränkte sich darauf, für die beraubten Reichsstände im Elsaß mit einer an Schwäche grenzenden Höflichkeit Entschädigung nachzusuchen, der Kurfürst von Trier mußte die in seinem Stift vorgenommene Rüstung eines Emigrantenheeres untersagen. So beschloß der Kaiser, Frankreich gegenüber lediglich ein System der Aufmerksamkeit und Beobachtung inne zu halten. In diesem Sinne wurde auch am 20. Februar 1792 die preußisch-österreichische Allianz geschlossen. Sie war nur ein 1792
Verteidigungsbündnis gegen französische Angriffe und verwahrte sich ausdrücklich dagegen, mit Hilfe der Emigranten das konstitutionelle System in Frankreich stürzen zu wollen.

Am 28. Februar 1792 raffte den schwächlichen, abgemüdeten Kaiser im Alter von nur fünfundvierzig Jahren ein Fieber dahin. Ihm folgte der älteste seiner zehn Söhne, Franz (II.).

Digitized by Google

XV. Die letzten Zeiten des alten deutschen Reichs.

1. Der Feldzug des Jahres 1792.

Nicht Deutschland hat Frankreich zum Kriege herausgefordert, vielmehr waren es die in der gesetzgebenden Versammlung dominierenden Girondisten, die Anhänger Brissots, welche das neugeformte Staatswesen mit dem Kranze kriegerischer Erfolge schmücken wollten. Sie verweigerten den Elsässer Reichsständen die gebührende Entschädigung und drängten den unglücklichen König Ludwig, das rettungslose Opfer der Bewegung, dazu, dem Kaiser, welcher die französischen Frechheiten würdig und maßvoll beantwortet hatte, am 20. April
1792 1792 den Krieg zu erklären. „Kein Krieg der Nation gegen die Nation", hieß es schmeichlerisch lockend, „sondern die gerechte Verteidigung eines freien Volkes gegen die ungerechten Angriffe eines Königs." Es war keine Frage: wenn die beiden Großmächte schnell und energisch sich mit ganzer Kraft auf das übel vorbereitete, von Parteien zerrissene Frankreich geworfen hätten, so würden sie die großsprecherische Nation über den Haufen gerannt haben. Nur durfte man dann nicht mit dem andern Auge nach dem Osten schielen, wo sich ein schweres Wetter zusammenzog. Man konnte für gewiß annehmen, daß sich die Kaiserin Katharina auf die langersehnte polnische Beute stürzen werde, sobald sie ihre Rivalen am Rheine beschäftigt sah. Wollte man ihr nicht Polen vollständig überantworten, — und das preußische Interesse wenigstens erheischte, daß dies nicht geschah — so mußte man sich fürs erste am Rhein auf die Verteidigung beschränken, die polnische Frage schleunigst zum Austrag bringen und dann den französischen Krieg mit wuchtigen Schlägen beenden. Aber keins von beiden geschah. Die beiden deutschen Großmächte ergriffen wohl mit Begier den Gedanken, sich gegenwärtig recht ausgiebige Vergrößerungen zuzuwenden, aber von wahrhaft staatsmännischen Erwägungen waren weder die preußischen, noch die österreichischen Diplomaten geleitet.

Kaiser Franz, Leopolds Nachfolger, hoffte im Verfolge des französischen Krieges den Austausch Bayerns gegen Belgien durchzusetzen, — ein Gedanke, dem sich Preußen aufs entschiedenste hätte widersetzen müssen; Preußen verlangte ein Stück Polen und die pfälzischen Lande am Niederrhein, eine allerdings vorteilhafte Beendigung des jülich-bergischen Erbfolgestreites.

Während man noch marktete, griff Katharina dreist zu. Schon im April 1792 gab sie zwei bedeutenden Heereskörpern Marschbefehl: der ihr ergebene

Teil des polnischen Adels, welcher mit den segensreichen Neuerungen unzufrieden war, schloß am 14. Mai 1792 in dem Städtchen Targowitz in der Ukraine eine Konföderation und rief die Russen an, „die alte Freiheit des polnischen Volkes wiederherzustellen." Nach wenigen Tagen rückten die „Befreier" ein. Vergeblich riefen die Polen die Hilfe des Preußenkönigs an; wer für die legitime Königsherrschaft in Frankreich zu kämpfen im Begriff stand, der durfte doch unmöglich für dies neuerungssüchtige Polenvolk mit seiner freisinnigen Verfassung das Schwert ergreifen!

Der tapfere Kosciusko führte alle Vaterlandsfreunde gegen die fremden Eindringlinge, aber am 17. Juli erlag er der russischen Übermacht bei Dubienka (am Bug, südöstl. von Lublin). Bald schloß sich der elende König Stanislaus selbst der Targowitzer Konföderation an, die Verfassung wurde gestürzt, das alte Unwesen wiederhergestellt, die Russen konnten sich ungestört im polnischen Lande einnisten.

Während die polnischen Patrioten bei Dubienka bluteten, rüstete sich das offizielle Reich deutscher Nation, in Mainz glänzende Feste zu feiern. Denn am 14. Juli 1792 war Franz von Österreich in Frankfurt zum Kaiser 1792
gekrönt worden; vom 19.—21. Juli wurde in Mainz bankettiert, und während die Hunderte von kleinen und kleinsten Reichsständen sich des neuen Kaisers freuten, — er sollte der letzte sein im alten Reich — handelten die beiden Großmächte über den Preis des Sieges, der aus dem bevorstehenden Feldzug zu erwarten stand. Entgegen den Traditionen des großen Königs gab Preußen Bayern der österreichischen Ländergier preis, ohne doch in betreff seiner polnischen Pläne bestimmte Zusicherungen zu erlangen; dagegen erregte es Friedrich Wilhelms höchste Entrüstung, daß der Kaiser von ihm auch die Abtretung der fränkisch-baireuthischen Stammlande forderte, die eben erst an die königliche Linie der Hohenzollern gefallen waren. Dennoch war der preußische König vielleicht der einzige, der mit Begeisterung in den Krieg zog, während die preußischen Diplomaten, mißtrauisch unter einander und verstimmt, ihn als unvermeidliches Übel betrachteten.

Der Feldzug konnte schon aus diesem Grunde kein glorreiches Resultat haben, denn ein Koalitionskrieg ist davon abhängig, daß die verbündeten Mächte in ihren politischen Zielen übereinstimmen. Dazu kamen die Mißgriffe und die militärische Unfähigkeit des Oberfeldherrn, des ruhmreichen Patriotenbezwingers Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig.

Wenigstens für einen, in seiner Bedeutung vielfach freilich überschätzten Mißgriff war er nicht verantwortlich. Er mußte am 25. Juli 1792 jenes berüchtigte, von einem Emigranten entworfene Manifest verkünden, welches die Franzosen mit allen Schrecken des Vernichtungskrieges bedrohte, wenn sie nicht zu ihrem legitimen Herrscher zurückkehrten. Es fiel damals ziemlich wirkungslos zu Boden, weiterhin haben allerdings die großsprecherischen Drohungen den Demagogen der Hauptstadt unerschöpflichen und hochwillkommenen Stoff gegeben, um die Menge zu fanatisieren, die patriotische Leidenschaft zu entflammen, ja später selbst die schamlosesten Eroberungsgelüste, als durch die Notwehr und die Grundsätze der Völkerbeglückung geboten, zu bemänteln.

Dann aber war auch die Methode fehlerhaft, welche der Herzog bei seiner Kriegführung befolgte. Während Friedrich der Große die eigentliche

Kriegskunst in schnelle entscheidende Stöße gesetzt hatte und nur ganz zuletzt durch seine eigene Erschöpfung und die Überzahl der Gegner zu bedächtiger Schonung seiner Mittel genötigt wurde, glaubte der Herzog von Braunschweig in solcher Behutsamkeit die Blüte strategischer Weisheit gefunden zu haben. Zudem mißtraute er der Unbesiegbarkeit des fridericianischen Heeres; er war vielleicht der einzige, der die Gefährlichkeit einer enthusiastischen Volksarmee erkannte. Aber er überschätzte sie, zumal da die französischen Generale, welche jene wilden Kräfte leiten sollten, keine erfahrenen Feldherren waren, auch in den Reihen dieser schlecht verpflegten und sehr bald auch schlecht disziplinierten Soldaten noch keineswegs jene Begeisterung herrschte, die ihren Angriff in den folgenden Jahren so erfolgreich machen sollte. Streng methodisch nahm er, nachdem am 19. August die Grenze überschritten war, zunächst die Festungen Longwy und Verdun ein, widerwillig folgte er dann dem Befehle des Königs und wandte sich westwärts nach Paris zu. Die Engpässe der Argonnen besetzte der französische General Dumouriez mit seiner kleinen Armee und verstärkte sich durch den aus Metz herbeieilenden Kellermann. Am 20. September trafen die Heere aufeinander: bei St. Menehould stand Dumouriez, bei Valmy, von ihm getrennt, Kellermann. Die preußische Artillerie begann alsbald eine Kanonade auf die Höhen von Valmy und richtete unter den jungen Soldaten große Verwirrung an. Statt dieselbe zu benutzen, nahm der Herzog den bereits erteilten Befehl zum Vorgehen zurück, aus Besorgnis, hinter den Höhen möchten noch überlegene Truppen aufgestellt sein. Ließ sich auch der versäumte günstige Augenblick nie wieder einholen, so hätte man noch immer nicht nötig gehabt, den Rückzug anzutreten. Aber im preußischen Hauptquartier nahm die Unlust überhand, bei der vorgerückten Jahreszeit und dem herrschenden Regenwetter noch einen entscheidenden Schlag zu wagen. Das Unglaubliche geschah: das Heer Friedrichs des Großen trat, ohne den Kampf gewagt zu haben, den Rückzug vor jenen Neulingen an. Wie mußte sich das Selbstgefühl der Krieger Frankreichs heben, das eben jetzt zur Republik erklärt wurde! (22. September). Auch auf militärischem Gebiet hatte eine neue Zeit ihren Einzug gehalten.

Goethe, der sich auf diesem Feldzuge im Gefolge des Herzogs von Weimar befand, sagte mit der Sehergabe des Dichters den Offizieren: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus."

Um sich für alle Eventualitäten zu sichern, knüpfte Dumouriez mit dem preußischen Hauptquartier Verhandlungen an, während deren er Verstärkungen an sich zog. Diese Vorsicht war überflüssig, denn die Gegner gingen auf diese Verhandlungen nur in der Absicht ein, ihren Rückzug ungehindert ins Werk setzen zu können. Am 30. September zogen sie ab, Mangel und die im Heere ausbrechende Ruhr verursachten größere Einbuße, als ein ehrlicher Kampf herbeigeführt haben würde. Das Resultat des schmählichen Feldzuges war der Verlust der preußischen Waffenehre und neue Mißhelligkeit mit Österreich. Denn hier betrachtete man den eilfertigen Rückzug als halben Verrat; ander-

seits reizte das Wiener Kabinett wieder die Empfindlichkeit des preußischen Königs, indem es von neuem die Abtretung von Ansbach-Baireuth in Vorschlag brachte.

Wie sehr dem französischen Volke die Flügel gewachsen waren, zeigte der Zug, den General Custine mit nur 18000 Mann an der Flanke des preußischen Heeres vorbei über Speier und Worms nach Mainz machte. Der Kurfürst flüchtete, eine starke Partei von „Aufgeklärten", die das „Pfaffenregiment" vernichten wollten, war den französischen Freiheitshelden günstig, am 21. Oktober kapitulierte der feige Kommandant von Gymnich, der freilich diese Stadt vielleicht nicht ganz mit Unrecht keinen Schuß Pulver wert gehalten hatte. Die leichtsinnige und genußsüchtige Bürgerschaft, schwärmerische Kosmopoliten, wie der vaterlandslose Weltumsegler Georg Forster, jubelten den Befreiern zu und leerten den Taumelkelch der französischen Weltbeglückung bis zur Neige.

Vom rechten Rheinufer — denn auch Frankfurt war schon gebrandschatzt worden — trieb man noch vor Schluß des Jahres die französischen Mordbrenner zurück: aber diese Ereignisse, welche nur durch die Ohnmacht der kleinen Fürstentümer ermöglicht worden waren, erweckten bei einsichtigen Staatsmännern schon jetzt den Gedanken, ob es nicht nötig sei, durch Einziehung (Säkularisation) der geistlichen Staaten die Wiederkehr so schmachvoller Vorgänge für immer zu verhüten. Auf Österreichs Widerspruch ließen die preußischen Diplomaten diesen Gedanken fallen, der sich über kurz oder lang dennoch verwirklichen mußte.

Unter Forsters Leitung erklärte im März 1793 eine Versammlung in Mainz, der 1793
ganze Landstrich von Landau bis Bingen sei zu einer Republik umzugestalten; am 21. März ward dekretiert, daß man bei der fränkischen Republik die Einverleibung der rheinischen beantragen solle. An der Spitze der vaterlandsverräterischen Deputation standen Forster und Lux, von denen der letztere auf dem Schafott blutete, ersterer wenigstens noch all seine Hoffnungen vor seinem Tode (Januar 1794) vernichtet sah.

Auch die Österreicher sollten in dem Feldzuge dieses Jahres nicht ungeschlagen bleiben. Als sich die Preußen bis Luxemburg zurückgezogen hatten, wandte sich Dumouriez gegen die in Belgien stehenden Österreicher; schlug sie am 6. November bei Jemappes und nahm das ganze Land bis an die holländische Grenze ein.

Für das nächste Jahr nahmen die Verbündeten die Wiedereroberung von Belgien und Mainz in Aussicht; die Entschädigung für die gehabte Mühe wollte Österreich in Bayern suchen, Preußen in Polen. Die Sache Ludwigs XVI. trat hinter dieser Interessenpolitik zurück und hörte vollends auf, ein Faktor in den Berechnungen der beiden Großmächte zu sein, als am 21. Januar 1793 1793
„Louis Capet" als Staatsverräter — gemordet worden war.

Digitized by Google

2. Die zweite Teilung Polens (1793). Der erste Koalitionskrieg (1793 und 1794).

Ehe Europa daran ging, das königsmörderische Frankreich zu züchtigen, hielt es Preußen für angebracht, sich den Preis seiner Anstrengungen im Osten zu sichern. Man durfte nicht warten, bis Rußland in der Lage war, in Polen allein das entscheidende Machtwort zu sprechen. Nicht zu rechtfertigen aber waren die Schritte, durch welche man den neuen Gewaltakt — denn um einen solchen handelte es sich in der That — in den Augen der Welt ent-
1793 schuldigen wollte. Die preußische Regierung erließ am 6. Januar 1793 eine Erklärung, laut deren von dem mit jakobinischen Irrlehren erfüllten Polen seinen eigenen Ländern Gefahr drohe.

Sehr zur Unzeit hatte eine polnische Deputation dem französischen Nationalkonvent die Sympathien ihrer Nation bekundet, auch war Kosciuzko zum Ehrenbürger der französischen Republik ernannt worden.

Am 23. Januar 1793 unterzeichneten König Friedrich Wilhelm und die Kaiserin Katharina einen neuen Teilungsvertrag, der Polen wieder um etwa 5000 Quadratmeilen verkürzte. Nun rückten auch preußische Truppen ein; als das Land gehörig besetzt war, einigte man sich (April) über die förmliche Teilung, und die Kaiserin Katharina übernahm es, durch einen von ihr zu sammelnden und zu bestechenden Reichstag die Zustimmung zu der neuen Verstümmelung des Landes zu erwirken.

Preußen erhielt die Städte Danzig und Thorn nebst ihren Gebieten und den größten Teil des früheren „Großpolen“: Teile der Woiwodschaften Posen, Gnesen, Inowrazlaw, Kalisch, Plock, Czenstochau (von der Woiwodschaft Krakau), mußte dagegen das litauische Tauroggen an Rußland geben. Das neue Land (Südpreußen) umfaßte 1100 Quadratmeilen.

Die natürliche Folge der Teilung Polens war die Lockerung des österreichisch-preußischen Bündnisses. Denn wiewohl Kaiser Franz der Vergrößerung Preußens im voraus zugestimmt hatte, weil er ohne die Hilfe desselben Belgien nicht wiedererobern konnte, war es ihm doch ärgerlich, daß sein Verbündeter seine Ernte schon eingeheimst hatte, während der seinigen erst noch Kämpfe und Siege vorausgehen mußten. Und als gar Preußen nachher erklärte, daß ohne Zustimmung des Pfalzgrafen von Zweibrücken das belgisch-bayrische Tauschgeschäft nicht vor sich gehen könne, verwandelte sich der Ärger in Groll und Ingrimm. Der Minister Thugut, welcher seit Ende März die auswärtige Politik Österreichs zu leiten hatte, intrigierte nunmehr gegen die Macht, mit der man doch verbündet im Felde stand. Allmählich näherte sich Österreich der russischen Kaiserin, welche sehr ungern mit Preußen geteilt hatte und auch geringe Lust bezeigte, bei dem Reichstage von Grodno die Anerkennung der preußischen Erwerbungen durchzusetzen.

1793 Unter so ungünstigen Auspizien war nun der Feldzug der ersten Koalition, in welcher das englische Torykabinett England, Holland, Preußen, Österreich, das deutsche Reich, Spanien, Sardinien und Neapel wider die

Digitized by Google

französische Republik vereinigt hatte, ins Werk gesetzt worden. Es war kein Wunder, daß diese Koalition, namentlich soweit Österreich und Preußen in Frage kamen, sich bald lockerte und schließlich zerfiel, sondern man durfte sich wundern, daß sie wirklich eine Reihe von Erfolgen aufzuweisen hatte. Ein neues österreichisches Heer, das unter dem Herzog von Koburg und dem General Clerfait in den Niederlanden erschien, drängte die Franzosen an der Maas zurück und besiegte am 18. März bei Neerwinden Dumouriez selbst, der dafür von den Jakobinern zu Paris in Anklagestand versetzt wurde und zu den Feinden überging. Belgien wurde befreit, die französischen Festungen Valenciennes und Condé wurden erobert, der Weg nach Paris stand diesem Heere offen. Ja noch mehr, die Österreicher hätten ihren Angriff mit dem der Preußen kombinieren können, welche am 22. Juli das tapfer verteidigte Mainz eingenommen hatten und zur Belagerung von Landau schritten. In Frankreich tobte der Bürgerkrieg, der in Lyon, Marseille, Toulon zu schauerlichen Greueln führte; die Vendée hatte sich erhoben.

Aber die Koalition benutzte die günstige Gelegenheit nicht: die Engländer drangen auf die Belagerung von Dünkirchen, das sie für sich behalten wollten, die österreichische Diplomatie verlangte die Eroberung der Pikardie. So gab man der geängstigten Republik Zeit, zu erstarken; der „Wohlfahrtsausschuß" zwang alle Wehrhaften und allen Besitz in den Dienst des Vaterlandes; Carnots Genie gab dem Heere eine neue Organisation, der Enthusiasmus ersetzte den Mangel an militärischer Übung.

Schon im September erlitt das englisch-holländische Heer, von den Österreichern mangelhaft unterstützt, eine Schlappe bei Hondschooten. Auch auf dem zweiten Kriegsschauplatz, in der Pfalz, kamen die Verbündeten nicht vorwärts. Bei Pirmasens schlugen die Preußen am 14. September den General Moreau zurück; man eroberte dann einen Teil der Weißenburger Linien, aber einen Vorstoß wagte man nicht. Die Heeresleitung war zwieträchtig. Der österreichische General Wurmser, welcher widerwillig unter preußischem Oberbefehl stand, verlangte den Einmarsch ins Elsaß, um dort die Herrschaft seiner Standesgenossen vom Reichsadel und, wie in Mainz, die alten Mißbräuche wiederherzustellen. Am 19. September sah sich der König von Preußen genötigt, das Heer zu verlassen, weil die polnische Frage von neuem seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Nachdem die russischen Forderungen schon im Juli erzwungen waren, genehmigte der Reichstag von Grodno (25. September) auch die an Preußen zu machenden Abtretungen. Da sich aber Rußland und Österreich einander genähert hatten, auch vorauszusehen war, daß die gänzliche Aufteilung des unglücklichen Landes bevorstehe, mußte der König von Preußen auf der Hut sein, um nicht im entscheidenden Augenblick von Österreich zur Seite gedrängt zu werden.

Noch einmal schien es, als sollte im Westen ein besseres Einvernehmen bessere Erfolge erzielen. In der zweiten Woche des Oktobers eroberten die Verbündeten die Weißenburger Linien; dann aber trat der alte Zwiespalt

Digitized by Google

1793 wieder ein. Zwar bewährten die Preußen am 28. November ihren Waffenruhm, indem sie die doppelt so starke Armee des feurigen Hoche bei Kaiserslautern zurückwarfen, dann aber wandte sich dieser mit Glück gegen Wurmser und zwang die Verbündeten, die Belagerung Landaus aufzugeben. Ende Dezember legte sich Wurmser auf dem rechten Rheinufer in Winterquartiere, die Preußen blieben auf dem linken Ufer. Es war dem Herzog von Braunschweig nicht zu verdenken, daß er bei dem Mangel an Einheitlichkeit den Oberbefehl niederlegte. Da auch die Österreicher trotz eines Sieges bei Wattignies (15./16. Oktober) beim Einbrechen des Winters die Belagerung von Maubeuge aufgaben und in ihre früheren Stellungen zurückgingen, so schloß dieses erste Kriegsjahr der großen Koalition mit Resultaten, welche weder den anfänglichen Hoffnungen, noch den aufgewendeten Mitteln entsprachen.

Konnte man von einer Fortsetzung des Krieges im nächsten Jahre Besseres erwarten? Schon schwankte die österreichische Diplomatie, ob es nicht besser sei, sich an andrer Stelle, etwa an den venetianischen Festlandsbesitzungen, zu entschädigen, statt im Kampfe für den Besitz Belgiens zu verbluten. Was Preußen betraf, so regte sich dort schon eine Friedenspartei, da sich der Krieg gegen Frankreich keiner Sympathie erfreute. Aber der König hielt es für unritterlich, das gemeinsame Werk preiszugeben. Nur daß es ihm schlechterdings unmöglich war, den Krieg mit eigenen Mitteln fortzuführen. Er erbot sich dazu, falls die andern Reichsstände, die bisher kaum 20000 Mann ins Feld gestellt hatten, den Unterhalt seines Kriegsheeres bestreiten wollten. Aber davon wollten weder die kleineren Fürsten noch Österreich etwas wissen; erstere wollten sich nicht eine militärische Hegemonie gefallen lassen, welche an die Zeiten des Fürstenbundes erinnerte, auch wirkten zum Teil schon französische Einflüsterungen mit; Österreich mißbilligte ein Verhältnis, das den König von Preußen als Reichsfeldherrn erscheinen ließ. Da alle Versuche, die nötigen Mittel zu beschaffen, fehlschlugen, sah sich der König genötigt, einen schmählichen Soldvertrag
1794 mit England einzugehen. Durch den Haager Vertrag vom 19. April 1794 wurde Preußen zum Soldträger Englands erniedrigt; für 50000 Lstr. monatlich mußte es über 60000 Mann ins Feld stellen. Dieser Vertrag führte zu neuen Irrungen, da die Seemächte ihren Söldner zum Schutze ihrer Interessen in den Niederlanden zurückhalten wollten, während Friedrich Wilhelm am Mittelrhein den Kampf zu erneuern wünschte.

Es wiederholten sich genau die Vorgänge des Jahres 1793, nur daß der Abschluß auf dem niederländischen Kriegsschauplatze ein andrer werden sollte, da die Franzosen den Verbündeten jetzt hier eine entschiedene Übermacht entgegenstellen konnten. Die persönliche Anwesenheit des Kaisers Franz, der sich nach Brüssel begeben hatte, vermehrte nur die Unordnung und Verwirrung. Nach der Einnahme von Landrecies (30. April 1794) begann für die Verbündeten hier eine Reihe von Unfällen: Pichegru und Jourdan gewannen mehr und mehr an Terrain; durch den Sieg bei Fleurus (26. Juni) erzwang der letztere die Räumung Belgiens. Verstimmt legte der Herzog von Koburg das Kommando nieder, im Oktober führte Clerfait das Heer über den Rhein zurück, der Feind rückte nach und nahm das ganze Rheinland bis Koblenz in Besitz.

Zu Weihnachten drang Pichegru über das Eis der großen Ströme in Holland ein, dessen Eroberung ihm nach Abzug des Herzogs von York durch die „Patrioten“ noch erleichtert und das alsbald zur batavischen Republik umgestaltet wurde.

Durch die Erfolge, welche die Franzosen in den Niederlanden davontrugen, wurde auch das preußische Heer, welches sich in der Pfalz unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls Möllendorf und dem Kommando tüchtiger Offiziere, wie des Husarenobersten Blücher, nicht ohne Ruhm mit dem Feinde geschlagen, zum Rückzuge genötigt. Bei Kaiserslautern war am 23. Mai ein glänzender Sieg erfochten worden, aber er hatte keine Folgen, weil die österreichisch-englische Staatsweisheit das siegreiche Heer nach den Niederlanden abberufen wollte, was nur neue diplomatische Verwickelungen hervorrief. Zum drittenmal sah Kaiserslautern in einer Reihe von Gefechten die Tapferkeit der von Hohenlohe zum Siege geführten Preußen (18.—20. September), ein Rausch jubelnden Selbstgefühls erfüllte alle Gemüter in der preußischen Hauptstadt, — aber dann erfolgte im Oktober der Rückzug der Sieger.

Selbst wenn derselbe nicht aus strategischen Gründen notwendig geworden wäre, hätte König Friedrich Wilhelm die Feindseligkeiten einstellen müssen. Sowie nämlich die Engländer einsahen, daß sie nicht nach Gutdünken über die preußische Armee verfügen konnten, hörten sie mit der Zahlung der Hilfsgelder auf: in Petersburg wie in Wien konnte man seine Schadenfreude nicht verbergen.

Dahin hatte es die Feinheit der Thugutschen Politik gebracht. An den Niederlanden lag ihm längst nichts mehr: sein Ideal war eine Tripleallianz mit England und Rußland, um Preußen zu isolieren und an ihm für die zweite Teilung Polens Vergeltung zu üben.

---

3. Die dritte Teilung Polens (24. Oktober 1795). Der Baseler Friede (5. April 1795).

Was die Fortschritte der verbündeten Waffen hemmte und schließlich die Koalition auseinander trieb, war die polnische Frage. Wenn der Untergang Polens unvermeidlich war, wollte Preußen nicht die ganze Beute Rußland überlassen; aber auch Österreich war nicht gewillt, bei einer dritten Teilung wieder leer auszugehen. Argwöhnisch einander beobachtend, schielten die beiden deutschen Großmächte, für die der Krieg gegen Frankreich im gegenwärtigen Augenblick kein großes Interesse hatte, nach Polen hinüber: in der Osterwoche 1794 hatte es sich erhoben und die Russen aus dem Lande ge- 1794
trieben. Es war vorauszusehen, daß bei der Zwietracht des zuchtlosen Adels auch ein Kosciuzko nicht im stande sein werde, sein unglückliches Vaterland zu retten. Daher beschloß Preußen, den Russen zuvorkommend, seine Hand auf die Beute zu legen und bei der Teilung das entscheidende Wort zu sprechen. Im Mai 1794 rückte ein starkes preußisches Heer ein, besiegte Kosciuzko, nahm Krakau und wandte sich gegen das schlecht befestigte, von Parteihader erfüllte Warschau. Der König, der sich selbst auf den Kriegs-

schauplatz begeben hatte, beabsichtigte anfangs, die Vorstadt Praga mit Sturm zu nehmen, ließ sich aber durch kleinmütige Ratgeber und einen russischen Agenten bestimmen, eine regelrechte Belagerung zu beginnen. Nach wenigen Tagen mußte man sie, durch einen Aufstand im Rücken bedroht, abbrechen; verstimmt und erbittert zog das preußische Heer ab. Nun rückte Suworow mit der Hauptmacht Katharinas heran, zertrümmerte am 10. Oktober bei Maciejowice das Heer Kosciuskos, der verwundet und gefangen genommen wurde, und erstürmte unter barbarischen Grausamkeiten am 4. November Praga. Das Ende Polens war gekommen.

Es wird erzählt, Suworow habe diesen Sieg seiner Kaiserin mit den kurzen Worten gemeldet: „Hurra! Warschau! Suworow", worauf diese dem siegreichen General ihren Dank (die Ernennung zum Feldmarschall) ebenso kurz und treffend mitgeteilt hätte: „Bravo, Feldmarschall! Katharina."

Durchaus in den Bereich der Sage aber gehört das berühmte „Finis Poloniae!" (Polens Ende) — welches Kosciuzko in jener Schlacht ausgerufen haben soll. Kosciuzko protestiert selbst in einem Briefe an den Grafen von Segur (31. Oktober 1803) gegen die Tradition.

Als nun zu Petersburg über die Teilung verhandelt wurde, unterstützte Rußland die Ansprüche Österreichs, das zur Bewältigung des letzten Aufstandes fast gar nichts gethan hatte; die Truppen, welche es im Juli einrücken ließ, sollten wesentlich nur Österreichs Forderungen unterstützen. Die beiden Kaiser-
1795 mächte verabredeten am 3. Januar 1795 ein geheimes Bündnis, das zwar nicht ratifiziert worden ist, aber seine Spitze gegen Preußen richtete.

In dem Bündnis vom 3. Januar 1795 wurde zwischen Österreich und Rußland folgender Eroberungsplan verabredet: Die Donauländer werden Rußland preisgegeben, Österreich erhält freie Hand zur Eroberung von Bosnien, Serbien und Bayern, sowie der venetianischen Republik. So konnte Thugut hoffen, die Absichten Josephs II. zu verwirklichen; die Kaiserin Katharina hatte nichts dagegen einzuwenden, da sie im allgemeinen Umsturz die Herrschaft über Konstantinopel zu erlangen hoffte.

Die drohende Haltung der beiden Mächte brachten in Preußen den verhängnisvollen Entschluß zur Reife, von dem westlichen Kriegsschauplatz sich ganz zurückzuziehen, um im Osten seine Heeresmacht in die Wagschale werfen zu können. Wirklich wurde dadurch wenigstens soviel erreicht, daß bei der am 24. Oktober verabredeten, im Januar 1796 vollzogenen dritten Teilung der polnischen Beute Preußen nicht ganz beiseite geschoben wurde. Freilich nahm sich Rußland den Löwenanteil, Österreich erhielt in Westgalizien immerhin einen Zuwachs von 1000 Quadratmeilen, während Friedrich Wilhelm sich mit dem begnügen mußte, was Rußland ihm zuzuteilen für gut befand, das Gebiet bis zum Bug und Niemen mit Warschau (800 Quadratmeilen), welches unter dem Namen „Neu-Ostpreußen" dem Staate eingefügt wurde. Eine verhängnisvolle Erwerbung! War, wie wir sahen, der Gewinn des deutschen Westpreußens für die Monarchie sehr heilsam gewesen, waren nachher Danzig und Thorn eben für das Gedeihen Westpreußens unentbehrlich und selbst eine Verbindung der Provinzen Preußen und Schlesien sehr erwünscht, so wurde hingegen durch

Digitized by Google

den übrigen Zuwachs, zumal den zuletzt gewonnenen, der Staat Friedrichs des Großen seinem rein deutschen Wesen in bedenklicher Weise entfremdet: indem er nunmehr unter seinen $9^1/_2$ Millionen Einwohnern ungefähr 4 Millionen Slaven zählte und sich mächtig nach Osten hinausschob, gewann er eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem vielsprachigen habsburgischen Staatswesen und nahm in demselben Maße an innerer Kraft ab, in welchem er an äußerem Umfange und Seelenzahl wuchs.

Und um diese Gebiete von so zweifelhaftem Werte zu gewinnen, hatte inzwischen Preußen rein deutsche Lande am Rhein dahingegeben und in vorzeitigem Friedensschluß sich das beschämende Zeugnis ausgestellt, daß es außer stande sei, die eigenen Grenzen zu schützen. Freilich war der Krieg auf dem westlichen Schauplatze, so lange man um Polens Teilung stritt, längst völlig eingeschlafen. Hätte ihn Preußen jetzt, nachdem es mit seinen Bundesgenossen so bedenkliche Erfahrungen gemacht, nochmals an Österreichs Seite wieder aufnehmen und mit neuer Kraft fortsetzen sollen? Das Heer, das Volk wollte nichts davon wissen; sämtliche Räte des Königs verlangten schon längst Frieden oder Bündnis mit Frankreich; auch im Reiche rief alles nach Frieden.

Der König persönlich hätte den Kampf am liebsten weiter fortgeführt. Die Hilfsquellen des Staates waren noch nicht erschöpft, obschon die Mißernte des Jahres 1794 augenblickliche Verlegenheiten bereitete; durch einen neuen, vierten Feldzug am Rhein hätte man der französischen Republik, in der sich gleichfalls ein tiefgehendes Friedensbedürfnis geltend machte, einen ehrenvollen Frieden abnötigen können. Aber die preußischen Diplomaten, in der schönsten Hoffnung, daß einem Sondervertrage mit Preußen der allgemeine Friede bald folgen werde, zumal in Frankreich die gemäßigten Parteien ans Ruder gekommen zu sein schienen, drangen dem Könige die Erlaubnis zu Friedensverhandlungen ab. Am 5. April überraschte Preußen die Welt mit 1795
der Nachricht von dem unseligen **Baseler Frieden**, welcher ihm selbst die Neutralität sicherte, das linke Rheinufer preisgab, Süddeutschland bloßstellte und die ganze Wucht des Franzosenkrieges auf Österreichs Schultern lud.

Für seine linksrheinischen Besitzungen (Kleve, Geldern und Mörs) wurde Preußen bei einem künftig zu schließenden Reichsfrieden Entschädigung zugesagt. Eine Demarkationslinie, welche die Franzosen nicht zu überschreiten verhießen, sicherte Preußen und diejenigen nord- und mitteldeutschen Fürsten, die sich binnen drei Monaten dem Frieden anschließen würden.

Die norddeutschen Kleinstaaten folgten rasch dem Beispiele Preußens. Eine Demarkationslinie, die den Rhein entlang und dann quer durch Mitteldeutschland gezogen wurde, sicherte einem ausgedehnten neutralen Gebiet den ersehnten Frieden. Die kurzsichtigen preußischen Staatsmänner jubelten über den Erfolg: schützte nicht der preußische Adler einen guten Teil Deutschlands? Nicht die Staatsmänner allein wiegten sich in verderblichen Träumen. Alle Welt im Norden rief den Friedensstiftern Beifall zu. Preußens Reederei und Getreideausfuhr, durch die neutrale Flagge geschützt, nahmen einen ungeahnten

Aufschwung. In Sicherheit entfalteten sich die Kräfte der neuen Litteratur: in dem Musensitze zu Weimar feierte man goldene Tage; gleichgültig blickten die durch die Demarkationslinie Geschützten auf das wilde Kriegsgetümmel im Westen und Süden.

Man übersah auf preußischer Seite, daß der Friede doch nur so lange gesichert war, als es Frankreich beliebte, und daß bei neuen Feindseligkeiten das zerrissene Reich um so leichter eine Beute der Fremden werden mußte. Aber noch einen besonderen Nachteil hatte der unverantwortliche Friedensschluß für Preußen. Niemals beliebt in Oberdeutschland, verfiel es nunmehr, da es seine überlieferte Politik aufgab, Schwert und Schild des Reiches zu sein, im Süden allgemeiner Mißachtung. Mit Notwendigkeit wandten sich hier die Sympathien dem kaiserlichen Oberfeldherrn, dem jungen Erzherzog Karl, zu, und der seit langer Zeit verschollene Name des Kaiserhauses fand bei den Oberdeutschen wieder hellen Klang.

Die größte Wut aber erregte der Baseler Friede in Wien und Petersburg: man hielt für Verrat, was ratlose Schwäche war; schon glaubte man Preußen an Frankreichs Seite zu sehen, Thugut plante einen Vernichtungskrieg gegen Preußen, Westpreußen selbst sollte ihm abgenommen werden, Suworow gegen Berlin marschieren. Den ganzen Sommer hindurch ruhte der Krieg am Rhein, weil man auf die Züchtigung Preußens sann.

So stand Preußen nach dem Baseler Frieden da, gehaßt und verachtet, nach vorzeitig abgelegten Waffen ohne Wehre, ohne Ehre. Wohl ging die so erworbene Friedenszeit dem Staate nicht ganz verloren; unter Hardenbergs Leitung bildete sich eine junge Schule tüchtiger Verwaltungsbeamten heran, und die polnischen Gebiete lernten die Segnungen der Ordnung kennen. Aber anderseits ließen die polnischen Verhältnisse keine Zeit zu durchgreifenden Reformen, und auch in den neu erworbenen Gebieten mußte man sich großenteils auf eine provisorische Organisation beschränken.

Was Deutschland bevorstand, ließ sich leicht absehen, als Frankreich die
1795 eroberten Niederlande am 11. Oktober 1795 unter dem Namen der „batavischen Republik" mit sich vereinigte. Das konnte als Vorbedeutung für das Geschick des gesamten linken Rheinufers gelten.

4. Österreich im Kampfe gegen Frankreich bis zum Frieden von Campo Formio (17. Oktober 1797).

Auch für Österreich war keineswegs die Sorge um die Erhaltung des Reichsgebietes entscheidend, als es nach dem Baseler Frieden den Kampf fortsetzte; am Rhein gedachte es Venetien zu erobern, und der Krieg, der so wegen Österreichs Machtstellung in Italien geführt wurde, sollte auch in Italien seine Entscheidung finden.

Digitized by Google

Am Rhein war der Krieg noch im September 1795 erneuert worden, und zuerst waren die Franzosen unter Jourdan und Pichegru siegreich. Als aber eine österreichische Heeresabteilung bei Handschuchsheim (24. September) einen kleinen Erfolg errungen und der österreichische Heerführer Clerfait selbst (am 11. Oktober) Jourdan bei Höchst besiegt hatte, ergriff Clerfait energisch die Offensive und trieb, im November mit Wurmser vereint, den Feind bis hinter die Mosel zurück. Da die Franzosen am 1. Januar 1796 einen Waffenstillstand annahmen, ruhten die Feindseligkeiten bis in den Sommer 1796.

1796

Für dieses Jahr machte die französische Republik außerordentliche Anstrengungen. Die zwei Heere, unter der Führung von Jourdan und Moreau, sollten über den Rhein nach Deutschland vorbrechen und sich im Herzen Österreichs mit der italienischen Armee vereinigen, die, bisher in bedrängtester Lage, unter den Oberbefehl des genialen Napoleon gestellt wurde. Der erste Teil des Kriegsplanes wurde nicht ausgeführt: das war das Verdienst des Erzherzogs Karl, der an Clerfaits Stelle getreten war. Er hatte einen schweren Stand im Juni und Juli gegen Jourdan und Moreau, und seine Lage wurde noch mehr gefährdet, als auch die Stände des oberrheinischen Kreises, Baden und Württemberg an der Spitze, mit der französischen Republik Frieden schlossen (7. August). Trotzdem warf sich der Erzherzog mutig auf Jourdan, schlug ihn am 24. August bei Amberg und noch einmal am 3. September bei Würzburg — der Franzose mußte zurück über den Rhein. Nun wurde die Stellung Moreaus, der inzwischen Bayern zu einem ungünstigen Frieden gezwungen, unhaltbar; der einsichtsvolle General beeilte seinen Rückzug und bewerkstelligte ihn auch mit Geschick, aber der Erzherzog erreichte die Franzosen doch noch im Rheinthal und gab ihnen noch am 21. und 24. Oktober zwei blutige Denkzettel auf den Heimweg mit.

Inzwischen war in Italien Napoleon von Sieg zu Sieg geeilt. Die Alpen umgehend, brach er von Süden her in Oberitalien ein und führte mit seinem Heere, dem er den Glauben an sich wieder eingeflößt hatte, Schlag auf Schlag. Durch seine ersten Erfolge (im April bei Millesimo und Montenotte) trennte er die Österreicher von ihren sardinischen Bundesgenossen: dann schüchterte er, nach dem Siege von Mondovi, den König Viktor Amadeus dermaßen ein, daß er sich zu einem schmählichen Frieden, zur Abtretung Savoyens und Nizzas verstand. Er erwies sich als Meister einer neuen kühneren Kampfweise, die ohne Magazine den Krieg durch den Krieg, durch die Vorräte des eroberten Landes ernährte. In der Feldschlacht sparte er sorglich die Truppen, um den Angriff allmählich zu steigern und zuletzt, wenn der Gegner schon daran war, sich zu verbluten, den letzten entscheidenden Stoß mit wuchtigen Massen auszuführen.

Napoleon Buonaparte war im Jahre 1769 zu Ajaccio auf der Insel Korsika geboren. Er war von kleiner, unscheinbarer Gestalt und olivengelber Gesichtsfarbe, aber sein Auge, seine Gesichtszüge und sein Gebärdenspiel verrieten eine Feuerseele und seine Stirn einen Denker. Voller Mut, Phantasie, Energie war er in der Wahl der Mittel nie verlegen, genial in ihrer Anwendung. Ohne Ideale — wenn man nicht etwa die seinem unermeßlichen Ehrgeiz vorschwebende Weltherrschaft als ein solches rechnen will — glaubte er auch nicht an Ideale, kannte nur seinen Vorteil und achtete keine Grenze, die er sich nicht selbst zog. Als Jüngling hatte er für die Unabhängigkeit seines Vater-

landes geschwärmt, aber in frühreifer Weltklugheit überwand er diese jugendlichen Träume schnell und trat bei den Eroberern Korsikas in Dienst, weil in dem revolutionären Frankreich der höchsten Begabung auch der höchste Erfolg beschieden zu sein schien. In der Kriegsschule zu Brienne zum Offizier gebildet, bewährte er sich 1793 vor Toulon, dessen Einnahme, seinem militärischen Scharfblick verdankt, ihm die Ernennung zum Artilleriegeneral brachte: zwar verlor er nach Robespierres Sturz vorübergehend seine Stelle, aber bald bedurfte der Konvent zu seinem Schutze eines energischen Mannes. Nachdem er am 13. Vendemiaire (5. Oktober) 1795 die aufständischen Sektionen mit Kartätschen niedergeschmettert, gab man ihm den Oberbefehl über die italienische Armee. Schon jetzt sah er in sich den geborenen Herrscher, welcher nach dem sicheren Umsturz des alten europäischen Staatensystems der Welt seinen Willen als Gesetz aufzwingen werde.

Nun zog er gegen die Österreicher, die in fester Stellung bei Lodi die Addabrücke verteidigten. Nicht ohne Mühe siegte er am 10. Mai über den greisen Beaulieu, besetzte am 14. Mailand: die Fürsten Oberitaliens beeilten sich, von dem Gewaltigen durch reiche Opfer an Geld und Kunstschätzen günstige Bedingungen zu erkaufen. Um Mantua begann im August ein neues Ringen mit dem eisernen Wurmser und den Entsatzheeren, die Mantua retten sollten. Bei Castiglione geschlagen (5. August) mußte sich Wurmser selbst nach Mantua retten: die blutigen Schlachten von Arcole (15.—17. November) und Rivoli, (14.—16. Januar 1797), in denen Alvinczi erlag, entschieden Mantuas Geschick. Am 2. Februar 1797 fiel das wichtigste Bollwerk der österreichischen Herrschaft in Italien in Napoleons Hand.

Die Franzosen hatten jetzt unbedingt in Italien die Oberhand: der Papst hatte noch im Februar mit Napoleon Frieden geschlossen, während Toskana und Neapel sich zum Stillsitzen verpflichteten. Jetzt sollte Erzherzog Karl als Generalissimus das Kriegsglück wiederherstellen; im März kam er an, aber auch er konnte das Feld nicht behaupten; weiter und weiter in das Herz Österreichs drang Napoleon vor, am 7. April schlug er sein Hauptquartier in Leoben (in Steiermark, an der Mur) auf. Die Bevölkerung Wiens schrie über Verrat, wandte sich ingrimmig gegen den Minister Thugut, der doch zum Ausharren mahnte. Denn trotz seiner Siege war Napoleon in gefährdeter Lage, da nach Moreaus Rückzug die erwarteten Verstärkungen ausgeblieben waren.

Aber anderseits hatte auch Österreich von der Fortsetzung des Kampfes zu fürchten; außerdem erkannte Napoleons Scharfblick, um welchen Preis
1797 Thugut zu gewinnen sei: er bot Venetien an. So kam schon am 1. April der Präliminarvertrag von Leoben zu stande, in welchem Österreich — zur Entschädigung für die Abtretung der Niederlande und Italien bis zum Oglio — das venetianische Istrien und Dalmatien erhalten sollte. Daß Venedig erst noch zu besiegen war, machte wenig aus: die altersschwache Signoria gab den Franzosen sogar selbst Anlaß zum Einschreiten. Im Mai rückten sie ein, plünderten die Stadt gründlich aus und behielten sie so lange besetzt, bis zwischen Napoleon und Thugut die definitiven Abmachungen erfolgt waren.

Am 27. Mai begannen in Paſſariano bei Udine die Verhandlungen, welche nach zähem Ringen am grünen Tiſch erſt am 17. Oktober zu dem 1797
Frieden von Campo Formio (zwiſchen Paſſariano und Udine gelegen) führten. Öſterreichs Unterhändler, Cobenzl, machte kein ſchlechtes Geſchäft: für 780 Quadratmeilen, die er preisgab, erhielt er 865 zurück, welche für die Abrundung des Kaiſerſtaates bequem gelegen waren. Aber allerdings erhielt der Ruf des habsburgiſchen Kaiſertums in der Folge einen gewaltigen Stoß, denn wiederum mußte das Reich die Zeche zahlen. Während der veröffentlichte Wortlaut des Friedensſchluſſes von der „unangetaſteten Integrität des Reiches“ ſprach, war in den geheimen Artikeln ausbedungen, daß demnächſt das linke Rheinufer von Baſel bis Andernach an Frankreich abgetreten werden ſolle.

Außer den Niederlanden und den italieniſchen Beſitzungen büßte Öſterreich auch die „Vorlande“ im Breisgau ein, welche dem vertriebenen Herzog von Modena gegeben werden ſollten. — Für dieſe Nachgiebigkeit verſprach Frankreich dahin zu wirken, daß Kaiſer Franz das Erzbistum Salzburg und einen Teil Bayerns, nämlich das Land zwiſchen Salzburg, Inn, Salzach und Tirol, erhalten ſolle. Auch hieß es, die franzöſiſche Regierung trage kein Bedenken, Preußen ſeine Beſitzungen auf dem linken Rheinufer wiederzugeben, daher denn auch von weiteren Entſchädigungen dieſes Staates in Deutſchland nicht die Rede ſein könne.

Durch eine beſondere Militärkonvention, welche General Mervelbt abſchloß, verpflichtete ſich der Kaiſer, die Feſtungen Mainz, Mannheim, Ulm, Ehrenbreitſtein zu räumen und ſomit das Reich den Angriffen Frankreichs preiszugeben. Dann berief ein kaiſerlicher Erlaß alle Reichsſtände nach Raſtatt, „damit dort auf der Baſis der Integrität des Reiches Deutſchlands Wohlfahrt und Verfaſſung zur bleibenden Wonne der friedliebenden Menſchheit auf Jahrhunderte befeſtigt werde.“

(Die Königliche Familie von Preußen im Jahr 1796. Titelkupfer Chodowieckis zur erſten Ausgabe von Goethes Herrmann und Dorothea im „Taſchenbuch für 1798", Berlin bei Friedrich Vieweg dem Älteren.

In der Mitte König Friedrich Wilhelm II., links von ihm der Kronprinz Friedrich Wilhelm (III.) und ſeine Gemahlin Luiſe, mit ihrem älteſten Sohne auf dem Arme (ſpäter Friedrich Wilhelm IV.), links daneben Prinzeſſin Ludwig und Prinz Ludwig, zweiter Sohn des Königs, mit zwei Kindern, dahinter eine Amme mit dem dritten Kinde. Rechts vom König deſſen drei jüngere Kinder: Prinz Heinrich, Prinzeß Auguſte, Prinz Wilhelm; vor dieſen ſitzend, links die Witwe Friedrichs des Großen, rechts die regierende Königin.)

5. Die Thronbeſteigung und die Anfänge Friedrich Wilhelms III. (1797).

1797 Am 16. November 1797 ſtarb Friedrich Wilhelm II., 53 Jahre alt, an der Waſſerſucht. Das Anſehen Preußens im Auslande war geſunken, der Staat krankte auch im Innern an totem, mechaniſchem Weſen, die Hauptſtadt überdies an moraliſcher Fäulnis. Wenn von dem Thronfolger ſtets großartige Verbeſſerungen erwartet werden, ſo mußten ſich jetzt die Blicke mit beſonderer Spannung auf die Perſönlichkeit des neuen Herrſchers richten.

Was man bisher von Friedrich Wilhelm III. wußte, war nur vorteilhaft und berechtigte zu den ſchönſten Hoffnungen. Mit beſonderem Wohlgefallen hatte man das innige Familienleben betrachtet, welches er an der Seite ſeiner zärtlich geliebten Gattin Luiſe führte. Dieſe, die Tochter des Herzogs Karl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz, geboren am 10. März 1776, hatte, als ſie ſiebzehnjährig in Frankfurt a. M. mit König Friedrich Wilhelm II. und dem ſeinen Vater ins Feld begleitenden Kronprinzen zuſammentraf, durch den bezaubernden Liebreiz ihrer Erſcheinung und die Anmut ihres Weſens die Hochachtung des ritterlichen Königs und die innige Liebe des ſchüchternen Kronprinzen im Fluge gewonnen. Schon am 24. April 1793 war zu Darmſtadt die Verlobung, am 24. Dezember in Berlin die Vermählung des in inniger Liebe einander

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm III. und Luiſe mit ihren beiden älteſten Söhnen

(ſpäter Friedrich Wilhelm IV. und Kaiſer Wilhelm). — Nach einer Lithographie vom Jahre 1798 mit folgender für die Zeit charakteriſtiſchen Unterſchrift:

„— — — — — ſie wohnen alle Beide,
Ja ſo gern noch itzt, wie vormals,
Unter eines Hauſes Obdach.
Sitzen gern an einem Tiſche
— — — — — Itzt, wie ſonſt noch alle Beide;
Gehen Arm in Arm, und fahren
Alle Beid in einem Wagen;
Sind „mein Mann“ und „meine Frau“ noch,
Sind „der Vater“ und „die Mutter“
Ihrer Kinder noch, die Kinder
Noch ihr Stolz und ihre Freude;
Sind noch „Bruder“, ſind noch „Schweſter“
Ihrer Schweſtern, ihrer Brüder;
Zeigen noch im Kreis der Lieben,
Wo ſie ſonſt ſich glücklich fühlten
Liebenswürdiger als jemals.
Ein Familiengemählde.“

zugethanen hohen Paares vollzogen worden. Jetzt war das Herzensbündnis bereits durch die Geburt zweier Prinzen (ſpäter Friedrich Wilhelm IV. und Kaiſer Wilhelm) geſegnet, und im Gegenſatz zu den unerquicklichen Zuſtänden, welche ſich unter dem Vorgänger am preußiſchen Hofe eingebürgert hatten, wurde, zum erſtenmal wieder ſeit den Tagen des Großen Kurfürſten, das Beiſpiel eines glücklichen fürſtlichen Ehelebens gegeben. Man nahm an, daß ein ſo vortrefflicher Familienvater auch die Pflichten des Landesvaters in beſonderem Maße verſtehen und erfüllen werde. In der That beſaß der König alle Tugenden eines reinen und guten Menſchen und ſehnte ſich, durch eine ſegensvolle Regierung die Liebe ſeiner Unterthanen zu erwerben: auch hätte er gewiß in ruhigen Zeiten ſeine wohlmeinende Abſicht verwirklichen können, da er neben den Vorzügen des Herzens auch einen geraden Verſtand beſaß. Aber ihm fehlten gerade die Eigenſchaften, welche ein Regent beſitzen mußte, der jetzt das Schiff des Staates ſicher durch die tobende Flut ſteuern und den entfeſſelten Stürmen die Stirn bieten ſollte.

Treffend charakteriſiert H. v. Treitſchke den König: „Sein Geiſt umſpannte nur ein enges Gebiet, doch über alle Fragen, die in ſeinen Geſichtskreis fielen, urteilte er klar und richtig, nach gründlicher, tiefer Erwägung, und bewährte immer ein angeborenes glückliches Verſtändnis für die Mächte der Wirklichkeit. Seine Erziehung hatte alles ver-

Digitized by Google

Aus Friedrich Wilhelms III. erſter Regierungszeit: „Friedrich Wilhelm III. ſtellt nach dem Todestage Friedrich Wilhelms II., den 17. November 1797, ſeinen Brüdern und Schweſtern die von Dönhoff'ſchen zwei Kinder vor“ (Graf und Gräfin Brandenburg, aus der morganatiſchen Verbindung Friedrich Wilhelms II. mit der Gräfin Dönhoff), „wovon er das eine an der Hand faßt und frägt, ob ſie ſolche als Schweſter und Bruder annehmen wollen. Die Antwort war eine bejahende.“

Titelkupfer zum Taſchenbuch der Liebe und Freundſchaft für 1800 von Daniel Chodowiecki.

abſäumt, was dieſe edle, aber ſchwungloſe und im Grunde unpolitiſche Natur zur Freiheit königlicher Weltanſchauung emporheben konnte. Erſt wurde die angeborene Heiterkeit des Knaben durch die gallige Laune eines pedantiſchen Lehrers, des Theologen Behniſch, gewaltſam niedergedrückt; dann mußte der ſittenſtrenge Prinz das leichtfertige Treiben des väterlichen Hofes mit anſehen und den tiefen Ekel, den ſein ſchamhafter Sinn empfand, ſcheu verbergen. So lernte er in ſich einkehren und die Welt meiden. Eine unbezwingliche Schüchternheit lähmte ihm die Thatkraft: es ward ſein Verhängnis, daß er nie vermochte, leicht zu leben und mit heiterem Selbſtgefühle unter ſeine Menſchen zu blicken. Jedes Hinaustreten in die Öffentlichkeit, ſelbſt das Reden in größerem Kreiſe fiel ihm läſtig . . . Von Jugend auf nur an den Umgang mit mittelmäßigen Köpfen gewöhnt, hat er den Widerwillen gegen das Geniale, Kühne, Außerordentliche ſelten überwunden.“

Von allen Staatsgeſchäften hatte man ihn fern gehalten; als er im Alter von ſiebenundzwanzig Jahren zur Regierung kam, ſtand er in einer ihm fremden Welt, ſelbſt voll Reſpektes vor dem Werke Friedrichs des Großen und von alten Räten umgeben, welche das Verſtändnis für dies Werk allein zu beſitzen meinten. Es war ſchon viel, wenn ſich der König unter ſolchen Verhältniſſen überhaupt auch nur zu einſeitigen Reformen entſchloß; wie hätte er zu der Erkenntnis kommen können, daß die ganze Maſchinerie verbeſſerungsbedürftig war und mit einſeitigen Reformen nur das Ganze gefährdet werde? Daß die alten Formen ſich überlebt hatten, daß alles morſch war im Gemeinweſen, hatten auch weitſichtigere Geiſter noch nicht bemerkt. So wurden denn mancherlei Verbeſſerungen zögernd in Angriff genommen, aber über halbe Maßregeln kam man nicht hinaus, weder auf wirtſchaftlichem, ſozialem, militäriſchem Gebiet, noch in Bezug auf religiöſe Dinge und das Unterrichtsweſen.

Die größte Befriedigung erregte die Entlaſſung des verhaßten Wöllner und die Beſeitigung ſeines harten Religionsediktes. Am ſchlimmſten war, daß im Heerweſen alles beim alten blieb. Wenige klare Köpfe verlangten ſchon jetzt die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht; Kneſebeck, Rüchel empfahlen die Bildung einer Landmiliz. Aber davon wollten die alten Generale des fridericianiſchen Heeres nichts wiſſen. Der König

Friedrich Wilhelm und Luiſe im Jahr 1798. (Tracht der franzöſiſchen Revolution.)

Gemalt von C. Hampe, geſtochen 1798 von F. W. Nettling.

Digitized by Google

war entrüstet über das rohe Benehmen der Offiziere gegen die Bürger; er übersah, daß alle Strafandrohungen nichts helfen konnten, wenn man die Zusammensetzung des Offizierkorps nicht änderte. Freilich zeigte auch hierin Friedrich Wilhelm eine gewisse Vorurteilsfreiheit: berief er doch den niedersächsischen Bauernsohn Scharnhorst an die neugegründete Militärakademie. Gewiß belebte er bei einigen Mitgliedern des Offizierstandes wissenschaftlichen Sinn, aber im ganzen verachtete derselbe jede gründlichere Bildung und erholte sich von dem langweiligen Paradedienst bei sittenlosen Gelagen und übermütigen Streichen. Dagegen wurde für die Gelehrsamkeit mit einem bisher unerhörten Eifer gesorgt, eine Reihe namhafter Gelehrter — A. v. Humboldt, Johannes Müller, Hufeland — nach Berlin berufen und selbst die Errichtung einer Berliner Hochschule ins Auge gefaßt. — In der inneren Verwaltung war die unendlich schreibselige, pedantische Bureaukratie ein großer Übelstand: und was die ganze Leitung der Geschäfte betraf, so nahm zum großen Nachteil der Regierung der Einfluß der Kabinettsräte zu, die bei der Fülle der zu erstattenden und zu beantwortenden Berichte aus Schreibern zu Ratgebern des Königs wurden. Schlimm genug, selbst wenn die Kabinettsräte Staatsmänner waren: aber noch schlimmer, wenn sie dem leichtfertigen Lombard glichen.

Indessen war der König für die Aufgaben, welche die innere Verwaltung ihm stellte, doch noch weit besser vorgebildet, als für die Leitung der auswärtigen Politik. Ihm galt als oberster Grundsatz die Erhaltung des Friedens, und er wurde von seiner Umgebung in dieser Ansicht systematisch bestärkt. Die Franzosen liebte er nicht, noch weniger täuschte er sich über ihre Gefährlichkeit; zuweilen gestand er wohl, daß ein Kampf mit dieser Macht wahrscheinlich sei; dann wollte er wenigstens alle Kräfte für den entscheidenden Schlag sparen. Ohne besonderen Groll gegen Österreich, war er gleichwohl einer Vergrößerung der Macht des Kaiserstaates abgeneigt, besonders den auf Erwerb Bayerns zielenden Gelüsten.

6. Der Rastatter Kongreß (1797—1799).

Inzwischen hatte der Rastatter Kongreß seinen Anfang genommen, die Leichenfeier oder, wenn man will, der Leichenschmaus des heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Denn alle die Vertreter der deutschen Fürsten, welche hier erschienen, kamen nur in der Absicht, aus dem allgemeinen Raube ein möglichst großes Beutestück heimzubringen. Bei der Eifersucht zwischen Preußen und Österreich hatten die Vertreter der französischen Republik gewonnenes Spiel: sie verfügten über die deutschen Reichsländer, bei ihnen bettelten die Fürsten und der hohe Adel, der hinter jenen nicht zurückstehen wollte. Hier lernte auch Bonaparte, der den Kongreß nur flüchtig besuchte, die Nichtigkeit des deutschen Reichsrechtes kennen, und voller Schadenfreude beobachtete der Emporkömmling hier die demütige Kriecherei des deutschen Fürstenstandes.

Während der Kongreß angeblich auf der Grundlage der Integrität des Reiches tagen sollte, trat Frankreich gar bald mit der Forderung des linken Rheinufers hervor. Es war selbstverständlich, daß die Fürsten, die dort ihre Besitzungen hatten, für ihren Verlust entschädigt werden mußten: wer anders,

Digitized by Google

als die geistlichen Wahlfürsten, die ja doch nur den Nießbrauch ihrer Gebiete hatten und mit Pensionen abzufinden waren, konnte zur Beschaffung der notwendigen Entschädigungen in Anspruch genommen werden? Da die Säkularisationen doch nicht zu vermeiden waren, hätte Preußen die Aufgabe gehabt, durch völlige Verweltlichung des heiligen Reiches über die Trümmer hinweg ein neues Staatswesen, einen Fürstenbund unter preußischer Führung zu begründen: wenn die deutschen Fürsten aus Preußens statt aus Frankreichs Händen ihre Entschädigungen erhielten, konnte man hoffen, sie für die preußische Sache zu gewinnen. Aber zu einer so kühnen Politik konnte sich die preußische Regierung nicht emporschwingen; auch sahen die kleineren und kleinsten unter den deutschen Fürsten bald ein, daß Frankreichs Gesandten den Kongreß beherrschten und nur von der Republik die Förderung gerade ihrer Interessen zu erwarten stand. Denn was den kleinen Dynasten zufiel, das ging dem deutschen Volke am sichersten verloren: nur so konnte man mit der Zerstückelung Deutschlands auch seinem Volkstum den Boden unter den Füßen wegziehen.

So tagten denn in Rastatt die deutschen Gesandten, verhöhnt und bewitzelt von den französischen Diplomaten; ja sie riefen wohl gar den französischen Schauspielern Beifall zu, wenn sie die „bêtes allemandes“ verspotteten.

---

7. Der zweite Koalitionskrieg (1798 und 1799). Österreichs Kampf bis zum Frieden von Luneville (1801).

Das Wiener Kabinett hatte den Frieden von Campo Formio nur widerwillig angenommen, in der Hoffnung, außer Venetien auch die römischen Legationen zu bekommen. Da es sich in dieser Hoffnung getäuscht sah und in der Aufteilung des Reiches auch die Vernichtung des alten habsburgischen Kaisertums erblickte, war es einem neuen Waffengange nicht abgeneigt, falls es nur einen geeigneten Bundesgenossen fand. Nun hatte der englische Minister Pitt (der jüngere), ein rastloser Kämpfer gegen die unruhige Republik, den russischen Kaiser Paul I., der im Jahre 1796 auf seine Mutter Katharina gefolgt war, ohne Mühe für seine Angriffspolitik gewonnen; schon im Sommer 1798 be- 1798
teiligte sich Österreich an den Verhandlungen über eine neue Koalition. Es schien die höchste Zeit, der Ausdehnung der französischen Macht ein Ziel zu setzen; hatte sie doch eben den Kirchenstaat in eine römische Republik verwandelt (Februar 1798) und an Stelle des eidgenössischen Bundesstaates die unteilbare helvetische Republik gesetzt. Auch schien die Gelegenheit nicht ungünstig; der gefürchtete korsische Held, getrieben von dem Gedanken, das verhaßte England im Orient tödlich zu treffen, war im Mai 1798 nach Ägypten abgesegelt. Auch Preußen, dessen Minister jetzt den wahren Charakter der französischen Politik erkannten, hätte nun mit voller Kraft in den Kampf treten

Digitized by Google

müssen, aber der friedliebende Fürst und seine altersschwachen Generale ließen die große Stunde ungenutzt verstreichen. So blieb Preußen dem Kampfe fern, zu welchem ein an sich geringfügiger Vorfall in Wien den Vorwand abgeben mußte.

Bei einem patriotischen Feste zu Wien hatte der französische Botschafter Bernadotte die verhaßte Trikolore aufgezogen (13. April 1798). Bei dem dadurch veranlaßten Volksauflauf wurde die Fahne herabgerissen und das Gesandtschaftshotel beschädigt. Bernadotte reiste ab, als ihm die geforderte Genugthuung verweigert wurde; nachher ließen sich die Österreicher doch noch auf Verhandlungen ein, da sie noch nicht gehörig gerüstet waren.

1799 Die Franzosen eröffneten den Krieg (Januar 1799) mit der Einnahme von Ehrenbreitstein; vom Erzherzog Karl im März wiederholt geschlagen, mußte Jourdan über den Rhein zurückweichen. Nun erst löste sich der Rastatter Kongreß, der zwecklos zusammengeblieben war, auf.

Bis zu welchem Grade im österreichischen Heere die Erbitterung gegen die Welschen gestiegen war, zeigte die völkerrechtswidrige Ermordung der heimreisenden Rastatter Kongreßgesandten Roberjot und Bonnier, — de Bry entkam schwer verwundet (28. April 1799). Trotz sorgfältigster Untersuchungen ist der Vorfall noch nicht genügend aufgeklärt. Während man früher geneigt war, das österreichische Kabinett für die Blutthat verantwortlich zu machen, schiebt man jetzt alle Schuld auf die Szekler Husaren Barbáczys, welche den Mord verübten. Allein die österreichische Regierung hatte die Wegnahme der Depeschen der Direktorialgesandten angeordnet und bekundete ihr böses Gewissen auch dadurch, daß sie die Untersuchung im Sande verlaufen ließ.

Glänzende Hoffnungen erregten die ersten Ereignisse des Kriegsjahres: der furchtbare russische Feldherr Suworow warf im Verein mit dem österreichischen Waffengefährten in einer Reihe von Siegen über Macdonald, Moreau und Joubert (bei Magnano, Cassano, an der Trebia, bei Novi) in wenigen Monaten — April bis August — die Schöpfungen Napoleons über den Haufen. Auch in der Schweiz kämpfte Erzherzog Karl im Juni und Juli nicht unglücklich. Aber der weitere Verlauf entsprach diesen Anfängen nicht. Zwischen den Absichten der Verbündeten bestand keine Übereinstimmung: Kaiser Paul bezweckte ehrlich die Wiederherstellung der alten Zustände und Regierungen, dem Wiener Kabinett war es mehr um Eroberungen in Italien zu thun. Die militärische Entscheidung vollzog sich auf dem Schweizer Kriegsschauplatz. Die Österreicher unter dem Erzherzog, die Russen unter Korsakow sollten, verstärkt durch den siegreichen Suworow, der nun aus Italien abberufen wurde, einen furchtbaren Gesamtangriff auf Massena, Soult und Lecourbe machen. Unter unglaublichen Beschwerden überschritt Suworow die Alpen, aber ehe er den befreundeten Heerführern die Hand reichen konnte, hatten diese bei Zürich (am 25. und 26. September) eine verhängnisvolle Niederlage erlitten. Nun mußte Suworow unter verdoppelten Mühen und Gefahren auf furchtbaren Wegen nach der Ostschweiz und Vorarlberg abziehen, rastlos bemüht, die Feinde von seinen Heeresträmmern fern zu halten und die nicht minder feindselige Natur zu überwinden.

Digitized by Google

Bei der Einnahme der Stadt Zürich wurde der als Schriftsteller berühmte Prediger Lavater von einem französischen Soldaten tödlich verwundet. — Suworow starb in unverdienter Ungnade im Mai 1800.

Nach einem bitteren Schreiben des Kaisers Paul an Franz II. (22. Oktober) war ihr Bündnis gelöst; nicht minder zürnte der Zar den Engländern, die sowohl in Holland ihre althergebrachte Unfähigkeit im offenen Feldkrieg bekundeten, als auch allenthalben ihren Krämergeist bewiesen. Mißmutig näherte sich Paul I. Frankreich: nur seine Ermordung (23. März 1801) verhinderte den Abschluß der Unterhandlungen mit Napoleon.

Völlig vereinsamt stand Österreich im Feld gegen die Republik, in welcher nach einer folgenschweren Umformung der Verfassung aufs neue zum Entscheidungskampfe gerüstet wurde. Aus Ägypten am 9. Oktober 1799 zurückgekehrt, stürzte Napoleon am 9. November (18. Brumaire) das Direktorium und trat als erster Konsul an die Spitze des Staates. Um die neue Ära zu verherrlichen, noch mehr, um dem Ziele seines Ehrgeizes näher zu kommen, mußte er mit der Armee, die unter seinen Fahnen zu siegen gewohnt war, sich auf die zähen Gegner stürzen. Sein Versuch, die Seeherrschaft Englands durch einen Bund aller Seemächte des Nordens und Südens zu vernichten, scheiterte gänzlich, aber zu Lande, gegen den Kaiser, war das Glück ihm treu.

General Moreau mußte in dem Feldzug des Jahres 1800 den öster- 1800
reichischen General Kray beschäftigen, der die ausgedehnte Angriffslinie vom Bodensee bis zum Main unmöglich decken konnte, immer weiter zurückgedrängt wurde und sich am 15. Juli zu einer Waffenruhe verstand.

Inzwischen war an andrer Stelle schon eine Entscheidungsschlacht geschlagen worden. Napoleon hatte an der Südostgrenze des Reiches eine gewaltige Armee gesammelt und bewies durch seinen großartigen Zug über die Alpen (Mai 1800), die von Schnee und Eis starrenden Pässe des Großen und Kleinen Sankt Bernhard, des Mont Cenis und des Gotthard, daß Suworows Lorbeern für den französischen Soldaten nicht unerreichbar seien. Seine Absicht, den in Genua belagerten Massena zu entsetzen, erreichte er zwar nicht, aber nach mehreren siegreichen Gefechten schlug er am 14. Juni den österreichischen Feldherrn Melas bei Marengo aufs Haupt. Nach hartem Ringen erst wurde der Sieg gewonnen: die Österreicher hatten den Angriff begonnen und ihre Gegner schon zum Weichen gebracht; da traf General Desair, von seinem Marsch auf Genua zurückberufen, noch rechtzeitig auf dem Schlachtfelde ein, um mit seinem Heldentode dem ersten Konsul den Sieg zu erkaufen.

Sofort schloß Melas einen Waffenstillstand (von Alessandria, 15. Juni), und die Friedenspartei in Österreich erhob ihr Haupt. Aber der englische Subsidienvertrag hielt Österreich einstweilen noch zurück: der Kampf ward erneuert. Da öffnete ein blutiger Sieg Moreaus, bei Hohenlinden auf dem Plateau zwischen Isar und Inn (3. Dezember), dem Feinde die Straße auf Wien. Als wenige Wochen später die Franzosen auch noch am Mincio siegten,

war Österreichs Kraft erschöpft. Auf die Waffenruhe von Steyer (25. De-
1801 zember) folgte am 9. Februar 1801 der Friede von Luneville.

Dieser Friede ist im wesentlichen eine Bestätigung der Verträge von Campo Formio und Rastatt: er besiegelt zunächst die Abtretung Belgiens an Frankreich, Venedigs, Istriens und Dalmatiens an Österreich. Der Thalweg des Rheins von seinem Austritt aus der Schweiz bis zu seinem Eintritt in Holland bildet nunmehr die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland.

Auch diesen Frieden mußte das Reich bezahlen; dabei war er nicht weniger brüchig und lückenhaft, als seine letzten Vorgänger. Die Entschädigungen für die Fürsten, welche auf dem linken Rheinufer ihre Besitzungen verloren hatten, waren noch nicht vereinbart; auch war nicht bestimmt, mit welchen deutschen Gebieten denn eigentlich der entthronte Großherzog von Toskana, des Kaisers Bruder, abgefunden werden sollte.

Ein Gebiet von 1150 Quadratmeilen mit fast vier Millionen Einwohnern hatte das Reich eingebüßt — mit Resignation ließ es die Nation über sich ergehen, deren Vorfahren doch in der elenden Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege über den Verlust des einen Straßburg solchen Zorn und solche Scham empfunden hatten! Auch die Rheinländer ergaben sich in ihr Geschick, in dem Glauben, daß sie auf ewig zu Frankreich gehören würden. In Bezug auf die Grundbedingungen staatlichen Lebens hatten diese Gebiete, welche ehedem unter siebenundneunzig Herrschern, Bischöfen, Äbten, Fürsten, Grafen und Reichsständen, gestanden hatten, keinen schlechten Tausch gemacht. Die französische Regierung schuf gesicherte Zustände, beseitigte mannigfache Feudalrechte, und die öffentliche Rechtspflege der Schwurgerichte verdrängte die ungeheuerlichen Prozeßformen, die sich bisher gehalten hatten. Man fand außerdem die neue Verwaltung gerechter als die frühere Vetternherrschaft, wie sie namentlich in Köln gäng und gäbe gewesen. Indes wurde die Bevölkerung der Rheinlande nicht in demselben Maße der Nation entfremdet, wie es mit den Elsässern geschehen war: der Verkehr von Ufer zu Ufer ließ sich nicht unterdrücken, und die schweren Lasten, welche Frankreich den Rheinländern in Gestalt von Kontributionen und Konskriptionen auferlegte, konnten eine reine Freude an der Besserung des bürgerlichen und wirtschaftlichen Lebens nicht aufkommen lassen.

8. Deutschland bis zum Reichsdeputationshauptschluß (1803).

In Österreich hatte der Friedensschluß von Luneville den Sturz des Ministers Thugut zur Folge, da Napoleon auf der Entlassung desselben bestand. Das Reich genehmigte den Frieden, auch die geistlichen Stände wagten nicht,
1801 ihrem eigenen Todesurteile zu widersprechen. Das Jahr 1801 aber verging fast, bevor auf Österreichs und Preußens Veranlassung eine Reichsdeputation gebildet wurde, welche das auf dem Rastatter Kongreß begonnene Werk vollenden sollte. Doch hatte sie, wie ausdrücklich bestimmt war, im Einverständnis mit der französischen Regierung ihre Anordnungen zu treffen. Diese letztere Bestimmung war daran schuld, daß das abgelebte Reich nicht einmal mit Anstand starb, sondern sich die schmählichen Vorgänge von Rastatt in vergrößertem Maßstabe erneuerten. Denn die Regensburger Deputation that

gitized by Google

nichts, oder, wenn sie sich zur Thätigkeit ermannte, erhielt sie ihre Direktion von Paris.

Hier weidete sich der Spott der leichtlebigen Bevölkerung von neuem an der Selbstentwürdigung des deutschen hohen Adels: die kleinen Reichsstände, welche für die Bedürfnisse ihres großen Vaterlandes niemals die geringste Summe übrig gehabt hatten, opferten jetzt reichliche Gelder den französischen Unterhändlern, welche die Entscheidung hatten. Wer hier an dem Wettkampf dynastischer Habgier nicht teilnahm, hatte in Regensburg nichts zu erwarten.

Auch Preußen machte keine Ausnahme bei diesem schmählichen Treiben: man hielt sogar dafür, daß es mit der französischen Regierung besonders gut stehe, und der preußische Gesandte Luccheſini war vielumworben. Allerdings flossen Napoleons Briefe an Friedrich Wilhelm von Schmeicheleien über, aber nur um den Arglosen zu täuschen und Preußen in Ruhe zu erhalten, solange es gebraucht und selbst gefürchtet wurde. Denn so sehr auch Napoleon die schwächliche Politik Preußens verachtete, hatte er vor seinen Soldaten noch Respekt und überschätzte die Kraft des fridericianischen Heeres. Als es nun zur Säkularisation und zur Vernichtung der kleinen weltlichen Stände kam, arbeitete die preußische Regierung, ohne es zu ahnen, den Franzosen in die Hände. Um für die Zukunft die Wehrkraft des Reiches zu stärken, begünstigte Preußen die Vergrößerung der Mittelstaaten, welche dereinst brauchbare Bundesgenossen werden konnten. Aber ebenso rechnete auch der erste Konsul. Die kleinsten Reichsstände, meist österreichisch gesinnt, waren ihm im Wege und konnten ihm nichts nützen; dagegen waren die Kurfürsten und Herzöge vortrefflich geeignet, französische Vasallen zu werden. Waren sie es denn nicht schon einmal gewesen? hatte nicht Ludwig XIV. schon einen Rheinbund gegründet (1658), der das Reich in sich zersetzte? Und war nicht ganz besonders Bayern ein treuer Bundesgenosse Ludwigs gewesen? Der bayrische Minister Montgelas, welcher die Politik des eben zur Regierung gekommenen Hauses Pfalz-Zweibrücken leitete, sah ein, von wem man zu hoffen, wen man zu fürchten habe: er wurde der Vorfechter der französischen Partei in Deutschland, und gnädig versicherte Napoleon, Frankreich wollte die früheren Schwankungen des Hauses Wittelsbach edelmütig verzeihen. Wie trefflich ließ sich dereinst Bayern gegen dasselbe Preußen gebrauchen, welches jetzt glaubte, die Wege der fridericianischen Politik zu wandeln, indem es das Haus Wittelsbach dem Hause Habsburg zum Trotz förderte und bereicherte! Einen Köder hatte der erste Konsul bereit: Ansbach-Baireuth. So arbeitete die preußische Diplomatie in thörichter Kurzsichtigkeit an dem Netz, in welches zu geeigneter Zeit auch Preußen verstrickt werden sollte — allerdings in der Hoffnung, es werde gelingen, nach dem Sturz der alten Reichsverfassung einen deutschen Nordbund unter preußischer Hegemonie zu gründen: als ob Frankreich das je zugegeben haben würde!

Übrigens ließen sich Bayern wie Preußen, durch Österreichs Neid und Eifersucht bedroht, ihre Entschädigungen durch Sonderverträge mit Frankreich sicher stellen; am 3. August 1802 nahm Preußen, ohne das Reich weiter zu fragen, die ihm von

Napoleon zugestandenen Gebiete in Besitz, und zwar ausdrücklich mit denselben Souveränetätsrechten, wie der König seine übrigen deutschen Staaten besitze. Als ob der König innerhalb der Reichsgrenzen — rechtlich — souverän gewesen wäre!

Indessen so vertrauensselig war man in Berlin auch nicht, daß man auf die unverbrüchliche Freundschaft des ersten Konsuls mit Sicherheit gezählt hätte. Der König suchte und fand Anlehnung an Rußland, wo ja stets eine starke
1802 preußische Partei bestand. Am 10. Juni 1802 hatte Friedrich Wilhelm mit dem jungen Zar Alexander in Memel eine folgenreiche Zusammenkunft. Die ernste Persönlichkeit des Königs, die zauberische Anmut der Königin Luise machten auf den empfindsamen Geist des jugendlichen Herrschers großen Eindruck: hier wurde eine Freundschaft geschlossen, die Friedrich Wilhelm nie gebrochen hat. Auf sein Ersuchen beteiligte sich der Zar auch an den Entschädigungsverhandlungen; doch hatte dies nur die Folge, daß die mit Rußland verwandten Fürstenhäuser etwas bevorzugt wurden. Da sich bald herausstellte, daß die rechtsrheinischen geistlichen Gebiete zur Befriedigung aller fürstlichen Begehrlichkeiten nicht ausreichten, beschloß man, auch den Reichsstädten
1803 den Garaus zu machen. Endlich am 25. Februar 1803 kam nach vielem Hader der Reichsdeputationshauptschluß zu stande: der Reichsschluß vom 27. April blies 112 deutschen Staaten das Lebenslicht aus.

Es blieben von geistlichen Ständen nur zwei bestehen, die beiden geistlichen Ritterorden zu gunsten des katholischen Adels und das Erzstift Mainz — im Interesse Frankreichs. Die Reichsstädte verschwanden bis auf die sechs größten (Lübeck, Hamburg, Bremen, Frankfurt, Nürnberg*) und Augsburg). Preußen bekam für die auf dem linken Rheinufer verlorenen achtundvierzig Quadratmeilen fünffachen Ersatz, nämlich außer kleineren Gebieten den größten Teil des Bistums Münster, die Stifter Paderborn und Hildesheim, dazu Erfurt und das Eichsfeld, sowie die freien Reichsstädte Nordhausen, Mühlhausen und Goslar, im ganzen an 230 Quadratmeilen mit einer halben Million Einwohner. Österreich, das an den Herzog von Modena Ortenau und den Breisgau abtrat, erhielt die Bistümer Trient und Brixen, der Herzog von Toskana das Erzbistum Salzburg mit der Propstei Berchtesgaden, sowie Teile der Bistümer Passau und Eichstädt. Hannover wurde in überreichlicher Weise mit dem Bistum Osnabrück abgefunden. Bayern gewann neunzig Quadratmeilen und 300000 Einwohner und arrondierte sich vortrefflich durch die Einverleibung der Bistümer Würzburg, Bamberg, Freising, Augsburg, Passau und einer Anzahl freier Reichsstädte und Abteien. Jetzt konnte es erst recht eine politische Rolle spielen, und das sollte es auch — im Interesse Frankreichs! Aus gleicher Rücksicht wurde Württemberg vierfach, Hessen-Darmstadt achtfach, Baden zehnfach entschädigt.

Durch die Gebietsveränderungen wurde auch die Verfassung des Reiches, das dem Namen nach fortbestand, erheblich modifiziert. Der Kurfürstenrat, aus dem Trier und Köln verschwunden waren, bestand durch den Eintritt der neugeschaffenen vier Kurfürsten von Hessen, Baden, Salzburg und Württemberg aus zehn Mitgliedern und zählte unter den Kurstimmen nunmehr sechs protestantische. Im Fürstenrate blieben neben 53 evangelischen

*) Nürnberg und Augsburg verloren schon drei Jahre später (1805) ihre Selbständigkeit an Bayern.

Digitized by Google

Oberhofmeisterin Gräfin Voss. Königin Luise. Kaiser Alexander. Friedrich Wilhelm.

Friedrich Wilhelm III. stellt der Königin Luise zu Memel den Kaiser Alexander von Rußland vor, am 10. Juni 1802.

Gemalt 1852 von Tabling in Berlin.

nur 29 katholische Stände. Als aber die neuen Besitzer der ehemals geistlichen Gebiete auch die Stimmen der entthronten Stände beanspruchten, entstand ein lebhafter Streit, der bis zur völligen Auflösung des Reiches ungeschlichtet blieb.

Das alte Reich, das heilige Reich, wie sein Titel log, war zusammengebrochen. Das sah auch der Papst ein, er erkannte jetzt nur noch ein „Deutsches Kaisertum“ an und übertrug die Schutzherrschaft über die Kirche „seinem geliebtesten Sohne Bonaparte“. Gleichwohl war es eine Kurzsichtigkeit, zu klagen, daß es mit der Herrschaft Roms in Deutschland ein Ende habe. Denn während die großen Kirchenfürsten im achtzehnten Jahrhundert, verweltlichte Söhne des deutschen Adels, sich um Rom und die Kirche wenig kümmerten, vermochte der Papst in Zukunft die Würdenträger, die größtenteils plebejischen Herkommens waren, weit inniger an die römischen Interessen zu fesseln. Für den Adel hatte der geistliche Stand keinen Reiz mehr, seit derselbe keinen herrschaftlichen Besitz mehr bot: grollend zog er sich zurück, erbittert namentlich auf die Staaten, welchen die Domherrnstifter, diese Versorgungsanstalten jüngerer Söhne, zugefallen waren; besonders die westfälischen Geschlechter haben sich nachmals durch die Opposition ausgezeichnet, die sie dem protestantischen Preußen machten.

Das Kaisertum hatte aber nicht minder als das Papsttum durch die Umformung des Reiches an Bedeutung verloren; darum hielt das Haus Habsburg es für nötig, sich seine Großmachtsstellung dadurch zu sichern, daß es am 20. Mai 1804, den Kaisertitel auf seine Erblande übertragend, Österreich zum Kaisertum erhöhte. Was das Kaisertum an Einfluß verlor, war aber keineswegs dem deutschen Großstaate Preußen zu gute gekommen. Der neue Ländergewinn schien glänzender, als er war; die Armee erhielt aus den neuen Erwerbungen eine geringe Verstärkung, die Finanzkraft keine Steigerung; die neuen Unterthanen waren zum Teil so widerhaarig, wie die Polen. Von einer Abrundung des Staatsgebietes war vollends nicht die Rede, — dazu hätte man Hannovers bedurft.

Wenn die Umformung Deutschlands, die alles historisch Gewordene über den Haufen warf, vielleicht auch für die Zukunft wohlthätige — von dem französischen Machthaber nicht beabsichtigte — Folgen gehabt hat, ja für das Werden und Wachsen des deutschen Einheitsgedankens heilsam gewesen ist, so war die erste Wirkung der Veränderungen doch nur die Machtlosigkeit Deutschlands in wenig andrer Gestalt. Die Haltung des neuen Reichstages unterschied sich in nichts von der des alten; dumpf und träge schleppten sich die Verhandlungen hin, als fühle man, daß eigentlich schon alles vorüber sei.

9. Die Dichter und Denker der Nation zur Zeit der Auflösung des Reichs.

Die große Mehrheit der Nation, längst entwöhnt der thätigen Anteilnahme an großen politischen Ereignissen, verharrte in unverwüstlicher Gleichgültigkeit. Nur ein einziger, ein deutscher Edelmann ohne Gleichen, der Freiherr Karl vom Stein, wagte, über die Schmach des Augenblicks öffentlich und mit

Digitized by Google

Einsicht zu reden, und machte durch stolzen Freimut seinen Namen weit hinaus über Preußens Grenze bekannt.

Karl Heinrich Reichsfreiherr vom Stein war auf der Stammburg des alten Geschlechtes, dem Hause zum Stein bei Nassau an der Lahn, am 26. Oktober 1757 geboren. Durch Universitätsstudien gründlich gebildet, trat er, dreiundzwanzig Jahre alt, in den preußischen Staatsdienst, übernahm nach dem Frieden von Luneville die Umgestaltung der westfälischen Erwerbungen zu Bestandteilen des preußischen Staates und hatte in Westfalen zur Zeit die Stellung eines Kammerpräsidenten inne. In einem Schreiben an den Herzog von Nassau, welcher das alte Haus zum Stein der Landeshoheit unterwerfen wollte, sprach Stein zum Schluß den Satz aus: „Sollen die wohlthätigen großen Zwecke der Unabhängigkeit und Selbständigkeit Deutschlands erreicht werden, so müssen die kleinen Staaten mit den beiden großen Monarchien, von deren Existenz die Fortdauer des deutschen Namens abhängt, vereinigt werden, und die Vorsehung gebe, daß ich dies glückliche Ereignis erlebe".

Wo aber waren die deutschen Dichter und Denker, die wir in unserm Jahrhundert die politischen Bestrebungen ihrer Nation mit ihren Worten und Werken begleiten sehen, die neuerdings, das innerste Leben des Nationalgeistes wiederspiegelnd, oft genug in den ersten Reihen gestanden haben, selbst wo es sich um praktische Aufgaben der Politik handelte? Es klingt hart, und es wird manchem von den unbedingten Verehrern der Heroen unsrer Litteratur mißfallen, wenn wir eingestehen, daß der klassischen Litteratur Deutschlands während der Zeit von 1773, wo Goethes „Götz von Berlichingen" erschien, bis zum Jahre 1803 jedes nationale Gepräge gebricht. Freilich, wenn die deutsche Eigenart lediglich darin bestehen sollte, unbekümmert um alle Ereignisse des praktischen und politischen Lebens sich in kühnem Fluge zu den Höhen des Ideals emporzuschwingen oder sich in die Tiefen der Forschung zu versenken, mit kosmopolitischem Geiste zu den Helden fremder Nationen hinüberschweifend, von dorther neue Anregung zu beschaffen oder das Gefühlsleben bis zum Übermaß zu kultivieren, dann ist der Geist jener Litteraturepoche in hervorragender Weise national zu nennen. Wer aber nur an die Zeit der Minnesänger, an die Tage der Reformation, an Hans Sachs und Hutten denkt, wer sich daran erinnert, daß Goethe selbst dem Siebenjährigen Krieg einen bedeutsamen Einfluß auf den nationalen Gehalt der Litteratur zuschreibt, wird zugeben müssen, daß eine ganz andre Art nationaler Litteratur im Bereiche der Möglichkeit lag. Mochte die damalige Generation begeistert von deutscher Tiefe, deutschem Idealismus, deutscher Universalität sprechen, sie besaß diese Eigenschaften, aber dieselben bedeuteten für jene Zeit die Verneinung oder die Abwesenheit nationalen Denkens und Dichtens.

Daß es so kam, soll den beiden großen Meistern, die damals in Weimar zusammenwirkten, — Herder und Klopstock, von Gleim zu geschweigen, gingen im Laufe des Jahres 1803 heim — keineswegs zum Vorwurf gemacht werden. Es gab auf der einen Seite in Wahrheit keine Nation, deren Thaten oder Leiden die deutschen Dichter hätten begeistern können; anderseits waren Goethe und Schiller vermöge ihrer Eigenart nicht zu Trägern des nationalen Gedankens berufen. Der eine, erfüllt von rein idealem Feuer, aus jenen Reichskreisen stammend, wo das nationale Leben längst so recht eigentlich verzettelt war, der andre, mit der Selbstgenügsamkeit eines wahrhaften Olympiers über das

Treiben und Leiden der alltäglichen Welt weit erhaben, gebürtig aus einer Reichsstadt, die an reichspatriotischen Erinnerungen ebenso reich war, wie arm an deutscher Gesinnung: beide an einem kleindeutschen Hofe, welcher keine große Politik machen konnte, — wie hätten sie sich mit vaterländischer Begeisterung zu erfüllen und diese in weitere Kreise zu tragen vermocht! — Die „goldenen Tage von Weimar" haben für jeden, der in den Bestrebungen der hervorragendsten Geistesgrößen gern den Geist seines Volkes wiederfinden möchte, geradezu etwas Beängstigendes. Dieses Aufgehen in Dichtkunst und Freundschaft, soweit letztere echt ist, dieser Heißhunger nach neuen litterarischen Genüssen, diese Gefühlsschwärmerei, dieser Klatsch! — und dabei stand die Welt in Flammen, alte Staaten stürzten ein, Ströme Blutes flossen: — aber als läge dies Weimar im Monde, so schloß sich der Kreis dieser Geisteshelden von der Außenwelt ab. Man hat wohl in neuester Zeit geurteilt, „ein Geschlecht von solcher Energie des geistigen Schaffens" habe unmöglich auch politischen Blick und Sinn besitzen können: allein wer möchte nicht zugeben, daß dieser politische Sinn mit Notwendigkeit erwacht wäre, wenn sich der Hochsitz der Musen in einer der beiden deutschen Hauptstädte befunden hätte und in Wien oder Berlin eine großartige, nationale Politik getrieben wäre? Aber daran lag es eben, es fehlte die Nation: nichts ist charakteristischer für jenes Geschlecht, in dem die Schwere der Zeit die ernstesten Gedanken hätte wachrufen müssen, als daß es die Phantasiekunststücke und die Gefühlsschwärmerei des „genialen" deutschen Humoristen vergötterte, dem als Denkmal der Franzosenzeit ein französischer Name anhaftet.

Zum Glück für Deutschland wuchs aber schon ein neues Geschlecht heran, dem ein echtes deutsches Herz im Busen schlug: es wandte seinen Blick zur Zeit noch rückwärts in die bessere Vergangenheit, in das deutsche Mittelalter mit seiner Macht und seiner Pracht, seinem Sang und seinem Klang. Die ersten Anfänge der „Romantik" regten sich: Im Jahre 1803 veröffentlichte Ludwig Tieck die deutschen Minnesinger. In diesem Kreise bildete sich nationales Gefühl heran, und die Sänger der Freiheitskriege, ein Körner und Schenkendorf, ein Kleist und ein Arndt, haben dann bewiesen, daß ein Dichter sehr wohl an den großen Aufgaben seiner Zeit teilnehmen kann, ohne an geistigem Gehalt zu verlieren.

Auch ist ja unser größter Dramatiker nicht von der Welt geschieden, ohne — bewußt oder unbewußt — dem nationalen Gedanken seinen Tribut darzubringen. Hatte er schon im Jahre 1801 in der „Jungfrau von Orleans" ein hohes Lied von begeisterter Vaterlandsliebe gesungen, die selbst in dem Arm des schwachen Weibes Wunderthaten vollbringt, so gestaltete er 1804 in seinem „Tell" das verklärte Bild eines echten Freiheitskampfes: hier legte er alles nieder, was vaterländischen Geist erhebt, weckt und stählt. An diesen Stücken nährte die Jugend ihre Begeisterung für Freiheit und Vaterland und begriff endlich das Wort: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre."

10. Der dritte Koalitionskrieg (1805).

Der Friede von Amiens (27. März 1802), durch den auch England vom Kampfe gegen Frankreich zurückgetreten war, erwies sich nur als eine kurze Ruhepause, und der wieder ausbrechende Streit sollte auch Deutschland

image
not
available

UNIV. OF
CALIFORNIA

in Mitleidenschaft ziehen. Schon im März 1803, lange bevor der Bruch zwischen den Westmächten erfolgte, zeigte Napoleon in Berlin an, daß er, um England zu schädigen, Hannover werde besetzen müssen. Der letzte Rest preußischen Ansehens war dahin, wenn man das zuließ, und selbst Graf Haugwitz riet, durch einen entschlossenen Einmarsch dem ersten Konsul zuvorzukommen. Da aber England zur Sicherung seines deutschen Besitzes keinen Finger rührte, mochte der König von Preußen jenen Schritt nicht wagen, ohne sich an Rußland einen sicheren Rückhalt verschafft zu haben. Allein die preußenfeindliche Junkerpartei Hannovers wirkte in Petersburg den Absichten Preußens entgegen, und auf Betrieb des Grafen Münster erteilte der Zar seinem Freunde eine ablehnende Antwort. Damit war das Schicksal Hannovers entschieden. Wohl regte sich in dem tüchtigen altdeutschen Lande der frühere Franzosenhaß, als Marschall Mortier mitten im Frieden (Mai 1803) sich den Grenzen Hannovers näherte. Aber das feige Adelsregiment befahl der Bevölkerung, „keine Ombrage zu erregen", und schloß am 3. Juni den Suhlinger Vertrag, demzufolge das Heer über die Elbe zurückgehen mußte und das Land den französischen Machthabern überliefert wurde.

Preußen beobachtete nun wieder eine unsichere Haltung. Auf der einen Seite suchte es Frankreich zur Räumung Hannovers zu bewegen und schloß mit Rußland ein Schutzbündnis (4. Mai 1804), falls Napoleon noch andre Reichslande zu besetzen wage, auf der andern getraute es sich doch nicht, den Gedanken eines norddeutschen Fürstenbundes zur Abwehr französischer Begehrlichkeit mit Energie zu erfassen oder gar zu verwirklichen. Während Preußen auf Frankreichs Freundschaft hoffte, mußte das wehrlose Reich den Becher der Schande bis zur Neige leeren.

Der Herzog von Enghien, welcher in dem jetzt badischen Städtchen Ettenheim in stiller Zurückgezogenheit lebte, wurde unter dem Vorwande, daß er an einer royalistischen Verschwörung beteiligt erscheine, in der Nacht vom 14. zum 15. März 1804 durch französische Truppen verhaftet, nach Vincennes geschafft und unter kriegsrechtlichen Formen gemordet. Während die europäischen Staaten über diese schreiende Verletzung des Völkerrechts Klage führten, ersuchte Baden auf Napoleons Befehl, die Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen, und die übrigen Gesandten traten schleunigst ihre Ferien an, um die Gewaltthat totschweigen zu dürfen.

Wieder zeigte sich die Ohnmacht und klägliche Zerrissenheit Deutschlands, als Napoleon im Mai 1804 die Kaiserkrone annahm und mit diesem Titel die Ansprüche der Cäsaren und Karolinger zu erneuern schien. Kaiser Franz begnügte sich, durch Annahme des Titels eines Kaisers von Österreich für sein Haus zu retten, was aus dem Schiffbruch des alten Reiches zu retten war; in Preußen säumte man nicht mit der Anerkennung Napoleons, dessen neue Würde die Rückkehr geordneter Zustände für Frankreich und Europa bedeuten sollte, war aber ehrenwert genug, die norddeutsche Kaiserkrone, welche die französischen Diplomaten anboten, von der Hand zu weisen. Die kleinen Reichsstände beglückwünschten den gekrönten Emporkömmling mit den überschweng-

lichsten Phrasen kriechendster Schmeichelei, und als Napoleon im Herbst durch die neugewonnenen Rheinlande eine Rundreise machte, wurde er in allen Städten als Friedensfürst mit Jubel empfangen. Als er dann in Mainz einen prunkenden Hoftag hielt, strömten die Fürsten Südwestdeutschlands herbei, um dem Fremdling ihre Huldigungen darzubringen: in Aachen, der alten deutschen Krönungsstadt, hatte der österreichische Gesandte dem neuen Imperator sein Beglaubigungsschreiben übergeben.

Gleichwohl bereitete sich von andrer Seite der Kampf gegen das Cäsarentum vor. Es war Kaiser Alexander, der, seit der Ermordung des Herzogs von Enghien mit Frankreich gänzlich zerfallen, sich für die Freiheit Europas schlagen und Europa nach dem Sturze des Usurpators völkerbeglückende Freiheit und Ruhe schenken wollte. Seit dem September des Jahres 1804 arbeitete in Österreich eine Kriegspartei, und nach einigem Zaudern entschloß sich Österreich im Dezember 1804 zu einem Verteidigungsbündnis mit Rußland, falls Napoleon in Italien weiter um sich greife.

Auch an eine Aussöhnung zwischen den Höfen von Wien und Berlin wurde jetzt gedacht: Erzherzog Johann und seine Umgebung vertraten die Ansicht, daß man ohne Preußen nichts ausrichten könne; der geistreiche Publizist Gentz (geb. in Breslau 1764) erklärte in einer Denkschrift (September 1804), die einzige Rettung gegenüber einer französischen oder russischen Universalmonarchie bestehe in der Versöhnung Österreichs und Preußens und der Gründung eines von beiden geleiteten germanischen Bundes.

Aber in Preußen überwog der landesväterliche Wunsch, den Frieden zu bewahren, und die kurzsichtige Politik Hardenbergs, der im Anschluß an Frankreich Hannover zu erwerben hoffte. So beschränkte sich die neue Koalition, welche im April 1805 geschlossen wurde, auf das von William Pitt geleitete England, Rußland und Österreich: Kaiser Alexander war entschlossen, das russische Heer gegen den Willen des preußischen Königs durch das Gebiet desselben nach Österreich zu führen.

Niemand kam die Kunde von diesen Rüstungen gelegener als Napoleon. Seit langer Zeit hatte er daran gearbeitet, von Boulogne aus eine Landung in England zu machen und den verhaßten Staat, den er zur See nicht besiegen konnte, mit einem furchtbaren Landheere über den Haufen zu werfen.

Ungeheure Summen waren für diesen Zweck, namentlich für den Bau flacher Transportschiffe, aufgewendet worden. Dabei wurde Napoleon immer bedenklicher: wenn nicht zu gleicher Zeit die französische Flotte, die teils in verschiedenen Häfen blockiert, teils in den westindischen Gewässern entfernt war, rechtzeitig ankam, um die Landung zu decken, war der Plan unausführbar. Ja selbst, wenn sie rechtzeitig eintraf, war das Gelingen des Unternehmens höchst zweifelhaft. Man hätte mehr als acht Tage gebraucht, um die Truppen ein- und auszuschiffen; dabei bedurfte man des ruhigsten Wetters — wie wäre in dem stürmischen Kanal darauf zu rechnen gewesen! — kurz dieser Landungsplan, mit dem Napoleon die Welt hatte erschrecken wollen, machte ihm mehr Sorge, als den Engländern selbst. Man hätte gerade jetzt Napoleon keine Gelegenheit geben dürfen, die Aufmerksamkeit Frankreichs auf einen andern Punkt abzulenken: man hätte warten sollen, bis die aufgeregte öffentliche Meinung Frankreichs den Kaiser zwang, seine Prahlereien wahr zu machen; nach menschlicher Voraussicht würde das Unternehmen gescheitert sein.

Digitized by Google

Dann war es Zeit, gegen das bestürzte Frankreich vorzugehen, wo der neugegründete Kaiserthron vermutlich in jähem Falle zusammenbrach. Zum Unglücke für Deutschland ließ man diese günstige Chance außer Berechnung. Dagegen trugen sich Rußland und Österreich mit den weitgehendsten Entwürfen, den kühnsten Plänen. Bis an die Mosel sollte Frankreich zurückgedrängt werden, selbst die Entthronung des Korsen schien erreichbar. Dabei waren aber die Rüstungen der Verbündeten langsam, schwächlich und unzureichend.

Begierig ergriff Napoleon den gebotenen Vorwand, die Landung in England aufzugeben. Unbemerkt wandten sich seine Truppen von Boulogne nach dem Rheine, französische Späher kundschafteten den Kriegsschauplatz an der Donau aus. Eilig zwang er dann seine süddeutschen Schützlinge, ihm Heeresfolge zu leisten: die deutsche Freiheit, die er zu retten kam, mußte noch einmal als Köder herhalten. Kurfürst Max Joseph von Bayern hielt auf Napoleons Befehl die österreichischen Unterhändler, die ihn zum Anschluß an die Koalition bewegen wollten, mit heuchlerischen Beteuerungen hin, dann führte er sein Heer den Franzosen zu. Baden und Hessen-Darmstadt folgten bald, nach einigem Zaudern auch Württemberg; die Grundlage des „Rheinbundes" war geschaffen.

Preußen sollte mit Hannover geködert werden, wofür es aber das rechtsrheinische Kleve mit Wesel abzutreten hatte. Es lag nicht an Hardenberg, dem wenn irgend je, in diesem Augenblicke staatsmännische Einsicht völlig abging, daß dieses Danaergeschenk abgelehnt wurde, welches Preußen in einen Kampf mit England verwickelt hätte. Aber der König wollte nichts von dem Schacher wissen und beharrte bei seiner Neutralität, die er auch Rußland gegenüber behauptete. Er zog Truppen an der Warthe zusammen und verhinderte damit den Durchmarsch der russischen Truppen: aber allerdings kam das nur Napoleon zu gute, da sich nun die Vereinigung der russischen und österreichischen Armee noch mehr verspätete.

So mußte Österreich im Spätsommer des Jahres 1805 die Last des 1805
Krieges zunächst auf seine Schultern nehmen. Unter üblen Auspizien wurde der Kampf begonnen: eine tiefgehende Zwietracht bestand zwischen dem Erzherzog Karl und dem mit eigensinniger Selbstgefälligkeit erfüllten General Mack, welcher durchaus die ersten Lorbeern ernten wollte.

Ursprünglich war — durchaus sachgemäß — geplant worden, daß Mack den Anmarsch der Russen abwarten und mit ihnen gemeinsam operieren solle; Erzherzog Karl sollte den Oberbefehl des Hauptheeres in Italien übernehmen und Erzherzog Johann Tirol decken.

Dazu kam, daß Napoleons Kriegführung in andrer Weise erfolgte, als Mack sich ausgeklügelt hatte. Nach seiner Meinung mußte das französische Heer, aus den Schwarzwaldpässen hervortretend, nach der oberen Donau heranziehen und ihn in der Front angreifen. Nachdem er durch Bayern marschiert war, nahm er bei Ulm eine befestigte Stellung ein und wartete hier die Ankunft der Franzosen siegesgewiß ab. Obwohl er schon am 6. Oktober zu seiner Bestürzung erfuhr, daß Napoleon ihn nicht in der Front angreifen,

Digitized by Google

sondern von den Seiten her umklammern wolle, hielt er an seinem Plane fest. Schon am 14. war er mit seinem Heerlager völlig eingeschlossen. Während der Erzherzog Ferdinand mit Schwarzenberg sich auf eigene Faust durchschlug, mußte Mack am 20. Oktober mit 23000 Mann die Waffen strecken und die Festung Ulm nebst dem gesamten Kriegsmaterial dem Feinde überliefern.

So große Schuld Macks Starrsinn an seinem Untergange hatte, einen Faktor, der zu seinem Untergange wesentlich beitrug, hatte er nicht in Rechnung ziehen können. Ohne Rücksicht auf Preußens Neutralität hatte Napoleon den Marschall Bernadotte durch das fränkische Fürstentum Ansbach marschieren lassen, um Mack auch von Norden her zu umfassen. Dieser freche Gewaltakt brachte in Berlin einen förmlichen Umschlag hervor. In gerechter Entrüstung sagte sich der König von allen Rücksichten gegen Napoleon los, gestattete den Russen den Durchmarsch durch Schlesien, befahl die Mobilmachung der Armee, brach den diplomatischen Verkehr mit Frankreich ab. Auch die Bevölkerung bezeugte den lebhaftesten Unwillen und bekundete kriegerische Begeisterung.

Im Theater stimmte das Publikum bei einer Wallenstein-Aufführung in das Reiterlied ein; vor den Fenstern des Gesandten Laforest kam es zu lärmenden Demonstrationen, die märkischen Stände erklärten sich zu unentgeltlichen Lieferungen für die Armee bereit.

Aber zum Losschlagen ließ es der schwächliche Hardenberg noch immer nicht kommen: Preußen sollte zwischen den Kriegführenden nur die bewaffnete Vermittlung übernehmen. Vergebens suchte der österreichische Kaiserhof durch Entsendung des Erzherzogs Anton Preußen zum Anschluß an die Koalition zu vermögen: umsonst eilte der Zar selbst nach Berlin, um einen kraftvollen Entschluß herbeizuführen. Er erreichte nur, daß Friedrich Wilhelm am 3. November im Potsdamer Vertrag sich verpflichtete, Napoleon durch diplomatische Mittel zur Aufrechterhaltung des Besitzstandes, wie er durch den Frieden von Luneville festgesetzt war, zu bewegen. Im Weigerungsfalle trat Preußen der Koalition bei und sollte, falls England es gestattete, zum Lohne Hannover erhalten.

In der Nacht vom 3. zum 4. November wurde dieser Vertrag als persönlicher Freundschaftsbund der beiden Monarchen über dem Sarge Friedrichs des Großen feierlich bekräftigt — eine Scene, welche neuerdings wohl mit Unrecht lediglich als ein von Alexander angelegter Theatereffekt bespöttelt wird.

Zwar hatten sich im Anschluß an die Niederlage des Generals Mack die österreichischen Erzherzöge Karl und Johann zum Rückzuge nach Steiermark genötigt gesehen, auch ward Napoleon Herr des Kriegsschauplatzes in Niederösterreich, dann mußte Wien aufgegeben werden, das Heer nach Mähren weichen, dennoch aber hing das Heil der Welt von der Verzögerung des Waffenganges ab. Ein preußisches Heer sammelte sich an den Südgrenzen der Monarchie, eine russische Reservearmee zog durch Schlesien nach Mähren: es mußte abgewartet werden, bis die Engländer und Schweden in die Aktion traten.

Digitized by Google

Abschied Alexanders I. von Friedrich Wilhelm III. und Luise am Sarge Friedrichs des Großen in der Garnisonkirche zu Potsdam in der Nacht vom 3. zum 4. November 1805.
Nach dem Gemälde von Dähling, gestochen von Meno Haas, Berlin 1806.

Napoleon, wenn auch siegreich, stand doch viele Meilen von seinen natürlichen Hilfsquellen entfernt. Unter diesen Verhältnissen war es solch ein großes Unglück nicht, daß der preußische Diplomat Graf Haugwitz, welcher Napoleon von dem Potsdamer Vertrage in Kenntnis setzen sollte, mit großer Langsamkeit nach Mähren reiste und sich in Brünn von Napoleons Artigkeiten betölpeln

Digitized by Google

ließ. Napoleon, der auch Zeit zu gewinnen wünschte, um durch einen Sieg seine Position zu bessern, würde sich in seiner eigenen Schlinge gefangen haben, falls die russisch-österreichische Heeresleitung ihm nur den Kampf versagt hätte. Die Schuld an dem Unglück des Jahres 1805 trägt nicht sowohl die Unfähigkeit des preußischen Diplomaten, als die Übereilung des Kaisers Alexander. Er durchschaute Napoleons schlaues Spiel und hatte sich fest vorgenommen, ihm keine Gelegenheit zu Kampf und Sieg zu geben. Eine glänzende Heerschau stimmte ihn leider um; man beschloß, auf Napoleons wohlgesicherte Stellung loszugehen. Zwischen Brünn und Austerlitz ward am 2. Dezember 1805 die Entscheidungsschlacht geschlagen: es war der erste Jahrestag der Kaiserkrönung Napoleons. Alle Tapferkeit der Verbündeten war umsonst gegenüber dem genialen Schlachtenmeister und der Siegeszuversicht seiner Soldaten. Nach ungeheuren Verlusten mußte die österreichisch-russische Armee das Schlachtfeld räumen, und am folgenden Tage konnte Napoleon der staunenden Welt von seinem Siege in pomphaften Worten berichten, die Größe seines Erfolges noch durch lügenhafte Phantasiegebilde übertreibend.

Am 4. Dezember suchte Kaiser Franz den Sieger bei Nasedlowitz auf und mußte hier, im freien Felde empfangen, sich all die Demütigungen gefallen lassen, in denen sich der korsische Emporkömmling gekrönten Häuptern gegenüber gefiel: hier senkte sich der Keim tödlichen Hasses in die Brust des österreichischen Kaisers, und diese Stunde mag nachmals für Napoleon verhängnisvoll geworden sein.

Die Bitte um einen Waffenstillstand gewährte Napoleon unter der Bedingung, daß der Kaiser sein Bündnis mit Rußland aufgäbe und die Russen unverzüglich heimzögen. Da Kaiser Alexander sich von seiten Napoleons der größten Liebenswürdigkeiten zu erfreuen hatte, — alle gefangenen Russen wurden bedingungslos freigegeben — machte er keinen Versuch, den Verbündeten festzuhalten. Demnach war die Koalition gesprengt. Jedoch war noch jetzt nicht alles verloren, wenn der preußische Unterhändler Graf Haugwitz nicht Ehre und Pflicht vergessen hätte: was jenseits der Entscheidungsschlacht liegt, lastet als unauslöschliche Schmach auf seinem Namen. Ohne seinen Auftrag bei Napoleon auszuführen, hatte sich Haugwitz von Brünn nach Wien weisen lassen und den Verhandlungen, welche die österreichischen Minister mit Talleyrand führten, müßig zugeschaut. Als ihn die Nachricht von dem Siege bei Austerlitz erreichte, bildete er sich ein, nun sei es um Preußen geschehen, wenn es auf dem Kampfe bestände. Eigenmächtig — unerhört in der Geschichte der preußischen Diplomatie — unterzeichnete er, statt Napoleon mit Krieg zu bedrohen, am 15. Dezember zu Schönbrunn ein Trutz- und Schutzbündnis mit Frankreich. Diesem Vertrage gemäß erkannte Preußen alle Abtretungen an, zu denen Napoleon den Kaiser zwingen werde, und erhielt Hannover, indem es das rechtsrheinische Kleve an Frankreich, Ansbach an Bayern abtrat. Mit dem Abschlusse des Schönbrunner Bündnisses verlor Österreich den letzten Rückhalt und mußte am 26. Dezember den Preßburger Frieden annehmen, den es nicht mehr mit deutschem Reichsgut er-

Digitized by Google

kaufen konnte. Doch sollte das Reich auch noch einen letzten Stoß, den Gnadenstoß, erhalten. Die Fürsten von Bayern und Württemberg sollten in Zukunft als Könige von Napoleons Gnaden der vollen und unbedingten Souveränetät genießen, eine Bestimmung, mit welcher das Fortbestehen des deutschen Reiches nicht mehr vereinbar war.

Durch den Frieden verlor Österreich Venedig mit Istrien, Dalmatien und den zugehörigen Inseln; Burgau, Passau, das Innviertel und Tirol mit Vorarlberg wurden an Bayern abgetreten, die Waldstädte in Schwaben und ein Stück vom Breisgau an Württemberg, der Hauptteil des letzteren an Baden. Der Erzherzog Ferdinand wurde für Salzburg, das Österreich einverleibt wurde, mit Würzburg entschädigt.

Damit die Familie Bonaparte ihren deutschen Satrapen etwas näher gebracht werde, wurden einige deutsche Fürstenhäuser gewürdigt, mit dem französischen Machthaber in verwandtschaftliche Beziehungen zu treten; auch sonst sorgte Napoleon dafür, seine Familienglieder in die Reihen der deutschen Fürstlichkeit aufnehmen zu lassen. Es war selbstverständlich, daß von dieser Seite nunmehr die Gleichberechtigung der „vierten Dynastie Frankreichs" förmlich anerkannt wurde.

Max Joseph von Bayern vermählte eine Tochter mit Napoleons Stiefsohn Eugen Beauharnais, Stephanie Beauharnais erhielt der badische Thronfolger zur Gemahlin. Napoleons Onkel, den „Kardinal" Fesch, der kein Wort Deutsch verstand, mußte der Kurfürst-Erzkanzler von Mainz, Freiherr von Dalberg, als Koadjutor annehmen. Napoleons Schwager Murat bekam das neue Großherzogtum Berg.

Digitized by Google

XVI. Preußens Fall und Wiedergeburt.

1. Der Rheinbund. Preußens Erhebung und Fall (1806).

Wohl war man in Berlin entrüstet, als Haugwitz mit seinem schmählichen Machwerk ankam; man hatte jedoch nur die Wahl, unter Ablehnung des Vertrages dem Schwerte die Entscheidung zu überlassen oder Hannover aus Napoleons Händen demütig entgegenzunehmen. Hardenberg, der es wie kein andrer verstand, durch halbe Maßregeln das Ganze zu verderben, riet, den Vertrag anzunehmen, aber unter Vorbehalten, welche einem Zerwürfnis mit England vorbeugen sollten: dabei hatte doch der schlaue Korse Preußen gerade mit Hannover entschädigt, weil er es mit England entzweien wollte. Haugwitz wurde also nach Paris geschickt, um Änderungen zu erzielen, und gab dadurch Napoleon den willkommenen Anlaß zu der Erklärung, er halte sich nicht mehr an den Schönbrunner Vertrag gebunden. Ein neuer (Pariser)
1806 Vertrag, zu dem sich Haugwitz am 15. Februar 1806 nötigen ließ, enthielt nur eine Verschärfung der Schönbrunner Artikel und zwang Preußen, durch Sperrung der hannöverschen Flüsse den Krieg gegen England zu beginnen. Völlig vereinsamt, ohne ein schlagfertiges Heer — aus Sparsamkeit hatte man abrüsten lassen — mußte sich Preußen fügen, und der König genehmigte den Pariser Vertrag. Noch im Februar nahm Preußen Hannover und Lauenburg in Besitz und sperrte die Nordseehäfen für die englischen und schwedischen Schiffe. Allerdings äußerte Friedrich Wilhelm gegen seine Vertrauten, der Vertrag sei trugvoll erschlichen, die Pflicht gebiete, bei dem nächsten Übergriffe Frankreichs das Schwert zu ziehen. Durch eine erneute Annäherung an Rußland suchte er seine Stellung zu sichern, und Kaiser Alexander versprach am 24. Juli 1806, alle seine Streitkräfte für die Aufrechterhaltung Preußens bereit zu stellen.

Inzwischen hatte Napoleon die Verfassung Deutschlands in der Weise umgestaltet, wie es seinen Zwecken am meisten entsprach: er kam damit den Bestrebungen Hardenbergs zuvor, der einen ziemlich unbrauchbaren Organisationsplan ausgearbeitet hatte.

Er wollte die sehr naheliegende Triasidee verwirklichen, das Reich in sechs Kreise und drei Bundesgruppen teilen: Preußen, Österreich und Bayern sollten die leitenden Staaten sein und ihre Herrscher ein oberstes Kollegium bilden, denen sich die Kurfürsten als zweites, die Fürsten als drittes anschließen würden.

Digitized by Google

Der Entwurf, den Napoleon in Paris ausarbeiten ließ, war den Bestimmungen des „Rheinischen Bundes“ angepaßt, durch welchen sich im Jahr 1658 eine Anzahl deutscher Reichsstände mit Ludwig XIV. einte und dem französischen Einfluß die Wege geebnet wurden. Nur wurden die Bedingungen, entsprechend der gegenwärtigen Lage, schroffer gefaßt, und Napoleon gab sich keine Mühe, die Illusion aufrecht zu halten, — wie 1658 geschehen — als träten die Rheinbundsmitglieder in ihrem Interesse als gleichberechtigte Kontrahenten an die Seite des um Deutschlands Wohl besorgten Frankreich. Mit keinem der beteiligten Fürsten hielt es Napoleon für der Mühe wert zu unterhandeln, ohne Widerrede mußten sie den Vertrag annehmen, den der Machthaber ihnen am 17. Juli vorlegte.

Sechzehn Fürsten erklärten ihren Austritt aus dem Reichsverbande, der sie nicht mehr zu schützen vermöge, sprachen sich völlige Souveränetät zu und verpflichteten sich, ihrem Protektor, dem Kaiser Napoleon, für jeden Festlandskrieg 63000 Mann zur Verfügung zu stellen. Mit dieser Gründung war eine zweite Reihe von Mediatisierungen verbunden. Was der Reichsdeputationshauptschluß in diesen Gegenden an reichsunmittelbaren Grafen und Herren, sowie an Reichsstädten übrig gelassen — 550 Quadratmeilen mit 1¼ Millionen Einwohnern — wurde jetzt unter die Landeshoheit der eidbrüchigen Fürsten gestellt. Wäre dies Verfahren nicht ein Beweis der vollständigen Ohnmacht Deutschlands gewesen, so hätte sich die Nation zu dem Untergange dieser kleinen Gewalten nur Glück wünschen können; ohne es zu ahnen, arbeitete der Fremdling der nationalen Einigung vor, für deren Zustandekommen diese unfruchtbaren Staatswesen ebenso viele Hindernisse waren.

Kaiser und Reich mußten sich in das Geschehene fügen. Kaiser Franz hatte schon nach dem Preßburger Frieden eingesehen, daß es mit dem Kaisertum am Ende sei, und alle Ehrliebenden in seiner Umgebung rieten ihm, zurückzutreten, ehe Napoleon den Verzicht erzwänge. Aber der letzte römische Kaiser wollte den Thron der Salier und Staufer möglichst vorteilhaft losschlagen und sandte Metternich mit den bezüglichen Anträgen nach Paris. Er kam zu spät: die Rheinbundsakte war eine Thatsache, das Reich hatte aufgehört zu existieren. Am 1. August erklärten acht Rheinbundsgesandten, — den Regensburger Reichstag hatte Dalberg in die Ferien reisen lassen, als in Paris die Gründung des Rheinbundes vor sich gehen sollte — daß ihre durchlauchtigsten Herren „sich unter den mächtigen Schutz des Monarchen gestellt, dessen Absichten sich stets mit dem wahren Interesse Deutschlands übereinstimmend gezeigt hätten.“ In einem kühlen Manifest verkündete dann Kaiser Franz am 6. August, daß er die Krone des Reiches niederlege, das reichsoberhauptliche Amt erloschen, das Kaisertum Österreich aller Reichspflichten ledig sei.

Die Schadenfreude aller Franzosenfreunde war außerordentlich, die Nation blieb der Mehrzahl nach stumm und kalt. Wo sich ein Gefühl patriotischen Schmerzes oder nationaler Entrüstung kund gab, schritt Napoleon gewaltsam ein: niemand sollte den Deutschen vorhalten, daß sie ein Volk gewesen waren oder wieder werden könnten, wenn sie nur sich selbst und die Tugenden des deutschen Stammes wiederzufinden vermöchten.

Als ein Ansbacher eine anonyme Flugschrift veröffentlichte, „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung", und den Deutschen den Rat gab, das Schicksal ihres Vaterlandes zu beweinen, ließ Napoleon den Buchhändler Palm, der das Buch verbreitet haben sollte, standrechtlich erschießen. Zu den Schriftstellern, welche in dieser trübsten Zeit das Volk wachzurütteln suchten und den deutschen Herzen die Glut der Begeisterung und des Hasses einzuflößen bemüht waren, gehören in erster Linie zwei sehr verschiedenartige Männer. In glänzender Rhetorik hielt Fr. Gentz dem entarteten Geschlecht seine Sünden vor, — er selbst ein Söldling, ein Mann ohne Charakter; im Norden schrieb E. M. Arndt während des Krieges von 1805 den ersten Teil seines „Geist der Zeit" und redete in wuchtiger, vom Herzen kommender und zum Herzen dringender Sprache zum deutschen Gewissen. „Ein Mensch", schrieb er, „ist selten so erhaben, daß er äußere Knechtschaft und Verachtung dulden kann, ohne schlechter zu werden: ein Volk ist es nie."

Während Österreich ohne Sang und Klang aus dem Reiche schied, in dem es so lange zum Unsegen der Nation gewaltet, machte Preußen den Versuch, zusammenzuhalten und zu retten, was noch zu retten war. Über Napoleons Absichten war man klar, die Stiftung des Rheinbundes betrachtete man mit Recht als eine Feindseligkeit gegen Preußen: es war hohe Zeit, die letzten Lande, die noch deutsch und frei waren, wehrhaft zu machen. Es war das nur möglich, indem man den Gedanken eines Nordbundes — gleichviel, ob mit oder ohne Kaisertitel — wieder aufnahm: Preußen kehrte zu der gesunden Politik des Fürstenbundes zurück, wenn es daran ging, diesen Gedanken auszuführen.

Ohne den Besitz von Hannover stand ein solcher Nordbund auf schwachen Füßen: leider aber wollte König Georg III. von der Abtretung seines Stammlandes nichts wissen, und so dauerten die Feindseligkeiten zwischen England und Preußen fort.

Schon ehe die Rheinbundsakte veröffentlicht war, hatte die preußische Regierung in Dresden und Kassel über die Errichtung eines Nordbundes verhandelt. Zwar hatte sich Preußen die Kaiserwürde zugedacht, aber den beiden Kurfürsten zugleich die Königskrone; sorgfältig war alles vermieden, was die Eifersucht der Bundesgenossen wachrufen konnte; nur das Heer — es war auf 240000 Mann veranschlagt — sollte im Kriege unter preußischem Oberbefehl stehen.

Durch Mediatisierungen sollte der Egoismus der beiden Kurstaaten befriedigt werden. Allein man mochte Preußen, das seine Verhandlungen dritten gegenüber sorglich geheim hielt, nicht trauen; Österreich und Frankreich erweckten und schürten den Argwohn der Mittelstaaten. Umsonst ließ Preußen den Anspruch auf den Kaisertitel fallen: man wollte ihm nicht einmal die militärische Oberleitung gewähren.

Napoleon spielte wieder mit großem Geschick eine Doppelrolle: während er am 22. Juli dem Könige von Preußen durch Talleyrand die Kaiserkrone von Norddeutschland antragen ließ, warnte er Hessen und Sachsen vor dem preußischen Bündnis und versprach ihnen dann seinen Schutz gegen Preußens Übelwollen. Aus anderweitigen Äußerungen konnte man entnehmen, daß er den preußischen Plan unter allen Umständen, nötigenfalls mit Gewalt, verhindern werde. Es ward immer klarer, daß das Schwert entscheiden müsse. Die preußischen Patrioten suchten den König von dem Einflusse seiner

Digitized by Google

subalternen Ratgeber zu befreien, Stein entwarf einen großartigen Reformplan; ja im September 1806 wagte die Kriegspartei, zu der außer Stein, Blücher und Rüchel mehrere Prinzen gehörten, den König zu bitten, er möge Haugwitz, Beyme und Lombard entlassen. Aber der König vermerkte dies Unterfangen sehr übel, und alles blieb beim alten.

Meisterhaft dagegen bereitete Napoleon den Krieg gegen Preußen vor, in dessen Heer er noch immer den Geist Friedrichs des Großen verkörpert glaubte. Indem er den Sultan Selim (III.) zum Kriege gegen Rußland aufreizte, hinderte er Alexander, dem preußischen Monarchen in der Stunde der Not mit voller Macht zu helfen. Zugleich nötigte er durch diese orientalischen Händel Österreich zur Neutralität: auf einen Krieg mit Rußland gefaßt, konnte sich das zerrüttete Österreich auf die Unterstützung Preußens nicht einlassen.

Die Veranlassung zum Ausbruch des unvermeidlichen Kampfes zwischen Frankreich und Preußen gab die arglistige Politik, welche Napoleon in Bezug auf Hannover befolgte; so oft und so feierlich er Friedrich Wilhelm den Besitz dieses Landes gewährleistet hatte, erbot er sich gegen den König von England, ihm Hannover wieder zu verschaffen. Daraufhin befahl Friedrich Wilhelm am 9. August die Mobilmachung der Armee. Auf ihr beruhte die ganze Hoff- 1806
nung des Staates, denn an Bundesgenossen konnte man, abgesehen von dem entfernten Rußland, kaum rechnen. Hielt es doch selbst der Kurfürst von Hessen (Wilhelm I.), der bisher fast immer mit Preußen gegangen war, jetzt für geraten, durch einen mit Napoleon (3. Oktober) abgeschlossenen Vertrag sich die Neutralität zu sichern. Treu zu dem isolierten Preußen stand nur das kleine Braunschweig und Sachsen-Weimar, vorläufig freilich auch noch Kursachsen, allein es ließ sich nach den früheren Vorgängen leicht vermuten, daß Kursachsen die erste Gelegenheit benutzen würde, um sich den widerwillig übernommenen Verpflichtungen zu entziehen.

Wenn man den Überzeugungen des von fridericianischen Traditionen sich nährenden Offizierkorps trauen durfte, hatte der preußische Staat freilich nichts zu befürchten; ihren Prahlereien zufolge handelte es sich nur um einen Spaziergang nach Paris, welchem die wenig parademäßig geschulten französischen Soldaten wahrlich keine Hindernisse in den Weg legen würden. Man übersah, daß gegenüber dem unvergleichlichen Angriffsmut der französischen Regimenter ganz andre Tugenden notwendig waren, als die des Exerzierplatzes; außerdem aber ließ das Heer, in welchem die kriegserfahrenen Soldaten des „alten Fritz“ doch nur in sehr spärlicher Anzahl vorhanden waren, an militärischer Schulung gar viel zu wünschen übrig. Ein ungeheurer Troß, wie er zur Zeit Friedrichs des Großen nur bei dem Heere des vielverspotteten Prinzen von Soubise gesehen worden war, wurde den Herren Offizieren nachgefahren und hinderte, gleichwie die schwere Belastung des gemeinen Mannes, die Beweglichkeit der Armee. Blind gegen die Schäden der preußischen Heereseinrichtungen, verachteten aber auch die älteren Offiziere, von denen allerdings ein großer Teil den Tagen Friedrichs des Großen entstammte, den neuen Schlachtenmeister: meinte doch selbst der jüngere, einsichtigere Rüchel, „Generale, wie Herrn von Bonaparte habe die preußische Armee mehrere aufzuweisen“.

Mit einer Kühnheit, welche den vorhandenen Machtmitteln wenig entsprach, wollte man die Strategie Friedrichs des Großen auch darin nachahmen,

daß man den Angriffen des Gegners zuvorzukommen beſchloß: ſtatt ſich in dem Feſtungsdreieck zwiſchen Elbe und Oder zu behaupten, bis die ruſſiſche Hilfe nahte, ſollte ein Einfall durch Thüringen nach Franken gemacht werden. Aber auch dieſe Operation wurde nicht mit der erforderlichen Schnelligkeit ausgeführt, denn der Miniſter Haugwitz wollte erſt die Wirkung des Ultimatums abwarten, welches der König am 1. Oktober an Napoleon gerichtet hatte.

Das Ultimatum enthielt im weſentlichen drei Forderungen: die Franzoſen ſollten aus Deutſchland abziehen und den Norddeutſchen Bund anerkennen; über die andern zwiſchen Frankreich und Preußen ſchwebenden Streitfragen ſollte eine friedliche Verſtändigung herbeigeführt werden.

Aber ſelbſt bei größerer Eile würde man Napoleon nicht überraſcht haben, der ſchon im Auguſt die Rheinbundstruppen bis an die Grenze Thüringens vorgeſchoben hatte und den Aufmarſch ſeines Heeres ſorgfältig vorbereitete. Die ſüddeutſchen Offiziere frohlockten bei dem Gedanken, den Preußen die alte Schande von Roßbach zu vergelten. Auch Napoleon ſuchte in Deutſchland die öffentliche Meinung ſeinem Unternehmen günſtig zu ſtimmen: nach Ausbruch des Krieges verkündete ein Manifeſt den „Völkern Sachſens“, er komme, ſie zu befreien.

Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunſchweig-Lüneburg, der Beſiegte von Jena und Auerſtädt.

Radiert von Schroeder in Braunſchweig 1792.

Erſt am 6. Oktober erhielt Napoleon in Bamberg das preußiſche Ultimatum, welchem am 8. Oktober die Kriegserklärung folgte. Napoleon, deſſen heißeſter Wunſch damit erfüllt war, beeilte ſich nichtsdeſtoweniger, vor aller Welt Preußen als Friedensbrecher zu brandmarken: mit beſonderen Beſchimpfungen überhäufte er die edle Königin Luiſe, die doch an den entſcheidenden Beratungen gar nicht teilgenommen hatte. Ihr Blutdurſt, hieß es, trage die Schuld an dieſem Kriege, der das argloſe Frankreich überraſche.

Das preußiſche Heer — es beſtand aus 130000 Mann, darunter 20000 Sachſen und die kleine Schar des Herzogs von Weimar — wurde von dem mehr als ſiebzigjährigen Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig befehligt, der bei jenem Feldzuge in

Digitized by Google

der Champagne hinreichende Beweiſe ſeiner Unfähigkeit gegeben hatte. Er beabſichtigte dem franzöſiſchen Heere die Saalepäſſe zu verlegen: damit hatte er aber zu lange gezögert, und da Napoleon gleich nach der Ablehnung des preußiſchen Ultimatums nordwärts gezogen war, fürchtete der Herzog für ſeine Rückzugslinie und befahl den Abmarſch an die Elbe. Zunächſt ſollte eine neue Stellung hinter der Unſtrut genommen werden. Von dem Hauptheere war ein über 40000 Mann ſtarkes Korps unter dem Fürſten Hohenlohe abgeteilt, um bei dem Linksabmarſch nach der Unſtrut die Flanke zu decken und dann nachzufolgen. Infolge dieſer Anordnungen, mehr noch infolge der Langſamkeit der preußiſchen Bewegungen, die gegen die Präziſion und Schnelligkeit der napoleoniſchen Truppenkörper auffallend genug abſtach, war der Feldzug ſtrategiſch ſchon zu Napoleons Gunſten entſchieden, ehe noch eine Schlacht geſchlagen war.

Raſch nach einander folgten nun die entſcheidenden Schläge. Schon am 10. Oktober wurde die preußiſche Vorhut bei Saalfeld geworfen, wo der heldenmütige Prinz Louis Ferdinand von Preußen, der Stolz und die Hoffnung der Armee, ahnend den unabwendbaren Zuſammenbruch der alten preußiſchen Herrlichkeit, einen ehrenvollen Reitertod fand. Vier Tage ſpäter, am 14. Oktober, erfüllte ſich dann in der Doppelſchlacht von Jena und Auerſtädt das furchtbare Geſchick, das mit einem Tage die ſtolze Monarchie Friedrichs des Großen an den Rand des Unterganges bringen ſollte.

Hohenlohe ſtand, während Napoleon bereits, ſeine Generale Davout und Bernadotte auf der kürzeren Sehne vorausmarſchieren laſſend, der preußiſchen Macht den Rückzug abzuſchneiden ſich anſchickte, einer Schlacht gar nicht gewärtig, noch auf dem Plateau, das ſich nördlich von Jena nach Weimar hin erſtreckt. Sich ängſtlich an ſeine Inſtruktion haltend, die ihm befahl, ſich in ein ernſtliches Gefecht

Prinz Louis Ferdinand (bei Saalfeld) auf dem Paradebett.

Gleichzeitige Tuſchzeichnung von L. Wolff.

nicht einzulaſſen, ließ er es geſchehen, daß die Franzoſen am 13. Oktober nicht nur Jena ſelbſt, ſondern ſogar die ſeine Stellung beherrſchenden Höhen am linken Saaleufer, den Landgrafenberg und den ſogenannten Windknollen, beſetzten. Napoleon, der, am Nachmittag in Jena eingetroffen, alsbald die außerordentliche günſtige Poſition erkannte, ließ noch am Abend Geſchütze und ſeine Garden hinaufrücken, um hier zu bivouakieren und am andern Morgen in der Front anzugreifen, während zwei ſtarke Korps, links durch das Mühlthal, rechts durch das Rauhthal rückend, den Preußen in die Flanken fallen ſollten. So ſah ſich Hohenlohe am andern Morgen zu einem hoffnungsloſen Kampf gegen mehr als dreifache Übermacht genötigt: Preußen und Sachſen wurden trotz des heldenmütigſten Widerſtandes, bald auch auf beiden Flanken umklammert, zum Rückzug auf Weimar gezwungen, der bald in wilde, regelloſe Flucht ausartete, da der von Weimar eiligſt herbeigerufene, um 2 Uhr eintreffende General Rüchel vergebens ſeine 15 000 Mann in nutzloſem Kampfe verzettelte. Gleichzeitig erfochten Davout und Bernadotte, welche den Fürſten Hohenlohe im Rücken hatten angreifen ſollen, drei Stunden unterhalb Jena, bei dem Dorfe Auerſtädt, einen vollſtändigen Sieg über die Hauptarmee. Der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig, der von der bedrohlichen Nähe des Davoutſchen Heeres keine Ahnung hatte, war bei dem Rückzuge von Weimar nach Halle ſo ſpät aufgebrochen, daß er den wichtigen Köſener Paß nicht mehr hatte beſetzen können, deſſen ſich nun Davout bemächtigte, den ſteilen Thalrand des linken Saaleufers erſtieg und noch Zeit fand, in dem Dorfe Haſſenhauſen ſich zu verſchanzen. Hier ſtießen am Morgen des 14. Oktober im dichten Herbſtnebel die preußiſche Reiterei unter Blücher und die Diviſion Schmettau unvermutet auf den Feind, den ſie trotz heftigen, verluſtreichen Kampfes, auch als die nachrückenden preußiſchen Kolonnen in das Gefecht eingriffen, nicht aus ſeiner Stellung zu verdrängen vermochten. Beſonders verhängnisvoll wurde es, daß, nachdem der Herzog gleich im Anfange des Kampfes durch beide Augen geſchoſſen ward, es alsbald an jeder einheitlichen Leitung fehlte und die einzelnen Truppenteile ſich in nutzloſen Kämpfen verbluteten. So ſah man ſich bald zum Weichen genötigt und trat, obwohl noch zwölf friſche Bataillone vorhanden waren, nachdem Blücher vergebens durch kühne Reiterattacken das Geſchick des Tages zu wenden verſucht, anfangs in guter Ordnung den Rückzug an. Als man aber bei Buttſtädt auf die Trümmer des Hohenloheſchen Korps ſtieß, wurden Schrecken und Verwirrung allgemein: alle Bande der Kriegszucht waren gelöſt.

Getreu dem franzöſiſchen Ausſaugungsſyſtem legte der ſtolze Sieger bereits am 15. Oktober allen preußiſchen Provinzen diesſeits der Weichſel eine Kontribution von 159 Millionen Franken auf. Acht Tage nach der Schlacht wurden die preußiſchen Beſitzungen links der Elbe, ebenſo die der Oranier und des heſſiſchen Kurhauſes, dem Napoleon wegen ſeiner Rüſtungen ein zweideutiges Spiel und die Abſicht, im Fall des Siegs den Preußen ſich haben anſchließen zu wollen, vorwarf, vorläufig dem franzöſiſchen Kaiſerreiche einverleibt. Der Dresdener Hof trat unmittelbar nach der Niederlage zu Napoleon über. Man konnte es den Sachſen kaum verdenken, daß ſie ſich eiligſt zu ſichern ſuchten, gaben doch in Preußen Hohe und Niedere das Beiſpiel ſchimpflicher Feigheit und völliger Ratloſigkeit. Der König, deſſen Waffenſtillſtandsgeſuch Napoleon höhniſch abgelehnt hatte, überließ es den Generalen, die von paniſchem Schrecken ergriffenen Truppen zu ſammeln und ihren Mut neu zu beleben: aber die meiſten dieſer Männer vergaßen, was ſie ihrem Namen und ihrer Stellung ſchuldig waren. Ohne Schwertſtreich überlieferte man am 15. Oktober Erfurt mit 11 000 Mann und großen Vorräten.

Digitized by Google

Folgen der Schlacht bei Jena: „Durchzug der preußiſchen Gefangenen vom Hohenloheſchen Corps nach Frankreich nach der Schlacht bei Jena 1806.“

Gleichzeitiger kolorierter Kupferſtich („Leipziger Kriegsſcenen Nr. 7“).

Unaufhaltſam ſetzte Napoleon ſeinen Siegeslauf fort. Am 17. Oktober wurde die preußiſche Reſervearmee unter Eugen von Württemberg bei Halle geſchlagen, am 25. kapitulierte Spandau, am 27. rückte Napoleon in Berlin ein und ſchlug ſein Quartier im preußiſchen Königsſchloſſe auf.

Die höhere Beamtenwelt hielt es für das geratenſte, Kundgebungen patriotiſchen Unwillens von vornherein zu unterdrücken: der Gouverneur von Berlin, Graf Schulenburg-Kehnert, gab als Loſungswort für das Verhalten der Bevölkerung ſein berüch-

tigtes: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.“ Die Staatskassen wenigstens hatte der Freiherr vom Stein rechtzeitig nach Königsberg flüchten lassen, aber die Schätze des Zeughauses wurden eine Beute der Franzosen. Was aber das schimpflichste war, sieben Minister Friedrich Wilhelms entblödeten sich nicht, Napoleon den Eid der Treue zu leisten. Wie hätte da die Bürgerschaft die Haltung bewahren können, wie sie Männern geziemte, die den Sturz ihres Vaterlandes zu beklagen hatten! Es zeigte sich stellenweise eine solche Kriecherei, daß sie selbst den Franzosen ein Gegenstand des Ekels wurde.

Besonders schmachvoll war das Verhalten des Geschichtschreibers Johannes Müller. Einst der begeisterte Lobredner der schweizerischen Freiheit, feierte er den französischen Machthaber jetzt als den Heros der modernen Welt, weil ihm der Kaiser ein paar inhaltslose Schmeicheleien gesagt. Ehrenvolle Erwähnung dagegen verdient der Prediger Erman, der bei der Begrüßung Napoleons offen erklärte, ein Diener des Evangeliums dürfe nicht die Lüge aussprechen, daß er sich freue über den Einzug des Feindes.

Napoleon selbst aber bezeugte die gründlichste Verachtung und den bittersten Haß gegen alles, was preußisch war; er ersparte den Berlinern keine Demütigung: er ließ die Siegesgöttin vom Brandenburger Thor nehmen, er raubte den Degen vom Sarge Friedrichs des Großen und schenkte ihn den Invaliden in Paris, er ließ das vordem so glänzende Regiment der Gensdarmes im jämmerlichsten Aufzuge, wie eine Viehherde, die „Linden“ hinabtreiben. Im Königsschlosse der Hohenzollern schrieb er die unwürdigsten Schmähungen gegen die Königin Luise.

Unbarmherzig verweigerte er dem todwunden Herzog von Braunschweig die geringe Wohlthat, in der Heimat die letzte Ruhestätte zu suchen; er mußte weiter flüchten und starb am 10. Oktober zu Ottensen bei Altona. Er wurde auf demselben Kirchhof bestattet, in welchem die letzten Reste Klopstocks ruhen. Sein Land hatte er nach Napoleons Ansicht selbstverständlich verwirkt.

Im Vollgefühle seines Sieges erließ Napoleon am 21. November von Berlin aus das berüchtigte Dekret (die sogenannte „Kontinentalsperre“), durch welches aller Handel mit England verboten, alle englischen Waren konfisziert wurden: England hielt auch diesen Schlag aus, aber der Handel Deutschlands war damit aufs schwerste geschädigt.

Während Napoleon zu Berlin nach Willkür schaltete und waltete, wandte sich der Blick aller Vaterlandsfreunde mit gespannter Aufmerksamkeit nach dem Osten des Staates, wo der König weilte. Jene Gebiete, auf denen der preußische Königsname beruht, bildeten die Grundlage der letzten Hoffnungen. Verloren waren die Heerestrümmer, die sich von Jena und Auerstädt gerettet hatten: am 28. Oktober hatte Fürst Hohenlohe, durch Murat über die Stärke des Feindes getäuscht, sich bei Prenzlau zur Kapitulation verleiten lassen; der wackere Blücher, der allein die preußische Waffenehre gerettet und sich bis Lübeck durchgeschlagen hatte, mußte sich am 6. November aus Mangel an Munition bei Ratkau der Übermacht ergeben.

Blüchers Absicht war gewesen, sich mit den Resten der Reservearmee und einigen andern Truppen mit der Hohenloheschen Armee zu vereinigen; den Übergang über die Elbe deckte Oberst York mit seinen Jägern durch das glänzende Nachhutgefecht bei Altenzaun. Die Kapitulation von Prenzlau vereitelte Blüchers Vorhaben.

Eine Festung nach der andern fiel schimpflich in die Gewalt des Feindes: am 29. Oktober Stettin, am 1. November Küstrin, am 8. das Hauptbollwerk, das feste Magdeburg, mit 24000 Mann und ungeheuren Vorräten.

Digitized by Google

Aus der Zeit der Kontinentalſperre: „Franzöſiſche Soldaten unterſuchen im Thor zu Leipzig, ob keine engliſche Waren hinausgebracht werden.“

Gleichzeitiger kolorierter Kupferſtich aus den „Leipziger Kriegsſcenen“.

Kein einziger dieſer Kommandanten, die ſpäter infam kaſſiert wurden, hat ſeine Schande nachher durch freiwilligen Tod geſühnt; aber dem gemeinen Mann ging doch hie und da ſolch eine namenloſe Schmach tief zu Herzen: bei der Übergabe von Hameln geſchah es, daß zwei preußiſche Grenadiere ſich gegenſeitig den Tod gaben, um die Demütigung der Kapitulation nicht zu überleben.

Unter ſolchen Verhältniſſen wäre es kein Wunder geweſen, wenn Friedrich Wilhelm, ſich der Notlage anbequemend, einen ungünſtigen Frieden geſchloſſen hätte. Glücklicherweiſe gab ihm der Übermut des Siegers ſein Selbſtgefühl

Digitized by Google

Napoleon zu Berlin nach der Schlacht bei Jena: „Napoleon am Sarge Friedrichs des Großen in der Garniſonkirche zu Potsdam am 25. Oktober 1806.“

Nach dem Gemälde von Dähling, geſtochen von Arnold.

wieder. Napoleon forderte nicht allein die Abtretung aller Lande links der Elbe, ſondern auch das Aufgeben des ruſſiſchen Bündniſſes. Schon hatten Luccheſini und Zaſtrow kleinmütig einen ſchmählichen Waffenſtillſtand unterzeichnet, als der König ſich für die Fortſetzung des Krieges entſchied (21. November).

Gewiſſenhaft hielt er ſeinem kaiſerlichen Freunde die gelobte Treue; wenn nur der Zar ſich nun auch dieſes Vertrauens würdig zeigte! Denn nur von dieſer Seite her konnte Hilfe kommen; Norddeutſchland lag zu den Füßen des Eroberers. Kaum daß Napoleon die kleinen Fürſten Norddeutſchlands beſtehen ließ, — weil er mit ihnen nichts Rechtes anzufangen wußte; er ſah in ihnen nur Vaſallen Preußens und hätte ſie gern alleſamt beſeitigt. Sie mußten in den Rheinbund eintreten und wurden von Napoleon herriſch und

Digitized by Google

geringschätzig behandelt. Besser erging es Sachsen, welches als alter Nebenbuhler Preußens gegen diesen Staat vortrefflich benutzt werden konnte. Der Kurfürst erhielt im Posener Frieden (11. Dezember) nicht allein Verzeihung wegen seiner Teilnahme am Kriege gegen Frankreich, sondern auch die Königskrone und die preußische Niederlausitz obendrein. Dafür trat Sachsen in den Rheinbund und versprach, sofort ein Hilfskorps gegen seinen früheren Waffengefährten ins Feld zu stellen.

Noch ehe sich der Abfall Sachsens vollzog, — vier Wochen nach der Schlacht von Jena — hatten sich auch die polnischen Gebiete, die Preußen in den letzten beiden Teilungen erhalten, von dem verhaßten Germanenstaat losgesagt. Dem französischen Kaiser kam diese Empörung sehr gelegen: er schmeichelte den nationalen Bestrebungen der slavischen Junker, ohne bestimmte Zusagen zu machen. Von hier aus ließ sich Rußland beikommen, wenn es den Entscheidungskampf mit dem Imperator nicht doch noch vermied.

Noch konnte Friedrich Wilhelm nicht ahnen, daß auch die russische Hilfe die Rettung nicht bringen, der preußische Staat sich erst erheben werde, wenn ihm eine völlige Umgestaltung neues Leben eingeflößt. Diese Notwendigkeit einzusehen, war der König jetzt noch weit entfernt: als der Freiherr vom Stein, den er nach Haugwitz' Entlassung mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten betrauen wollte, dies Amt ablehnte und Reformvorschläge machte, welche nach Inhalt und Form dem absoluten Sinne des Königs mißfielen, erteilte er ihm unter ausdrücklicher Bezeugung seiner Ungnade den Abschied und verurteilte den einzigen Mann, der Preußen retten konnte, still des Tages zu harren, da man den Wert eines solchen Charakters erkannt haben würde.

„Sie sind", schrieb der König am 4. Januar 1807, „ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Kapricen geleitet, aus Leidenschaft und persönlichem Hasse handelt."

2. Der ostpreußische Feldzug und der Tilsiter Friede (1807).

Schon im Jahr 1806 waren russische Truppen in Ostpreußen eingerückt, aber ihre Feldherren beschränkten sich darauf, die Grenze ihres Landes zu decken, und die Soldaten plünderten in zuchtloser Roheit den ostpreußischen Landmann aus. Erst als die Polen sich erhoben, wurde mit dem Kriege Ernst gemacht, und der General von Bennigsen lieferte den Franzosen am 26. Dezember bei Pultusk ein ziemlich bedeutungsloses Gefecht. Es war auch 1806
nicht das Verdienst der russischen Heeresleitung, wenn in dem nun beginnenden Winterfeldzug Napoleon zum erstenmal wieder erfuhr, daß er nicht mit unbedingter Sicherheit auf den Sieg zu zählen habe. Größeren Ruhm erwarb das kleine preußische Korps des Generals Lestocq, der erst mehrere Wochen

die Weichselübergänge im Kulmerlande verteidigt hatte und dann unter den Oberbefehl Bennigsens treten mußte. Er traf eben noch rechtzeitig ein, um Napoleon bei Preußisch-Eylau den Sieg zu entreißen. Nach tapferem Widerstande am 7. Februar waren die Russen am folgenden Tage bereits in Gefahr, geworfen zu werden, als das kleine preußische Korps nach anstrengendem Marsche vorbrach und die Schlacht wiederherstellte. Trotz ungeheurer Verluste auf beiden Seiten konnte sich eigentlich kein Teil den Sieg zuschreiben, aber der Eindruck des Mißerfolgs war bei Napoleon so groß, daß er sich dem Könige mit den schmeichelhaftesten Redensarten und den günstigsten Anträgen näherte.

Aber Friedrich Wilhelm erkannte, daß es nur darauf abgesehen war, ihn von seinem russischen Verbündeten zu trennen, und wies Napoleons Zumutungen entschieden zurück. In Memel, wo der königliche Hof seinen Aufenthalt jetzt nahm, gab er an der Seite der hochherzigen Königin seinem Volke das edelste Beispiel, unter Entbehrungen aller Art einer besseren Zukunft zu warten. Freilich schien sie noch in weiter Ferne zu liegen; denn noch mehrten sich die Unglücksnachrichten von dem Falle preußischer Festungen; nur an wenigen Stellen stießen die Franzosen auf den altpreußischen Heldenmut; gegenüber der Unfähigkeit der höheren Offiziere und der Bureaukratie zeigte sich schon zuweilen, am glorreichsten in der Verteidigung Kolbergs, die Tüchtigkeit des Bürgertums, das selbständig vor die Bresche trat.

In Schlesien fiel das starke Breslau, auch Schweidnitz in die Hand des Feindes. Das kleine Kosel dagegen hielt sich, und in der Grafschaft Glatz organisierte der edle Graf Götzen, dem ein tragisches Geschick später an dem Befreiungskriege teilzunehmen versagte, begünstigt von der unzugänglichen Natur des Landes, einen erfolgreichen Widerstand, der auch die wichtige Festung Glatz seinem Könige rettete. Graudenz verteidigte der mehr als siebzigjährige L'homme de Courbière, der, als man ihn durch die Meldung, es gebe keinen König von Preußen mehr, zur Übergabe bewegen wollte, antwortete: „Nun, dann bin ich König von Graudenz.“ In Kolberg feuerte Joachim Nettelbeck die Bürgerschaft zum Widerstande an, als der unfähige Kommandant von Loucadou kapitulieren wollte. Durch einen kühnen Parteigängerkrieg, den Ferdinand von Schill bei Kolberg — bei Auerstädt schwer verwundet, hatte er hier eine Zuflucht gefunden — auf eigene Faust führte, wurden die patriotischen Bemühungen der Bügerschaft unterstützt, bis sie (29. April) an dem genialen Gneisenau einen ihrer würdigen Kommandanten bekam. Schon waren (10. Juni) die Laufgräben so nahe gerückt, daß Breschbatterien angelegt wurden, am 1. Juli ging auch die von Schill lange mit Erfolg behauptete Maikuhle verloren; aber selbst die Schrecken eines 36stündigen ununterbrochenen Bombardements vermochten den Mut der tapferen Bürgerschaft und Besatzung nicht zu erschüttern, bis endlich die Kunde von dem Abschluß des Tilsiter Friedens die Ausdauer der wackeren Verteidiger belohnte.

Danzig, welches Bennigsen zu decken verabsäumte, wurde auch erst nach zehnwöchentlichem Widerstande zur Kapitulation genötigt und dem tapferen Kommandanten General Kalkreuth und seiner braven Garnison ehrenvoller Abzug bewilligt (26. Mai).

Zu durchgreifenden Reformen kam es jetzt noch nicht, nur daß man das Heer von unzuverlässigen Elementen reinigte und die ehrlosen Festungskommandanten streng bestrafte. Dann aber war es ein großer Fortschritt, daß der

König sich endlich entschloß, — wie Stein wiederholt beantragt — die Kabinettsregierung aufzuheben und Hardenberg an die Spitze der Staatsgeschäfte zu berufen. Sein Einfluß trat besonders bei dem Abschlusse des Vertrages zu Bartenstein (26. April) hervor. Denn während der König sein Heil 1807
lediglich in der russischen Bundesgenossenschaft sah, — hatte Alexander doch bei einer persönlichen Zusammenkunft zu Friedrich Wilhelm geäußert: „Nicht wahr, keiner von uns beiden fällt allein?" — war Hardenberg schon auf die Aussöhnung mit Österreich bedacht, an dessen Seite die Befreiung Deutschlands zu vollbringen sei. Darum wurde im Bartensteiner Vertrag, dessen bedeutsamster Artikel die Wiederherstellung Preußens von 1805 besagte, sowohl auf den Beitritt Österreichs Rücksicht genommen, als auch diesem Staate die Zurückerwerbung der wichtigsten verlorenen Gebiete und hervorragender politischer Einfluß in dem neuzuordnenden Deutschland in Aussicht gestellt.

Die beiden Mächte verpflichteten sich, die Waffen nicht niederzulegen, bevor Deutschland befreit und Frankreich an den Rhein zurückgeworfen sei. Österreich sollte im Südwesten durch Tirol und die Minciolinie gesichert werden und in dem deutschen Bund, welcher den Rheinbund verdrängen sollte, die Hegemonie im Süden erhalten, während sich Preußen die Oberleitung im Norden vorbehielt. Das Bündnis zielte auch auf Vergrößerung des welfischen Hausbesitzes in Deutschland und auf die Befreiung Hollands. — England und Schweden traten dem Bündnis, der vierten Koalition, bei.

Aber gerade die Kühnheit der Hardenbergschen Entwürfe schreckte die österreichische Diplomatie ab. Auch that der russische Feldherr nichts, um den Sieg an seine Fahnen zu fesseln, während Napoleon von Osterode aus eine fieberhafte Thätigkeit entfaltete. Erst der allgemeine Unwille über den Fall von Danzig zwang den russischen Oberbefehlshaber, sich im Juni in Bewegung zu setzen. Nach dem blutigen Treffen bei Heilsberg (10. Juni) erfolgte am 1807
14. Juni, dem Jahrestage der Schlacht von Marengo, die Entscheidung bei Preußisch-Friedland. Weder war die russische Strategie der Kriegskunst Napoleons, noch die Stärke des russischen Heeres der des französischen gewachsen. Bennigsen unterlag; Lestocq, der noch in Königsberg stand, mußte dem Rückzug der Russen folgen. Jetzt war es an Alexander, sein Wort zu lösen: noch war sein Land vom Feinde unberührt, aber die letzte Hauptstadt Preußens eingenommen. Allein die russischen Generale murrten über diesen Krieg, den man für fremde Interessen führe; Alexander fürchtete eine Erhebung im russischen Polen, auch glaubte er, für Preußen genug gethan zu haben. Ohne den König zu befragen, bot er Napoleon einen Waffenstillstand an, den dieser begierig annahm; denn noch war er nicht vorbereitet, das Zarenreich im Innern anzugreifen, und Österreichs Haltung machte ihn besorgt. Durch die Aussicht, Finnland zu erhalten und an der Balkanhalbinsel freie Hand zu bekommen, ließ sich der wankelmütige Alexander ködern und für ein französisches Bündnis gewinnen. Dabei merkte der Verblendete nicht, daß diese Freundschaft bei der Aufrechterhaltung der Kontinentalsperre nimmer bestehen könne und Napoleon mit der Wiederaufrichtung des polnischen Staates dem neuen Freunde bereits einen tückischen Streich versetzte. Erst als sich

Digitized by Google

Alexander und Napoleon über ein Trutz- und Schutzbündnis gegen England verständigt hatten, zog man den betrogenen König zu den Beratungen.

Auf einem Floß im Memelstrom fand die Begegnung der Herrscher statt, und der König mußte die Vorwürfe des Siegers sich gefallen lassen. Noch schnöder behandelte der Emporkömmling die Königin Luise, die auf den Rat des treulosen Alexander von Memel nach Tilsit kam, um durch ihre Bitten das Geschick des Gemahls zu mildern. Umsonst opferte sie ihrem Lande ihren weiblichen Stolz: ihre Schönheit machte auf Napoleon so wenig Eindruck, wie der edle Anstand, mit dem sie die höhnischen Vorwürfe des Siegers zurückwies.

Am 7. und 9. Juli wurde der Tilsiter Friede geschlossen, in welchem Napoleon, wie ausdrücklich hervorgehoben wurde, dem Könige von Preußen „nur aus Achtung für den Kaiser aller Reußen" den kleineren Teil seines völlig verwirkten Staates zurückgab.

Napoleon nahm diese Rücksicht nur notgedrungen, weil er bereits einen Anschlag auf Spanien im Schilde führte und dazu der russischen Allianz bedurfte; Kaiser Alexander aber wollte die Franzosen nicht zu unmittelbaren Nachbarn haben. Preußen behielt von 5700 Quadratmeilen nur 2800, von 9¾ Millionen Einwohnern nur 4½ Millionen. Die Reste des verkleinerten Staates, dessen Westgrenze die Elbe bildete, lagen in Zukunft allen Angriffen von Osten, Süden und Westen her offen.

Mit den Beutestücken wurden Napoleons Bruder Jerome, der König von Sachsen und der Zar ausgestattet. Der erstere erhielt das aus den preußischen Gebieten links der Elbe, den welfischen und kurhessischen Besitzungen gebildete Königreich Westfalen, mit der strengen Weisung, Frankreichs Vorteil stets im Auge zu haben, die polnischen Provinzen bekam zum größten Teil Friedrich August als Großherzog von Warschau, und der Zar schämte sich nicht, den Distrikt von Bialystock anzunehmen.

Unter dem Jubel der deutschen Mittel- und Kleinstaaten ging Preußen zu Grunde, und frohlockend erzählten die Rheinbündler, wie wacker sie zur Vernichtung dieses Erzfeindes beigetragen hatten.

Dagegen fehlte es dem unglücklichen Monarchen aus den Landesteilen, die jetzt unbarmherzig losgerissen wurden, nicht an tröstenden Beweisen treuester Liebe und Anhänglichkeit. Wie rührend, aber wie erschütternd zugleich lautete nicht der Scheidegruß, mit dem die Bewohner der Grafschaft Mark das Lossagungspatent vom 24. Juli 1807 beantworteten! „Das Herz wollte uns brechen", schreiben sie, „als wir Deinen Abschied lasen."

Sofort nach dem Friedensschluß sorgte Napoleon für die systematische Ausplünderung des Landes; aber ein weiterer schwerer Schlag stand noch bevor. Der Feldmarschall Kalkreuth*), der die Tilsiter Verhandlungen geleitet, hatte in den Vertrag die Bestimmung aufnehmen lassen, die Räumung des Landes und der Festungen solle am 1. November erfolgen, vorausgesetzt, daß bis dahin die Kriegskontribution völlig bezahlt sei; aber über die Höhe derselben war nichts vereinbart, und Napoleon konnte das ganze Staatsgebiet besetzt halten und aussaugen.

*) Die Ernennung zum Feldmarschall war der Lohn für seine tapfere Verteidigung der Festung Danzig.

Digitized by Google

„Friedensbündnis der Kaiſer Alexander I., Napoleon I. und des Königs Friedrich Wilhelm III. zu Tilſit im Pavillon auf dem Niemen (Memel) am 26. Junius 1807.“

Gleichzeitige Abbildung ohne Maler- und Stechernamen, erſchienen bei Remnoni in Wien.

So mußte Preußen ihm noch Mittel zum ſpaniſchen Kriege hergeben, während es ſelbſt verſtümmelt und entwaffnet am Boden lag. Aber Napoleon, der an das Ideale nicht glaubte, überſah, daß das Unglück die Spannkraft

Digitized by Google

einer Nation, wie des einzelnen steigert und das Bewußtsein der Knechtschaft den Drang nach Freiheit wachruft: vollends in einem Staate, der eine ruhmvolle Vergangenheit hinter sich hat. Diese Preußen waren keine Bayern, die sich oft genug an Frankreich verkauft hatten: und wären sie je Frankreichs Freunde gewesen, der Übermut der fremden Peiniger streute eine furchtbare Saat von Haß und Erbitterung aus; wehe ihnen, wenn die Ernte reifte!

3. Die Zeit der Wiedergeburt Preußens (1807 und 1808).

Während Napoleon glauben konnte, durch Preußens Fall die Widerstandskraft Deutschlands für immer vernichtet zu haben, bereitete sich in jenem Staate, inmitten unsäglichen Elends, die Wiedergeburt schon vor. Hier sammelten sich die Besten und Kühnsten aus allen Gauen des Vaterlandes; ein neues Geschlecht scharte sich um den Thron, um, erfüllt mit patriotischem Geiste, wehrhaft gemacht durch die geniale Umgestaltung des Heerwesens, dem Staate gewonnen durch eine freiheitliche Neuordnung der bürgerlichen und bäuerlichen Verhältnisse, dereinst in der Stunde der Entscheidung die Freiheit und die Ehre des geschändeten Vaterlandes wieder aufzurichten. Der Mann, welcher bei diesem Werke die hervorragendste Stellung einnehmen sollte, war der Freiherr vom Stein: von Napoleon gedrängt, Hardenberg zum zweitenmale zu entlassen, berief der König Stein an die Spitze der Geschäfte. Stein lag krank auf seiner Burg zu Nassau, als er den Ruf erhielt: wie hätte er nur einen Augenblick zögern können, ihm zu folgen! Vergessen waren die Kränkungen, denen er früher ausgesetzt war: mit Begeisterung stellte er sich dem tiefgebeugten Könige, dem gedemütigten Staate zur Verfügung, und mit der ganzen Energie, welche diese Feuerseele erfüllte, machte er sich an die schwere und verantwortungsvolle Aufgabe, aus den Ruinen neues Leben erblühen zu lassen.

Kein einziger war wie er geeignet, auf dem Wege der Reformen planmäßig vorzugehen und mit sicherer Hand und festem Willen durchzugreifen. Er war durch die harte Schule des preußischen Beamtentums gegangen, er hatte im Verkehr mit allen Ständen einen klaren Einblick in die Eigenart, die Bedeutung und Bedürfnisse des Volkes gewonnen und konnte auf diesen Grundlagen weiter bauen. Und dabei galt das ganze Dichten und Trachten des stolzen reichsfreien Herrn dem deutschen großen Gesamtvaterlande, das unter den ersten Kaisergeschlechtern so mächtig dagestanden. Die Rheinbundsfürsten haßte er, weil sie durch Raub am Kaisertum ihre Kronen erschlichen: dagegen galt seine volle Hingabe dem preußischen Staat, dessen deutschen Beruf — an der Seite Österreichs allerdings — er klar erkannte. Er stellte sich die Aufgabe, dem Volke in allen seinen Ständen die Lust und Kraft zu selbständigem Handeln einzuflößen, die Nation zu verantwortlicher politischer Arbeit aufzurufen und durch solche Thätigkeit ihr Selbstvertrauen und ihren Opfermut zu beleben. Er stand mit diesen Ansichten und Absichten nicht allein; all die Persönlichkeiten, die in dieser Zeit der Trübsal als Führer und Leiter glänzten, kamen in dem Gedanken überein, erst müsse das Volk lernen, sich selbst zu achten, dann werde es sich auch Achtung zu erzwingen wissen. Es galt, mit Benutzung des

Digitized by Google

Reichsfreiherr Heinrich Friedrich Karl vom und zum Stein.
Gemalt von P. J. Lützenkirchen in Frankfurt a. M. (Schabkunstblatt.)

Geistes, der seinen Ursprung der französischen Revolution verdankte, Altes durch Neues, Lebensunfähiges durch Lebenskräftiges zu ersetzen, „die Revolution mit ihren eignen Waffen zu bekämpfen."

Wohl konnte der Zustand, in dem Stein bei seinem Eintritt in die Verwaltung (5. Oktober 1807) den preußischen Staat vorfand, gerechte Zweifel erwecken, ob diesem kranken, kraftlosen Körper überhaupt noch aufzuhelfen sei. Napoleon zögerte, allen Erinnerungen zum Trotze, mit der Räumung des

Digitized by Google

Landes, in dem noch 160000 Mann Franzosen lagerten, das Mark desselben aufsaugend. Wo diese Truppen standen, wurden die Staatseinkünfte für Frankreich mit Beschlag belegt. Der Staatskredit war vernichtet, dabei drängte eine Kontribution die andre. Wegen der Feindschaft mit England lag die Reederei, wegen der Kontinentalsperre der gesamte Handel darnieder. Der Adel war verarmt, der Mittelstand litt Not oder mußte sich schwere Entbehrungen auferlegen; in äußerster Beschränkung lebte der König mit seinem Hofe.

In dieser Zeit war es, wo Friedrich Wilhelm, im Königsberger Dome die Inschriften auf den Gräbern der preußischen Herzöge lesend, sich den Wahlspruch auswählte: „Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott."

Vertrauensvoll ging der König auf Steins Reformgedanken ein; auch fehlte es dem Freiherrn nicht an willigen und verständnisreichen Helfern. Auch Hardenberg beteiligte sich, wenn auch nicht in offizieller Stellung, an dem großen Werk, und wenngleich seine und Steins Ansichten sich nicht völlig deckten, verstand es der letztere trefflich, die Gedanken andrer zu verwerten. So erweiterte er den von andrer Seite auf Befehl des Königs ausgearbeiteten Entwurf, die Erbunterthänigkeit in Ost- und Westpreußen aufzuheben, nach zwei Seiten. Durch das Edikt vom 9. Oktober 1807 „Über den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigentums" wurde die Erbunterthänigkeit und eine Menge damit verbundener Lasten für den ganzen Umfang des Staates aufgehoben. Außerdem aber sollte fortan jeder Edelmann bürgerliche Gewerbe treiben, jeder Bauer in den Bürgerstand treten dürfen. So ward eine starre soziale Scheidewand beseitigt und ein freier Bauernstand geschaffen, den Stein als den Kern der Wehrkraft des Staates und damit als seine festeste Stütze betrachtete.

In Verfolg des Grundsatzes, „alles zu entfernen, was den einzelnen hinderte, den Wohlstand zu erwerben, den er nach Maßgabe seiner Kräfte zu erreichen fähig war", wurden die Beschränkungen des Verkehrs und Gewerbes, der Mühlenzwang, Monopole für Bäcker und Schlächter ꝛc. sowie der Zunftzwang aufgehoben.

Die Franzosen begriffen die Bedeutung dieser Reformen nicht, wohl aber das gebildete Bürgertum, welches dem Reformator zujubelte, während ein Teil des sich in seinem Rechtsbesitze bedroht fühlenden Adels Widerspruch erhob und auch bessere und einsichtsvolle Männer dem hohen Fluge des Ministers nicht zu folgen vermochten, der ja ein völliger Verderber des privilegierten Adels zu sein schien und in seinen Erlassen die Sprache eines Jakobiners führte. So mußte die Regierung diese Reformen fast erzwingen.

Auch eine zweite Wohlthat mußte dem Volke aufgenötigt werden. Es war ein unentbehrliches Seitenstück zu den bäuerlichen Reformen, daß auch die Städtebewohner zur thätigen Teilnahme am Staatsleben zunächst durch das Recht und die Pflicht kommunaler Selbstverwaltung herangezogen wurden. Dies geschah durch die Städteordnung vom 19. November 1808, bei der Steins Verdienst um so größer ist, als ihm jedes Vorbild mangelte. Alle Abstufungen des Bürgerrechts fielen fort: jeder Eigentümer wurde zum Ehrendienst der Gemeinde verpflichtet, welcher die selbständige Verwaltung ihres Haushaltes, des Armen- und Schulwesens übertragen wurde.

Die städtische Verwaltung sollte in Zukunft durch einen erwählten Magistrat, der aus besoldeten und unbesoldeten Mitgliedern gebildet ward, und durch die von der gesamten Bürgerschaft nach Bezirken gewählte Stadtverordnetenversammlung geleitet werden.

Der märkische Adel, wie das alte Beamtentum klagten über diese „republikanischen Einrichtungen"; auch bekundeten die Bürger anfänglich wenig Lust, die ihnen zugemuteten

Digitized by Google

unentgeltlichen Dienstleistungen zu übernehmen, aber zur Zeit der Freiheitskriege zeigten sich denn doch schon die Früchte die neuen Einrichtung.

Zwei andre große Aufgaben stellte sich Stein noch außer jener Neubelebung der bürgerlichen und bäuerlichen Volkskraft: beide hat er infolge der Ungunst der politischen Umstände nicht mehr ganz vollenden können. Er richtete nämlich seine Bestrebungen auf größere Centralisation der Verwaltung und zugleich auf eine übersichtliche Einteilung der Staatsgeschäfte, die bisher teils von Fach-, teils von Provinzialministern geleitet wurden. Nunmehr wurden über die Provinzen Oberpräsidenten gesetzt, gleichsam als Kommissare des Ministeriums, welches nach einem Gesetz vom 16. Dezember 1808 aus fünf Fachministern bestehen sollte. Die alten Generalkassen wurden zu einer dem Finanzminister unterstellten Generalstaatskasse vereinigt.

Um die Macht der fünf Minister zu überwachen, gedachte Stein noch einen Staatsrat einzurichten, doch blieb dieser Plan unter seinen Nachfolgern unausgeführt.

Am wenigsten aber hatte den Beifall des Königs derjenige Plan Steins, mit dem er sein ganzes Reformwerk krönen wollte. Er beabsichtigte dem Staate eine Repräsentativverfassung zu geben, indem aus den ständischgegliederten Provinziallandtagen Reichsstände als Vertreter der gesamten Monarchie hervorgehen sollten. Obwohl Stein dieser Versammlung bei der politischen Unreife des Volkes nur eine beratende Stimme einräumen wollte, war der König seinen absoluten Überzeugungen nach einer solchen Institution abhold, die denn doch mit den der Revolution entstammenden Ideen zusammenzuhängen schien. So ist dieser Entwurf, der bei der einflußreichen Stellung des Adels auf den Provinziallandtagen und bei der politischen Schwerfälligkeit des Bürgers und Bauern auf eine durchgreifende Reformpolitik vielleicht eher hemmend als fördernd eingewirkt hätte, unausgeführt geblieben.

Hand in Hand mit Steins Reformen ging die völlige Umgestaltung der Heeresverfassung, ein bedeutungsvolles Werk, das General Scharnhorst unter Beihilfe einer Reihe jüngerer Talente leitete.

Gerhard Johann David Scharnhorst, geb. 12. November 1756 zu Hämelsee in Hannover als Sohn eines unbemittelten Pächters, zeigte früh großes Talent und ausnehmende Neigung für das Kriegswesen. Er fand Aufnahme in der berühmten Kriegsschule, welche Graf Wilhelm von Lippe-Schaumburg errichtet hatte. In hannöverschen Diensten fand er im Feldzuge 1793 Gelegenheit, die dort erworbenen Kenntnisse praktisch zu bewähren, aber auch die eigentümlichen Vorzüge des französischen Volksheeres kennen zu lernen. Als Artillerieoberstlieutenant trat er 1801 in preußische Dienste, wo dem bürgerlichen Offizier zwar eine Stelle im Generalstabe angewiesen, das Fortkommen aber gerade nicht leicht gemacht wurde. Von vornherein erstrebte er die Heranbildung eines tüchtigen, wissenschaftlich gebildeten Offizierskorps und übte als Direktor der Lehranstalt für junge Infanterie- und Kavallerieoffiziere, nicht weniger auch durch die von ihm schon 1802 ins Leben gerufene „Militärische Gesellschaft“ in Berlin, auf welche freilich die älteren friderizianischen Generale verächtlich herabsehen zu sollen vermeinten, den heilsamsten Einfluß. So erwarb er sich auch bald die ihm gebührende Anerkennung, ward 1804 geadelt und bewährte seine Tüchtigkeit im Unglücksjahre 1806, wo er, als Chef des Generalstabes dem Herzog von Braunschweig beigegeben, bei Auerstädt in der linken Seite verwundet wurde, vergeblich bemüht, dem verzettelten Kampfe eine einheitliche Leitung zu geben. Trotz seiner Verwundung machte er den Rückzug Blüchers nach Lübeck mit, geriet mit diesem in Gefangenschaft, wurde jedoch bald ausgewechselt und nahm bereits im Februar des folgenden Jahres als Generalquartiermeister in Lestocqs Korps Teil an der Schlacht bei Preußisch-Eylau. Jetzt berief ihn das Vertrauen des Königs, der zu dem bescheidenen, zartsinnigen Manne sich außerordentlich hingezogen fühlte, an die Spitze der Militärreorganisationskommission, bald auch des Kriegsdepartements und des Generalstabes der Armee, der er in wenigen Jahren einen ganz neuen Geist einhauchen sollte.

Digitized by Google

Als Genosse und Mitarbeiter Scharnhorsts verdient ehrenvollste Erwähnung der nur um vier Jahre jüngere August Wilhelm Anton Neithardt von Gneisenau, geboren in der unruhigen Zeit des siebenjährigen Krieges (27. Okt. 1760) zu Schildau in der Provinz Sachsen als Sohn eines bei der Reichsarmee stehenden sächsischen Artillerielieutenants, dem seine Gattin auf den Kriegsschauplatz gefolgt war. Da er, der mütterlichen Pflege früh beraubt, seinen Vater auf dessen Kriegszügen begleiten mußte, wuchs er unter harten Entbehrungen auf, bis sein Großvater sich seiner annahm und auch für entsprechenden Unterricht Sorge trug. Im Jahre 1777 bezog er die Universität zu Erfurt, sah sich aber schon nach kaum zwei Jahren aus Geldmangel genötigt, zuerst in österreichische, dann in ansbach-baireuthische Dienste zu treten. Als Lieutenant ging er (1782) sogar nach Amerika, wo sein von England in Sold genommenes Regiment gegen die abgefallenen Kolonien kämpfen sollte. Hat er dort, weil das Regiment gar nicht mehr zum Schlagen kam, keine Kriegserfahrungen sammeln können, so ist doch die Reise mit ihren mannigfachen neuen Eindrücken für die Entfaltung seiner reichen Geistesgaben von der höchsten Bedeutung gewesen. In preußische Dienste getreten (1786), hatte er in vollem Maße den Fluch eines außerordentlich langsamen Avancements durchzukosten, ohne jedoch über dem ewigen Einerlei des Friedensdienstes die Frische und Energie seines Geistes einzubüßen. Nachdem er an dem Gefecht bei Saalfeld und der Schlacht bei Jena rühmlichen Anteil genommen, bewährte er in den Unglückstagen seine klare Einsicht und Charakterfestigkeit und fand endlich in der ausgezeichneten Verteidigung Kolbergs eine seiner würdige Aufgabe. Jetzt ernannte ihn sein dankbarer König zum Oberstlieutenant und Chef des Ingenieurkorps, zeichnete ihn durch Verleihung des Ordens pour le mérite aus und berief ihn in die Kommission zur Reorganisation des Heeres, in welcher er bald Scharnhorsts eifrigster Gehilfe ward.

Neben ihm ragen unter den Jüngeren besonders von Boyen, von Clausewitz und von Grolman hervor — „alle vier, wie Scharnhorst selber, arm, genügsam, bedürfnislos, ohne jede Selbstsucht allein der Sache dienend und bei allem Freimut tief innerlich bescheiden."

Der Grundgedanke der neuen Heeresverfassung war, daß die Armee fortan das Volk in Waffen sein solle, jeder Wehrfähige dienen müsse. Darum war es eine Notwendigkeit, in den neuen Kriegsartikeln alle harten und beschimpfenden Strafen zu beseitigen, welche selbst früher kaum am Platz gewesen waren. Befreiungen vom Kriegsdienst oder das System der Stellvertretung, welche das französische Gesetz zuließ, kannte Scharnhorsts Institution nicht; alle Bewohner des Staates, sagte er, sind geborene Verteidiger desselben, und Boyen schrieb: „Wehrhaft sei im ganzen Lande Jeder Mann mit seinem Schwert; Denn es ziemet jedem Stande, Zu verteid'gen Thron und Herd."

Schwer war es nur, den Grundsatz gleich praktisch durchzuführen; denn nach dem Pariser Vertrage mit Napoleon mußte sich der Staat verpflichten, nicht mehr als 42000 Mann zu halten, wobei der größte Übelstand weniger diese niedrige Friedenspräsenz an sich, als vielmehr die Beschränkung der Regimentsstämme war, indem Napoleon bei der Infanterie die Verminderung auf 10 Regimenter geboten hatte. Die ausgedienten Soldaten sämtlich zu entlassen und durch lauter Rekruten zu ersetzen, ging nicht an; es hätte Napoleons Argwohn erregt; auch der ursprüngliche Plan, eine Landwehr zu begründen, die unter dem harmlosen Namen einer Bürgergarde oder Nationalwache im Frieden eingeübt werden sollte, scheiterte für jetzt an Napoleons berechtigtem Mißtrauen. So mußte sich Scharnhorst durch das „Krümpersystem"*) helfen; es bestand darin, daß man so

*) Der Ausdruck „Krümper", schon zur Zeit Friedrichs des Großen in Gebrauch, ist noch jetzt üblich für die überschüssigen, über den Etat unterhaltenen Pferde der Schwadronen und Batterieen.

Digitized by Google

viel Kantonspflichtige als möglich aushob und sie beurlaubte, sobald sie notdürftig einexerziert waren, um sie durch andre zu ersetzen. Auf diese Weise schuf Scharnhorst allmählich einen Stamm von 150000 leidlich geübten Soldaten: in der Stunde der Erhebung zeigte sich die Frucht fünfjähriger, arbeitsvoller Thätigkeit.

Bei der Ausbildung der Truppen ließ sich Scharnhorst von den Erfahrungen leiten, die er bereits in dem niederländischen Feldzuge des Jahres 1793 gesammelt hatte, und von der darauf und auf den erneuten Beobachtungen der Jahre 1806 und 1807 gegründeten Erkenntnis, daß gegenüber der neuen französischen Kampfesweise die alte preußische nicht mehr beibehalten werden könne. Schon vor 1806 hatte man in einzelnen Truppenteilen das französische Tiraillieren, die zerstreute Gefechtsart, nachzuahmen begonnen: jetzt sollte von jedem Regiment das dritte Bataillon, die Füsiliere, ganz für den Schützendienst ausgebildet werden. Außerdem aber ersetzte Scharnhorst die alte Linearstellung in drei Gliedern durch die Kolonnenaufstellung, indem er der Angriffskolonne des Bataillons die Breite einer Kompanie (45 Mann) und eine Tiefe von 12 (bezw. nach Aussendung der Schützen von 8) Mann gab.

Eine solche Ausbildung der Soldaten, ebenso wie die Behandlung des jetzt aus allen Schichten des Volkes sich zusammensetzenden Heeres hatte freilich zur Voraussetzung ein sittlich tüchtiges und wissenschaftlich gebildetes Offizierkorps. Nachdem dasselbe von allen unfähigen Elementen gesäubert war, wußte deshalb Scharnhorst es durchzusetzen, daß der Eintritt in den Offiziersstand von dem Nachweis eines bestimmten Maßes von Kenntnissen abhängig sein, vor allem aber das alleinige Vorrecht des Adels aufgehoben werden sollte, damit dem Stande auch aus den Kreisen des gebildeten Bürgertums tüchtige Kräfte zugeführt würden.

Gleichzeitig mit der Erneuerung des bürgerlichen und militärischen Sinnes vollzog sich in Preußen auch eine vollständige Umgestaltung der politischen Gesinnung und Anschauungsweise. Umsonst suchten schmähsüchtige Skribenten die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Versündigungen der letzten Vergangenheit zu lenken: die große Masse schaute in die Zukunft, von der man die Befreiung erwartete; warf man einen Blick rückwärts, so geschah das nur, um aus der einstigen Größe des zuletzt so verspotteten Kaisertums Trost und Hoffnung zu schöpfen. Man machte sich kein genaues Bild von der nationalen Einheit, die man herbeisehnte, die nach dem Sturze des Weltbezwingers erstehen zu müssen schien: es war aber erklärlich, daß die geborenen Preußen in dem zukünftigen Deutschland eine hervorragende, wenn nicht gar die kaiserliche Stellung ihrem Staate zuwiesen.

Den Geist des Widerstandes gegen den fremden Druck zu stärken, die Hoffnung auf die Erhebung wach zu erhalten, dienten, da fast das ganze Land von den Franzosen besetzt war, geheime Vereinigungen, unter welchen der Königsberger „Tugendbund" trotz seiner geringen Mitgliederzahl mit Recht die größte Berühmtheit gewonnen hat.

Einige wohlmeinende, aber wenig einflußreiche Patrioten, wie Bärsch, Lehmann, Bardeleben, stifteten mit Erlaubnis des Königs den Tugendbund, um den sittlichen und vaterländischen Sinn zu beleben. Er zählte nie mehr wie 350 Mitglieder: weder Stein noch Gneisenau gehörten ihm an, wohl aber Grolmann und Boyen. Wohl hatten Männer wie Gneisenau recht, wenn sie meinten, daß es für sie keiner geheimer Zeichen und Mysterien bedürfe; dies ist aber keineswegs ein Grund, auf den Tugendbund mit Geringschätzung herabzusehen, wie neuerdings üblich wird.

In der Hauptstadt des Landes, wo der Tugendbund nur spärliche Anhänger fand, wirkten unter den Augen der französischen Behörden vornehmlich zwei hervorragende Patrioten auf die Gemüter der gebildeten Stände ein.

Digitized by Google

Friedrich Schleiermacher (geb. 21. November 1768 zu Breslau) lehrte in geistvollen Predigten diese Kreise die Achtung vor der Religion*), indem er auf gleiche Weise die seichte Aufklärung bekämpfte, wie den starren Dogmatismus und selbstgerechte Frömmelei. Da er den Hauptaccent auf die praktische Bethätigung des Christentums legte und dem guten Christen auch opferwilligen Patriotismus zur Pflicht machte, erregte er den Argwohn der französischen Spione. Weniger vermochten die Fremdlinge die Gefahren zu erkennen, welche der zweite dieser Männer, der Philosoph Johann Gottlieb Fichte durch seine feurigen „Reden an die deutsche Nation" heraufbeschwor. Während die Trommeln der französischen Garnison unter den Fenstern der Akademie erklangen, geißelte der stolze Mann die Versündigungen der letzten Zeiten, die Illusionen des Weltbürgertums: die deutsche Eigenart dann wieder feiernd, predigte er den Grundsatz, daß die Hoffnung der Menschheit auf dem Erblühen eines neuen deutschen Geschlechts beruhe, das den Kampf gegen den hassenswürdigen Gedanken der Universalmonarchie aufnehmen werde.

Zu Rammenau in der Lausitz ist Fichte am 19. Mai 1762 als Sohn eines armen Webers geboren. Ein Freiherr von Miltitz ermöglichte ihm das Studium auf Gelehrten- und Hochschulen. Als Lehrer der Philosophie an der Universität zu Jena seit 1794 thätig, wurde er 1799 genötigt, wegen angeblicher atheistischer Lehrmeinungen seine Entlassung zu nehmen. Er siedelte nach Berlin über, wo er Gelegenheit zu wissenschaftlichen Vorlesungen erhielt. Seine Reden an die deutsche Nation hielt er im Winter 1807/8 vor einem großen Kreise von Männern, Frauen und Jünglingen.

Auch Arndt feierte nicht, er schrieb neue Bände seines „Geist der Zeit" und forderte zu männlicher Gesinnung und mannhaften Thaten auf. Neben ihm, auf ganz andre Weise, aber nach derselben Richtung hin, wirkte der „Turnvater" Friedrich Ludwig Jahn. Formlos und grob bis zur Roheit, vielen zarten Gemütern von heute ein Gegenstand des Entsetzens und wegen seiner Sonderbarkeiten schon damals als „Eulenspiegel" abgefertigt, stählte er durch seine Turnerei den Körper der Jugend, deren Geist und Charakter er zugleich in Zucht nahm. Sein Franzosenhaß war so ehrlich, ungekünstelt und extravagant, wie das neue Deutschtum, das er in Wort und Sitte, Thun und Tracht forderte. Allein, was man an ihm mit Recht oder Unrecht aussetzen mag, für den Augenblick war das Treiben dieses urkräftigen Märkers nur heilsam; der Bruch mit der Vergangenheit konnte gar nicht scharf genug gekennzeichnet werden. Auch fehlte es Jahn nicht an gesundem politischem Blick: er erkannte voll und ganz den deutschen Beruf Preußens gegenüber dem Völkergemenge des habsburgischen Österreich.

Nun endlich wurden auch die Dichter von nationaler Leidenschaft ergriffen: der junge Nachwuchs, die romantische Schule, stellte sich die Aufgabe, den Geist in die Herrlichkeit der deutschen Sage, Geschichte und Kunst, in die Großartigkeit der mittelalterlichen Kirche zu versenken, um das neue Geschlecht mit stolzem Selbstbewußtsein, mit pietätvoller Verehrung alles Heimischen zu erfüllen. Nicht plötzlich, sondern mit innerer Notwendigkeit vollzog sich dieser Umschwung: der erste Vorläufer der Romantik erlebte den Zusammensturz des alten Reiches nicht mehr, aber die Führer erhoben ihr Haupt erst in den Tagen der Knechtschaft.

Als Vorläufer der Romantiker gilt Friedrich von Hardenberg, der sich nach einem Gute der Familie Novalis nannte. (1772—1801.) Bezeichnend für ihn ist der Grundgedanke seines — unvollendeten — Romans „Heinrich von Ofterdingen", in dem er

*) Schon 1799 hatte er in Berlin seine berühmten „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" erscheinen lassen.

Digitized by Google

„mit dem Geiste der Poesie alle Zeitalter, Stände, Gewerbe, Wissenschaften ꝛc. durchschreitend, die Welt erobern, eine Apotheose der Poesie liefern wollte".

War es doch so natürlich, daß man den Blick von den Zerstörungen der Gegenwart rückwärts wandte zu den festbegrenzten Formen, in denen sich das Mittelalter bewegte; von den Schlachtfeldern auf den friedlichen Markt einer alten Reichsstadt, auf die Werkstätten altdeutscher Kunst, auf die Höfe sangesreicher Fürsten, das Schaugepränge ritterlicher Turniere oder auf den stillen deutschen Wald. Wohl lag die Gefahr nahe, auf diesem Wege sich in ein Traumleben zu verlieren, in Schwärmerei für die Kunst oder die Kirche des Mittelalters aufzugehen, — und die Romantiker sind dieser Gefahr nicht völlig entgangen — aber im ganzen sorgte der Imperator selbst dafür, daß die Herolde der Nation, statt in solchen Halbschlummer zu verfallen, den Weck- und Wächterruf erschallen ließen.

Von zwei Punkten ging die Bewegung aus, vom Rheinlande und der preußischen Hauptstadt — bezeichnend genug! In Heidelberg fanden sich Achim von Arnim und Clemens Brentano: hier erinnerte alles an die herrliche Vorzeit. Jetzt erst, als das schöne Land da drüben verloren war, ward der Rhein so recht Deutschlands heiliger Strom. Wenn der Berliner Ludwig Tieck weniger das spezifisch Patriotische pflegte, obwohl er in jeder Hinsicht als das Haupt der Romantik gelten kann, so standen neben ihm gerade die Vertreter des ehrenfesten märkischen Junkertums, wie Achim von Arnim, Heinrich von Kleist, Friedrich de la Motte Fouqué. Kleist war es, in dessen Werken die politische Leidenschaft der Zeit ihren mächtigsten künstlerischen Ausdruck fand.

Keiner stand dieser Richtung der Poesie ferner als der Olympier von Weimar, wie sehr auch die romantischen Poeten seinen im Jahre 1808 erschienenen „Faust" als die Vollendung der romantischen Kunst priesen; und es ist wohl keine Frage, daß Schillers Tell für diese Generation mehr galt als das philosophierende Drama, das Goethe aus dem alten Puppenspiel geschaffen. Wenigstens „des Knaben Wunderhorn", jener Sammlung alter deutscher Lieder, die Arnim und Brentano veranstalteten, gab der Altmeister seinen Segen mit auf den Weg, wiewohl er an den Herausgebern gar vieles — nicht mit Unrecht — auszusetzen fand.

Die Richtung auf das Vaterländische beschränkte sich nun aber nicht auf die Poesie allein. Die schönste Frucht der romantischen Bestrebungen war die germanistische Altertumsforschung der Gebrüder Jakob und Wilhelm Grimm, welche die Nation auch wieder mit ihrem kostbaren Märchenschatz vertraut machten. Während der Code Napoleon bis zur Elbe galt, entstand in K. Fr. Eichhorn der Schöpfer der deutschen Rechts- und Staatsgeschichte. Auch für die Reste altdeutscher Kunst erwachte reges Interesse, und eine neue deutsche Malerschule erfüllte sich mit Verehrung vor den Werken der mittelalterlichen Meister.

So trat überall der bewußte Gegensatz zu allem Fremdländischen hervor, und heißer von Tag zu Tag ward die Sehnsucht, dem Deutschtum auch ein seiner würdiges Heim zu begründen. Aber die Erfüllung dieses Wunsches schien in weitester Ferne zu liegen.

4. Die Lage Preußens und Europas bis zum Ausbruch des Krieges von 1809.

Es war keine leichte Aufgabe, die Erhebung des Staates vorzubereiten, den Napoleon gleichzeitig am liebsten ganz vernichtet hätte. Schon im November 1807 plante er eine neue Beraubung Preußens, für welche des Zaren Beistimmung durch die Überlassung der Donauprovinzen gewonnen werden sollte. Als daraus nichts wurde, setzte Napoleon ein furchtbares Aussaugungssystem ins Werk, um die Lebenskraft des ebenso gehaßten, wie gefürchteten Staates zu zerstören. Um das Land von der Okkupation zu befreien, ging der ritterliche Prinz Wilhelm nach Paris und erbot sich, bis zur völligen Abzahlung der Kriegskontribution in französischer Haft zu bleiben; es war umsonst.

Dem verarmten Lande wurden an Kontributionen und Lieferungen eine Milliarde und 129 Millionen Franken abgepreßt. Als die Franzosen endlich den Betrag ihrer Forderungen angaben, verlangten sie noch 154½ Millionen. Die preußischen Behörden berechneten den zu zahlenden Rest nur auf 19 Millionen, da nach Napoleons Versprechen die Lieferungen von der Kontribution abzuziehen waren.

In dem Jahre 1808 konnte es zuerst scheinen, als werde der Fremd-
1808 herrscher eine empfindliche Einbuße seiner Machtstellung erfahren. Das russisch-französische Bündnis stand auf schwachen Füßen, und wenn der Zar auch dasselbe noch ausnutzte und an die Eroberung Finnlands ging, so blieb ihm doch nicht verborgen, daß Napoleon trotz aller Freundschaftsversicherungen seine orientalischen Pläne im geheimen durchkreuzte. Spanien, dessen König Ferdinand durch List und Gewalt in Bayonne zur Abdankung gezwungen war, wollte von dem ihm aufgedrungenen Joseph Bonaparte nichts wissen, die Nation erhob sich: am 22. Juli 1808 zwangen die Spanier 20000 Franzosen zur Kapitulation (bei Baylen in Andalusien). Kaum einen Monat später bereiteten die in Portugal gelandeten Engländer unter Wellesley (Wellington) dem Heere Junots ein ähnliches Schicksal: ein Guerillakrieg entspann sich, in dem die Spanier zwar nicht immer siegreich waren, aber die altbewährten Soldaten Frankreichs sich allmählich aufrieben. Mächtig war der Eindruck dieser Nachrichten auf alle für Freiheit und Vaterland begeisterten Herzen in Deutschland, zumal in Preußen. Bald war der Ruhm des zweimal so heldenmütig verteidigten Saragossa in aller Munde, und nicht nur Blücher, sondern auch der feurige Gneisenau meinte, was den Spaniern möglich sei, könne man füglich auch von Preußen erwarten. Solange Napoleon freilich in bedrohlicher Nähe war, konnte wohl auch verwegener Wagemut nicht an eine erfolgreiche Erhebung denken, aber aller Wahrscheinlichkeit nach mußte Napoleon selbst versuchen, die Halbinsel zu bezwingen und den Hauptteil seiner Truppen aus Deutschland mitführen. Darauf bauten alle Patrioten Österreichs und Preußens ihre Hoffnung; die Wiederaussöhnung beider Mächte begann. Auch König Friedrich Wilhelm war im Herzen für den Krieg, aber er glaubte, den Kampf nur an der Seite Rußlands wagen zu dürfen. Und wahrlich, ohne diese Hilfe

Digitized by Google

wäre der Krieg ein Akt der Verzweiflung gewesen. Der leidenschaftliche Kleist durfte wohl eine solche Politik empfehlen, aber der König hatte die Pflicht, den Staat zu erhalten: die Entthronung der Hohenzollern wäre die Vernichtung Deutschlands gewesen.

Dennoch war selbst Scharnhorst mit dem Verhalten und den Ansichten des Königs in jenen Tagen nicht einverstanden. Allein alle Hoffnungen und Wünsche der Kriegspartei schnitt ein unglücklicher Zufall plötzlich ab: ein Schreiben, in welchem Stein den Fürsten Wittgenstein aufforderte, die Unzufriedenheit im Königreich Westfalen zu schüren, fiel Napoleons Spionen in die Hände und erschien am 8. September im „Moniteur". Jetzt drang Napoleon unter furchtbaren Drohungen auf die Entlassung des „Verschwörers" und zwang zu gleicher Zeit den Prinzen Wilhelm zur Unterzeichnung des drückenden Pariser Vertrages.

Was Stein betraf, so trotzte der König noch einige Monate dem Imperator, aber 1808
auf die Dauer konnte man den Minister nicht halten. Am 24. November nahm er seine Entlassung; in einem Abschiedsschreiben, das von Schön entworfen war, faßte er noch einmal die Summe seiner Reformen zusammen und bezeichnete, was zu thun übrig sei. Am 16. Dezember wurde er von Madrid aus geächtet: der Imperator war so kleinlich, den großen Mann, den alle Welt kannte, als „le nommé Stein" zu proskribieren. Er ging nach Österreich, wo man ihm aber eher Mißtrauen als Vertrauen bezeugte, geschweige denn dauernden politischen Einfluß gestattete. Es kam für den heißblütigen Franken eine schwere Wartezeit, und mehr als einmal verlor er den Glauben an die norddeutsche Volkskraft und die Zukunft Preußens.

In dem Pariser Vertrage wurde die rückständige Kontribution auf 140 Millionen bemessen: die französische Armee sollte zwar abziehen, der König aber mußte als Bürgschaft für die Zahlung die Festungen Stettin, Küstrin und Glogau den Franzosen einräumen. Er durfte die Armee nicht über 42000 Mann vermehren und auch keine Landwehr einrichten.

Aber auch ohne den Pariser Vertrag hätte Preußen sich nicht regen dürfen, denn Napoleon, das Kritische seiner Lage wohl begreifend, hatte beschlossen, sein Bündnis mit Rußland zu festigen, und Alexander war zu sehr Egoist, als daß er Napoleons Einladung zu einer persönlichen Zusammenkunft hätte abschlagen sollen, bei der für ihn voraussichtlich ein erklecklicher Profit abfiel. Es war schon viel, daß er seinem verratenen Freunde versprach, bei Napoleon eine Milderung des Pariser Vertrages auszuwirken.

In Erfurt trafen die beiden Kaiser im Oktober zusammen, um der Welt recht 1808
deutlich zu zeigen, daß sie, in Freundschaft geeint, die Beherrscher Europas seien. Auch die rheinländischen Vasallen mußten sich hier zur Huldigung einfinden: „vor einem Parterre von Königen" spielte der berühmte Talma. Napoleons brutaler Übermut kannte keine Grenzen, und sein Gefolge ahmte das pöbelhafte Benehmen des Gebieters eifrig nach. Allerdings ließ sich Alexander völlig gewinnen: da er in Finnland und den Donaufürstentümern freie Hand bekam, erkannte er Joseph als König von Spanien an, erwirkte für Preußen — obendrein unter Verletzung des Tilsiter Vertrages — nur einen Erlaß von 20 Millionen. Gleichwohl aber hatte das Benehmen Napoleons den Zaren schwer verdrossen: und war es nicht ein wunderlicher Freundschaftsbeweis, wenn Napoleon ein Regiment, das sich im Kriege gegen Rußland besonders hervorgethan, durch Erfurt marschieren ließ und die Tapfersten vor den Augen des Zaren mit dem Kreuz der Ehrenlegion schmückte?

Digitized by Google

Jedenfalls konnte Napoleon nun ohne Besorgnis an die Unterdrückung des spanischen Aufstandes gehen. Auch dort rechnete er mit Sicherheit auf den Sieg; daher warnte er den Kaiser Franz drohend vor Feindseligkeiten: „denn", schrieb er, „was Ew. Majestät sind, sind Sie durch meinen Willen."

Als die Leibwache in Erfurt vor einem Rheinbundskönig die Trommel rühren wollte, rief der kommandierende Offizier dem Trommler zu: „Taisez-vous! ce n'est qu'un roi." („Still! das ist nur ein König.")

Prinz Wilhelm von Preußen wurde gezwungen, einer Hasenjagd beizuwohnen, die Napoleon auf dem Schlachtfelde von Jena veranstaltete.

Auch das preußische Königtum, man muß es gestehen, bestand für jetzt nur durch Napoleons Gnade; darum mußte man weiter dulden und tragen und still fortarbeiten an dem inneren Aufbau des Staates, an der Bildung sittlicher Kraft und vaterländischen Geistes. Die politischen, administrativen und finanziellen Reformpläne kamen nach Steins Entlassung ins Stocken; trotz des besten Willens waren seine Nachfolger nicht imstande, das Widerstreben der Ritterschaften, der Zünfte u. s. w. zu überwinden. In den Finanzen eine gründliche Umgestaltung vorzunehmen, verbot die Notlage, zumal es der Regierung nicht gelang, im Auslande eine Anleihe abzuschließen; man begnügte sich mit halben Maßregeln und sorgte, so gut es gehen wollte, für die Bedürfnisse des Augenblickes.

Nur in zwei Verwaltungszweigen wirkte Steins Geist weiter, im Heer- und im Unterrichtswesen. Freilich gelangten Scharnhorsts Ideen von der Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht noch nicht zum Siege: der Finanzminister befürchtete eine allgemeine Auswanderung der jungen Männer aus den besseren Ständen. Auch vermochte er den Nutzen einer solchen Maßregel nicht anzuerkennen, da die Söhne des niedern Volkes die kräftigsten Soldaten abgäben. So gering veranschlagten einige doch noch die sittliche Kraft, welche dem Heere durch die Jugend der gebildeten Stände zufließen mußte.

An die Spitze der Unterrichtsverwaltung (1809) war Wilhelm von Humboldt getreten, ein echter Aristokrat des Geistes, welcher Preußen den Beruf zuerkannte, auch in Geistesbildung voranzuschreiten. Seinen Bemühungen gelang die Verwirklichung des schon früher mehrfach angeregten Planes, in Berlin eine Hochschule zu errichten.
1809 Am 16. August 1809 genehmigte der König den Vorschlag und stellte den prachtvollen Palast des Prinzen Heinrich, des Bruders Friedrichs des Großen, der Wissenschaft, ihren Vertretern und Jüngern zur Verfügung. Im Herbste des nächsten Jahres nahten sie — die ersteren welche Reihe glänzender Namen! Nie hat ein Staat, von politischen und militärischen Niederlagen gebeugt, auf eine würdigere Weise bezeugt, daß er sich nicht verloren gebe, vielmehr die Zukunft zu erobern hoffe.

Auf die Bitte Hallenser Professoren, welche den König gleich nach dem Tilsiter Frieden baten, ihre Universität nach Berlin zu verlegen, antwortete Friedrich Wilhelm, daß er daselbst eine neue Hochschule zu stiften gedenke, denn „der Staat müsse durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren." Zu den Gelehrten, welche die Universität bei ihrer Eröffnung in sich vereinigte, gehören die Theologen Schleiermacher und Marheineke, die Juristen Savigny und Eichhorn, der Arzt Hufeland, der Landwirt Thaer, die Philologen Böckh und Buttmann, der Philosoph Fichte und der Historiker Niebuhr.

Im Jahr darauf wurden die Breslauer Jesuitenakademie und die Frankfurter Hochschule zu einer Universität in Breslau vereinigt.

Digitized by Google

5. Österreichs Erhebung und Fall im Jahr 1809.

Wie der Tilsiter Frieden auf Preußen, hatte der Preßburger auf Österreich bei allem Unglück einen heilsamen Einfluß ausgeübt. Auch in Wien war an die Spitze des Kabinettes ein Aristokrat aus altem alemannischen Geschlecht getreten, Graf Philipp Stadion, dessen Absichten auf eine innere wie äußere Regeneration Österreichs zielten. Auch hier begann man mit der Reform des Heeres, ein neues, humanes Reglement wurde erlassen, durch Gründung der Landmiliz und Landwehr (12. Mai und 8. Juni 1808) nahm man den Gedanken „des Volkes in Waffen" auf; auch in der innern Verwaltung wurden wohlthätige Reformen angebahnt. Man war sich bewußt, daß ein neuer Krieg mit Napoleon bevorstand, man rüstete für denselben, aber man versäumte den rechten Augenblick. Als Napoleon nach Spanien abging, hätte sich Österreich auf die allerdings schon wohlvorbereiteten Rheinbundstaaten werfen müssen, aber Österreich war noch nicht schlagfertig und gab sich viel zu lange dem Wahne hin, daß in den Herrschern von Bayern und Württemberg noch ein Rest deutscher Gesinnung vorhanden sei oder wenigstens eine Spur von Verständnis für ihre demütigende Stellung als Rheinbundskönige.

Zum weiteren Unglück für Österreich erwies sich der Kriegsgott dem Imperator in Spanien nur allzu günstig. Bis zum Schlusse des Jahres 1808 waren die Spanier vernichtet, die Engländer bis an die Küste zurückgeworfen. Noch von Spanien aus erteilte Napoleon dem Rheinbund den Befehl, sich marschbereit zu halten, und schickte die Korps von Davout und Oudinot an die obere Donau. Und gleichwohl hätte Österreich noch jetzt — im Januar — Aussicht auf den Sieg gehabt, wenn es nun losschlagen konnte: denn dem Franzosenkaiser lag alles daran, erst seine Rüstungen zu vollenden. Leider ließ man ihm diese Frist; und wenn man auch bis zum Frühling das eigene Heer auf 300000 Mann gebracht hatte, war es Napoleon gleichfalls möglich gewesen, umfassende Maßregeln für den Angriff zu treffen. Die Stimmung in Österreich war vortrefflich, je mehr sich die Entscheidung nahte; die Augen Europas, vor allem die der deutschen Patrioten, waren auf den Kaiser Franz gerichtet; man vergaß, wie gleichmütig er vor drei Jahren das Reich aufgegeben: es jubelten die Dichter dem Fürsten zu, welcher „der Welt ein Retter, dem Mordgeist in die Bahn treten" wolle. Begeisterte Manifeste aus der Feder der Schriftsteller Gentz und Fr. Schlegel suchten die Glut des Hasses, den Opfermut der Vaterlandsliebe zu beleben, den Gedanken an Deutschlands Ehre und Größe wachzurufen.

1809 Am 27. März 1809 erschien, seinem Inhalte nach bereits eine Kriegserklärung, die vom Kaiser Franz unterzeichnete „Deklaration", in der alle Beschwerden gegen Frankreich zusammengefaßt wurden: Österreich, hieß es, verlange nur Frieden, aber einen sicheren, zuverlässigen Friedensstand. Ein Manifest wurde an „die deutsche Nation" gerichtet, und hier fanden sich die mahnenden Worte: „Dieselben Anmaßungen, die uns jetzt bedrohen, haben Deutschland bereits gebeugt. Unser Widerstand ist seine letzte Stütze zur Rettung, unsre Sache ist die Sache Deutschlands."

Digitized by Google

Die glänzendſte Leiſtung aus der Feder des Hofrates Gentz war das Kriegsmanifeſt vom 15. April. „Die Freiheit Europas“, verkündigte es, „hat ſich unter die Fahnen Öſterreichs geflüchtet.“

Das Manifeſt ſagte die Wahrheit: eine weihevolle Aufgabe fiel Öſterreich zu; wenn es ſich ihr nur gewachſen zeigte! Denn es war ganz auf die eigene Kraft angewieſen: zwar rüſtete man in Preußen, um geeignetenfalls für den Bruderſtaat doch noch einzutreten, aber dafür war Rußland durch die Abmachungen von Erfurt verpflichtet, am Kampfe gegen Öſterreich teilzunehmen.

Vielleicht etwas zu dreiſt war die öſterreichiſche Diplomatie vorgegangen, jedenfalls zu ſchnell im Verhältnis zu dem bedächtigen Zaudern des Erzherzogs Karl, welchem in dem Feldzuge von 1809 die Hauptrolle zufallen ſollte. Anfangs wollte er in Böhmen eine Defenſivſtellung einnehmen, und als er ſich entſchloß, auf Bayern loszugehen, war es zu ſpät. In dem Heer der Rheinbündler, die man noch kurz zuvor hätte aufreiben können, war Napoleon perſönlich eingetroffen. Seine Anweſenheit galt allein eine Armee, zudem regte er den alten Stammeshaß der Bayern gegen Öſterreich aufs neue an. Willig ließen ſich überhaupt die Rheinbündler einreden, in dem bevorſtehenden Kampfe ſolle die Wiederaufrichtung des deutſchen Kaiſertums der Habsburger verhindert werden; mit Jubel folgten die entarteten Söhne Deutſchlands den Fahnen des Fremden, der mit ihrer Hilfe die letzten Hoffnungen der Nation vernichtete.

„Der Sandwirt aus dem Paſſeyer Thal Andreas Hofer, Anführer der Tiroler.“ Gleichzeitiger Stich.

Öſterreich hatte drei Armeen aufgeſtellt: die Hauptarmee befehligte Erzherzog Karl, — ſie brach nach Bayern auf —; Erzherzog Johann ſollte um Italien und Tirol kämpfen, Erzherzog Ferdinand von Eſte den Krieg gegen die Polen unter Poniatowski aufnehmen.

Ehe der Feldzug der regulären Armee begann, zeigte ſich als glückverheißende Vorbedeutung das erſte Beiſpiel eines Volkskrieges in Deutſchland.

Unter Führung Andreas Hofers, des Sandwirts von Paſſeier, (geboren

22. November 1767) erhoben sich die Tiroler, freilich ebensosehr aus Widerwillen gegen die bayrischen Reformen, wie aus Anhänglichkeit an das Kaiserhaus. In der Zeit vom 11.—13. April schlugen sie den Landesfeind im Angesichte von Innsbruck am Berge Isel: die Bayern samt einem französischen Hilfskorps mußten die Waffen strecken. Ende April war auch Südtirol, durch den General Chasteler und den Landsturm, der Franzosen unter Baraguay d'Hilliers ledig geworden. Kufstein allein war noch in der Hand der Bayern.

Neben Hofer waren Joseph Speckbacher, „der Mann von Rinn", M. Teimer von Schlanders, der Kapuzinerpater Haspinger und Joseph Staub die Seele des Aufstandes. Der letztere schrieb nach dem ersten Erfolge an den Kaiser, „Bonaparte möge nur wiederkommen, man werde ihm schon seine Siege auf seinen falschen Buckel klopfen lassen."

Aber schon war die Entscheidung auf dem Hauptgebiet des Kampfes erfolgt. Auf der bayrischen Hochebene zwischen Isar und Donau erlitten die Österreicher an fünf Gefechtstagen ebenso viel Niederlagen (18.—22. April), die entscheidendste bei Eckmühl. Mit einem Verlust von 50000 Mann mußte Erzherzog Karl nach Böhmen zurückgehen. Wieder, wie im Feldzug von 1805, fand Napoleon keinen Widerstand auf seinem Wege nach Wien, das er am 13. Mai erreichte. Daß er es jetzt auf Österreichs Zertrümmerung abgesehen, bewies sofort ein Manifest an die Ungarn, die er zum Abfalle vom Kaiser und zur Selbständigkeit aufrief (15. Mai). Die Zeiten Ludwigs XIV. waren denn aber doch vorbei, und die Proklamation blieb wirkungslos. Auch sollte Napoleon die Unterwerfung Österreichs diesmal nicht um einen so billigen Preis erkaufen, wie zuvor. Erzherzog Karl hatte seine Truppen auf dem linken Donauufer stromabwärts geführt und Wien gegenüber Stellung genommen: als Napoleon versuchte, sein Heer bei der Insel Lobau überzusetzen, erlitt er am 21. und 22. Mai bei Aspern und Eßling eine furchtbare Niederlage.

Erzherzog Karl, der selbst an der Spitze der tapferen Truppen, die Fahne des Regimentes Zach emporhaltend, die Feinde abgewiesen, war der Held des Tages, Napoleon fast ver-

Erzherzog Karl von Österreich.
Bildnis aus der Zeit der Schlacht bei Aspern.

Digitized by Google

zweifelt über seine Niederlage. Hätte man alle Kraft zusammengenommen, um die auf der Insel zusammengedrängten, entmutigten und notleidenden Franzosen zu vernichten, es hätte gelingen und der Krieg ein für Napoleon verhängnisvolles Ende nehmen müssen. Aber Erzherzog Karl glaubte, mit seinen erschöpften Truppen das Wagestück nicht unternehmen zu dürfen, und ließ dem Feinde Zeit, sich auf das rechte Donauufer zurückzuziehen und dort neue Kräfte zu sammeln.

Für den Augenblick freilich war die Siegeskunde von Aspern von zündender Wirkung in Österreich, wie in ganz Deutschland.

Die Tiroler Landstürmer siegten von neuem (25.—29. Mai) am Berge Isel über Franzosen und Bayern unter Lefèbvre und Wrede, deren Eindringen in das Land zahllose Greuel begleitet hatten. Schon zeigten sich auch in Norddeutschland die Vorboten des Volkskrieges. Im Königreich Westfalen bestand eine weitverzweigte Verschwörung, die es auf den Sturz des Königs Jerôme abgesehen hatte, und von den hessischen Offizieren Dörnberg und Emmerich wurde ein Aufstandsversuch ins Werk gesetzt. Gleichzeitig machte ein preußischer Offizier von Katt einen Anschlag auf die Festung Magdeburg, und am 28. April 1809 führte Major Ferdinand von Schill, der Held von Kolberg, sein Regiment aus Berlin, um den Kampf gegen den fremden Unterdrücker zu wagen. Wohl machte er sich des schwersten militärischen Vergehens, der Insubordination, schuldig, aber die Helden jener Tage dürfen beanspruchen, mit einem andern Maßstabe gemessen zu werden, als die Dutzendsoldaten der Friedenszeit. „Besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende" war die Losung, mit der er sich und die Seinen begeisterte. Keiner dieser Unternehmungen war das Glück hold, die bedächtige Natur des Norddeutschen ließ sich zum Verzweiflungskampf nicht fortreißen. Am bedauernswertesten war das Los Schills, der nach kleinen vorübergehenden Erfolgen in den Straßen Stralsunds seinen Tod fand, während seine Offiziere, soweit sie in Gefangenschaft gerieten, als Mitglieder einer „Räuberbande" in Wesel erschossen und seine Leute in die Kerker und Galeeren Frankreichs geschleppt wurden.

Major von Schill. Bildnis nach dem Leben von L. Wolf, gestochen zu Berlin 1809 von F. Bollinger.

Schill beabsichtigte zuerst, sich nach Westfalen zu wenden, kehrte aber, nachdem er Halle erreicht, wieder um, weil dort schon der Aufstand erstickt war. Er fand aus militärischen Kreisen so gut wie gar keine Unterstützung, da der König seine eigenmächtige That verurteilen mußte. Um seinen Feinden zu entgehen, wandte er sich nordwärts und

Digitized by Google

gelangte durch Mecklenburg nach Stralsund, das er einnahm und zu einem Hauptwaffenplatz, zu einem „zweiten Saragossa", zu machen gedachte. Er konnte sich aber gegen Gratiens Truppen (Holländer, Dänen, Oldenburger) nicht behaupten und fiel am 31. Mai mit den meisten Genossen. — Die Erschießung der elf gefangenen Offiziere erfolgte am 16. September in Wesel.

Alle Patrioten im preußischen Staate, Blücher an der Spitze, hatten darauf gedrungen, daß man nunmehr an Österreichs Seite trete, aber auch jetzt noch hielt der König eine Schilderhebung für unmöglich, die im ungünstigen Falle die Vernichtung Preußens zur Folge haben mußte. Eigentlich war für ihn schon Rußlands Verhalten entscheidend. Der Zar ließ kaum einen Zweifel darüber, daß er an dem französischen Bündnis festhalten werde, selbst wenn er das Schwert gegen Preußen ziehen müsse. Die Engländer ließen nichts verlauten, was Preußens Mut hätte beleben können, und der Wiener Hof führte seine Verhandlungen mit dem Könige auf die ungeschickteste Weise. So erhielt der österreichische Bevollmächtigte Freiherr von Steigentesch (19. Juni) von Friedrich Wilhelm die wenig tröstliche Antwort: „Wir werden dereinst alles thun, aber jetzt ist der Augenblick noch nicht da."

So mußte Österreich, dessen Heere auch auf den übrigen Kampfplätzen zurückgedrängt waren, wiederum völlig vereinsamt gegen den Eroberer in die Schranken treten.

Erzherzog Johann hatte bis zum Mai gegen Eugen Beauharnais nicht unglücklich gekämpft, mußte sich aber infolge der Siege Napoleons über Kärnten und Steiermark bis Westungarn zurückziehen. Auch Ferdinand von Este hatte anfangs gegenüber den Polen Erfolge aufzuweisen, da sich ihre Helfer, die Russen, unzufrieden mit ihrer jetzigen Rolle, sehr zweideutig verhielten. Dann aber mußte Ferdinand nach Galizien, Anfang Juni nach Mähren zurückweichen.

Das lange thörichte Zögern nach der Schlacht von Aspern ward dem österreichischen Staate verhängnisvoll; als sich der Erzherzog Karl und Napoleon auf dem Marchfelde bei Wagram zum zweitenmal maßen (5. und 6. Juli), verfügte ersterer nur über 140000 Mann, während Napoleon sein Heer bis auf 180000 Mann gebracht hatte. Doch rechnete Karl mit Bestimmtheit auf das Eintreffen des Erzherzogs Johann, der nach einer Niederlage bei Raab (14. Juni) auf das linke Donauufer gegangen war. Diese Berechnung schlug fehl, und so konnte Karl trotz der heldenmütigsten Tapferkeit der Seinen das Feld gegen die Übermacht nicht behaupten. Sechs Tage nachher ward der Waffenstillstand von Znaim abgeschlossen, und der Erzherzog Karl legte sein Kommando mißmutig nieder.

Er war es hauptsächlich, der jetzt unbedingt für den Frieden eintrat: der Kaiser, die Kaiserin Maria Ludovika, Stadion dachten noch an die Fortsetzung des Kampfes. Man hoffte auf die Türken, die Engländer und Preußen. Wirklich war Friedrich Wilhelm auch nach dem Tage von Wagram noch gewillt, Österreich zu helfen, wenn nur Rußland sich still verhielt; aber der Zar ließ alle Anfragen unbeantwortet, bis sein Verbündeter dem Kaiserstaat seine Bedingungen aufgezwungen hatte. Auch in London wirkte die preußische Regierung zu gunsten Österreichs und ersuchte England, die bereits ausgerüstete Landungsarmee an die deutsche Küste zu werfen. Aber das krämerhafte Insel-

volk fand das zu unvorteilhaft: es sandte seine Armee, um sich Antwerpens und der Scheldemündungen zu bemächtigen, nach der Insel Walcheren, deren sumpfiges Klima das Heer aufrieb, ohne daß es einen nennenswerten Erfolg errungen hätte.

Ohne Verbündete hätte Österreich schwerlich einen neuen Waffengang wagen können. Aber schon hatte auch in der Umgebung des Kaisers die Friedenspartei die Oberhand gewonnen, Stadion Metternich Platz machen müssen. Gleichwohl zogen sich die Verhandlungen in die Länge, da Napoleon dem Besiegten möglichst harte Bedingungen und eine riesige Kriegsentschä-
1809 digung aufzuerlegen wünschte. Aber als am 12. Oktober der thüringische Predigersohn Friedrich Staps bei Gelegenheit einer Heerschau ein Attentat auf den Imperator machte, drängte er selbst zum Abschluß, und der Wien-Schönbrunner-Friede (14. Oktober) gewährte dem Kaiser etwas mildere Bedingungen, als man noch kurz zuvor erwartet hatte. Dennoch kostete dieser Friedensschluß dem Staate ein Dritteil seines Gebietes und schnitt ihm eine seiner Lebensadern ab, indem er vom adriatischen Meere verdrängt wurde.

„Friedrich Wilhelm, Herzog zu Braunschweig-Lüneburg, auch Fürst in Schlesien zu Öls und zu Bernstadt, geb. zu Braunschweig am 9. Oktober 1771, starb als Held für Deutschlands Freiheit am 16. Juni 1815 in der siegreichen Schlacht bei Quatrebras."

Gezeichnet und geschabt von F. K. Tielker.

Der Kaiser verzichtete auf Tirol-Vorarlberg, Salzburg, Berchtesgaden, das oberösterreichische Inn- und das halbe Hausruckviertel zu gunsten Bayerns; an Frankreich trat es Görz, Triest, Krain, Dalmatien und Kroatien ab. Sachsen und Rußland erhielten ihren Lohn in Galizien; der deutsche Orden wurde in den Rheinbund aufgenommen. Der Kaiser verpflichtete sich, die Kontinentalsperre anzuerkennen, höchstens 150000 Soldaten zu halten und 85 Millionen Franks zu zahlen.

Noch an zwei Stellen erwies sich der Waffenstillstand von Znaim und der Schönbrunner Friede verhängnisvoll. Der erstere brachte das heldenmütige Unternehmen des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braun-

Digitized by Google

schweig zum Scheitern, der letztere gab die treuen Tiroler der Rache des Feindes preis und kostete ihrem tapferen Führer das Leben.

Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Öls, der Sohn des Besiegten von Auerstädt, der in Napoleon auf gleiche Weise den Zerstörer seiner Dynastie, wie den Feind des Vaterlandes haßte, warb auf eigene Kosten, als der Krieg begann, im österreichischen Schlesien ein kleines Freikorps. Sein Besitztum Öls verpfändete er an Preußen. In Verbindung mit einem österreichischen Korps unter dem General am Ende rückte er im Juni in Sachsen ein, drängte die kleine sächsische Armee zurück und nahm Dresden, Meißen und Leipzig. Bald aber mußte er selbst den westfälischen Truppen weichen und warf sich nach Franken, immer noch von Österreich unterstützt. Der Waffenstillstand von Znaim, den er anzunehmen verschmähte, beraubte ihn dieser Hilfe und setzte seinen Fortschritten gegen Junot ein Ziel. Mit seiner Heldenschar, den totenkopfgeschmückten „Schwarzen", suchte er sich zur Nordsee durchzuschlagen. Über Leipzig und Halle gelangte er nach Halberstadt, das er am 29. Juli erstürmte, erreichte Braunschweig und mußte am 1. August bei dem Dorfe Ölper, nahe der alten welfischen Residenzstadt, den Entscheidungskampf mit westfälischen Truppen aufnehmen. Nur die Unfähigkeit des einen feindlichen Generals rettete ihn vor dem Untergange. Vom Feinde hartnäckig verfolgt und fast ereilt, konnte er doch noch am 7. August zwischen Bracke und Elsfleth seine Einschiffung nach Helgoland bewerkstelligen. In England wartete der Tapfere den Tag der Rache ab; Napoleon selbst soll dem Heldensinn des Herzogs seine Anerkennung gezollt haben.

Der Waffenstillstand von Znaim hatte die Tiroler für einen Augenblick entmutigt und unschlüssig gemacht. Denn in dem Vertrage war ihrer nicht erwähnt, während doch die regulären österreichischen Truppen abzogen. Dem Feinde preisgegeben, mußten sie ihre eigene Kraft erproben, und gerade jetzt feierten sie ihre größten Triumphe.

In den ersten Tagen des August vernichteten sie erst ein sächsisches Korps in der „Sachsenklemme" bei Brixen, Felsblöcke und Baumstämme auf die Feinde wälzend, oder die Gegner mit sicherem Stutzen erlegend, dann eine bayrische Heeresabteilung an der Pontlatzer Brücke im Felsenthal des Inn. Am 15. August, dem Napoleonstage, zog der Sandwirt zum drittenmale in Innsbruck ein: Lefèbvre hatte voller Grauen das „vermaledeite" Land verlassen. Nun schaltete Andreas Hofer völlig unabhängig in der Hofburg zu Innsbruck als „Oberkommandant Tirols." Willig gehorchten ihm seine Landsleute, am Namenstage des Kaisers (4. Oktober) ward er mit einer goldenen Gnadenkette ausgezeichnet.

Aber nun kam der Friede und der Befehl, sich in das Unvermeidliche zu ergeben, d. h. sich die Herrschaft der verhaßten Bayern gefallen zu lassen: der Friedensvertrag gewährte den Aufständischen Amnestie, falls sie die Waffen niederlegten.

Aber die Tiroler mochten sich nicht gestehen, daß die offiziellen Mahnungen die wahre Meinung ihres Herrn sei: hatte Kaiser Franz ihnen nicht heilig beteuert, er werde sich nimmermehr von ihnen scheiden? Der Volksfanatismus that das übrige, auch Andreas Hofer ließ sich fortreißen. Die Amnestie ward verworfen, der Kampf erneut. Aber jetzt ward es Napoleon nicht mehr schwer, sich des Landes zu bemeistern. Mit verstärkter Heeresmacht ward es eingenommen, der Widerstand des Volkes erdrückt. Kaum daß die Führer noch Zeit gewannen, zu flüchten, aber der edelste von ihnen mußte mit dem Leben büßen. Sein Asyl ward den Franzosen von einem elendem Strolch verraten, der Sandwirt am 28. Januar 1810 festgenommen, unter empörenden Mißhandlungen nach Mantua gebracht und am 20. Februar 1810 daselbst kriegsrechtlich erschossen.

Noch vor Hofers Hinrichtung hatte Kaiser Franz durch die Verlobung seiner Tochter Marie Luise mit Napoleon (7. Februar) der Welt bewiesen, 1809

Digitized by Google

daß er sein Unglück nicht einmal mit Ehren zu tragen wisse. Denn zu dieser Demütigung hätte ihn niemand zwingen können, wiewohl sich die Wiener einreden ließen, „wie Gott seinen eingeborenen Sohn für die Erlösung der Menschheit dahingegeben, opfere der ‚gute' Kaiser Franz seine Tochter für die Rettung des Vaterlandes".

Auch bei dem österreichischen Volke folgte der patriotischen Erhebung ein tiefer sittlicher Fall. Von diesem Staate war fürs erste nichts für Deutschland zu hoffen.

Am 11. März folgte der Verlobung die feierliche Vermählung durch Prokuration. Das glänzende Gartenfest, das Fürst Schwarzenberg, der österreichische Botschafter in Paris, am 1. Juli zu Ehren des französischen Kaiserpaares gab, verwandelte sich infolge eines Brandes in eine schreckliche Tragödie, bei der viele vornehme Gäste ihr Leben verloren, und die von manchen als Vorbedeutung betrachtet wurde.

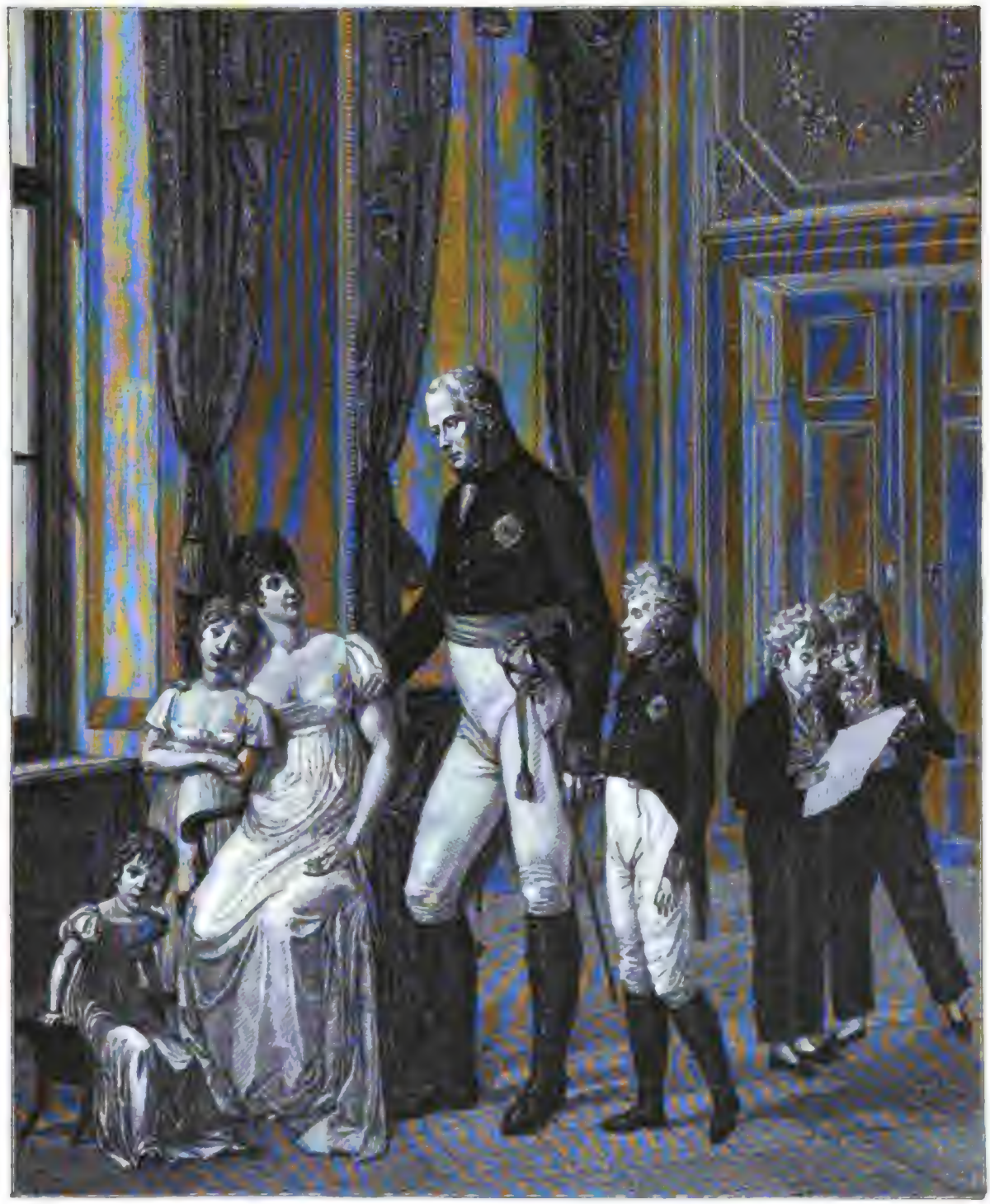
6. Preußen und Deutschland bis zum Ausbruch des russischen Krieges.

Nach der Niederlage Österreichs brauchte Napoleon auf Preußen keine Rücksicht mehr zu nehmen. Er wußte sehr wohl, daß nur die Besorgnis vor Rußland den König abgehalten hatte, am Kampfe teilzunehmen, und bezeugte dem König deutlich sein Mißtrauen und seine Ungnade: insbesondere drang er mit Ungestüm auf die Abzahlung der Kontribution.

Um Napoleon einen Beweis des Vertrauens zu geben, siedelte der König
1809 mit seinem Hofe zu Weihnachten 1809 nach Berlin über. Es war das ein wehmütiger Einzug, und als man die schöne Königin weinend in dem Wagen sitzen sah, blieb kein Auge trocken. Aber es zeigte sich auch in der allgemeinen Hingabe, daß das Unglück Fürst und Volk mit einem unauflöslichen Bande eng verknüpft habe. Die Lage des Staates war trostlos, immer dringender wurden Napoleons Geldforderungen, welche eigentlich nur den Zweck hatten, Preußen zur Abtretung Schlesiens zu nötigen. Schon glaubte der Minister Altenstein, diese Gebietsverkleinerung als einziges Rettungsmittel empfehlen zu müssen. Aber der König wollte davon nichts wissen, und da Napoleon sah, daß er Schlesien auf diese Weise nicht erhalten werde, gestattete er nach langen Verhandlungen, daß Hardenberg die Leitung der Geschäfte wieder übernahm (Juni 1810), weil er der einzige Mann sei, welcher Preußen in den Stand setzen könne, seinen finanziellen Verpflichtungen nachzukommen.

Vergegenwärtigen wir uns die Verhältnisse, unter denen er in Wirksamkeit trat. Die Rheinbundsstaaten ließen sich die neue Ordnung der Dinge gefallen, der Haß gegen Preußen steigerte sich noch und wurde von Napoleon geschickt genährt: die Bayern fingen sogar an, sich als blutsverwandt mit den Franzosen zu fühlen, als „keltisches Volk". Gleichwohl war das gewaltthätige Regiment des Ministers Montgelas für Bayern selbst nicht ungünstig, da er mit vielen alten Mißbräuchen aufräumte. Mit noch größerer Willkür verfuhr der König von Württemberg und ließ namentlich den Adel seine Macht fühlen; seine rohe Despotie entfremdete ihm die Herzen; die Schwaben verwünschten ihren

Digitized by Google



Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, im Kreise seiner Familie.

Gemalt von H. Dähling, gestochen von J. F. Krethlow 1807.

heimischen Tyrannen: an die Schmach der Fremdherrschaft dachten die wenigsten. In Nassau, in Darmstadt zeigte sich das gleiche Bild, Kriecherei gegen den Protektor, Strenge gegen das eigene Volk. Am traurigsten sah es in Baden und der Pfalz aus, wo der

Digitized by Google

Bonapartismus völlig dominierte und faſt jedes deutſche Gefühl erſtarb. Ganz anders im Norden: im Rheinbundsſtaat Sachſen ſträubte man ſich hartnäckig, die franzöſiſchen Inſtitutionen nachzuahmen; im Königreich Weſtfalen wurden ſie zwar völlig durchgeführt, — der gemeine Mann ſollte durch Aufhebung aller Privilegien gewonnen werden — aber die Treue des Volkes zu der alten angeſtammten Eigenart ließ ſich dadurch nicht beirren: gerade dieſen Kerndeutſchen erſchien das Ausländiſche ſchon an ſich gehäſſig; ein ſtraffes Regiment mußte ſie niederhalten. Nordhannover ward am 1. März 1810 mit dem Königreich Weſtfalen vereinigt; bange harrten die Hanſeſtädte, die 1809 nicht in den Nordbund hatten treten wollen, ihres Schickſals; ſie konnten es ahnen, als Napoleon am 9. Juli 1810 beſchloſſen hatte, das Königreich Holland mit Frankreich zu vereinigen.

Das alles ſah nicht ſehr tröſtlich aus. Aber den preußiſchen Staat traf kurz nach Hardenbergs Eintritt ein Schlag, der den Monarchen, wie das Volk aufs tiefſte erſchütterte, der Tod der vielgeliebten Königin Luiſe.

1810 Sie ſtarb gebrochenen Herzens am 19. Juli 1810 auf dem Schloſſe Hohenzieritz (bei Neuſtrelitz), wohin ſie ſich zum Beſuch ihres Vaters begeben hatte. Ihre letzten Sorgen hatten dem Vaterland gegolten, deſſen Erhebung ſie nicht mehr ſchauen ſollte. „Gott weiß, wo ich begraben werde“, hatte ſie nach Öſterreichs Fall geklagt, „ſchwerlich auf preußiſcher Erde. Öſterreich ſingt ſein Schwanenlied und dann: Ade Germania!“ Aber den Beſten der Nation war die hohe Frau nicht geſtorben, mit Andacht hingen ſie an der Verklärten, welche in den Tagen der höchſten Not dem übermütigen Fremdling getrotzt hatte: ihr Name blieb auf aller Lippen und begeiſterte das junge Geſchlecht zum Ertragen und zum Wagen.

Karl Auguſt Fürſt von Hardenberg.
Gemalt und geſtochen von Fr. Bolt 1815.

Es war ein Glück für den preußiſchen Staat, daß jetzt, mit einer ganz außerordentlichen Machtvollkommenheit betraut, Hardenberg die geſamte Leitung des Staatsweſens übernahm.

Obwohl an Charaktergröße und geiſtiger Tiefe dem Freiherrn vom Stein nicht entfernt gewachſen, war er ein begeiſterter Vaterlandsfreund; da die Verhältniſſe geſchicktes Lavieren noch immer notwendig machten, war ſeine diplomatiſche Verſchlagenheit mehr am Platze, als die dämoniſche Leidenſchaft Steins. Für die innere Verwaltung aber war es nachteilig, daß dem Staatskanzler Steins gründliche Sach- und Fachkenntnis abging, was notwendig zu einem gefährlichen Dilettantismus führte. Durch eine

Königin Luiſe.

Bildnis aus den erſten Jahren nach ihrer Vermählung, gezeichnet von H. Tähling, geſtochen 1807 von Krethlow.

Digitized by Google

Luxus- und eine Verbrauchssteuer, durch die Säkularisation aller geistlichen Güter suchte er den Finanzen aufzuhelfen (30. Oktober). Am 2. November folgte die allgemeine Gewerbesteuer, dann eine humane Gesindeordnung. Aber fast allenthalben stieß er auf Widerstand mit seinen Neuerungen, namentlich wollte der Adel, insbesondere der kurmärkische, von einer gleichmäßigen Besteuerung aller Stände nichts wissen. Um neue Reformen vorzubereiten, eröffnete er am 23. Februar 1811 in Berlin eine „Landesdeputiertenversammlung", deren Mitglieder von der Krone ernannt waren. Die Versammlung hatte nur das bescheidene Recht der Mitberatung, aber unerhört fand man, daß die Krone sogar acht bäuerliche Vertreter einberufen hatte. Die Verhandlungen der Landesdeputierten bewiesen sehr bald die politische Unreife der Vertreter, und Hardenberg gewann wohl selbst die Überzeugung, daß derartige Versammlungen seine Reformen nur hemmen würden, diese vielmehr von der Krone anbefohlen werden müßten. Von den Gesetzen, die auf diese Weise erlassen wurden, vollendeten zwei, nämlich das Edikt über allgemeine Gewerbefreiheit und das Edikt über die Regelung der bäuerlichen Verhältnisse, die von Stein angebahnten Neuerungen und führten eine gewaltige, ja zum Teil fast grausame Umgestaltung herbei.

Das erstgenannte Edikt gab den Zünften den Todesstoß. Das zweite setzte die Inhaber bäuerlicher Güter in förmlichen Besitz gegen Abtretung eines Drittels oder der Hälfte des Gutes. Auf diese Weise büßte die Ritterschaft in Pommern 70 Quadratmeilen ein, die freies bürgerliches Eigentum wurden.

Am 11. März 1812 folgte die Emanzipation der Juden: vorausgesetzt daß sie bleibende Familiennamen annahmen und sich der allgemeinen Wehrpflicht unterwarfen, wurden sie vollberechtigte Staatsbürger.

In diesen sozialen Reformen lag die Größe der inneren Politik Hardenbergs. Seine Finanzpläne dagegen scheiterten sämtlich und mußten an der Verarmung des Landes scheitern: bis zum April 1811 war daher wenig mehr als die Hälfte der Kontribution abgezahlt.

Noch ein zweiter Versuch, eine Volksvertretung zu schaffen, wurde nachmals gemacht: am 10. April 1812 trat in Berlin eine „Nationalrepräsentation" von neununddreißig gewählten Mitgliedern zusammen (18 Ritter, 12 Bürger, 9 Bauern). Aber der Eifer der Repräsentanten und ihrer Wähler erlahmte auch diesmal schnell, und die Versammlung fristete bis zum Juni 1815 ein unfruchtbares Dasein.

Mit großer Geschicklichkeit wußte Hardenberg, während er die wirtschaftlichen und militärischen Kräfte des Staates zu sammeln bemüht war, den Argwohn der Franzosen fern zu halten: selbst Scharnhorst wurde aus diesem Grunde äußerlich der Leitung des Kriegsdepartements enthoben. Nur ein paar Jahre des Friedens wünschte sich der Staatskanzler, dann war der Staat voraussichtlich zu neuen Kämpfen gestählt.

Aber die Ereignisse gingen schneller vorwärts: schrittweise, aber unabänderlich sah Hardenberg die neue Kriegsgefahr nahen. Das Bündnis zwischen Napoleon und dem Zaren lockerte sich zusehends. Vor allem trennte sie die polnische Frage. Nicht als ob Napoleon im Ernste beabsichtigt hätte, ein nationales Polen herzustellen, aber er wollte dem Zaren darüber keine beruhigenden Erklärungen geben, solange er die nationalen Wünsche und Hoffnungen der Polen für seine Zwecke ausnutzen konnte. Außerdem kränkte der Imperator den Zaren persönlich, indem er dessen nahen Verwandten, den Herzog von Oldenburg seines Erblandes beraubte, als er am 10. Dezember 1810 die ganze Nordseeküste dem Kaiserreich ohne weiteres einverleibte.

Digitized by Google

Oldenburgs Schicksal teilten die Hansestädte und das nördliche Hannover, welches wieder vom Königreich Westfalen losgerissen wurde. Das so geschaffene französische Gebiet ward in fünf Departements geteilt und mit den sieben linksrheinischen vereinigt.

Endlich verlangte Napoleon, daß der Zar alle neutralen Schiffe mit Beschlag belegen, d. h. Rußland zum Verzicht auf alle Kolonialwaren zwingen solle. Statt dessen erließ Alexander einen Ukas, welcher gerade die französischen Fabrikate traf.

Schon seit dem Frühjahr 1810 traf Napoleon seine Vorbereitungen für 1810
alle Fälle und häufte in Warschau große Waffenvorräte auf; ein Jahr später erteilte er den Rheinbundfürsten den Befehl, sich marschbereit zu halten, und sammelte ein Heer an der unteren Elbe. Am Napoleonstage 1811 gab er 1811
seinem Groll gegen Rußland öffentlich Ausdruck: man konnte wissen, woran man war. Da Alexander noch mit der Pforte im Kampf war, mußte er sich Bundesgenossen zu sichern suchen. Mit Österreich konnte er sich nicht verständigen, auch den phantastischen Plan, die Polen zu seinen Gunsten aufzurufen, indem er ihnen ein nationales Königtum — unter russischer Oberhoheit! — zusicherte, mußte er fallen lassen: er beschloß, den Feind auf dem Boden Rußlands zu erwarten, für dessen Integrität sein Volk alle Kräfte einsetzen werde. In diesem Falle wäre es für das von Napoleon beargwohnte Preußen ein Akt der Selbstvernichtung gewesen, wenn es sich für Alexander erhoben hätte, welcher freilich der persönlichen Sympathien des Königs gewiß sein durfte. Aber dann mußte Preußen — eine Wahl schien unmöglich — Napoleon Heeresfolge leisten! War es unvermeidlich, so wünschte Hardenberg, daß sein König wenigstens unter ehrenvollen Bedingungen als gleichberechtigter Bundesgenosse mit einem Hilfskorps an Napoleons Seite treten möchte. Dieser lehnte es ab: Preußen sollte Vasallendienste leisten, wie die Rheinbundsfürsten. Solcher Schmach zu entgehen, plante man ein Äußerstes: der Volkskrieg sollte entfesselt werden, in aller Stille wurden die Krümper einberufen, die Generale mit außerordentlichen Vollmachten versehen, um im gegebenen Fall sofort losschlagen zu können. Aber ein derartiger Verzweiflungskampf bot ohne auswärtige Unterstützung nicht die mindeste Aussicht auf Erfolg. Der Zar glaubte aber höchstens zwölf Bataillone entbehren zu können, Kaiser Franz zögerte, weil er Alexanders Wankelmut kannte, England versprach nichts.

War es da ein Wunder, wenn die französische Partei am Berliner Hofe die Oberhand gewann? Die Rüstungen mußten ohnehin schon im Herbst des Jahres 1811 auf Napoleons Befehl eingestellt werden. Immer mehr schnürte der Imperator den preußischen Staat und die Regierung ein: am 24. Februar 1812 mußte man in den Bundesvertrag mit Frankreich willigen, den 1812
schimpflichsten Vertrag, den ein Hohenzoller je zu unterzeichnen gezwungen war.

Der unheilvolle Tilsiter Friede hatte Preußen zwar um die Hälfte verkleinert, aber dem König einen Rest von Selbstbestimmung gelassen; jetzt mußte der Staat 20000 seiner Söhne in die französische Armee einreihen lassen. Die Hauptstadt, die Festungen behielt Napoleon inne. Dafür das vage Versprechen: die Verpflegungskosten sollten vergütet werden! Auch Österreich schloß am 14. April mit Frankreich ab. Die Urheber der Rüstungen,

Digitized by Google

Aus der Zeit der Fremdherrschaft: **Napoleons Einzug in Düsseldorf auf dem Wege nach Rußland.** Am 3. November 1811.
Aquarelle eines Augenzeugen im Städtischen Museum in Düsseldorf.

Digitized by Google

welche Preußen vorübergehend ins Werk gesetzt, mußten jetzt natürlich auch zurücktreten, nicht wenige Offiziere, deren Gefühl es empörte, für Frankreich zu kämpfen, suchten den Abschied nach, den der König ungnädig erteilte. Selbst dem ausgezeichneten Clausewitz hat er es nie verziehen, daß er den Patrioten über den Soldaten stellte. Übrigens brauchte Napoleon auf seine neuen Bundesgenossen nicht allzu große Hoffnungen zu setzen; weder Preußen noch Österreich brach die Verbindungen mit dem Zaren ab, dem sie als Feinde gegenüber zu treten gezwungen waren.

Gneisenau wie Scharnhorst blieben nach wie vor im innigen Verkehr mit der preußischen Regierung: ersterer ging in geheimer Mission nach Wien, Petersburg, Stockholm und London, letzterer wurde nach Österreich beurlaubt.

---

7. Der Feldzug gegen Rußland (1812).

Bevor Napoleon nach Rußland abmarschierte, hielt er zu Dresden im Mai 1812 noch einen glänzenden Hoftag seiner Vasallen. Er gefiel sich in 1812
Beschimpfungen der kleineren, in Herzkränkungen der größeren Fürsten. Es sollte, Gott sei Dank, zum letztenmal sein. Voraussehen konnten das weder Generale noch Diplomaten, denn keiner glaubte an Alexanders Sieg; wenn nicht ein Wunder geschah, mußte er mit seinen untüchtigen Heerführern, seinem schwachen Heere, zudem noch in den Türkenkrieg verwickelt, dem Imperator erliegen, wie so viele bessere vor ihm. Aber das Volk ahnte solch Wunder: sollte denn der Himmel wirklich zugeben können, daß der Fremdling ganz Europa in Fesseln schlug?

Diesmal sollten sich die Ahnungen des Volkes völlig bestätigen. Die Russen hatten zwar Scharnhorsts Rat, den Feind tief in das Innere ihres öden Reiches zu locken, in ihrem Dünkel abgelehnt, wurden aber durch ihre eigene Schwäche zu beständigem Rückzug genötigt, die russischen Bauern gaben den Feinden ihre elenden Hütten preis und überließen ihnen die gähnende Öde. Um des heiligen Smolensk willen mußte die russische Heeresleitung den Franzosen standhalten; nach blutigem Ringen (17. bis 19. August) räumte sie das Schlachtfeld. Noch einmal — es galt den Besitz der Zarenstadt Moskau — wurde bei Borodino gekämpft, und Napoleon erfocht seinen blutigsten Sieg (7. September). Er erreichte damit den Einzug in eine menschenleere Stadt, aber vergeblich hoffte er, hier sein Heer durch Ruhe und Erholung zu neuen Anstrengungen zu stärken. Der Fanatismus der Vaterlandsliebe gab dem Gouverneur Rostopschin den rettenden Gedanken ein: er ließ die Zarenstadt in Flammen aufgehen, und nach einem fünftägigen Brande war der Feind sogar des schützenden Obdachs beraubt. Noch wollte der Imperator an die Größe seines Mißgeschickes nicht glauben und verschwendete fünf kostbare Wochen mit nutzlosen Verhandlungen. Als er sich doch zum Rückzuge entschließen mußte, war der nordische Winter hereingebrochen: noch stand ihm die nördliche Straße offen, aber sein Stolz sträubte sich, sie zu benutzen. Er wollte den Feind erst schlagen und sich dann auf der südlichen Straße zurückziehen. Das Unternehmen mißlang; durch die Schlacht bei Malo-Jaroslavetz (24. Oktober 1812) wurde er wieder nach Norden abgedrängt und genötigt, über das leichenbedeckte Schlachtfeld von Borodino nach Smolensk zu marschieren. Als man die Stadt Mitte November erreichte, zählte das Heer noch 40000 streitbare Männer, denen ohne Ordnung 30000 elende, abgerissene Nachzügler folgten. Aber nun begann das Elend erst recht, und nach dem greuelvollen Über-

Digitized by Google

Gleichzeitige Abbildung zum Rückzug der Franzosen aus Rußland: „Die Trümmer der französischen Armee bey ihrer Rückkehr ins Vaterland im Jahr 1813." Nach der Natur gezeichnet und geätzt von Geißler.

Unterschrift: Einst war der Erdkreis gegen uns erbittert / Europas Boden hat vor uns gezittert | Schaut nun mit Grausen mit Entsetzen hier / Ein warnend Jammerbild sind wir.

gange über die Beresina (26.—29. November) hatte das Heer zu existieren aufgehört. Was die Grenze erreichte, hohlwangig, abgezehrt, abenteuerlich vermummt, rief nur noch den Spott oder das Mitleid wach.

Der Imperator hatte natürlich dafür gesorgt, den Seinigen und der Welt sein kostbares Leben zu erhalten: am 16. Dezember brachte der Moniteur das 29. Bulletin mit der Nachricht, „die große Armee sei vernichtet, die Gesundheit Sr. Majestät niemals besser gewesen" — am folgenden Tage erschien er selbst in den Tuilerien.

Dennoch täuschte sich außerhalb Frankreichs wohl keiner mehr darüber, daß die Stunde der Befreiung Deutschlands geschlagen habe. Während Arndt in seinem „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann" seine Landsleute zum frommen Werke des heiligen Kampfes stärkte, suchte Stein den Zaren zu bewegen, den Kampf über Rußlands Grenzen hinaus zu tragen. Er fand leichtes Spiel. Der Zar in seinem phantastischen Gemüte bildete sich ein, zum Weltenbefreier berufen zu sein: als Lohn seines Werkes hatte ihm die Vorsehung obendrein gewiß die polnische Krone bestimmt!

Preußen befand sich aber noch in schwieriger Lage: trotz des glühenden Hasses, der alle Patrioten verzehrte, war der offene Abfall unmöglich, weil die in den Marken befindlichen französischen Truppen jede Erhebung im Keime ersticken konnten. Hardenberg gedachte daher die Entscheidung hinzuzögern: die Rüstung sollte sofort ins Werk gesetzt, die Maske aber erst gelüftet werden, wenn Napoleon, wie voraussichtlich, die bewaffnete Vermittlung Österreichs und Preußens abgelehnt haben würde.

Noch befolgte man diese von der Not gebotene, aber allen Patrioten widerwärtige Politik, da erscholl die Jubelkunde, daß ein preußischer General gewagt, was die preußischen Minister noch nicht wagen durften: General York hatte eigenmächtig das Band gelöst, welches das preußische Hilfskorps an Frankreich fesselte, und mit den Russen abgeschlossen, die er hätte bekämpfen müssen.

Digitized by Google

Graf York von Wartenburg.
Gemalt von B. Wolze, gestochen von L. Jacoby.

Es war ein eigentümliches Geschick, daß die rettende That der Insubordination von einem General ausgehen mußte, welcher als Offizier Friedrichs des Großen aus einem ebensolchen Grunde den preußischen Dienst hatte verlassen müssen. Hans David Ludwig von York, geboren zu Potsdam am 26. September 1759, war nach seiner Entlassung in holländische Dienste getreten und hatte am Kap und in Ceylon mit Auszeichnung gefochten; er erhielt 1787 wieder eine Kapitänstelle in der preußischen Armee, erwarb sich dann große Verdienste um die Organisation des leichten Jägerkorps, bewährte dieselbe auf dem Rückzugsgefechte bei Altenzaun und gehörte somit zu den wenigen, die in dem Unglücksjahre ihre militärische Ehre unbefleckt erhielten; seine Offiziere sagten wohl, er sei wie „gehacktes Eisen", sein Tadel war furchtbar. Seine Truppen aber vertrauten diesem Führer unbedingt, und auch den Franzosen zwang sein festes altpreußisches Wesen Respekt ab.

Das preußische Hilfskorps wurde ursprünglich von dem franzosenfreundlichen General von Grawert befehligt; erst nach dessen Erkrankung hatte York das Kommando übernommen. Dem Heere Macdonalds zugeteilt, hatten die Preußen auf dem äußersten linken Flügel der französischen Aufstellung, in den Ostseeprovinzen, zu operieren gehabt und mehrfach Gelegenheit gefunden, die Tüchtigkeit der Besiegten von Jena zu beweisen. Jetzt hatte Macdonald und mit ihm York die Aufgabe, die Trümmer der großen Armee zu decken und den Russen den Einmarsch in Ostpreußen zu wehren. York konnte diese Aufgabe lösen, wenn er wollte; aber sollte er sich und seine Preußen für den Todfeind opfern? Die ersten Anerbietungen, welche ihm die Russen durch Paulucci machen ließen, wies er noch zurück; in Berlin mochte man ihm keinen Rat erteilen: es hieß, „er solle nach den Umständen handeln".

Dieser Bescheid ließ ahnen, daß der König nicht unbedingt an dem französischen Bündnis festhalten werde, und als der Zar am 18. Dezember das

schriftliche Versprechen gab, er wolle sich mit Preußen verbünden und die Waffen nicht niederlegen, bevor der Staat die Ausdehnung vom Jahre 1805 erreicht habe, entschloß sich York zu dem verantwortungsvollen Schritt: am 30. Dezember 1812 unterzeichnete er in der Poscheruner Mühle bei Tauroggen eine Konvention, kraft deren sein Korps in den Landstrich zwischen Memel und Tilsit zurückging, um weitere Befehle seines Königs abzuwarten. Er legte dem Könige die Gründe seines Handelns dar, er stellte ihm vor, daß jetzt der Moment gekommen sei, Freiheit, Größe und Unabhängigkeit wiederzuerlangen. Die ganze Verantwortlichkeit nahm er heroisch auf sich: „Ich schwöre Ew. Majestät", schrieb er, „daß ich ebenso ruhig auf dem Sandhaufen, wie auf dem Schlachtfelde, auf dem ich grau geworden, die Kugel erwarten werde".

Dem Staatskanzler kam Yorks kühne That sehr ungelegen: er fürchtete, die Franzosen würden zu früh sein Spiel durchschauen. Jedenfalls aber mußte er auf dem Wege fortschreiten, den York eingeschlagen, — der Würfel war gefallen.

Zunächst mußte den Franzosen die wahre Gesinnung des Königs verheimlicht werden. Hardenberg bezeugte daher den französischen Generalen in Berlin seine Entrüstung über Yorks unerhörte That, der König ließ York durch ein Kriegsgericht absetzen. Zu seinem Nachfolger wurde Kleist ernannt, welcher die Truppen dem französischen Oberkommandierenden, dem König von Neapel, zur Verfügung stellen sollte. Da aber die Russen den Major von Natzmer, welcher York die Absetzungsordre überbringen sollte, nicht durchließen, der Befehl also nur durch Zeitungsnachrichten bekannt wurde, weigerte sich Kleist, die Nachfolge anzutreten, und York blieb, so schmerzlich er auch das Peinliche seiner Lage empfand, in seiner Stellung.

Digitized by Google

XVII. Die Befreiungskriege.

1. Von der Konvention zu Tauroggen bis zum Beginne des Befreiungskampfes.

Obwohl bei der Wiederaufnahme des Kampfes gegen Napoleon unter allen Mächten, auf deren Mitwirkung gerechnet werden konnte, Preußen die ungünstigste Lage einnahm, — denn Sein oder Nichtsein des Staates hing von dem Erfolge ab — war Hardenberg entschlossen, die Entscheidung herbeizuführen; mit planmäßiger Sicherheit wurden die Vorbereitungen getroffen, vor allem auch sofort mit Rußland verhandelt. Indem man auf den Bartensteiner Vertrag zurückging, wurde zugleich die Teilnahme Österreichs in Aussicht genommen: es sollte sich zu bewaffneter Vermittlung erbieten, die Unabhängigkeit Deutschlands bis zum Rhein, die Auflösung des Rheinbundes fordern und im Weigerungsfalle selbst die Waffen ergreifen.

Napoleon suchte indessen Frankreich und die Welt über seine Niederlagen zu täuschen, veranstaltete großartige Aushebungen und plante einen zweiten russischen Feldzug. Auch Preußen war dabei eine neue Vasallenrolle zugedacht: aller Warnungen ungeachtet trug Napoleon eine übermütige Geringschätzung dieses Staates zur Schau, leistete die für die letzte Hilfsleistung versprochenen Entschädigungen nicht nur nicht, sondern ließ sogar weitere Requisitionen veranstalten. Er gab damit dem nur allzu gewissenhaften Friedrich Wilhelm einen stichhaltigen Grund, das unnatürliche, erzwungene Bündnis mit Frankreich zu lösen.

In dem Bundesvertrage mit Frankreich vom Februar 1812 war Preußen zugestanden worden, die Kosten für die Verpflegung der das Land durchziehenden großen Armee auf die noch immer rückständige Kriegskontribution in Anrechnung zu bringen, außerdem aber eine Gebietsentschädigung, freilich in sehr unbestimmten Ausdrücken, in Aussicht gestellt. In der That waren die Lasten für das ohnehin schon so ausgesogene Land derartig gewesen, daß damit nicht nur die noch ausstehenden 40 Millionen der Kriegskosten ausgeglichen waren, sondern darüber hinaus jetzt Preußen von Frankreich zu fordern hatte. Napoleon aber wollte jetzt weder von einer Geldentschädigung noch einer Gebietsabtretung etwas wissen.

Was aber die in Aussicht genommenen neuen Bundesgenossen, Österreich und Rußland, betraf, so hatten die Verhandlungen zunächst nur an letzterer Stelle einen vollständigen Erfolg. Kaiser Franz hatte eine Abneigung gegen den populären Patriotismus, der sich in Norddeutschland bekundete, er wünschte

nicht, daß die Macht seines Schwiegersohnes zertrümmert werde, nur eine Verminderung zu gunsten Österreichs war ihm genehm; wenn er in Paris zum Frieden riet, so geschah das in bester Absicht, im Interesse Napoleons. Auch in Bezug auf die Neugestaltung Deutschlands gingen Metternichs und Hardenbergs Ansichten weit auseinander: niemals hätte jener dem Hohenzollernstaat die Hegemonie auch nur im Norden zugestanden, dagegen wünschte er, den Besitzstand und die Souveränetät der Rheinbundsstaaten zu schonen, um an ihnen getreue Schleppenträger zu gewinnen. Vor allem sollte Österreichs Kraft geschont werden, um das entscheidende Wort sprechen zu können, wenn sich die Parteien im Kampfe erschöpft haben würden. Es war schon viel, daß auch das österreichische Hilfskorps unter Schwarzenberg abberufen und dem preußischen Unterhändler erklärt wurde, Österreich habe gegen ein russisch-preußisches Bündnis nichts einzuwenden. Der Zar war denn auch auf das ihm angetragene Schutz- und Trutzbündnis eingegangen und erklärte sich bereit, Truppen nach der Oder zu entsenden. Als die Nachricht davon in Berlin anlangte, schien es angemessen, um dem König die volle Aktionsfreiheit wiederzugeben, nach dem sicheren Breslau überzusiedeln. Dies geschah am 23. Januar 1813, nachdem zwei Tage zuvor die Konfirmation des Kronprinzen stattgefunden hatte.

Bedeutungsvoll hieß es in dem Glaubensbekenntnis: „fest und ruhig glaube ich an den, der zum Übermute spricht: hier sollen sich legen deine stolzen Wellen."

Während der König nun von Breslau aus die Eröffnung des Krieges
1813 vorbereitete, — am 3. Februar unterzeichnete er den Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerkorps, und am 4. legte Scharnhorst den Operationsplan für die russisch-preußische Armee vor — wurde auch der in Ostpreußen herrschenden Ratlosigkeit ein Ende gemacht.

Die Provinz war bisher vom besten Willen beseelt gewesen, aber ohne Anweisungen von Berlin; wie sollte man sich verhalten, namentlich den Russen gegenüber? Durfte man, sollte man ihnen sich, als den Befreiern, anschließen? York hatte die Verwaltung der Provinz übernommen, er führte auch sein Kommando als General fort, da ihm keine amtliche Anzeige von seiner Absetzung zuging, aber die Kunde davon und von der Verwerfung der Konvention hinderte ihn an weiteren Schritten: nur daß er sein Korps durch die Kantonpflichtigen der Provinz verstärkte. Da erschien, von E. M. Arndt begleitet, am 21. Januar in Königsberg Stein, der sich vom Zaren die Vollmacht hatte erteilen lassen, die Leitung der Provinzialbehörden zu übernehmen: sein Name bürgte dafür, daß die Provinz nicht in russischem Interesse ausgebeutet werde. Das Land wurde sofort als mit Rußland verbündet behandelt, namentlich auch die Aufhebung der Kontinentalsperre angeordnet. Am 5. Februar trat — ohne königliche Berufung — der Landtag zusammen, welcher ein von Clausewitz entworfenes Landwehrgesetz zum Beschluß erhob und sofort in Vollzug setzte. Graf Alexander Dohna, welcher auf dem Landtage der Führer des Adels gewesen, war der erste, der als Gemeiner in die Landwehr trat, in einem auf eigene Kosten ausgerüsteten Nationalkavallerie-Regiment drängten sich die Söhne der vornehmsten Familien zu den Waffen.

Alles dies geschah in der Voraussetzung, daß der König es billige: indem die Stände ihrem Monarchen ihre Beschlüsse mitteilten, beschworen sie ihn,

Digitized by Google

Schlesische privilegirte Zeitung.

No. 34. Sonnabends den 20. März 1813.

Se. Majestät der König haben mit Sr. Majestät dem Kaiser aller Reußen ein Off- und Defensiv-Bündniß abgeschlossen.

An Mein Volk.

So wenig für Mein treues Volk als für Deutsche, bedarf es einer Rechenschaft, über die Ursachen des Kriegs welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen.

Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Frieden, der die Hälfte Meiner Unterthanen Mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen, die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt so wie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt, und dadurch die Quelle des Erwerbs und des Wohlstands verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung.

Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte Ich Meinem Volke Erleichterung zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vortheil sey, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber Meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört.

Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt was Ihr seit fast sieben Jahren erduldet habt, Ihr wißt was euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, den großen Friedrich. Bleibt eingedenk der Güter, die unter

---

Facsimile der Nummer der Schlesischen Zeitung vom 20. März 1813, in welcher der Aufruf „An mein Volk" zuerst erschien. (Die Zeitung erschien dreimal wöchentlich.) Nach dem von der Verlagshandlung W. G. Korn in Breslau zur Verfügung gestellten Exemplare.

Digitized by Google

ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten der Russen, gedenkt der Spanier, der Portugiesen. Selbst kleinere Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen. Erinnert Euch an die heldenmüthigen Schweitzer und Niederländer.

Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden: denn, unser Beginnen ist groß, und nicht geringe die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen, für das Vaterland, für Euren angebornen König, als für einen fremden Herrscher, der wie so viele Beispiele lehren, Eure Söhne und Eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die Euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth, und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen, werden unseren redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren.

Aber, welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu seyn.

Es ist der letzte entscheidende Kampf den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit unsern Wohlstand; keinen andern Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegen gehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen: Gott und unser fester Willen werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit.

Breslau den 17. März 1813. Friedrich Wilhelm.

An Mein Kriegesheer.

Vielfältig habt Ihr das Verlangen geäußert, die Freiheit und Selbstständigkeit des Vaterlandes zu erkämpfen. — Der Augenblick dazu ist gekommen! — Es ist kein Glied des Volkes, von dem es nicht gefühlt würde. Freiwillig eilen von allen Seiten Jünglinge und Männer zu den Waffen. Was bei diesen freier Wille, das ist Beruf für Euch, die Ihr zum stehenden Heere gehört. Von Euch — geweiht das Vaterland zu vertheidigen — ist es berechtigt zu fordern, wozu Jene sich erbieten.

Seht! wie so Viele Alles verlassen, was ihnen das Theuerste ist, um ihr Leben mit Euch für des Vaterlandes Sache zu geben. — Fühlt also doppelt Eure heilige Pflicht! Seyd Alle ihrer eingedenk am Tage der Schlacht, wie bei Entbehrung, Mühseligkeit und innerer Zucht! Des Einzelnen Ehrgeiz — er sey der Höchste oder der Geringste im Heere — verschwinde in dem Ganzen: Wer für das Vaterland fühlt, denkt nicht an sich. Den Selbstsüchtigen treffe Verachtung, wo nur dem allgemeinen Wohl es gilt. Diesem weiche jetzt Alles. Der Sieg geht aus von Gott! Zeigt Euch seines hohen Schutzes würdig durch Gehorsam und Pflichterfüllung. Muth, Ausdauer, Treue und strenge Ordnung sey Euer Ruhm. Folgt dem Beispiel Eurer Vorfahren; seyd ihrer würdig und Eurer Nachkommen eingedenk!

Digitized by Google

Gewiſſer Lohn wird treffen den, der ſich auszeichnet; tiefe Schande und ſtrenge Strafe den, der ſeiner Pflicht vergißt!

Euer König bleibt ſtets mit Euch; mit Ihm der Kronprinz und die Prinzen Seines Hauſes. Sie werden mit Euch kämpfen — Sie und das ganze Volk werden kämpfen mit Euch, und an Unſerer Seite ein zu Unſerer und zu Teutſchlands Hülfe gekommenes, tapferes Volk, das durch hohe Thaten ſeine Unabhängigkeit errang. Es vertraute ſeinem Herrſcher, ſeinen Führern, ſeiner Sache, ſeiner Kraft — und Gott war mit ihm! So auch Ihr! — denn auch Wir kämpfen den großen Kampf um des Vaterlandes Unabhängigkeit.

Vertrauen auf Gott, Muth und Ausdauer ſey Unſere Looſung!"

Breslau, den 17ten März 1813. Friedrich Wilhelm.

Urkunde
über die Stiftung des eiſernen Kreuzes.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen ꝛc. ꝛc.

In der jetzigen großen Kataſtrophe, von welcher für das Vaterland Alles abhängt, verdient der kräftige Sinn, der die Nation ſo hoch erhebt, durch ganz eigenthümliche Monumente geehrt und verewigt zu werden. Daß die Standhaftigkeit, mit welcher das Volk die unwiderſtehlichen Uebel einer eiſernern Zeit ertrug, nicht zur Kleinmüthigkeit herabſank, bewährt der hohe Muth, welcher jetzt jede Bruſt belebt und welcher, nur auf Religion und auf treue Anhänglichkeit an König und Vaterland ſich ſtützend, ausharren konnte.

Wir haben daher beſchloſſen, das Verdienſt welches in dem jetzt ausbrechenden Kriege, entweder im wirklichen Kampf mit dem Feinde oder außerdem im Felde oder daheim jedoch in Beziehung auf dieſen großen Kampf um Freiheit und Selbſtſtändigkeit, erworben wird, beſonders auszuzeichnen und dieſe eigenthümliche Auszeichnung nach dieſem Kriege nicht weiter zu verleihen.

Dem gemäß verordnen Wir wie folget:

1. Die nur für dieſen Krieg beſtehende Auszeichnung des Verdienſtes Unſerer Unterthanen um das Vaterland iſt

das eiſerne Kreuz

von zwei Klaſſen und einem Groß-Kreuz.

2. Beide Klaſſen haben ein ganz gleiches in Silber gefaßtes ſchwarzes Kreuz von Gußeiſen, die Vorderſeite ohne Inſchrift, die Kehrſeite zu oberſt Unſern Namenszug F. W. mit der Krone, in der Mitte drei Eichenblätter und unten die Jahreszahl 1813. und beide Klaſſen werden an einem ſchwarzen Bande mit weiſſer Einfaſſung wenn das Verdienſt im Kampf mit dem Feinde erworben iſt, und an einem weiſſen Bande mit ſchwarzer Einfaſſung wenn dies nicht der Fall iſt, im Knopfloch getragen; die erſte Klaſſe hat neben dieſer Dekoration noch ein Kreuz von ſchwarzem Bande mit weiſſer Einfaſſung auf der linken Bruſt; und das Großkreuz, noch einmal ſo groß als das der beiden Klaſſen, wird an dem ſchwarzen Bande mit weiſſer Einfaſſung um den Hals getragen.

Digitized by Google

3. Die Militair-Ehrenzeichen erster und zweiter Klasse werden während der Dauer dieses Krieges nicht ausgegeben; auch wird die Ertheilung des rothen Adler-Ordens zweiter und dritter Klasse so wie des Ordens pour le mérite, bis auf einige einzelne Fälle, in der Regel suspendirt. Das eiserne Kreuz ersetzt diesen Orden und Ehrenzeichen und wird durchgängig von Höheren und Geringeren auf gleiche Weise in den angeordneten zwei Klassen getragen. Der Orden pour le mérite wird in außerordentlichen Fällen mit drei goldenen Eichenblättern am Ringe ertheilt.

4. Die zweite Klasse des eisernen Kreuzes soll durchgängig zuerst verliehen werden; die erste kann nicht anders erfolgen, als wenn die zweite schon erworben war.

5. Daraus folgt, daß auch diejenigen, welche Orden oder Ehrenzeichen schon besitzen und sich in diesem Kriege auszeichnen, zunächst nur das eiserne Kreuz zweiter Klasse erhalten können.

6. Das Großkreuz kann ausschließlich nur für eine gewonnene entscheidende Schlacht, nach welcher der Feind seine Position verlassen muß, desgleichen für die Wegnahme einer bedeutenden Festung, oder für die anhaltende Vertheidigung einer Festung die nicht in feindliche Hände fällt, der Kommandirende erhalten.

7. Die jetzt schon vorhandenen Orden und Ehrenzeichen werden mit dem eisernen Kreuz zusammen getragen.

8. Alle Vorzüge, die bisher mit dem Besitz des Ehrenzeichens erster und zweiter Klasse verbunden waren, gehen auf das eiserne Kreuz über. Der Soldat, der jetzt schon das Ehrenzeichen zweiter Klasse besitzt, kann bei anderweitiger Auszeichnung nur zuerst das eiserne Kreuz der zweiten Klasse erhalten; jedoch erhält er mit demselben zugleich die mit dem Besitz des Ehrenzeichens erster Klasse verbundene monatliche Zulage, die aber fernerhin nicht weiter vermehrt werden kann.

9. In Rücksicht der Art des verwirkten Verlusts dieser Auszeichnung hat es bei den in Ansehung Unserer übrigen Orden und Ehrenzeichen gegebenen Vorschriften sein Bewenden.

Urkundlich unter Unserer allerhöchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Königlichen Insiegel. Gegeben Breslau den 10ten März 1813.

Friedrich Wilhelm.

Digitized by Google

der Begeisterung seines Volkes freien Lauf zu lassen. Der König war gleichwohl mit dem eigenmächtigen Vorgehen der Provinz unzufrieden und nahm den Grafen Dohna, der am 21. Februar in Breslau eintraf, ziemlich un- 1813
gnädig auf.

Acht Tage später kam denn auch das russisch-preußische Bündnis, dessen Abschluß durch die polnischen Pläne des Zaren und die Nörgeleien des preußischen Unterhändlers verzögert ward, endlich zu stande. In dem Vertrage von Kalisch (28. Februar) verpflichtete sich der Zar, die Waffen nicht niederzulegen, bis Preußen die Macht wiedererlangt habe, welche es vor 1806 besessen, und versprach, daß der Staat im Osten wie im Westen möglichst gut abgerundet werden solle.

Da Alexander den polnischen Staat wieder aufzurichten und Preußen für seine ehemals polnischen Besitzungen in Deutschland zu entschädigen wünschte, ward der Kalischer Vertrag nachmals von der größten Bedeutung für den Verlauf und die Fortführung des Krieges: je mehr Gebiet in Deutschland zur Verfügung stand, desto freiere Hand hatte der Zar in Polen. Dem Könige war an seinen unzuverlässigen Polen auch nichts gelegen; tadelnswert aber war, daß der Zar dem offenherzigen Freunde seine Absicht, ein polnisches Reich wieder aufzustellen, geflissentlich verschwieg.

Der Vertrag von Kalisch brachte für den preußischen Staat freilich auch manchen Nachteil: da die Russen sich verpflichteten, 150000 Mann ins Feld zu stellen, die Preußen nur 80000 Mann, erhielt Preußen eine untergeordnete Stelle als Hilfsmacht und mußte seinem Verbündeten den Oberbefehl zugestehen; in Wirklichkeit kehrte sich das Zahlenverhältnis bald um, aber hinsichtlich des Oberbefehls blieb alles beim alten, und bei den späteren Verhandlungen mit England wurde die Höhe der Hilfsgelder zu großem Schaden für die preußischen Finanzen nach jenem Maßstabe bemessen.

Indessen war es im gegenwärtigen Moment doch ein Glück, daß der Abschluß erfolgte, denn die preußischen Heerführer wurden nun aus ihren bangen Zweifeln erlöst. York wurde öffentlich von aller Schuld freigesprochen und angewiesen, sich dem russischen Oberbefehlshaber Wittgenstein anzuschließen; am 2. März überschritt dieser die Oder, am 10. folgten die Preußen. Am 11. rückte Wittgenstein in Berlin ein, das die Franzosen am 4. März geräumt hatten; gleichzeitig besetzten Kosaken unter Tettenborn Hamburg, dessen Bewohner den Befreiern freudig zujubelten.

Den Kalischer Vertrag hatte man bisher sorgfältig geheim gehalten und den französischen Gesandten, der dem Hofe nach Breslau gefolgt war, mit freundlichen Worten beschwichtigt. Über den Erlaß vom 3. Februar ließ er sich beruhigen: er mußte bedenklicher werden, als die begeisterten Scharen der Freiwilligen in Breslau anlangten und der König am 10. März, dem Geburtstage seiner Luise, den Orden des Eisernen Kreuzes stiftete; als der Zar am 15. März eintraf, war keine Täuschung mehr möglich. Am 16. März erließ der König die vorläufige Kriegserklärung, am folgenden den „Aufruf an Mein Volk“, den der geistvolle Ostpreuße Hippel entworfen hatte.

Er erinnerte die Brandenburger, Schlesier, Pommern, Litauer an die Tage der Unterdrückung, an die ruhmvollen Tage des Großen Kurfürsten und Friedrichs des Großen. Er rief zum Kampfe auf für die heiligsten Güter der Nation und der Menschheit und bereitete auf die außerordentlichen Opfer vor, die gefordert werden müßten, wenn Preußen und Deutschland nicht aufhören sollten zu existieren. „Keinen andern Ausgang“, hieß es, „giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang.“ Der Schluß

Digitized by Google

des Ausrufs gab der Zuversicht Ausdruck, daß Gott der gerechten Sache den Sieg verleihen werde.

Auch die Verordnung über die Bildung der Landwehr und des Landsturms wurde am gleichen Tage unterzeichnet.

Schon der Erfolg, den der Aufruf vom 3. Februar gehabt, war so großartig gewesen, daß der Monarch aufs innigste bewegt wurde: eine solche Hingabe, eine solche Opferwilligkeit hatte er kaum für möglich gehalten, und es war Scharnhorsts stolzester Tag, als er dem Könige die jubelnden Scharen der Freiwilligen zeigen durfte.

Es war aber auch erstaunlich, was das Volk nunmehr leistete: es stellte 271000 Mann ins Feld, auf siebzehn Bewohner kam ein Soldat. In Berlin meldeten sich in drei Tagen 9000 Freiwillige. Mit besonderer Begeisterung eilten die alten Offiziere und die jungen Studenten, auch zahlreiche Gymnasiasten zu den Waffen: die Gerichts- und Regierungsbeamten mußten vom Eintritt in das Heer förmlich abgehalten werden, damit die Geschäfte nicht still ständen.

Und in welchem Maße wetteiferten alle Stände, um der Geldnot des Staates zu Hilfe zu kommen! Bares Geld war längst selten geworden, aber den teuersten ererbten Schmuck gab man willig hin: man tauschte den goldenen Trauring gegen den eisernen und war stolz auf dessen Inschrift: „Gold gab ich für Eisen." Manches arme Mädchen opferte, wie Ferdinande von Schmettau*), ihr einziges Gut, das reiche Lockenhaar.

Ein weihevoller Ernst ging durch die Nation; es entsprach der allgemeinen Stimmung, daß die Freiwilligen für den heiligen Krieg kirchlich eingesegnet wurden. Auch die Lieder, die jetzt erklangen, spiegeln diese Stimmung wieder. Schenkendorf, Arndt, Rückert, keiner aber mehr als der jugendliche Körner, wurden die Herolde des begeisterten Volkes. Während der alte Goethe noch nicht gelernt hatte, deutsch zu denken und zu empfinden, — er sprach der deutschen Bewegung damals das ebenso kurzsichtige, wie schmähliche Urteil: „Schüttelt nur an Euren Ketten; der Mann ist Euch zu groß" — klang zornesmutig und siegestönig Körners „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los", und Arndt ließ alle treuen Deutschen schwören: „die Knechtschaft hat ein Ende."

Max von Schenkendorf (geb. zu Tilsit am 11. Dezember 1784, gest. zu Koblenz den 11. Dezember 1817) nahm trotz seines gelähmten rechten Armes am Kampfe teil. Von Fouqué stammt das herrliche „Frisch auf zum fröhlichen Jagen", was bald ein Lieblingslied der freiwilligen Jäger ward. Körner (geb. am 23. September 1791 zu Dresden) fiel am 26. August 1813 im Gefecht bei Gadebusch.

Für jetzt war „Preußen" und „Deutschland" fast gleichbedeutend: man hatte auf die Erhebung aller Deutschen gehofft, und das Lützowsche Freikorps war bestimmt, Deutsche aus allen Stämmen aufzunehmen, aber nur Männer aus den ehemals preußischen Gebieten folgten dem Mahnruf, ein Sachse, wie Körner, bildete eine rühmliche Ausnahme. Die Rheinbündler hingen noch mit Begeisterung an ihrem Protektor und haben in dem ersten Teil des Feldzuges das Befreiungswerk schwer genug gemacht. Nur die Mecklenburger Herzöge schlossen sich Preußen an: das Licht der Freiheit ist im Norden entglommen.

Überraschend schnell ging die Bildung und Ausrüstung der Landwehr vor sich,

*) Von einem Friseur empfing sie für ihr vielbewundertes schönes Haar zwei Thaler; aber es wurde von patriotischer Hand zurückgekauft, aus dem Verkauf der daraus gefertigten Ringe, Uhrketten und Armbänder mehr denn 1000 Thaler gelöst und von diesem Gelde vier Freiwillige ausgerüstet.

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm III. um das Jahr 1813.

Nach dem Gemälde von Gerard, gestochen von L. Buchhorn.

aber freilich mußte man sich auf das Allernotdürftigste beschränken, und die eigentliche militärische Schulung und Tüchtigkeit erhielt diese Truppe erst durch den Krieg selbst. Am 21. April folgte das Gesetz über den Landsturm, welcher die letzten Kräfte des Volkes sammelte; denn alle Männer bis zu den Vierzigjährigen beanspruchte die Land-

Digitized by Google

wehr. Der Landsturm, der alle Personen männlichen Geschlechts vom 15. bis 60. Lebensjahre umfaßte, war wesentlich zum kleinen Krieg, zum Späherdienste, zu Schanzarbeiten ꝛc. bestimmt. Er bewährte sich auf diesen Gebieten und hatte außerdem nach zwei Seiten treffliche Wirkung: er erfüllte die Unmündigen und Alten mit dem Bewußtsein, an der Sache des Vaterlandes mitzuarbeiten, und erregte bei den Feinden das Grauen vor einem Volkskrieg, wie sie ihn in Spanien kennen gelernt.

So große Anstrengungen waren aber auch notwendig, denn es war keine Frage, daß sich das Kriegswetter mit ganzer Gewalt über Preußen entladen würde. Den Krieg nach Rußland zu tragen, gab Napoleon auf; für jetzt galt es Preußens Vernichtung, und schon Ende März machte der Imperator in Wien Vorschläge zur Aufteilung des verhaßten Staates.

Da Englands Hilfe noch nicht gesichert war, — es feilschte um jeden Schilling und verlangte nicht nur Hannover zurück, sondern noch altpreußische Landesteile dazu — da ferner Dänemark auf Napoleons Seite verharrte und das mit Rußland bereits verbündete Schweden noch keine engere Allianz mit Preußen eingegangen war, war es notwendig, wenigstens die norddeutschen Fürsten durch Güte oder Gewalt heranzuziehen. Man bedrohte daher (namentlich in Kutusows Proklamation vom 25. März) alle diejenigen, die nicht binnen einer bestimmten Frist sich der guten Sache anschließen würden, mit dem Verlust ihrer Staaten. Leider war man zu gutmütig, diese Drohungen zu verwirklichen, was zunächst in Sachsen hätte geschehen müssen. Hier gab König Friedrich August ausweichende Antworten und floh dann aus dem Lande.

Sein General Thielmann, der in Torgau den wichtigen Elbpaß hüten sollte, erleichterte den Verbündeten den Übergang über die Elbe, wagte aber nicht Yorks Beispiel nachzuahmen.

2. Die ersten Kämpfe bis zum Waffenstillstand von Poischwitz (4. Juni 1813).

Machten schon die notwendigen Rüstungen und die diplomatischen Verhandlungen ein langsameres Vorgehen, als allen Patrioten erwünscht war, erforderlich, so wurden außerdem noch überflüssige Verzögerungen durch den Umstand herbeigeführt, daß die Oberleitung der Operationen Rußland überlassen blieb. Es war dies um so bedauerlicher, als Preußen den Mann besaß, welcher geradezu geschaffen schien, durch Entschlossenheit und Schlagfertigkeit die schnellen Erfolge zu erzielen, deren man dringend bedurfte, um die gehobene Stimmung zu befestigen und alle Zweifelhaften, wie Österreich, zum Entschlusse zu drängen. Der Mann, dessen Name auf aller Lippen war, wer hätte es anders sein können, als der kühne Husarengeneral, der Held von Ratkau, der trotz seiner siebzig Jahre so jugendlich feurige Blücher, dem „frisch blüht sein Alter wie greisender Wein", in dem überdies der ingrimmige Franzosenhaß des ganzen Preußenvolkes sich geradezu verkörpert zu haben schien!

Digitized by Google

Fürst Blücher von Wahlstatt.

Gemalt von H. C. Gröger, Hamburg 1816, gestochen von Heinrich Wegener 1861.

Gebhard Leberecht von Blücher, geboren am 16. Dezember 1742 zu Rostock als jüngster Sohn einer kinderreichen Familie, zeigte schon früh eine ausnehmende Neigung zum Soldatenstande. Ja, als er im Jahre 1757 mit einem älteren Bruder seinen Schwager auf Rügen besuchte, begeisterte der Anblick schwedischer Husaren die beiden halbwüchsigen, mit Büchern wenig, mit Pferden um so vertrauteren Junker derart, daß sie sich heimlich entfernten, um sich als Freiwillige in das gerade in der Nähe liegende Husarenregiment Sparre aufnehmen zu lassen. Doch nicht lange sollte der schwedische Dienst dauern. Schon am 29. August 1760 wurde Blücher auf einem Streifzuge von preußischen Husaren trotz verzweifelter Gegenwehr gefangen und von dem Obersten Belling, der an dem frischen, unbändigen Reiter seine helle Freude hatte, bestimmt, die schwedische Uniform mit der preußischen zu vertauschen. Bald wurde er Bellings Adjutant und that sich als Premierlieutenant in der Schlacht bei Freiberg rühmlich hervor. Aber seine aussichtsreiche Laufbahn wurde jäh unterbrochen, als er, inzwischen längst Rittmeister geworden und nun im Avancement übergangen, sich in den freimütigsten Ausdrücken bei

Digitized by Google

dem großen König beschwerte, der ihm den berühmten Bescheid erteilte: „Der Rittmeister von Blücher ist seiner Dienste entlassen: er kann sich zum Teufel scheren“ — ihm auch nachmals trotz wiederholten Ansuchens die Wiederanstellung in der Armee abschlug. Erst nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms II. in sein altes Regiment als Major wieder einrangiert und bald zum Oberst der roten Husaren befördert, zeichnete er sich, wie wir gesehen, in den Kämpfen bei Kaiserslautern und besonders bei Kirweiler so aus, daß er bei den Franzosen als le roi rouge bald allgemein gefürchtet ward, die älteren preußischen Generale aber in dem an Anschlägen stets unerschöpflichen Reiterführer einen neuen Zieten, einen zweiten „Alten aus dem Busche“, erstanden glaubten. Wie er dann seine Tüchtigkeit an dem Unglückstage von Auerstädt und nachher auf dem Rückzuge bis Lübeck und Ratkau bewährte, ist oben gezeigt worden. Damals war es, wo Scharnhorst, voll selbstloser Bewunderung für den unverwüstlichen Heldenmut und die Willenskraft des alten Recken, in ihm den geborenen Anführer des künftigen Volksheeres erkannte. „Sie sind“, sagte er zu ihm, „unser Anführer und Held, und müßten Sie uns in der Sänfte vor- und nachgetragen werden. Nur mit Ihnen ist Enschlossenheit und Glück.“ Scharnhorst war es auch jetzt, der, seine eigenen Wünsche tief im bescheidenen Busen bergend, den König in seiner Überzeugung bestärkte, kein andrer als Blücher sei berufen, das Volk in Waffen gegen den verhaßten Unterdrücker zu führen.

„Aus Blüchers ganzem Wesen“, so schildert ihn neuerdings H. v. Treitschke, „sprach die innere Freudigkeit des geborenen Helden, jene unverwüstliche Zuversicht, welche das widerwillige Schicksal zu bändigen scheint. Den Soldaten erschien er herrlich, wie der Kriegsgott selber, wenn der schöne hochgewachsene Greis noch mit jugendlicher Kraft und Anmut seinen feurigen Schimmel tummelte; gebieterische Hoheit lag auf der freien Stirn und in den großen, tiefdunkeln, flammenden Augen, um die Lippen unter dem dickem Schnurrbart spielte der Schalk der Husarenlist und die herzhafte Lebenslust. . . . Ganz frei von Menschenfurcht, mit unumwundenem Freimut sagte Blücher jedem seine Meinung ins Gesicht; und doch lag selbst in seinen gröbsten Worten nichts von Steins verletzender Schärfe. . . . Die Kunst des Befehlens verstand er aus dem Grunde. Von der Mannschaft durfte er das Unmögliche verlangen, wenn sein „Vorwärts“ aus seinen Augen blitzte. . . . Die unverwüstliche Kraft des Hoffens und Vertrauens wurzelte bei ihm, wie bei Stein, in einer schlichten Frömmigkeit.“

Hätte Blücher nicht unter russischer Oberleitung gestanden, — an die Stelle des verstorbenen unfähigen Kutusow war der tapfere, aber unbegabte Wittgenstein getreten, — so würde schon der April wichtige Erfolge gebracht haben: wenn es nicht gelang, Westdeutschland in Aufruhr zu versetzen, so konnte man die Armee des Vicekönigs Eugen im Magdeburger Lande vernichten, ehe Napoleon mit der Hauptarmee ankam.

Von der Tapferkeit der preußischen Truppen gab der Kampf bei Lüneburg (2. April) Zeugnis, wo Dörnbergs kleine Schar den General Morand besiegte, Johanna Stegen den Kämpfern mitten im Schlachtgewühl Kugeln zutrug und Major von Borcke als der erste das eiserne Kreuz gewann.

Aber einen dauernden Erfolg gewährte dies Gefecht so wenig, als Yorks Sieg in dem glänzenden Gefecht bei Möckern (5. April), wo der Vicekönig gezwungen wurde, nach großen Verlusten auf das linke Elbufer zurückzugehen.

Zu entscheidenden Schlägen mußten die russischen Verstärkungen abgewartet werden; als das russische Hauptheer endlich in Dresden eingetroffen war (24. April), hatte auch Napoleon sich Thüringen genähert: seine Armee war den Verbündeten fast um das doppelte überlegen. Südlich von dem alten

Lützener Schlachtfeld kam es am 2. Mai zur erſten Hauptſchlacht bei Groß-Görſchen.

Nach dem wahrſcheinlich von Scharnhorſt entworfenen Schlachtplan wollten die Verbündeten, um den Nachteil ihrer Minderzahl durch Überraſchung wett zu machen, den ziemlich ſorglos auf der Straße nach Leipzig in Marſchkolonnen anrückenden Gegner in der Flanke faſſen, ſeine Stellung durchbrechen und die ſo getrennten Korps einzeln überwältigen. Und hätten Tapferkeit und Todesverachtung den Ausſchlag gegeben, ſo wären die Preußen Sieger geweſen, welche zuerſt dem Marſchall Ney die Dörfer Kleingörſchen, Rahna und Kaja entriſſen, nachher ſogar gegen Napoleon ſelbſt dieſe drei, ſowie auch Großgörſchen behaupteten. Aber das ruſſiſche Kommando erwies ſich als vollkommen unfähig: die entſcheidenden Augenblicke wurden nicht ausgenutzt; um 7 Uhr abends führte Napoleon, nachdem er die Verbündeten mit einem furchtbaren Artilleriefeuer übergoſſen, einen Gewaltſtoß, und die Preußen konnten nur noch Großgörſchen behaupten. In der Nacht wagte Blücher mit der Reiterei, die bei dem ungünſtigen Gelände trotz ihrer großen Zahl gar nicht zur Verwendung gekommen war, noch einen Angriff, der aber an dem Mißerfolg nichts mehr ändern konnte. Zwar hatten die Verbündeten einen Teil des Schlachtfeldes inne, aber Napoleon den Sieg errungen: er verdankte ihn nicht zum kleinſten Teil ſeiner Übermacht, denn Ruſſen und Preußen zählten zuſammen nur 70000 Mann gegen 130000 Franzoſen.

Fühlten ſich die Truppen auch unbeſiegt, — hatte doch der Feind keine Trophäe aufzuweiſen — ſo wurde doch der Rückzug nach der oberen Elbe angetreten. Zu den Verwundeten gehörte auch Scharnhorſt, für den dieſer erſte Ehrentag leider verhängnisvoll werden ſollte.

Gerhard von Scharnhorſt. — Gleichzeitiges Bildnis von Bury.

Scharnhorſt eilte, ſeiner Wunde nicht achtend, bald nach der Schlacht nach Wien, um die öſterreichiſchen Staatsmänner für die gute Sache zu gewinnen. Dort abgewieſen, ſetzte er ſeine Bemühungen in Prag fort, während ſich ſeine Wunde infolge der Reiſe aus Mangel an ſorgfältiger Behandlung in gefährlichem Grade verſchlimmert hatte Es war ihm nicht beſchieden, mit eigenen Augen zu ſchauen, wie ſich ſeine Schöpfungen bewährten: am 28. Juni erlag er ſeiner Wunde.

Ergreifend ſind die Worte, die der Sterbende in einem letzten Briefe an ſeine Tochter, die Gräfin

Digitized by Google

Julie Dohna, richtete und die uns ahnen lassen, wie schwer dem selbstlos-bescheidenen Manne es geworden ist, den großen Ehrgeiz, der ihn verzehrte, tief im verschlossenen Busen zu bergen: „An Distinktionen ist mir nichts gelegen. Da ich die nicht erhalte, welche ich verdiene, so ist mir jede andre eine Beleidigung, und ich würde mich verachten, wenn ich anders dächte. Alle Orden und mein Leben gäbe ich für das Kommando eines Tages."

So rühmlich die Preußen bei Groß-Görschen gestritten, ward ihre Niederlage für die politische, wie militärische Lage sehr nachteilig. Napoleon selbst fühlte die Bedeutung dieses Tages nicht am wenigsten. „Ich bin von neuem Herr von Europa", sagte er schon am Abend zum General Duroc; in der That, der Ruhm seiner Unüberwindlichkeit strahlte von neuem, und wenn der eine oder andre der Rheinbundfürsten vielleicht noch im Stillen an Abfall gedacht hatte, jetzt war der Imperator ihrer völlig sicher. Friedrich August von Sachsen kehrte, ohne von den Österreichern gehindert zu werden, aus Prag nach Dresden zurück und stellte sich von neuem dem Protektor, von dessen Gunst er weiteren Landerwerb erhoffte, unbedingt zur Verfügung; die Verbündeten hatten sich bis an die obere Spree zurückziehen zu müssen geglaubt; schon konnte Napoleon an einen Angriff auf Berlin denken: während er selbst ostwärts den Verbündeten folgte, sollte Ney sich nördlich ziehen.

Die russische Oberleitung bewies zum zweitenmale ihre völlige Unfähigkeit. Zwei schwache Korps unter York und Barclay de Tolly wurden gegen den dreifach überlegenen Ney entsendet; sie bezeugten zwar in dem blutigen Gefecht von Weißig und Königswartha (19. Mai) eine bewundernswerte Tapferkeit, erlitten aber auch schwere Verluste und konnten die Vereinigung Neys mit Napoleon doch nicht hindern. Die Stellung, in welcher die Verbündeten nunmehr den Angriff der feindlichen Übermacht erwarten mußten, war möglichst ungünstig gewählt. Sie standen bei Bautzen in langgedehnter Linie, mit dem linken Flügel an das Lausitzer Gebirge gelehnt, mit dem Centrum noch auf hügligem Terrain, den Kreckwitzer Höhen, mit dem rechten Flügel in der Ebene, hinter der Spree, deren Überschreitung hier keine besonderen Schwierigkeiten macht.

Am 20. Mai gelang es Napoleon schon, bei Bautzen den Übergang über den Fluß zu erzwingen; noch größere Erfolge errang er am folgenden Tage in furchtbarem Kampfe gegen das Centrum unter Blücher und den bloßgestellten rechten Flügel unter Barclay de Tolly. Schließlich gerieten die Verbündeten in die äußerste Gefahr, umgangen zu werden, und so beschloß man, auf Kneſebecks Drängen, den Kampf abzubrechen. Da sich das Heer in musterhafter Ordnung zurückzog und wiederum keine Siegeszeichen in den Händen der Feinde ließ, war Napoleon über den unfruchtbaren Sieg in äußerster Wut: allerdings deckten unter 40000 Toten und Verwundeten 25000 Franzosen das Schlachtfeld.

Aber dennoch waren die Nachwirkungen der ehrenvollen Niederlage für die gute Sache ebenso übel, wie die Folgen der Schlacht von Groß-Görschen. Der Versuch, nunmehr Berlin zu nehmen, glückte freilich nicht; Bülow warf den heranziehenden Oudinot bei Luckau zurück (4. Juni); aber je weiter sich die verbündete Armee zurückzog, desto unbestrittener konnten sich die Franzosen an der Elbe festsetzen.

Digitized by Google

So zog Davout am 30. Mai in Hamburg ein, welches Tettenborn nicht gesichert hatte, und der seit kurzem mit Preußen verbündete Bernadotte, Kronprinz von Schweden, nicht hatte entsetzen mögen. Ein furchtbares Schreckensregiment griff hier Platz; 25000 arme Leute wurden als „überflüssige Mäuler" ausgetrieben, die zurückbleibenden mußten den Feinden helfen, die Stadt in einen gewaltigen Waffenplatz umzuwandeln.

Da die Grausamkeiten, welche die Franzosen in Hamburg verübten, bisher sämtlich dem Marschall Davout zur Last gelegt wurden, ist es eine Pflicht der unparteiischen Geschichtschreibung, darauf hinzuweisen, daß neuerdings der Marschall in einem ganz andern Lichte erscheint. Mit schwerem Herzen und unter Remonstrationen hat er die Gewaltmaßregeln ausgeführt, die ihm sein Imperator anbefahl.

Auf Hardenbergs Rat zogen sich die Verbündeten nicht weiter nach Osten, sondern mehr südwärts, um die Verbindung mit Österreich nicht ganz aufzugeben. Durch ein glänzendes Gefecht bei Haynau (26. Mai), ein echtes Husarenstück, infolge dessen der französische Vortrab weit zurückgeworfen wurde, hinderte Blücher den Feind, die veränderte Richtung des Rückzuges rechtzeitig zu erkennen. Zeitlebens erinnerte sich Blücher gern dieses Erfolges, der auch von der Kampfesfreudigkeit der Preußen Zeugnis ablegt. Anders stand es mit den Russen; Barclay de Tolly, der jetzt den Oberbefehl führte, wollte sein Heer hinter der Oder wiederherstellen. Es war ein Augenblick größter Gefahr, — da brachte Napoleon selbst die Rettung. Mißmutig über seine blutigen Siege, geschwächt durch seine trophäenlosen Triumphe, bot er einen Waffenstillstand an. Er gedachte ihn zu benutzen, um entweder Alexander von Friedrich Wilhelm zu trennen, oder Österreich zu sich herüberzuziehen. Die Verbündeten kannten ihre eigene Schwäche gut genug, um den Antrag nicht zurückzuweisen: auch sie hofften, während der Waffenruhe mit Österreich zum Abschluß zu gelangen. So wurde am 4. Juni ein Waffenstillstand, zunächst auf sechs Wochen, zu Poischwitz bei Jauer geschlossen.

Die Franzosen wurden auf das nordwestliche Schlesien beschränkt und räumten Breslau. Alle Streifpartien sollten bis zum 12. Juni auf das rechte Elbufer zurückkehren.

Wiewohl sich dies Abkommen in der Folge als äußerst heilvoll erwies, erregte die Nachricht von dem Abschluß der Waffenruhe doch bei allen Patrioten und besonders in Berlin die trübste Stimmung. Allmählich wich diese Niedergeschlagenheit bei reiflicherer Erwägung. Allein mit tiefem Schmerze und nicht ohne Ingrimm vernahm man dann die Kunde von der Vernichtung des Lützowschen Freikorps, welches die Franzosen, gestützt auf den Wortlaut des Waffenstillstandsvertrages, am 17. Juni bei Kitzen überfielen.

Der Major von Lützow hatte mit seiner Schar Hof erreicht, als ihm die Nachricht vom Waffenstillstand zuging; dennoch versäumte er, den Rückmarsch rechtzeitig anzutreten, und Napoleon unterließ es nicht, die Gelegenheit zur Bestrafung der „Räuber" (brigands) zu benutzen. Nur der vierte Teil der Lützower, an 100 Reiter, entkamen, darunter Lützow selbst und der schwerverwundete Theodor Körner. Württembergische Truppen unter General Normann teilten sich mit den französischen unter Fournier in den Ruhm dieser Heldenthat!

Digitized by Google

3. Der Anschluß Österreichs.

Der Waffenstillstand erwies sich zunächst sehr nützlich, um die preußischen Landwehren weiter zu formieren und auszurüsten; auch trat schon am 14. Juni England durch den Vertrag von Reichenbach in die Reihe der Alliierten, freilich nur unter Bedingungen, die für Preußen ganz besonders drückend waren. Allein in der Hauptsache war der Ausgang sehr zweifelhaft.

Kaiser Franz war dem Volkskriege abhold, jedes Gefühl für Deutschland war ihm fremd: er hatte seinen kaiserlichen Schwiegersohn wegen der Schlacht bei Großgörschen aufrichtig beglückwünscht. Er dachte nicht entfernt daran, Krieg zu führen, wenn er im Frieden, allenfalls durch bewaffnete Mediation, diejenigen Zugeständnisse erhielt, deren er im Interesse Österreichs bedurfte: was aus dem großen Vaterlande wurde, dessen Krone er einst getragen, war ihm höchst gleichgültig. Noch weniger hatte er vom österreichischen Standpunkte aus Veranlassung, sich für die Wiederherstellung des einst nebenbuhlerischen Preußen zu erhitzen. Während die Verbündeten die Wiederherstellung der alten Macht Preußens wie Österreichs, die Auflösung des Rheinbundes und des Herzogtums Warschau, die Rückgabe der Nordseeküste, die Unabhängigkeit Hollands, Spaniens und Italiens forderten, war Österreich zufrieden, wenn es seine illyrischen Provinzen wieder bekam, das Herzogtum Warschau verteilt, allenfalls auch Hamburg und Lübeck wiederhergestellt wurden; die Herausgabe der Nordseeküste hätte zur Voraussetzung gehabt, daß auch England den Kampf gegen Napoleon einstellte. Nur in der Hoffnung, daß Napoleon selbst auf so gemäßigte Vorschläge nicht eingehen werde, konnten die Verbündeten die österreichische Friedensvermittlung auf solcher Basis gestatten. Es war verhältnismäßig viel erreicht, daß Graf Stadion am 27. Juni zu Reichenbach im Namen der österreichischen Regierung versprach, falls Napoleon jene Vorschläge bis zum 20. Juli nicht annähme, werde Österreich mit 150000 Mann an dem Feldzuge teilnehmen und dann auch Europa einer gründlichen Umgestaltung unterziehen helfen.

Schwerlich wird sich ein Unbefangener überzeugen lassen, daß Metternichs Wünsche von denen des Kaisers sich wesentlich unterschieden, daß er Zeit gewinnen wollte, um zu rüsten und die Wehrkraft Österreichs dann zu gunsten der Verbündeten in die Wagschale zu werfen. Er ging nach Dresden mit der festen Absicht, den Frieden zu verhandeln, und obwohl er hier Gelegenheit bekam, die Überhebung des Imperators gründlich kennen zu lernen, willigte er in die Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 10. August: in der Zwischenzeit sollte in Prag ein Friedenskongreß stattfinden. Die Verbündeten mußten sich das gefallen lassen, aber sie erklärten, sie würden nötigenfalls auch ohne Österreich den Krieg fortsetzen. Diese Erklärung trug gewiß dazu bei, Österreich zum Entschlusse zu drängen. Dazu kam, daß einerseits die Prager Bevollmächtigten der Verbündeten, besonders Wilhelm von Humboldt, entschlossen waren, ein friedliches Abkommen zu hindern, anderseits aber Napoleon nach einem glänzenden Hoftage in Mainz sein volles Selbstgefühl und damit das Vertrauen auf eine glückliche kriegerische Entscheidung wiedergewonnen hatte. So hielt es denn auch der Wiener Hof für geraten, auf den Kriegsfall bedacht zu sein und sich beizeiten erkleckliche Vorteile zu sichern.

Nach einem geheimen Vertrag mit England (27. Juli) sollte Österreich das Königreich Italien und Illyrien, überhaupt freie Hand auf der ganzen Halbinsel bekommen. — Die Verbündeten hatten dagegen am 22. Juli durch die Aussicht auf Norwegen Schweden bewogen, dem Kalischer Vertrage beizutreten. Bernadotte machte Hoffnung, Schweden werde den Rest seiner deutschen Besitzungen Preußen überlassen.

Der Trotz Napoleons trieb Österreich den Verbündeten in die Arme: der Imperator gab auf Metternichs Ultimatum (vom 8. August) nicht nur

eine ablehnende Antwort, ſondern ließ ſie auch ſo ſpät abgehen, daß ſie am 11. Auguſt erſt in Prag einlaufen konnte. Wer war über den Ausgang erfreuter als W. von Humboldt! Mit dem letzten Glockenſchlage des 10. Auguſt erklärte er den Kongreß für geſchloſſen und eilte auf den Hradſchin, um das verabredete Feuerſignal zu geben, das, weiter und weiter auf Schleſiens Bergkuppen ſich fortpflanzend, dem preußiſchen Heere verkündete, die Feindſeligkeiten würden demnächſt von neuem beginnen. Schon am 12. Auguſt erfolgte Öſterreichs Kriegserklärung.

Der Beitritt Öſterreichs zur Koalition war inſofern ein unleugbarer Vorteil, als dieſelbe an Truppenzahl ihrem Gegner endlich überlegen wurde. Aber dafür wurden auch die Nachteile, die jedem Koalitionsheere anhaften, vermehrt. Man mußte jetzt dem Staate, deſſen Herrſcher doch nur mit halbem Herzen bei dem Kriege war, die militäriſche Oberleitung einräumen. Die ſchwierige Aufgabe, neben drei Monarchen ein buntſcheckiges Heer einheitlich zu leiten, konnte von dem neuen Oberfeldherrn, Fürſten Schwarzenberg, kaum notdürftig gelöſt werden; für eigentlich ſtrategiſche Zwecke war Schwarzenberg noch weniger befähigt. Außerdem aber mußten bei dem neuen Kriegsplan nun auch vornehmlich die Intereſſen Öſterreichs berückſichtigt werden.

Fürſt Schwarzenberg.
Geſtochen von M. Steinla 1822.

In dem Kriegsrate zu Trachenberg wurde die Formierung von drei Heeren beſchloſſen (12. Juli). Die Hauptmacht, 235000 Mann unter Schwarzenberg, ſammelte ſich an der Nordgrenze Böhmens und deckte die kaiſerlichen Staaten. Die Nordarmee unter **Bernadotte**, 150000 Mann, ſtand in den Marken und an der untern Elbe, **Blücher** mit 95000 Mann in Schleſien. So konnte man von drei Seiten Napoleon angreifen, während dieſer beim Angriff auf eines dieſer Heere ſtets zwiſchen zwei Feuer geriet.

4. Die Schlachten im Auguſt und September 1813.

Da Napoleon ſehr wohl wußte, daß die Seele der gegen ihn gerichteten Aktion Preußen ſei, beſchloß er, ſeiner Gewohnheit gemäß, einen erſten entſcheidenden Stoß gegen die feindliche Hauptſtadt zu führen. Welch einen

Digitized by Google

niederschmetternden Eindruck mußte es nicht auf die Verbündeten machen, wenn es hieß, Berlin sei genommen, sei in Flammen aufgegangen! Denn darauf konnten die Berliner gefaßt sein, daß ihre Stadt in Brand geschossen werden würde. Von Berlin bis an die Oder und Weichsel — der Weg war weder lang noch gefahrvoll!

Und wie leicht schien das Unternehmen! Die Franzosen hatten dabei nur die Nordarmee des Kronprinzen von Schweden, den Napoleon mit Recht geringschätzte, gegen sich; mit den verachteten Landwehren würde man ohne Mühe fertig werden. Gleichwohl ging Napoleons Geringschätzung nicht soweit, daß er etwa durch einen mehr kühnen als planvollen Gewaltstreich seine Absichten zu verwirklichen gedacht hätte; vielmehr wurde das Unternehmen sehr sorgfältig und geschickt vorbereitet. Während Oudinot mit dem Hauptheer (70000 Mann, namentlich auch Rheinbundstruppen) von Süden her vordrang, sollte ein aus Magdeburg ausfallendes Korps den Kronprinzen in der Flanke bedrohen, Marschall Davout von Hamburg vorbrechen und die Nordarmee im Rücken fassen. Daß Bernadotte, der aus politischen Gründen seine Schweden schonen mußte, nicht standhalten werde, konnte als ausgemacht gelten.

Den Kronprinzen hatte Napoleon nur zu richtig taxiert; ja für Bernadotte kam noch ein fernerer Grund hinzu, die Schlacht zu vermeiden: er trug sich mit der stillen Hoffnung, vielleicht einmal der Nachfolger des Imperators zu werden. Wollte er sich diese Aussicht nicht selbst rauben, so durfte er an dem Kampf und dem Sieg über seine Landsleute keinen Anteil haben. Er war bereit, Berlin preiszugeben, und erließ die nötigen Rückzugsbefehle; die starke Verteidigungslinie, welche die morastigen Gewässer der Nuthe und Notte sechs Stunden südlich von Berlin bilden, hatte er so schwach besetzen lassen, daß die Franzosen mühelos vordringen konnten. Aber der Kronprinz hatte seine Rechnung ohne die beiden preußischen Generale gemacht, welche das Unglück hatten, unter seinem Oberbefehl zu stehen. Tauentzien und Bülow, beide geborene Märker, waren entschlossen, selbst unter Mißachtung der militärischen Subordination, den Kampf um die Hauptstadt zu wagen.

Friedrich Wilhelm von Bülow, geb. den 16. Februar 1755 zu Falkenberg in der Altmark, war ein einsichtsvoller und tapferer, bis zum Jahre 1813 aber wenig glücklicher Offizier. Er war geistreich und fein gebildet, sein Äußeres verriet in nichts den Feldherrn, auf den seine Mannschaft unbedingt vertraute. Graf Tauentzien war im Jahr 1760 zu Potsdam geboren, ein ebenso verständiger, wie entschlossener Charakter.

Bis auf zwei Meilen hatte sich der Feind, geführt von Bertrand, Reynier und Oudinot, am 23. August der Hauptstadt genähert: das Centrum marschierte durch den Wald auf Großbeeren. Zuerst wurde Tauentzien mit dem linken feindlichen Flügel unter Bertrand handgemein und schlug ihn zurück. Als nun das Centrum aus dem Walde debouchierte, beschloß Bülow, wiewohl er eben den Befehl zum Rückzug auf den Weinberg bei Berlin erhalten hatte, den Angriff zu wagen, bevor Bertrand und Oudinot zur Unterstützung des Centrums herankamen.

Digitized by Google

Am Nachmittag begann der Kampf bei ſtrömendem Regen — kein Nachteil für die ſtämmigen Märker, welche, da die Gewehre verſagten, dem Feinde mit dem Kolben zu Leibe gingen. Unter dem Rufe: „So fluſcht et bäter“ räumten ſie im Handgemenge unter den ſchwächlicheren Gegnern furchtbar auf. Beſonders die Sachſen fochten mit Heldenmut, aber am Abend war Großbeeren verloren, und Reynier mußte ſich zum Rückzuge entſchließen. Daß er mit ſeinem Korps nicht völlig vernichtet wurde, hatte er lediglich der Saumſeligkeit und Zweideutigkeit des Kronprinzen zu verdanken. Auch daß Oudinot trotz Reyniers Niederlage ungehindert nach Wittenberg zurückgehen konnte, war das Verdienſt Bernadottes, der gleichwohl die Dreiſtigkeit beſaß, in einem prahleriſchen Bericht den Ruhm des Tages von Großbeeren für ſich in Anſpruch zu nehmen.

W. v. Bülow (von Dennewitz), Königl. Preuß. Generallieutenant.
Gemalt von Dähling, geſtochen von Bollinger.

Jubelnd eilten am folgenden Tage die von banger Sorge befreiten Berliner in das Heerlager hinaus, um die Tapferen zu erquicken, welche hier ſo recht eigentlich für Haus und Heim gefochten hatten. Als ein Beiſpiel echter Vaterlandsliebe wird berichtet, wie der reiche Berliner Buchhändler G. A. Reimer, Hauptmann bei der kurmärkiſchen Landwehr, am Tage nach der Schlacht auf Urlaub heimkehrte, um ſein jüngſtes Töchterlein über die Taufe zu halten, dann aber wieder hinaus zu den Fahnen eilte.

Die Niederlage Reyniers hatte die Vernichtung des Korps zur Folge, welches unter General Girard von Magdeburg aus zur Unterſtützung des Unternehmens heranmarſchiert war. Girard verſäumte es, ſich rechtzeitig zurückzuziehen, und ward am 27. Auguſt in der Nähe von Belzig durch General Hirſchfeld angegriffen.

Die numeriſche Stärke der Feinde war ziemlich gleich, auch kämpften auf beiden Seiten ungeübte Truppen. Hirſchfeld, ein erprobter Veteran, hielt von ſeinen Leuten nicht allzu viel, als ſie aber den erſten Schrecken überwunden hatten, zeigten ſie ein Ungeſtüm und einen Kampfeseifer, die an Raſerei grenzten. Auch hier griff man wegen des Regens zu dem Kolben, und in dem Dorfe Hagelberg, wo ein großer Teil der Franzoſen zuſammengepreßt wurde, kam es zu einem grauſamen Handgemenge. Die märkiſchen Bauern hantierten mit ihren umgekehrten Musketen wie mit Dreſchflegeln und gaben keinen

Pardon: in des Wortes eigentlichster Bedeutung wurden die Feinde zusammengedroschen. Von seinen 12000 Mann brachte Girard nicht 2000 nach Magdeburg zurück.

Von geringerer Bedeutung war die Aktion gegen Davout, der zur Zeit der Schlacht von Großbeeren in Mecklenburg eingedrungen war, aber auf die Nachricht von dem Mißerfolge weislich den Rückzug antrat.

Vielleicht würde man der Gefechte, welche mit Davouts Vorstoß zusammenhängen, gar nicht gedenken, wenn nicht eines derselben dem deutschen Volke einen teuren Helden geraubt hätte. Zum Tode geweiht durch sein „Schwertlied", fiel der jugendkühne Theodor Körner am 26. August in einem Vorpostengefecht bei Gadebusch. Unter einer Eiche bei Wöbbelin bestatteten ihn seine treuen Lützower. Ein Dichter, dessen Leistungen zu den herrlichsten Erwartungen berechtigten, war der Nation entrissen, thränenwert und doch beneidenswert, so lange es als ein Glück gilt, seine teuersten Ideale — selbst um den Preis des eigenen Lebens — verwirklichen zu dürfen.

Um dieselbe Zeit, wo die Mark gerettet war, wurde auch Schlesien vom Feinde befreit. Napoleon hatte ursprünglich selbst Blücher angreifen wollen, der seine Armee Mitte August bis an den Bober vorgeschoben hatte. Blücher aber wich der Übermacht aus und wartete, nachdem er sich langsam zurückgezogen hatte, in fester Stellung hinter der Katzbach die weitere Entwickelung ab.

Als er erfuhr, daß Napoleon mit einem Teile des Heeres nach Dresden geeilt sei und ihm nur noch Macdonald mit etwa 100000 Mann gegenüberstände, beschloß er, wieder vorzurücken und die Katzbach zu überschreiten. Aber die Franzosen kamen ihm zuvor, überschritten die Katzbach und die wütende Neiße, die von anhaltendem Regen mächtig angeschwollen waren, und begannen das Plateau zu erklimmen, auf dem die Preußen standen. York ließ einen Teil der Feinde hinüberkommen, dann warf er sich mit Ungestüm auf die Überraschten, die nun die steilen Thalränder hinabgedrängt wurden. Der russische General Sacken stand York treulich zur Seite, während Langeron gar nicht zum Angriff vorging. So kam es, daß Macdonald wenigstens nicht sein ganzes Heer verlor, wennschon er nach enormen Verlusten zum Rückzug genötigt wurde. Er hatte wacker gestritten, und es bedurfte des persönlichen Eingreifens der preußischen Generale, um den Sieg zu erringen: doch konnte sich Macdonald auf die Dauer nicht halten; abgesehen von dem Kampfeseifer der Verbündeten war das Gelände für ihn zu ungünstig, umsonst zog er fortwährend neue Truppen die Hochfläche hinauf. Sie vermehrten nur die Zahl der Opfer, welche dem Kolben und dem Bajonett erlagen oder in den Fluten der beiden Gebirgswässer untergingen. Das Ergebnis des Kampfes war außerordentlich, und da Blüchers Heer nach kürzester Rast auf Gneisenaus Veranlassung den Feind energisch bis zum Bober verfolgte, wurde Macdonalds Armee völlig auseinander gesprengt und aufgelöst. Seit jenen Tagen war Blücher der allseitig gefeierte „Marschall Vorwärts"; nur er wußte, wieviel er „seinem Kopf", dem genialen Gneisenau, verdankte, der doch auch in sich die Kraft verspürte, die Entwürfe seines Geistes zu verwirklichen. Übrigens hatten auch die Soldaten im Kampf, wie im Ertragen von Nässe, Hunger und Strapazen fast Übermenschliches geleistet: überschritten doch die Anforderungen, die man an sie in diesen Tagen stellte, selbst die Fassungskraft des eisernen York!

Die Siegesnachricht ward im Hauptquartier der Verbündeten mit um so größerer Freude vernommen, als die böhmische Armee eben eine schwere, beinahe verhängnisvolle Niederlage erlitten hatte. Schwerfällig hatte sie das allerdings schwierige Gelände des sächsischen Erzgebirges, in viele Kolonnen

Graf Neithardt von Gneiſenau.
Gemalt von Caroline von Riedeſel zu Buchwald 1817.

geteilt, überſchritten, um dem Kriegsplane gemäß Napoleon in den Rücken zu fallen. Ein Dritteil des Heeres hatte ſchon am 25. Auguſt die Höhen des linken Elbufers bei Dresden erreicht; mit dieſen 60 000 Mann konnte man wohl einen Handſtreich auf die ſchwachbeſetzte Stadt wagen. Aber in dem Kriegsrate fehlte es an Mut, und ſo gewann Napoleon gerade noch Zeit, am folgenden Morgen mit den aus Schleſien herbeigeführten Truppen ſich in die Stadt zu werfen. Sofort organiſierte er den Widerſtand; die Verbündeten waren über die Kunde von ſeinem Eintreffen ſo beſtürzt, daß ſie am liebſten ohne Kampf abgezogen wären: nur das perſönliche Dazwiſchenfahren des preußiſchen Königs beſtimmte den Kriegsrat, den Befehl zum Angriff zu geben.

Schlecht geleitet errangen die Verbündeten am Nachmittag des 26. Auguſt nur unbedeutende Erfolge; aber noch am Abend entriß ihnen Napoleon durch einen herzhaften Ausfall die wenigen Punkte, an denen ſie feſten Fuß gefaßt hatten, und drängte ſie bis an die Höhen zurück. Am nächſten Tage erneuerte man den Kampf, eigentlich ſchon ohne jede Siegeshoffnung, nur um ſich den Rückzug zu ſichern. Denn ſchon in der Nacht war die Nachricht gekommen, General Vandamme ſei dabei, auf einer kürzlich geſchaffenen Heerſtraße den Verbündeten voraneilend, ihnen den Rückzug nach Teplitz abzuſchneiden. Der 27. Auguſt verſchlimmerte die Lage des böhmiſchen Heeres. Der linke Flügel desſelben erlitt im Plauenſchen Grunde durch Murat eine gewaltige Niederlage, durch welche die Franzoſen ſich der Straße nach Freiberg bemeiſterten: der rechte Flügel war zwar von der Straße auf Teplitz abgedrängt, ermöglichte aber durch ſeine tapfere Gegenwehr dem Hauptquartier, den Rückzug anzutreten. Man hatte 10000 Tote und Verwundete; 20000 Gefangene, größtenteils Öſterreicher, lagerten in den Kirchen Dresdens und im Hofe des Zwingers.

Auch General Moreau, der ſich bei den Verbündeten eingefunden hatte, um ſeinen alten Rivalen bekämpfen zu helfen, wurde ein Opfer der Schlacht von Dresden. Er war im Geſpräch mit Alexander, als ihm eine Kanonenkugel beide Beine zerſchmetterte. Er ſtarb, nachdem er ſich noch hatte operieren laſſen, am 2. September zu Laun.

Die Verwirrung in dem geſchlagenen Heere, dem nur eine einzige Landſtraße — über Altenberg nach Dux und Teplitz — für den Rückzug zu Gebote

stand, war außerordentlich; das Oberkommando verlor den Kopf; es war selbst nicht unmöglich, daß die Koalition mit Österreich zerfiel. In der That wäre die große Armee einem schweren Verhängnis kaum entgangen, wenn Napoleon die Verfolgung energisch betrieben hätte. Unbegreiflicherweise unterließ er das, zuerst vielleicht, weil er die Früchte des Sieges ohnehin überschätzte, nachher hielten ihn die inzwischen aus der Mark und Schlesien eingetroffenen Hiobsposten zurück. So wurde die Verfolgung zunächst nur von Vandamme mit 40000 Mann in Scene gesetzt. Aber auch so noch war die Lage des böhmischen Heeres, das, in kleine Abteilungen aufgelöst, auf vielen Nebenstraßen und Gebirgspfaden den Rückweg suchen mußte, übel genug; gelang es Vandamme, vor den Verbündeten im Teplitzer Thal anzukommen, so konnte er die vereinzelt von dem Gebirge herabsteigenden Korps leicht vernichten.

Die Schnelligkeit des Prinzen Eugen von Württemberg, der mit russischen Truppen beim Königstein Vandamme gegenübergestanden, rettete die Armee. Er beschloß, dem französischen General die große östliche Straße streitig zu machen, und gewann am 28. in einem blutigen Gefecht den Weg nach Peterswalde, das er, von Vandamme heftig verfolgt, glücklich erreichte. Da der Prinz am folgenden Morgen angegriffen wurde, stieg er, sich weiter nach Süden ziehend, den Nollendorfer Berg herab nach Kulm und meldete dem König von Preußen, der schon nach Teplitz gelangt war, er könne mit seinen 15000 Mann sich gegen die Übermacht schwerlich lange behaupten: die russischen Generale wollten auch wirklich das Feld räumen. Da ermutigte der König die Russen zu verzweifeltem Widerstande und versprach, alle die aus dem Gebirge einzeln debouchierenden Korps nach dem bedrohten Punkt zu richten. So bewog er den russischen General Ostermann, den Kampf anzunehmen. Die sonst so zärtlich geschonten Garden fochten mit größter Tapferkeit, aber unter außerordentlichen Verlusten, Ostermann selbst büßte den linken Arm ein. Die Schlacht drohte schon eine bedenkliche Wendung zu nehmen, da erschienen Verstärkungen und stellten den Kampf wieder her. Als die Nacht einbrach, deckte die Hälfte der Russen den ehrenvoll behaupteten Kampfplatz. Am nächsten Tage gedachte Vandamme den Hauptschlag zu führen, denn er erwartete mit Bestimmtheit, daß von Norden her, über Nollendorf, Verstärkungen ankommen würden. Da der Kampf am 30. dem französischen General keineswegs schnellen Erfolg in Aussicht stellte, schaute er sehnsüchtig nach jenen Verstärkungen aus. Wirklich zeigten sich am Vormittag Truppen, welche den Nollendorfer Berg herabstiegen, aber es war nicht die erwartete Hilfe unter dem Marschall Mortier, sondern der General Kleist, welcher, halb notgedrungen, diese Straße hatte wählen müssen und nun Vandamme im Rücken faßte.

Kleist ist zwar, weil er die Entscheidung brachte, unter dem Namen „Kleist von Nollendorf" von seinem dankbaren Monarchen in den Grafenstand erhoben worden, wurde aber eigentlich durch die Umstände zu der Heldenthat fast genötigt. Da er in dem Defilee, welches ihm am Abend des 29. von Friedrich Wilhelm zum Rückzug angewiesen war, nicht fortkommen konnte, beschloß er mit seinem Generalquartiermeister Grolmann, sich auf das von Vandamme eben verlassene Nollendorf zu dirigieren, allerdings ein Wagstück, das seiner Umsicht und Vaterlandsliebe alle Ehre macht.

Der eiserne Vandamme gab den Kampf noch nicht auf, obwohl er das Mißliche seiner Lage klar erkannte. Er wandte seine Hauptkraft rückwärts, um wenigstens freien Abzug zu erkämpfen; jedoch war alles vergebens. Von allen Seiten umringt, mußte sich Vandamme mit 10000 Mann ergeben: da er sich durch seine Grausamkeiten in Norddeutschland einen üblen Namen gestiftet, konnte man ihn kaum vor Mißhandlungen schützen.

Digitized by Google

So verlustreich die Tage von Kulm und Nollendorf gewesen, waren sie von den wohlthätigsten Wirkungen. In gemeinsamem Kampfe war die Waffenbrüderschaft und damit die Koalition neu gestärkt, die Schlappe von Dresden völlig ausgeglichen worden. Die Monarchen hatten allen Grund, am 3. September zu Teplitz für die bisherigen Erfolge ein feierliches Dankfest zu veranstalten.

Die Reihe der Niederlagen Napoleons sollte bald durch eine weitere vermehrt werden. Wenn die energische Verfolgung der böhmischen Armee namentlich deswegen unterblieben war, weil Napoleon nach der Dresdener Schlacht einen neuen Angriff auf Berlin plante, so war für ihn ein Erfolg an dieser Stelle ganz besonders wünschenswert und eine Niederlage doppelt unerträglich. Napoleon hatte den Marschall Ney, der aber selbst kein rechtes Zutrauen zu dem Unternehmen hatte, ersehen, die Scharte von Großbeeren auszuwetzen; er sollte das Oudinotsche Korps, welches noch an der Elbe stand, übernehmen, an dem bei Treuenbriezen postierten Kronprinzen von Schweden vorbei direkt auf Berlin losziehen. Am 3. September traf Ney bei dem Heere ein und machte sich am 4. September auf den Marsch von Wittenberg nach Jüterbog, am folgenden Morgen warf er die preußische Vorhut bei Zahna. Wieder wollte es der Kronprinz zu keiner Entscheidungsschlacht kommen lassen, aber zum zweitenmale widersetzten sich Tauentzien und Bülow. Ney glaubte, er würde es nur mit dem ersteren zu thun haben, und ahnte nicht, daß Bülow bereits auf der Lauer lag, um ihn im Rücken und in der Flanke anzugreifen: ohne zu wissen, wie nahe ihm Bülow war, setzte er am 6. September seinen Marsch auf der Straße über Dennewitz nach Jüterbog fort.

Die Schlacht, welche sich an diesem Tage entwickelte und gewöhnlich nach dem Orte Dennewitz benannt wird, zerfällt eigentlich in drei besondere Schlachten und bietet daher für eine genauere Beschreibung außerordentliche Schwierigkeiten. Den ersten Abschnitt bildet Tauentziens Kampf gegen Bertrand auf den Höhen zwischen Kaltenborn und Jüterbog: von 9—1 Uhr stritt der preußische General hier mit Todesverachtung gegen eine große Übermacht. Schon glaubten die Franzosen die Straße auf Berlin sich eröffnet zu haben, als Bülow ihnen in die linke Flanke fiel. Diesen Augenblick benutzte Tauentzien zu erneutem Vorgehen und drängte die Franzosen von Dennewitz ab.

Bülow selbst kämpfte seit 1 Uhr mit Reynier bei Niedergörsdorf, eine zweite Kolonne bei Gölsdorf gegen die Sachsen und Oudinot. Namentlich um den Besitz von Gölsdorf wurde beiderseits mit ausgezeichneter Tapferkeit gestritten. Die Entscheidung brachte an dieser Stelle der General Borstell, welcher trotz der Gegenbefehle des Kronprinzen Bülows Mahnungen gehorchte und gegen 4 Uhr bei Gölsdorf eintraf. In der Zwischenzeit waren die Franzosen aus Niedergörsdorf vertrieben und bei Dennewitz völlig zersprengt. Um die Rückzugslinie zu sichern, rief Ney Oudinots Korps zu Hilfe, und damit war Reynier geschwächt und verloren. Oudinots Hilfe kam zu spät, bereits hatten Bertrands Scharen die Flucht begonnen; er wurde mit in das Getümmel gerissen. Als die Schlacht gewonnen war, nahten russische und schwedische Truppen, die Bernadotte abgeschickt hatte, um den Sieg sich nachher selbst zuschreiben zu können, den einzig und allein preußische Tapferkeit errungen. Der Erfolg war vollständig: Ney, tapfer zugleich und ehrlich, bekannte seinem Herrn, er sei total geschlagen. Nur in einem Punkte verletzte er, um der französischen Eigenliebe willen, die Wahrheit aufs gröblichste. Die

Schuld der Niederlage schrieb er den Sachsen zu, welche doch hier, wie bei Großbeeren, mit größtem Opfermute gefochten hatten. Im übrigen geschah den Rheinbündnern ganz recht, daß sie im Gefolge der Niederlagen nun auch die Schmach ihrer Dienstbarkeit zu fühlen bekamen.

---

5. Politische und militärische Vorgänge bis zur Schlacht bei Leipzig.

Die letzten Ereignisse hatten den Bund der Alliierten in erfreulicher Weise befestigt, und so wurden am 9. September in den Teplitzer Verträgen als das Endziel des Krieges die Punkte bezeichnet, auf die Preußen von vornherein gedrungen hatte: Auflösung des Rheinbundes, Beseitigung der französischen Herrschaft auf dem rechten Rheinufer, Herstellung des Besitzstandes von 1805 für Österreich und Preußen. War man so im allgemeinen einig, so gingen die Ansichten im einzelnen desto weiter auseinander, namentlich was die Neuordnung Deutschlands betraf. Hardenberg hatte allzu sorglos darein gewilligt, daß durch den Teplitzer Vertrag den Rheinbundstaaten unbedingte Unabhängigkeit zugebilligt wurde: er dachte dabei nur an die Aufhebung des französischen Protektorates. Metternich aber wollte den Rheinbundsstaaten die volle Souveränetät belassen, damit eine neue Reichsverfassung unmöglich werde, in der Österreich seine alte Stellung doch nicht behaupten konnte. In der Verfassungsfrage unterschieden sich auch Stein und Hardenberg, welche in Bezug auf die Herabdrückung der Mittelstaaten einer Meinung waren: Stein schwärmte noch immer für das Kaisertum, welches er trotz alledem den Habsburgern zuwenden wollte; Hardenberg — das waren die alten Bartensteiner Projekte — war zwar bereit, Österreich den dominierenden Einfluß im Süden zu überlassen, wenn derselbe im Norden Preußen gewährt wurde, aber die Wiederherstellung des Kaisertums verwarf er entschieden. Leider legte er die Bestimmung über das Schicksal der Südstaaten vertrauensselig in die Hand Österreichs, welches denn diese Frage nicht nach Deutschlands, sondern nach seinen eignen Interessen erledigte.

So erhielt Bayern durch den Vertrag von Ried (8. Oktober) durch Österreich die glänzendsten Bedingungen, nachdem es seinerseits auf Tirol, Salzburg ꝛc. zu gunsten des Kaiserstaates verzichtet hatte. Der Kernstaat des Rheinbundes behielt einen großen Teil seines Raubes, behielt seine volle Souveränetät — einer starken centralisierenden Reichsverfassung war damit vorgebeugt. Was Bayern gewährt wurde, konnte man seinen Mitschuldigen füglich nicht vorenthalten.

Auch die alten hohenzollernschen Besitzungen, Ansbach und Baireuth, hatte Metternich den Bayern zugesichert, denn damit erreichte die österreische Staatskunst ihr altes Ziel, Preußen aus Süddeutschland zu verdrängen. So aufgebracht Friedrich Wilhelm, so betrübt die treue Bevölkerung jener Lande war, ließ sich nichts ändern: man mußte sich mit einer feierlichen Verwahrung der Rechte Preußens begnügen.

Österreichs Nachgiebigkeit gegen Bayern war um so mehr ein diplomatiisches Schelmenstück, als auf den früheren oder späteren Anschluß Bayerns herzlich wenig ankam. Mochte es selbst zusehen, daß es in den Sturz seines Protektors nicht verwickelt wurde. Nicht als ob Napoleons Sturz am 8. Oktober schon festgestanden hätte; war er doch ein großer

Schlachtenmeister. Aber man hatte ihn aus seiner gesicherten Stellung weggedrängt und durfte mit einigem Rechte auf den endlichen Sieg rechnen; Bayern gab dabei auf keinen Fall den Ausschlag.

Die Ereignisse, durch welche sich Napoleons Lage verschlechterte, hatten sich in folgender Weise vollzogen.

Nach den Augustschlachten beherrschte Napoleon noch immer die Elbe in ihrer ganzen Ausdehnung: er beabsichtigte hier den Winter zuzubringen, wenn sich ihm keine Gelegenheit bot, dem Feinde eine entscheidende Niederlage beizubringen; denn nachgerade bedurfte er in hohem Maße eines Sieges. Jetzt aber verweigerten ihm die Verbündeten hartnäckig den Kampf, obwohl sie nicht müde wurden, ihn zu necken und zu beunruhigen. Im Anfang September wandte sich Napoleon zuerst gegen Blücher, der sich aber weislich zurückzog, dann gegen die böhmische Armee, welcher er am 10. September in der Nähe des Schlachtfeldes von Kulm den Kampf anbot, aber doch nicht mit solcher Entschiedenheit, daß er die gewünschte Schlacht herbeigeführt hätte. In der ganzen nächsten Woche wurde im böhmischen Heere scharmützelt, selbstverständlich ohne Nutzen. Schwarzenberg hatte freilich solchen Schreck bekommen, daß er Blücher anwies, zur Sicherung des böhmischen Heeres anzurücken; aber auch diesmal verstand Blücher das thörichte Ansinnen geschickt abzulehnen. Er ließ im Hauptquartier vorstellen, es sei zweckmäßiger, wenn man ihn nach der Elbe rechts abschwenken lasse: so werde die Verbindung mit der Nordarmee hergestellt, Napoleon, in der Flanke und nach Überschreitung des Flusses auch im Rücken bedroht, genötigt werden, Dresden aufzugeben und bei Leipzig die Schlacht anzunehmen. Die böhmische Armee, durch die erwarteten Reserven Bennigsens verstärkt, müsse ebendahin abrücken.

Zwar durfte Blücher den Plan nicht gleich ausführen, da Bennigsen erst abgewartet werden sollte, aber seine Berechnung war richtig. Denn Napoleon wurde äußerst unruhig, als es einzelnen Streifpartien gelang, trotz aller Gegenmaßregeln die Elbe und Saale zu überschreiten, weithin Schrecken zu verbreiten, Zufuhren abzuschneiden, Briefschaften aufzufangen u. s. w.

Thielmann, der Husarenrittmeister von Colomb vollbrachten so manch wackeres Stück, und ein Versuch, sie einzuschüchtern, endigte in Zeitz mit der völligen Niederlage des Marschalls Lefèbvre. Vor Kassel sogar erschien am 28. September der kühne Russe Czernitscheff und nahm die Stadt zwei Tage später; kehrte auch der entflohene Jerome nach wenigen Tagen zurück, mit seiner Herrlichkeit war es vorbei.

Aber alles dies konnte keine entscheidende Wirkung ausüben: erst mußte eine der drei Armeen die Elbe überschritten haben. Die Nordarmee konnte es nicht, so lange Wittenberg in feindlicher Hand war; Bülow machte am 24. September die Erfahrung, daß diese Festung erst nach erfolgtem Elbübergange fallen werde.

Endlich gab Blüchers Eigenmächtigkeit den Ausschlag: noch einen Tag bevor Bennigsen im Teplitzer Thale angelangt war, trat er (25. September) den Rechtsabmarsch aus der Lausitz an die Elbe an. Eiligst versicherte er sich des Eingreifens der Nordarmee; traute er auch den schriftlichen Zusagen

Digitized by Google

Bernadottes nicht, so verließ er sich um so mehr auf Bülow und Tauentzien, welche sich dafür verbürgten, daß die Nordarmee nicht ganz zurückbleiben werde.

Zum Übergang über den Fluß wählte Blücher die Stelle, wo die schwarze Elster in die Elbe geht, zwischen Torgau und Wittenberg, ein Gelände, dessen Schwierigkeiten ihm nicht genügend bekannt waren. Mit Recht betrachtete das Bertrandsche Korps, welches den Übergang hütete, seine durch Wasser, Sumpf und Dämme gesicherte Stellung in Wartenburg und Bleddin als uneinnehmbar. Denn im Heere des wagemutigen Blücher gab es nur einen General, dem man das tollkühne Unternehmen zumuten konnte, und dieser erklärte es für unmöglich. Dennoch errang er unter schweren Verlusten den Erfolg, zu dessen Gedächtnis er den Namen York von Wartenburg erhielt, an dem blutigen Tag des 3. Oktober; aber er wußte auch, daß die Tapferen, welche er führte, Übermenschliches geleistet und daß der größte Anteil am Siege dem unverzagten General Horn zukam. Was man dem Jiegrim nie zugetraut hätte, geschah am Abend dieses Schlachttages: als das zweite Bataillon des Kolberger Leibregiments, das den dritten Mann verloren hatte, an ihm vorbeizog, nahm er die Mütze ab und stand entblößten Hauptes, bis der letzte Mann vorüber war.

Die Franzosen gestatteten Blücher, am 2. Oktober zwei Brücken zu schlagen, da sie die Position für uneinnehmbar hielten und daher allzu sorglos waren. Wartenburg liegt nämlich in einer Biegung des Stromes auf einer Landzunge, welcher nach vorn ein toter Elbarm und ein hoher Elbdamm als Graben und Wall dienen. An den übrigen Seiten ist durchschnittenes Gelände, das durch Verhaue noch besonders ungangbar gemacht war. Der Angriff in der Front, wo ein schmaler Damm auf Wartenburg selbst führte, war erst möglich, als der feindliche rechte Flügel aus Bleddin geworfen war. Da ließ York Horn auf dem Damme vorgehen, zugleich auch den Angriff auf der ganzen Linie erneuern. Als Horn das Pferd unter dem Leibe erschossen ward, sprang er auf, ergriff das Gewehr eines gefallenen Musketiers und watete voran mit dem Rufe: „Ein Hundsfott, wer noch schießt!" Mit dem Bajonett wurde der Feind geworfen. — Auch die schlesische Landwehr erwarb sich hier unvergänglichen Ruhm.

Da Blücher die Elbe überschritten hatte, mußte auch der Kronprinz von Schweden folgen; beide Armeen dehnten sich auf dem linken Ufer aus; schlagen wollten sie nicht, sondern den Anmarsch der böhmischen Armee erwarten. Aber Napoleon, der die ihm drohende Gefahr sofort erkannte, brach nun selbst von Dresden auf und suchte Blücher zu einer Schlacht zu verlocken, aber dieser wich hinter die Saale und postierte sich so, daß er die Straße nach Leipzig frei behielt. Napoleon durfte ihm nicht folgen, weil auch schon die böhmische Armee über die Elbe gegangen war und allmählich erschien. Da faßte er noch einmal einen kühnen Plan: er ließ von einem Teil seines Heeres einen Vorstoß nach Norden machen, es galt Berlin. Vielleicht konnten Blücher und der Kronprinz abgelenkt, die isolierte böhmische Armee überwältigt werden. Wirklich geriet Bernadotte in die größte Bestürzung, und Tauentzien trat den Rückzug bis Potsdam an, aber Blücher ließ sich nicht irre machen, und Napoleon gab seinen Plan auf. Er hoffte, die auf Leipzig anrückende böhmische Armee zu besiegen, ehe sich die beiden andern Heere mit ihr vereinigt hätten. Im Vertrauen auf sein Schlachtenglück verschmähte er es, dem Kampfe ausweichend, zum Rheine abzuziehen; aber diesmal sollte ihm sein Selbstbewußtsein, so berechtigt es war, zum Verderben gereichen und auf dem alten Schauplatz großer Völkerschlachten auch sein Geschick sich erfüllen.

Digitized by Google

6. Die Schlacht bei Leipzig (16. und 18. Oktober 1813).

Napoleon glaubte noch immer, daß er es zunächst nur mit der böhmischen Armee zu thun haben werde, der er an Streitkräften ungefähr gewachsen war. Daß Bernadotte, der alte Zauderer, möglichst fern bleiben werde, sah er als sicher an; Blücher, meinte er, sei zu entfernt, um rechtzeitig eingreifen zu können.

Er hielt fast sämtliche Dörfer um Leipzig besetzt: da die böhmische Armee von Süden her anrückte, hatte er hier sein Centrum in Liebertwolkwitz und — weiter westlich — in Wachau. Während der linke Flügel der weit ausgedehnten Aufstellung bis nach Seifertshain reichte, war der rechte zurückgebogen, indem er sich auf die an der Pleiße liegenden Dörfer, zumal Markkleeberg und das weiter rückwärts nach Leipzig zu liegende Connewitz, stützte. Nach Nordwesten hin war dann über Pleiße und Elster hinaus die Verbindung mit dem Korps Bertrands hergestellt, der bei Lindenau die Straße nach Westen decken sollte. Jenseits der nach der Einmündung der Pleiße in fast rechtem Winkel westwärts fließenden Elster standen im Norden von Leipzig die Korps von Marmont und Ney, um dem von Halle her erwarteten Blücher die Spitze zu bieten. Die Aufstellung des somit weit auseinander gezogenen napoleonischen Heeres, dessen Hauptmacht (etwa 100000 Mann) freilich der böhmischen Armee gegenüber konzentriert war, war nicht günstig, wenn man nicht auf den Sieg rechnen konnte, denn die einzige mögliche Rückzugsstraße führte über Lindenau, und alle südwärts von Leipzig stehenden Truppen mußten im Fall des Mißlingens erst die enge Stadt, dann die Elster passieren, über welche nur eine Brücke führte. Große Schwierigkeiten bot dieses Gelände nur an der Pleiße und Elster dem Angreifer, bei Connewitz und Markkleeberg, weil sich hier große Sumpfniederungen ausdehnen. Napoleon gedachte, das böhmische Heer Wachau gegenüber, etwa bei Güldengossa, im Centrum zu durchbrechen und es dann in dem sumpfigen Terrain des Göselflüßchens zu vernichten, das sich südlich von Markkleeberg in die Pleiße ergießt.

Schon am 14. Oktober kam es hier vor Wachau und Liebertwolkwitz infolge einer Rekognoszierung, die Schwarzenberg anordnete, zu einem großartigen Vorspiel des Kampfes, einem glänzenden Reitergefecht, bei dem der König von Neapel, Murat, beinah dem Säbel des preußischen Dragonerlieutenants Guido von der Lippe erlegen wäre. Hätte man Gneisenaus Ratschläge befolgt, so hätte die böhmische Armee auch am 16. Oktober noch nicht mit voller Energie angreifen dürfen, weil man hoffen konnte, Napoleon später mit Hilfe der heranziehenden Heere des Kronprinzen und Blüchers völlig zu erdrücken und ihm durch ein nach Westen entsendetes Korps sogar den Rückzug zu verlegen.

Aber Schwarzenberg befolgte diesen Rat so wenig, wie einen zweiten, welcher aus dem Hauptquartier des schlesischen Heeres stammte: man empfahl ihm, mit seinem rechten Flügel den Hauptstoß zu machen und die Verbindung mit der Nordarmee östlich von Leipzig zu suchen. Statt dessen befolgte er den Rat des ehrgeizigen Langenau, eines erst seit kurzem in österreichische Dienste getretenen Sachsen, und warf einen großen Teil seiner Streitmacht (35000 Mann) in die sumpfige Niederung an der Pleiße und Elster.

Die Schlacht ward für den 16. dem Heere durch folgende Proklamation angekündigt: „Wackre Kriegsleute, die Stunde schlägt. Rüstet Euch zum Streit! Russen, Preußen,

Österreicher! Ihr alle kämpft für eine Sache, für die Freiheit Europas, für die Unabhängigkeit Eurer Staaten, für die Unsterblichkeit Eurer Namen. Alle für einen, jeder für alle. Mit diesem Feldgeschrei eröffnet den heiligen Kampf! Bleibt ihm treu in der entscheidenden Stunde, und der Sieg ist Euer."

Trübe, kalt und regnerisch brach der Morgen des 16. Oktober an: bald nach 8 Uhr eröffneten die Verbündeten auf der ganzen Linie die Schlacht.

Während im Westen Giulay mit etwa 22000 Österreichern einen matten Angriff auf Lindenau unternahm, der von Bertrand erfolgreich abgewiesen wurde, suchten die zwischen Pleiße und Elster nutzlos detachierten, auf Connewitz zu gerichteten Korps — ebenfalls Österreicher — auf dem überaus ungünstigen Gelände vergebens in hartnäckigem Kampfe Erfolge zu erringen; der österreichische General Merveldt geriet vielmehr am Abend bei Connewitz mit einem Teile seines Korps in Gefangenschaft. Dadurch aber wurde die Stellung Kleists, der, auf dem linken Flügel des Gros der Hauptarmee stehend, beim fünften Sturm unter furchtbaren Verlusten Markkleeberg genommen hatte und mit Mühe behauptete, aufs äußerste gefährdet, umsomehr, als auch der Kampf im Centrum, bei Wachau und Liebertwolkwitz, nach hartem, blutigem Ringen doch zuletzt einen für die Verbündeten ungünstigen Ausgang nahm. Klenau war von Liebertwolkwitz abgeschlagen, der Prinz Eugen von Württemberg hatte nach enormen Verlusten auf Güldengossa, eine Viertelmeile südlich von Wachau, zurückkehren müssen. Napoleon hielt den Sieg für sicher, er befahl, in der Stadt die Glocken läuten zu lassen. Ein letzter Gewaltstoß sollte den Sieg vollenden: plötzlich schwiegen die Geschütze, mit denen Napoleon hier seinen Erfolg errungen (gegen 3 Uhr); eine gewaltige Reiterschar unter Murats Führung jagte auf Güldengossa heran. Sie kam bis auf einige hundert Schritt an den Hügel, von dem aus die Monarchen die Entwickelung der Schlacht verfolgten. Schnell warf sich dem Feinde entgegen, was zur Stelle war, Russen und Preußen, Infanterie und Kavallerie, vor allem die berühmten Gardekosaken und Gardehusaren Alexanders: der Angriff ward abgeschlagen, die Reiter wandten um. Auch ein zweiter Versuch, Güldengossa mit Infanterie zu nehmen, scheiterte.

Einen andern Ausgang hätte der Kampf hier im Süden genommen, wenn Marschall Marmont, wie Napoleon erwartete, seine Stellung im Norden von Leipzig hätte aufgeben können, um durch frische Streitkräfte die Entscheidung zu bringen. Allein er sah sich bei Möckern festgehalten, und auch Ney, der bereits auf dem Marsche nach Wachau begriffen war, kehrte, um Marmont zu unterstützen, wieder um, ohne jedoch die Entscheidung noch abwenden zu können, und kam nun auch nach Wachau zu spät. Dieser Kampf bei Möckern, von York mit einem Teile der schlesischen Armee durchgeführt, bildete, blutiger noch als der bei Wachau und Liebertwolkwitz, förmlich eine zweite Schlacht, die der Imperator nicht in den Kreis seiner Berechnung gezogen hatte. Denn Blücher hatte nicht, wie Napoleon voraussetzte, von Halle den Umweg über Merseburg gemacht, sondern marschierte, obwohl ihm Bernadotte nicht folgte, auf dem kürzesten Wege über Schkeuditz — von Nordwesten her — auf Leipzig: Sacken und Langeron begleiteten ihn zur Linken.

York traf Marmont in äußerst fester Stellung auf den Höhen an der Elster bei Möckern, das zu einer kleinen Festung umgestaltet war: auf dem etwas ansteigenden Gelände waren zahreiche Geschütze vorteilhaft postiert. Nach drei blutigen Stürmen nahmen Ostpreußen, Schlesier und Brandenburger das Dorf; da aber Marmont bemerkte, daß Langeron und Sacken, im Kampf mit Reynier begriffen, noch entfernt waren, ging

Digitized by Google

Ansicht von Möckern, nach der Beschießung und Eroberung am 16. Oktober.
Gleichzeitige Abbildung aus „Siegesplätze der Völkerschlacht" aufgenommen von J. J. Wagner, Leipzig, Baumgärtnerische Buchhandlung, 1815.

er, durch seine Reserven aus Gohlis verstärkt, selbst zum Angriffe vor. Fünfzig französische Geschütze wetterten die Dorfstraße entlang. Alle Versuche, das wieder verlorene Dorf zu nehmen, waren vergeblich, wenn es nicht gelang, diese furchtbaren Batterien zum Schweigen zu bringen. Da benutzte der Major von Sohr einen günstigen Augenblick, als auffliegende Pulverwagen im feindlichen Fußvolk Verwirrung anrichteten; er brach zuerst mit brandenburgischen Husaren durch und nahm eine Batterie; nach einem Reiterkampf mit Württembergern und Franzosen ward eine zweite genommen, zuletzt ging York selbst mit der ganzen verfügbaren Kavallerie war, und Fußvolk erstürmte nun doch das Dorf. Auch die Höhen zur Linken, wo der Major H. F. von Krosigk wie ein zweiter Winkelried seinen Brandenburgern den Weg in ein feindliches Viereck bahnte, waren nun endlich erobert. Franzosen wie Preußen hatten an Tapferkeit gewetteifert: mit dem dritten Teil seines Korps erkaufte York den Sieg. Als Marmont, 53 Geschütze und 2000 Gefangene in den Händen der Sieger zurücklassend, nach Leipzig entwich, erscholl wie einst bei Leuthen, ein feierliches „Nun danket alle Gott!" über das Schlachtfeld. Dieser Sieg — und das konnte York jetzt noch nicht übersehen — hatte aber auch die böhmische Armee vor der Vernichtung bewahrt.

Der unentschiedene Kampf mit der böhmischen Armee hatte für Napoleon eigentlich schon die Bedeutung einer Niederlage: denn wenn er am 16. bei ziemlich gleichen Streitkräften sich den Sieg nicht sichern konnte, so schwanden seine Aussichten noch mehr, wenn nach dem Eintreffen der gesamten Blücherschen- und der Nordarmee die Zahl seiner Gegner sich fast verdoppelte. Er verhehlte sich die Gefahr nicht und brachte in einer Ziegelscheune zu Meusdorf eine unruhige Nacht zu. Aber sein Stolz gestattete ihm nicht, den Rückzug anzutreten, durch welchen er auch die Besatzungen der in seinen Händen befindlichen Festungen preisgegeben haben würde. Wie oft hatte er in eben so schwieriger Lage zuletzt doch noch triumphiert! Er beschloß, das Kriegsglück zum zweitenmale zu versuchen. Als er aber am andern Morgen — am

17. Oktober, es war ein Sonntag — über das Schlachtfeld ritt, wurde er doch zweifelhaft: er sandte den gefangenen österreichischen General Merveldt an seinen Schwiegervater und erklärte sich zu Verhandlungen bereit. Aber diesmal hatte er sich in dem guten Kaiser Franz getäuscht, auch waren seine Erbietungen an sich unannehmbar. So gewannen die Verbündeten nur Zeit, alle ihre Streitkräfte heranzuziehen. Am Vormittag des 17. traf im böhmischen Heer Colloredo, am Nachmittage Bennigsen ein; auch Bernadotte hatte sich endlich in Marsch gesetzt und auf dem alten Siegesplan der Schweden, bei Breitenfeld (nördl. von Leipzig), an Blüchers linker Seite Stellung genommen. Während der Kampf am 17. im allgemeinen ruhte, konnte der rastlose Blücher nicht umhin, den Gegner noch aus den zwischen Möckern und Leipzig gelegenen Dörfern Gohlis und Eutritzsch zu vertreiben.

Für den Kampf des folgenden Tages verfügten die Verbündeten über mehr als 250000 Mann; Napoleon hatte nur 150000 und daher seine Schlachtlinie etwas verkürzt, indem er sie näher an Leipzig heranzog. Den Schlüssel seiner Stellung bildete jetzt das nordöstlich von Liebertwolkwitz gelegene, stark befestigte Probstheida. Er wußte jetzt, daß er nur noch um einen geordneten Rückzug kämpfen werde, und erteilte schon um 3 Uhr morgens dem in Lindenau stehenden Bertrand die nötigen Befehle. Er selbst begab sich nach dem rückwärts von Probstheida (bei Stötteritz) gelegenen Thonberg: von hier aus, neben einer durchlöcherten Windmühle, lenkte er die Schlacht.

Hellleuchtend brach der 18. Oktober an, der Deutschland und Europa die Freiheit wiedergeben sollte, wiewohl erst nach den schwersten und schmerzlichsten Opfern.

Die Angriffe der böhmischen Armee waren wieder nicht entscheidend. Giulay, der, wiederum bei Lindenau Bertrand gegenübergestellt, durch energisch durchgeführten Angriff vermöge seiner Übermacht Lindenau hätte nehmen und den Ring um Leipzig hätte schließen, dem Feinde den Rückzug verlegen können, wurde unbegreiflicher Weise von Schwarzenberg selbst — sei es, daß dieser den noch immer gefürchteten Imperator zu einem Verzweiflungskampfe zu treiben fürchtete, sei es, daß schon hier Rücksichten Metternichscher Politik im Spiele waren — zurückgehalten und angewiesen, den Feind nur zu beobachten. In dem sumpfigen Gelände, das schon zwei Tage vorher so blutige und nutzlose Opfer gefordert hatte, mühte sich auch dieses Mal der Prinz von Hessen-Homburg vergeblich, mit seinen Österreichern an der Pleiße auf Connewitz vorzugehen; das Centrum, die erprobtesten preußischen und russischen Truppen unter Kleist, dem Prinzen Eugen und Barclay, richtete mit dem größten Heldenmute gegen Wachau, Liebertwolkwitz und Propstheida nichts aus; denn hier feuerte die Nähe des Imperators auch die Franzosen zur Entfaltung der zähesten Widerstandskraft an. Glücklicher war die dritte Kolonne, welche unter Bennigsens Führung, über 60000 Mann stark, auf dem äußersten rechten Flügel die Dörfer Zuckelhausen, Holzhausen, Zweinaundorf nahm und sich bis Paunsdorf und Mölkau ausdehnte, den feindlichen linken Flügel streifend.

Diese Gelegenheit benutzten 3000 Sachsen aus Reyniers Korps, mit 19 Geschützen zum Feinde überzugehen: ihrem Wunsche, gleich gegen die Franzosen kämpfen zu dürfen, wurde nicht ganz gewillfahrt; nur die sächsische Artillerie ließ Bennigsen eingreifen.

Bennigsens Erfolge wurden erst wertvoll, als die Nordarmee so weit vorgedrungen war, um ihm hier auf der Ostseite von Leipzig die Hand zu

Digitized by Google

reichen. Daß diese Armee überhaupt eingriff, war ausschließlich das Verdienst Blüchers. Er gab dem Kronprinzen die Hälfte seiner Armee ab, was Bernadotte zur Bedingung seiner Mitwirkung gemacht, übernahm aber das Kommando über seine 30000 selbst.

Nicht auf dem ihm vorgeschriebenen Umwege über Taucha rückte er aufs Schlachtfeld, sondern ließ Langeron (gegen 9 Uhr) bei Mockau die Parthe überschreiten, der alsbald den in Schönefeld postierten Marmont angriff. Hier entspann sich ein mörderischer Kampf, da dieses Dorf den Zugang zu Napoleons linker Flanke bildete. Erst am Abend gab Marmont den Kampf auf.

Während in Schönefeld der Kampf zu toben begann, war auch das Vordertreffen der Nordarmee unter Bülow bei Taucha über die Parthe gegangen und hatte die Verbindung mit Bennigsen hergestellt. Mit klingendem Spiel und dem Lied „Heil Dir im Siegerkranz!" stürmten die Preußen (um 2 Uhr) Paunsdorf, welches die Verbindung zwischen Napoleons linkem Flügel und dem Centrum deckte. Umsonst ließ Ney aus Sellerhausen und Volkmarsdorf Verstärkungen, namentlich Reitermassen vorbrechen: mit Congreveschen Raketen richtete Bülow unter ihnen die größte Verwirrung an und erstürmte nunmehr selbst Sellerhausen, Mölkau und Stünz. Mit dem Hereinbrechen der Dunkelheit waren die Franzosen auch hier auf Leipzig zurückgedrängt.

Zwischen Paunsdorf und Sellerhausen ging gleichfalls eine Abteilung Sachsen zu Bülow über. Den General Normann, welcher seiner Zeit die Lützower bei Kitzen heimtückisch überfallen hatte, mit seinen 600 württembergischen Reitern stellte Gneisenau verächtlich ins Hintertreffen.

Durch Bülows Sieg wurde Napoleons Stellung in Probstheida unhaltbar, er befahl den Rückzug. Bei dem entsetzlichen Gewirr, das unter den von allen Seiten nach Leipzig eindringenden geschlagenen Massen herrschte, wäre die Vernichtung der französischen Armee nicht unmöglich gewesen. Hätte Blücher den Oberbefehl gehabt, so wäre der Versuch gemacht worden, diese armseligen Trümmer aufzureiben, aber Schwarzenberg weigerte sich, die völlig unberührten russischen und preußischen Garden zur Verfolgung zu entsenden. Kleinmütig wollte er den Feind nicht zum Äußersten treiben, er hielt selbst eine dritte Schlacht für den folgenden Tag noch möglich. So vermochte Napoleon noch 90000 Mann zu retten, größtenteils Franzosen: die Rheinländer, Polen und Italiener mußten sich in Leipzig opfern, damit er mit jenen entkommen konnte. Macdonald bekam den Befehl, mit seinem Korps und den Resten der Abteilungen von Lauriston, Poniatowski und Reynier, die nach außen durch Mauer und Graben geschützte Stadt zu verteidigen: weitläufige Vorstädte erschwerten die Annäherung.

Wie die Nordarmee, d. h. die Preußen Bülows, am 18. Oktober den Ausschlag gegeben, so that sie auch am 19. bei der Erstürmung Leipzigs das Beste.

Das Königsberger Landwehrbataillon des Majors Friccius erwarb sich das Verdienst, als das erste in Leipzig — durch das östliche Grimmaische Thor — eingedrungen zu sein. Um 1 Uhr war die ganze Grimmaische Vorstadt genommen, die Russen bemächtigten sich der Halleschen, Bennigsen eroberte die südliche Petersvorstadt. Als der verlustreiche Straßenkampf sein Ende erreicht hatte (um 1 Uhr), zogen unter dem Jubel ihrer Tapferen der Zar und der König von Preußen ein: der König von Sachsen

Ansicht des äußeren Grimmaischen Thores in Leipzig am 20. Oktober 1813.
Gleichzeitiger Leipziger Stich.

empfing sie entblößten Hauptes; er ward keines Blickes gewürdigt und für kriegsgefangen erklärt.

Einzug der Alliierten in Leipzig am 19. Oktober 1813. (Durch das innere Grimmaische Thor; links davon die Paulinerkirche.) — Gleichzeitige Aufnahme von Geisler, gestochen 1815 von G. Boettger sen.

Digitized by Google

Ansicht des Halliſchen Thores zu Leipzig am 20. Oktober 1813.
Gleichzeitiger Leipziger Stich.

Die Verluſte der Franzoſen (30000 Tote und Verwundete) wurden noch dadurch vermehrt, daß ihnen durch ein Verſehen ihre einzige Rückzugsſtraße vorzeitig geſperrt wurde. Während noch an 20000 Mann in der Stadt waren, ſprengte ein franzöſiſcher Pionier die ſteinerne Elſterbrücke am Ranſtädter Thor. Den Fliehenden blieb nur die Wahl, ſich am Ufer des Fluſſes erſchlagen zu laſſen oder mit Schwimmen ihr Heil zu verſuchen. Aber die meiſten ertranken, unter ihnen auch der tapfere Poniatowski, deſſen Königsträume hier ein jähes Ende fanden.

Aber auch den Verbündeten hatten die drei Schlachttage enorme Menſchenopfer gekoſtet; faſt 2000 Offiziere und 50000 an Mannſchaften.

Der Marktplatz zu Leipzig am 19. Oktober 1813.
„Den 19. Oktober zogen die drei verbündeten Monarchen an der Spitze ihrer tapfern Heere auf den großen Marktplatz zu Leipzig unter Geläute aller Glocken und Jubel aller Einwohner." — Gleichzeitiger Leipziger Stich.

Digitized by Google

Ansicht des Petersthores zu Leipzig am 20. Oktober 1813.
Gleichzeitiger Leipziger Stich.

Wer da draußen schnell den Schlachtentod gefunden, dem war noch nicht das schlimmste Los gefallen, — wiewohl man nicht einmal vermochte die Gefallenen rechtzeitig zu bestatten und viele der treuen Vaterlandsverteidiger den Raben überlassen mußte. Aber schrecklich war das Geschick derjenigen, die, nur verwundet, sich in den kalten Oktobernächten auf dem Schlachtfelde in ihren Qualen wanden, bis sie endlich in die Lazarette geschafft wurden. Und

Ansicht des Ranstädter Thores zu Leipzig am 20. Oktober 1813. (Rückzugslinie der Franzosen.)
Gleichzeitiger Leipziger Stich.

auch hier harrte ihrer faſt gewiſſer Tod oder langes Siechtum; denn die Lazarette waren überfüllt, an Ärzten fehlte es nicht minder als an Betten, Verbandzeug und Pflege — das Lazarettfieber räumte furchtbar auf. Um ſolchen Preis war der Sieg erkauft worden: wenn nur die Früchte desſelben ſo großen Opfern entſprachen!

7. Von Leipzig zum Rhein (Oktober 1813 bis Januar 1814).

Für alle Patrioten war es nach dem Siege von Leipzig keine Frage, daß der Kampf bis zur Rückeroberung des linken Rheinufers und bis zum Sturze Napoleons fortzuführen ſei.

Dieſen Anſchauungen gab, auf Steins Veranlaſſung, E. M. Arndt Ausdruck in ſeiner berühmten Schrift: „der Rhein, Deutſchlands Strom, nicht Deutſchlands Grenze“.

Aber dieſer Meinung waren die Diplomaten zum großen Teil nicht, denn die Verträge ſprachen nur von der Abſicht, Napoleon bis an den Rhein zurückzudrängen. Dieſe Abſicht wurde auch trotz der außerordentlich ſchlaffen Verfolgung, die das Hauptquartier nach dem Siege bewerkſtelligen ließ, verwirklicht. Der prahleriſche bayriſche General Wrede, welcher dem fliehenden Kaiſer mit einem öſterreichiſch-bayriſchen Heere den Weg verlegen ſollte, wurde bei Hanau (30. u. 31. Oktober) geſchlagen, und Napoleon rettete noch 70000 Mann über den Rhein. Der Befreiung der rechtsrheiniſchen Lande ſtand demnach, abgeſehen von den franzöſiſchen Garniſonen, kein Hindernis im Wege; Bülows Korps erhielt gleich nach der Schlacht bei Leipzig den Auftrag, die Erhebung Weſtdeutſchlands zu befördern. Mit beſonderem Jubel wurde er in den altpreußiſchen Provinzen begrüßt, auch die Hannoveraner, Braunſchweiger und Heſſen empfingen mit Freuden ihre wiederkehrende Herrſchaft, unbekümmert darum, wie ſie früher gewirtſchaftet, noch weniger ahnend, wie ſie in Zukunft regieren würde. Die urſprünglichen Pläne Steins, die Rheinbündler zu ſtrafen, konnten nach dem Vertrage zu Ried nicht ausgeführt werden; von Öſterreich geſchützt, behaupteten ſie ihren Raub und ihre Souveränetät. Die von Napoleon mediatiſierten Kleinfürſten hofften freilich vergeblich auf ihre Wiederherſtellung; nur Frankfurt wurde wieder als freie Reichsſtadt anerkannt.

Um eine Neugeſtaltung Deutſchlands nicht von vornherein unmöglich zu machen, mußten die Mittel- und Kleinſtaaten zwar verſprechen, ſich den Anordnungen zu fügen, welche für Deutſchlands Unabhängigkeit erforderlich ſein würden, aber es ließ ſich vorausſehen, daß ſie, von Öſterreich geſchützt, nicht allzu große Opfer zu bringen haben würden. Auch fehlte viel daran, daß die ſüddeutſchen Fürſten und Regierungen ſich aufrichtig der guten Sache angeſchloſſen hätten, und daher waren auch die Leiſtungen, zu denen ſie ſich ſchon bequemen mußten, durchaus ungenügend. Das Auflodern patriotiſchen Sinnes ward weder in Bayern noch Württemberg gern geſehen; in Bayern wurden die Freiwilligen von den Behörden mit Hohn heimgeſchickt.

Der grimmigſte Haß dieſer Höfe traf den Freiherrn vom Stein; obwohl deſſen Plan, in den vom Feinde befreiten Landesteilen eine proviſoriſche Centralregie-

rung einzusetzen, nur im bescheidensten Maße ausgeführt wurde, vergaßen sie nicht, daß Stein in Frankfurt den Antrag gestellt hatte, auch ihre Regierungsgewalt zu suspendieren. Der Minister Montgelas gestattete Steins Beamten nicht einmal, die bayrischen Lazarette zu revidieren.

Während man mit den süddeutschen Höfen verhandelte, wurde über die Fortführung des Krieges beraten. Obwohl alle thatkräftigen Generale, ja selbst Schwarzenberg, zum Einmarsch in Frankreich rieten, konnte man sich dazu nicht gleich entschließen. Leider ließ sich auch König Friedrich Wilhelm gegen diesen Gedanken einnehmen; von den österreichischen Diplomaten verstand es sich von selbst, daß sie den Krieg gegen den Schwiegersohn ihres Kaisers möglichst bald zu beendigen bemüht waren.

Noch einmal hatte Napoleon Aussicht, die vorteilhaftesten Bedingungen zu erhalten; denn im Anfang November knüpfte Metternich, dem Teplitzer Vertrage zuwider, mit dem gefangenen französischen Diplomaten St. Aignan Verhandlungen an, kraft deren Frankreich seine sogenannten natürlichen Grenzen, — Rhein, Alpen und Pyrenäen, — Napoleon seinen Thron behalten sollte. Zum Glücke hatte er keine Vollmacht, und außerdem mochte sich Napoleons Stolz selbst zur Annahme so günstiger Bedingungen nicht bequemen; als er dann doch andre Saiten aufzog, hatte Stein den Zaren und den preußischen König für die Fortsetzung des Krieges gewonnen.

Daß der Krieg bei Österreichs Widerwillen gegen rücksichtsloses Vorgehen nur eine Reihe von Halbheiten sein würde, ließ schon das Manifest vom 1. Dezember ahnen, in welchem die Verbündeten aussprachen, daß sie nicht Frankreich, sondern nur Napoleons Übermacht bekämpften: der Selbstgefälligkeit der großen Nation wurde förmlich geschmeichelt. Ebenso schwächlich war der Kriegsplan. Statt Gneisenau zu folgen, welcher von Napoleon gelernt hatte, daß ein Gewaltstoß auf die feindliche Hauptstadt meist verhängnisvoll ist — obendrein in dem centralisierten Frankreich — beschloß man, auf ungeheuren Umwegen das Plateau von Langres zu erreichen, dem gelehrte Theoretiker eine wunderbare Bedeutung beimaßen. Mit Mühe erhielt Blücher die Erlaubnis, am Mittelrhein Frankreichs Grenze zu überschreiten.

So erhielt Napoleon Zeit, trotz des Unwillens, der sich bereits vereinzelt im Lande äußerte, ein neues Heer zu sammeln, um das Kriegsglück noch einmal auf die Probe zu stellen.

Nur an einer Stelle nahmen die Dinge einen rascheren Verlauf. Sowie Bülow seinen Befreiungszug in Westdeutschland beendigt und sich nach Holland gewendet hatte, brach dort eine seit langer Zeit vorbereitete Schilderhebung zu gunsten der oranischen Dynastie aus. Der Prinz von Oranien sah, von England begünstigt, einer glänzenden Zukunft entgegen: denn da diese Macht die Kolonien, welche sie dem holländischen Staate in der Franzosenzeit entrissen hatte, zu behalten wünschte, war sie gern bereit, Holland durch die ehemals spanischen Niederlande zu entschädigen, deren sich Österreich zu entledigen wünschte. Die Vergrößerung der Niederlande, die dann ein Stoßkissen gegen die Wucht späterer französischer Angriffe bilden sollten, schien auch in Preußens Interesse zu liegen, und da überdies der Prinz von Oranien dem preußischen Königshause nahe verwandt war, ging Hardenberg mit Freuden auf den englischen Plan ein. Daß der Prinz von wenig freundschaftlichen Gesinnungen gegen seine Befreier erfüllt war, ahnte der Staatskanzler nicht.

Digitized by Google

Dieselbe Kurzsichtigkeit bewies Hardenberg, indem er dem österreichischen Kabinette unverhohlen mitteilte, daß Preußen die ihm verheißene Entschädigung wesentlich in Sachsen suchen werde, welches nach dem Völkerrecht zur Verfügung der Sieger stand. Er hätte sich selbst sagen müssen, daß Österreich den norddeutschen Nebenbuhler weder eine so zweckmäßige Abrundung seines Gebietes gestatten, noch ihm eine zweite Ausfallpforte in die österreichischen Staaten gewähren würde.

Am leichtesten ward es dem verdienstlosen Bernadotte, sich einen vorteilhaften Siegespreis zu sichern. Er hatte mühelos das mit Napoleon verbündete, ohnmächtige Dänemark bewältigt und ihm Norwegen abgenötigt (14. Januar 1814); als eine Art von Entschädigung trat der Treulose an Dänemark Schwedisch-Pommern ab, welches vertragsmäßig an Preußen fallen sollte.

---

8. Vom Rhein bis Paris.

Nach dem im Hauptquartier festgestellten Kriegsplan sollte Schwarzenberg, der mit 190000 Mann den linken Flügel bildete, durch die Schweiz und das Elsaß nach Burgund ziehen, Blücher mit über 80000 Mann in der geraden Richtung nach Westen vordringen; den rechten Flügel bildete der aus den Niederlanden nahende Bülow.

Daß die Hauptkolonne so weit südlich zog, hatte mehrfache, teils militärische, teils politische Gründe. Der äußerste linke Flügel sollte die Verbindung Frankreichs mit Italien trennen und in Südfrankreich den aus Spanien zu erwartenden Engländern die Hand reichen.

Die Franzosen machten eigentlich keinen ernsthaften Versuch, den Verbündeten den Rheinübergang zu verwehren, der in der Neujahrsnacht 1813/1814 auf der ganzen Linie zwischen Hüningen und Koblenz vor sich ging. Das Blüchersche Heer überschritt den deutschen Strom zwischen Koblenz und Mannheim, er selbst bei Kaub. Auch der Vormarsch der Verbündeten traf auf keine bedeutenden Hindernisse. Unaufhaltsam ging Blücher über Saar, Mosel, Maas, rückte durch Lothringen bis in die Champagne und näherte sich der Aube. In dieser Gegend konnte die Vereinigung mit der Armee Schwarzenbergs bewerkstelligt werden. Dieser hatte Mitte Januar das ersehnte Plateau von Langres erreicht, aber nun machte er Halt.

Allzu mächtig ward im Hauptquartier die Friedenspartei. Sollte Österreich denn das linke Rheinufer für Preußen erobern helfen? Sollte Kaiser Franz zur Entthronung seines Schwiegersohnes mitwirken? Die österreichischen Diplomaten verlangten noch jetzt, man müsse Frankreich und seinem Imperator die natürlichen Grenzen zugestehen. Und dabei konnte man Napoleon, der mit Mühe 70000 Mann, meist mutloses junges Volk, aufgebracht hatte, erdrücken. Glücklicherweise konnte England in die Gewährung der „natürlichen“ Grenzen nicht mehr willigen, seit es die Aufrichtung eines Königreichs der Niederlande beschlossen, aber sein Widerstand allein würde Metternich, dem sich auch der Preuße Knesebeck anschloß, nicht umgestimmt haben. Erst als Alexander drohte, er

Digitized by Google

werde den Krieg nötigenfalls allein fortführen, gaben die Österreicher nach; auch die Kriegspartei mußte ein höchst bedenkliches Zugeständnis machen: die Feindseligkeiten sollten zwar ihren Fortgang nehmen, gleichzeitig jedoch in Chatillon Friedensverhandlungen geführt worden.

Nun erst, nach einer Zögerung von acht Tagen, ging die Hauptarmee von Langres vor, um mit Blücher Fühlung zu gewinnen. Inzwischen hatte Napoleon seine Streitkräfte in Chalons gesammelt und beschloß, durch einen kräftigen Stoß gegen Blücher, das Heer desselben zu zertrümmern, ehe er von Schwarzenberg unterstützt werden könnte. Er fiel ihm in die Flanke und nötigte ihn am 29. Januar bei Brienne zum Kampfe. Das Gefecht war für Blücher nicht besonders günstig: bei der Einnahme des Schlosses von Brienne wäre der Feldherr beinahe in die Hände der Franzosen gefallen. Aber auch Napoleon entging nur mit Mühe den Kosaken, und Blücher behauptete die Stadt Brienne, welche der ergrimmte Feind in Brand schießen ließ. Blücher zog sich näher an Schwarzenberg, der ihm endlich Hilfe zusagte. Durch diese gestärkt, durfte Blücher es wagen, am 1. Februar bei La Rothière dem Imperator gegenüberzutreten.

Ein sehr großes Kunststück war es nicht, den Sieg zu gewinnen, denn die Macht der Verbündeten war den Franzosen mehr als doppelt überlegen; am Abend war Napoleon völlig geschlagen, es hätte nur geringer Anstrengung bedurft, um die Reste des gesprengten feindlichen Heeres völlig zu vernichten: wie hätte der Kaiser den Vormarsch auf Paris hemmen sollen! Er selbst kannte die Größe der Gefahr, er gab seinem Bevollmächtigten beim Friedenskongreß zu Chatillon, Caulaincourt, Vollmacht, mit den Gegnern abzuschließen, ohne ihn zu fragen. Zwar war von den natürlichen Grenzen nicht die Rede mehr, aber die Grenzen von 1792 konnte er Frankreich erhalten, seinen Thron behaupten.

Trotz des Sieges von La Rothière waren die österreichischen Friedensfreunde so eifrig thätig, daß Napoleon beinahe ein Waffenstillstand bewilligt worden wäre. Nur Kaiser Alexander blieb hartnäckig: er schlug dem preußischen König vor, mit ihm an der Spitze der Garden zu Blüchers Heer abzugehen.

Zu seinem Verderben ließ Napoleon selbst diese günstige Stimmung ungenutzt, weil sich ihm eben eine Aussicht eröffnet hatte, durch neue Erfolge seine Lage noch weit vorteilhafter zu gestalten. Nach der Schlacht bei La Rothière hatte Schwarzenberg nämlich Blücher angewiesen, sich an die Marne zu ziehen und von da Napoleons linke Flanke zu umgehen; die Hauptarmee sollte die Seine abwärts marschieren. Natürlich nahm Blücher an, daß Schwarzenberg diesen Plan auch ausführen werde, und da Wittgensteins Korps die Verbindung der beiden Heere unterhalten sollte, versäumte es Gneisenau, die linke Flanke des schlesischen Heeres zu sichern. Da aber Schwarzenberg auf Befehl seines Monarchen auf das linke Seineufer überging, entstand zwischen beiden Heeren eine verhängnisvolle Lücke. Napoleon, der eben durch die aus dem doch verlorenen Spanien herangezogenen Truppen eine hochwillkommene Verstärkung von 14000 Mann erprobter Soldaten gewonnen hatte,

Digitized by Google

Der General Feldmarſchall Fürſt Blücher von Wahlſtatt führt die Verbündeten über den Rhein bei Kaub.
Geſtochen von J. C. Richter in Dresden, der das Blatt dem König Friedrich Wilhelm III. zueignete.

Digitized by Google

benutzte diesen Umstand sofort, schob sich zwischen Schwarzenberg und Blücher, fiel diesem in die ungedeckte linke Flanke und schlug in mehreren glänzenden Gefechten (11.—14. Februar) bei Champaubert, Montmirail, Chateau Thierry, Etoges und Vauchamps erst die einzelnen Heerführer (Olsuwieff, Sacken, York), zuletzt den Oberfeldherrn selbst.

„Während des Gefechtes (von Etoges)", erzählt Treitschke, „kam ein furchtbarer Augenblick, der leicht dem ganzen Kriege ein schmähliches Ende bereiten konnte. Blücher, Gneisenau, Prinz August, Kleist, Grolmann, fast alle die besten Männer des deutschen Heeres, hielten eingepreßt in einem Viereck preußischen Fußvolks, von überlegenen feindlichen Reiterscharen umschwärmt. Blücher selbst suchte den Tod, lebendig sollte ihn der Feind nicht fangen. Grolmann aber sprach mit mächtiger Stimme zu den Truppen: die sichere Ruhe der majestätischen Heldengestalt flößte den Verzweifelnden neuen Mut ein; mit dem Bajonett griffen sie die Reiter an und bahnten den Generalen den Weg zu dem nahen schützenden Walde."

So heldenmütig auch Blüchers Truppen gefochten hatten, die schlesische Armee schien vernichtet, in neuem Glanze strahlte Napoleons Glücksstern. Der französische Soldat gewann wieder Vertrauen zu seinem Führer, selbst dem Bauern schwoll der Kamm; im kleinen Kriege war er dem Eindringlinge beschwerlich: kein Wunder, wenn auch die Gutmütigkeit der Deutschen ein Ende nahm.

Die Siege Napoleons, der sich nun auf die Hauptarmee warf und die Vorhut derselben am 18. Februar bei Montereau, am Zusammenflusse der Seine und Yonne, schlug, verfehlten natürlich ihre Rückwirkung auf den Friedenskongreß von Chatillon nicht. Schon hatte man sich dort geeinigt, daß die Mächte der Koalition ohne Rücksicht auf Frankreich die Neuordnung Europas, oder doch wenigstens die Verteilung der dem Kaiserreich abgenötigten Gebiete selbständig vornehmen sollten, da kamen die Hiobsposten an. Während Metternich auf schleunigen Frieden drang, ja mit dem Abfall Österreichs drohte, nahm Napoleon, starrsinniger als je, die Caulaincourt erteilte Vollmacht zurück. Heftig platzten die Geister im Hauptquartier aufeinander; Schwarzenberg ordnete den Rückzug der böhmischen Armee nach dem Plateau von Langres an. Dieser Befehl war für keinen überraschender als für Blücher, dem Schwarzenberg versprochen hatte, er wolle den Kampf wiederaufnehmen, wenn er bis zum 23. Februar mit wenigstens 30000 Mann an der Seine erscheinen würde. Am 21. schon traf Blücher mit 53000 Mann in Méry an der Seine ein, erhielt aber statt eines Befehles zum Kampf die Aufforderung zum Rückzug. Das war nicht nach dem Sinn des alten Helden. Er beantragte in einem ebenso rührenden als energischen Briefe bei dem Zaren und seinem Könige, daß er an die Marne ziehen und, nach seiner Vereinigung mit dem aus Holland heranrückenden Bülow, zum zweitenmale den Marsch auf Paris antreten dürfe. Noch ehe die Erlaubnis erteilt war, brach er auf, in der Richtung nach Paris, das bei seiner Annäherung in Schrecken geriet. Napoleon eilte ihm nach, Oudinot mit einer schwachen Truppenmacht zur Beobachtung der Hauptarmee zurücklassend. Auf den ausdrücklichen Befehl

Digitized by Google

image
not
available

image
not
available

an den

Der
Armee ein
Ewr. Kais
aller unte
1) d
so sich für
2) u
3) w
Truppen
Verlust de
4) de
er durch u
Ewr.
eine Offen
davon ver
Generale
müssen; in
so wenig
treten. E
glücklig sch
Kaiserligen

Merry

des Königs von Preußen mußte Schwarzenberg am 27. Februar dies Korps bei Bar sur Aube angreifen, über welches man einen leichten Sieg erfocht.

In diesem Treffen erhielt des Königs zweiter Sohn, der siebzehnjährige Prinz Wilhelm, die Feuertaufe und erwarb durch seine Kaltblütigkeit allgemeine Anerkennung.

Inzwischen hatte das diplomatische Intriguenspiel nicht geruht, und noch jetzt hatte Napoleon Aussicht, die Verbündeten durch die Verschiedenartigkeit ihrer Interessen zu trennen. Namentlich suchte er seinen Schwiegervater zu beeinflussen, und Kaiser Franz ließ sich auf einen höchst zweideutigen Briefwechsel ein. Aber an der Forderung der natürlichen Grenzen scheiterte die Verständigung; am 1. März einigten sich dagegen die Verbündeten von neuem durch den Vertrag von Chaumont über die Fortsetzung des Krieges und eine Reihe wichtiger Bestimmungen, welche die Neugestaltung Europas betrafen.

Die Hauptbestimmungen waren folgende: Frankreich wird auf die Grenzen von 1792 beschränkt. Jede der verbündeten Mächte stellt 150000 Mann; keine derselben darf mit Napoleon einen Sonderfrieden schließen. England verpflichtet sich, seinen Bundesgenossen je 2000000 Lstr. Subsidien zu zahlen. Es soll ein deutscher Bund gegründet werden. Dieser Vertrag soll zwanzig Jahre in Kraft bleiben.

Gern hätte Napoleon sich zum zweitenmale mit Blücher gemessen, aber dieser wich ihm aus und bewerkstelligte am 4. März seine Vereinigung mit Bülow in Soissons. Man konnte sich keinen größeren Gegensatz denken, als die wohlgenährten und wohlgepflegten Befreier Hollands und die abgerissenen Helden der schlesischen Armee. Napoleon beschloß, Blüchers Heer zu umgehen, diesen verhaßten Gegner im Rücken und in der Flanke anzugreifen. Er wandte sich sofort nach Rheims und schlug darauf die Straße nach Laon ein, welche den Stützpunkt der feindlichen Stellung bildete. Zwar gelang es ihm, am 7. die Russen nach tapferer Gegenwehr von dem Plateau von Craonne herunterzudrängen und zum Rückzug nach Laon zu nötigen, aber der Kampf, den er am 9. März, einem nebligen Tage, gegen die Felsenstadt selbst unternahm, war fruchtlos. Dagegen vernichteten die Preußen unter York und Kleist durch einen nächtlichen Überfall des Dorfes Athis das Korps des Marschalls Marmont.

Nunmehr wäre der Imperator am Ende seiner Laufbahn angelangt, wenn nicht auf preußischer Seite, zum ersten- und letztenmale in diesem ganzen Feldzuge, die erforderliche Entschlossenheit und Einheitlichkeit gefehlt hätte. Blücher war erkrankt, Gneisenau besaß York, Kleist und Bülow gegenüber nicht die nötige Autorität, auch mochte er die Verantwortung für weitere schwere Opfer nicht übernehmen. So vermochte Napoleon noch einmal zu entkommen; aber sein Schicksal war ohnehin besiegelt. Da sein Bevollmächtigter auf dem Friedenskongreß von Chatillon sich noch immer sträubte, einfach die Bedingungen anzunehmen, welche die Verbündeten dem von neuem besiegten Kaiser auferlegen zu können meinten, gab endlich auch Kaiser Franz seinen verblendeten Schwiegersohn auf. Am 19. März wurde der Kongreß für aufgelöst erklärt, und als Napoleon sich am 20. gegen Schwarzenberg wandte,

Digitized by Google

wich dieser dem Kampfe nicht aus, wie er unter andern Umständen wohl gethan haben würde. Übrigens war dieser Angriff Napoleons bei Arcis sur Aube (20. März) das Wagnis eines Verzweifelten; an der dreifachen Übermacht der Verbündeten scheiterten alle seine Anstrengungen.

Als der Kongreß zu Chatillon aufgelöst wurde, trat die Frage, ob eine neue Regierung in Frankreich einzusetzen sei, in den Vordergrund, denn bis dahin hatte Metternich Napoleon unbedingt halten wollen. England brachte die Kandidatur der Bourbons auf, doch sprach man sie nicht förmlich aus. Bernadotte, den Alexander lange protegierte, wollten die Engländer nicht; auch hatte er auf keine Sympathie bei den Franzosen zu rechnen.

Aber unerschöpflich in seinen Anschlägen, machte Napoleon noch einen letzten Versuch, die Entscheidung zu verzögern, die Verbündeten von Paris abzuziehen. Er wandte sich ostwärts nach Lothringen, um den Rücken der Verbündeten zu bedrohen, ihnen die Kommunikationen von Deutschland abzuschneiden. Noch vor kurzem hätte sich das Hauptquartier durch eine solche Bedrohung einschüchtern lassen; bei der Stimmung, die jetzt daselbst herrschte, verfing das Mittel nicht. Nachdem durch einen von den Kosaken aufgefangenen Pariser Brief Napoleons Plan verraten war, trat am 24. in Vitry ein Kriegsrat zusammen, der sich auf das Drängen des Zaren und des Königs von Preußen für den Marsch auf Paris entschied. Nur ein kleiner Bruchteil des Heeres blieb zurück; um Napoleon über die wahren Absichten des Hauptquartiers zu täuschen, sollte ihm Wintzingerode folgen. So zogen die Heere — auch Blücher war am 23. März mit den Seinigen zur großen Armee gestoßen — westwärts. Unter den Monarchen fehlte aber noch Kaiser Franz, der nach Dijon gegangen war, um die Enthronung seines Schwiegersohnes nicht sehen zu müssen. Die Truppen, welche sich den verbündeten Heeren entgegenstellten, konnten die 160000 Gegner nicht aufhalten; mit tapferem Mute, aber nutzlos, opferte sich am 25. März bei La Fère Champenoise die halbe Division Pacthod.

Am 29. März standen die Verbündeten vor Paris, das nicht eigentlich befestigt war und keine besondere Garnison hatte. Gleichwohl beschlossen die Marschälle Marmont und Mortier, mit den 34000 Mann, die sie vom Rückzuge gerettet hatten, die im Nordosten und Osten durch ihre natürliche Lage feste Stadt energisch zu verteidigen. So forderte die Bezwingung des Feindes (30. März) noch einmal schmerzliche Opfer, und da die Verbündeten ihre Übermacht nicht benutzten, dagegen den Stier bei den Hörnern faßten, waren die Verluste unverhältnismäßig groß. Unter den Preußen zeichneten sich besonders die tapferen Scharen Yorks und Kleists aus: am Nachmittag um 5 Uhr, als der Montmartre erobert war und die Verbündeten nötigenfalls Paris bombardieren konnten, bot Marmont die Kapitulation an. Bis zum nächsten Morgen um 8 Uhr mußten die Marschälle die Stadt räumen, auch die Nationalgarde sollte entwaffnet werden; Paris ward der Großmut der Sieger anempfohlen.

Digitized by Google

Blücher hatte sich nicht nehmen lassen, auch diesen letzten Kampf mitzumachen. Die entzündeten Augen mit einem grünen Schleier bedeckt, fuhr er auf einem Wagen zwischen den Kolonnen, die den Montmartre zu stürmen hatten.

Kaum läßt sich beschreiben, was die Truppen und ihre Führer empfanden, als sie das Ende so vieler Mühen erreicht, den Preis so großer Anstrengungen errungen sahen. Seit den Tagen Kaiser Ottos II. hatte kein deutsches Heer vom Montmartre auf die Seinestadt herabgeblickt; noch nie waren Deutsche als Sieger in Paris eingezogen. Das geschah nun am 31. März: die verbündeten Herrscher und ihre Tapferen wurden von der Bevölkerung mit Jubel begrüßt, denn sie war der Menschenopfer müde, welche der Ehrgeiz des Imperators nach Hunderttausenden gefordert hatte. Uneingedenk des Anteils, den sie selbst an Napoleons Siegen genommen, undankbar, wie sie auch gegen ihre besten Herrscher stets gewesen ist, machte sie sich schon jetzt daran, die Bildsäule des einst angebeteten Herrschers umzustürzen; nicht wenige steckten die weiße Kokarde an, das Abzeichen der verhaßten Bourbons.

Aber nicht nur die große Masse verließ den Kaiser, auch die Großen, die er erhöht, und die Marschälle, die er zu Siegen geführt. Vergeblich hatte Napoleon am 25. März durch Caulaincourt sich zu Verhandlungen erboten, aber nach ihrem Einzuge in Paris wiesen die Verbündeten mit Recht den Mann ab, der nichts mehr bedeutete. Der feige Talleyrand übernahm es, den förmlichen Sturz des Kaisers herbeizuführen; der Senat sprach am 2. April unter Schmähungen die Absetzung Napoleons aus.

Dieser aber gedachte den Dingen ein schnelles Ende zu bereiten: 70000 Mann hatte er in Fontainebleau gesammelt; er wollte Paris nehmen, die früheren Bedingungen durchsetzen. Hätte er diesen Plan ausführen können, er wäre den Verbündeten sehr gefährlich geworden; aber seine Marschälle, seine Soldaten versagten sich ihm.

Da unterzeichnete er am 11. April die Thronentsagung für sich und seine Erben. Weil Alexander seinen Edelmut zeigen, Kaiser Franz den Schwiegersohn schonen wollte, wurde dem gestürzten Kaiser ein äußerst glimpfliches Los beschieden. Während Preußen ihn am liebsten schon jetzt nach dem fernen St. Helena versetzt hätte, bekam er die Italien und Frankreich so benachbarte Insel Elba als Aufenthaltsort und eine reichliche Civilliste angewiesen. Als ob der Ehrsüchtige auf solche Weise hätte unschädlich gemacht werden können! Wurde mithin durch diese Art der Absetzung der europäische Friede nicht gesichert, so wurde auch durch die Neubesetzung des französischen Trones mit den „legitimen" Bourbons der Siegespreis, den Europa und Deutschland fordern durften, erheblich vermindert.

9. Der erste Pariser Friede (30. Mai 1814).

Es war für die Franzosen ein großes, aber sicherlich unverdientes Glück, daß Kaiser Alexander auf die Gestaltung ihrer Angelegenheit den entscheidendsten Einfluß bekam: Kaiser Franz war ja nicht zur Stelle, König Friedrich Wilhelm kümmerte sich wenig darum, unter welchen Umständen die Zurückführung der Bourbons erfolgte, in denen man die einzig möglichen Regenten des kaiserlosen Staates erblickte.

Alexander, der jetzt liberale Anwandlungen hatte, wollte die Bourbons eigentlich durch einen Beschluß des französischen Volkes, dem sie eine freisinnige Verfassung zu geben haben würden, zurückgerufen wissen. Das war auch die Meinung des Senates, der am 6. April Louis Stanislaus Xaver Bourbon auf den Thron berief und somit das Prinzip der Volkssouveränetät anerkannte; von Erbrecht verlautete in dem Beschlusse nichts. Anders dachten die Bourbons, und es fanden sich auch genug Politiker, welche behaupteten, Louis XVIII. habe bisher zwar nicht thatsächlich, aber rechtlich regiert. Dieser war nur einen Augenblick unschlüssig, dann erklärte er sich zum König von Gottes Gnaden und verwarf (2. Mai) die ihm vorgelegte Verfassung als übereilt, versprach aber gleichwohl, „kraft königlichen Rechtes" eine Charte zu erlassen.

Wie auch immer diese Meinungsverschiedenheit sich löste, — die Lösung ging Frankreich mehr an als Europa — so war doch immerhin das durch die Revolution gestürzte Herrscherhaus wieder auf den französischen Thron gelangt. Konnte man einen solchen Herrscher für die Sünden des revolutionären Frankreich verantwortlich machen und ihm Abtretungen aufnötigen, welche ihm die französische Nation niemals vergeben haben würde? Dazu kam, daß Alexander in einer Proklamation sofort beim Einzug verheißen hatte, man werde Frankreich die Grenzen garantieren, die es unter seinen legitimen Herrschern gehabt.

Jedenfalls kam es darauf an, die Grenzen Frankreichs so festzustellen, daß es nicht wieder übermächtig und übermütig werde. Aber die Forderungen der Patrioten, welche den Franzosen nur die Grenzen von 1648 oder der Zeit von Ludwig XIV. zugestehen wollten, demnach vor allem Elsaß und Lothringen für Deutschland beanspruchten, waren nach allem Vorangegangenen schlechterdings unerfüllbar. So wichtig es gewesen wäre, auf jene Weise Süddeutschland militärisch zu sichern und zu stärken, durften die preußischen Staatsmänner einen daraufzielenden Antrag gar nicht einbringen. Nicht einmal der Teil des Elsasses, der beim Ausbruch der Revolutionskriege noch im Besitz deutscher Reichsstände gewesen war, ließ sich retten. Die nichtpreußischen Bevollmächtigten der Verbündeten waren auf Kosten Preußens und Deutschlands zur äußersten Großmut geneigt; der französische Minister Talleyrand pochte darauf, daß man die jetzige legitime Regierung Frankreichs nicht für die Sünden der Republik büßen lassen dürfe; nötigenfalls rasselten die französischen Marschälle mit edler Dreistigkeit mit dem Säbel.

Es bedurfte der Zähigkeit des preußischen Diplomaten Wilhelm von Humboldt, um dem ewigen Nachgeben ein Ende zu machen; er aber rettete für Deutschland nur Kaiserslautern, und Talleyrand konnte sich über sein Werk nur freuen, denn zuletzt machte sein Staat noch einen Gewinn von 100 Quadratmeilen und 1 Million Einwohner.

Frankreich behielt Mömpelgard, die elsässischen Reichslande; man überließ ihm die pfälzischen Gebiete zwischen der Weißenburger Linie und Landau und gab ihm obendrein, „um die Grenze abzurunden", Saarbrücken mit seinem wertvollen Kohlenbecken.

Am schnödesten aber ward Preußen von seinen Verbündeten behandelt, als es seine wohlbegründeten Geldforderungen an Frankreich zur Sprache brachte. Die Hauptforderung bestand in der seiner Zeit von Napoleon versprochenen Entschädigung für den Durchzug der großen Armee und belief sich auf 136 Millionen Franken. Der ausgesogene Staat bedurfte des Geldes auf das dringendste. Aber der Zar in seiner überspannten Großmut wollte nicht dulden, daß dies Frankreich, welches die ganze Welt ausgeplündert hatte, auch nur seine Schulden bezahlte — ganz zu geschweigen von einer Kontribution, welche sich der besiegte Staat nach dem Kriegsrecht aller Zeiten hätte gefallen lassen müssen. Da der kurzsichtige Hardenberg sich diese Forderungen nie hatte verbürgen lassen, mußte der Staat die Folgen tragen.

Auch betrachteten es die Franzosen als ein himmelschreiendes Unrecht, daß Preußen die ihm entwendeten Kunstschätze zurückforderte. Mit Mühe bekam man den Degen Friedrichs des Großen und den Siegeswagen, der einst das Brandenburger Thor zierte, wieder.

Unter diesen Verhältnissen war es kein Wunder, wenn Hardenbergs Vorschläge betreffs der Rekonstruktion Preußens bei den Verbündeten kein geneigtes Ohr fanden. Österreich hatte sich schleunigst in Italien seines Siegespreises bemächtigt; mochte Preußen zusehen, wie es zu dem seinigen gelangte; jedenfalls sollte der Staat der Hohenzollern nach Metternichs Wunsch nicht solche Entschädigungen bekommen, die ihn abrundeten oder ihm noch größere Bedeutung in Deutschland verschafften. Durch ein Protokoll, das Preußen am 31. Mai mit den verbündeten Höfen unterzeichnete, wurde festgesetzt, daß die streitigen Gebietsfragen auf dem Kongresse zu entscheiden wären, der binnen einigen Monaten zusammentreten sollte. Die am vorhergehenden Tage festgestellte Friedensurkunde ließ die meisten dieser Fragen offen und gab nur einige normative Bestimmungen an.

Indessen, welche Zurücksetzungen auch sich der preußische Staat von seiten der Diplomaten gefallen lassen mußte, er konnte sich damit trösten, daß er es gewesen, welcher dem Auslande wieder Achtung vor deutscher Tüchtigkeit eingeflößt hatte. Mochten die englischen Tories noch so giftige Gesinnungen gegen Preußen hegen, das englische Volk ertötete den alten Marschall Vorwärts fast mit Gunstbezeugungen, als er mit den Monarchen zu einem Besuche des Prinzregenten nach London hinüberkam.

Auch die Bevölkerung Preußens nahm den Frieden, den die Generale als faulen Frieden schmähten, dankbar entgegen. Hatte doch der Krieg mit dem Einzuge in die feindliche Hauptstadt geendet, und nun konnte man wieder aufatmen und mit erleichterter Brust Gottes Frühling genießen. Welcher Jubel, als die Siegeskunde von Paris eintraf, als die Nachricht vom Frieden anlangte, als die geraubte Viktoria ihren Einzug in Berlin hielt, als die ent-

Digitized by Google

laſſenen freiwilligen Jäger zu ihrem Beruf, die Landwehrleute in die Arme ihrer Angehörigen zurückkehrten! War es ein Wunder, wenn man überſah, wie viel ſchwierige Fragen der Löſung harrten? Mochte immerhin der Sänger in begeiſtertem Hochgefühle ausrufen:

„Wie mir deine Freuden winken
Nach der Knechtſchaft, nach dem Streit!
Vaterland, ich muß verſinken
Hier in deiner Herrlichkeit!“

10. Der Wiener Kongreß bis zu Napoleons Rückkehr nach Frankreich (1. März 1815).

Die Aufgabe, welche die Diplomatie auf dem Wiener Kongreſſe zu löſen hatte, war unendlich ſchwierig; ſie verwickelte ſich noch mehr, weil man die beſtandene furchtbare Gefahr und die Kräfte, welche die Rettung gebracht, mehr und mehr vergaß. Am meiſten war dies in Öſterreich der Fall, welches den Krieg gegen Napoleon an der Seite Preußens nur mit halbem Herzen geführt hatte und lediglich darauf bedacht war, durch allerlei kleinliche Mittel und ſchmähliche Intriguen die zukünftige Lage des Hohenzollernſtaates ſo ungünſtig wie möglich zu geſtalten. Es traf ſich in dieſem Wunſche mit England, deſſen Diplomaten ſich nicht ſowohl durch engliſche, als durch welfiſch-hannöverſche Hausintereſſen leiten ließen. Als weiterer Bundesgenoſſe war dem Wiener Kabinett auch Frankreich willkommen, welches nach dem Friedensvertrage eigentlich gar nicht zu den Beratungen über die Verteilung der Entſchädigungen hätte hinzugezogen werden dürfen. Aber vortrefflich verſtand es Talleyrand, ſich geltend zu machen, und Öſterreich ſelbſt ſetzte dieſen Diplomaten in den Stand, wenigſtens Hardenbergs Pläne erfolgreich zu bekämpfen. Endlich verſtand es ſich von ſelbſt, daß die deutſchen Mittelſtaaten, welche anfänglich von den entſcheidenden Beratungen über die Neugeſtaltung Deutſchlands hatten ausgeſchloſſen werden ſollen, Anlehnung bei Öſterreich ſuchten, welches ja ſeit dem Vertrage von Ried über die Rheinbündler ſeine ſchützenden Flügel gebreitet hatte. Auch in dieſer Rückſichtnahme auf die Mittelſtaaten ſtimmten Öſterreich und Frankreich völlig überein; wie hätte es Talleyrand entgehen können, daß das furchtbare Preußen verlor, was jene gewannen; insbeſondere Bayern — wie oft hatte es ſeine Hoffnungen an die Sache Frankreichs geknüpft!

Bekämpften alle dieſe Mächte alle Forderungen Preußens grundſätzlich aus politiſchen Rückſichten, ſo geſellte ſich ihnen noch ein fernerer Genoſſe zu, der für ſein eigenſtes perſönliches Intereſſe focht, wenn er nach Kräften gegen Preußen intrigieren half. Es war der König von Sachſen, deſſen Geſandter vom Kongreß abgewieſen war. In Wien ſollte ſich ſein Schickſal entſcheiden: wenn er da keine Helfer fand, war ihm Thron und Land verloren, da Preußen hier ſeine Entſchädigung ſuchte.

Die Fragen, in welchen sich diese Gegnerschaft äußerte, betrafen teils die Sicherung der deutschen Grenze, teils die Entschädigung Preußens und auch Rußlands, teils die zukünftige Verfassung Deutschlands.

Während es das Natürlichste gewesen wäre, Preußen mit der Wacht am Rhein zu betrauen, hatte die Diplomatie diese Aufgabe dem neuzugründenden Königreich der Niederlande zugewiesen. Die englische Diplomatie besonders war für diesen Gedanken begeistert, da der Prinz von Oranien ja die englische Prinzessin Charlotte heiraten sollte. Diesem Staate suchte nun England möglichst viel linksrheinisches Gebiet zuzuwenden, was natürlich den Preußen entging; zugleich sollte das welfische Stammland Hannover, angemessen vergrößert, der englischen Dynastie zurückgegeben werden. Eine solche oranisch-welfische Macht bildete dann in Norddeutschland ein treffliches Gegengewicht gegen Preußen, das auf die entlegene Ostsee beschränkt blieb.

Aber auch am Mittelrhein sollte Preußen nicht die Grenze hüten; Metternich war fest entschlossen, das wichtige Mainz an Bayern auszuliefern — ein Plan, der sich natürlich von seiten Talleyrands des höchsten Beifalls erfreute.

Wichtiger noch als beides schien es, zu verhindern, daß Preußen durch Einverleibung des Königreichs Sachsen gestärkt werde. Längst wurde zwischen Metternich und dem sächsischen Hofe verhandelt, um Friedrich August den Thron zu erhalten, und auch Talleyrand erklärte sich gegen die „Beraubung" des unglücklichen Königs: er fand, daß dies dem Prinzip der Legitimität entgegen sei, — nachdem er von Friedrich August 2 Millionen Franken erhalten hatte. Selbstverständlich besaß er auch die Sympathie der Rheinbündler; war er doch einer von ihnen, nur von etwas anständigerer Gesinnung, als die andern Kleinfürsten, welche ihren Imperator in der Stunde der Gefahr verlassen hatten. Den mannigfachen Neidern gegenüber hätte Preußen sich in engster Verbindung mit dem Zaren halten und dessen polnische Pläne rückhaltlos unterstützen sollen. Mochte es immerhin für Österreich höchst unangenehm sein, wenn ein polnisches Nationalreich als Nebenland Rußlands, an seiner Seite erwuchs, für Preußen kam kein Lebensinteresse in Frage, sobald es nur eine leidlich gesicherte Ostgrenze bekam. Dies Verhältnis nicht rechtzeitig erkannt zu haben, war Hardenbergs Schuld, der überhaupt den Vertretern der andern Mächte in keiner Weise gewachsen war; aber auch der trefflichste der preußischen Bevollmächtigten, W. von Humboldt, gab sich bedauerlichen Täuschungen hin über die politische Lage,

Wilhelm von Humboldt.
Gezeichnet von P. E. Stroehling im Dezember 1814 in London.

Digitized by Google

die Absichten und Stimmungen der beteiligten Mächte: auch er erklärte die Wiederherstellung der polnischen Krone für ein unheilvolles Bestreben, das jedenfalls verhütet werden müsse.

Es lag auf der Hand, daß die geschilderte Parteigruppierung die Wiener Verhandlungen aufs äußerste erschweren würde: zwei Schlagwörter, die im Laufe derselben, namentlich von französischer Seite, vorgebracht wurden, „Legitimität" und „europäisches Gleichgewicht" oder „juste milieu des forces", dienten zu weiterer Verwirrung und Uneinigkeit.

Schon die Vorbereitungen zum Kongreß erweckten keine großen Hoffnungen: die Versammlung hatte am 1. August eröffnet werden sollen, ward aber bald auf den 1. Oktober und dann (8. Oktober) auf den 1. November vertagt. Als man endlich an die Geschäfte ging, wurde der Kongreß nicht, wie bei früheren wichtigen Reichsverhandlungen, „mit Gott" eröffnet, sondern mit einer Reihe glanzvoller Feste, an denen die europäische Diplomatie allmählich solches Gefallen fand, daß bald die Salons schöner und geistreicher Damen für den Gang der Dinge entscheidender waren, als die offiziellen Beratungen. Und wenn man geglaubt hatte, über die Neugestaltung Europas und Deutschlands sei man im ganzen einig und nur noch die Unterzeichnung der bezüglichen Abmachungen nötig, so zeigte sich in kurzem die Uneinigkeit in schönster Blüte. Maskenzüge und Praterfahrten, Bälle und Spielpartien, Schmausereien und lebende Bilder traten an die Stelle ernster Beratungen, über deren Schwierigkeiten man nicht recht hinwegkommen konnte.

Die Hauptrolle auf dem Kongreß spielte zuerst Kaiser Alexander; sein offizieller Vertreter war Graf Nesselrode, aber auf die Entschließungen des Zaren hatten der Pole Czartoryski und der Korfiote Kapodistrias den größten Einfluß. Unter den fremden Gästen erregten namentlich die Engländer großes Aufsehen, besonders durch ihren Spleen und den grobstolzen Dünkel ihres Auftretens. Von den deutschen Dingen verstanden sie nichts, weder Castlereagh noch Wellington, und folgten den Ratschlägen Metternichs oder des Grafen Münster, welcher die welfischen Hausinteressen vertrat. Der Freiherr vom Stein war ohne offizielle Stellung anwesend in der Umgebung des Zaren, der sich den Einwirkungen dieses gewaltigen Geistes noch immer nicht zu entziehen vermochte. Bayern vertrat der Fürst Wrede, der Besiegte von Hanau, ein erklärter Franzosenfreund, Württemberg der Freiherr von Linden, der unterwürfige Diener seines despotischen Herrn. — Natürlich stand neben dem Zaren in erster Linie Metternich, der auch den Vorsitz führte und, im Bunde mit Talleyrand, den Kongreß immer mehr beherrschte. Erwähnt sei auch, daß der österreichische Hofrat Gentz als Schriftführer des Kongresses im Jahr 1814 sich 17000 Dukaten verdiente, von Frankreich allein bekam er 24000 Gulden.

Vermehrt wurden diese Hindernisse durch die Anwesenheit auch der deutschen Kleinfürsten, deren hauptsächlichstes Bestreben darin bestand, Preußen entgegenzuarbeiten. Dazu kamen noch die Häupter der Mediatisierten, die gegen den Rheinbund protestierten und gleichfalls an der Neugestaltung Deutschlands teilnehmen wollten. Auf der andern Seite baten die Käufer der hessischen Domänen den Kongreß um Schutz gegen ihren Landesherrn, welcher die jüngstvergangene Zeit ungeschehen machen und sein Eigentum zurückhaben wollte. Neben den Vertretern der katholischen Kirche, welche dieselbe in ihren vorrevolutionären Besitz wieder eingesetzt wissen wollten, machte ein Generalvikar von Konstanz, H. von Weisenberg, den Versuch, eine zeitgemäße Umgestaltung der katholischen Kirche in Deutschland in das Programm der Beratungen aufnehmen zu lassen.

Aber nicht allein die Gegenstände der Beratung hemmten die Verständigung, auch die Formfrage, wer mitzuberaten habe und wie die Verhandlungen zu leiten seien, war nicht leicht zu beantworten. Anfangs hatten die vier siegreichen Großmächte, mit Aus-

Digitized by Google

schluß Frankreichs, die Beratungen führen und die Entscheidungen treffen wollen; nachher mußte man auf Talleyrands Einspruch gestatten, daß wenigstens formell den acht Mächten, welche den ersten Pariser Frieden unterzeichnet hatten, die Teilnahme gestattet würde: den dominierenden Einfluß behaupteten gleichwohl jene fünf. Als eigentlich fünfte Kongreßmacht wurde Frankreich allerdings erst im Januar 1815 anerkannt, nachdem es Talleyrand gelungen war, zwischen den andern vier Mächten die bitterste Feindschaft zu entzünden.

Es würde nun zu weit führen, den Gang der Verhandlungen mit all den Intriguen der preußenfeindlichen Diplomatie im einzelnen zu schildern. Die polnisch-sächsische Frage bildete den Mittelpunkt des Intriguenspiels, das Hardenberg nicht durchschaute. Im Anfang November erfuhr König Friedrich Wilhelm sogar, daß Metternich dem Zaren versprochen hatte, seine polnischen Pläne zu fördern, wenn er nur Preußens Ansprüche auf ganz Sachsen ferner nicht begünstigen wolle. Das veranlaßte den König, zum größten Ärger Hardenbergs, der deswegen seinen Abschied nehmen wollte, sich wieder eng an seinen alten, jetzt einzigen Freund anzuschließen, und Metternich erkannte nun, daß er künftighin wenigstens in eine Teilung Sachsens werde willigen müssen: es lag ihm nun wesentlich daran, die Nachbarschaft der gereizten Wettiner für den „ländergierigen" Hohenzollernstaat möglichst unbequem zu gestalten.

Die Annäherung des Königs an den Zaren bewirkte zwar, daß Metternich in einigen Punkten, wie in der Mainzer Frage, nachgab, aber in Hinsicht auf Sachsen ward so glücklich intrigiert, daß sich Hardenberg zu einem demütigen Gesuch an Metternich bequemte und an dessen Großmut appellierte. Die Folge war, daß Metternich jetzt Preußen nur noch den fünften Teil Sachsens überlassen wollte.

Die Dinge spitzten sich so zu, daß Mitte Dezember die beiden Parteien — 1814
Österreich, Frankreich, England-Hannover, die Mittelstaaten einerseits, Preußen und Rußland anderseits — daran dachten, die Entscheidung ihres Streites den Waffen anzuvertrauen: der preußische Generalstab arbeitete zu Ende Dezember einen Kriegsplan aus. Am 3. Januar 1815 unterzeichnete Metternich mit 1815
Castlereagh und Talleyrand das Kriegsbündnis wider Rußland und Preußen: Talleyrand ließ bereits einen General aus Frankreich kommen, um mit Wrede und Schwarzenberg den Kriegsplan für das nächste Frühjahr festzustellen, Hardenberg hatte davon natürlich keine Ahnung.

Mit diesem Bündnis vom 3. Januar war aber eine wohlthätige Krisis eingetreten. Namentlich Lord Castlereagh mußte sich gestehen, daß das englische Parlament sicherlich nicht einem Vertrage zustimmen werde, welcher dem fünfundzwanzig Jahre lang bekämpften Frankreich Englands Hilfe verhieß. So war England, in dessen Gefolge auch Österreich, zur Versöhnung gestimmt, auch Preußen konnte nicht wünschen, die Einverleibung Sachsens von dem gewiß sehr zweifelhaften Ausgange eines europäischen Krieges abhängig zu machen. Man ging auf den Teilungsvorschlag ein, und nun wurde nur noch um das Mehr oder Minder gemarktet. Durch die Anlehnung an Rußland, welches jetzt treu zu Preußen hielt, gewann Friedrich Wilhelm die

Digitized by Google

größere Hälfte des albertinischen Sachsens. Kaiser Alexander überließ seinem Freunde Thorn; Mitte Februar waren die territorialen Verhandlungen zwischen den Großmächten beendet; nur über die Neugestaltung Deutschlands war infolge jener Streitigkeiten nichts festgestellt worden.

Die Versöhnung — wenn man jenes fast notgedrungene Aufgeben feindseligster Gedanken so nennen will — war gerade noch rechtzeitig erfolgt. Am 7. März 1815 erhielt Metternich von Genua her die Nachricht, Napoleon sei von Elba entwichen. Er war schon am 1. März in Cannes gelandet, im Siegeszug auf Paris begriffen.

---

11. Der Wiener Kongreß nach der Rückkehr Napoleons. Die Bundesakte (8. 10. Juni 1815).

1815 Am 13. März erließen die acht Mächte, welche den Pariser Frieden unterzeichnet hatten, ein Manifest, laut dessen Napoleon als Feind und Störer der Ruhe der Welt für vogelfrei erklärt wurde. Am 25. März erneuerten die vier Verbündeten von Chaumont ihr Kriegsbündnis und gelobten einander, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis Napoleon für immer unschädlich gemacht sei. Da sich die französische Nation mit der Thronveränderung einverstanden erklärte, während ihr doch in Rücksicht auf die Wiederherstellung der legitimen Bourbons solch ein milder Friede bewilligt worden war, hätten die Verbündeten es bei der Ächtung Napoleons nicht bewenden lassen dürfen, sondern Frankreich von vornherein begreiflich machen müssen, daß es die Folgen seines Wankelmutes zu tragen und seinen Abfall selbst zu büßen haben werde. Aber so konsequent verfuhr man nicht, was nachher wieder bei den Friedensverhandlungen die nachteiligsten Wirkungen hatte. So wurde die Welt nur aufgerufen zum Kampf „wider Bonaparte"; auch die deutschen Mittelstaaten traten, mehr oder minder schnell und bereitwillig, dem Kriegsbündnisse bei.

Während sich im April und Mai die Heere ziemlich langsam sammelten und schwerfällig der belgischen Grenze näher gebracht wurden, nahmen die Verhandlungen in Wien ihren Fortgang; es galt, die territorialen Fragen im einzelnen zu lösen und sich über die Neugestaltung Deutschlands schlüssig zu machen.

Die durch Napoleons Wiederkehr bedingte Einmütigkeit der Hauptmächte machte auch eine schnellere Einigung über die territorialen Veränderungen möglich; bei der unumgänglichen Beschleunigung der Verhandlungen mußte aber das von allen Seiten angefochtene Preußen auf einen Teil seiner Ansprüche verzichten. Ohne auf die fortgesetzten Intriguen untergeordneter Art einzugehen, genügt es, die Ergebnisse kennen zu lernen.

Von den verlorenen polnischen Gebieten bekam Preußen nur den kleinsten Teil wieder (Danzig, Thorn, das Großherzogtum Posen). Die Stammlande Ansbach-Baireuth

Digitized by Google

mußte Hardenberg Bayern überlassen. Außer dem größeren, wiewohl dünner bevölkerten Teil des Königreichs Sachsen, bekam es am Rhein Jülich und Berg, das Siegener Land und die Gebiete des Kölner und Trierer Erzstiftes: es bildete daraus und aus seinen früheren rheinischen Besitzungen die Rheinprovinz; außerdem gewann es ausgedehnte Entschädigungen in Westfalen. Eine sehr bedeutungsvolle Erwerbung wurde dadurch gemacht, daß man, freilich nicht ohne Opfer, in den Besitz des ehemals schwedischen Vorpommern gelangte. Es wurde durch ein ziemlich verwickeltes Tauschgeschäft erworben, bei dem Preußen Ostfriesland, Hildesheim, Goslar und einen Teil der Grafschaft Lingen an Hannover abtrat, damit dieser Staat den derzeitigen Besitzer Pommerns, nämlich Dänemark, mit dem Herzogtum Lauenburg entschädigte. Besonders die Abtretung Ostfrieslands ist dem Staatskanzler sehr verdacht worden, aber mit Unrecht: für die Abrundung Preußens war Pommern wichtiger als Ostfriesland; auch mußte verhindert werden, daß sich der Däne an der deutschen Küste einnistete. Aber allerdings schieden die wackeren Ostfriesen nur sehr ungern aus dem preußischen Staatsverbande, und auch der König, dessen Geburtstag noch lange nachher in diesem Lande als Fest gefeiert wurde, gab diese treuen Unterthanen nur mit Widerstreben auf.

Neuvorpommern nebst der Insel Rügen hatte Schweden nämlich im Januar 1814 durch den Kieler Frieden gegen Norwegen an Dänemark abgetreten. Dänemark kam bei dem letzten Tausch sehr schlecht fort, denn es erhielt für 75 Quadratmeilen nur 19 und ein Geldentschädigung von 2 Millionen. Der preußisch-hannöversche Tauschvertrag wurde am 29. Mai 1815 geschlossen, am 4. Juni folgte das Abkommen mit Dänemark. Auch an Schweden mußten, um seine Einwilligung zu erhalten, 3½ Millionen gezahlt werden.

Zwar war der Kalischer Vertrag nicht buchstäblich erfüllt, denn Preußen hatte an Gebiet 600 Quadratmeilen — gegen den Zustand von 1805 — verloren, aber was es an sächsischen und rheinisch-westfälischen Landen erhielt, war ungleich wertvoller, als die an Flächeninhalt größeren slavischen Gebiete, die man aufgab. Allerdings war die militärische Lage des langgestreckten Staates noch bedrohter als zuvor, was freilich durchaus nach dem Geschmacke Metternichs war; wenn er Preußen Koblenz und das Gebirgsland zwischen Saar und Nahe zugestand, so that er dies mit dem Hintergedanken, daß die unmittelbare Nachbarschaft Frankreichs dem Hohenzollernstaate ähnliche Verlegenheiten bereiten werde, wie einst in Belgien den Habsburgern. Er übersah dabei, daß auf diese Weise Preußen immer an seinen deutschen Beruf erinnert wurde, daß es schon im eigenen Interesse nie versäumen durfte, an der Westgrenze des Reiches auf der Wacht zu stehen. Und wenn ein Staat, wie Hannover, die Kontinuität des preußischen Besitzes in unerträglicher Weise unterbrach, mußte da nicht Preußen auf den Gedanken kommen, solche Unzuträglichkeiten bei gegebener Gelegenheit zu beseitigen?

Bayern, welches Salzburg und Tirol an Österreich zurückgeben mußte, stellte durch den Fürsten Wrede übertriebene Ansprüche, denen namentlich Stein entgegenwirkte. Es erhielt zwar Würzburg und den größten Teil der linksrheinischen Pfalz, nicht aber die gleichfalls erstrebten rechtsrheinischen Teile mit Heidelberg und Mannheim.

Die übrigen Rheinbundstaaten behielten ungefähr das, was sie in der napoleonischen Zeit sich angeeignet hatten, wie ja auch an den Titeln, die sie von Napoleons Gnade führten, nichts geändert wurde. Die öffentliche Meinung war daher mit diesem Teile der Kongreßarbeit sehr unzufrieden, und Blücher gab dieser Mißstimmung mit den derben Worten Ausdruck: „Wir haben einen tüchtigen Bullen nach Wien hingebracht und einen schäbigen Ochsen heimgebracht".

Digitized by Google

Einen noch jämmerlicheren Ausgang nahm das deutsche Verfassungswerk, und zwar auch wesentlich wegen des Antagonismus zwischen Österreich und Preußen und wegen der Rücksichten, die man auf die Mittel- und Kleinstaaten nehmen mußte; dazu kamen die Intriguen der Fremdmächte, welche ein starkes Deutschland nicht erstehen lassen wollten, und die politische Unklarheit, welche selbst in den Köpfen der besten Patrioten herrschte. Die Deutschen hätten keine Idealisten sein dürfen, wenn sich nicht ihre Staatsmänner, ihre Dichter für die Wiederaufrichtung des Kaisertums hätten begeistern sollen. Sie bedachten nicht, welche Niederlagen das Reich und die Nation unter dem habsburgischen Kaisertum erlitten, daß Kaiser und Reich Lügen waren, lange bevor das offizielle heilige römische Reich zu Grabe getragen wurde, — hatte doch die Nation eben unter Kaisern ihre glorreichsten Tage verlebt! Manche Patrioten gaben sich der überspannten Hoffnung hin, sowie Deutschland wieder einen Kaiser habe, nehme es von selbst den ersten Rang in Europa ein.

Aber, wenn das Emporkommen der brandenburgisch-preußischen Macht dem ersterbenden heiligen Reich einst den Rest gegeben, so war die Stellung, welche dieser Staat nach dem Freiheitskriege einnahm, auch das Haupthindernis für die Wiederaufrichtung des Kaisertums. Sollte Preußen, welches im Kampfe für Deutschland wieder das Beste gethan, sich freiwillig dem undeutschen Österreich unterordnen, sich geduldig neben die Mittelstaaten stellen, die Hohenzollern neben den Rheinbundskönigen rangieren? Ein hohenzollernsches, protestantisches Kaisertum dagegen hätten die Mittel- und Kleinstaaten, wie das auf seine Vergangenheit pochende Österreich nun und nimmer bewilligt. Übrigens war Österreich selbst der Kaiseridee abgeneigt; wenn man aber davon absah, auf welche Weise sollte der Artikel des Vertrags von Chaumont erfüllt werden, durch welchen ein alle deutschen Staaten umschlingendes „föderatives Band" in Aussicht gestellt war?

Zu der Schwierigkeit, das föderative Band ausfindig zu machen, gesellte sich eine zweite: bei der Neugründung des Reiches war auch festzustellen, in welcher Weise die Nation, welche doch eingestandenermaßen den Hauptanteil an der Befreiung hatte, an der Regierung Deutschlands zu beteiligen sei. Namentlich Stein, der ja schon früher dem preußischen Staate eine Verfassung hatte geben wollen, beschäftigte sich von vornherein mit Entwürfen für eine derartige Reichsverfassung.

So verfiel der große Stein zuerst auf einen ganz unglückseligen Plan: Preußen sollte mit seinen Landen westlich der Elbe, Österreich mit seinen Gebieten westlich des Inn in den zu gründenden Staatenbund treten, beide aber für ihren gesamten Besitz ein ewiges Bündnis mit Deutschland eingehen. Auch die Niederlande und die Schweiz sollten zu dem letzteren eingeladen werden. In dem Bunde war Österreich das Präsidium zugedacht, Preußen das Direktorium, d. h. eine Stellung, wie sie im alten Reich etwa der Kurfürst von Mainz als Erzkanzler innegehabt hatte. Das neue „Deutschland" sollte in sieben Kreise eingeteilt werden, die Herrscher von Österreich, Preußen und Hannover als Kreisobersten die Führung der Kleinstaaten übernehmen, Bayern und Württemberg für ihre eigenen Gebiete Kreisobersten sein. Die Gesetzgebung sollte gemeinsam mit den Kreisobersten den Ständen zustehen, d. h. den geringeren Fürsten, freien Städten und den Mediatisierten.

Digitized by Google

Metternich stimmte dem Entwurfe nicht bei: Österreich sollte mit allen Gebieten, die ehemals zum Reich gehört hatten, eintreten, Preußen auf das Direktorium verzichten. Zwar gab Hardenberg dies nach, aber es war vorauszusehen, daß die Kleinfürsten sich die beabsichtigte Vorherrschaft der fünf Hauptstaaten (Österreich, Preußen, Hannover, Bayern, Württemberg) nicht gefallen lassen würden. Dazu kam, daß weder Österreich, noch Bayern an der Begründung dieses Staatenbundes etwas gelegen war. Keinesfalls sollte derselbe die Souveränetät beschränken; ja Fürst Wrede verlangte für Bayern völlige Gleichstellung mit Österreich und Preußen; sogar das Direktorium sollte zwischen den fünf Hauptmächten wechseln. Württemberg war mit dem ganzen Plane so wenig zufrieden, daß der König am 16. November aus dem Rate der fünf austrat. Sofort verband sich Stein mit den Kleinfürsten, welche zum Schutz gegen ihre stärkeren Nachbarn eine kräftige Reichsgewalt wünschten; eine Petition derselben beantragte Errichtung des Kaisertums und gleiche Rechte aller Glieder.

Um sich gegen eine starke Reichsgewalt von vornherein zu sichern, machten sich, wie weiterhin im Zusammenhange dargestellt werden wird, Württemberg und Bayern schon jetzt an die Ausarbeitung liberaler Verfassungen. Nicht zu gunsten der Freiheit, sondern zur Stärkung des Partikularismus wurden sie erlassen.

Den Kleinstaaten war es natürlich weniger um das Kaisertum, als um die Gleichberechtigung aller zu thun, und auch W. von Humboldt, der sich mit der Abfassung von Entwürfen abmühte, sah ein, daß nur auf dieser Basis die bündische Einheit zu erreichen sei. Drei Punkte aber erklärte er für unumgänglich: eine kraftvolle Kriegsgewalt, ein Bundesgericht und landständische, durch den Bundesvertrag gesicherte, Verfassungen. Metternich aber wünschte gerade das Gegenteil, wie ein von seinem Vertrauten Wessenberg vorgelegter Plan bewies, demzufolge auf Kosten der Centralgewalt die Souveränetät der einzelnen Staaten möglichst geschont werden sollte. Zu neuen Verwirrungen führte es, daß Stein noch einmal für die Kaiseridee zu wirken suchte. Noch war alles in der Schwebe, als Napoleons Wiederkehr neue Kriegsrüstungen notwendig machte. Sollte der Kongreß auseinandergehen, ohne die Wünsche der deutschen Nation auch nur im geringsten erfüllt zu haben? Fast schien es so: die preußischen Vorschläge fanden noch immer keinen Beifall; endlich, am 23. Mai, einigten sich Preußen und Österreich über einen wesentlich auf Wessenbergs Entwurf basierenden, etwas verschärften Bundesplan, — es war der neunte!

Am Tage vorher hatte König Friedrich Wilhelm seinem Volke angekündigt, daß auch in seinem Staate eine Landesrepräsentation eingerichtet werden sollte.

In elf Konferenzen wurde dieser Plan zur Annahme gebracht (23. Mai bis 10. Juni), aber erst nachdem eine Reihe tiefgreifender Veränderungen vorgenommen war. Die wichtigste war die Amendierung des Artikels 13, indem die Verheißung: „In allen deutschen Staaten soll eine landständische Verfassung bestehen" in die Prophezeiung verwandelt wurde: „In allen deutschen Staaten wird eine landständische Verfassung stattfinden." Auch der Antrag Sachsens, welches für alle Bundesbeschlüsse Einstimmigkeit forderte, wurde im wesentlichen angenommen und damit sowohl dem Ausbau der Bundesverfassung entgegengearbeitet, als auch die Leistungsfähigkeit des Bundes auf

Digitized by Google

allen Gebieten des politischen und nationalen Lebens in Frage gestellt. Daß auch die Hoffnungen, welche man für eine nationale Gestaltung der katholischen Kirche gehegt hatte, bei einer so eilfertigen Behandlung und bei so tiefen Meinungsverschiedenheiten scheitern mußten, war selbstverständlich.

Übrigens gewann es noch ganz zuletzt den Anschein, als solle alles auseinanderfallen, da einige Staaten erklärten, sie würden dem Bunde nur beitreten, wenn er alle deutschen Staaten umfasse: Bayern aber machte Schwierigkeiten. Endlich, nachdem auch das Bundesgericht aufgegeben war, hatte Fürst Wrede die Gnade, der Akte zuzustimmen. Am 10. Juni wurde sie unterzeichnet — außer von Baden und Württemberg, die sich erst nach dem zweiten Sturze ihres Imperators dazu entschlossen (am 26. Juli, bezw. 1. September).

Das traurige Machwerk, welches den Spott und die schadenfrohe Befriedigung der fremden Diplomaten herausforderte, war nicht entfernt geeignet, die Fürsten und Stämme Deutschlands zu einigen; es hatte nur einen einzigen Vorzug, der in einem seiner zahlreichen Mängel bestand: indem es die Einzelstaaten nur sehr lose zusammenfügte, gestattete es auch dem preußischen Staate, sich völlig frei zu entwickeln, im Einklange mit seiner Vergangenheit und seinen Bedürfnissen, welche zugleich die Deutschlands waren.

Der Bund umfaßte 39 Staaten, darunter auch die nichtdeutschen Dänemark (für Holstein) und Holland (für Luxemburg). Im Plenum hatten die sieben größten Staaten, welche mehr als fünf Sechstel des deutschen Volkes umfaßten, zusammen nur 27 Stimmen, die des letzten Sechstels 42. Den Vorsitz führte Österreich; Streitigkeiten unter den Bundesmitgliedern sollte ein Austragsgericht entscheiden, das Bundesheer in 10 Armeekorps gegen 300000 Mann umfassen. Frankfurt ward Sitz des „Bundestages".

12. Die hundert Tage. Ligny und Belle Alliance.

Die Verbesserungsfähigkeit der Bundesakte wurde in Wien von keinem der einsichtigeren Diplomaten verkannt, und einige hofften wohl auf durchgreifende Besserungen, wenn erst der zweite Sieg über Napoleon das Nationalgefühl weiter gestärkt haben würde. Zunächst freilich wünschten die Generale dem wetterwendischen Frankreich gegenüber wieder gut zu machen, was die Diplomatie verdorben, und niemand war glücklicher, als Blücher; wenn alles nach Wunsch ging, so mußte diesmal wenigstens — das war die Überzeugung aller Patrioten — Elsaß und Lothringen wiedergewonnen werden. Noch war die Erinnerung an das eben überstandene Kriegselend zu mächtig, als daß nicht dem Friedensstörer und seinem Volke die härteste Strafe hätte zuerkannt werden sollen.

Natürlich waren diese Ansichten nur im preußischen Volke verbreitet, denn England und Rußland waren auch jetzt entschlossen, der französischen Nation jede Demütigung zu ersparen.

Aber auch in Frankreich hatte man die Leiden und Opfer der Kriegszeit nicht vergessen. Der gebildete und besitzende Bürgerstand begehrte Frieden, um die Segnungen ruhigen Verkehrs unter einer freisinnigen Verfassung zu genießen. Zwar nahm man den Mann wieder auf, dessen Wiederkehr den Krieg bedeutete, aber er kam unerwünscht. Umsonst suchte Napoleon durch liberale Verheißungen jenen Kern des Volkes zu gewinnen; er fand seine Stütze eigentlich nur bei der Mannschaft, die unter ihm Siege erfochten; mit den Generalen war es schon anders: Marschälle, wie Oudinot und Macdonald, blieben ihm fern. Kaum wagte er die so notwendige Vermehrung des Heeres zu beantragen: bis Ende Juni hatte er noch nicht 200000 Mann zur Verfügung. Er hätte gern den Krieg — wenigstens für jetzt — vermieden, aber niemand glaubte an seine Friedensliebe, und der Kongreß hatte längst gesprochen. Wie sollte er mit jenen 200000 zugleich Frankreichs Grenzen decken und dem Feinde im Felde gegenübertreten? Die Bundesmächte erfüllten die Leistungen des Vertrages vom 25. März in erhöhtem Maßstabe; mit ihren 600000 Mann mußten sie Napoleon erdrücken. Seine Niederlage war entschieden, ehe der Kampf begann.

Was man nach dem Sturze Napoleons mit Frankreichs Regierung anfangen sollte, welche vor Napoleon die Flucht ergriffen hatte, darüber herrschten große Meinungsverschiedenheiten. Der Zar und der König von Preußen waren dem mattherzigen Bourbon abgeneigt, der zum Danke für seine Restitution jenes famose Kriegsbündnis vom 3. Januar 1815 betrieben hatte.

Daß die Niederwerfung Napoleons den Verbündeten mehr Opfer kostete, als nötig gewesen wäre, war die Schuld der österreichischen Strategie. Nach Gneisenaus Ansicht hätte man bis zum 1. Mai drei gewaltige Heere aufstellen und in Frankreich einrücken lassen können. Der Marsch auf Paris mußte unter den obwaltenden Umständen noch sicherer die Entscheidung bringen als 1814. Keinesfalls durfte man Napoleon verstatten, die Offensive zu ergreifen und die Gegner einzeln anzufallen.

Aber anders dachte Schwarzenberg. Bedenkliche Stimmungen hatten sich in Italien gezeigt, dessen Bevölkerung Murat zur Einheit aufrief. Demgemäß nahm die österreichische Strategie genau den Plan des Jahres 1814 auf, ein sehr starker linker Flügel sollte über den Oberrhein und durch die Schweiz ziehen, das Centrum (Russen unter Barclay) den Mittelrhein überschreiten, in den Niederlanden sollten Wellington und Blücher operieren. Da man vermutete, daß die Entscheidung im Centrum fallen werde, wurden die Österreicher — sie bildeten den linken Flügel — jedenfalls geschont.

Nicht zufrieden, die Streitkräfte der Verbündeten zu verzetteln, verschleppte Schwarzenberg auch den Beginn der Feindseligkeiten bis zum 1. Juli. So war von dieser Seite alles geschehen, um wenigstens vorübergehende Mißerfolge zu ermöglichen.

Der Entscheidungskampf war von dem Lenker der Schlachten nicht den Russen des Centrums, sondern den Truppen Wellingtons und Blüchers,

Digitized by Google

Soldatentypen der alliierten Armeen.

Bleistiftskizze eines nachmaligen preußischen Generals — damals Hauptmann im Blücherschen Generalstabe — aus dem Jahre 1815. — Das Blatt stellt einen preußischen Generalstabsoffizier mit den verschiedenen ihm zukommandierten fremdländischen Meldereitern dar, unter welchen ein Schotte und ein Baschkire besonders auffallen. Die Rassencharaktere sind sehr gut beobachtet und mit vielem Humor zur Darstellung gebracht.

d. h. im wesentlichen den Deutschen, vornehmlich den Preußen zugewiesen.

Von dem 74000 Mann starken Heere Wellingtons bestand nur ein Drittel aus Engländern; dagegen befehligte er 37000 Deutsche, teils die ruhmreichen Regimenter der deutschen Legion (7000 Mann), teils die Kontingente der Hannoveraner, Sachsen, Nassauer und Braunschweiger, die man nicht Preußen hatte unterordnen wollen.

Die beiden Heere schienen den Erfolg zu verbürgen. Waren die 116000 Mann, welche man auf den Hilferuf des Königs der Niederlande — denn gegen ihn hatte sich Napoleon gewandt — in Eile ins Feld gesendet hatte, auch nicht die besten Kerntruppen, so standen sie doch unter bewährten Führern, vor allem unter dem Oberbefehl des schneidigen Marschall Vorwärts, dem man wieder Gneisenau und eine Reihe tüchtiger Generalstabsoffiziere beigesellt hatte. Er fühlte die Last der Jahre nicht und flößte wie sonst dem ganzen Heere seine Siegeszuversicht ein.

Übrigens war die Armeeverwaltung in großer Verlegenheit, da es der preußischen Regierung an Geld gebrach und der König der Niederlande in schmählicher Weise die Verpflegung des Heeres vernachlässigte, das zunächst seinen Staat retten sollte.

Auf den Gedanken, mit Wellington, dem Helden des Halbinselkrieges, zusammen zu wirken, ging Blücher mit Freuden ein; er versprach sich davon das Beste und hoffte auf gutes Einvernehmen. Freilich war Wellington als Mensch, wie als Soldat von Blücher grundverschieden. Dieser bis ins hohe Alter der kühne Husar, jener ein unbedingter Anhänger der altväterisch bedachtsamen Kriegführung, die ihm freilich in Spanien treffliche Früchte getragen hatte. Jetzt mußte er mit um so größerer Vorsicht zu Werke gehen, um nicht sein kleines Heer und seinen Ruhm einzubüßen. Gleichwohl verfuhr er aus übertriebener Vorsicht, um Belgien nach allen Seiten zu decken, sehr verkehrt; er stellte seine Truppen in einer langen Linie von Quatrebras bis Gent auf und nahm sein Hauptquartier in Brüssel, um mit der Reserve dem Punkte zueilen zu können, den der Feind wirklich bedrohen würde. Auch von Blücher, dessen Hauptquartier sich in Namur befand, war er zu weit getrennt: es konnte leicht kommen, daß sich Napoleon zwischen beide Heere schob.

Digitized by Google

Ehe es zum Kampfe gegen den Feind kam, ereigneten sich in der deutschen Armee traurige Vorgänge, welche das Nachspiel zu dem diplomatischen Streite über die sächsische Frage bildeten. Der König von Preußen wollte die Regimenter, welche den auf Preußen entfallenden sächsischen Landesteilen angehörten, neu formieren. Die sächsische Armee, über ihr Schicksal längst beunruhigt, außerdem von der Hofpartei aufgehetzt und durch das Betragen ihres starrsinnigen Fürsten zum Widerstande ermuntert, wollte von der beabsichtigten Teilung nichts wissen. In Lüttich, wo Blücher damals sein Quartier, mitten unter den Sachsen, genommen, kam es zu einer großartigen Meuterei. Zu seinem Kummer mußte der greise Feldherr, der mit Mühe dem Tode entgangen war, kriegsgerichtlich einschreiten. Die sächsischen Truppen wurden nach Hause geschickt und verloren so die Gelegenheit, durch tapferen Kampf für Deutschland die Schmach der Rheinbundszeit vergessen zu machen; aber freilich ward auch die sächsische Armee auf lange Zeit hinaus die Pflanzschule des giftigsten Preußenhasses.

Gerade eine solche Trennung beider Armeen bezweckte Napoleon, als er sich in Eilmärschen der belgischen Grenze genähert hatte: er hoffte, in gewohnter Unterschätzung des Gegners, daß Blücher sich nach Osten zurückziehen werde. So rückte er auf Charleroi, von wo eine Straße nordwärts über Quatrebras nach Brüssel, eine andre ostwärts nach Namur führt. Sowie die Preußen den Anmarsch der Franzosen bemerkten, erteilte Gneisenau den Befehl zur Konzentration des preußischen Armeekorps; Wellington ward zwar rechtzeitig durch die Preußen, die schon am 15. mit dem Feinde zu thun bekamen, benachrichtigt, traf aber, von falschen Voraussetzungen ausgehend, ungeeignete Anordnungen; sonst hätte er sein ganzes Heer sofort nach Quatrebras marschieren lassen müssen, wo sich Blücher mit ihm vereinigen konnte. Statt dessen berührte seine langgestreckte Linie diesen wichtigen Ort nur eben, der schwach besetzt wurde. Außerdem täuschte sich Wellington über die Zeit, in der er seine Truppen in Blüchers Nähe bringen konnte: er bildete sich ein, bis zum Vormittag des 16. Juni 20000 Mann nach Quatrebras dirigieren zu können; in einer Besprechung, die er an diesem Tage um 1 Uhr mittags auf dem Windmühlenberg von Bussy mit Blücher hatte, bestätigte er diese Überzeugung und schied mit der Verheißung, um 4 Uhr werde er zur Stelle sein.

Nur auf diese Zusage hin entschloß sich Blücher zu dem Kampfe, den er sehr wohl noch hätte vermeiden können, wenn er nach Norden abschwenkte und sich so der englischen Armee näherte. Er hatte am Morgen des Schlachttages nur die Korps von Zieten und Pirch zur Stelle, Thielmann mit dem dritten traf erst zu Mittag ein; Bülow war weit zurück. Die Stellung des preußischen Heeres — die Front nach Süden gerichtet — war nicht allzu günstig, da Thielmann genötigt war, mit dem linken Flügel unthätig dem Hauptkampfe zuzuschauen, der um die Dörfer des rechten Flügels und des Centrums, St. Amand, la Haye und Ligny, entbrannte. Blücher bekam es mit Napoleon selbst zu thun, der die Hauptmacht gegen ihn wendete; den Marschall Ney entsendete er nordwärts nach Quatrebras zu; er sollte Blüchers rechte Flanke angreifen, vorausgesetzt, daß Wellington sich nach Brüssel zurückzog.

Digitized by Google

Gegen drei Uhr begann Vandamme den Angriff auf St. Amand, welches trotz der wütendsten Angriffe behauptet wurde. Ebenso hielten sich die Preußen in Ligny unter ungeheueren Verlusten bis zum Abend. Aber die letzte Kraft war verbraucht: die Engländer, deren nahe Ankunft wiederholt gemeldet wurde, erschienen nicht. Statt dessen führte Napoleon gegen acht Uhr mit seinen Reserven und Garden einen furchtbaren Gewaltstoß gegen Ligny. Diesmal brach er durch: eine schwere Reitermasse drang nach, auf den Hügel von Bussy los, den Sieg zu vollenden. Mit jugendlichem Feuer stürmte Blücher, neben ihm Lützow, mit mehreren Reiterregimentern dem Feinde entgegen; ungünstige Terrainverhältnisse hemmen den Gegenstoß: die Preußen werden geworfen, ihnen nach stürmen die französischen Kürassiere. Zum Glück müssen auch sie wieder dem preußischen Gewehrfeuer weichen: so gelingt es, den Oberfeldherrn zu retten. Denn Blücher selbst war bei dem verunglückten Ansturm zu Falle gekommen: unter dem schweren Pferde lag er bewußtlos in der doppelten Gefahr, von dem Feinde gefangen oder im Reitergetümmel zerquetscht zu werden. Sein treuer Adjutant, Graf Nostitz, hielt bei ihm aus, bis seine Rettung möglich wurde.

Hatte das Ausbleiben der englischen Hilfe den Verlust der Schlacht herbeigeführt, so bewahrte der Kampf, den Wellington gleichzeitig bei Quatrebras zu bestehen hatte, die Preußen vor der Gefahr, durch das Eingreifen Neys vernichtet zu werden.

Wellington hatte sein voreiliges Versprechen nicht halten können, weil er sich bei Quatrebras durch anfangs völlig überlegene Streitkräfte angegriffen sah. Erst gegen vier Uhr langten die Reserven aus Brüssel an, unter ihnen der tapfere Herzog von Braunschweig mit seinen „Schwarzen", an deren Spitze er hier den Heldentod fand. Weitere Verstärkungen, zunächst unter General Alten, stellten das Gleichgewicht her, und Ney sah ein, daß er nicht mehr auf das Schlachtfeld von Ligny gelangen werde. Ein letzter Versuch, ein Reiterangriff Kellermanns, scheiterte an der Kaltblütigkeit des Generals Pikton. Zuletzt hatte Wellington die Übermacht und gewann etwas Terrain. Er nannte das einen Sieg, und mit dem Dünkel eines echten Briten triumphierte er, daß er gesiegt habe, während Blücher geschlagen sei. Daß er dessen Niederlage verschuldet, sah er mit derselben Beschränktheit nicht ein, mit der er noch jetzt die eigentlichen Absichten seines Gegners verkannte.

Dabei hatte sich das preußische Oberkommando, trotz der Niederlage, schon wieder zu einem Entschlusse ermannt, der mit englischer Vorsicht nichts zu thun hatte und in seiner Kühnheit vielleicht ohnegleichen in der Kriegsgeschichte ist. Jedermann mußte annehmen, das geschlagene Heer werde sich nach Osten zurückziehen, um dann, durch Bülow verstärkt, von neuem die Vereinigung mit Wellington zu erstreben. Freilich lag die Gefahr nahe, daß der Rückzug der Preußen den Wellingtons nach sich zog; vielleicht hatte der Feldzug damit ein Ende, und die Diplomatie bekam wieder freien Spielraum — aber das sicherste war es jedenfalls. Statt dessen ordnete Gneisenau, der während Blüchers Kontusionierung den Oberbefehl führte, den Marsch nordwärts nach Wavre an, d. h. die Armee erstrebte auf dem kürzesten Wege die Vereinigung mit Wellington, um an dessen Seite demnächst eine zweite Schlacht zu wagen.

Der Plan fand sofort den vollen Beifall Blüchers, der trotz seiner Quetschungen seinen Humor und seine Zuversicht nicht verloren hatte. Mit besonderer Freude begrüßte er am nächsten Tage den Landregen, welcher dem heißen Tage folgte: fast vorwitzig pries er ihn als seinen „Alliierten von der Katzbach"; denn jetzt, wo es sich um Eilmärsche

Digitized by Google

handelte, war ein Freund wenig willkommen, der alle Landstraßen in Moräste verwandelte. Aber auch das Heer zeigte sich eines solchen Feldherrn wert; hatte es gleich nach der Schlacht keine Niedergeschlagenheit gezeigt, so jubelte es jetzt sehnsüchtig neuen Gefahren entgegen und überwand unter Scherzen die Strapazen des Marsches, der direkt auf das Schlachtfeld führte.

So unerwartet war der Entschluß des preußischen Hauptquartiers, daß sich der Schlachtenmeister täuschen ließ. Er wies am 17. (um 12 Uhr) den Marschall Grouchy an, mit 33000 Mann die preußische Armee zu verfolgen; zahlreiche Versprengte, die man unmittelbar nach dem Kampfe auf der Straße nach Namur angetroffen hatte, bestärkten Napoleon in dem Glauben, das ganze preußische Heer ziehe sich nach dem Rheine zurück. Hätte er seinen Irrtum erkannt, so würde er sich wohl mit größerer Eile auf Wellington geworfen haben.

Merkwürdigerweise hat Napoleon vorübergehend das Richtige am 17. schon geahnt. Aber er hatte den Gedanken, die beiden Heere getrennt zu schlagen, mit solcher Leidenschaft erfaßt, daß er an die entgegengesetzte Möglichkeit, die seinen Plan durchkreuzte und seine Niederlage unvermeidlich machte, schlechterdings nicht glauben wollte. Er vertraute seinem Stern, und um dieses Wahnes willen sollte er sein Geschick erfüllen.

Wellington war durch ein Versehen von preußischer Seite über den Ausgang der Schlacht nicht benachrichtigt worden; erst am Morgen des 17. erfuhr er die Sachlage und zog sich nun langsam auf der Straße nach Brüssel zurück: gegen Abend machte er bei dem Dorfe Waterloo Halt. Die Franzosen hatten ihn nur matt verfolgt, weil Napoleon die Kräfte seines Heeres für die Entscheidungsschlacht schonen wollte, und lagerten sich nun dem englischen Heere gegenüber.

Indem Napoleon sein Heer am 17. gemütlich rasten ließ, gab er den Gegnern Zeit, sich über die Vereinigung ihrer Heere zu verständigen. Auf Wellingtons Anfrage, ob Blücher ihn für den Fall einer Schlacht am 18. mit einem Korps unterstützen könne, versprach dieser, mit der ganzen Armee zu erscheinen. Sein Heer hatte sich bis zum Morgen des 18. bei Wavre gesammelt, nur zwei starke Meilen östlich von der englischen Stellung; aber die Grundlosigkeit der aufgeweichten Wege mußte den Anmarsch hemmen; außerdem wurde ein längerer Aufenthalt unvermeidlich, weil das am 16. unberührte Korps Bülows erst eintreffen und sich an die Spitze des preußischen Heeres setzen sollte. Die Marschordnung wurde so eingerichtet, daß Thielemann mit dem dritten Korps die Flanke des Heeres gegen Grouchy deckte, der seinen Irrtum erkannt hatte und sich gegen Wavre wendete.

Hier kam es wirklich zu einem gesonderten Gefecht, bei dem Thielemann sich mit seinen 18000 Mann nur mit äußerster Anstrengung gegen Grouchy behauptete.

Obwohl man preußischerseits nicht daran zweifelte, die Vereinigung mit den Engländern rechtzeitig zu bewirken, trugen verschiedene Übelstände, vornehmlich die Erschöpfung der durch mehrtägige Anstrengungen ermatteten, durch Mangel an Lebensmitteln entkräfteten Truppen dazu bei, daß der Marsch sich

Digitized by Google

verzögerte. So gerieten die Engländer in große Gefahr; hätte Napoleon mit der Eröffnung der Schlacht nicht bis Mittag gezögert, so hätte es leicht geschehen können, daß alle Anstrengungen der Preußen vergeblich waren und Wellington am 18. bei La Belle Alliance von demselben Geschicke betroffen wurde, wie zwei Tage vorher Blücher bei Ligny.

Es war nicht Besorgnis, was Napoleon hatte zögern lassen: im Gegenteil, ihn erfüllte eine stolze Siegeszuversicht, und sein Heer, das den Kriegsherrn auf den Thron Frankreichs zurückgerufen, war heut von glühendstem Kampfeseifer beseelt. Dieser Enthusiasmus der Veteranen mußte nach Napoleons Überzeugung bei dem numerischen Gleichgewicht (72000 Franzosen gegen etwa 70000 Feinde) entschieden den Ausschlag geben. Aber freilich war eine solche todesverachtende Begeisterung auch erforderlich, denn Wellingtons Feldherrnblick hatte eine ausgezeichnete Verteidigungsstellung erwählt.

Seine Schlachtordnung zog sich von Westen nach Osten in gerader Linie auf einem langgestreckten Höhenrücken hin, etwa in der Mitte bei dem Dorfe Mont St. Jean von der Brüsseler Chaussee durchschnitten, auf welcher die Franzosen heranzogen. Die rückwärts gelegene Abdachung der Höhen gestattete eine gedeckte Aufstellung der Regimenter, welche dem Anblicke des Feindes entzogen waren. Einige Hundert Schritt vor der Front lagen gleichsam als Außenwerke der natürlichen Festung das Schloß Goumont (vor dem rechten Flügel), die Meierei La Haye Sainte (vor dem Centrum), die Häuser von La Haye und Papelotte (vor dem linken Flügel). Auf dieser Seite, über die Waldhöhen von Ohain und St. Lambert hinweg, mußte die Verbindung mit den Preußen erfolgen.

Wellington gegenüber, durch eine etwa 1000 Meter lange muldenförmige, sanfte Einsenkung von dem englischen Heere getrennt, gleichfalls auf einem niedrigen Höhenzuge, dessen Mitte die Meierei La Belle Alliance bildet, stellte Napoleon seine Truppen in völlig paralleler Schlachtordnung auf.

Zwei Armeekorps, Reille zur Rechten, Erlon zur Linken von La Belle Alliance, bildeten Napoleons eigentliche Schlachtlinie; das Korps Lobau, die Garde und die Reiterei die Reserve. Einen Hauptanteil an dem Kampfe hatte Napoleon seiner Lieblingswaffe, der Artillerie, zugedacht, zumal er an Geschütz Wellington weit überlegen war.

Ehe Napoleon zum Angriff schritt, gönnte er sich das seltene Schauspiel einer Parade im Angesicht des Feindes: tosend erschallte noch einmal ein vieltausendfaches „Vive l'Empereur!“ Die Hochrufe wollten nicht enden, die Feldmusik spielte das „Partant pour la Syrie!“ Im englischen Lager herrschte gemessene Stille. Dieser Feldherr und diese etwas mechanische, schwerfällige Mannschaft waren so recht geeignet, einem im Angriff ungestümen Feind Trotz zu bieten.

Um ½12 Uhr eröffnete Napoleon die Schlacht; sein Plan bestand einfach darin, die feindlichen Linien an irgend einer Stelle, am liebsten auf dem linken Flügel, zu durchbrechen: ungeheure Massenstöße, es sei mit Infanterie oder dichtgedrängten Reiterscharen, vorbereitet durch gewaltiges Artilleriefeuer, sollten die gewünschte Wirkung hervorbringen. Wellington dagegen war entschlossen, nicht einen Fußbreit aus seiner Verteidigungsstellung vorzugehen, aber auch keinen Fußbreit zu weichen. Seine Parole waren die Worte: „die Preußen oder die Nacht“ und „aushalten bis auf den letzten Mann“. Darum verfuhr er auch äußerst ökonomisch in der Verwendung seiner Truppen; selbst dem letzten Angriffe der französischen Garde hatte er noch eine frische Division gegenüberzustellen.

Drei Hauptstürme wurden von den Franzosen unternommen, und jeder derselben hätte den Erfolg des Tages herbeiführen können, wenn ihn Napoleon im entscheidenden Augenblick nachhaltig zu unterstützen vermocht hätte. Daran hinderte ihn das Erscheinen der Preußen, die er gegen 1 Uhr auf der Höhe gegen St. Lambert, eine halbe Meile vom Schlachtfelde, bemerkte. Sie erleichterten Wellington, schon ehe sie in die Schlacht eingriffen, den Kampf, denn Napoleon sparte seine Reserven gegen sie auf, zumal er aus

Digitized by Google

einem aufgefangenen Brief ersah, daß Bülow ihm in die Flanke fallen sollte. Zwar verbarg er dem Heere die Gefahr und versicherte den Offizieren mit anscheinender Zuversichtlichkeit, Grouchy werde gleich zur Stelle sein, aber dennoch störte der Anmarsch der Preußen seinen Schlachtplan.

Zuerst griffen die Franzosen Goumont an (den rechten Flügel), aber sie konnten die Briten und Braunschweiger nicht vertreiben. Gegen zwei Uhr wandte sich Erlon gegen den linken Flügel, brachte die Niederländer zum Weichen, ward aber durch Engländer und Hannoveraner aufgehalten — wobei der tapfere Brite Pikton den Tod fand — dann zurückgetrieben durch die schottische Reiterei Ponsonbys, der nun selbst bis zu der feindlichen Hauptbatterie von La Belle Alliance vordrang. Gegen 4 Uhr unternahm Ney mit einer ungeheuren Reitermasse den Angriff gegen das Centrum, aber die Standhaftigkeit des englischen und deutschen Fußvolks behielt die Oberhand.

Aber gleichwohl wurde Wellingtons Lage von Stunde zu Stunde bedenklicher: am späteren Nachmittag wurde das Vorwerk des Centrums, La Haye Sainte, seinem tapferen Verteidiger Baring entrissen, unaufhaltsam stürmten die Angreifer auf Mont St. Jean. Mit Mühe wurde hier das Centrum noch mit Zusammenraffung aller Kräfte gehalten, aber La Haye Sainte blieb in den Händen der Franzosen, zugleich wankte der linke Flügel in La Haye und Papelotte. Wenn Napoleon jetzt seinen Rückhalt, seine Garden, heranführen konnte, war Wellington verloren.

Da griffen, spät, aber nicht zu spät, die heißersehnten Preußen in die Aktion ein: um ½5 Uhr traten aus dem Walde von Frischermont Bülows Brigaden hervor, seine Batterien fuhren auf, seine Kolonnen wandten sich mit fliegenden Fahnen gegen das Dorf Plancenoit, welches, im Rücken der französischen Aufstellung gelegen, Napoleons rechte Flanke und seinen Rückzug deckte. Und bald nachdem Hiller mit der Avantgarde den Angriff auf diesen wichtigen Punkt eröffnet hatte, erreichte Zieten (um 6 Uhr) den linken englischen Flügel. Im wütendsten Kampfe wurden die eben verlorenen Punkte, La Haye und Papelotte, wiedergewonnen.

Um ein Uhr waren, wie erwähnt, die Spitzen des preußischen Heeres in St. Lambert angekommen, es dauerte aber geraume Zeit, bis die gesamte Macht sich aus den schlammigen Engpässen dieses Ortes herauswand. Noch ehe das Gros versammelt war, ließ Blücher Plancenoit angreifen, da er die verzweifelten Angriffe auf Wellingtons Stellung wahrgenommen hatte. Zieten marschierte von St. Lambert gradeaus weiter über Ohain, die andern drei Korps südwestlich, um durch ihren Angriff Napoleon im Rücken zu bedrohen.

Der Garde, welche Napoleon gegen Plancenoit abschickte, gelang es vorübergehend, die Preußen noch einmal (gegen 7 Uhr) aus dem Dorfe hinauszutreiben. Gleichzeitig ließ Napoleon noch einen verzweifelten Angriff auf der ganzen Linie gegen Wellington unternehmen: gegen das Centrum führte Ney die letzten Garden heran. Kaltblütig ließ Wellington, der noch Zeit gefunden, sein Centrum zu verstärken, die Feinde bis an den Höhenrand kommen, dann gaben seine Grenadiere auf die kürzeste Entfernung eine furchtbare Salve, und das Bajonett begann seine Arbeit. Die Garden wurden die Höhen hinunter geworfen, zur Rechten und zur Linken glückte es den Franzosen nicht besser: nun ging das englische Bataillon Colborne selbst zum Angriff vor, drei weitere Bataillone folgten, die Kavallerie brach los, und nach einiger Zeit ließ Wellington seine ganze Linie avancieren.

Als die englischen Bataillone diese Vorwärtsbewegung begannen, zogen sich die Feinde noch in leidlicher Ordnung auf La Belle Alliance zurück, aber bald artete der Rückzug in regellose Flucht aus. Denn gegen 8 Uhr hatte Bülow Plancenoit erstürmt, zugleich Zieten mit ihm Fühlung gewonnen; der rechte französische Flügel war eingedrückt, Bülow und Zieten dirigierten ihre Truppen auf die Meierei La Belle Alliance. In einem Gehöft jenseits dieser Meierei trafen sich gegen 10 Uhr die beiden Oberfeldherrn.

Auf Blüchers Antrag wurde die Schlacht nach jener Meierei genannt, zum Andenken an die erfolgreiche Verbindung von Engländern und Preußen. Das englische Hauptquartier zog den Namen „Waterloo“ vor, wie denn auch nach der Meinung der dünkelhaften

Digitized by Google

Briten der eigentliche Siegespreis ihrem großen Herzog gebührte. Diese Überhebung hatte zur Folge, daß man nun preußischerseits wieder den Engländern jedes Verdienst absprechen wollte. Beides ist gleich übertrieben: Wellingtons letztes Avancieren ist ebenso bedeutungsvoll, wie der Kampf um Plancenoit; die Erstürmung dieses Ortes verwandelte den Rückzug der Franzosen in wilde Flucht. Übrigens liegt auf der Hand, daß Wellington geschlagen worden wäre, wenn Napoleon nicht von ein Uhr ab auf die Preußen hätte Rücksicht nehmen müssen.

Wellington hielt seine Arbeit für gethan, die Verfolgung und Vernichtung des Feindes überließ er den Preußen, an deren Spitze Gneisenau trat. Hier ward diesem Feldherrn, dem sonst nur die äußerlich wenig dankbare Aufgabe eines Schlachtendenkers zufiel, endlich einmal die Gelegenheit gegeben, seine ganze soldatische Energie zu bekunden. „Jeder Truppenteil soll seinen letzten Atem an die Verfolgung setzen", war sein Befehl.

In Genappe, eine halbe Meile vom Schlachtfelde, versuchte sich ihm entgegenzustellen, was noch widerstandsfähig war. Aber sowie die preußische Artillerie ankam, gaben die französischen Generale ihren fruchtlosen Versuch auf. Hier wurde auch Napoleons eigener Wagen erbeutet. Ehe man die Verfolgung fortsetzen konnte, mußten die zahlreichen ineinandergefahrenen Wagen und Geschütze entwirrt werden; in der Pause, die dadurch entstand, befahl Gneisenau den Truppen, ein „Nun danket alle Gott"! anzustimmen.

Jenseits Genappe schwand die Zahl der Verfolger mehr und mehr zusammen; Müdigkeit und Beutelust hielt die meisten zurück. Aber die wenigen Tambours und Hornisten, die man beritten gemacht hatte, genügten, den Flüchtigen einen panischen Schrecken einzuflößen, sie überall aufzuscheuchen. Am nächsten Morgen hatte Gneisenau noch 50 Infanteristen bei sich; sein kühnes Vordringen hatte ihn bis mitten unter die Franzosen und in die größte Lebensgefahr gebracht.

Aber freilich vernichtete diese Verfolgung auch das französische Heer, wie einst das preußische nach den Tagen von Jena und Auerstädt vor dem verfolgenden Imperator zerstoben war. Die Schlacht selbst hatte den Verbündeten über 20000 Mann gekostet, Napoleon im ganzen 25000 Mann eingebüßt. Blücher aber erließ von Genappe aus seinen ewig denkwürdigen Tagesbefehl „an die braven Offiziere und Soldaten der Armee vom Niederrhein:"

„Empfangt hiermit meinen Dank, Ihr unübertrefflichen Soldaten, Ihr meine hochachtbaren Waffengefährten, Ihr habt Euch einen großen Namen gemacht. So lange es Geschichte giebt, wird sie Eurer gedenken. Auf Euch, Ihr unerschütterlichen Säulen der preußischen Monarchie, ruht mit Sicherheit das Glück Eures Königs und seines Hauses. Nie wird Preußen untergehen, wenn Eure Söhne und Enkel Euch gleichen".

13. Von Belle Alliance nach Paris.

Zwar gelang es Grouchys Korps, nach Frankreich zu entkommen, wo es möglicherweise zum Grundstock einer neuen Feldarmee benutzt werden konnte, aber ernstliche Gefahren waren doch nicht zu besorgen. Denn glücklicherweise wurde der schleunige Einmarsch in Frankreich beschlossen. Es war das vor allem Blüchers und Gneisenaus Verdienst, — Bülow hätte den allerdings ermüdeten Truppen gar zu gern eine Erholungsfrist gewährt, die natürlich ebenso dem Feinde zu gute gekommen wäre; Wellington aber hatte nichts gegen den Vorschlag einzuwenden, obgleich das Wagnis, ohne Rücksicht auf die zahlreichen französischen Grenzfestungen südwärts zu marschieren, seiner altväterischen Kriegsführung eigentlich nicht entsprach.

Digitized by Google

Ihn trieben aber diesmal politische Beweggründe vorwärts: ihm lag daran, den Krieg schnell zum Abschluß zu bringen, um das Ideal der englischen Tories, die Zurückführung der Bourbons, zur Thatsache zu machen, ehe ihm diplomatische Intriguen in die Quere kämen. Ganz anders stand es natürlich mit den Absichten der Preußen: sie wünschten vor dem Beginne der Unterhandlungen durch die Besitznahme der feindlichen Hauptstadt ein Pfand für die Durchführung der von ihnen geforderten Friedensbedingungen zu erhalten. Denn in Preußen verlangte die Nation stürmisch nach einer angemessenen Grenzberichtigung. Leider war vorauszusehen, daß Frankreich wieder allzu glimpflich davon kommen werde, wenn es seinen legitimen Herrn wieder annahm; Wellingtons Auslassungen gestatteten darüber keinen Zweifel, und auch der russische Gesandte Pozzo di Borgo pflichtete ihm bei, obwohl der Zar damals noch an die Thronbesteigung der Orleans dachte.

Auf alle Fälle hatte Napoleon seine Rolle ausgespielt. Nach Paris eiligst zurückkehrend, sah er, daß der Besiegte keine Aussichten mehr habe, und dankte (22. Juni) zu gunsten seines Sohnes ab. Noch einige Tage beobachtete 1815
er die Entwickelung der Dinge; als sich am 29. Juni die Preußen Paris näherten, verließ er die Stadt und flüchtete an die Küste nach Rochefort.

Er versäumte, sich rechtzeitig nach Amerika in Sicherheit zu bringen, und begab sich am 15. Juli an Bord des englischen Kriegsschiffes Bellerophon, an die Großmut der britischen Nation — eine verzweifelte Adresse! — sich wendend. Diesmal ward der preußische Vorschlag, den Unhold auf St. Helena ungefährlich zu machen, genehmigt, und fast sechs Jahre lang mußte der einstige Weltenherrscher die Einsamkeit und die Quälereien der Engländer ertragen († 5. Mai 1821). Wäre es nach Blüchers Wunsch gegangen, so hätte man ihn nach seiner Gefangennahme in Vincennes erschossen, wo der Herzog von Enghien geblutet.

Der Vormarsch der Verbündeten war ziemlich schnell erfolgt, doch blieb Wellington ein wenig hinter Blücher zurück. Durch Einnahme einiger Grenzfestungen sicherte man sich den Rücken und ließ zu weiteren Belagerungen je ein Korps zurück. Die Hauptheere marschierten dann auf dem rechten Ufer der Oise nebeneinander nach Paris. Die Preußen traten überall hart und schroff auf, da ihnen die Bevölkerung allenthalben die feindseligste Gesinnung bezeugte. Bei Compiègne versuchten die französischen Truppen, die sich von Belle Alliance gerettet und mit Grouchys Korps vereinigt hatten, vergeblich den Preußen den Übergang über die Oise zu versperren. Fortan marschierten Freund und Feind nebeneinander, so daß es zu mehreren Gefechten kam, durch welche die Franzosen von der großen Straße verdrängt wurden. Gleichwohl erreichten sie mit Hilfe eines Gewaltmarsches knapp vor den Preußen die Stadt und besetzten die nördlichen Werke.

Die staunenswerte Leistungsfähigkeit der Preußen beweist eine Aufzeichnung in Gneisenaus Papieren. Die zweite Brigade (General von Pirch II) ist in den 19 Tagen dieses Feldzuges 71 Meilen in 207½ Stunden marschiert, hat inzwischen geruht 27 Stunden, ist im Lager gewesen 221½ Stunde. Von den Marschstunden hat sie 35 Stunden zugleich im Gefecht gestanden.

Am 29. Juni langten die Preußen in St. Denis an, entschlossen, die Hauptstadt einzunehmen. Widerstandsfähig war sie eigentlich nicht, denn die 70000 Mann, welche jetzt Davout an Grouchys Stelle kommandierte, waren

Digitized by Google

demoralisiert, die Festungswerke waren nur im Osten und Nordosten von Bedeutung; Parteihader herrschte im Innern der Stadt, wo nach Napoleons Abdankung eine Fünfer-Kommission unter der Leitung Fouchés regierte.

Gar zu gern hätten Davout und Fouché, wie vorher schon Grouchy, eine Waffenruhe bewilligt erhalten, und Davout begründete sein Gesuch vornehmlich damit, daß ja nach Napoleons Abdankung jeder Grund zum Kriege weggefallen sei. Aber dieses Argument ließ Blücher nicht zu und gab ihm eine unzweideutige Antwort. „Wir verfolgen", schrieb er, „unsern Sieg, und Gott hat uns Mittel und Willen dazu gegeben." Nur in Paris könne ein zuverlässiger Waffenstillstand geschlossen werden.

Blücher hatte inzwischen schon angefangen, die Einschließung von Paris zu bewirken; er ging zu dem Zwecke unterhalb von Paris über die Seine (bei St. Germain) und legte sich vor den westlichen Teil der Stadt. Am 2. Juli war die ganze Armee auf dem linken Seineufer vereinigt, die Engländer hatten tags zuvor gegen Mittag die von den Preußen verlassenen Stellungen im Norden eingenommen. Noch am Abend des 2. Juli erstürmten die Preußen Issy (südwestlich von Paris) unmittelbar vor den Thoren der Stadt: umsonst versuchte Vandamme in der folgenden Nacht diese Position zurückzuerobern.

Beinahe hätte jetzt, im letzten Augenblicke, Wellington Blücher um die Genugthuung gebracht, Paris sein nennen zu können. In die englischen Intriguen paßte es besser, wenn den Parisern begreiflich gemacht wurde, um der Bourbonen willen würde ihnen diese Demütigung gespart. Wellington war zufrieden, wenn die französische Armee hinter die Loire zurückging, Paris unbesetzt blieb. Aber Blücher war unerbittlich und brauchte sich nichts vorschreiben zu lassen; am 3. Juli kapitulierte die provisorische Regierung; binnen drei Tagen mußte die Armee nach der Loire abgezogen, Paris übergeben sein.

Blücher ließ die Stadt fühlen, was der Krieg bedeute: kein feierlicher Einzug weidete die Augen der Pariser, am 9. Juli rückte das erste preußische Armeekorps ein, an den folgenden Tagen einzeln die übrigen. Royalisten, welche die Preußen freundlich begrüßen wollten, wurden von diesen Franzosenhassern rauh zurückgewiesen. Blücher verlangte einen zweimonatlichen Sold für die Armee, eine Kriegssteuer von 160 Millionen Franken. Dann machte er sich mit Eifer daran, die gestohlenen Kunstgegenstände aufzuspüren und den Franzosen abnehmen zu lassen. Am liebsten hätte er — trotz Wellingtons Einspruch — die Brücke, welche den verhaßten Namen „Jena" trug, in die Luft gesprengt; leider mißglückte der erste eilige Versuch, und nachher verboten es die Monarchen mit einer kaum begreiflichen Rücksichtnahme auf dieses unverbesserliche Pariser Volk.

Als Wellington die beabsichtigte Zerstörung eine barbarische That nannte, fragte ihn Gneisenau, was er wohl thun würde, wenn er in Paris eine „Brücke von Saratoga" gefunden hätte. (Dort hatte im amerikanischen Unabhängigkeitskriege ein englisches Armeekorps kapitulieren müssen.) Der Herzog schwieg, aber gegen Gneisenau war er von nun an kalt.

Blücher und Gneisenau wußten wohl, warum sie so eilten, die Franzosen zu züchtigen. Mit der Ankunft der Monarchen — sie erfolgte am 10. Juli — traten diplomatische Ränke in den Vordergrund, welche auch die gerechtesten Forderungen Deutschlands vereiteln mußten. Den Anfang hatte Wellington schon gemacht: er hatte am 8. Juli den Bourbon wieder in die Tuilerien ge-

Digitized by Google

„Feldmarſchall Blücher der Deutſche." (Im Hintergrunde Paris.)
Nach dem Leben gemalt und geſtochen von J. C. Bock 1815.

Digitized by Google

führt, vorbei an den auf dem Schloßhof lagernden Preußen, welche sich nicht die Mühe nahmen, diesem König Honneurs zu erweisen. Aber auf Elsaß-Lothringen durfte Deutschland jetzt nicht mehr rechnen, denn die französische Regierung war nunmehr keine feindliche, sondern eine verbündete. Preußen allein behauptete den Standpunkt, daß man nicht sowohl Napoleon persönlich, sondern die französische Nation (d. h. den Staat Frankreich) bekriegt und besiegt habe. Es sah sich hierin selbst von Rußland im Stich gelassen, weil der Zar für seine künftigen orientalischen Pläne Frankreichs zu bedürfen glaubte. In England war zwar die öffentliche Meinung auch dafür, daß der Abschluß des jahrzehntelangen Kampfes in einer gründlichen Demütigung Frankreichs bestehen müsse, aber die leitenden Staatsmänner wollten den europäischen Frieden durch strengste Anerkennung der Legitimität erhalten. So nahmen England und Rußland wetteifernd die Partei Frankreichs. Metternich wollte, um das Gleichgewicht Europas nicht zu stören, höchstens solche Abtretungen, welche den Mächten zweiten Ranges zugute kamen, von Frankreich fordern. Diesmal richtete weder die gewaltige Persönlichkeit Steins, noch die Freundschaft mit König Friedrich Wilhelm bei dem Zaren etwas aus, und so mußten die preußischen Staatsmänner mehr und mehr von ihren Forderungen herunterlassen.

Metternich fand dann das glückliche Stichwort „Herstellung der Grenzen von 1790," hütete sich aber wohl, dieses Prinzip durchzuführen und jenes Viertel des Elsasses zu fordern, das 1790 noch deutsch gewesen war. Bei dem Feilschen, das jetzt begann, rettete Hardenberg für Deutschland nur Landau, Saarlouis und das Kohlenbecken von Saarbrücken.

Obwohl die Verbündeten in einem Ultimatum vom 28. September außer diesen Plätzen ganz unbedeutende Abtretungen forderten, antwortete Talleyrand in der unverschämtesten Weise. Er forderte damit den Zorn sämtlicher Verbündeten heraus, bei denen die Vorstellungen des legitimen Bourbon — er wollte seine Ehre nicht einmal durch die Herausgabe der gestohlenen Kunstschätze beflecken — nun aber nicht mehr verfingen. Mit Talleyrands Nachfolger, dem Herzog von Richelieu, wurde am 2. Oktober die entscheidende Vereinbarung getroffen: der eigentliche Friedensvertrag wurde aber erst am 20. November abgeschlossen. Wurde darin auch die Integrität Frankreichs thunlichst geschont, so konnten doch die übrigen Bedingungen — immerhin noch viel zu milde — den Franzosen keinen Zweifel lassen, daß sie die Besiegten Europas waren.

Frankreich zahlte über 700 Millionen Franken Kriegskostenentschädigung an die Verbündeten, 137½ Millionen zum Bau von Festungen, die seine Grenzen zu bedrohen bestimmt waren, 600 Millionen für die Kriegsschäden, die es seit 1806 angerichtet. Endlich mußte das Land eine Occupationsarmee von 150000 Mann fünf Jahre lang verpflegen. — Sowohl an dem Kriegsschadenersatz wurde nachmals Frankreich ein erheblicher Erlaß bewilligt, als auch die Occupationsarmee vor der festgesetzten Zeit aus dem Lande gezogen.

An die Niederlande mußte Frankreich Philippeville, Marienburg und Bouillon, an Genf Gex, ein Stück von Savoyen an Sardinien abtreten.

Digitized by Google

XVIII. Die Zeit der heiligen Allianz bis zum Tode Friedrich Wilhelms III.

1. Die heilige Allianz (26. September 1815). Rückblick auf den Pariser Frieden.

Wenn uns in den Anschauungen der Generation, welche die Freiheitskriege durchkämpft hat, und besonders in den Liedern der Sänger dieses Kampfes wiederholt der Gedanke entgegentritt, daß es sich hier um einen heiligen Krieg handele, in dem Gott selbst die Fahne der Gerechtigkeit zum Siege führe, so kann es nicht befremden, daß der unerwartet schnelle Sturz des vermessenen Eroberers auch in den Herzen der Fürsten die Vorstellung wachrief, daß der Siegespreis allein dem Herrn der Heerscharen gebühre und daher dem Allmächtigen ein ganz besonderer Dank abzustatten sei.

Wie hätte nicht König Friedrich Wilhelm sich der angstvollen Stunden nach der Schlacht von Bautzen erinnern sollen, wo er auf einsamem Ritte gegen den Kaiser Alexander geäußert: „Jetzt kann uns nur Gott allein noch retten; siegen wir, so wollen wir ihm vor aller Welt die Ehre geben." Auch dem leicht erregbaren Alexander war das Andenken an diese weihevolle Stunde noch nicht entschwunden; obendrein den mystischen Schwärmereien der Frau von Krüdener ergeben, beschloß der Zar, den Gedanken Friedrich Wilhelms eigenartig zu verwirklichen, und verfaßte mit eigener Hand die Urkunde der „Heiligen Allianz". Am 26. September — die Monarchen waren nach 1815
Vertus zu einer Musterung der russischen Truppen gefahren — legte Alexander seinen beiden Freunden das Schriftstück vor, demzufolge die Grundsätze der christlichen Religion zur Grundlage der europäischen Politik gemacht werden sollten.

„Als Bevollmächtigte der Vorsehung wollten sie ihre Völker regieren; wie die Beziehungen der Staaten unter einander, sollte die innere Verwaltung der einzelnen Länder nur auf die Vorschriften des Christentums, Liebe, Gerechtigkeit und Frieden gegründet werden; wie Brüder wollten die Fürsten unter sich verkehren, wie Familienväter ihren Völkern gegenüberstehen."

Die Erkenntnis, daß die europäischen Staaten eine lebendige Gemeinschaft bilden, empfing hier eine eigentümliche theokratische Umbildung: als der einzige Souverän der einen christlichen Nation wurde „Gott, der göttliche Erlöser Jesus Christus, das Wort des Höchsten, das Wort des Lebens," anerkannt.

Digitized by Google

Bereitwillig unterschrieb der fromme Friedrich Wilhelm, der hier einen guten Teil seiner eigenen Anschauungen verkörpert wiederfand; schwerer entschloß sich Kaiser Franz dazu: zuvor mußte ihn Metternich beruhigen, der die Urkunde lächelnd für leeres Geschwätz erklärte. Der Wunsch der drei Monarchen, daß dieser christliche Verein — der Sultan war selbstverständlich ausgeschlossen — womöglich alle christlichen Souveräne umfassen möchte, ging nicht in Erfüllung. Der Papst, als Oberhaupt der katholischen Kirche und Stellvertreter Christi, konnte gar nicht Mitglied dieses Bundes werden; für England erklärte Castlereagh, das Parlament könne nicht die Erklärung von Grundsätzen genehmigen, welche den englischen Staat in die Zeiten Cromwells und der Rundköpfe zurückschleudern würden. Außerdem aber war England um den Sultan besorgt, der sich durch die heilige Allianz lebhaft beunruhigt fühlte.

Segen hat dieser „Heilige Bund" nicht gestiftet und auch nicht stiften können, insofern seine Urheber die Grundlagen alles geschichtlichen und politischen Lebens verkannten. Auch wurde die wohlgemeinte und gewiß aufrichtige Absicht, die Politik auf die Vorschriften des Evangeliums zu gründen, gar nicht verwirklicht; noch weniger hat der heilige Bund irgend etwas gethan, um die politischen oder sozialen Einrichtungen in den einzelnen Staaten auf irgend eine Weise dem christlichen Ideal näher zu bringen. Dagegen lag die Gefahr nahe, daß das verheißene patriarchalische Regiment in eine Bevormundung von Völkern ausarten könne, welche nun doch einmal unter Kriegssturm und Waffenlärm den Hauch der Freiheit empfunden hatten und zum Teil auf die Erfüllung freiwillig gegebener Verheißungen warteten.

Am Tage des Friedensschlusses erneuerten die vier Mächte ihr altes Bündnis, wesentlich um die Erhaltung des legitimen Königshauses in Frankreich zu sichern, aber außerdem gelobten sie, durch wiederholte Zusammenkünfte der Monarchen oder deren Minister die europäische Sicherheit zu überwachen. So ward der ganze Weltteil unter die Aufsicht der Koalition gestellt, innerhalb welcher die Mitglieder der heiligen Allianz eine besondere und für den Kontinent entscheidende Stellung einnahmen; diese europäischen Konferenzen haben denn auch nachher unsägliches Leid namentlich über Deutschland gebracht.

Der faule Friede von Paris erfüllte alle Patrioten mit bitterem Zorne, und Blücher gab der Ansicht seines Volkes in den Worten Ausdruck: „Preußen und Deutschland steht trotz aller seiner Anstrengungen immer wieder als der Betrogene vor der ganzen Welt da"; er hatte Grund, von neuem auf die Diplomaten zu schelten. Nun behielten trotz aller Mühen die alten deutschen Orte im Elsaß ihre französischen verunstalteten Namen, und jene entarteten Söhne Germaniens frohlockten obendrein über einen solchen Ausgang.

Während ein Schenkendorf mahnte:

„Doch dort an den Vogesen
Liegt ein verlornes Gut,
Da gilt es, deutsches Blut
Vom Höllenjoch zu lösen,"

mußte Rückert verzweifelt rufen:

„Wird unser Siegszug denn zur Flucht?
Ganz Frankreich höhnt uns nach,
Und Elsaß, du entdeutschte Zucht,
Höhnst auch! O ärgste Schmach!"

Der zweite Pariser Friede hatte nach mehreren Richtungen höchst nachteilige Folgen. Die übertriebene Milde der Friedensbedingungen, mehr noch ihre allzunachsichtige Handhabung ließen die leichtfertigen Franzosen gar bald

Digitized by Google

vergessen, daß nicht allein ihr Imperator, sondern sie selbst die Besiegten waren und ganz anders hätten gezüchtigt werden können: sie betrachteten, was ihnen auferlegt wurde, als unverdiente Schmach, als unerhörte, grausame Beleidigung. „Rache für Waterloo!" blieb demnach auf lange Jahre hinaus das Losungswort des französischen Patrioten. Anderseits verloren die deutschen Patrioten den Glauben an Preußens nationalen Beruf. Denn da Österreich es geflissentlich so darstellte, als seien die Friedensbedingungen sämtlich im besten Einvernehmen mit Preußen festgesetzt worden, machte man diese Macht für alle Versündigungen Österreichs verantwortlich; die preußische Regierung aber fühlte keinerlei Veranlassung, um einiger rechthaberischer Schreier willen den wirklichen Hergang bekannt zu machen und die Brudermacht bloßzustellen. Galt es doch vielmehr, den Geist unzufriedenen Vorwitzes zu bannen oder zu unterdrücken.

2. Deutsche Verfassungsverhältnisse von 1815 bis zum Wartburgfest (1817).

Nach der Beendigung des zweiten Krieges gegen den Welteneroberer kehrte in Deutschland die Masse der Nation ruhig an die friedliche Arbeit zurück und nahm, allen politischen Dingen abgewandt, nur darauf Bedacht, die schweren Verluste zu ersetzen und zu ergänzen, welche der langjährige Krieg dem nationalen Wohlstande geschlagen. Dem deutschen Bundestage, welcher am 5. Nov. 1816 in der Eschenheimer Gasse zu Frankfurt am Main zum 1816
erstenmal zusammentrat, konnte es nur erwünscht sein, wenn das deutsche Volk die weitere Sorge für seine Wohlfahrt den Fürsten überließ, welche vor der Epoche der letzten großen Kämpfe ihre Unterthanen patriarchalisch-absolutistisch regiert hatten und, gemäß den Grundsätzen der heiligen Allianz, in derselben Weise weiter zu regieren bereit waren.

Dennoch waren es die Bundesurkunde und eigentümliche Verhältnisse innerhalb des Bundestages, welche eine politische Bewegung hervorriefen oder geradezu herausforderten. Der dreizehnte Artikel der Bundesakte hatte ursprünglich ausgesprochen, daß innerhalb eines Jahres in allen Bundesstaaten landständische Verfassungen gegeben werden sollten. Es war dies ein Zugeständnis, welches man dem Geist der Zeit machte, ein Zugeständnis, welches den Fürsten keine allzu schweren Opfer auferlegte und in manchen der neugebildeten Staaten der Herbeiführung geordneter Zustände obendrein förderlich schien. Die Hoffnungen und Wünsche der jungen Generation, welche den Befreiungskrieg durchgekämpft hatten, gingen allerdings weiter, als bloß bis zu solchen ständischen Institutionen: allein, mochte man die Teilnahme des Volkes an der Verwaltung der Bundessachen noch so sehr beschränken, auf jene landständischen Verfassungen hatte das Grundgesetz des neuen Deutschlands den Unterthanen ein Recht zugesprochen oder doch mindestens Aussicht gemacht.

Digitized by Google

Denn man hatte, wie erwähnt, in jenem Artikel die Terminbestimmung weggelassen und aus dem „soll eine landständische Verfassung bestehen" ein „wird bestehen" gemacht: und so witzelten denn wohl die Diplomaten, die Bundesakte „prophezeie" derartige Institutionen.

Diese Prophezeiung zu erfüllen, fühlte sich aber am allerwenigsten die Macht berufen, deren Vertreter den Vorsitz in der Bundesversammlung führte.

Kaiser Franz, der Herrscher Österreichs, vom starren Bewußtsein absoluter Herrscherrechte erfüllt, hielt es für seine Pflicht, jeder dem herrschenden System zuwiderlaufenden Regung, als der Vorbotin einer neuen Revolution, unnachsichtlich entgegenzutreten. Jedes Wort von Freiheitsbedürfnis oder Volksrechten mußte ihm als Schwärmerei oder böswillige Überspanntheit erscheinen. Indem er die alten sogenannten „Postulaten-Landtage" in den deutschen Provinzen, welche dereinst das Recht der Steuerbewilligung gehabt, aber längst nur noch die Aus- und Umschreibung der Steuern zu besorgen hatten, bestehen ließ, glaubte er dem Artikel 13 der Bundesakte vollständig genügt zu haben. Indessen muß anerkannt werden, daß die Gewährung weitergehender politischer Rechte bei der bunten Mannigfaltigkeit der dem Hause Habsburg untergebenen Länder die einheitliche Regierung des Kaiserstaates sehr erschwert, ja entschieden gefährdet haben würde. Nicht der an Körper und Seele gleich früh gealterte Kaiser Franz würde es vermocht haben, dieses für den österreichischen Staat entschuldbare System des unbedingten Festhaltens am Alten, der trägsten Stagnation, in ganz Deutschland zur Geltung zu bringen; um so besser aber verstand dies sein oberster Ratgeber und Vertrauter, Fürst Clemens Wenzel Lothar Metternich. Selbst ein charakterloser, egoistischer, leichtlebiger Mann, erkannte er die Berechtigung idealer Bestrebungen überhaupt nicht an: sie waren ihm geradezu widerwärtig; arm an großen schöpferischen Ideen auf politischem, sozialem und wirtschaftlichem Gebiet, erklärte er die Erhaltung des Bestehenden, ohne Rücksicht auf die möglichen Mängel dieser Zustände, für die einzig richtige Norm weiser Staatsverwaltung. Wie er durch seine Biegsamkeit sich seinem Kaiser unentbehrlich zu machen wußte, so verstand er durch dieselbe Gewandtheit und Geschmeidigkeit auch gegenüber den andern festländischen Diplomaten sich dominierenden Einfluß zu verschaffen. Für alle die Leiden, welche die Durchführung seines Systems über Deutschland gebracht hat, ist er allein den späteren Geschlechtern verantwortlich; seine eigenen jüngst erschienenen Memoiren lassen den eitlen Mann, der sich schließlich fast als die Vorsehung Deutschland gebärdete, lassen den „virtuosen" Staatsmann ebenso wenig liebenswert erscheinen, wie die Korrespondenzen seines diplomatischen Handlangers, des talentvollen und charakterlosen Epikureers Friedrich von Gentz.

So blieben denn in Österreich die Provinzialstände auf das bescheidene Maß ihrer früheren Rechte beschränkt; die Tiroler erhielten 1816 ihre vorbayrische und gemäß den „veränderten Verhältnissen und dem Bedürfnis der Zeit verbesserte", d. h. beschränkte Sonderverfassung zurück.

Während also die österreichische Regierung sich für die Durchführung des Artikels 13 durchaus nicht erhitzte, zeigte eine Anzahl von Staaten, namentlich in Süddeutschland, lebhaften Eifer, der Forderung der Bundesakte nachzukommen. Man würde aber sehr irren, wenn man annähme, die betreffenden Regierungen hätten durch die Gewährung einer Verfassung ihren Unterthanen eine besondere Wohlthat erweisen wollen: das war höchstens bei einem deutschen Fürsten der Fall, dem trefflichen Karl August von Sachsen-Weimar, der
1816 am 5. Mai 1816 seinem Ländchen eine Verfassung erteilte. Vielmehr gedachten diese süddeutschen Regierungen durch neue Verfassungen sich rechtzeitig

Digitized by Google

Franz I., Kaiser von Österreich.

Gemalt von P. G. Stembucchi, geschabt von F. K. Tielker.

eine Schutzwehr gegen etwaige zukünftige Eingriffe und Übergriffe des Bundes zu schaffen. Je fester der Einzelstaat in sich organisiert war, desto kräftigeren Widerstand konnte er nötigenfalls dem Bunde leisten; und sich von diesem in keiner Weise beschränken und bevormunden zu lassen, darauf zielten von vorn-

herein alle Maßnahmen der süddeutschen Regierungen. Als die Besorgnis vor einer starken Centralgewalt in den nächsten Jahren schwand, waren diese Regierungen klug genug, die einmal erregten Hoffnungen ihrer Unterthanen nicht zu täuschen. Auch gefielen sie sich um so mehr in ihrer freisinnigen Rolle, je weniger der Großstaat Preußen Miene machte, ihnen darin zu folgen. So kam es, daß die meisten der süddeutschen Staaten ziemlich liberal angehauchte Verfassungen erhielten; was in Mittel- und Norddeutschland diesen Namen führte, waren meist ständische Vertretungen mit mehr oder weniger Rechten.

Nach mehrjährigen Vorarbeiten erhielt Bayern am 26. Mai, Baden am 22. August 1818 eine Konstitution, welche den Anforderungen des damaligen Liberalismus entsprach. Eigentümlich war der Verlauf der Verfassungsangelegenheit in Württemberg, und die dort geführten Kämpfe erregten in ganz Deutschland besonderes Interesse. Hier hatte nämlich der despotische König Friedrich I., ein echter Rheinbundskönig und begeisterter Anhänger Napoleons, im Jahre 1806 die alten rechtmäßigen Stände eigenmächtig aufgelöst. Als er nun 1815 eine neue Konstitution geben wollte, lehnten die Vertreter der Stände sein Angebot ab und forderten die Wiedereinführung der alten Verfassung, die, wesentlich auf den Vereinbarungen des Jahres 1514 beruhend, den Landständen weitgehende Rechte beimaß, sich aber denn doch eigentlich längst überlebt hatte. Aber trotz solcher Mängel zog man die alte Verfassung einer neuen vor, welche man von der Gnade dieses Königs hätte annehmen müssen. Höchst unpolitisch aber und unpraktisch war es, daß man auch nach Friedrichs Tode auf dem Widerstande beharrte, als der Nachfolger, König Wilhelm, durch seinen Minister von Wangenheim einen höchst liberalen Entwurf vorlegte. Der damals noch jugendliche Uhland gab in schwungvollen Versen den Überzeugungen der württembergischen Volksvertreter Ausdruck: der Gnade, „die vom Throne ausfließe", stellte er das Recht entgegen, welches „ein gemeines Gut" sei. Kein Fürst, sang er, stehe so hoch, daß er „die Welt mit Gnade speisen könne, wenn sie nach Freiheit dürste." Es gehörte ein großer Grad von Langmut und Klugheit dazu, diesem Trotze gegenüber den freisinnigen Entwurf nicht einfach fallen zu lassen. Endlich siegte die Besorgnis der Stände, sie möchten ihre alte schlechte Verfassung doch nicht erhalten und die neuere bessere obendrein verscherzen, und so verglich man sich am 26. September 1819, als anderwärts schon die Reaktion drohend ihr Haupt erhob, über ein Staatsgrundgesetz, welches immerhin einige Abschwächungen der früheren liberalen Bestimmungen enthielt. — In Hessen-Darmstadt gab der Großherzog Ludwig I. am 28. März 1819 eine Verfassung, in welcher aber der zweiten Kammer, der eigentlichen Volksvertretung, so geringfügige Rechte eingeräumt waren, daß ein großer Teil der Abgeordneten gleich nach Eröffnung des Landtages wieder heimkehrte. Erst 1821 kam die Angelegenheit zum Abschluß, indem der Großherzog durch Zugeständnisse die öffentliche Meinung beruhigte.

Auch Nassau, Lippe, Lichtenstein erhielten Verfassungen. In Kurhessen wurden die alten Landstände wieder eingeführt, nur daß dem Bauernstande jetzt politische Rechte bewilligt wurden. Indessen beabsichtigte Kurfürst Wilhelm I., welcher in schroffster Weise die Zustände der Zeit vor 1806 wiederherbeiführen wollte, keineswegs, den Landständen Anteil an der Gesetzgebung zu gewähren. Vielmehr sollten sie nur dazu dienen, die für die Staatsbedürfnisse — und die Bedürfnisse des geldgierigen Fürsten — nötigen Mittel zu beschaffen. Das ständische Wesen in Kurhessen drehte sich eigentlich nur um die Abwehr der übermäßigen Geldforderungen der Regierung. Wundersam waren die Verhältnisse im Königreich Sachsen. Die sächsischen Landstände zerfielen in sieben Abteilungen, die sich niemals als Ganzes versammelten; dagegen waren zwei derselben, die der Ritterschaft und Städte, nach den Kreisen des Landes wieder in Unterabteilungen gegliedert, so daß der Volkswitz mit Recht sagen durfte, der Landtag „spiele Kämmerchen."

Digitized by Google

Clemens Lothar Wenzel Fürſt von Metternich, öſterreichiſcher Staatskanzler.
Gemalt von Th. Lawrence.

Digitized by Google

In Mecklenburg war die Regierung einer Reform zugeneigt, aber die Ritterschaft und Landschaft wollten von keiner Neuerung wissen, bei der sie ihre selbständige Stellung eingebüßt hätten und zu den Staatslasten herangezogen wären. In Oldenburg gab es trotz des Artikels 13 gar keine Verfassung; der Herzog wollte abwarten, wie sich dieselben in andern Staaten bewähren würden. In Hannover hätte der Adel am liebsten die vierzehn verschiedenen Verfassungen wiederhergestellt, die hier vor der französischen Zeit bestanden. Die Regierung dagegen berief einen „allgemeinen Landtag" ein, in dem der Adel dreiundvierzig, die Bauern nur drei Vertreter zählten. Dieser Landtag verwarf denn sogar die Herstellung einer hannöverschen Maß- und Münzeinheit.

Man muß die deutschen Staaten hinsichtlich ihrer Verfassungsverhältnisse — abgesehen von den eigenartigen freien Reichsstädten — in drei Gruppen sondern. Innerhalb der ersten, zu welcher nur die süddeutschen Mittelstaaten und Nassau gehören, bestehen fortan auf den Trümmern der älteren Einrichtungen Konstitutionen, welche den Gesamtstaat umfassen: eine Erb- und eine Wahlkammer vertreten das Volk oder eigentlich dessen einzelne Bestandteile, wie die adligen, bürgerlichen und bäuerlichen Eigentümer.

Keineswegs sind die süddeutschen Verfassungen einfache Nachbildungen der französischen „Charte"; auch in den Zweikammerverfassungen ist das alte, ständische Prinzip durchaus nicht ganz beseitigt.

In der zweiten Gruppe, zu welcher die meisten mittel- und norddeutschen Staaten zu rechnen sind, wird die Volksvertretung auf dem mittelalterlichen Ständewesen aufgebaut, Adel und Geistlichkeit vor dem Bürger und vollends vor dem Bauer erheblich begünstigt. Allerdings erfüllten diese Volksvertretungen nicht die Wünsche der überall auftauchenden liberalen Doktrin, aber die betreffenden Staaten erfüllten doch wenigstens dem Buchstaben nach den Artikel 13.

Die dritte Gruppe bilden die Staaten, welche sich auch über den Buchstaben der Bundesakte hinwegsetzten: Österreich und Preußen.

Es war ein eigentümliches Verhängnis, daß derjenige Staat, der zur Befreiung Deutschlands das meiste beigetragen hatte, einer gesunden inneren politischen Entwickelung am meisten Eintrag thun sollte; es war dies um so verhängnisvoller, als die preußische Regierung ursprünglich die größten Erwartungen erregt hatte.

Beim Wiederbeginn des Kampfes gegen Napoleon hatte König Friedrich Wilhelm III. von Wien aus ein Patent erlassen (22. Mai 1815), in dessen Einleitungsworten er versprach, der preußischen Nation als Pfand seines Vertrauens in schriftlicher Urkunde eine Verfassung zu geben. Aus den Provinzialständen, die überall eingerichtet werden sollten, wo sie noch nicht existierten, sollte eine Landesrepräsentation in Berlin gewählt werden. Allerdings sollte dieselbe nur das Recht der Beratung, nicht das der entscheidenden Beschlußfassung besitzen, aber es war doch schon viel, daß die Landesvertretung bei allen Gesetzen, welche die persönlichen und Eigentumsverhältnisse der Staatsbürger betreffen würden, wenigstens um Rat gefragt werden sollte. Ein Ausschuß sollte unter dem Vorsitze des Staatskanzlers Hardenberg am 1. September 1815 in Berlin die Ausarbeitung des Verfassungsentwurfs beginnen. Nicht allein die militärische Situation — denn noch war der zweite Pariser Friede nicht geschlossen — verhinderte die Ausführung des Ge-

Digitized by Google

dankens, sondern eine reformfeindliche Partei stemmte sich dem Vorhaben des Königs mit aller Kraft entgegen.

Der Polizeiminister Wittgenstein, Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, der General von dem Knesebeck, denen sich dann Tauentzien, Bülow, Schuckmann und viele andre einflußreiche Persönlichkeiten anschlossen, müssen als Hintertreiber der guten Absicht bezeichnet und für spätere unselige Vorgänge verantwortlich gemacht werden.

Die meisten dieser Männer waren, in einseitigen Standesinteressen und Vorurteilen befangen, überhaupt jeder Neuerung abhold, andre aber — und es waren das durchaus patriotisch denkende, überzeugungstreue Männer — machten gegen die Berufung der Provinzialstände einen allerdings nicht ungegründeten Einwand geltend. Preußen war eben durch neue Provinzen vergrößert worden, deren Insassen zuvor zu mehr als hundert verschiedenen Territorien gehört hatten und nach den verschiedensten Gesetzen regiert worden waren. Es ließ sich nicht erwarten, daß Vertreter dieser Landesteile von vornherein neben allen provinzialen Interessen den preußischen Staatsgedanken hochhalten würden: von seiten der Rheinländer und Sachsen ließ sich vielmehr eine geflissentliche Opposition voraussetzen.

Aber sollte der König seine feierliche freiwillige Zusage brechen oder zurücknehmen? Man beruhigte den gewissenhaften König damit, daß die Wohlfahrt des Landes eine solche Zurücknahme erheische.

Charakteristisch für die Anschauungen der den König umgebenden Kreise ist die Darstellung des Bischofs Eylert, „der König habe gehandelt, wie ein weiser Vater, der, von der Liebe seiner Kinder gerührt, an seinem Geburts- oder Genesungstage auf die Wünsche seiner Kinder eingeht, nachher aber jene mit Ruhe modifiziert."

Dann aber suchte man Friedrich Wilhelm von seiten der Verfassungsgegner zu überzeugen, daß in Deutschland wirklich revolutionäre Bestrebungen, geheime Gesellschaften vorhanden wären; selbst der Tugendbund wurde nachträglich verdächtigt. Der Hofrat Schmalz, ein Schwager Scharnhorsts, verstieg sich zu der Behauptung, das preußische Volk habe sich 1813 nur aus Gehorsam gegen den König erhoben, gleichwie man bei einer Feuersbrunst aus einfachster Bürgerpflicht zum Löschen herbeieile. Ein Sturm der Entrüstung brach unter allen aus, welche Zeugen jener Begeisterung der Nation gewesen waren: aber der König gebot den Angreifern jenes elenden Machwerkes nicht allein Stillschweigen, sondern zeichnete den Verfasser sogar durch einen Orden aus. Gneisenau, Blücher drangen in Hardenberg, diesem Verfahren entgegenzutreten, aber der Staatskanzler war von jeher zu wenig Charakter gewesen, als daß er sich der Willensmeinung seines Monarchen nicht auch jetzt geduldig gefügt hätte.

Indessen war König Friedrich Wilhelm ein viel zu gewissenhafter Fürst, als daß er die Verfassungsangelegenheit ohne weiteres aufgegeben hätte. Als der Staatsrat am 20. Mai 1817 eröffnet ward, wurde ein Ausschuß von zweiundzwanzig Mitgliedern für diese Frage gebildet: man schickte dann in die Provinzen drei Kommissarien, welche die nötigen Vorarbeiten machen sollten. Auf Wilhelm von Humboldt setzten die Reformfreunde ihre Hoffnung und meinten, er werde demnächst an Hardenbergs Stelle treten. Aber Humboldt wurde unschädlich gemacht, indem man ihn als Gesandten nach London schickte, und im Innern zeigten sich trotz aller gegenteiligen Versicherungen deutliche Spuren einflußreichen Widerstandes, welcher das Verfassungswerk nicht zu stande kommen lassen wollte. Übel angebrachte Hast und jugendliche Schwärmerei sollten Preußen vollends um die edle Frucht bringen, welche nur in ruhiger Entwickelung gezeitigt werden konnte. Es war selbstverständlich, daß Deutschland mitzuleiden haben würde, wo sein edelstes Glied litt.

Digitized by Google

3. Die deutsche Jugend — die Burschenschaft und das Wartburgfest.

Während die einzelnen Staaten durch zum Teil ziemlich fragwürdige Verfassungen ihren Angehörigen einen größeren oder geringeren Anteil an der Regierungsgewalt einräumten, und sich schon in der Verschiedenheit dieser einzelnen Verfassungen die alte Zerrissenheit Deutschlands klar wiederspiegelte, hatte sich die deutsche Jugend ein weit höheres Ziel gesteckt, getreu jenem Hang zum Idealen, welcher ein Vorrecht aller Jugend, und insbesondere der deutschen Jugend ist. Ihre Hoffnungen, ihre Wünsche zielten darauf, dem Lande, welches sie von der Fremdherrschaft hatten befreien helfen, nun auch die Einheit wieder zu erwerben, welche die Nation in den Tagen ihres höchsten Glanzes besessen zu haben schien, und obendrein jene politische Freiheit zu erringen, welche dem Zeitgeist unklar vorschwebte, ein unbewußter Wiederschein vom Wellenspiel der französischen Revolution.

Wo hätten diese Ideen eher ihre Stützpunkte finden sollen, als auf den deutschen Universitäten! Die studierende Jugend war, wenigstens soweit sie Mut und Kraft in sich fühlte, dem Rufe des Vaterlandes gefolgt und von den Schlachtfeldern Frankreichs mit Gesinnungen heimgekehrt, welche sich mit den früheren Formen des studentischen Lebens wenig vertrugen. Das rohe landsmannschaftliche Wesen, welches sich in der Verletzung der Wohlanständigkeit, in roheſter Selbsthilfe gefiel, war so recht ein Zerrbild aus vergangenen Tagen, ein trauriger Rest jenes mittelalterlichen Pennalismus, welcher am wenigsten verdiente, den Fall des heiligen römischen Reiches zu überdauern. Sollten die Jünglinge, die im ernsten Männerkampf gestritten und geblutet, mit elenden studentischen Raufereien in Zukunft renommieren? Ließ sich die kostbare Jugendzeit nicht besser ausnutzen, als bisher meist geschehen war, zum Nutzen der Nation und zum Heile des Vaterlandes?

Was auch immer die späteren Verirrungen der „Burschenschaft" gewesen sein mögen, Ehre gebührt den Jünglingen, welche das Werk der Reformation ihres Vaterlandes mit der Besserung ihrer engsten Kreise, ihrer persönlichen Läuterung anfingen, in der richtigen Erkenntnis, daß der Edle allein frei zu sein verdient: hätten sie nur zugleich erkannt, daß frei ist, wer edlen Zielen zustrebt! —

Der intellektuelle Urheber der deutschen Burschenschaft ist vielleicht kein geringerer, als Fichte, der schon im Jahr 1810 bei der Gründung der Universität Berlin mit Hardenbergs Vorwissen die Studenten zu einer solchen Burschenschaft hatte vereinigen wollen, um das wüste Treiben der Landsmannschaften hier von vornherein auszuschließen.

Nicht von vornherein dachten die jungen Männer, welche am 12. Juni 1815 zu Jena die allgemeine deutsche Burschenschaft begründeten, an unmittelbare politische Thätigkeit: diese war vielmehr nur das Resultat der beginnenden Verfolgung und die Konsequenz der ursprünglichen Grundsätze. Noch weniger kann man ihr revolutionäre Absichten zuschreiben, denn an jenem Stiftungstage konnte noch kein Sterblicher wissen, daß die preußische Regierung demnächst eine Rückwärtsbewegung machen werde.

Wahres Christentum — mit stark ausgeprägter protestantischer Richtung, ernste Geistesarbeit, Sittlichkeit und Deutschtum waren die ursprünglichen Ideale der Burschenschaft. Wenngleich man auch nicht einzusehen vermag, warum gerade ein schwarzsamtner Schnürenrock oder ein schwarzer Rock mit übergeklapptem, breitem, weißem Kragen, schwarzrotgoldene Bänder und Quasten als äußere Zeichen des Deutschtums erwählt werden mußten, so ist es doch sehr unbillig, die Äußerlichkeiten nachträglich lächerlich zu machen.

Zu dieser Reformbewegung unter den Studierenden gesellte sich eine zweite, die sich mit jener ersten besonders im Punkte des Deutschtums traf: es war dies die Turnerei,

Digitized by Google

oder

Encyclopädiſche Zeitung.

XI u. XII. 195. 1817.

Der Studentenfrieden auf der Wartburg.

Der Vergünſtigung ſeiner kön. Hoheit, unſers D. Großherzogs gewiß, haben die Behörden und Bürger von Eiſenach alle Anſtalten getroffen, den Aufenthalt den zum heiligen Frieden wallenden Studenten billig, bequem und angenehm zu machen. Sie wurden auf drey Tage, für den 17, 18 u. 19n Oct. einquartiert, der Ritterſaal auf der Wartburg wurde mit Laubkränzen verziert, und mit Tafeln und Sitzen für 7—800 Menſchen verſehen. Soviel waren etwa beym Mittagsmahle am Siegestag, uns andere mitgezählt. Es waren aber gekommen von Berlin, Erlangen, Gießen, Göttingen, Halle, Heidelberg, Jena, Kiel, Leipzig, Marburg, Roſtock, Tübingen und Würzburg.

Am 19n zogen die auf dem Markt um 9 Uhr verſammelten Studenten auf die Burg, die Fahne und Muſik voraus. Wir mit ihnen. Der Profeſſoren, welchen dieſes Feſt am Herzen lag, die den Keim eines großen Fruchtbaums darinn erblickten, und daher gekommen waren, um an dem Handeln, Benehmen und den Vorgängen zu erſehen, was von deſſen Gedeihen zu erwarten ſeyn möchte, waren unſerer vier, Fries, Kieſer, Schweitzer und wir. Man wies uns den Stand den Sprechern gegenüber an.

Als alles zur Ruhe gekommen war, hielt ein Student ungefähr dieſe Rede; über den Zweck der Zuſammenkunft der gebildeten Jünglinge aus allen Kreiſen und Volksſtämmen des deutſchen Vaterlandes, über das verkehrte Leben früher, über den Aufſchwung und die erfaßte Idee des deutſchen Volks jetzt, über verfehlte und getäuſchte Hoffnungen, über die Beſtimmung des Studierenden und die gerechten Erwartungen, welche das Vaterland an ſie mache, über die Verwaistheit und gar Verfolgtheit der ſich den Wiſſenſchaften widmenden Jugend; endlich wie ſie ſelbſt bedacht ſeyn müſſe unter ſich Ordnung, Regel und Sitte, kurz Burſchenbrauch einzuführen, ernſtlich und gemeinſchaftlich bedacht ſeyn müſſe auf die Mittel und Wege, ihrer Beſtimmung mit Würde entgegen zu gehen, die Blicke des erwachſenen Volkes, das leider nichts mehr zu erreichen vermag, getröſtet und aufmunternd auf ſie zu lenken, und ihm einſt zu werden, was es will, daß ſie ſoll. — Die Anweſenden, und wir Männer waren zu Thränen gerührt — aus Scham, daß wir nicht ſo gethan, aus Schmerz, daß wir an ſolcher Trauer Schuld ſind, aus Freude über dieſen ſchönen, reinen und klaren Sinn, und unſere Söhne ſo erzogen zu haben, daß ſie einſt erringen werden, was wir verſcherzten.

Von Dieſem und Jenem wurde noch ein und das andere Ermunternde geſprochen; dann gieng man auf den Burghof, bis die Tafeln gedeckt wären. Da bildeten ſich hier Gruppen, dort Haufen, die giengen, jene ſtanden. Was ſo eben in einem kirchlichen Act vorgetragen worden, wiederholte ſich nun im freundlichen, geſelligen Kreiſe. Jeder war begeiſtert, jeder war zur Annäherung, jeder zur Ausſöhnung, jeder zur Vereinigung geſtimmt. Eine große Maſſe Menſchen wirkt mesmeriſch auf einander, und regt das Gefühl der Ohnmacht des Einzelnen, die Kraft der Menge auf, und ſpricht mit Ungeſtümm in die Seele: Nur im Ganzen iſt Heil!

In einer der Gruppen wurde ungefähr ſolcher Geſtalt geſprochen: Liebe Freunde! Dieſen Augenblick der Rührung und Stimmung müßt ihr nicht verrauchen laſſen. Er kommt nie wieder. Jetzt werdet ihr einig oder niemals!

Die Nummer der Iſis mit Okens Bericht über das Feſt auf der Wartburg und den höhniſchen Vignetten zum Verzeichniß der auf dem Scheiterhaufen verbrannten Gegenſtände. Dieſe Nummer machte ſolches Aufſehen, daß man ſich in der Druckerei zu Jena um ſie riß, und als am folgenden Tage die Konfiskation ausgeſprochen wurde, zahlte man einen Dukaten und mehr für das Exemplar. Die Vernichtung der Nummer wurde ſo vollkommen ausgeführt, daß die Exemplare zu den größten Seltenheiten gehören.

Sind große Gelegenheiten neben dem Suchenden ungerufen vorbey gegangen, so wenden sie sich als die grimmigsten Feinde um, gleichsam als hätte er sie durch Nichtachtung beleidiget. Bey der bloßen Rührung müßt ihr es nicht bewenden, von der Burg müßt ihr keinen weggehen lassen, ohne daß er etwas Wirkliches mitnimmt. Denn so ist der Mensch, noch mehr die Jugend, noch mehr der Student: Ist er auf der Rückreise, und legen sich drey, vier müde, kalt und naß zu Bette; so fragt der eine den andern: Was ist denn nun? Was haben wir? Sind unsere Verhältnisse anders als zuvor! Sind die Landsmannschaften abgeschafft? Sind wir Mitglieder einer größern Gesellschaft? Bilden wir nur auf unserer Universität eine Burschenschaft, oder sind wir zusammen wieder nur Glied der gesammten deutschen Burschenschaft? Haben wir darüber uns verbindlich gemacht? Haben wir Gesetze, Regeln hierüber? — Und jeder greift im Finstern in die Tasche, sucht und sucht, und legt sich endlich zum zweytenmal kalt und verdrießlich nieder, und steht mit Aerger auf, und wandert mit Scham in den alten Wust nach Hause.

Drum, in die Tasche müßt ihr den Burschen etwas geben. Nur wenige Gesetze; aber mit Worten ausgesprochen, daß alle Studenten *eins* sind, daß sie alle zu einer einzigen Landsmannschaft gehören, der *deutschen*, daß sie alle einerley Vorschriften und Gebräuche befolgen.

Wie ist aber das anzufangen? Viele unter euch sind noch in besondern Landsmannschaften, viele sind selbst hier, die sich unversöhnlich anfeinden, und keiner wird zu den Gesetzen des andern übergehen. Insbesondere gilt dieses von euch aus Gießen Erlangen und Göttingen! Bedenkt aber, überlegt nur, was ein Student ist. Macht euch klar, daß in dem Augenblick, wo ihr euch zum Studieren entschließet, euch ganz Deutschland geöffnet ist. Der Studierte, sey er her, wo er wolle, kann sein Geschäft und seine Anstellung in Oestreich, Preußen Bayern, Hannover, Sachsen, in Schwaben, Franken, Thüringen, Hessen, Mecklenburg, Holstein, am Rhein und in der Schweiz finden. Er spricht nicht mehr die Sprache seines Dorfs, seiner Stadt; er versteht nicht dieses oder jenes Handwerk, was an eine bestimmte Werkstätte oder an die Scholle fesselte; er ist ein universaler Mensch! Eine Schande ist es, durch Studieren es nicht weiter gebracht zu haben, als ein Thüringer, ein Hesse, ein Franke, ein Schwabe, ein Rheinländer geblieben zu seyn. Eine Schande ist es, darauf sich etwas einzubilden, daß man nichts weiter als ein Provinzial-Landsmann geworden ist. Sprecht ihr denn Provinzial-Sprachen? Lebt ihr nach Provinzial-Sitten? Nein! Ihr werdet roth, daß man so etwas einen Studierten nur fragen kann.

Ist der Studierte seinem Wesen nach also kein Provinzialist, so ist es unnatürlich, es durch eine künstliche Einrichtung erzwingen zu wollen. Es handelt sich demnach nicht von dem Uebertritt aus einer Landsmannschaft in die andere. Nicht die Weißen sollen Schwarze, nicht die Schwarzen Weise, nicht die Wildhessen Althessen, nicht die Bayern Franken, die Thüringer Schwaben, die Mecklenburger Lievländer uff. werden; sondern ihr sollt nur, auch durch eure Einrichtung das werden, was ihr alle als Studenten seyd, *Universale*. — Die Universalität erstreckt sich aber nicht auf die ganze Welt. Ihr lernt auf den Universitäten nicht französische, englische, spanische, russische, türkische Sitte und Wissenschaft; ihr könnt und wollt, (und das deutsche Volk will samt seinen Fürsten), nichts anderes werden, als gebildete *Deutsche*, die sich alle gleich sind, und deren Geschäft überall frey ist.

Eben deshalb müßt ihr euch keine Namen geben, welche dieser Universalität widersprechen. Nicht weiße, schwarze, rothe, blaue uff. müßt ihr euch nennen; denn das sind auch andere; auch nicht Teutonen müßt ihr euch nennen; denn Teutonen sind auch die andern. Euer Name sey, was ihr allein und ausschließlich seyd, nehmlich *Studentenschaft* oder *Burschenschaft*. Dazu gehört ihr alle, und niemand anders. Hütet euch aber, ein *Abzeichen* zu tragen, und so zur Parthey herabzusinken, das bewiese, daß ihr nicht wißt, daß der Stand der Gebildeten in sich den ganzen Staat wiederholt, und also sein Wesen zerstört durch Zersplitterung in Partheyen. Auch bewahret euch vor dem Wahn, als wäret ihr es, auf denen Deutschlands Seyn und Dauer und Ehre beruhte. Deutschland ruht nur auf sich selbst, auf dem Ganzen. Jede Menschenzunft ist nur ein Glied am Leibe, der Staat heißt, das zu dessen Erhaltung nur soviel beyträgt, als ihm sein Standort gestattet. Euere Bestimmung ist zwar, einst als Theile des Kopfs zu wirken; aber der Kopf ist ohnmächtig, wenn die Glieder und Eingeweide den Dienst versagen. Ihr aber seyd jetzt Jugend, der kein anderes Geschäft zukommt, als sich so einzurichten, daß sie gedeihlich wachse, sich bilde, sich nicht durch eitle Gebräuche aufreibe, daß sie also sich zu diesem Zwecke verbinde, und sich um anderes nicht anders kümmere, als in sofern man das Ziel scharf ins Auge faßt, nach dem man laufen soll. Der Staat ist euch jetzt fremd, und nur in sofern gehört er euer, als ihr einst wirksame Theile darinn werden könnet. Ihr habt nicht zu bereden, was im Staat geschehen oder nicht soll; nur das geziemt euch zu überlegen, wie ihr einst im Staat handeln sollt, und wie ihr euch dazu würdig vorbereitet. Kurz, alles was ihr thut, müßt ihr bloß in Bezug auf euch, auf das Studentenwesen thun und alles andere als euerer Beschäftigung, als euerem Wesen fremd ausschließen — auf daß euer Beginnen nicht lächerlich werde.

Dann ist es eine Regel in der Menschengeschichte wie in der Natur: Schließ dich immer an die Masse an: der Einzelne geht immer und nothwendig gegen das Ganze zu Grunde: und die Einzelnen gehen nothwendig gegen sich und an einander zu Grunde. Landsmannschaften reiben Landsmannschaften auf; die Burschenschaft kann sich aber

Digitized by Google

nicht selbst aufreiben, so lang sie im Ganzen das ist, was eine Landsmannschaft im Theil.

Das überlegt! Geht nicht aus einander, wie ihr gekommen seyd! Einige Grundgesetze macht, und gebt sie jedem mit nach Hause. Ein geschriebenes Wort hat Wunderkraft! ——— Auf Wiedersehen, doch nicht vor drey Jahren! ———

Darauf wurde zum Essen geblasen. Es war ein fröhliches. Der Wein stärkte das Gefühl und den guten Vorsatz, der aus jedem Gesicht leuchtete. Es wurden Gesundheiten ausgebracht, die uns aber nicht im Geiste des Festes geschienen; daher behielten wir die unserigen im Herzen.

Nach Tische, es mochte 3 Uhr seyn, gieng der Zug den Berg herunter, und mit dem Landsturm freundschaftlich und gleichen Ranges in die Stadtkirche, wo die Predigt allgemeine Wirkung hervorbrachte.

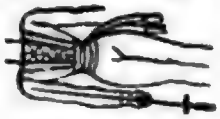
Darauf wurden Turnübungen auf dem Markte angestellt — und darauf wurde es dunkel. — So ist jede Minute in löblicher Thätigkeit zugebracht worden.

Nach 7 Uhr zogen die Studenten, jeder mit einer Fackel, also deren etwa an 600 auf den Berg zu den Siegesfeuern, wo der Landsturm schon versammelt war. Oben wurden Lieder gesungen und wieder eine Rede von einem Studenten gehalten, die wir nicht gehört, die aber allgemein als besonders kräftig gerühmt worden ist.

Darauf wurde Feuergericht gehalten über folgende Stücke, die zuerst an einer Mistgabel hoch in die Höhe gehalten dem versammelten Volke gezeigt, und dann unter Verwünschungen in die Flamme geworfen wurden.

Es waren aber die Abgebrannten diese:

Ein

Eine 

Ein

(Ob jedoch diese drey Dinge die ersten oder die letzten gewesen, wissen wir nicht.) Ferner:

F. Ancillon: Ueber Souverainitaet etc.

F. v. Cölln: Vertraute Briefe.
— — — Freymüthige Blätter, ua.

∴ Erome: Deutschlands Crisis u. Rettung.

Dabelow: der 13e Artikel der deutschen Bundesacte. usw.

H.....: die deutschen Roth- u. Schwarzmäntler.

¿ K. L. v. Haller: Restauration der Staatswissenschaft.

∴ Hark: Ui. die gemeinschädl. Folgen der Vernachlässigung einer den Zeitbedürfnissen angemessenen Policey in Universitätsorten überhaupt und in Ansehung der Studierenden ins Besondere.

Janke: Der neuen Freyheitsprediger Constitutionsgeschrey.

Kotzebue: Geschichte des deutschen Reichs.

▫ ▫ L. Theobul Kosegarten: Rede gesprochen am ▫ ▫ Napoleonstage 1809.
— — — Geschichte meines fünfzigsten Lebensjahres.
— — — Vaterländische Lieder.

K. A. v. Kamptz: Codex der Gensd'armerie.

W. Reinhard: Die Bundesacte über Ob, Wann und Wie? deutscher Landesstände.

Schmalz: Berichtigung einer Stelle in der Bredow-Venturinischen Chronik; und die beyden darauf.

Saul Ascher: Germanomanie.

¿ Chr. v. Benzel Sternau: Jason.

Werner: Weihe der Kraft.
— — — die Söhne des Thals.

¿ K. v. Wangenheim: die Idee der Staatsverfassung.

¿ Der Code Napoleon und? Zachariä über denselben.

Immermann: Ein Wort zur Beherzigung [gegen die Burschenschaft zu Halle.]

▽ Wadzeck, Scherer und andere gegen die Turnkunst.

Die Statuten der Adelskette.

 Allemannia, und andere Zeitschriften und Zeitungen, deren Titel wir nicht erfahren konnten. Doch die Namen von vielen, die nicht verbrannt worden, können wir den Herausgebern, welchen daran liegt, nennen.

Nach 12 Uhr begab man sich zur Ruhe.

Des anderen Tages versammelten sich Vormittags die Studenten wieder auf der Wartburg, wobey vieles zur Sprache gekommen, was den künftigen Studentenbrauch, besonders die Einschränkung der Zweykämpfe betrifft. Die durch Landsmannschaften feindlich zerrissenen Studenten aus Gießen werfen sich in die Arme, und söhnen sich aus. So hat ein heiliger, aber freyer Augenblick, wo nur die Stimme der Jünglinge galt und rieth, gethan, was nicht der Darmstädter Hof mit all seinen Soldaten, was nicht der gesammte Senat, in Perückengesetze gesteckt, hervorzubringen im Stande gewesen; ja vielmehr, was den Haß

Digitized by Google

heftiger angefacht. Wissen Höfe und Senate die Studenten nicht zu behandeln, so thut es wahrlich Noth, daß sie in der Verschüchterung (es gibt ein nachdrücklicheres Wort: Vergeisterung) sich selber zu behandeln suchen. Die verkehrteste Hilfe ist überall der Zwang, und Soldatenregiment will nirgends mehr ertragen werden.

Darnach reisten viele ab; viele aber gingen zum Abendmahl.

So haben Deutschlands Studenten das Fest auf der Wartburg begangen!

Viele, die über Deutschland Rath halten, und mehr noch, die Unrath halten, könnten die Versammlung auf der Wartburg zum Muster nehmen.

☞ Sollten irgendwo Studenten deßhalb, weil sie auf der Wartburg gewesen, belangt werden; so berichte man es uns.

Wir halten es, des ordentlichen Betragens aller ohne Ausnahme wegen, für Pflicht, sie zu vertheidigen, und werden es thun nach dem Maaße der Kraft, welche uns Gott verliehen hat.

Einige Gedanken und Wünsche.

1.

Von einigen Akademien erscheinen in Litteraturzeitungen, und in sonstigen öffentlichen Blättern die Vorleskataloge, oft in großer, und das ganze Gebiet des Wissens umfassender Weitläufigkeit; dieses hat sein Gutes, aber auch unstreitig sein Blendendes. Von keiner Akademie erscheint dagegen, am Ende eines jeden Semesters, ein Verzeichniß derjenigen Lehrgegenstände, die wirklich gelehrt worden sind. Aus vielen Gründen wäre es aber sehr zu wünschen, am Ende eines jeden halben Jahres zu erfahren: 1) welche Vorlesungen an den verschiedenen Akademien wirklich gehalten worden sind; 2) von welchen Lehrern sie gehalten wurden, und 3) wie viele Stunden in der Woche; endlich vorzüglich 4) von wie vielen Zuhörern jede Vorlesung besucht wurde. Würde dieses alles jedesmal richtig bekannt gemacht, so würde das Publikum den ganzen Gehalt der einzelnen Akademien näher kennen lernen; es würden manche vorzügliche akademische Lehrer, die sich nicht durch Schriften bekannt gemacht haben, dem Publikum gehörig bekannt werden; andere, die sich auf irgend einem Wege litterärischen Ruf verschafft haben, ohne ihn zu verdienen, oder die als Schriftsteller zwar Verienst haben, als akademische Lehrer aber wenig, oder gar nichts bedeuten, würden nach und nach an die Stelle zu stehen kommen, wohin sie der Wahrheit gemäß gehören. Endlich würden Regierungen bey Vocationen auswärtiger Gelehrten zu irgend einer akademischen Lehrstelle, nicht bloß nach dem litterärischen Rufe zu urtheilen brauchen, welcher ohnehin das eigentliche Lehrertalent gar nicht begründet, so daß man sich nicht selten zu dem Schlusse veranlaßt sieht, der angekommene Professor könne der litterärisch bekannte Gelehrte nicht seyn, — exempla sunt odiosa. Da in der Isis die dazu geeigneten Nachrichten eingerückt werden, ohne dafür Insertionsgebühren zahlen zu müssen, so könnten die oben bemerkten Puncte leicht von den einzelnen Akademien, oder von Lehrern an denselben, am Ende eines jeden Semesters, in der Isis bekannt gemacht werden [Gründe gut, Ausführung löblich, aber wie schwierig es bey den offenkundigsten Vorgängen ist, ehrliche Berichter zu finden, beweist ein gewisser Wildberg, der in seinem Almanach der Universitäten uns mir nichts dir nichts unter die stellte, die keine Collegien lesen, und von uns erzählte, wir thäten nichts als schrieben zur langen Weile Ferienschriften.]

2.

Von einigen Akademien erscheinen gewöhnlich die Vorleskataloge in öffentlichen Blättern, von anderen dagegen gar nicht. Dieses liegt, in Hinsicht mancher Akademien, vielleicht daran, daß man die bedeutenden Insertionsgebühren anzuwenden für unnöthig hält. Doch wäre es sehr zu wünschen, daß außer dem im Vorhergehenden bemerkten, auch die Verzeichnisse der Vorlesungen von allen Akademien jedesmal bekannt würden. Dieses könnte fernerhin leicht durch die Isis geschehen, wenn an jeder Akademie sich nur ein Lehrer bemühen wollte, ein Verzeichniß der Vorlesungen, die gehalten werden sollen, an die Redaction der Isis zur Insertion jedesmal einzusenden. Das gelehrte Publikum würde ihm diese Mühe danken.

3.

Wie ist dem Unwesen unserer Litteraturzeitungen zu steuern? — nehmlich dem Unwesen, welches darin besteht, daß so viele geistlose Schriften, und unbedeutende Wische, von geistlosen, unbedeutenden, des Magens wegen schreibenden Recensenten, dem Publikum angerühmt werden, während, daß nur zu oft von den geist- und gehaltvollsten Schriften entweder gar nicht die Rede ist, oder doch nur so, daß der Unkundige sich von denselben nicht viel verspricht. Daß dieses freylich nicht immer der Fall ist, ist eben so wahr, als daß es nur zu oft der Fall ist. Möge doch die Isis fernerhin die Geisel werden sowohl für die Recensionen, wodurch in Litteraturzeitungen geistlose Schriften angerühmt werden, als auch für die schlechten, und herabwürdigenden Recensionen geist- und gehaltvoller Schriften! Einsender dieses würde schon mit verschiedenen Bemerkungen dieser Art aufgewartet haben, wenn es ihm nicht zu oft an der nöthigen Muße fehlte. [Das sagen auch wir, und der Vetter Michel, u. unsere ganze Sippschaft, die etwas taugt. Damit ist aber nichts geholfen, und die halbkluge Sippschaft erobert das Feld.]

Digitized by Google

als deren Oberhaupt sich „Vater" Jahn betrachtete. Allerdings war dieser Mann gemäß dem eigentümlichen Lebenswege, den er genommen, einzig in seiner Art, oder, wenn man will, ein Sonderling; sein Geist hatte die Bildungselemente, die ihm zugeführt waren, nicht einheitlich verarbeitet; dazu war er ein Märker von urwüchsiger Grobheit. Seinen unauslöschlichen Franzosenhaß kann ihm nur der vorwerfen, welcher die nationalen Gefühle nicht kennt, soweit sie in dem Volksliede oder in den unbarmherzigen Kämpfen mit dem Gewehrkolben Ausdruck gefunden haben. Sonderbar freilich war sein Vorschlag, an der Grenze gegen Frankreich einen wilden Wald mit Auerochsen, reißenden Tieren und Grenzwächtern anzulegen, um die welschen Nachbarn für immer fern zu halten.

Schwebte dem Turnvater auch nur eine unklare Vorstellung von dem deutschen Urvolkstum vor, das er zurückzuführen strebte, so war doch der Grundgedanke der Turnerei, die deutsche Jugend durch Leibesübungen und Entbehrungen frühzeitig kräftig und wehrhaft zu machen, ein durchaus gesunder und hatte seine Bestätigung schon in den letzten Kriegsjahren gefunden. Genug, Turnertum und Burschentum verschmolzen innig miteinander und haben denn auch das gleiche Schicksal erfahren. Mit besonderem Wohlwollen sah man diese Bestrebungen von seiten der Regierungen nicht an; die Abneigung, namentlich gegen die Burschenschaft, nahm mehr und mehr zu, als dieselbe auch Politik zu treiben anfing. Mißtönig klang der preußischen Regierung Karl Follens Lied:

„Nun auf, ihr Brüder, frei und schnell,
Ihr Brüder du und du:
Noch bellt der Kampf- und Schmalz-Gesell,
Der Bel- und Kotzebue."

Der neue Geist, welcher in den akademischen Kreisen erwacht war, sollte nun bald Gelegenheit finden, öffentlich sich kundzugeben. König Friedrich Wilhelm, der sich auf das ernsteste mit dem Plan trug, alle Gegensätze zwischen Lutheranern und Reformierten, Gegensätze, die jetzt alle Bedeutung verloren zu haben schienen, durch eine förmliche „Union" völlig aufzuheben, gab die Anregung, im Jahr 1817 die dritte Säkularfeier der Reformation besonders zu begehen. Er selbst begab sich mit seinem Hofe nach Wittenberg, um den Grundstein zu einem würdigen Denkmal des Reformators zu legen. Bei dem ernsten christlichen Geiste, der die Burschenschaft durchdrang, war es natürlich, daß auch sie ihren religiösen Gesinnungen Ausdruck zu geben wünschte. Aber begreiflicherweise verbanden sich damit noch andre Absichten. Man wollte zugleich die Oktoberfeuer, welche man zur Erinnerung an die Schlacht bei Leipzig anzuzünden begonnen hatte, an der geweihten Stelle entflammen, von der aus das Licht deutscher Forschung sich in alle Welt verbreitet hatte; man wollte endlich das Zusammensein so vieler „Burschen" der verschiedenen Hochschulen zu einem ersten allgemeinen Burschentage benutzen.

Dies dreifache Fest zu begehen, ward auf den 18. Oktober 1817 eine große Versammlung nach der Wartburg ausgeschrieben.

Man übersah dabei eigentlich, daß ein solches Fest eine Beleidigung der zahlreichen Katholiken war, die doch auch zur Befreiung Deutschlands beigetragen hatten.

Das Fest hatte einen ernsten, religiösen Anstrich; die Reden waren von schwungvollem, meist unpolitischem Charakter; schweifte ja ein Redner auf das politische Gebiet ab, so suchten besonnene Männer, wie der Professor Oken, abzulenken. Schon war das eigentliche Fest zu Ende: auf den Berghöhen, der Wartburg gegenüber, flammten die Oktoberfeuer, da führten einige Studenten, offenbar in Erinnerung an die Verbrennung der Bannbulle, ein verhängnisvolles Nachspiel auf. Der Student Maßmann, ein begeisterter Turner, schleppte ohne Vorwissen des Festausschusses eine Anzahl Bücher herbei, die dem Feuer übergeben werden sollten. Laut wurden die Namen der verurteilten Bücher — oder Autoren — verlesen und die verdammten mit einer Heugabel ins Feuer gestoßen. Zuletzt flog als Zeichen „grimmigen Hasses gegen alle Bösen und Buben im Lande" ein hessischer Zopf, ein österreichischer Korporalstock und ein preußischer Gardistenschnürleib ins Feuer.

Digitized by Google

Diese That jugendlichen Vorwitzes und entschuldbarer Erregung — denn unter den verbrannten Schriften waren vor allen die gehässige Denunziation des ordengeschmückten Hofrates Schmalz und der „Codex der Gendarmerie" des Herrn von Kamptz — wurde sofort von den Übelwollenden und namentlich von den gekränkten Autoren als ein politisches Verbrechen ersten Ranges an allen Höfen Deutschlands und Europas denunziert. Auf das Drängen der vier Großmächte des Kontinentes mußte der Großherzog von Weimar die Preßfreiheit beschränken und gegen die Professoren, die sich an der Wartburgfeier beteiligt hatten, eine Untersuchung einleiten.

Diese Vorgänge erregten auch im höchsten Grade den Unwillen des Königs von Preußen; gleichwohl gab die preußische Regierung noch am 5. Februar
1818 1818 am Bundestage die Erklärung ab, die Provinzialstände würden bald ins Leben treten und eine Gesamtverfassung folgen. Als jedoch die Rheinländer sich erlaubten, derartigen Erwartungen allzu kühnen Ausdruck zu geben, erhielt der Staatskanzler, der zu solcher Meinungsäußerung den Anlaß gegeben, einen Verweis, und es erging am 11. März eine Kabinettsordre, dergemäß sich Se. Majestät vorbehalte, den zur Erteilung einer Verfassung geeigneten Zeitpunkt selbst zu bestimmen. Auch im Staatsrate siegte allmählich die Meinung, man dürfe die Sache nicht übereilen; da traten Ereignisse ein, welche allen liberalisierenden Bestrebungen verhängnisvoll wurden.

4. Der Aachener Kongreß (1818). Die Ermordung Kotzebues (1819) und ihre Folgen (1819/1820).

1818 Am letzten Tage des September 1818 fand in Aachen ein Monarchen- und Ministerkongreß statt, der wesentlich entscheiden sollte, ob die Besetzung Frankreichs fortdauern solle oder nicht. Die Entscheidung war für Frankreich günstig; es wurde nicht allein beschlossen (9. Oktober), die Truppen Ende November zurückzuziehen und die Kriegssteuer zu vermindern, sondern der französische König nunmehr auch der näheren Verbindung mit den vier andern europäischen Hauptmächten gewürdigt. Die Fürsten der heiligen Allianz erneuerten ihre Grundsätze; nun erst, hieß es, habe das Friedenswerk seinen Abschluß gefunden. Weitere Kongresse sollten stattfinden, wenn die Interessen aller fünf Mächte, oder der Wunsch einer einzelnen Bundesmacht dies nötig erscheinen ließen.

Das augenblickliche Zusammensein aber wurde benutzt, um einen allgemeinen Feldzug gegen die vermeintlich revolutionären Regungen vorzubereiten.

Kaiser Alexander verteilte persönlich eine Schrift des jungen walachischen Bojaren Stourdza, welcher als den Herd revolutionärer Bestrebungen die deutschen Universitäten geschildert hatte: zum Beweise wurden das Wartburgfest und die Bestrebungen der Burschenschaft angeführt. Nun hatte sich allerdings der Charakter dieser Vereinigung in der Zwischenzeit bestimmter ausgeprägt, besonders seit sich, unter Führung Karl Follens, die sogenannten „Unbedingten" abgezweigt hatten. Nach Follens Anschauungen

Digitized by Google

waren die Fürsten nur die ersten Beamten des Staates, und über den Einzellandtagen sollte ein Reichstag stehen, welcher den König zu wählen habe. Auch festigte sich die Organisation der Burschenschaft immer mehr, und gerade zur Zeit des Aachener Kongresses stellten die Vertreter von vierzehn deutschen Universitäten zu Jena die Grundsätze des Verbandes aller deutschen Burschen und Burschenschaften fest. Allein hatte die Losung: „Ehre, Freiheit, Vaterland" — bei der Leipziger Burschenschaft stand als erstes Losungswort „Gott" — denn wirklich etwas Bedrohliches für die deutschen Regierungen oder die Ordnung Europas? Unmittelbar nach dem Wartburgfeste hatte die Burschenschaft ausdrücklich erklärt, daß sie sich mit politischen Dingen nicht zu befassen habe: freilich beabsichtigte sie eine Umwälzung, aber nur eine solche, wie sie ernstes sittliches und patriotisches Streben von selbst hervorrufen mußte.

Diesen deutschen Geist erfrechte sich ein Fremdling, Mitglied eines der verkommensten Volksstämme, zu verketzern. Der allgemeinen Entrüstung ging der Bojar durch die Flucht nach Dresden aus dem Wege und entzog sich einer studentischen Herausforderung feige durch die Erklärung, er „habe seine Schrift auf Kaiser Alexanders Befehl gedacht, geschrieben und ausgeführt, könne daher für dieselbe keine Auskunft geben".

Die Herausforderer, die Jenenser Studenten Graf Buchholz und Keller, erklärten diese Entschuldigung für stichhaltig: „eine Denk-, Schreib- und Handlungsmaschine könne ihnen allerdings keine Genugthuung geben".

In noch höherem Grade als Stourdza erregte der talentvolle dramatische Schriftsteller August von Kotzebue, der jetzt als russischer Staatsrat in Weimar lebte, den Zorn der deutschen Jugend. Hier bekämpfte er die neuen Ideen in seinem „politischen Wochenblatte", außerdem lieferte er dem Kaiser Alexander gegen Bezahlung Stimmungsberichte, die dem Deutschtum sehr feindselig waren. Einer derselben fiel zufällig in die Hände des Professors Luden, der ihn in seiner „Nemesis" abdrucken ließ.

Die allgemeine Aufregung, welche jenes Machwerk hervorrief, erweckte zum Unheile Deutschlands in dem Herzen eines schwärmerischen Jünglings den Plan, die Nation von diesem Feinde der Freiheit zu erlösen. Karl Sand, aus Wunsiedel im Fichtelgebirge gebürtig, ein junger Mann von ernstem, aber etwas überspanntem Wesen und reinen Sitten, der damals in Jena Theologie studierte, glaubte für diesen Zweck sein Leben opfern zu müssen. Er begab sich im März 1819 nach Mannheim, wohin Kotzebue neuerdings übergesiedelt war, fand am 23. März nachmittags bei seinem Todfeinde Einlaß und brachte ihm mit den Worten: „Hier, du Verräter des Vaterlandes!" mehrere Dolchstiche bei. Darauf führte er einen Stoß gegen seine eigene Brust, stürzte auf die Straße, kniete nieder, dankte Gott für seinen „Sieg" und suchte sich dann vollends den Tod zu geben.

Auch diese zweite Verwundung war nicht tödlich; bei sorgsamer Pflege genas er im Gefängnis, um am 20. Mai 1820 in Mannheim die Strafe seines Verbrechens zu erleiden.

Selbst die freisinnigsten Männer konnten diese unbedingt verwerfliche That nicht billigen, soweit sie nur irgendwie politisch zu denken verstanden; unter der deutschen Jugend mag mancher den Mörder bewundert haben als einen zweiten Brutus, aber alle Einsichtigen beklagten die That und den Thäter. Leider fand Sand wenige Monate darauf einen Nachfolger in dem Apothekergehilfen Löhning, welcher am 1. Juli auf den nassauischen Staatsrat von Ibell zu Schwalbach einen fruchtlosen Mordversuch machte.

Diese beiden Vorgänge gaben nicht allein der Sache der Burschenschaft, sondern auch allen inneren Entwickelungsbestrebungen den Tod. Es war den Regierungen wahrlich nicht zu verdenken, wenn sie nunmehr den Geist der Empörung, ja der Ruchlosigkeit, der das junge Deutschland ergriffen zu haben schien, mit den strengsten Mitteln unterdrücken zu müssen glaubten. Vielleicht

Digitized by Google

waren die ersten Unthaten nur das Vorspiel eines blutigen Dramas — eine solche Befürchtung war erklärlich. Das Staatsinteresse nicht minder, als die Moral schien eine gründliche Untersuchung, sorgsame Aufspürung aller Mitschuldigen zu erfordern, um das Übel an der Wurzel zu treffen. Nicht deswegen darf man die damaligen Regierungen angreifen, daß sie überhaupt einschritten; zum Vorwurf gereicht ihnen nur das Übermaß der Verfolgung, welche Schuldige und Unschuldige gleichmäßig traf und nicht einmal die unverdächtigsten, wie den edlen Patrioten E. M. Arndt, schonte.

Der berühmte Berliner Theologe de Wette, welcher einen Trostbrief an Sands Mutter geschrieben, wurde abgesetzt. Jahn und Follen in Haft genommen, des ersteren Turnplatz in Berlin war schon im März von der Regierung gesperrt worden, jetzt wurde der „Turnvater" von Festung zu Festung geschleppt und endlich in Kolberg interniert. Namentlich die neugegründete Universität Bonn erschien der preußischen Regierung als ein gefährlicher Herd demagogischer Umtriebe: Arndt, 1818 als Professor der Geschichte dort angestellt, wurde wegen des vierten Bandes seines „Geist der Zeit" und einiger unvorsichtiger privater Äußerungen verdächtig, schon im September wurde auf seine Papiere Beschlag gelegt, im folgenden Jahre er selbst vom Amt suspendiert und weiterhin eine Kriminaluntersuchung gegen ihn eröffnet, die natürlich nichts Belastendes ergab. Dennoch wurde das gegen ihn erlassene Verbot, Vorlesungen zu halten, nicht aufgehoben — wenn man ihm auch sein Gehalt beließ — und dem schwer gekränkten Manne die geforderte Ehrenerklärung verweigert. In die Untersuchung wurden auch die Gebrüder Welcker, seit 1819 gleichfalls Zierden der Universität, verwickelt, auch ihre Papiere mit Beschlag belegt, ohne daß auch dabei das Geringste herausgekommen wäre. Ähnliche Plackereien fanden in Mecklenburg, Hessen ꝛc. statt.

Niemandem waren die traurigen Ereignisse erwünschter, als Metternich. Er wußte sehr wohl, daß eine eigentliche Gefahr für Deutschland oder die Welt von den Studenten und Professoren nicht zu befürchten war. Aber die aus diesen Kreisen hervorgegangenen Ausschreitungen ließen sich trefflich benutzen, um das System der Stagnation, das Metternich für Österreich notwendig erachtete, nunmehr in ganz Deutschland zum Siege zu führen. Die gewissermaßen konstitutionellen Verfassungen, deren sich einige Staaten erfreuten, waren ihm längst ein Dorn im Auge: es fiel bisher gar manchem Bundestagsgesandten nicht ein, bedingungslos sich den österreichischen Anforderungen zu fügen; eine Demütigung des Bundestages bedeutete den Triumph Österreichs: nur über die Verfassungen der Mittel- und Kleinstaaten hinweg konnte Metternich den Platz erreichen, von dem aus die österreichische Politik Deutschland zu beherrschen vermochte.

Hatte doch der mecklenburgische Gesandte, von Plessen, es im Dezember 1817 gewagt, an den Artikel 13 der Bundesakte zu erinnern! In Süddeutschland war der württembergische Minister von Wangenheim ein entschiedener Gegner Metternichs und diesem aufs äußerste verhaßt.

Die Gelegenheit, die verhaßten Verfassungen zu beseitigen, war ohnehin nicht ungünstig; in Württemberg dauerte der Verfassungskampf noch fort, der König von Bayern war der konstitutionellen Zustände bereits überdrüssig. Aber ohne Preußens Zustimmung konnte Metternich nicht hoffen, am Bundestag

Digitized by Google

seine Absichten durchzusetzen: würde Preußen ohne weiteres auf die Pläne Metternichs eingehen, welche Österreich zum Herrn in Deutschland machten?

Metternich benutzte einen Kuraufenthalt des Königs von Preußen, um mit ihm zu Teplitz (Juli 1819) eine Einladung zu Ministerkonferenzen zu 1819
verabreden. Die Mittelstaaten folgten der Aufforderung, und im August kam es in Karlsbad zu folgenschweren Beschlüssen. Der Angriff gegen den Bundestag selbst beschränkte sich auf die Vereinbarung, daß der Artikel 13 im monarchischen Sinne „erläutert" werden müsse. Im übrigen aber geschah alles, um den freien Gedanken und das freie Wort zu fesseln und die deutsche Jugend an der Erwerbung männlicher Kraft und der Stärkung freimütigen deutschen Geistes zu hindern.

Die Burschenschaft und die Turnvereine sollten aufgehoben, die Universitäten „Kuratoren" unterstellt werden, welche Professoren und Studenten zu überwachen hatten. Für alle Zeitschriften und für Bücher unter zwanzig Bogen sollte die Censur eingeführt werden, vor allem aber in Mainz eine Centralkommission zur Untersuchung geheimer „demagogischer" Umtriebe zusammentreten.

Mit großer Eile betrieb Metternich die Anerkennung der Karlsbader Beschlüsse bei dem Bundestag, der bisher kaum ein Lebenszeichen von sich gegeben hatte.

Die einzige Angelegenheit, in der er sich einmal geregt hatte, war die der hessischen Domänenkäufer, welche der Kurfürst zwang, die zur Zeit des französischen Regimentes erkauften Domänen ohne Entschädigung zurückzugeben. Das trotzige und beleidigende Auftreten des Kurfürsten hatte zwar den Bundestag zu einem förmlichen Proteste veranlaßt, aber die Sache selbst ließ er fallen.

Der Bundestag machte auch jetzt keine großen Schwierigkeiten, obgleich die Gesandten ohne spezielle Instruktion waren; am 20. September konnte Metternich — der Wahrheit entgegen — die einstimmige Annahme der Karlsbader Beschlüsse protokollieren lassen, ohne daß Widerspruch laut geworden wäre. Nach diesem Erfolge gedachte Metternich seinen Bundesreformplan vorzunehmen, mit dem er, wie erwähnt, die konstitutionelle und zugleich selbständige Stellung der Mittelstaaten einschränken wollte. Nur um dieser Selbständigkeit willen machten einige der süddeutschen Minister auf den Wiener Konferenzen (November 1819) dem österreichischen Staatslenker Opposition. 1819
Da aber diesem an der Stärkung der Bundesgewalt nichts mehr lag, weil die Schwächung derselben Österreich zu gute kommen mußte, verständigte man sich auch hier ohne sonderliche Mühe über einige Bestimmungen, die zur Wiener Schlußakte am 15. Mai 1820 zusammengefaßt und am 8. Juni vom 1820
Bundestag bestätigt wurden.

Der Fortentwickelung des Bundes wurde dadurch ein Ziel gesetzt, daß unter scharfer Betonung der völligen Gleichberechtigung aller Mitglieder bestimmt wurde, „organische Gesetze" des Bundes könnten in Zukunft nur mit Einstimmigkeit beschlossen werden.

In Bezug auf die politische Gestaltung der Einzelstaaten kam es nur zu allgemeinen, ziemlich bedeutungslosen Grundsätzen, es hieß namentlich: „die Verfassungen dürften die

Digitized by Google

volle Souveränität der Landesfürsten nicht antasten und dieselben nicht an der Erfüllung ihrer bundesmäßigen Verpflichtungen hindern."

Durch die Wiener Schlußakte wurde mithin zum Vorteile Österreichs und der Kleinstaaterei der Zusammenhang des Bundes erheblich gelockert; nunmehr glaubten die Mittelstaaten, auch etwas zu bedeuten, und wachten eifersüchtig über ihre Souveränität. Dies hatte für die Nation damals einen Vorteil. Das Souveränitätsgefühl erschwerte der Mainzer Centralkommission, die nach Metternichs Anweisungen arbeiten und die weniger „gutgesinnten" Regierungen zu kräftigster Verfolgung des Demagogentums zwingen sollte, ihre ohnehin heikle Aufgabe auf das äußerste. Es war aber ein Meisterstück der Metternichschen Politik, daß der Vorsitz in der verhaßten Centralbehörde schließlich an Preußen abgetreten wurde: so ward die preußische Regierung zu besonders energischem Einschreiten veranlaßt, was ihr ein starkes Odium in Deutschland auf den Hals lud. Da weder Sand Mitschuldige gehabt hatte, noch in Deutschland revolutionäre Gesellschaften existierten, so konnte auch die Mainzer Kommission keine Verschwörer ausfindig machen: da sie aber Opfer brauchte, so mußten unschuldige und harmlose Äußerungen patriotischer Gesinnung als Verbrechen gebüßt werden; verdiente Männer wurden auf solche Versündigungen hin ihrem Wirkungskreise entrissen, zahlreiche Jünglinge schmachteten im Gefängnis, weil sie Freiheitslieder gesungen oder schwarzrotgoldne Bänder getragen hatten.

Die Strafen erreichten selbst die Höhe von zehn Jahren Festungshaft. Der Turnvater Jahn blieb, obwohl vom Berliner Kammergericht freigesprochen, auf Grund einer Kabinettsordre in Kolberg interniert.

Die Burschenschaft war aufgelöst: A. Binzer hatte ihr sein berühmtes, wehmütiges Grablied gesungen: „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus", aber im Gegensatz zur Ungunst der Zeitverhältnisse schloß er markig, fest und vertrauensvoll: „Das Haus mag zerfallen, was hat's denn für Not? Der Geist lebt in uns allen, und unsre Burg ist Gott."

Die Mainzer Kommission türmte Akten über Akten auf und mußte nach mehrjähriger Thätigkeit dennoch erklären, sie habe etwas direkt Revolutionäres kaum aufzuspüren vermocht.

Die Burschenschaft bestand trotz ihrer Auflösung im geheimen fort und nahm nun erst recht eine politische Färbung an, wandte sich zum Teil sogar republikanischen Zielen zu. Außerdem entstand neben ihr 1821 ein wirklich revolutionärer Geheimbund, welcher die dereinstige Befreiung Deutschlands von seinen „Tyrannen" bezweckte. Als er im Jahr 1824 entdeckt wurde, konnte man nur zwei Mitglieder ausfindig machen.

5. Weitere innere Entwicklung in Preußen und Deutschland.

Die Hoffnungen der liberalen Kreise in Preußen hatten sich, wie erwähnt, auf Wilhelm von Humboldt konzentriert, und ihre Aussichten waren bis zur Ermordung Kotzebues nicht ganz ungünstig gewesen, denn Humboldt,

Digitized by Google

von seinem englischen Gesandtschaftsposten entbunden und zum Minister für ständische Angelegenheiten ersehen, arbeitete eine Denkschrift aus, in welcher er die Notwendigkeit einer allgemeinen Ständeversammlung nachwies; dieselbe sollte aus unmittelbaren Volkswahlen hervorgehen und nicht bloß beratende, sondern entscheidende Stimme haben. Aber Hardenberg verstand es, Humboldt von Berlin fern zu halten, die Sache zu verzögern, — dann kam die Mannheimer That, es erfolgten die Karlsbader Beschlüsse, die hinter Humboldts Rücken gefaßt wurden.

Mit größter Entschiedenheit protestierte er gegen diese Festsetzungen, die ein denkendes Volk aufregen müßten, verlangte, daß der Minister Bernstorff, der Preußen in Karlsbad vertreten, in Anklagestand versetzt werde. Aber in Preußen hatte man ja bereits gewählt, die für liberal geltenden Mitglieder des Ministeriums mußten ihre Posten aufgeben: zuerst trat der Kriegsminister von Boyen ab, der eifrige Gönner der Landwehr, welche in den Befreiungskriegen sich so große Verdienste erworben hatte und nunmehr als demokratisches Institut verdächtigt wurde; empört darüber nahm auch der wackere Grolmann seinen Abschied, es folgten noch im Jahr 1819 der Kanzler von Beyme und Humboldt. Natürlich hatte die reaktionäre Strömung auch für das politische Talent eines Gneisenau, der, auf diesem Gebiet nicht minder als auf dem militärischen beanlagt, Preußen noch wichtige Dienste hätte leisten können, keine Verwendung.

Die Regierung ließ versichern, daß sie gleichwohl an ihren Verfassungsplänen festhielte, und wirklich wurde am 17. Januar 1820 die Verordnung 1820
erlassen, daß neue Staatsschulden nur mit Bewilligung und unter Bürgschaft der künftigen Reichsstände gemacht werden sollten. Das Verfassungswerk nahm denn auch weiter seinen Fortgang, die Kommission brachte aber unter dem Einflusse des Kronprinzen, welcher Hardenberg und seine Anhänger völlig beiseite drängte, nur Provinzialverfassungen von ausgesprochen ständischem Charakter zu stande. Der Adel war im höchsten Grade bevorzugt: wer kein Grundeigentum besaß, war von jeder Mitwirkung an politischen Dingen ausgeschlossen.

Die Provinzialverfassungen für Preußen, Pommern und Brandenburg wurden im Jahr 1823, die für die übrigen fünf Provinzen im folgenden Jahre bekannt gemacht.*) In den Provinzen wählten die adligen, städtischen und bäuerlichen Grundbesitzer ihre Vertreter, welche alle drei Jahre auf dem Provinziallandtage Gesetze für ihre Provinz zu begutachten hatten. — Auf die endliche Gestaltung der Provinzialstände war von größtem Einfluß die Hallersche Staatsrechtslehre, deren Anhänger der Kronprinz war. Nach Haller ist der Staat weder die Vereinigung der freien und gleichen Bewohner eines Landes, noch ein Vertrag zwischen Fürst und Volk, — welches letztere demnach auch seine unveräußerlichen Rechte besitzen würde — sondern das Land ist Eigentum des Fürsten, der es von Gottes Gnaden erhalten hat und kraft seiner Gnade wiederum den Unterthanen nach Belieben gewisse Freiheiten oder Rechte gewähren kann.

Wenn Metternich gehofft hatte, Preußens politischen Einfluß in Deutschland zu brechen, indem er es in das Schlepptau seiner absolutistischen Politik nahm, so hatte er das eigentlich schon im Jahr 1820 erreicht.

*) Hardenberg erlebte diese Verordnungen nicht mehr; er war schon am 26. Nov. 1822 (auf einer vom Kongreß zu Verona aus zur Herstellung seiner Gesundheit unternommenen Reise durch Oberitalien) in Genua gestorben.

Digitized by Google

Jetzt machte sich Süddeutschland breit, und in einer Schrift, die auf Antrieb des Königs von Württemberg im Jahr 1820 geschrieben wurde, „Manuskript aus Süddeutschland", wurde ausgeführt, das Heil Deutschlands beruhe lediglich auf dem eigentlichen Kern der Nation, den Bayern und Alemannen, welche seiner Zeit nur aus „Liebe zu Deutschland" den Rheinbund — unter französischer Protektion — geschlossen hätten.

Dieser Aberwitz verschärfte selbstverständlich den natürlichen Gegensatz zwischen Norden und Süden noch mehr und diente vor allem dazu, Preußen herabzusetzen. Die Befreiungskriege waren vergessen, und als der Bundestag
1821 die neue Wehrverfassung des Reiches ordnete (9. April 1821), wurde gründlich dafür gesorgt, daß nicht die deutschen Großmächte, geschweige denn das verhaßte Preußen, etwa einen bestimmenden Einfluß erhielten. Wurde dadurch auch die Wehrkraft der Nation empfindlich geschädigt, was galt es den süddeutschen Staatsmännern, die jetzt als Hüter der Freiheit den Partikularismus der deutschen Stämme zu schönster Blüte brachten!

Obwohl nun Metternich der preußischen Regierung jede kleine Demütigung von Herzen gönnte, wurde er doch äußerst verdrießlich, als Württemberg es wagte, in den Fragen der großen Politik seinen Selbständigkeitskitzel zu äußern und in Bundesangelegenheiten eine hervorragendere Rolle zu spielen. Nach mehreren vergeblichen Anläufen erreichte Metternich auch wirklich, daß der König von Württemberg den selbstbewußten Vertreter süddeutscher Größe, Freiherrn von Wangenheim, abberief; zu gleicher Zeit wurden seine Gesinnungsgenossen unter den Vertretern der andern Staaten durch gefügigere Persönlichkeiten ersetzt (1823).

Erstlich protestierte Württemberg gegen die Beschlüsse des Kongresses von Verona (Oktober 1822 eröffnet), insofern die fünf Großmächte die Staaten zweiten Ranges in ungebührlicher Weise bevormundeten. Dann empfahl Wangenheim eine Beschwerde der holsteinischen Stände über ihren Landesherrn, den König von Dänemark, zur größten Entrüstung Metternichs dem Bundestage zur Berücksichtigung. Zuletzt nahm er sich noch einmal der hessischen Domänenkäufer an: da mußte ihn König Wilhelm abberufen.

Nachdem nun auch die Widerstandskraft Süddeutschlands gebrochen war, hielt Metternich es für angezeigt, die ursprünglich nur auf fünf Jahre gefaßten Karlsbader Beschlüsse auf unbestimmte Zeit verlängern zu
1824 lassen. Dies geschah von seiten des Bundes im August 1824; im wesentlichen wurden die früheren Beschlüsse bestätigt; dazu kam noch eine sorgfältige Prüfung des Schulwesens in den Bundesstaaten.

---

6. Preußen und der Zollverein von 1818—1830.

Während die Gegner Preußens in Deutschland diesen Staat zur Bedeutung eines Mittelstaates herabdrücken zu können vermeinten und Preußen auch wirklich auf dem Felde der eigentlichen Politik seine nationale Aufgabe weder begreifen, noch lösen zu wollen schien, entwickelte es auf einem andern Gebiete

Digitized by Google

eine höchst heilsame Thätigkeit: es bezeugte durch geschickte und energische Überwindung sachlicher Schwierigkeiten und künstlich geschaffener Hindernisse die ihm innewohnende Kraft und Tüchtigkeit; es bewies, gewissermaßen unbewußt, seinen nationalen Beruf, kraft dessen es früher oder später dennoch an die Spitze Deutschlands treten mußte.

Vom Abschlusse des Friedens von 1815 hatte man allgemein auch die Wiederkehr besserer wirtschaftlicher Zustände, namentlich eine Hebung des Handels erhofft, und die Bundesakte bestimmte (§ 19) ausdrücklich, daß in der ersten Session Verkehr und Handel zwischen den einzelnen Staaten geregelt werden sollten. Die hauptsächlichste Kalamität für den Verkehr war das herkömmliche Grenzzollsystem, welches einen Staat von dem andern fast hermetisch abschloß. Dazu kamen aber nach dem zweiten Pariser Frieden besondere Übelstände. Die Mißernte des Jahres 1816 steigerte den Preis des Getreides auf das äußerste: indem England alle während der langjährigen Kontinentalsperre angefertigten Waren zu Schleuderpreisen auf den deutschen Markt brachte, wurden die inländischen Fabrikate entwertet und die deutschen Gewerbe auf das empfindlichste geschädigt. Als Württemberg, durch die Getreidenot besonders bedrängt, auf Beratungen und Beschlüsse im Sinne des § 19 drang, zeigte sich der Bundestag nicht abgeneigt, wenigstens für den Getreideverkehr alle Beschränkungen aufzuheben; aber auch diese Absicht scheiterte an den Sonderinteressen einzelner Staaten, und die reiche Ernte des gesegneten Jahres 1817 überhob die Staatsmänner der Mühe, über diese Sache weiter nachzudenken. Indessen war die Idee einer Aufhebung der trennenden Binnenmauten und ihre Ersetzung durch ein ganz Deutschland umfassendes Grenzzollsystem durch jene Beratungen lebhaft angeregt worden: mit Leidenschaftlichkeit, ja fast schwärmerisch, empfahl der Württemberger Friedrich List diesen Plan auf dem Bundestag und in Wien. Ebenso suchte der badische Geheimrat Nebenius in einer Denkschrift, die im Jahr 1819 in Wien vorgelegt wurde, die Vorzüge der geplanten Zollreform einleuchtend darzuthun. Da aber die notwendige „Einstimmigkeit" im Bunde schwerlich zu erreichen gewesen sein würde, ließ man diese Mahnrufe wirkungslos verhallen.

Indessen war man in Preußen, wo man bei der langgestreckten Ausdehnung des Staates die Nachteile der Binnenmauten besonders fühlen mußte, schon einige Schritte auf dem Wege der Reform vorausgegangen. Eine königliche Verordnung bekundete schon im Jahr 1816 die Absicht, an die Stelle aller Binnen- und Provinzialzölle den Grenzzoll zu setzen: nach sorgsamen Vorarbeiten, welche der Generalsteuerdirektor K. G. Maaßen leitete, kam dann am 26. Mai 1818 das neue preußische Zollgesetz zu stande. Es zeichnete sich einerseits durch einen einfachen übersichtlichen Tarif aus, anderseits gab die Regierung das bisher allgemein geübte Prinzip hoher Schutzzölle auf.

Man nahm an, daß schließlich die Menge der eingeführten Waren auch bei niedrigerem Zolle ein gleiches oder höheres Erträgnis ergeben werde, als der hohe Schutzzoll; außerdem deckte man den Ausfall durch eine Reihe direkter und indirekter Steuern (auf Wein, Bier, Tabak, Branntwein, dazu kam 1820 die Klassen-, Gewerbe-, Mahl- und Schlachtsteuer). Für die Mehrbelastung des einzelnen wurde die Gesamtheit durch bedeutende Verbesserungen der Verkehrsmittel entschädigt; so wurde die Länge der preußischen Chausseen in den Jahren 1817 bis 1828 bei einem Aufwande von 22 Millionen Thalern mehr als verdoppelt.

Da die Grenzlinie des preußischen Staates an achtundzwanzig Nachbarn stieß, war es für die Regierung, schon um dem Schmuggel vorzubeugen, sehr wünschenswert, möglichst viele jener Nachbarn zum Anschluß zu bewegen, und dieser Anschluß lag auch im Interesse der Staaten selbst, welche durch das preußische System ihren Verkehr behindert sahen.

Dennoch folgte der Einladung des Geheimrates Eichhorn nur ein einziger Fürst, der von Schwarzburg-Sondershausen, und zwar auch nur für einen Teil seines Ländchens; die öffentliche Meinung, die Presse aller Parteien, die Regierungen aber waren

Digitized by Google

sämtlich empört über Preußens Vorgehen, in dem sie eine Vergewaltigung Norddeutschlands sahen. Am lebhaftesten bekundete der Herzog von Köthen seinen Widerwillen gegen die Neuerung, und seine Unterthanen betrieben einen schwunghaften Schmuggel, bis ihnen Preußen das Handwerk legte. In den nächsten Jahren (1823—1826) schlossen sich aber doch schon einige der Kleineren und Kleinsten Preußen an, schließlich auch das widerspenstige Köthen (1828).

Inzwischen aber hatten die Mittel- und Kleinstaaten versucht, auch ihrerseits eine Einigung der „rein-deutschen" Staaten zu stande zu bringen. Aber namentlich an der
1823 Verschiedenheit der Tarife scheiterte dies Unternehmen (1823), und einige Jahre darauf
1825 führten erneute Verhandlungen das erwünschte Resultat auch nicht hierbei (1825). Endlich aber schlossen Bayern und Württemberg, wesentlich aus politischen Rücksichten, eine
1828 Zolleinigung (18. Januar 1828). Dadurch kam Hessen-Darmstadt in eine schlimme Lage und beantragte seine Aufnahme in den preußischen Zollverein. Obwohl ein finanzieller Vorteil davon nicht zu erwarten stand, wenn nicht zugleich auch Kurhessen eintrat, das sich aber beharrlich weigerte, ging man auf das Gesuch ein, weil es höchst wichtig war, im Süden eine derartig befreundete Macht zu haben: der preußische Finanzminister von Motz räumte alle Schwierigkeiten aus dem Wege, man bewilligte Hessen eine gesonderte Zollverwaltung, und am 3. Februar 1828 wurde der Vertrag zwischen Darmstadt
1828 und Preußen zum größten Ärger der süddeutschen Höfe abgeschlossen. Aber auch die mitteldeutschen Staaten regten sich und beschlossen, durch einen eigenen Verein sich zwischen den bayrisch-württembergischen und den preußischen Zollverein einzudrängen. Die norddeutschen Gegner Preußens, Hannover, Braunschweig, Bremen, schlossen sich gern an die thüringischen Staaten, Nassau, Kurhessen, Frankfurt, und schufen im Jahr 1828 den „mitteldeutschen Handelsverein." Man hoffte, Preußens handelspolitischen Fortschritten damit die Elbe als Westgrenze gegeben zu haben, und schmeichelte sich sogar, dieser Macht durch hohe Durchgangszölle eine völlige Niederlage bereiten zu können. Aber Preußen wußte dem zu begegnen. Zuerst schloß es einen Zollvertrag mit dem Könige
1829 von Bayern ab, dem der mitteldeutsche Handelsverein ebenso ungelegen war (März 1829), dann gewann es Meiningen und Gotha (Juli 1829) zu einem Separatabkommen, durch welches eine ununterbrochene Handelsstraße von Hamburg bis Nürnberg geschaffen wurde. Vergebens einten sich die norddeutschen Gegner noch einmal zu dem Eimbecker Vertrag
1830 (März 1830), schon im nächsten Jahre schloß sich wenigstens der Kurfürst von Hessen Preußen an.

So war inmitten der politischen Zerklüftung Deutschlands doch ein einigendes Band um die meisten deutschen Staaten geschlungen, Preußen aber hatte von neuem festen Fuß in Deutschland gefaßt.

7. Innere Zustände in Österreich, Preußen und Bayern bis 1830.

Trotz der politischen Reaktion, welche in den beiden deutschen Hauptstaaten mehr und mehr zunahm, besaßen die Herrscher derselben in hohem Grade die Anhänglichkeit und Liebe ihrer Unterthanen. Die Popularität beider beruhte größtenteils auf der schlicht bürgerlichen Weise, in welcher diese Monarchen ihrem Volke entgegentraten. Kaiser Franz I. verstand es ganz besonders, sich in Ernst und Scherz der Denk- und Ausdrucksweise des Österreichers anzupassen, und entzückte auf seinen vielfachen Reisen durch die Provinzen durch seine joviale, väterliche und leutselige Art. Die Unterthanen räsonnierten dann

Digitized by Google

wohl gelegentlich über seine Regierung, ließen sich aber geduldig die geistige Knechtschaft gefallen, die ihnen Metternich auferlegte.

Reisen in das Ausland, die Thätigkeit Fremder in Österreich, wurden streng überwacht, der Besuch auswärtiger Universitäten verboten, das Briefgeheimnis wurde offenkundig verletzt; der Unterricht wurde gleichfalls überwacht, die Lehrer nicht nach ihren Fähigkeiten, sondern nach ihrer Gesinnung an den öffentlichen Anstalten angestellt und befördert.

Anders geartet war die Persönlichkeit des eher wortkargen preußischen Monarchen; aber sein Volk hatte sich gewöhnt, in ihm den Landesvater zu sehen, der all die Leiden der Kriegszeit mitertragen hatte und deshalb besonders verehrungswürdig war: das gemeinsam ertragene Elend und der gemeinsam errungene Sieg knüpften zwischen Fürst und Volk ein festeres Band, als es vielleicht die freisinnigste Verfassung gethan haben würde; was auch immer die späteren Generationen und die Jüngeren unter dem heranwachsenden Geschlechte an der Regierung Friedrich Wilhelms III. auszusetzen fanden, er hat bei der Mehrzahl derer, die seine ganze Regierung miterlebt, ein liebevolles Andenken hinterlassen. Es war dies um so begreiflicher, als die Verwaltung des Staates eine musterhafte und die Resultate für das materielle Wohl der Bevölkerung vortrefflich waren;

Friedrich Wilhelm III. im Civilanzug, wie er sich in den letzten Jahren seines Lebens bei Spaziergängen im Tiergarten zu zeigen pflegte.

Nach einer Zeichnung von F. Krüger.

Digitized by Google

dabei wurde die Pflege geistiger Interessen keineswegs verabsäumt, sondern Schulwesen, Kunst und Wissenschaft gleichmäßig gefördert; auf diesem Gebiete kannte man in Preußen auch jetzt keinen Stillstand, wie etwa in Österreich.

Entsprechend der schwierigen Aufgabe, die neu gewonnenen, beziehungsweise wiedergewonnenen Gebietsteile und -teilchen derart harmonisch in das Staatsganze einzufügen, daß wirklich Rheinländer wie Ostpreußen, ehemalige Kurmainzer wie Sachsen gleichmäßig als Glieder derselben Staatsordnung sich fühlen lernten, war eine Verwaltung geschaffen worden, die in ihrer straffen Einheit und Centralisation sich so bewährte, daß sie noch heute in ihren Grundzügen besteht. Waren in dem Staate Friedrichs des Großen neben den vier neuen Fachministerien (für Heeresverwaltung, Handel und Gewerbe, Bergbau, Forstwesen) doch die alten Provinzialministerien des Generaldirektoriums beibehalten, neben das Kollegium der Minister des Auswärtigen das neugeschaffene der Justizminister gestellt, so wurde jetzt grundsätzlich das System der Fachministerien durchgeführt, die ihre Geschäftskreise (Ressorts) scharf abgrenzten: es entstand das aus den Ministern des Äußeren, des Inneren, des Krieges, der Finanzen und der Justiz zusammengesetzte Staatsministerium, in welchem der erste Minister den Vorsitz führte. Die höchste beratende Behörde bildete (seit 1817) der Staatsrat, in welchem außer den Ministern die über 18 Jahre alten Prinzen des königlichen Hauses, die Feldmarschälle, die etwa in Berlin anwesenden Oberpräsidenten und kommandierenden Generale, sowie verschiedene andre höhere Beamte, zum Teil aus allerhöchstem Vertrauen berufen, Sitz und Stimme hatten. Das ganze Gebiet der Monarchie wurde in 8, räumlich jetzt zum Teil anders abgegrenzte Provinzen, diese wieder in Regierungsbezirke eingeteilt: Brandenburg in 2, Pommern in 3, Preußen in 4, Posen in 2, Schlesien in 3, Sachsen in 3, Westfalen in 3, Rheinprovinz in 5 Regierungsbezirke. Diese 25 Bezirke zerfielen wiederum in Kreise, welche in althergebrachter Weise der Landrat verwaltete; für die Bezirke aber wurden Regierungen gebildet, während die alten Kriegs- und Domänenkammern aufgehoben wurden. An der Spitze der Regierungen standen Regierungspräsidenten, die Oberaufsicht über die Bezirksregierungen der Provinz, sowie über gewisse Provinzialbehörden ward in die Hände eines Oberpräsidenten gelegt. Die durch diese Organisation ermöglichte intensivere Verwaltung zeigte bald die wohlthätigsten Folgen. So ist bereits erwähnt, wie der Chausseebau eine außerordentliche Ausdehnung erreichte, und die neuen, indirekten und darum weniger drückenden Steuern dem Lande und den einzelnen zu gute kamen. Für das Schulwesen war höchst bedeutsam die (1817 erfolgte) Abtrennung des Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten vom Ministerium des Innern und die weise Verwaltung des Ministers von Altenstein. In demselben Jahre wurde die Universität zu Wittenberg mit der zu Halle vereinigt, im folgenden die Hochschule zu Bonn für die Rheinlande gestiftet. „Zahlreich entstanden neue Gymnasien, besonders am Rhein und in Posen; alle Provinzen erhielten besondere Schulkollegien, denen strenge Ordnung und Beobachtung der neuen Vorschriften für die Prüfungen oblag. Den alten Sprachen wurde im Geiste des neuen Humanismus die erste Stelle im Unterrichte eingeräumt, doch auch die deutsche kam zu ihrem Rechte. Neben den Gymnasien gediehen die Real- und Gewerbeschulen zur Vorbildung für das praktische Leben. Sehr viel geschah für das Volksschulwesen, zugleich mit besserer Bezahlung und seminaristischer Ausbildung der Lehrer; erst jetzt gelangte sein Wert für die Volkserziehung zur rechten Schätzung, und die allgemeine Schulpflicht kam zur Durchführung. Auch die Kunst ging nicht leer aus. Schinkel schmückte Berlin mit seinen Bauten, Rauch mit seinen Bildwerken, der jüngere Schadow brachte die Düsseldorfer Akademie auf glänzende Höhe."*)

*) Von Schinkels Bauten seien hier nur das Museum und das Schauspielhaus, von Rauchs zahlreichen Meisterwerken nur der Sarkophag erwähnt, auf dem die Königin Luise schlummernd dargestellt war und der 1815 in dem eigens errichteten Mausoleum zu Charlottenburg aufgestellt wurde.

Digitized by Google

Auch auf religiösem Gebiete beließ es der König, wiewohl persönlich strenggläubig, bei einer milden Toleranz, mit deren Anerkennung er seine Regierung begonnen: neben einander predigten Rationalisten und Orthodoxe. Nur führte der Wunsch des Königs, in Sachen des kirchlichen Kultus eine Verschmelzung der Lutheraner und Reformierten zu bewirken, zu bedauerlichen Streitigkeiten und auch zu gelegentlichen Machtäußerungen des Königs, als des obersten Bischofs. Doch wurde der Kampf, der sich wesentlich um die sogenannte „Liturgie" drehte, zur Freude des Königs im Jahr 1829 beigelegt.

Durch einen Erlaß vom 27. September 1817 empfahl der König den geistlichen Behörden, für die Vereinigung beider Bekenntnisse (die „Union") zu wirken: nur die strengeren Lutheraner widerstebten von Anfang an. Die Einführung der Liturgie aber, welche der König 1816 ausgearbeitet hatte und 1821 allen Gemeinden empfahl, stieß auf größeren Widerspruch, sowohl bei den Reformierten, als auch bei vielen Lutheranern, denen dieser Teil des Gottesdienstes die Predigt zu beeinträchtigen schien.

Dieselbe Toleranz, welche der König den verschiedenen Richtungen innerhalb der evangelischen Landeskirche bezeugte, bewies er auch gegenüber der römisch-katholischen Kirche; doch ermutigte gerade die ausnehmende Liberalität, mit welcher Friedrich Wilhelm den Ansprüchen dieser Konfession gerecht zu werden bemüht war, die allmählich immer selbstbewußter auftretende römisch-katholische Kirchengewalt zu Forderungen, welche schwere Streitigkeiten herbeiführten; gerade die letzten Regierungsjahre haben diese Kämpfe dem wohlwollenden Monarchen getrübt und verbittert.

In protestantischen Kreisen war man über die weitgehende Begünstigung der römischen Kirche nicht wenig erschreckt und geneigt, diese Thatsache zum Teil darauf zurückzuführen, daß sich der Kronprinz im Jahr 1823 mit der katholischen Prinzessin Elisabeth von Bayern, der König im folgenden Jahre sich mit der gleichfalls katholischen Gräfin von Harrach (zur Fürstin von Liegnitz erhoben) vermählte.

Als eine eigenartige und trotz vieler Fehler und Versehen auf manchen Gebieten höchst verdienstvolle Persönlichkeit ist unter den Monarchen jener Tage auch König Ludwig I. von Bayern zu nennen, der im Jahr 1825 auf Max Joseph folgte.

Sparsam und energisch, machte er der Verschwendung, die unter seinem Vorgänger eine ungeheure Ausdehnung angenommen hatte, ein Ende, brachte Ordnung in die Finanzen und versprach, in konstitutionellem Sinne zu regieren. Allerdings hat er gerade dieses letzte Versprechen, unter dem Einflusse der Zeitereignisse, nicht erfüllt; daß er sonst von wohlmeinenden Anläufen und volkstümlichen Regungen war, bewies er zur Zeit des griechischen Unabhängigkeitskampfes: mit einer Begeisterung, welche damals nur den Dichtern erlaubt, bei den Regierungen streng verpönt war, widmete er sich der Unterstützung des Griechenvolkes, welches dann auch zuletzt in dankbarer Anerkennung seiner freundschaftlichen Gesinnungen seinen zweiten Sohn Otto zum Könige des befreiten Landes erhob (1832).

Vor allem aber hob er das geistige Leben, indem er Wissenschaft und Kunst beförderte: namentlich die bildenden Künste fanden durch seine Begünstigung eine Heimat in dem als „böotisch" verschrienen Bayern: er machte nicht allein München zu einer Heimstätte deutscher Künstler und zu einem Mittelpunkte deutscher Kunst, sondern zeigte auch seinen Nachfolgern — unbewußt immerhin — die Wege, sich bleibende Verdienste

Digitized by Google

um die geistige Bildung der Nation zu erwerben. Wenn er bei seinen kostspieligen Bauten notwendige Dinge, wie z. B. die Stärkung und Erhaltung der Wehrkraft, verabsäumte, so mag dies freilich der politischen Machtstellung Bayerns Eintrag gethan haben, aber ein großes Unglück war dies für das Deutschland jener Tage nicht. Auch seine „teutsche" Gesinnung verdient den Spott nicht, mit welchem man die ursprünglichen Züge dieses Herrscherbildes verunziert hat.

Was nun die Gesinnungen und Stimmungen, ja die ganze Anschauungsweise der Bevölkerung Deutschlands anbetrifft, so hatte sich in den fünfzehn Jahren nach dem zweiten Pariser Frieden ein merkwürdiger Umschwung vollzogen. Wir sahen, wie im Gefolge des Kampfes gegen den Welteroberer die Romantik emporkam und herrliche Früchte zeitigte in Poesie und Wissenschaft. Indem sie aber größeren Einfluß auf die praktischen Aufgaben in Kirche und Staat zu gewinnen bemüht war, kamen ihre Träger in stetig schärfer werdenden Gegensatz zu dem hereinbrechenden, nicht immer reinen Geist einer neuen Zeit, die ihre Anschauungen wesentlich den durch die französische Revolution geschaffenen Grundsätzen entlehnte. So konnte es nicht fehlen, daß gar bald auch der Romantik Gegner erwuchsen, welche, zum Teil aus ihrer Schule hervorgegangen, sie doch auf das lebhafteste bekämpften.

Während noch die lieblichen Weisen Eichendorffs ertönten, dem deutschen Walde sein hohes Lied singend, während in den Dichtungen des liebenswürdigen Adoptivdeutschen Adelbert von Chamisso und in der oft so wehmütigen Lyrik des Schwaben Justinus Kerner die letzten Klänge der Romantik verhallten, da waren auch schon ihre Gegner auf dem Plan, um die eben aufgerichteten Götterbilder als nichtige Götzen umzustürzen. Da forderte zuerst Ludolf Wienbarg in seinen „Ästhetischen Feldzügen", welche er „dem jungen Deutschland" widmete, daß die modernen Zustände zu gunsten altgriechischer Herrlichkeit umgewandelt werden müßten; da traten Heinrich Heine und Ludwig Börne auf, welche nebst ihren Nachfolgern alle bestehende Ordnung in Staat, Kirche und Familie befehdeten und, mit besonderem Eifer alles Heilige, speziell das positive Christentum bekämpfend, eine Art modernen Heidentums als erstrebenswertes Kulturideal dem jungen Deutschland empfahlen. Ein vollständiger, wenn auch vorübergehender Sieg konnte dieser Richtung nicht fehlen, denn sie repräsentierte auf litterarischem Gebiete im wesentlichen nur dieselben Ideen, welche gleichzeitig durch die französische Julirevolution des Jahres 1830 auf politischem Gebiete zur Herrschaft gelangten.

Auch die Philosophie steht mit diesen Umwälzungen innerhalb der Litteratur in innigster Wechselbeziehung. Während auf die Romantiker das System Fichtes und noch mehr die Schellingsche Naturphilosophie einwirkten, ebnete G. W. Fr. Hegel (1770 bis 1831), ein durch kritische Schärfe und unvergleichliche Dialektik ausgezeichneter Geist, dem jungen Deutschland die Bahn. Heinrich Laube, Theodor Mundt und Karl Gutzkow sind neben Heine und Börne in der Litteratur die hervorragendsten Vertreter der neuen Kulturanschauungen.

8. Die Einwirkung der Julirevolution von 1830 auf Deutschland.

Bei der Menge von Zündstoff, welche sich in den fünfzehn Jahren größerer oder geringerer Stagnation in deutschen Staaten aufgehäuft hatte, mußte die französische Revolution von 1830, welche ihren Umzug zu Polen, Italienern und Belgiern machte, natürlich auch auf Deutschland eine beträchtliche Wirkung

Digitized by Google

ausüben. Da jeder einigende Mittelpunkt fehlte, war freilich nicht zu befürchten, daß die liberalen Köpfe der einzelnen Staaten planmäßig eine allgemeine Umwälzung herbeiführen, den Bundestag etwa stürzen würden; aber allerdings gingen in einigen Staaten, in denen die Verhältnisse dazu den Vorwand gaben, die Wogen der Bewegung sehr hoch. Der Drang nach nationaler Einigung trat sehr zurück, vielmehr scheute man sich nicht, mit den Fremden, namentlich den Franzosen, zu liebäugeln; die Bestrebungen der Liberalen richteten sich wesentlich auf die Gewährung freierer Verfassungen; in drei Fällen war mit den konstitutionellen Veränderungen auch ein Wechsel in der Persönlichkeit des Herrschers verbunden: in Braunschweig, Kassel und Sachsen.

In Braunschweig regierte seit dem Jahre 1828 Herzog Karl, ein Sohn des 1815 bei Quatrebas gefallenen Herzogs Wilhelm, der nach dem Willen seines Vaters bis dahin unter der Vormundschaft des Königs Georg IV. von England gestanden hatte. Da Herzog Karls Charakter kein großes Vertrauen erweckte, war die vormundschaftliche Regierung über das achtzehnte Lebensjahr hinaus erstreckt worden. Im Jahr 1827 erließ der Herzog plötzlich ein Dekret, durch welches die während des letzten vormundschaftlichen Regierungsjahres getroffenen Anordnungen für rechtsungültig erklärt wurden. Dies gab zunächst Veranlassung zu Differenzen mit dem englischen Könige und dessen Vertreter, dem Grafen Münster, den der Herzog sogar zum Zweikampf forderte. Dann aber begann der Herzog Karl ein Willkürregiment der schlimmsten Art. Die Stände wurden gar nicht einberufen, die Steuern erhöht, Staatsgüter verkauft, die Finanzverwaltung völlig gestört; dazu kamen Eingriffe in die persönlichsten Verhältnisse der Unterthanen. Von allen Seiten liefen bei dem Bundestage Beschwerden über den Herzog ein, der 1829 vom Bundestage angewiesen wurde, wenigstens dem König Georg Abbitte zu leisten. Dies geschah denn auch nach anfänglichem Zögern, die Braunschweiger aber mußten sich selbst helfen. Der Herzog war, um den unbehaglichen Verhältnissen in seinem Lande zu entgehen, im Jahr 1830 nach Paris gereist, wo er Zeuge der Julirevolution ward. Erschreckt kehrte er heim, ward aber in Braunschweig mit lebhaften Beschwerden und der Forderung konstitutioneller Reformen empfangen. Statt dessen ließ er die Wachen vor dem Schlosse verdoppeln und sechzehn Kanonen vor der Kaserne auffahren. Am 7. September brach der Sturm los. Man nahm das Schloß, steckte es in Brand und zwang den Herzog zur Flucht. Vergebens suchte er mit Güte oder Gewalt wieder in den Besitz seines Landes zu kommen; nicht einmal der Bundestag nahm sich seiner an, übertrug vielmehr die Regierung seinem jüngeren Bruder Wilhelm, der im April 1831 die Herrschaft förmlich antrat. Eine neue Landschaftsordnung vom Oktober 1832 erweiterte dann die Rechte, welche die Verfassung von 1820 gewährt hatte. 1830

Fast gleichzeitig kam es auch in Kassel zu einem Aufstand. Kurfürst Wilhelm II. (seit 1821) führte hier ein heilloses Regiment. Von seiner Gemahlin, einer Schwester des Königs von Preußen, getrennt, stand er ganz unter dem Einflusse seiner Maitresse, einer Berlinerin, die er zur Gräfin von Reichenbach erhoben hatte. Die Staatsgelder wurden vergeudet und die Steuerzahler unmäßig belastet. Der Unwille der Bevölkerung machte sich zunächst am 6. September in einem Straßenkrawalle Luft; als die Bewegung einen ernsteren Charakter annahm, mußte sich der Kurfürst entschließen, die Stände einzuberufen und dann die neue Verfassung (vom 5. Januar 1831) genehmigen, welche das Einkammersystem einführte und den Volksvertretern weitgehende Rechte einräumte. Der Kurfürst glaubte sich dadurch die Möglichkeit verschafft zu haben, sein altes Leben fortzusetzen und namentlich sein Verhältnis zur Reichenbach wieder aufnehmen zu können, die er ungesäumt nach Kassel zurückkehren ließ. Aber nach kaum acht Tagen (11. Januar) mußte sie weichen, der Kurfürst folgte ihr und nahm, um nach Belieben außer Landes weilen zu können, im September 1831 seinen Sohn Friedrich Wilhelm zum Mitregenten an.

Digitized by Google

In Sachsen waren die Ursachen der Mißstimmung anders geartet, als in Braunschweig und Hessen. Das Herrscherhaus war an sich beliebt, nur gab der Umstand, daß die Königsfamilie des überwiegend protestantischen Landes katholisch war, gelegentlich Anlaß zu Störungen, wie im Jahr 1830 bei der Jubelfeier der Augsburgischen Konfession (25. Juni). Dagegen ließen außer der früher erwähnten Kämmerchenverfassung auch die Verwaltung und das Gerichtswesen viel zu wünschen; den Leipziger Buchhandel schädigte insbesondere die Censur. Der grundbesitzende Adel hatte überwiegenden Anteil an der Regierung, in den Städten hatten die Magistrate unumschränkte Befugnisse. Dazu gesellten sich lokale Mißstände, und so kam es in Leipzig und Dresden zu bedauerlichen Exzessen. Indessen bemeisterten sich die besonnenen Elemente der Bewegung; der König, friedlich gesinnt und wohlwollend, ließ einen Ministerwechsel eintreten und nahm nach Verzicht des präsumtiven Thronfolgers, seines Bruders Maximilian, dessen allgemein beliebten Sohn, den Prinzen Friedrich August, zum Mitregenten an. Darauf wurde die Verfassung im konstitutionellen Sinne modifiziert und, am 4. September 1831 eingeführt, allseitig mit großer Befriedigung aufgenommen.

In Hannover, das von England aus regiert wurde und eine übermächtige Adelsherrschaft mißmutig ertrug, fanden an verschiedenen Orten, besonders in Osterode und Göttingen, Unruhen statt, die aber durch militärisches Einschreiten bald überwältigt wurden. Dagegen erreichte man durch Adressen und Deputationen an den König Wilhelm IV., daß dieser einen klaren Einblick in die bisherige Mißregierung erhielt und den Weg der Reformen einzuschlagen beschloß. An die Stelle des unbeliebten Grafen Münster trat der Herzog von Cambridge, welcher einige Steuern herabsetzte und die Stände berief. Eine Kommission, an deren Spitze der ausgezeichnete Historiker Professor Fr. Chr. Dahlmann stand, arbeitete einen neuen Verfassungsentwurf aus, welcher den Einfluß des Adels brechen sollte. Der Adel verstand zwar, die Gewährung der Verfassung zu verzögern und gar manche unbequeme Vorschläge des ersten Entwurfs zu beseitigen, aber am 26. September 1833 konnte doch eine Konstitution verkündigt werden, die allgemein leidlich befriedigte.

Eine eigenartige Agitation rief in Schleswig-Holstein im November 1830 der Friese Uwe Jens Lornsen, einst Burschenschafter in Jena und Kiel, hervor. Sein Ziel war die Vereinigung der beiden deutschen Herzogtümer durch eine gemeinsame Verfassung und bloße Personalunion mit dem undeutschen Dänemark. Zwar fand dieser Herold des nationalen Gedankens nur geringe Unterstützung und büßte seinen Freimut mit Amtsentsetzung und Haft, aber sein Mahnruf war nicht ganz ungehört verklungen und fand lebendigen Nachhall, als achtzehn Jahre später ein neuer, frischer nationaler Hauch durch Deutschland zog.

Weniger gewaltsame Folgen, als in Nord- und Mitteldeutschland, zog die Revolution in den süddeutschen konstitutionellen Staaten nach sich, weil hier das Sicherheitsventil mäßiger Beteiligung an der Regierungsgewalt bereits bestand.

Vorübergehend hatte freilich der Großherzog Ludwig von Baden sich Metternichs Einflüssen unterworfen, aber gerade vor dem Ausbruch der Julirevolution war durch den ersten Großherzog aus der hochberger Linie eine völlige Wandlung vor sich gegangen, und die neue Kammer, welche unter der Leitung von Rotteck, Welcker, Itzstein u. a. im Jahr 1831 ihre Thätigkeit begann, galt als eine liberale Musterinstitution. In Württemberg war die Kammer schon vor der Revolution auseinander gegangen und kam erst einige Jahre später wieder zusammen. In Bayern ließ sich König Ludwig freilich durch Unruhen, denen keine politische Ursache zu Grunde lag, zu einigen Gegenmaßregeln verleiten, wie zur Schließung der Universität München und zur Wiedereinführung der Censur; allein, bald der erwachenden Unzufriedenheit nachgebend, berief er ein anders

Digitized by Google

gesinntes Ministerium, hob die Censur auf und gab ein Preßgesetz, welches den liberalen Forderungen erhebliche Zugeständnisse machte.

Man möchte sich vielleicht wundern, daß Österreich und Preußen, welche Mächte doch beide allem revolutionären Treiben aufs äußerste abhold waren, nichts zur Unterdrückung der Aufstände in Deutschland thaten. Was Österreich betraf, so hätte allerdings Metternich es am liebsten gesehen, wenn die Mächte der heiligen Allianz nicht allein in Deutschland, sondern allenthalben, vornehmlich in Frankreich selbst, an die militärische Bewältigung der Revolution gegangen wären. Aber die heilige Allianz hatte sich — wenigstens soweit das Verhältnis Rußlands zu Österreich in Frage kam — erheblich gelockert, und Österreich mit seiner verwahrlosten Armee und seiner bedrängten Finanzlage war am allerletzten befähigt zu kriegerischem Auftreten. Mißmutig mußte Metternich den liberalen Umgestaltungen zuschauen und sich darauf beschränken, einzelnen Regierungen zu erklären, daß ihre Zugeständnisse an den revolutionären Geist seinen Beifall nicht hätten. Als dann der österreichische Bundestagsgesandte am 18. September 1830 den Bund zu der Erklärung veranlassen wollte, „alle einer Bundesregierung durch eine Revolte oder durch notorischen Zwang abgedrungenen Konzessionen sollen als null und nichtig gelten", und einige Tage später militärische Maßregeln zur Unterdückung der Ruhestörer beschließen ließ, zeigten die süddeutschen Regierungen keine Geneigtheit, sich nach dem österreichischen Rezept retten zu lassen. Besonders König Ludwig remonstrierte lebhaft dagegen, daß der Bundestag sich eine souveräne Autorität anmaße und Maßregeln anordne, die weder politisch noch militärisch, noch rechtlich begründet seien.

Eine ganz eigene Stellung nahm Preußen gegenüber den Bemühungen Metternichs an. Erstarkt durch seine friedlichen Errungenschaften im Zollverein, Errungenschaften, denen Österreich beharrlich entgegengewirkt hatte, zeigte es sich abgeneigt, jetzt noch sich ohne weiteres von Metternich ins Schlepptau nehmen zu lassen, schien vielmehr weitere moralische Eroberungen in Deutschland machen zu wollen. Statt den österreichischen Vorschlägen vom 18. September einfach zuzustimmen, machte der preußische Bundestagsgesandte darauf aufmerksam, daß die französische Revolution keinen so bedeutsamen Einfluß auf die deutschen Staaten hätte ausüben können, „wenn alle Regierungen den Bundespflichten, an deren Erfüllung die Unterthanen wesentlich interessiert seien, gewissenhaft nachgekommen wären." Nicht undeutlich wurden die Regenten getadelt, deren Regierungsweise moralischen Anstoß erregte, und man bezeichnete es preußischerseits als sehr bedenklich, alle Versprechungen, die von einem Souverän der Bewegung gegenüber gemacht seien, von Bundes wegen einfach für null und nichtig zu erklären. Metternich mußte sich begnügen, daß der Bund am 21. Oktober 1830 beschloß, die Regierungen sollten einander 1830
bei etwaigen Unruhen gegenseitigen Beistand leisten, begründeten Klagen ihrer Unterthanen gerecht zu werden suchen, aber auch unbegründeten Beschwerden fest entgegentreten.

Digitized by Google

Der Punkt, an welchem die preußische Regierung den Hebel ansetzte, um ihren Einfluß in Deutschland zu mehren, war die Bundeskriegsverfassung. Diese war die schwächste Stelle in der Organisation des Bundes, und da infolge der Julirevolution mehrmals ein europäischer Krieg in Aussicht stand, vor allem aber ein Kampf gegen Frankreich, schien es durchaus angemessen, jetzt auf eine Reform der Bundeskriegsverfassung zu dringen. Es lag nahe, sich in ähnlicher Weise, wie es beim Zollverein geschehen war, über eine große militärische Verbindung zu verständigen, innerhalb deren Preußen auf eine oder die andre Weise die Führung übernommen haben würde.

1830 Der König von Preußen legte am 10. November 1830 dem Minister Grafen Bernstorff die bedeutsamen Fragen vor: „Durch welche Mittel ist die Ruhe im Innern Deutschlands überhaupt sicher zu stellen, insbesondere aber, auf welche Art und Weise wird Preußen seine Stellung und seinen Einfluß in Deutschland für die Erreichung dieses Zieles und zur Abwendung übler Folgen der stattfindenden Aufregung und Störung der bestehenden Verhältnisse in den deutschen Nachbarstaaten zu benutzen haben?"

1831 In der Denkschrift, mit der Bernstorff am 29. Januar 1831 die Anfrage des Königs beantwortete, heißt es unter anderm: „Man kann sich bei Betrachtungen, wie die vorstehenden sind (in sieben Punkten ist vorher dargestellt, was Preußen zur Verteidigung Deutschlands nach außen und zur Erhaltung der inneren Ruhe thun könne), nicht leicht des Wunsches erwehren, daß Deutschland durch ein festeres Band, als ihm die jetzige Bundesverfassung gewährt, zusammengehalten und Preußen dadurch in den Stand gesetzt werden möchte, seinen oben geschilderten wohlthätigen Einfluß noch stärker und umfassender auszuüben, als es unter den jetzigen Umständen vermag."

Die preußische Regierung suchte nun durch Gesandtschaften an die verschiedenen süddeutschen Höfe ihren Ideen Eingang zu verschaffen und fand allenthalben das bereitwilligste Entgegenkommen. Man einigte sich namentlich über die Notwendigkeit einer eventuellen Dreiteilung der Bundesarmee, während von der Aufstellung eines gemeinsamen Bundesfeldherrn — die Würde desselben betrachtete natürlich Österreich als Prärogative, die einem Erzherzoge gebühre — überhaupt abzusehen sei. Überall herrschte die größte Ungeduld, daß Preußen die weiteren Schritte beschleunige; man sprach bereits „von der glücklich eingeleiteten Erneuerung des Fürstenbundes Friedrich des Großen, in welcher der Norden und Süden Deutschlands zu einer von gleicher politischer Bildung durchdrungenen einigen Masse zusammenschmelzen werde."

Obwohl Friedrich Wilhelm III. dem Wiener Hofe gegenüber aus seinen Absichten kein Geheimnis machte, war man dort von solchen Projekten, die den österreichischen Einfluß in Deutschland bedrohten, wenig erbaut und sehr
1831 froh, als die Gefahr eines Krieges mit Frankreich im Laufe des Jahres 1831 mehr und mehr schwand und damit die Reform der Bundeskriegsverfassung aufhörte eine brennende Frage zu sein. Auch näherte sich die preußische Regierung aus allgemeinen politischen Rücksichten wieder der österreichischen; gemeinsam beriefen sie die Militärbevollmächtigten der andern deutschen Staaten nach Berlin und stellten dort die Prinzipien eines eventuellen Bundesfeldzugsplans (gegen Frankreich) auf.

Digitized by Google

Im wesentlichen wurden die von Österreich bekämpften preußisch-süddeutschen Ideen — Dreiteilung der Armee ohne gemeinsamen Bundesoberfeldherrn — angenommen.

Nach diesem kurzen Anlaufe, auf die deutschen Verhältnisse entscheidenden Einfluß auszuüben, gab sich das preußische Kabinett, in welches eben Ancillon, Metternichs unbedingter Bewunderer, eingetreten war, wieder zum Schleppenträger der österreichischen Politik her. Indem es sich dem System völligen Stillstandes anschloß, zahlte es gewissermaßen sein Reugeld für den vielleicht zu scheu und zögernd gemachten Versuch, die Methode der Einigung, die sich auf wirtschaftlichem Gebiet so trefflich bewährt hatte, auch auf das militärische und politische zu übertragen. So blieb die Kluft zwischen dem preußischen Staate und dem übrigen Deutschland unausgefüllt; verstieg sich doch ein Patriot, wie der obengenannte Uwe Lornsen, in seinem Hasse gegen das Preußentum zu der Äußerung, „nur das wiedergeborne Preußen könne sich das übrige Deutschland aneignen: in seiner jetzigen Gestalt werde es von den Deutschen heftiger zurückgestoßen werden als die Franzosen.“ Nur wenige verschlossen sich auch jetzt der Einsicht nicht, daß in dem allgemein geschmähten Preußen dennoch das Heil Deutschlands liege.

Mit männlichem Freimute verkündete im Jahre 1831 der süddeutsche Publizist Paul Pfizer in Tübingen, die Einigung Deuschlands könne mit Ausschluß Österreichs nur durch Preußen erfolgen. Dies müsse in Berlin einen neuen Bundestag zusammentreten lassen, der aus den Abgeordneten der Ständeversammlungen der Einzelstaaten zu bilden sei; der König von Preußen sei neben diesem als Vertreter aller deutschen Fürsten zu betrachten.

Vielen Anklang fand er bei seinen Landsleuten nicht mit den begeisterten Strophen, in denen er den Adler Friedrichs des Großen mahnte, „die Verlassenen, Heimatlosen unter goldner Schwinge zu bergen.“ Sein König strafte den vorwitzigen Patrioten mit Entlassung aus dem Staatsdienst: warum sollte er nicht selbst oder der König von Bayern oder der neue Großherzog Leopold von Baden, jedenfalls ein „echt deutscher“ Fürst, sich zum Beherrscher des deutschen Reiches emporschwingen?

---

9. Nachwirkungen der Julirevolution. Das Hambacher Fest (27. Mai 1832) und seine Folgen.

So lange die allgemeine europäische Kriegsgefahr dauerte, hatte Metternich wohl oder übel dem liberalen Treiben in Deutschland zusehen müssen; auch Rußland, dessen Beherrscher Nikolaus die Rolle seines Vorgängers fortspielte, hatte selbst mit dem Aufstande der Polen zu viel zu thun, als daß es seine schirmende Hand über Deutschland hätte ausstrecken können. Aber nach dem Falle Warschaus forderte es die deutschen Regierungen zur Unterdrückung der um sich greifenden Demagogie auf, mit mehr Recht, als dies zur Zeit des Aachener Kongresses geschehen war. Die Preßfreiheit, die namentlich in Bayern, Württemberg und Baden gewährt war, erwies sich leider als ein Danaergeschenk. Jetzt wurden wirklich mit rücksichtsloser Offenheit

Digitized by Google

demokratisch-kosmopolitische Ansichten verkündet und mit Begeisterung aufgenommen. Ein demokratisches deutsches Reich mit Anlehnung an Frankreich war das Ideal, welches die neuen Volksbeglücker, besonders die Pfälzer Wirth und Siebenpfeiffer, anpriesen. Zwar stimmten die Häupter des Liberalismus, wie er in den süddeutschen Kammern vertreten war, mit diesen radikalen Schreiern wenig überein und trennten sich schließlich gänzlich von ihnen: aber, da die Menge der Urteilslosen sich für radikale Ansichten am leichtesten gewinnen läßt, gelang es jener demokratischen Partei, Vorgänge herbeizuführen, deren Folgen alle Freisinnigen mit gleicher Schwere trafen.

Nachdem eines jener Brandblätter, Wirths „deutsche Tribüne", vom Bunde verboten, der Herausgeber aber, welcher seine Zeitung trotzdem weiter erscheinen ließ, am 14. April 1832 vom Appellationsgericht in Zweibrücken freigesprochen war, lud Siebenpfeiffer die Männer und Jünglinge, die Frauen und Jungfrauen Deutschlands ein, auf
1832 dem Hambacher Schlosse bei Neustadt an der Haardt am 27. Mai 1832 den „Mai der Deutschen" zu feiern. Die bayrische Regierung hatte nicht die Festigkeit, die Versammlung zu verbieten, und so kam es denn am 27. und 28. Mai unter Beteiligung von vielen Tausenden — auch Polen und Franzosen fehlten nicht — zu dem unheilvollen Hambacher Fest, d. h. zur unverhüllten Proklamation weltbürgerlicher und demokratischer Grundsätze.

Sowohl die Lieder, welche gesungen wurden, als auch die Adressen, die zur Verlesung kamen, waren von aufrührerischem Inhalt. Das stärkste aber wurde in den Toastreden geleistet. „Vaterland, Völkerbund, Volkshoheit hoch!" toastete Siebenpfeiffer; Wirth ließ „die vereinigten Freistaaten Deutschlands" leben; der beste Fürst von Gottes Gnaden wurde für einen gebornen Hochverräter an der menschlichen Gesellschaft erklärt. Wirth rief einen „ewigen Fluch" über alle Fürsten aus. Zwar fehlte es nicht an solchen, die vor jeder Revolution warnten, aber die Heißsporne erklärten jede Verzögerung des Kampfes für feigen Verrat an der Vernunft, der Tugend, der Menschheit.

Das Fest hatte keinen unmittelbaren Erfolg, da der erwählte Vertrauensausschuß nicht den Mut besaß, sich als provisorische Regierung zu konstituieren; aber es fand an vielen Orten Nachahmung, und die Vorgänge, welche diese Feier begleiteten, mußten den Unwillen der ohnehin argwöhnischen Regierungen reizen. Da war es denn kein Wunder, wenn sogleich die Vergeltung hereinbrach. Die bayrische Regierung schritt nachträglich gegen die Veranstalter und Redner des Hambacher Festes ein, dann trat auch der Bundestag von neuem in Aktion. Er war im Jahr 1828 schon der Gefahr ausgesetzt gewesen, zu ersterben, indem Metternich den Antrag stellte, ihn auf unbestimmte Zeit zu vertagen; jetzt gewann er neue Lebenskraft und frischen Lebensmut. Noch während das Hambacher Fest gefeiert wurde, am 30. Mai 1832, hatte er beschlossen, die Regierungen, welche auf die Bahn der Reaktion nicht einlenken wollten, zu größerer Strenge anzuspornen. Die weiteren Beschlüsse vom Juni und Juli richteten sich teils gegen die Ständeversammlungen, teils gegen die Veranstaltung politischer Feste und das äußerliche Bekunden revolutionärer Gesinnungen im Tragen von Bändern, Kokarden ꝛc.

Die Vorschriften über die Überwachung der Universitäten und die Zügelung der Presse wurden erneuert und verschärft. Baden wurde gezwungen, trotz allen Widerstrebens sein liberales Preßgesetz zu ändern, Welcker und Rotteck versetzte man in den Ruhestand.

Digitized by Google

Ludwig von Bayern machte weniger Schwierigkeiten, als der Großherzog von Baden; er schien seinen früheren Ansichten gänzlich untreu geworden zu sein. Die übrigen Regierungen ließen sich leicht bestimmen, die vom Bunde befohlenen Maßregeln durchzuführen: wo sich die Kammern widersetzten, wurden sie aufgelöst.

Infolge dieser Reaktion trennten sich die gemäßigt Freisinnigen, welche schon bei dem Hambacher Fest nicht mitgewirkt hatten, vollends von den Radikalen: diese suchten nun in geheimen Verbindungen sich der Erreichung ihres revolutionären Zieles zu nähern, bearbeiteten die Bauern durch Flugschriften und gewannen leider auch großen Anhang bei einem Teile der Burschenschaft. Man rechnete, sehr mit Unrecht, auf Anschluß des süddeutschen Militärs, nahm selbst polnischen, schweizerischen und französischen Beistand in Aussicht und entwarf einen förmlichen Feldzugsplan. Man hoffte, daß die Überrumpelung der Bundeshauptstadt Frankfurt das Signal zu einer allgemeinen Erhebung Süd- und Westdeutschlands sein werde, aber der Frankfurter „Putsch" hatte einen kläglichen Ausgang.

Obgleich der militärische Berater dieser politischen Tollköpfe, der württembergische Oberlieutenant Koseritz, mit seinen Vorbereitungen noch nicht fertig war, brachen die Verschworenen, an ihrer Spitze Dr. von Rauschenplat, der sich früher schon bei den Göttinger Unruhen hervorgethan hatte, am 3. April 1833 in einer Stärke von kaum siebzig 1833
Mann los. Der Bürgermeister von Frankfurt hatte Kenntnis von dem Anschlage, traf aber keine Gegenmaßregeln: der „Putsch" kam Metternich zu gelegen, als daß man die Verschworenen nicht ruhig hätte gewähren lassen sollen, um die Gemeingefährlichkeit der Radikalen nachher offenkundig darthun zu können. So bemächtigten sich die Aufständischen ohne Mühe der Hauptwache und der Konstablerwache, aber vergebens war ihr Sturmläuten, keine Hand rührte sich zu ihrem Beistande: herbeigerufenes Militär nahm die Wache wieder ein und ein paar Dutzend Empörer gefangen; die Rädelsführer hatten sich noch rechtzeitig in Sicherheit gebracht.

Diese tragische Posse hatte die ernstesten Folgen. Obwohl die Regierungen diesmal von selbst einen ziemlichen Eifer entwickelten, wurde auf Metternichs Wunsch eine neue Centralbehörde eingerichtet, ähnlich der Mainzer Kommission. Die Aburteilung der Schuldigen erfolgte durch die ordentlichen Gerichte der Einzelstaaten, die zu diesem Zwecke mit der Centralbehörde in Verbindung traten. Auch wurde der Fremdenverkehr einer genauen Beaufsichtigung unterworfen und strenge Paßvorschriften eingeführt. Nicht alle Regierungen zeigten der Centralbehörde gleich williges Entgegenkommen und gleichmäßige Strenge bei der Bestrafung der Schuldigen.

Durch besondere Härte zeichnete sich Preußen aus, wo das Kammergericht von zweihundertundvier Burschenschaftern neununddreißig zur Todesstrafe verurteilte. Wurde diese freilich auch vom Könige in lebenslängliche oder dreißigjährige Festungshaft verwandelt und in vielen Fällen langjährige Festungshaft durch mehrmonatliche Gefängnisstrafe ersetzt, so standen die Strafen dennoch in keinem Verhältnis zu den Vergehen. Diese bestanden bei den meisten lediglich darin, daß sie das schwarzrotgoldne Band der Burschenschaft getragen hatten. Wohl hat zuweilen das Wohlwollen humaner Gefängnisbeamten den Verurteilten ihr Los erleichtert, und noch jetzt denkt mancher gottesfürchtige und königstreue Landpfarrer in Thüringen an die vergnüglichen Tage seiner „Haft." Aber er erinnert sich auch an das Entsetzen, mit welchem der kaum mündige Jüngling

Digitized by Google

eines Tages in Berlin seine Verurteilung zu zehnjähriger Festungshaft erfuhr, und an die Leidensjahre, wo er für kein öffentliches Amt wählbar war, ein gebrandmarkter Demagoge. Und aus Fritz Reuters „Festungstid" ist wohlbekannt, bis zu welchem Grade sich die Verfolgungssucht der Vorgesetzten zuweilen steigerte.

Gern hätte Metternich die Centralbehörde zu einer ständigen Bundeseinrichtung gemacht, aber dies gelang ihm nicht: am 25. August 1842 wurde ihre Vertagung beschlossen. Viele Schuldige hatten sich der Strafe durch Flucht in das Ausland zu entziehen gewußt; auch vermochten alle polizeilichen Maßregeln das Übel nicht mit der Wurzel auszurotten: man beseitigte nur die Symptome desselben, nicht das Übel selbst. Im geheimen wucherte es fort, bis es dann plötzlich in irgend einem aufregenden Liede sich äußerlich kundgab. Eine Reihe nicht unbegabter Dichter gab in dem nächsten Jahrzehnt demokratischen und revolutionären Tendenzen in den Augen auch der Gebildeteren eine Art poetischer Weihe und bereitete das junge Geschlecht auf Stürme vor, die nicht ausgeblieben sind.

10. Die Wiener Konferenzen (1834). Der Verfassungsbruch in Hannover (1837).

Da sich besonders in der Schweiz aus politischen Flüchtlingen aller Nationen, namentlich der Polen und Italiener, ein demokratisch-revolutionärer Bruderbund bildete, der seine Agitation auch auf Deutschland erstreckte und durch seine Brandschriften weitere Gesinnungsgenossen zu werben bemüht war, so beschlossen die Monarchen des europäischen Festlandes, womöglich unter Hinzuziehung Frankreichs, diesem Treiben ein Ende zu machen. Nach einer
1833 vorläufigen Besprechung der Minister zu Teplitz und einer Zusammenkunft der Kaiser von Rußland und Österreich mit dem preußischen Kronprinzen zu Münchengrätz (September 1833) versammelten sich die Minister der deutschen
1834 Höfe im Januar 1834 zu Wien und stellten die Maßregeln fest, durch welche künftig die Ständeverfassungen beschränkt und die Einwirkung des Bundes vermehrt werden sollten.

Namentlich verkürzte man den Ständen das Steuerbewilligungsrecht. Bei Streitigkeiten zwischen ihnen und den Regierungen sollte die Entscheidung einem Schiedsgerichte zufallen, bei dessen Zusammensetzung Metternich dafür geiorgt hatte, daß hier nie regierungsfeindliche Schiedsmänner Platz finden konnten. Nur ein Teil der Beschlüsse wurde bekannt gemacht, der andre nach zehn Jahren gegen den Willen der Regierungen veröffentlicht.

Diese Beschlüsse hatten denn auch wenigstens das Gute, für einige Jahre die gärenden Elemente in Ruhe zu erhalten, zumal Österreich und Preußen in der Hauptsache einig waren. Denn in Preußen lenkte noch immer Ancillon das Steuer des Staates, und in Österreich behielt Metternich auch nach dem
1835 Tode des Kaisers Franz (1835) die oberste Gewalt in seiner Hand, ja er bekam unter dem regierungsunfähigen Ferdinand noch unumschränktere Macht, als

Digitized by Google

er unter dessen Vorgänger besessen. Das entging freilich Metternich nicht, daß trotz aller Mühe sein System absoluter Ablehnung auch berechtigter Forderungen der neuen Zeit sich auf die Dauer nicht erhalten würde, aber er war zufrieden, mit allen möglichen diplomatischen Kniffen die Lebenskraft dieses Systems zu stärken oder doch aufzufrischen.

Einen harten Stoß erhielt aber Metternichs Politik im Jahr 1837 durch 1837
die Verfassungswirren in Hannover.

Nach dem Tode Wilhelms IV. ging die englische Krone auf dessen Nichte Viktoria über, während sein Bruder, Ernst August, Herzog von Cumberland, auf den hannöverschen Thron berufen ward. Seine Vergangenheit erregte bei allen Wohlgesinnten schwere Besorgnisse, aber die schlimmsten Befürchtungen wurden übertroffen durch das, was wirklich geschah. Am 5. Juli 1837 erklärte der König, er erkenne die Landesverfassung nicht an und werde den Ständen, die bereits vertagt waren, seiner Zeit seine Entschließungen mitteilen. Über die Gründe dieses Verfahrens war niemand im unklaren, die Verfassung von 1833 machte die Domänen zu Staatsgut und wies den König auf seine Civilliste an; Ernst August aber strebte nach dem Besitz der Domänen, um seine enormen Schulden zu bezahlen. Nach „gewissenhafter" Prüfung hob der König die Verfassung am 1. November auf, entband alle Staatsdiener des auf das Staatsgrundgesetz geleisteten Eides und verhieß die Einberufung der Stände von 1819; mit einer Steuerermäßigung von 100000 Thalern sollte das um seine verbrieften Rechte betrogene Volk abgespeist werden. Obwohl dieser Willkürakt allgemeine Entrüstung erregte, besaßen die wenigsten den Mut zum Widerstande. Mit verbissenem Grimm ergab man sich resigniert in sein Schicksal. „Ich unterschreibe alles; Hunde sind wir ja doch!" äußerte ein höherer Beamter. Nur sieben Göttinger Professoren, hervorragende Männer der Wissenschaft: Dahlmann, Albrecht, Jakob und Wilhelm Grimm, Gervinus, Ewald und Weber, erhoben am 18. November bei dem Kuratorium der Universität feierlich Protest und erklärten, „um nicht als Männer zu erscheinen, die mit Eiden ein leichtfertiges Spiel treiben", sie hielten sich dauernd an ihren Verfassungseid gebunden. Dieser Mannesmut erregte nicht allein den Zorn des Königs, sondern auch derer, die ihn nicht besessen; ja einige Kollegen der Kühnen hatten die Schwäche, dem König bei einer Audienz Erklärungen zu geben, welche so dargestellt werden konnten, als finde jener Schritt selbst unter den Berufsgenossen der Protestierenden entschiedene Mißbilligung. Aber das hatte nur zur Folge, daß nun noch weitere sechs Professoren, unter ihnen der ausgezeichnete Philologe Otfried Müller, sich den Protestierenden anschlossen. Indes griff der König energisch durch: Dahlmann, Gervinus und Jakob Grimm mußten das Land verlassen, weil sie Abschriften ihres Protestes versendet hatten.

Den Vertriebenen kamen die Sympathien der weitesten Kreise entgegen: es bildeten sich Vereine, welche diese Märtyrer politischen Mannesmutes vor Entbehrungen schützten. Zahllose Adressen aus allen deutschen Gauen sprachen ihnen ihre Anerkennung aus.

Die Elbinger Adresse gab Veranlassung zu dem geflügelten Wort vom „beschränkten Unterthanenverstand". Jakob von Riesen, der erste Unterzeichner, teilte sie nämlich abschriftlich dem preußischen Minister von Rochow mit, welcher sie aber mit der unwilligen Bemerkung zurückwies, „dem Unterthanen gezieme nicht, an die Handlungen des Staatsoberhauptes den Maßstab seiner beschränkten Einsicht zu legen."

Von den Regenten wagte für den Augenblick nur König Wilhelm von Württemberg, Mitgefühl für das unverdiente Geschick dieser ausgezeichneten Männer zu beweisen, indem er dem Professor Ewald eine Stelle an der Universität Tübingen verlieh. Bald hatte sich auch der Bundestag mit dem hannöverschen Verfassungsbruch zu beschäftigen, denn der Magistrat von Osnabrück, geleitet von dem Bürgermeister Stüve, und die 1838 wieder zusammenberufenen Stände appellierten an die Entscheidung des Bundestages. Nur ganz

Digitized by Google

vorübergehend machte sich hier, gegenüber einem so augenscheinlichen Willkürakt, eine den Protestierenden günstige Stimmung geltend; die Eingabe der Osnabrücker wurde gleich am
1838 6. September 1838 abgewiesen, weil die Unterzeichner zur Beschwerdeführung nicht berechtigt seien. Über die Beschwerdeschrift der Stände hatte der Bund allerdings zuerst die hannöversche Regierung zur Berichterstattung aufgefordert, entschied aber im folgenden Jahre mit Majorität, „es sei keine Veranlassung zur Einmischung in die inneren Angelegenheiten Hannovers vorhanden." So war denn äußerlich der König Sieger geblieben, — die Regierung setzte im Jahr 1840 bei den Ständen ein neues Staatsgrundgesetz durch, welches die Domänen der Krone wieder zusprach und den größten Teil aller unbequemen Bestimmungen in der Verfassung von 1833 vernichtete.

II. Der Kampf mit der römischen Kirche in Preußen bis zum Tode Friedrich Wilhelms III.

Während in Hannover der Streit um die Verfassung entbrannte, hatte Preußen einen Kampf von ungleich größerer Bedeutung durchzufechten; der preußische Staat, zu allen Zeiten ein Muster und Vorbild der Toleranz gegen alle Konfessionen, war mit der römischen Kirche auf das härteste aneinander geraten — wahrlich ohne die Schuld des Königs und auch ohne die Schuld eines großen Teils der katholischen Geistlichkeit. Denn Friedrich Wilhelm befriedigte die Anforderungen der römischen Kirchengemeinschaft in ausgiebigster Weise, und der Geist der katholischen Priesterschaft war zu der Zeit, als Deutschland vom Joch der Fremdherrschaft befreit wurde, ein vortrefflicher, friedfertig und geneigt zu wissenschaftlicher Forschung, wie sie auf protestantischer Seite längst betrieben wurde. Schwere Kämpfe wären dem Vaterlande erspart worden, wenn diese Gesinnungen die allgemein herrschenden geworden wären; und wenn sich gar das Ideal einiger hochgesinnter katholischer Kirchenmänner, die Gründung einer deutschen Nationalkirche, hätte verwirklichen lassen, so wäre man wenigstens in Deutschland aus den unheilvollen Umschlingungen der römischen Kurie endlich befreit worden. Aber leider war das durch den Bundestag geeinigte Deutschland nur ein geographischer Begriff, und den einzelnen Staaten mußte es überlassen bleiben, sich mit den Forderungen des Papsttums abzufinden, das sich von den Niederlagen der napoleonischen Zeit gar bald erholte und der modernen Welt seine zähe Lebenskraft aufs deutlichste bekundete.

Nachdem man in Rom eingesehen hatte, daß an eine Wiederherstellung der geistlichen Staaten, die im Jahr 1803 beseitigt waren, nicht zu denken sei, verhandelte der Papst mit den einzelnen Staaten über die zukünftige Organisation der katholischen Kirche in diesen Gebieten. Bayern schloß bereits im Jahr 1817 ein der römischen Kirche äußerst günstiges Konkordat, welches der Staatsgewalt jeden Einfluß auf die Geistlichkeit und die Bischöfe entzog; diese standen vielmehr in unmittelbarem Verkehr mit Rom. Der Papst lohnte den König dadurch, daß er den Geistlichen den Eid auf die bayrische Verfassung verbot: dieser lehnte sich zwar dagegen auf, gab aber schließlich nach und ließ sich zu der „Erklärung von Tegernsee" herbei, wonach der Eid auf die Verfassung zu nichts verpflichte, was der katholischen Kirchenordnung zuwider sei. Preußen und andre

Digitized by Google

deutsche Staaten vereinbarten auf Grund der sogenannten „Circumscriptionsbullen" Zahl, Umfang und Dotation der in ihren Staaten zu gründenden Bistümer, bezw. Erzbistümer, indem sie zugleich ihre Hoheitsrechte wahrten. Abgesehen von Österreich und Bayern erhielt Deutschland fünfzehn Erzbistümer und Bistümer, nämlich Preußen das Erzstift Köln mit Trier, Münster und Paderborn, die Bistümer Breslau und Ermeland, das Erzstift Posen-Gnesen und Kulm. Auf Hannover entfielen Hildesheim und Osnabrück, auf die oberrheinische Kirchenprovinz fünf Bistümer einschließlich des Erzstiftes Freiburg. Die Wahl der Bischöfe blieb den Domkapiteln unter der Bedingung, daß sie keine dem Landesherrn mißliebigen Persönlichkeiten wählten.

Unter den katholischen Theologen von streng wissenschaftlicher Richtung nimmt den ersten Platz Professor Hermes in Bonn ein, der den Versuch machte, die Wahrheit der Glaubenslehren philosophisch zu begründen: der größte Teil der rheinischen Geistlichkeit hielt sich zu ihm, und Bischöfe und Erzbischöfe gehörten zu seinen Freunden. Selbst Dogmen, wie das der Transsubstantiation, wurden unter den Augen kirchlicher Oberen angegriffen; viele Priester drangen auf Abschaffung des Cölibats; der Generalvikar von Konstanz, der edle Wessenberg, der für die deutsche Nationalkirche auftrat, wünschte die Einführung des deutschen Kirchengesanges.

Durch die Neuorganisation der katholischen Kirche in Preußen erhielten ausschließlich solche Persönlichkeiten, denen das gute Einverständnis mit der Staatsregierung am Herzen lag, die obersten kirchlichen Würden, und der Friede mit Rom wäre möglich gewesen, wenn nicht der Jesuitenorden, von Pius VII. wiederhergestellt, seine frühere unheilvolle Thätigkeit erneuert hätte. Zwar besaß er in Deutschland, selbst in Österreich, bis zum Jahre 1836 keine Heimstätte, aber er fand auch so Mittel und Wege, einflußreiche Verbindungen anzuknüpfen. Nun begann ein geflissentliches Hetzen und Wühlen; die preußischen Kirchenfürsten wurden als laue, unzuverlässige Söhne der römischen Mutter verdächtigt, so daß sich der Erzbischof von Köln einmal veranlaßt sah, bei dem preußischen Gesandten in Rom über solche Verleumdungen Beschwerde zu führen. Auch fehlte es in Rheinpreußen nicht an solchen, denen die römische Kirche als Schwert und Schild gegen das verhaßte protestantische Preußen erschien. Endlich ermutigte der romantische Zug, welcher einen großen Teil der damaligen Zeit beherrschte und zu zahlreichen Übertritten führte, die römische Kirche, über die ihr gesteckten Grenzen hinauszugreifen und keck an die Hoheit der Staatsgewalt zu rühren.

Der Vorkämpfer des streitbaren Katholizismus war vor allem der geistreiche Publizist J. Joseph Görres. Im Jahre 1799 von seiner schwärmerischen Begeisterung für die Sache der „Freiheit" nach Paris geführt, aber von dort sehr ernüchtert und empört über die neue napoleonische Tyrannei zurückgekehrt, hatte er sich eine Zeit lang ganz vom öffentlichen Leben zurückgezogen, bis ihn die patriotische Begeisterung des Jahres 1813 wieder auf den Kampfplatz rief, wo er durch flammende Flugschriften, ganz besonders aber durch seinen 1814 begründeten „Rheinischen Merkur" sich hohe Verdienste für die nationale Bewegung erwarb. Bei der beginnenden Reaktion in Preußen ließ er sich zu heftigen Angriffen gegen die Regierung fortreißen, welche die Unterdrückung seines „Rheinischen Merkur" zur Folge hatten. Als dann die Demagogenverfolgungen in Scene gesetzt wurden, wurde auch gegen Görres wegen seiner Schrift „Deutschland und die Revolution" ein Verhaftsbefehl erlassen, er mußte Deutschland meiden und wirkte, nunmehr allein in der Erstarkung der katholischen Kirche die Bürgschaft für die Verwirklichung seiner Ideen erkennend, von der Schweiz aus eifrig in Wort und Schrift für die katholi-

Digitized by Google

schen Interessen, ohne dabei seinen alten demokratischen Gesinnungen untreu zu werden, bis ihn 1827 König Ludwig I. als Professor der Geschichte nach München berief, das durch die Kraft seiner Polemik bald der Mittelpunkt der katholischen und katholisirenden Bestrebungen wurde. Ein zweites Hauptquartier der katholischen Preußenfeinde war Frankfurt a. M., wo u. a. auch der Konvertit Fr. von Schlegel lebte.

Sobald aber die Kurie sich Eingriffe in die Hoheitsrechte der Regierung erlaubte, mußte sie an einer Persönlichkeit, wie Friedrich Wilhelm III. war, scheitern. Wohl stattete er die Bistümer reichlich aus, steigerte von Jahr zu Jahr die Einnahmen der Geistlichkeit, gründete viele neue katholische Pfarreien, verausgabte große Summen für den Bau des Kölner Doms, zeigte sich völlig neutral gegenüber den Reformbestrebungen innerhalb der römischen Kirche: aber die Erziehung und Heranbildung der Geistlichen behielt er dem Staate vor, die Anstellung und Absetzung von Priestern erfolgte nur unter Beteiligung der Regierung: was im Staat als Gesetz galt, sollte als solches auch von der katholischen Kirche geachtet werden. So verlangte der König Gehorsam, als er durch eine Kabinettsordre vom 17. August 1825 für den westlichen Teil der Monarchie die für den östlichen Teil bereits seit 1803 gültige landrechtliche Bestimmung einführte, daß bei gemischten Ehen die konfessionelle Erziehung der Kinder von dem Vater abhängig gemacht wurde.

Die Kabinettsordre wurde dadurch notwendig, daß in den neuerworbenen Rheinlanden vielfach höhere Beamte und Offiziere Ehen mit dort ansässigen Katholikinnen schlossen und die Geistlichen die Anerkennung solcher Mischehen verweigerten, wenn nicht vorher das Versprechen abgegeben wurde, die Kinder im katholischen Glauben zu erziehen.

Nun wäre zwar der katholischen Kirche durch die Befolgung der Kabinettsordre ein großer Abbruch nicht geschehen, aber die Geistlichen befanden sich doch in schwieriger Lage: Pius VII. hatte noch 1817 die gemischten Ehen nur für zulässig erklärt, wenn das erwähnte Gelöbnis geleistet wurde; dies Breve war von Leo XII. ausdrücklich bestätigt worden. Das Auskunftsmittel der sogenannten „passiven Assistenz" galt nur für Jülich-Kleve-Berg: mithin handelten die katholischen Geistlichen im Rheinlande ganz sachgemäß, wenn sie ihrerseits beim Vollzug solcher Ehen nicht mitwirken wollten. Auch kann ihnen kaum das Recht bestritten werden, den Erlaubnisschein, welcher der die Trauung vollziehende evangelische Geistliche fordern mußte, und die Absolution im Beichtstuhl zu verweigern, wennschon die Praxis bisher eine mildere gewesen war.

Die passive Assistenz bestand darin, daß die Brautleute, welche jenes Versprechen nicht geben wollten, vor dem katholischen Geistlichen und zwei Zeugen ihre Absicht, sich zu verehelichen, erklärten. Der Segen der Kirche wurde in diesem Falle nicht erteilt.

Die Regierung verlangte Abhilfe bei den Bischöfen, allein diese konnten die Geistlichen nicht zwingen, ihren Standpunkt zu ändern, und so sah man sich zu Verhandlungen mit Rom genötigt. Die Antwort, die ein päpstliches Breve vom 25. März 1830 auf die Eingabe der Bischöfe erteilte, gestattete die passive Assistenz unbedingt, verbot aber in milder Form die kirchliche Einsegnung jeder Mischehe, wenn das Gelöbnis der katholischen Erziehung nicht geleistet wurde. Dies wäre gegen früher ein Rückschritt gewesen, daher wurde der preußische Gesandte angewiesen, eine günstigere Fassung zu erzielen. Dies gelang aber nicht, vielmehr nahm der neue Papst Gregor XVI. in dieser Frage eine der preußischen Regierung entschieden feindselige Stellung ein. Daher ließ der König durch den Herrn von Bunsen mit den Bischöfen direkt verhandeln, und dieser Diplomat führte
1834 am 19. Juni 1834 eine Verständigung mit dem Erzbischof von Köln, den Bischöfen von Trier, Münster und Paderborn herbei. Dieselben wiesen durch einen Hirtenbrief die Pfarrer an, die passive Assistenz niemals zu verweigern, die feierliche Einsegnung aber

Digitized by Google

nur dann, wenn der Pfarrer bestimmt wisse, daß die zu erwartenden Kinder im protestantischen Bekenntnisse erzogen werden würden. Über dies Entgegenkommen war die Regierung so erfreut, daß sie die Aufhebung der in den Rheinlanden bestehenden Civilehe versprach.

Aber der auf diese Weise hergestellte Friede dauerte nur so lange, als die versöhnlichen Bischöfe aus der älteren Generation lebten; als an die Stelle des trefflichen Erzbischofs Spiegel von Köln und des milden Trierer Bischofs von Hommer anders gesinnte Männer traten, brach der Streit aufs neue hervor und nahm einen weit heftigeren Charakter an. Daran war die Regierung zum Teil selbst schuld. Denn auf die Empfehlung des Kronprinzen besetzte sie den wichtigen Kölner Erzstuhl mit einem starrköpfigen Geistlichen, der bereits früher dem Oberpräsidenten erhebliche Schwierigkeiten bereitet hatte. Zwar gab dieser Priester, Freiherr Klemens August von Droste-Vischering, Weihbischof von Münster, vor seiner Erhebung in der Frage der gemischten Ehen eine befriedigende schriftliche Erklärung ab, aber sein Auftreten bewies sofort, daß er dabei in echt jesuitischer Weise seine „reservatio mentalis" gehabt hatte. Namentlich aber schritt er rücksichtslos gegen die Anhänger des bereits verstorbenen Theologen Hermes ein, der durch ein päpstliches Breve als Irrlehrer verdammt worden war.

In Rom selbst war man über den Mißgriff der preußischen Regierung erstaunt gewesen; der päpstliche Kardinalsekretär Lambruschini äußerte gegen Bunsen, der ihm die Thatsache mitteilte, naiv genug: „Ist Ihre Regierung denn toll?"

Alle Versuche der Regierung, den dreisten Erzbischof zur Beobachtung des Vertrages von 1834 anzuhalten, waren vergeblich; je mehr Droste nun das Einschreiten der Regierung befürchten mußte, desto starrsinniger trat er auf: durch Hirtenbriefe erregte er bei dem Volke, dem er sich als Märtyrer der Kirche darstellte, nicht geringe Erbitterung. Man nahm an, daß der planmäßig geschürte Brand im Jahr 1837, am 23. November, dem Namenstage des Erzbischofs, in helle Flammen ausbrechen würde, aber die Regierung, welche freilich viel zu lange gezögert hatte, kam dem zuvor, ließ den starrköpfigen Prälaten am 20. November verhaften und nach der Festung Minden abführen, wo er gleichwohl aufs rücksichtsvollste behandelt wurde.

Nun brach ein Sturm, der sich durch nichts beschwichtigen lassen wollte, gegen die preußische Regierung los. In einer Allokution vom 10. Dezember 1837 schleuderte der Papst die schwersten Anklagen gegen eine Staatsgewalt, welche die Rechte des päpstlichen Stuhles mit Füßen getreten haben sollte: die Zugeständnisse, welche die Bischöfe im Jahr 1834 gemacht, wurden jetzt aufs härteste gerügt und für unverbindlich erklärt. Der Kriegsruf der Kurie fand kräftigen Wiederhall in den ultramontanen Kreisen Deutschlands: allen voran stürmte der alte Görres in München, wo eben das ultramontane Ministerium Abel in Wirksamkeit getreten war. König Ludwig hatte nichts dagegen einzuwenden, daß der giftige Pamphletist seinem Hasse gegen das protestantische Preußen in leidenschaftlicher Weise Luft machte. Denn die Hetzerei, welche von Görres ausging und eine Anzahl katholischer Streitschriften ins Leben rief, hatte einen politischen Hintergrund. Schwelgte doch die Phantasie einiger Römlinge in dem kühnen Traum von einem Königreich Rheinfranken, wo ein bayrischer Prinz über die vom preußischen Joche befreiten Rheinländer herrschen sollte. Das ultramontane Europa jubelte natürlich solchen Vorgängen zu.

Zwar blieben die Streitschriften der Ultramontanen nicht unbeantwortet, aber im wesentlichen sah sich die preußische Regierung darauf beschränkt, durch polizeiliche Mittel alle Ausschreitungen zu unterdrücken.

Digitized by Google

Prinz Wilhelm. Kronprinzessin. Kronprinz Friedrich Wilhelm. Fürsten von Liegnitz.

Die letzten Augenblicke Friedrich Wilhelms III. Gemalt von J. Schoppe.

Der streitenden Kirche wuchs der Mut, und so schloß sich denn auch der Erzbischof von Posen, Martin von Dunin, seinem rheinischen Amtsgenossen an. Er verlangte, das päpstliche Breve von 1830, welches nur an die rheinischen Bischöfe gerichtet war, auch in seinem Sprengel verkünden zu dürfen, und that dies trotz der Verweigerung der Erlaubnis im Februar 1838. Das Kammergericht verurteilte den Widersetzlichen zur 1838
Amtsentsetzung und zu Festungshaft; der König erließ ihm letztere und suspendierte ihn nur, unter der Bedingung, daß er nicht in seine Diöcese zurückkehre. Undankbar und trotzig entwich der Kirchenfürst und erschien am 3. Oktober 1839 in Posen. Nunmehr 1839
schaffte man ihn nach Kolberg; in dem Lande aber, wo sich mit der kirchlichen sogleich die nationale Agitation verband, wurde eine förmliche Kirchentrauer in Scene gesetzt.

Durch Einziehen der Einkünfte (Temporaliensperre) brachte die Regierung aber einen großen Teil der Geistlichkeit zur Vernunft.

Friedrich Wilhelm war fest entschlossen, die widerstrebenden Bischöfe zur Anerkennung der Staatsgewalt zu zwingen, aber in dem eigentlichen Streit erreichte er nichts. Als er am 7. Juni 1840 die Augen schloß, mußte er die 1840
kirchliche Streitfrage seinem Nachfolger ungelöst hinterlassen. Es stand nicht zu erwarten, daß die Lösung im Sinne des Vaters erfolgen werde.

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen, im 25. Lebensjahre.
Gemalt von Tangermann im Jahre 1820.

XIX. Die Regierungszeit Friedrich Wilhelms IV.

1. Preußen und Deutſchland bis zur Revolution (1840—1848).

Mit Spannung ſah Preußen, ſah ganz Deutſchland den erſten Regierungshandlungen des Königs Friedrich Wilhelm IV. entgegen. Die perſönlichen Eigenſchaften des neuen Herrſchers waren längſt bekannt: man wußte ja allgemein, daß dieſer Hohenzoller ein Fürſt von hochfliegendem Geiſte, von Idealen erfüllt, von tief chriſtlicher Anſchauung getragen, für Wiſſenſchaft und Kunſt begeiſtert ſei; man wußte, welch ein Unterſchied zwiſchen der nüchternen Hausväterlichkeit des verſtorbenen und der poetiſch angehauchten Genialität des neuen Herrſchers beſtand. Daß derſelbe neue Wege einſchlagen werde, ließ ſich vorausſehen; in welcher Richtung, war zweifelhaft. Denn ſo ſehr jene Vorzüge den Privatmann ſchmücken, machen ſie nicht eigentlich den Inbegriff der Herrſchertugend aus, deren Aufgabe es iſt, den Geiſt der Zeit zu prüfen und den Geſetzen geſchichtlicher Entwickelung ihr unveräußerliches Recht werden zu laſſen. In dieſer Hinſicht hegten ſcharfſinnige und patriotiſche Männer ihre Bedenken, denn die Vorliebe, welche Friedrich Wilhelm für die ſtaatlichen und kirchlichen Geſtaltungen der Vergangenheit hegte, hatte ſich ſchon an dem Kronprinzen geäußert. Wenn der Verſuch gemacht wurde, dieſe Ideale zu verwirklichen, ſo mußte eine Zeit, deren Geiſt ein andrer war, dem hochbegabten Herrſcher ſchwere Enttäuſchungen bereiten.

Digitized by Google

Das erste Auftreten des Königs, seine ersten Regierungshandlungen wirkten beruhigend auf die Zweifler, wahrhaft bezaubernd auf die Menge, ob hohen, ob niederen Standes. Eine Reihe von Versündigungen der früheren Regierung wurde gesühnt: der Vaterlandsfreund Arndt, seit 1820 suspendiert, wurde wieder in seine Professur eingesetzt, General Boyen wurde in den Staatsrat berufen, um dann Kriegsminister zu werden; der alte Turnvater Jahn durfte seinen unfreiwilligen Aufenthalt in Freiburg an der Unstrut verlassen, die Gebrüder Grimm, welche hannöversche Willkür 1837 aus Göttingen vertrieben, wurden in Berlin angestellt, bald wurden auch die unglücklichen Opfer der Untersuchungskommission von 1834 dem Leben wiedergegeben. Dann folgte die Berufung aller Celebritäten in Kunst und Wissenschaft. Tieck, Rückert, Schelling, Cornelius, Felix Mendelssohn trafen die ersten Lichtstrahlen wahrhaft königlicher Gunst.

Mit Jubel vernahm man die Sprache, welche dieser Monarch bei den Huldigungsfesten in Königsberg und Berlin führte, innige kraftvolle Worte, vom Herzen kommend und zum Herzen dringend, eine unerhörte Redeweise, welche, wie das ganze Auftreten des Königs, die Zuhörer hinreißen mußte. Wie begeisternd warb er in Königsberg um die Liebe seines Volkes, wie innig erflehte er Gottes Segen für sein fürstliches Amt! Und dann rühmte er die Einheit an Haupt und Gliedern, an Fürst und Volk, das Streben aller Stände nach dem allgemeinen Wohl in heiliger Treue und wahrer Ehre! Und als er in Berlin (15. Oktober) an die zur Huldigung Versammelten die Frage 1840
richtete, ob „sie mit Herz und Geist, mit Wort und That und ganzem Streben in der heiligen Treue des Deutschen, in der noch heiligeren Liebe des Christen" ihm beizustehen entschlossen seien, um Preußen zu erhalten und ihm eine würdige Stelle unter den großen Mächten der Welt zu sichern, da tönte ihm ein einstimmiges, freudiges „Ja" entgegen.

Dieses „Ja" übertönte einen leisen Mißklang, der trotz allen Jubels in Königsberg hörbar geworden war und anfänglich auch die Stimmung in Berlin getrübt hatte. Die Stände der Provinz hatten, eingedenk der Verheißungen weiland Friedrich Wilhelms III., dem Könige die Bitte um eine Reichsverfassung vorgelegt; in der schriftlichen Antwort (9. Sept.) verhieß der König, ohne irgend eine direkte Zusage zu machen, die Entwickelung der Provinzialstände. Auch in Berlin war davon keine Rede. Dies war der Punkt, an dem die Ansichten des Königs und die seiner Zeit scharf aufeinander stießen: die Zeit verlangte nun einmal das konstitutionelle Königtum nach französischer Schablone und eine nach französischem Muster gebildete Verfassung; der König wollte das patriarchale Königtum, welches in einer bureaukratischen Verwaltung repräsentiert wurde, mit ständischen Institutionen umgeben, um dadurch die Einheit aller Landschaften auf unerschütterlicher Grundlage zu befestigen. Mochten diese ständischen Institutionen in einzelnen noch so liberal gestaltet sein, ihre Zusammensetzung widersprach dem Grundprinzip, von dem alle Welt das Heil des Staates erwartete. Nicht in eigenartig deutscher Art, sondern nach fremdem Vorbild sollte sich das Verfassungsleben entwickeln.

Auch einige andre Regierungshandlungen des Königs fanden nicht die allgemeine Billigung. Er entließ in großherziger Milde die Erzbischöfe von Posen und Köln, welche der Autorität des Staates so keck widersprochen hatten, ihrer Haft, ja er setzte den trotzigen Dunin wieder in sein Amt ein. Wenn er anderseits auch die strenge Behandlung der Dissidenten milderte, so läßt sich dies Verfahren mit jenem nicht vergleichen: es war etwas andres, den religiösen Überzeugungen des einzelnen freien Spiel-

Digitized by Google

raum zu gewähren und eigensinnigen Kirchenfürsten nachzugeben, welche sich dem Willen des Monarchen und den Bedürfnissen des Staates nicht anbequemen wollten.

Von geringerer Bedeutung, aber ein Zeichen der Zeit immerhin, war die vollständige Verständnislosigkeit, mit welcher der Lieblingsplan des Königs aufgenommen wurde, in Jerusalem in Verbindung mit England ein Bistum zu errichten. Das Projekt, welches mit der großen orientalischen Krisis von 1840 zusammenhing, verdiente an sich wahrlich keinen Tadel, aber die zweifelsüchtige Zeit fand in dem Vorhaben eines tiefreligiösen Fürsten etwas Fremdartiges und Abenteuerliches, das mehr den Zeiten der Kreuzzüge, als dem XIX. Jahrhundert zieme.

Die große orientalische Verwickelung bestand darin, daß der Vicekönig von Ägypten sich vom türkischen Sultan unabhängig zu machen trachtete und in diesen Bestrebungen von der französischen Regierung unterstützt wurde. Voll von dem Gedanken, dem christlichen Namen im Orient eine größere Geltung und den glaubensverwandten Bevölkerungen größere Sicherheit zu verschaffen, näherte sich Friedrich Wilhelm England und trat den Erklärungen Englands, Rußlands und Österreichs bei, welche (Londoner Vertrag vom 15. Juli 1840) den Absichten Mehemet Alis ein Ziel setzten.

Hätte der König, seine persönlichen Lieblingsansichten aufopfernd, dem Gedanken der Volksrepräsentation Rechnung tragen wollen, er würde kaum eine geeignetere Zeit haben finden können, als die seines Regierungsantrittes. Mächtig pulsierte damals in den Adern aller ehrliebenden Deutschen das Nationalgefühl, da die französische Regierung wieder einmal den alten Rheinbundgelüsten Ausdruck verlieh. Herwegh sang sein zündendes „Rheinweinlied", Max Schneckenburger dichtete seine „Wacht am Rhein", welcher erst nach einem Menschenalter ihr volles Recht werden sollte, Nikolaus Becker vereinigte seine Landsleute zu dem Rufe:

„Sie sollten ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Bis seine Flut begraben
Des letzten Manns Gebein".

Die Kriegswolken verzogen sich, die nationale Stimmung verflog; es kam nur zu einer notdürftigen Reform der Bundeskriegsverfassung. Was der König in Preußen auf politischem Gebiete vornahm, konnte ihm über die Grenzen seines Staates hinaus keine Sympathien verschaffen, weil es der landläufigen Anschauung nicht entsprach. Trotzdem erlosch die ursprüngliche Hoffnungs-
1841 freudigkeit noch nicht sogleich. Schon im Februar 1841 legte Friedrich Wilhelm die Hand an die Ausbildung der ständischen Institutionen. Die Landtage sollten alle zwei Jahre versammelt, die Protokolle für die Mitglieder gedruckt, ihre Eingaben samt den Antworten der Regierung zu allgemeiner Kenntnis gebracht werden. Auch war die Bildung von „Ausschüssen" der Provinziallandtage beabsichtigt, welche dem Könige ratend zur Seite treten sollten, wo es sich um die Interessen mehrerer oder aller Provinzen handelte.
1842 Im Juni 1842 erschien die bezügliche Verfügung, am denkwürdigen 18. Oktober wurde die aus Abgeordneten aller Provinzen bestehende Versammlung eröffnet. Die Regierung erinnerte an die Tage der Huldigung: „der königliche Wille" hieß es, „biete vom Throne herab eine Gabe des edelsten Vertrauens."

Digitized by Google

Eine solche Gabe aber befriedigte diejenigen nicht, welche viel weitgehendere Ansprüche machten, und die Broschüren „Woher und Wohin?“ und „Vier Fragen“ behandelten die Angelegenheit unter dem Gesichtspunkt, daß sich das Volk ein Recht auf allgemeine Vertretung erworben habe.

Noch einmal wallten die ungeduldigen Hoffnungen hoch auf, als der König am 4. September 1842 bei der Feier der Grundsteinlegung des Kölner Dombaus herrliche Worte sprach, die freilich gar mannigfache Deutungen zuließen. Dabei brachte der König von Württemberg dem gemeinsamen großen Vaterlande ein Hoch; ein österreichischer Erzherzog sollte gar getoastet haben: „Kein Österreich, kein Preußen mehr! Ein einiges großes Deutschland, fest wie seine Berge!“ In dem nächsten Jahre erkaltete der Enthusiasmus, den man 1840 bekundet hatte, vollständig. Schon bei der nächsten Sitzung der Provinzialstände (März 1843) zeigte sich eine gewisse Opposition, welche sich auf den Bereich des Örtlichen und Provinziellen nicht mehr beschränken lassen wollte. Aber weit heftiger war die Opposition, welche offen und versteckt von seiten der deutschen Dichter- und Schriftstellerwelt gemacht wurde, besonders von den politischen Lyrikern, Herwegh, Hoffmann von Fallersleben, R. Prutz, Dingelstedt, Freiligrath. Jemehr diese junge Generation von dem Könige erwartet hatte, desto unwilliger wandte sie sich von ihm ab, desto schärfere Pfeile entsandte sie gegen den „Romantiker“, oft sogar undankbar nach der Hand schlagend, die ihnen wohlgethan hatte.

Außer den politischen Beschwerden, welche man gegen den König vorbrachte, erregte auch Friedrich Wilhelms frommgläubiges Christentum bei den sogenannten Freisinnigen oder Aufgeklärten große Mißstimmung, besonders seitdem die orthodoxe Richtung auf Kirchen- und Schulangelegenheiten überwiegenden Einfluß erhielt. Überhaupt herrschte in den 40er Jahren auf kirchlichem Gebiet bei beiden christlichen Konfessionen ein lebendiges Treiben der Geister, sowohl ein Erwachen und Vertiefen lebendigen Christentums, als auch ein Drängen nach Aufhebung dogmatischer Schranken, welches einerseits zum sogenannten „Deutschkatholizismus“ und „Christkatholizismus“, anderseits zur Bildung freier Gemeinden führte.

Innerhalb der katholischen Kirche wurde der Kampf erregt durch den Bischof Arnold von Trier, der im August 1844 den „ungenähten Rock Christi“ feierlich ausstellen ließ und damit Massenwallfahrten nach Trier hervorrief. Aber während die Gläubigen sich an den Wundern erbauten, welche diese Reliquie an Leidenden aller Art gewirkt haben sollte, nahmen die aufgeklärten Katholiken an dieser Schaustellung, die dem Geiste des Jahrhunderts zu widersprechen schien, Anstoß, und ein katholischer Priester, Johannes Ronge, erließ ein fulminantes Sendschreiben an den „Tetzel“ des XIX. Jahrhunderts. Exkommuniziert, gründete er nach dem Beispiele des Schneidemühler Priesters Czerski eine „christkatholische Gemeinde“ in Breslau (1845). Eine ebensolche erwuchs in Leipzig unter Robert Blum, und die Bewegung fand vielseitige Unterstützung und Förderung: im Jahre 1846 erreichte sie ihren Höhepunkt. Indessen bestanden zwischen den Anhängern Ronges und denen Czerskis bedeutsame Differenzen, da dieser von den dogmatischen Anschauungen der römischen Kirche sich nicht allzuweit entfernte, während die Rongeaner sich mehr zu den aus der protestantischen Kirche ausscheidenden „freien Gemeinden“ hinneigten.

Digitized by Google

Was die evangelische Kirche betraf, so hatte zuerst der Tübinger Theologe F. Chr. Baur, dann dessen Schule und besonders D. Fr. Strauß (1808—1874) die Gesetze der historischen Kritik auf die Offenbarungsschriften der Bibel angewendet und damit Anschauungen Raum geschaffen, die von den herkömmlichen doch zu weit abwichen, als daß sich die Orthodoxen nicht auch hätten rühren sollen. Sie hatten alle auf ihrer Seite, für welche die Religion und das Christentum Herzenssache und Herzensbedürfnis sind, so auch den König selbst. Der Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten Eichhorn huldigte gleichfalls dieser Richtung, die in dem Professor Hengstenberg einen kampffrohen Vorfechter und in der „Evangelischen Kirchenzeitung" ein passendes Organ fand. Eine vom König berufene Generalsynode, auf welcher eine Mittelpartei die Oberhand hatte, verwarf die verpflichtende Kraft der alten Symbole, aber ihre Beschlüsse wurden nicht bestätigt. Vielmehr war der König die Ansicht, daß ein jeder, der die Symbole nicht anzuerkennen vermöge, aus der Landeskirche zu scheiden habe. Dieser Austritt wurde durch das „Toleranzedikt" (1847) möglich gemacht, und die Ausgetretenen durften sich zu religiösen Genossenschaften vereinigen. So entstanden die freien „Gemeinden" von Rupp, Uhlich und Wislicenus. Die Ansichten innerhalb derselben gingen ziemlich weit auseinander, einige Gemeinden waren bereit, den christlichen Namen abzulegen. Allmählich wurden die freien Gemeinden, wie die deutschkatholischen, die Sammelplätze politisch Mißvergnügter und verflachten religiös immer mehr.

Auch der Kampf gegen die Union wurde in dieser religiös erregten Zeit erneuert; es bildeten sich „altlutherische" Gemeinden außerhalb der Landeskirche. War diese Zersplitterungssucht eine bedauerliche Erscheinung, so durfte man mit um so größerer Genugthuung die Gründung und Ausbreitung des „Gustav-Adolf-Vereins" begrüßen, der ohne solche Zänkereien allein auf den Schutz des evangelischen Bekenntnisses zielte. Als sich der Verein selbst bis Bayern erstreckte, kam der geistreiche König Ludwig auf den Gedanken, mit einem „Tilly-Verein" zu drohen.

Während demnach die religiösen Verhältnisse wenig erquicklich waren, war der preußische Staat im Jahr 1844 in der Lage, auf einem andern Gebiete zu beweisen, daß sich Deutschland auf dem Wege gedeihlichen Fortschreitens befand. Dies zeigte sich bei Gelegenheit der ersten deutschen Gewerbeausstellung, die in Berlin stattfand.

Dagegen erlebte das preußische Volk in diesem Jahre auch ein bis dahin unerhörtes Verbrechen, indem ein dienstentlassener Bürgermeister Namens Tschech aus persönlichem Rachedurst (26. Juli) ein Attentat auf den König machte. Der König blieb unversehrt, der Frevler, welcher keine Reue bezeugte, ward mit dem Tode bestraft.

Die wichtigste Frage war und blieb aber, wie sich die Verfassungsangelegenheit entwickeln würde. Am ruhigsten hielten sich die Provinzialstände selbst, welche eine Erweiterung ihrer Befugnisse nicht begehrten und es zum Teil entschieden ablehnten, die Einführung von Reichsständen zu beantragen. Gewissenhaft aber war der König selbst, und wenn der Dichter Heine mit Bezug auf die königlichen Verheißungen von 1815 und 1820 frech gewitzelt hatte: „Ja, Königsworte das sind Schätze, Wie tief im Rhein der Niblungshort", so traf der Hohn diesen König wahrlich nicht mit Recht. Er fühlte sich gedrungen, den Gedanken, von dem schon so viel gesprochen, wahr zu machen, und beschäftigte sich eifrig mit Entwürfen über die Zusammensetzung und die Befugnisse der neu zu schaffenden Institution.

Seine eigenen Ansichten hatte der König hinsichtlich der Art der Beschlußfassung. Sie sollte nicht, wie bei den Provinzialständen, durch gemeinschaftliche Abstimmung geschehen, sondern durch gesonderte Abstimmung der drei Kurien: zwei Stände sollten die Mehrheit bilden, der Beschluß aber erst zum Reichstagsbeschluß erhoben werden, wenn

Digitized by Google

der Herrenstand, der bis jetzt erst in drei Provinzen konstituiert war, aber zu einer vierten Kurie ausgebildet werden sollte, seinen Beitritt erklärte.

Die Ansichten der Berater des Königs über die Notwendigkeit einer reichsständischen Verfassung und über die Kompetenz der zu schaffenden Vetretung gingen ziemlich auseinander.

Im Jahr 1845 erhielt eine Kommission, die aus den Ministern Bodelschwingh, Savigny, Uhden, Canitz und dem Hofmarschall von Rochow bestand, den Auftrag, auf Grund der Ideen des Königs einen Entwurf auszuarbeiten. Den lebhaftesten Widerspruch fand das ganze Unternehmen bei dem Hofmarschall von Rochow, welcher die Befürchtung aussprach, die königliche Souveränität möchte von der ständischen Versammlung, welcher Art diese auch sei, absorbiert werden. Aber auch der Plan des Königs, die mediatisierten Fürsten und die adligen Großgrundbesitzer zur einer vierten Kurie zu vereinigen und in dieselbe Vertreter der Landesuniversitäten und der größern Städte aufzunehmen, fand wenig Beifall. Die Kommission erklärte sich höchstens dafür, die neue Ständeversammlung aus den Ausschüssen der Provinzialstände zu bilden; denn wenn diese acht provinzialständischen Versammlungen zu einer vereinigt würden, so werde dieselbe jedenfalls ein größeres Maß von Rechten erstreben, als jetzt zugestanden werden könnte. So kam man noch nicht einmal dazu, sich über die Hauptsache schlüssig zu machen: zum Erlaß einer Gesamtverfassung war überdies ein förmlicher Beschluß des Staatsministeriums erforderlich, und diesen im Sinne des Königs herbeizuführen hatte seine besondere Schwierigkeit. Denn der Leiter des Ministeriums, der Prinz von Preußen (später Kaiser Wilhelm), war damals noch der entschiedenste Gegner des ganzen Verfassungsplanes. Um so größere Bedeutung hat die gemeinschaftliche Sitzung (11. März 1846) 1846
des Ministeriums und der vorerwähnten Kommission. Der schärfste Gegner jeder Reform war nach wie vor der Hofmarschall von Rochow, wogegen der Prinz von Preußen, wiewohl er mit den Einzelheiten der Vorlage nicht übereinzustimmen erklärte, die Notwendigkeit einer centralständischen Verfassung bejahte.

„Die größten Besorgnisse erweckte in ihm (dem Prinzen) besonders das Petitionsrecht, das von den Provinzialständen auf den vereinigten Landtag, für dessen Formen die früheren Entwürfe bestätigt wurden, übergehe, aber dann eine weit größere Wichtigkeit erhalte; da werde die ganze Militärverfassung gefährdet werden, ebenso wie das in den konstitutionellen Staaten geschehe; man werde die Ausstattung des Militärs beschränken, die Presse, welche sich in Angriffen gegen das Militär gefalle, werde Gehör finden; von welchen Gefühlen müsse der Offizier beschlichen werden, er könne weder Freudigkeit noch Mut zu einem Berufe haben, den man täglich an den Pranger stelle." (L. v. Ranke). Auch das Petitionsrecht hatte nach seiner Ansicht Mißstände und Übel aller Art im Gefolge. „Ein neues Preußen", so urteilte der Prinz, „wird sich bilden: das alte geht mit der Publizierung dieses Gesetzes zu Grunde. Möge das neue so erhaben und groß werden, wie es das alte mit Ehre und Ruhm geworden ist!" — Worte, deren tiefe Wahrheit die Ereignisse der Folgezeit in ihrem ganzen Umfange bestätigt haben.

Am 3. Februar 1847 konnte ein königliches Patent veröffentlicht werden, 1847
welches den „Vereinigten Landtag der Monarchie" zum 11. April nach Berlin beschied. Mit Absicht hatte man den denkwürdigen 3. Februar (Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerkorps 1813) gewählt: „wie damals die Kraft des mit seinem König verbundenen Volks den äußeren Feind besiegte, so möchten die neuen Gesetze den Ausgangspunkt einer glänzenden Epoche bilden, in der das gegenseitige Vertrauen alle Feinde besiege, die sich zwischen den König und sein Volk drängten." Die königlichen Vorschläge bezeichneten zwar einen entschiedenen Fortschritt gegen früher, entsprachen aber doch den ungeduldigen

Digitized by Google

Erwartungen nicht, welche die Liberalen gehegt hatten. Diesem Gefühl der Enttäuschung gab die Presse alsbald Ausdruck, und die Broschüre des jüdischen Breslauer Juristen H. Simon „Annehmen oder Ablehnen?“ kränkte den König aufs tiefste.

Der „Vereinigte Landtag“ war aber nur, wie sein Name besagte, eine Vereinigung der Provinziallandtage. Die Mitglieder sollten, wo es sich um Steuern und Anleihen handelte, in gemeinsamer Versammlung tagen, sonst aber in zwei Kurien auseinander treten. Die erste bestand aus den großjährigen Prinzen des königlichen Hauses, den Standesherren und allen Körperschaften, die auf den Provinziallandtagen mit Viril- oder Kollektivstimmen vertreten waren. Die zweite Kurie enthielt die drei Stände der bisherigen Provinziallandtage, die Abgeordneten der Ritterschaft, Städte und Bauern. In Hinsicht der Gesetzgebung stand dem Vereinigten Landtage nur beratende Befugnis zu, dagegen erhielt er das Petitionsrecht in innern Angelegenheiten. Sein Zusammentreten sollte nur erfolgen, wenn neue Steuern oder Anleihen es erheischten. Dagegen sollten die Vereinigten Ausschüsse alle vier Jahre zusammenkommen. — An der Kreierung der „Herrenkurie“ nahm selbst die Ritterschaft heftigen Anstoß.

Wie sehr das, was der König dachte, und was der Liberalismus wünschte, auseinanderging, zeigte sich aufs deutlichste bei der Eröffnung des Landtages.

In einer glänzenden Rede sprach der König die Grundsätze aus, die ihn bei der Abfassung des Patentes geleitet, die Hoffnungen und Wünsche, die er an dasselbe knüpfte. Er erklärte sich dabei auf das entschiedenste gegen die Forderung einer urkundlich verbrieften konstitutionellen Verfassung. „Es drängt Mich,“ rief der König mit erhobener Stimme, „zu der feierlichen Erklärung, daß es keiner Macht der Erde je gelingen soll, Mich zu bewegen, das natürliche, gerade bei uns durch seine innere Wahrheit so mächtig machende Verhältnis zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles, konstitutionelles zu wandeln, und daß ich es nun und nimmermehr zugeben werde, daß sich zwischen unsren Herrgott im Himmel und dieses Land ein beschriebenes Blatt, gleichsam als eine zweite Vorsehung, eindränge, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und durch sie die alte, heilige Treue zu ersetzen“. Er glaubte zu wissen, sein Volk wolle nicht das Mitregieren von Repräsentanten, das Brechen der Vollgewalt seiner Könige, die seine Freiheit und seinen Wohlstand begründet hätten. Gegenüber dem Geiste des Zweifels und des Unglaubens auf religiösem Gebiete sprach er das schöne Bekenntnis aus: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen.“

Die Worte des Königs waren eine beredte, schwungvolle Kundgebung des Königtums von Gottes Gnaden, aber sie machten nur einen geringen Eindruck auf politische Männer, die mit ganz andern Gesinnungen gekommen waren und etwas ganz Andres erwartet hatten. Es waren eben irrtümliche Voraussetzungen, von denen der König ausging: soweit überhaupt von politischem Verständnis in jenen Tagen die Rede sein kann, wollten die Liberalen gerade jenes Blatt Papier, auf dem die Rechte des Volkes verzeichnet stehen sollten. Der König verkannte eben jenen mißtrauischen, feindseligen Zug, der durch die gebildeten Massen ging. Es war ein tragisches Verhängnis, die Frucht alter Versäumnis, daß er kein Vertrauen fand, wo er ein volles Herz entgegenbrachte.

In einer Adresse, welche der Landtagsmarschall zuließ, obwohl dem Landtage das Recht dazu fehlte, — der König ließ merken, er habe nichts dawider, — beschloß man, der Stimmung der Versammlung Ausdruck zu geben. Ein

Digitized by Google

(„Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!“)

Friedrich Wilhelm IV. bei Eröffnung des ersten Vereinigten Landtages am 11. April 1847.

Gleichzeitige Lithographie von Nordmann.

Digitized by Google

Entwurf des rheinischen Abgeordneten H. von Beckerath erinnerte an Versprechungen Friedrich Wilhelms III. und nahm entsprechende Rechte für die Stände in Anspruch; weniger scharf war der Entwurf des Grafen Arnim-Boitzenburg: zuletzt einigte man sich über eine vermittelnde Fassung. Der König gab eine maßvolle Antwort, aber er mißbilligte das Wort „Wahrung", da auch ihm die Wahrung aller Rechte obliege. Er erklärte auch, er erkenne keine andern Berechtigungen an, als die, welche sein Patent vom 3. Februar gewähre. Übrigens gab er zu, daß die Verfassung fortbildungsfähig sei, und versprach alle ihm auf verfassungsmäßigem Wege zugehenden Anträge zu prüfen und soweit zu gewähren, als es mit den unveräußerlichen Rechten der Krone vereinbar sei. Auch machte er Hoffnung auf periodische Wiederkehr des „Vereinigten Landtages".

In den Verhandlungen, welche nun begannen, zeigte sich der prinzipielle Gegensatz zwischen den Ansichten der Krone und denen der Majorität des Landtages immer schärfer. Die Punkte, um die es sich handelte, waren besonders die geforderte regelmäßige Wiederkehr (Periodizität) der Vereinigten Landtage und die Erwählung von Mitgliedern für die Provinzialausschüsse, denn mit Recht sah der Vereinigte Landtag in den Befugnissen, welche den Ausschüssen zugesprochen waren, eine Beschränkung der eigenen Machtsphäre. Immer mehr wuchs der Landtag der Regierung über den Kopf, zumal die Opposition über eine Reihe talentvoller Redner verfügte, denen die Krone höchstens den Grafen Arnim-Boitzenburg gegenüberzustellen hatte. Auf der rechten Seite trat hier schon der Abgeordnete von Bismarck, der die politischen Entwicklungsstadien seiner Jugend hinter sich hatte, als schneidiger Anwalt der Krone und als unerbittlicher Feind der sich auf diesem jungfräulichen Versuchsterrain üppig breit machenden Phrase auf. Da man um Prinzipien kämpfte und viel theoretische Prinzipienreiterei trieb, wurden einige ganz wohlthätige Anträge der Regierung abgewiesen. So beabsichtigte die Regierung die Gründung von Landrentenbanken unter Mitgarantie der Stände und, um eine bessere Verbindung der westlichen und östlichen Provinzen zu schaffen, die Erbauung einer Eisenbahn, welche eine Anleihe von 30 Millionen erheischte. Gerade diese finanziellen Forderungen hatten hauptsächlich die Berufung des Vereinigten Landtags, da die Zustimmung der Stände erforderlich war, veranlaßt, aber obwohl fast niemand in der Versammlung die Wichtigkeit und Nützlichkeit der Vorlagen verkannte, so wurden doch beide mit überwältigender Majorität abgelehnt, „so lange die Stände der notwendigsten Grundlage für die Erhaltung ihrer Rechte entbehrten". Wenn die Regierung, vertreten vor allem durch den Minister von Bodelschwingh, dem gegenüber keine recht bestimmte Haltung einnahm, — man mochte das eben begonnene Werk nicht gleich wieder scheitern sehen und doch auch nicht die Forderungen der Opposition bewilligen, — so fehlte dieselbe doch auch dem Landtage. Die Meinungsverschiedenheiten in demselben machten sich geltend, als die Regierung darauf drang (24. Juni), daß der Landtag die Wahlen für die Vereinigten Ausschüsse und die Staatsschuldenkommission vollziehen solle, achtundfünfzig Abgeordnete, darunter der westfälische Freiherr G. von Vincke, verweigerten die Wahl; hundertsechsundfünfzig wählten unter dem Vorbehalt, daß die Ausschüsse die Rechte des Landtages nicht beeinträchtigen dürften, zweihundertvierundachtzig wählten ohne Widerspruch. Zwei
1847 Tage später wurde der Landtag mit einer Botschaft des Königs geschlossen (26. Juni), der sich im ganzen befriedigt aussprach, obwohl ihm jener Protest sehr mißfallen hatte.

1848 Am 17. Januar 1848 traten die vereinigten Ausschüsse ins Leben, die Verhandlungen gingen glatt von statten und waren am 7. März zu Ende gediehen. Der König beschloß jetzt, auch die beiden Hauptforderungen des

Digitized by Google

Otto von Bismarck-Schönhausen, Abgeordneter der Ritterschaft von Jerichow zum ersten Vereinigten Landtage 1847. — Nach einem Familienbilde.

Vereinigten Landtages zu bewilligen (Periodizität desselben und Beschränkung der Wirksamkeit der vereinigten Ausschüsse) — da traten Ereignisse ein, die ihn und alle seine Pläne völlig überholten und der Weiterbildung der geplanten ständischen Repräsentation ein Ziel setzten.

Zwar wurde der Vereinigte Landtag in Süddeutschland, wo man wenigstens auf dem Papier Verfassungen nach konstitutionellem Zuschnitt hatte, nicht recht für voll angesehen, aber die Helden der Berliner Tribüne, wie Hansemann, Camphausen, Beckerath, Vincke, zogen doch die Aufmerksamkeit der süddeutschen Volksmänner, eines Welcker, Gagern und Römer auf sich. Je mehr man im Süden die anfänglich auf Preußen gesetzten Hoffnungen zerrinnen sah und in Friedrich Wilhelm einen unverbesserlichen Anhänger des

Absolutismus erkennen zu müssen glaubte, desto größere Popularität gewannen die Führer der preußischen Opposition, denen selbst ein Metternich das Zeugnis einer überraschenden Tüchtigkeit und Gewandtheit nicht versagt hatte. Das Ansehen Preußens in Deutschland hatte einen bedenklichen Stoß erlitten, und mit mitleidigem Lächeln oder ingrimmiger Verachtung — je nach ihrer Parteischattierung — sahen die süddeutschen Volksmänner auf die Entwicklung in Preußen herab. Denn im Süden schieden sich die Anhänger freisinniger Ideen, wie dies seit den Ereignissen der 30er Jahre nicht anders möglich war, in zwei ziemlich streng gesonderte Richtungen. Der besonnene Liberalismus, der aber das nationale Ideal der Einheit Deutschlands nicht minder hochhielt, als die andern, hatte seine Hauptstützen noch immer in den Kreisen der Gelehrten, der Professoren. Zu ihrem Organ machten sie die „Deutsche Zeitung", die in Heidelberg unter Gervinus' Leitung erschien und ihre Wirksamkeit auch auf Preußen erstrecken wollte.

Neben diesen gemäßigteren Elementen standen die Radikalen, deren Führer zum großen Teil im Auslande sozialistisch-kommunistische Ideen, wie sie in Frankreich aufkamen, angenommen hatten. Je näher diesem großen Herde der Bewegungen, desto allgemeiner waren die radikalen Anschauungen verbreitet, also besonders in Baden. So streng nun in der Zeit nach dem Hambacher Fest der Gegensatz zwischen Radikalen und Liberalen gewesen war, hatte sich jetzt eine Annäherung vollzogen, und gebildete Männer aus Schriftsteller- und juristischen Kreisen waren von radikalen Anschauungen nicht weit entfernt. Von der Erregung, welche in beiden Lagern herrschte, gaben zwei große Versammlungen im Herbst 1847 Zeugnis.

1847

Friedrich Hecker.

Nach der Natur gezeichnet von Schertle 1848. Aus dem Album der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt.

Am 12. September trat zu Offenburg eine Versammlung von mehreren hundert Radikalen zusammen, welche der hitzige, aber wegen seiner schwungvollen Beredsamkeit zum Agitator vorzüglich geeignete Advokat Hecker leitete. Einstimmig wurde hier ein von dem Journalisten von Struve entworfenes Programm angenommen, das nicht nur die Aufhebung der verhaßten reaktionären Bundestagsbeschlüsse (von 1819 und 1832), sondern auch unbeschränkte Preßfreiheit, unbedingte Religionsfreiheit, Vereins- und Versammlungsrecht, Schwurgerichte, Volksvertretung am Bundestage, ja selbst rein sozialdemokratische Begehren, wie die Ersetzung der stehenden Heere durch Volksbewaffnung, der Beamten durch

Selbstregierung des Volkes, Beeidigung des Militärs auf die Verfassung, Unterstützung der Arbeit gegen das Kapital ꝛc. für die unabweislichen Forderungen der Gegenwart erklärte. — Dagegen waren es die berühmtesten und hervorragendsten Vertreter der gemäßigt-liberalen, konstitutionellen Partei, meist Abgeordnete süddeutscher Staaten, welche sich zu Heppenheim an der Bergstraße am 10. Oktober ein Stelldichein gaben: Römer und Goppelt aus Württemberg, Heinrich von Gagern aus Darmstadt, Hergenhahn aus Nassau, Mathy, Bassermann und Soiron aus Baden, das auch den Führer der Radikalen, von Itzstein, entsendet hatte, aus Preußen endlich Hansemann und Mevissen. Es ist bezeichnend, daß man als einzig dringliche Frage die Volksvertretung am Bunde verhandelte und auf Mathys Antrag anfänglich den Beschluß faßte, ein Parlament und eine Regierung für die im Zollverein unter Preußens Leitung verbündeten Staaten zu fordern, weiterhin aber doch sich dahin einigte, in den Kammern der einzelnen Staaten mit Anträgen auf Berufung eines deutschen Parlaments neben dem Bundestage hervorzutreten. Wirklich machte der Badener Bassermann schon am 2. Februar 1848 damit den Anfang, Darmstadt folgte.

In einem der deutschen Staaten kam es schon im Jahr 1847 zu gewaltsamen Auftritten, deren Veranlassung aber eigentlich keine politische war.

König Ludwig von Bayern hatte seit langer Zeit eine reaktionäres Regiment durch seinen Minister Abel führen lassen können, bis im Jahr 1846 die Opposition in der Kammer die Mehrheit erlangte. In seiner Stellung erschüttert, fand Abel einen willkommenen Anlaß, mit Ehren abzutreten. Er weigerte sich, der Geliebten des Königs, der Tänzerin Lola Montez, welche Ludwig in den Adelstand erheben wollte, das dazu erforderliche bayrische Bürgerrecht auszuwirken. Eine im Namen des Ministerrates verfaßte Denkschrift führte Abels Sturz herbei, und der König berief nun ein liberales Ministerium. Da dieses die schmähliche Schwachheit besaß, bezüglich der Spanierin den Wunsch Ludwigs zu erfüllen, wurde Abel der Held des Tages. Obwohl das Ministerium im Dezember 1847 seine Entlassung nehmen mußte, verdarben es auch die Nachfolger mit der öffentlichen Meinung, die sich beim Begräbnis des alten Görres († 29. Januar 1848) in einem nicht unbedeutenden Tumult äußerte. Infolgedessen schloß Ludwig die Universität, sah sich aber bald genötigt, seinen Befehl zurückzunehmen, und Lola Montez, Gräfin von Landsfeld, mußte das Land verlassen.

Während hier im Süden der Sieg des Liberalismus, an einen recht zweideutigen Handel geknüpft, von zweifelhaftem Wert war, hatte das lebhaft pulsierende Nationalgefühl der Deutschen an der Grenzmark des Landes einen würdigen Gegenstand seines Interesses und seiner Sorge erhalten. Die schleswig-holsteinische Frage, die 1830 von Uwe Lornsen ohne Erfolg angeregt worden war, hatte durch den „offenen Brief" des Dänenkönigs Christian VIII. (8. Juli 1846) eine neue Gestalt angenommen; die Drohung des Königs, Schleswig und Holstein nur noch enger mit Dänemark zu verbinden, hatte Deutschlands Unwillen herausgefordert. Daß der Bundestag nicht eingriff, steigerte die Sympathie für Schleswig-Holstein nicht weniger, als das dänische Unterdrückungssystem, das im Jahre 1847 Platz griff. Und nun starb am 20. Januar 1848 König Christian VIII.; mit Friedrich VII. bestieg der letzte Sproß der königlichen Linie den Thron.

Nachdem Lornsens Plan (enge Verbindung von Schleswig und Holstein, Lockerung des Zusammenhanges mit Dänemark) gescheitert war, bildete sich eine Partei (Neu-Holsteiner), die Schleswig allenfalls den Dänen überlassen wollte. Weder in Schleswig noch in Holstein drang sie damit durch, fand aber Unterstützung bei den „Eiderdänen",

Digitized by Google

die alles Land bis zur Eider zu einem einheitlichen Gesamtstaat zu verschmelzen strebten und auf den Besitz Holsteins weniger Wert legten. Nun hatte aber König Christian VIII., der 1839 zur Regierung kam, nur einen Sohn, Friedrich, nach dessen Tode die Auflösung der Monarchie bevorstand; denn in Dänemark galt auch die weibliche, in Holstein die männliche Erbfolge allein: wegen Schleswigs konnte der Rechtspunkt zweifelhaft erscheinen. Durch eine Schrift Lornsens, die Beseler 1841 herausgab, wurde in Schleswigern und Holsteinern das Gefühl der Zusammengehörigkeit neubelebt: es bekam Gelegenheit, öffentlich hervorzutreten, als der Däne Algreen Ussing im Oktober 1844 den König zu der Erklärung aufforderte, daß die weibliche Erbfolge durchweg gelten solle. Die holsteinischen Provinzialstände verfaßten eine Gegenpetition und verlangten für Schleswig und Holstein die Anerkennung des Grundsatzes: „up ewig ungedeelt." Nach eingehender Prüfung veröffentlichte der König den ersten „offenen Brief", dem zufolge höchstens hinsichtlich einiger Teile Holsteins ein Zweifel bestehen könne, ob dort dieselbe Erbfolgeordnung herrsche, wie in Dänemark. Dem widersprach eine gewaltige Volksversammlung in Neumünster (20. Juli 1846) und beschloß einen Protest an den Bundestag. Allenthalben erscholl im Lande Chemnitz' Lied „Schleswig-Holstein meerumschlungen", aus vielen deutschen Städten liefen Zustimmungsadressen ein. Da der Bundestag die Holsteiner im Stich ließ, fühlten sich die Dänen zu einem schlimmen Terrorismus ermutigt. Eine Reise, die der König zur Beruhigung unternahm, hatte den entgegengesetzten Erfolg, ein zweiter Brief (vom 18. September) blieb wirkungslos. Der verhaßte Scheele wurde Statthalter, alle Patrioten wurden ihrer Ämter entsetzt.

So fehlte es fast nirgends in Deutschland an nationalem und politischem Zündstoff, den der kleinste Funken in helle Flammen setzen konnte. Schon gärte und brodelte es drüben in Frankreich, aber schon vierzehn Tage vor dem Ausbruch der französischen Februarrevolution sprach der badische Abgeordnete
1848 Bassermann in der Kammer, wo die Volksvertretung am Bundestage verlangt wurde, die prophetischen Worte: „An der Seine und der Donau neigen sich die Tage."

2. Die deutsche Revolution des Jahres 1848 bis zur Eröffnung des Frankfurter Parlamentes (18. Mai).

Mit Blitzesschnelle verbreitete sich der Eindruck der französischen Revolution durch Deutschland, die Radikalen und Republikaner zu kühnstem Auftreten ermutigend, aber auch die Köpfe der Liberalen mit unbegrenzten Hoffnungen erfüllend.

Am unmittelbarsten wirkte das Ereignis in Süddeutschland, in dem durchwühlten Baden und Hessen-Darmstadt; dann aber auch in Württemberg, in allen Rheinlanden, in den norddeutschen Hauptstädten, in Hamburg und Bremen begann es zu gären, hie und da kam es zu Unruhen, zu erregten Volksscenen.

Eine Volksversammlung in Baden (zu Mannheim am 27. Februar) unter Itzsteins Vorsitz verlangte Preßfreiheit, Schwurgerichte, Volksbewaffnung, deutsches Parlament. Das liberale Ministerium und der Großherzog stimmten sowohl diesen Forderungen zu, als auch dem erweiterten Programm, das Struve im Namen der Radikalen vortrug und welches zwölf Punkte, besonders auch die Verantwortlichkeit der Minister, umfaßte.

Digitized by Google

Schon in Karlsruhe ging es nicht ohne bedenkliche Scenen ab, in einzelnen Teilen des Landes fiel das Wort „Republik", und die Bauern bewaffneten sich mit Sensen. In Darmstadt beantragte am 28. Februar Heinrich von Gagern Einsetzung einer deutschen Centralgewalt und Berufung eines deutschen Parlamentes.

Der Bundestag bekam Angst, stellte schon am 9. März die Aufhebung 1848
der Censur und die Gewährung der Preßfreiheit in das Belieben der einzelnen Regierungen und erklärte die verfemten Farben schwarz-rot-gold für die Farben des Bundes. Ein Gefühl der Schwäche und Unsicherheit, wie es nur aus dem Bewußtsein eigener schwerer Versäumnis erklärt werden kann, befiel die Regierungen, die Minister gaben ihre Portefeuilles an die Führer der bisherigen Opposition ab. Diese dagegen, „im vollen Hochgenuß des Sieges, getragen von einer noch durch keine Parteispaltung getrübten Volksgunst", hielten jetzt die Zeit zu entscheidenden Schritten für gekommen. Ihrer einundfünfzig, fast ausschließlich aus dem deutschen Süden und Westen, traten am 5. März zu Heidelberg zusammen, um über die zunächst vorzunehmenden Maßregeln zu beraten.

Freilich zeigte sich dabei alsbald wieder der unüberbrückbare Gegensatz zwischen den radikalen und gemäßigt liberalen Anschauungen: während Hecker und Struve unverblümt mit der Forderung der sofortigen Proklamierung der deutschen Republik hervortraten, machte sich Heinrich von Gagern, „ebenso feurig wie Hecker und ebenso mächtig wie Struve", zum Wortführer derjenigen, welche von einer Republik nichts wissen, vielmehr die Erreichung der nationalen Einheit durch Errichtung eines deutschen Kaisertums anstreben wollten. Um jedoch nicht durch die Betonung dieses unversöhnlichen Zwiespaltes das ganze Werk zu gefährden, ließen sich die Radikalen dazu herbei, die Entscheidung über diese Frage einstweilen zu vertagen und für den Augenblick mit allen Mitteln die Berufung eines deutschen Parlamentes zu erreichen. Ein Siebener-Ausschuß wurde gewählt und mit der Ausarbeitung von Vorschlägen über die Wahl und Einrichtung dieser zu schaffenden Volksvertretung beauftragt. Gagern aber, an eben jenem 5. März an die Spitze des neuen liberalen Ministeriums in Darmstadt berufen, ließ in der Überzeugung, daß die Schaffung einer deutschen Centralregierung die notwendige Voraussetzung für eine gedeihliche Wirksamkeit des deutschen Parlamentes sei, eine Anzahl Regierungen in diesem Sinne bearbeiten, und so kam aus den verschiedenen Beratungen ein auch von dem Siebener-Ausschuß angenommenes Programm zu stande, „welches in wenigen kurzen Sätzen die vollständige Skizze einer künftigen Reichsverfassung enthielt: ein Oberhaupt mit verantwortlichen Ministern, ein Volkshaus mit Abgeordneten von je 70000 Seelen, Überweisung des Heerwesens, der Diplomatie, der Handels-, Zoll- und Verkehrssachen an diese Reichsgewalt, ein Bundesgericht, Verbürgung der volkstümlichen Freiheitsrechte."

So glaubte man die Wege geebnet, und am 11. März lud der Siebener-Ausschuß alle früheren oder gegenwärtigen Mitglieder deutscher Ständeversammlungen auf den 31. März nach Frankfurt am Main zur Beratung der deutschen Parlamentsverfassung ein. Aber noch ehe dieses „Vorparlament" zusammentreten konnte, hatte die eigentliche Revolution in den Hauptstädten Österreichs und der beiden wichtigsten deutschen Staaten ganz ungeahnte, unerhörte Erfolge errungen.

Am wenigsten gewaltsam vollzogen sich die Dinge in München, wo die Lola-Montez-Unruhen noch nicht ganz gestillt waren und von neuem ausbrachen. Der König

Digitized by Google

Ludwig bewilligte zwar am 6. März die liberalen Forderungen und erklärte es für seinen Stolz, ein „deutscher Mann" zu sein, entschloß sich aber, als man ihn zwang, seine ehemalige Geliebte auf die Festung zu bringen, am 20. März, zu gunsten seines Sohnes Maximilian II. abzudanken.

Acht Tage früher triumphierte die Revolution in Wien. Von den österreichischen Staaten regte sich zuerst Ungarn. Ludwig Kossuth forderte in mächtigen Worten konstitutionelle Einrichtungen im Preßburger Reichstage: seine Beredsamkeit zündete auch in Wien, wo selbst in den höchsten Kreisen Groll und Haß gegen Metternich herrschte. Von verschiedenen Seiten wurden mehr oder minder weitgehende Forderungen an die Regierung gerichtet; der Zusammentritt der österreichischen Stände (13. März) mußte unfehlbar entscheidend werden.

Zu spät (am 12.) beschloß Metternich, durch Berufung eines ständischen Ausschusses aus allen Provinzen allzu extravaganten Ansprüchen vorzubeugen. Der 13. März nahm einen äußerst gewaltsamen Verlauf: das namentlich durch Studenten aufgeregte Volk bedrohte die Stände, als es vernahm, daß diese weiter nichts verlangten, als einen „Vereinigten Ausschuß". Das Anrücken von Truppen steigerte die Erregung: es kam zu Thätlichkeiten, als die Truppen eine Salve gegeben. Metternich, der die Bewegung anfangs für einen unbedeutenden Krawall gehalten, sah endlich die Notwendigkeit seines Rücktrittes ein. Ein kaiserlicher Erlaß verkündete am 14. das wichtige Ereignis, auch die Aufhebung der Censur und die Einrichtung einer Nationalgarde. Obwohl dann auch am 15. die Zusage gegeben wurde, eine zu berufende Reichsversammlung werde über eine Konstitution beraten, so wurden die Zustände doch immer bedrohlicher, um so mehr als am 14. die Truppen aus der Stadt zurückgezogen waren und nun Hof und Regierung gänzlich unter den Einfluß der von Demagogen geführten Nationalgarde und der Studentenschaft (die sich unter dem Namen „Aula" konstituiert und bewaffnet hatte) gerieten. Erst am 21. März gelang es, an Stelle der bisherigen Staatskonferenz ein verantwortliches Ministerium zu bilden, das sich aber durchaus unfähig zeigte, geordnete Zustände zurückzuführen. Da zudem in Italien Venetien und die Lombardei in hellem Aufstande waren, Ungarn sich gänzlich von Österreich loszureißen drohte, Kroaten und Serben hinwiederum Lostrennung von Ungarn verlangten, in Böhmen ein Nationalausschuß die Vereinigung sämtlicher Länder der Wenzelskrone zu einem Sonderstaate forderte und selbst in den deutschen Kronlanden die Bauern sich gegen ihre Gutsherren erhoben, die Bürger von Polizei und Steuern nichts mehr wissen wollten, so schien das Ende der österreichisch-ungarischen Monarchie herbeigekommen. Jedenfalls hatte Österreich für die nächste Folgezeit soviel mit sich selbst zu thun, daß es um die deutschen Verhältnisse nicht im mindesten sich kümmern konnte.

Von um so größerer Wichtigkeit war es daher für den Gang der deutschen Bewegung, welche Stellung der König von Preußen zu den Tagesereignissen nehmen würde. Soweit die Bewegung auf eine Reform der Bundesverfassung

Digitized by Google

abzielte, war auch Friedrich Wilhelm Konzessionen nicht abgeneigt. Hatte er doch schon im November 1847 seinen Vertrauten, den General von Radowitz, zur Abfassung einer diesbezüglichen Denkschrift ermächtigt.

Der Radowitz'sche Entwurf enthielt Reformen vom höchsten Wert und verlangte unter andrem eine bessere Bundeskriegsverfassung, gemeinsames deutsches Bürgerrecht, allgemeines deutsches Handelsrecht und Strafgesetz, ein oberstes Bundesgericht, Ausdehnung des Zollvereins auf ganz Deutschland. Über all diese Fragen sollte beim Bundestage nur Stimmenmehrheit, nicht mehr Einstimmigkeit erforderlich sein. Wohl fand Radowitz, am 1. März mit entsprechenden Vorschlägen nach Wien geschickt, dort eine nicht ungünstige Aufnahme, aber jetzt war es zu spät: mit solchen Reformen ließ sich die reißend fortschreitende revolutionäre Bewegung nicht mehr aufhalten.

Hatte Friedrich Wilhelm bei all seinen Reformgedanken die Forderung einer Volksvertretung am Bunde als verhängnisvoll abgewiesen, so war bei seiner offen zu Tage tretenden Eigenart vorauszusehen, daß er in seinem Preußen über die bereits gewährte ständische Mitregierung hinaus sich weitere Zugeständnisse nicht abdringen lassen werde. Nachdem die vom „Vereinigten Landtag" gewählten Ausschüsse vom 17. Januar bis 6. März getagt, hatte der König die regelmäßige Wiederkehr dieser letzteren Versammlung bereits gewährt, ein Zugeständnis, das nicht mehr genügend befunden wurde. Nicht als ob der „Vereinigte Landtag" absolut verworfen worden wäre, aber die Umgestaltungen, welche die Liberalen verlangten (verändertes Wahlsystem zu einer proportionsmäßigen Vertretung der verschiedenen Volksklassen, Umgestaltung des Herrenstandes, beschließende Mitwirkung des Landtages in der Gesetzgebung), überschritten eben die Grenze zwischen ständischem und konstitutionellem Wesen. Der König war dem konstitutionellen Liberalismus ebenso abhold, wie dem Radikalismus; beide Richtungen betrachtete er als Ausflüsse desselben revolutionären Geistes, der sich soeben in der Schweiz geltend gemacht und ihn zu seinem größten Schmerze um sein geliebtes Neuenburg gebracht hatte.

Die Schweiz war seit dem Jahre 1830 nicht zu innerer Ruhe gelangt. Die aristokratische Mißregierung, die in einzelnen Kantonen herrschte, rief die Trennung von Basel-Stadt und Basel-Land hervor, welche von der „Tagsatzung" anerkannt wurde (1832) und von dem Sarner Bund, in dem Schwyz, Uri und Unterwalden neben Basel-Stadt, Neuenburg und Wallis dominierten, nicht rückgängig gemacht werden konnte. In der Folge wurde der innere Frieden gestört namentlich durch die religiösen Streitigkeiten zwischen der orthodoxen und der rationalistischen Partei im Protestantismus; dazu kamen dann Beschwerden der Ultramontanen, als 1841 in Aargau alle Mönchsklöster aufgehoben wurden: durch Berufung der Jesuiten suchten nun die katholischen Kantone, insbesondere Luzern, ihren Einfluß zu stärken. Als ein Versuch der Liberalen in Luzern, das Jesuitenregiment zu stürzen, mißlang (1844), beschlossen die Liberalen der übrigen Kantone, ihren Gesinnungsgenossen mit Gewalt Luft zu verschaffen. Ein Freischarenzug, welchen der Berner Ochsenbein im März 1845 gegen Luzern führte, scheiterte zwar gänzlich, aber der Konflikt wurde geschärft, da Ochsenbein an die Spitze seines Kantons trat. Die Luzerner erneuerten infolgedessen den Sarner Bund mit den strengkatholischen Kantonen. Eine Mittelpartei, zu der außer Genf auch Neuenburg hielt, verhinderte den Ausbruch des Bürgerkrieges, bis die Radikalen in Genf (1846) und St. Gallen zum Siege gelangten. Nun besaßen sie in der Tagsatzung die Mehrheit und beantragten die

Digitized by Google

Auflösung des Sonderbundes. Neuenburg geriet nun in eine schwierige Lage: wegen seiner vorwiegend protestantischen Bevölkerung wünschte es nicht den Sieg des katholischen Sonderbundes; mußten sich aber die einzelnen Kantone unwiderruflich unter die Mehrheitsbeschlüsse der Tagsatzung beugen, so ward seine Stellung zu Preußen gefährdet. Als die Tagsatzung die Austreibung der Jesuiten beschloß (3. September 1847), kam es zum Kriege, der nach der unblutigen „Schlacht" bei Gislikon (23. November) mit der Unterwerfung des Sonderbundes endete. Die bis dahin uneinigen Großmächte verlangten nun drohend die Wiederherstellung der Kantonal-Souveränetät, was die Schweizer wenig kümmerte. Im September 1848 wurde die neue Verfassung angenommen, durch welche die Schweiz sich aus einem Staatenbund in einen Bundesstaat verwandelte (Bundesversammlung, bestehend aus Stände- und Nationalrat, Bern ständiger Vorort, Bundesrat von der Bundesversammlung zu wählen, mit jährlich wechselndem Vorsitzenden). Neuenburg trat in das neue Verhältnis nicht mehr als preußisches Fürstentum ein: Anfangs März hatte es den preußischen Statthalter, General von Pfuel, durch eine kurze Revolution vertrieben.

In der preußischen Hauptstadt kam es in der zweiten Märzwoche auch zu lärmenden Volksversammlungen und Adressen an den König: je ärmer Berlin an politischen Kapazitäten war, desto größeren Anklang fanden die zahlreich aufsprießenden demagogischen Volksredner. Revolutionsmänner aus Polen, Frankreich und Süddeutschland fanden sich ein: der Mittelstand hielt sich scheu zurück, die höheren Gesellschaftskreise schimpften auf den Pöbel. Die Masse war erfüllt von blinder Wut, besonders auf den Prinzen von Preußen, dem der König ein Kommando am Rhein geben wollte, um französischen Eroberungsgelüsten zu begegnen und den Prinzen aus der Hauptstadt zu entfernen. Leider wurde der Plan geändert, und die Masse glaubte natürlich, der Prinz sei zurückbehalten, um sie zu bekämpfen. Umsonst suchte der König der steigenden Bewegung Einhalt zu thun, indem er den Vereinigten Landtag einberief und ankündigte, er habe gemeinsam mit Österreich die deutschen Regierungen nach Dresden geladen, um dort über freiheitliche und nationale Reformen zu beraten. Militärische Vorsichtsmaßregeln machten das Volk argwöhnisch und führten Gewaltthätigkeiten herbei: am 15. erschienen schon die ersten Barrikaden. Am 16. mußte das Militär schon mit der Waffe einschreiten, um die Volksmengen zu zerstreuen, die sich auf die Nachricht von der Wiener Revolution vor dem Schlosse angesammelt hatten. Nachdem an den beiden folgenden Tagen ziemliche Ruhe geherrscht, erfolgte am 18. März, aus einem ähnlichen Anlaß wie am 15., der blutige Ausbruch der Revolution.

Der König hatte noch in der vorangehenden Nacht einen Erlaß genehmigt, der den Landtag schon zum 2. April einberief, Schaffung eines deutschen Parlamentes, Einführung konstitutioneller Verfassungen verhieß und einen beruhigenden Eindruck machte. Das Volk zog vor das Schloß, um dem König eine lärmende Ovation darzubringen. Der König nahm vom Balkon aus die Huldigung entgegen und zog sich dann zurück. „Allmählich aber änderte die Masse ihr Aussehen; Proletarierhaufen riefen, das alles helfe ihrer Not nicht; andre begehrten den Abzug der Truppen, und eine Bande versuchte, in ein Portal des Schlosses einzudringen. Da befahl der König, den Platz zu säubern; auf jeder Seite desselben ging darauf eine Kompanie Infanterie vor, in der Mitte ritt eine Schwadron Dragoner, im Schritt mit eingesteckter Waffe. Sofort erneuerten sich die Scenen der

Digitized by Google

früheren Tage; das Volk warf ſich ſchimpfend und drohend den Dragonern entgegen, ſodaß die Pferde unruhig wurden und einzelne Reiter zur Verteidigung die Säbel zogen. Zufällig entluden ſich die Gewehre von zwei Grenadieren, das eine durch Ungeſchick des Soldaten, das andre durch den Schlag eines Arbeiters auf den Hahn: die Kugeln gingen harmlos in die Luſt, und überhaupt wurde kein Menſch auf dem Platze geſchädigt. Aber gleich nach dem Knall der Schüſſe ſtob die Volksmenge auseinander, und wie ein Lauffeuer ging der Ruf: „Verrat, Mord, Waffen, Barrikaden!“ durch alle Straßen; es hieß, die Dragoner hätten eingehauen, die Grenadiere durch eine Bataillonsſalve ganze Maſſen wehrloſer Bürger niedergeſtreckt: darob allgemeine Entrüſtung; namentlich die Jugend, Studenten, Geſellen, Fabrikarbeiter warfen ſich mit wilder Begeiſterung in den Kampf; durchweg war die Sympathie der Bevölkerung auf ihrer Seite. So wuchſen in allen Quartieren zahlloſe Barrikaden wie durch einen Zauberſchlag in die Höhe; in wenigen Stunden war ganz Berlin ein einziges, revolutionäres Heerlager“. Eine weiße Fahne mit der Inſchrift „Mißverſtändnis“ wurde verhöhnt, und alsbald begann (3 Uhr nachmittags) in den Umgebungen des Schloſſes der Kampf, in welchem die unter dem Befehl des Generals von Prittwitz ſtehenden Truppen ſich tadellos hielten und die zum Teil aus den bedenklichſten Elementen beſtehenden Aufrührer von Barrikade zu Barrikade zurücktrieben. Daß der Aufruhr trotzdem nicht, wie es leicht möglich geweſen wäre, kurzer Hand niedergeſchlagen wurde, der Straßenkampf vielmehr bis in die Morgenſtunden der mondhellen Nacht ſich hinzog, war die „Folge der Stimmung des Königs, der, in ſeinem Inneren entſetzt über den Ausbruch eines ſolchen Kampfes mit ſeinem Volke,

Große Barrikade vor dem köllniſchen Rathauſe zu Berlin in der Nacht vom 18. zum 19. März.

Gezeichnet von J. Kirchhoff. Nach der Leipziger Illuſtrierten Zeitung, Jahrgang 1848.

Digitized by Google

bald bitterlich weinte, bald in dumpfe Apathie versank, stets nur die Erlaubnis zur Eroberung eines einzelnen Postens, zur Einnahme einer einzelnen Straße gab, dann erst auf lange Vorstellungen die Vollmacht zu weiterem Vorrücken erteilte. Abends 9 Uhr empfing er den Freiherrn Georg Vincke, welchen der Minister Bodelschwingh zur Beratung der künftigen Verfassung nach Berlin berufen hatte; dieser stellte ihm die Gefahren eines längeren Kampfes und der dann wachsenden Erbitterung des Volkes vor, während nach erfolgtem Rückzug der Truppen ganz von selbst Ruhe und Ordnung in der Stadt sich herstellen würde. Der König entließ ihn, ohne sich selbst über die Frage auszusprechen. Einen gewissen Eindruck aber hatten Vinckes Worte auf ihn gemacht: gegen Mitternacht ertrug er das Toben des Straßenkampfes nicht länger: er ließ den General von Prittwitz kommen, sprach ihm seinen Abscheu gegen weiteres Blutvergießen aus und gab ihm den Befehl, die gewonnene Stellung zu behaupten, weitere Feindseligkeiten aber nicht zu beginnen. Gleich nachher entschloß er sich, den ersten Schritt zum Frieden zu thun, und schrieb selbst eine Proklamation an „meine lieben Berliner", worin er den Abzug der Truppen verhieß, sobald die Bürger die Barrikaden weggeräumt hätten. Darauf kam am Morgen des 19. März eine Deputation der Bürger nach der andern, mit der Erörterung, das umgekehrte Verfahren könne allein zum Ziele führen; die Niederlegung der Barrikaden sei unmöglich, solange der Anblick der Truppen die rasende Wut des Volkes lebendig erhalte; wenn erst die Truppen abgezogen seien, werde sogleich der gesetzliche Zustand durch die Bürger selbst gesichert werden. Nach langem Sträuben und Schwanken ließ sich trotz des entschiedenen Widerspruchs des Generals von Prittwitz und des Prinzen von Preußen der König endlich den verhängnisvollen Befehl durch den an Bodelschwinghs Stelle zum Minister ernannten Grafen Arnim-Boitzenburg entreißen. Die Truppen räumten die Straßen, stellten sich zuerst nach dem Wunsche des Prinzen in der nächsten Umgebung des Schlosses auf und rückten bald nachher auf Befehl des Generals in ihre Kasernen ab, wurden aber sofort von höhnenden und schmähenden Haufen bewaffneter Proletarier begleitet, und die weit von einander liegenden Kasernen in der Nacht und am Morgen so ernstlich bedroht, daß Prittwitz, da nun einmal nicht mehr gekämpft werden sollte, es auf sich nahm, sämtliche Regimenter aus der Stadt hinwegzuführen".*)

Da man nach dem Abzug der Truppen die Bewaffnung der Bürger und die Bildung einer Nationalgarde gestattete, die besonneren Elemente der Bürgerschaft aber nicht im stande waren, den Barrikadenhelden gegenüber Ruhe und Ordnung so rasch wieder herzustellen, so war der König für die nächsten Tage dem Willen des triumphierenden Pöbels unterworfen und mußte sich die schmählichsten Demütigungen gefallen lassen.

Die Massen schleppten die Leichen der Gefallenen in den Schloßhof, und der König mußte sie entblößten Hauptes grüßen, während der glaubenslose Pöbel den Choral „Jesus meine Zuversicht" anstimmte. Der Prinz von Preußen verließ Berlin, an seinen Palast schrieb man mit Kreide „Nationaleigentum". Alle Gefangenen, vor allem der polnische Unruhstifter Mieroslawski, wurden freigegeben.

Noch am 19. März entließ der König das alte Ministerium und beauftragte mit der Bildung eines neuen den Grafen von Arnim-Boitzenburg, der außer zwei hervorragenden Mitgliedern des Vereinigten Landtags, dem Herrn von Auerswald und dem Grafen Schwerin, auch den bisherigen Gesandten in Paris, Heinrich von Arnim(-Suckow), (zur Leitung des auswärtigen

*) Die citierten Stellen sind dem bekannten Werke von Sybels („die Begründung des deutschen Reiches" I, S. 139 ff.) entnommen, der ausdrücklich seine Darstellung als in jedem Worte auf den Angaben von Teilnehmern und Augenzeugen beruhend bezeichnet.

Digitized by Google

Amtes) berief. Der letztere wußte den König, der, in seinen heiligsten Gefühlen verletzt, für sein Preußen für den Augenblick nichts thun zu können glaubte, als den schlimmsten Ausschreitungen entgegenzutreten, wieder an seine Lieblingspläne von der Wiederherstellung des heiligen römischen Reiches in seiner ganzen Herrlichkeit zu erinnern und machte ihn darauf aufmerksam, das Beste sei, gerade jetzt die Aufmerksamkeit des Volkes von den inneren Fragen hinweg eben auf die deutsche Sache zu lenken. So erschien denn am Morgen des 21. eine schwungvolle Ansprache der Minister „an die deutsche Nation", an deren Spitze sich der König gestellt habe.

„Rettung aus unsren Gefahren", so hieß es in der Proklamation, „kann nur aus der innigsten Vereinigung der deutschen Fürsten und Völker unter Einer Leitung hervorgehen. Ich übernehme heute diese Leitung für die Tage der Gefahr. Mein Volk, das die Gefahr nicht scheut, wird mich nicht verlassen, und Deutschland wird sich mir mit Vertrauen anschließen. Ich habe heute die alten deutschen Farben angenommen und mein Volk unter das ehrwürdige Banner des deutschen Reiches gestellt. Preußen geht fortan in Deutschland auf". Umgeben von den Prinzen und Ministern durchritt dann der König, er und seine Begleiter mit dem schwarzrotgoldenen Bande geschmückt, um Mittag die Straßen Berlins, hie und da die Volksmassen anredend und die neue deutsche Zeit verkündend. Die Begrüßung als deutscher Kaiser wies er zurück.

Die Worte, welche der Monarch am 21. März bei seinem Umritt durch die Stadt zu sprechen Gelegenheit nahm, und sein ganzes Auftreten beruhigte die Masse, welche sich am 22. März an dem unerhörten Schauspiel weidete, daß ihr Herrscher den Leichenzug der gefallenen Empörer vom Schlosse aus entblößten Hauptes grüßen mußte.

Hundertdreiundachtzig Särge wurden vorbeigetragen und im Friedrichshain bestattet, wo der Bischof Neander den Segen sprach.

Im übrigen Deutschland dagegen, zumal im Süden, fand des Königs wohlgemeintes Manifest die ungünstigste Aufnahme. Nicht nur, daß die Demokraten aus dem Verlauf der Berliner Sturmtage den Anlaß nahmen, die Volksmassen mit fanatischem Hasse gegen den feigen Tyrannen zu erfüllen, „der sein Volk niederkartätschen lasse, dann besiegt elend um Gnade bitte und jetzt die ehrlose Stirn mit der deutschen Kaiserkrone schmücken wolle": auch die Vertreter der Regierungen, mit denen Arnim verhandelte, zeigten sich ablehnend, und selbst von der in tausend Nöten schwebenden Regierung in Wien erging sogar eine kräftige Verwahrung gegen jede einseitige Änderung der deutschen Bundesverfassung ohne die Zustimmung aller. So zerrannen die preußischen Pläne von der Leitung in der Stunde der Gefahr bald in nichts, und nur an einer Stelle bot sich König Friedrich Wilhelm eine mit Eifer ergriffene Gelegenheit, die deutsch-nationale Gesinnung, zu der er sich rückhaltlos bekannt hatte, zu bethätigen. Unmittelbar nach dem Tode Christians VIII. (20. Januar 1848) hatte sein Sohn und Nachfolger Friedrich VII. eine neue Verfassung angekündigt, durch welche Schleswig-Holstein ein integrierender Teil des dänischen Gesamtstaates wurde. Statt dessen verlangten die Schleswig-Holsteiner die Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund, Gewährung einer schleswig-

Digitized by Google

holſteiniſchen Verfaſſung und ein deutſches Parlament (15. März). Am 18. beſchloß eine Verſammlung zu Rendsburg, dem Könige ihre Wünſche vorzutragen. Die Nachricht, daß die eiderdäniſche Partei (welche die Einverleibung Schleswigs forderte) plötzlich ans Ruder gekommen ſei (Orla Lehmann, Biſchof Monrad), bewog die Patrioten, ihr Verfahren zu ändern. Sie bildeten (24. März) eine proviſoriſche Regierung, gewannen die Truppen in Kiel und bemächtigten ſich der Citadelle von Rendsburg. Am folgendem Tage traf von dem Könige von Dänemark die Nachricht ein, daß er Schleswigs Eintritt in den Bund nie zugeben werde; der König von Preußen dagegen erklärte, er erkenne die Forderungen der Schleswig-Holſteiner als berechtigt an und verſpreche dem rechtmäßigen Erben, dem Herzog Chriſtian von Auguſtenburg, ſeinen Schutz. Er erteilte ſeinen Truppen den Befehl, nach Holſtein zu marſchieren, und trieb den Bund zur Hilfeleiſtung an. Schon am 12. April verlangte die Bundesverſammlung die Aufnahme Schleswigs unbeſchadet der Rechte Friedrichs VII. Der däniſche Geſandte trat aus, Preußen übernahm im Namen des Bundes den Krieg, der zwiſchen den Dänen und der proviſoriſchen Regierung bereits entbrannt war.

Durch ſein raſches Eintreten für den bedrohten deutſchen Volksſtamm gewann ſich der König außerhalb Preußens wieder manche Freunde; auch machte er den ehrlichſten Verſuch, unter den ihm am 19. März abgerungenen Bedingungen zu regieren.

Miniſterpräſident Camphauſen.
Gezeichnet von Hellwig, lithographiert von Beck.

Ein vorgeſchritten liberales Miniſterium ward am 29. März gebildet, indem Arnim-Boitzenburg zurücktrat, um dem Führer der rheiniſchen Liberalen, Ludolf Camphauſen, Platz zu machen, und dem Vereinigten Landtage ein Wahlgeſetz vorgelegt, dem zufolge jeder unbeſcholtene Preuße, der das vierundzwanzigſte Lebensjahr vollendet hatte, das Recht zur Wahl der konſtitutionellen Verſammlung erhielt. Dem Könige ſprach die Verſammlung ihren Dank durch eine Adreſſe aus, die viele nur mit halbem Herzen unterzeichneten; von den zweien, welche ſich deſſen weigerten, war der eine Otto von Bismarck.

Inzwiſchen hatte der Bundestag, wie wir ſahen, eine überaus ſchwächliche Haltung beobachtet; unter dem Druck der Ereigniſſe erkannte er jetzt auch ohne weiteres die Notwendigkeit eines deutſchen Parlaments an und beeilte ſich, den diesbezüglichen Wünſchen des Volkes entgegen zu kommen, indem er eine aus liberalen Vertrauensmännern zuſammengeſetzte

Siebenzehnerkommission sich an die Seite stellte, welche den Plan einer deutschen Reichsverfassung entwerfen sollte. Über die Frage nach einem Senat der Einzelstaaten und einem Oberhaupte, wie beides Gagern in seinem Verfassungsentwurfe, der zur Grundlage genommen wurde, vorgesehen hatte, konnte man sich nicht einigen, wollte aber wenigstens in dem wichtigsten Punkte, der Berufung der Nationalversammlung, den Beschlüssen des eben zur Tagung sich anschickenden Vorparlamentes zuvorkommen und verkündete am 30. März das „Bundesgesetz, welches die Regierungen aufforderte, auf je 70000 Seelen ihrer Bevölkerung einen Abgeordneten auf verfassungsmäßig bestehendem Wege thunlichst bald wählen zu lassen, um zwischen den Regierungen und dem Volke das deutsche Verfassungswerk zu stande zu bringen".

Tags darauf (31. März) trat das von dem Siebener-Ausschusse berufene 1848
„Vorparlament" zu Frankfurt unter dem Vorsitze des Heidelberger Professors Mittermaier zusammen, über 500 Delegierte, wiederum meist Süddeutsche neben 2 Österreichern und 141 Preußen. Freilich besaß diese Versammlung keinerlei staatsrechtliche Befugnis, allein ihr moralisches Ansehen war so groß, daß ohne weiteres zu erwarten stand, ihren Beschlüssen würden weder der Bundestag noch die einzelnen Regierungen die Zustimmung versagen. Allerdings zeigte sich bei den Beratungen anfangs nichts weniger als Einmütigkeit: der schon auf der Heidelberger Versammlung nur mühsam zurückgedrängte Gegensatz kam in voller Schärfe zu Tage, als die Radikalen (Struve) auch hier wieder sofort mit dem Antrage auf Verkündung der einen unteilbaren deutschen Republik hervortraten. So kam es, daß man, ganz so wie bei den Verhandlungen des Bundestages, beschloß, die Entscheidung über die streitigen Fragen (Bundesoberhaupt und Senat der Einzelregierungen) dem künftigen Parlament zu überlassen und nur über die Zusammensetzung desselben eine Beschlußfassung herbeizuführen.

Die wichtigste Festsetzung war, daß bei den möglichst bald vorzunehmenden Wahlen zur konstituierenden Nationalversammlung auf je 50000 Seelen — nicht, wie der Bundestag beschlossen, je 70000 — ein Abgeordneter kommen und die Wahl unabhängig vom Census und Glaubensbekenntnis, sowie von allen Standesunterschieden, nach allgemeinem, gleichem Stimmrecht erfolgen sollte. Auch Ost- und Westpreußen und Schleswig sollten fortan zum deutschen Bunde gehören und deshalb ebenfalls Abgeordnete wählen. Die Beschlußfassung über die Verfassung sollte einzig und allein dieser konstituierenden Nationalversammlung überlassen bleiben, der es freilich unbenommen sei, mit den Regierungen sich ins Einvernehmen zu setzen.

Zur Vorbereitung der konstituierenden Versammlung wählte das Vorparlament einen Fünfzigerausschuß, der mit dem Bundestag in Beratung treten sollte. Dann wurden die Sitzungen am 4. April geschlossen. Die radikale Partei aber machte, da keins ihrer Mitglieder in jenen Ausschuß gelangt war, unter Führung von Hecker und Struve den heillosen Versuch, ihre Ziele mit Waffengewalt zu erreichen.

Digitized by Google

Das geeignetste Terrain schien das gründlich durchwühlte Baden zu sein, wo wirklich die Frage gestellt wurde, ob man die Republik oder die konstitutionelle Monarchie begehre. An der französischen und schweizer Grenze standen Tausende von Arbeitern unter Georg Herwegh zum Losschlagen bereit, und die badische Regierung hatte längst um Bundeshilfe ersucht, da ihre Truppen meuterische Gesinnungen zeigten. Das Zögern der Bayern und Württemberger steigerte nur das Selbstgefühl der Empörer, die im Seekreis ihren Hauptsitz hatten. Mitte April rückten Badener und Hessen unter Fr. von Gagern gegen Freiburg, Bayern gegen Konstanz, wo sich eine republikanische Statthalterschaft bildete. Die Truppen Gagerns trafen am 20. April bei Kandern auf Hecker: Gagern ward vor dem Kampfe beim Parlamentieren mit den Aufständischen meuchlings erschossen, dann aber zerstreuten die Truppen die Empörer nach kurzem Kampf. Die Führer suchten natürlich eiligst das Weite. Auch Georg Herwegh, der, mit seiner buntscheckigen Bande von Franzosen, Italienern, Polen, Ungarn ꝛc. auf dem Rückzug begriffen, am 26. bei Dossenbach auf die Württemberger stieß, hielt es nicht für angemessen, sein begeistertes Lied „vom Sterben" zu bewahrheiten, sondern ließ sich durch seine Frau in wenig rühmlicher Weise retten.

In zehn Tagen war dieser Aufstand, den viele der freisinnigsten Volksmänner als einen Frevel an der deutschen Nation mit Recht brandmarkten, erstickt, aber die Gemüter ließen sich so leicht nicht beruhigen. Um dieselbe Zeit erhoben sich auch die Polen im Posenschen: die unklaren Sympathien, welche die deutschen Liberalen und noch soeben das Vorparlament den Polen entgegengetragen hatten, wurden durch die grausamen Hiebe der Sensenmänner Mieroslawskis erwidert und erfuhren eine erhebliche Abkühlung. Erfolg hatten die Polen so wenig wie die Radikalen; nach mehreren unglücklichen Gefechten im April wurde der Rest der Aufständischen am 9. Mai geschlagen.

Inzwischen erlebten die Männer des Vorparlamentes die Genugthuung, ihre Beschlüsse anstandslos genehmigt zu sehen: nicht nur, daß der Bundestag sogleich am 7. April eine ganz „den Wünschen des Volkes" entsprechende Verordnung über die für die konstituierende Nationalversammlung vorzunehmenden Wahlen erließ, die Aufnahme Schleswigs in den Bund, wie erwähnt, genehmigte und die provisorische Regierung in Kiel anerkannte, auch die preußische Regierung beeilte sich, trotz der bereits vorgenommenen Wahlen neue Wahlen nach den Beschlüssen des Vorparlamentes auszuschreiben und selbst die Ausdehnung des Bundes nicht nur auf Ost- und Westpreußen, sondern auch auf den deutschen Teil der Provinz Posen zu beantragen, welcher Antrag denn auch am 11. April zum Bundesbeschluß erhoben wurde.

Das Wichtigste war aber, zu welchen Resultaten die noch immer in Frankfurt tagende Siebenzehnerkommission der liberalen Vertrauensmänner gelangen würde, die sich abmühte, einen Entwurf der Reichsverfassung zu stande zu bringen. Denn dieser Entwurf sollte eventuell als Vorlage des Bundes der Nationalversammlung unterbreitet werden, und hier schien deshalb die immer noch zurückgestellte Frage der Schaffung einer deutschen Centralgewalt nicht mehr umgangen werden zu können. Die Frage schloß zugleich die Entscheidung in sich, welche der beiden deutschen Großmächte, ob Preußen oder Österreich, an die Spitze des neuen Reiches treten sollte. Der Berichterstatter der Siebzehn, der berühmte Historiker Dahlmann (damals Professor in Bonn), schlug die Erneuerung des deutschen Kaisertums vor und wollte die preußische

Digitized by Google

Monarchie ganz, von der österreichisch-ungarischen nur die cisleithanischen Kronlande, nicht aber die inzwischen von Kaiser Ferdinand (11. April) mit einem eigenen, dem Pesther Reichstage verantwortlichen Ministerium beglückten ungarischen Staaten einbezogen wissen. Da aber vorauszusehen war, daß der Kaiser von Österreich auf solche Bedingungen hin niemals die Kaiserkrone annehmen würde, so war ohne weiteres klar, daß der Dahlmannsche Entwurf, auch ohne daß er es ausdrücklich aussprach, das Ausscheiden Österreichs und folglich die Erhebung des preußischen Königs auf den deutschen Kaiserthron zur Voraussetzung hatte. Aber so kühne Gedanken eilten ihrer Zeit voraus. Zwar erlangte Dahlmanns Antrag in der Siebzehnerkommission eine knappe Majorität, beim Bundestage selbst aber fand er die ungünstigste Aufnahme. Von noch schwerer wiegender Bedeutung war, daß wohl der Prinz von Preußen den Entwurf bewunderungswürdig fand, dagegen König Friedrich Wilhelm im Briefwechsel mit Dahlmann keinen Zweifel darüber ließ, daß er die dem Kaiser von Österreich als „Ehrenhaupt teutscher Nation" ein für alle Male zukommende Krone nie annehmen werde, wenn Österreich nicht zuvor freiwillig zurückgetreten sei. Er wolle sich begnügen, unter einem Kaiser aus dem österreichischen Hause König der Deutschen oder Reichserzfeldherr zu sein.

Eine Verständigung erfolgte nicht mehr vor dem Zusammentreten des Parlamentes selbst. Das durfte als ein Vorteil für dasselbe betrachtet werden, insofern die Erwählten des Volkes nun ganz frei zur Ausführung bringen konnten, was sie als Wunsch der Nation zu erkennen glaubten. Aber dieser Vorteil ward dadurch sehr geschmälert, daß der erste Sturm der Revolution nun vorüber war und die anfangs überraschten Regierungen Zeit zu Erwägungen gefunden hatten, ja schon daran denken durften, die ihnen entsunkenen Zügel wieder zu ergreifen. Stand denn wirklich zu erwarten, daß die Fürsten sich ohne äußeren Zwang den Beschlüssen dieses Vorparlamentes fügen würden, und welche Mittel besaß dasselbe denn, um die Widerstrebenden zu nötigen?

Man wird sich kaum der Überzeugung erwehren können, daß die Frage der Centralregierung schon unlösbar geworden war, als Friedrich Wilhelm seine Abneigung gegen die ihm zugedachte Würde kundgethan hatte. Wenn es nicht gelang, ihn umzustimmen, hatte keine noch so kunstreich ersonnene Kombination Aussicht auf Erfolg. Wollte man aber die Idee der „preußischen Spitze" verwirklichen, so war keine Zeit zu verlieren. Denn der Staat, der dagegen in erster Linie opponieren konnte, Österreich, dessen Kaiser sich seiner Regententhätigkeit fast gänzlich enthielt, war noch nicht in der Lage, seinen Einfluß geltend zu machen. Nicht allein in Wien, in allen Kronländern schlug die Aufregung noch hohe Wellen.

Das Ministerium Pillersdorf fand nicht die Mittel, der Bewegung, zunächst in Wien, Meister zu werden, — was allerdings nicht leicht war gegenüber einer zügellosen, aufreizenden Presse. Sein Verfassungsentwurf (25. April) wurde allseitig bemängelt,

Digitized by Google

obwohl er der belgischen Konstitution nachgebildet war. Der Versuch, die Zügel straffer anzuziehen, steigerte die Opposition: der Entwurf mußte zurückgezogen werden. Daß der Kaiser am 17. Mai das unruhige Wien verließ und nach Innsbruck ging, schuf bei der bestürzten und beschämten Bevölkerung vorübergehend eine günstige Stimmung, die Pillersdorf zu benutzen versäumte. Ein Krawall am 26. Mai machte die Revolutionäre wieder zu unbedingten Herren der Situation. In Ungarn stand es so, daß Kossuth im Reichstage sagen konnte: „Ich bin nur ein einfacher Bürger, stark nur durch die Macht der Wahrheit, und doch kann ich mit der bloßen Bewegung meiner Hand entscheiden über Sein und Nichtsein des Hauses Habsburg". In Polen wurde ein Aufstandsversuch am 26. April gewaltsam erdrückt; um so lebhafter ging es in Böhmen zu. Für die tschechische Nationalpartei, welche, geführt von Palacky und Rieger, sich für die Herrlichkeit des Gesamtslaventums begeisterte, galt es, die Wahlen zum deutschen Parlament zu verhindern. Dies wurde zum größten Teil erreicht, aber die Ausschreitungen der Slaven, denen am 12. Juni die Gemahlin des Statthalters, Fürstin Windischgrätz, zum Opfer fiel, führten am 17. Juni ihre völlige Niederlage herbei.

---

3. Die Zeit des Frankfurter Parlamentes bis zur Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV.

Selten fand sich in einer parlamentarischen Versammlung eine größere Menge ausgezeichneter Talente zusammen, als in dem deutschen Parlamente, das
1848 am 18. Mai 1848 in der Paulskirche zu Frankfurt eröffnet wurde. Gleichwohl war es keine leichte Aufgabe, diese Geister zu regieren: denn einerseits war die Mehrzahl der Versammelten noch zu wenig parlamentarisch geschult, um nicht häufig durch Unbotmäßigkeit die Verhandlungen zu stören, auf der andern Seite mußte sich auch der Präsident, der um die nationale Sache hochverdiente Heinrich von Gagern (definitiv gewählt am 31. Mai), erst in seine verantwortliche Aufgabe hineinleben. Das Redebedürfnis der einzelnen, eine unzureichende Geschäftsordnung und der vorläufige Mangel bestimmter Parteibildung — alles dies vermehrte die Schwierigkeiten und steigerte die Unordnung.

Die Meinungsverschiedenheiten mußten am schärfsten hervortreten, als man daran ging, die Frage nach der Centralgewalt zu beantworten. Die Linke wollte nur einen Vollziehungsausschuß eingesetzt wissen, die „preußische Spitze" fand geringen Anklang: der Preuße Georg von Vincke wies auf den österreichischen Erzherzog Johann, eine allgemein beliebte Persönlichkeit, hin. Wirklich wurde dieser nach ermüdenden Debatten am 29. Juni 1848 zum Reichsverweser erwählt: der Bundestag stimmte der Wahl glückwünschend zu, Kaiser Ferdinand gestattete die Annahme; am 11. Juli hielt der Reichsverweser seinen Einzug in Frankfurt, der Bundestag ging zur Ruhe ein. Der Reichsverweser ernannte ein Reichsministerium, und wenngleich die Linke nicht müde ward, ihn anzufeinden, durfte er auf eine erträgliche Mehrheit aus den Gemäßigten der Versammlung rechnen.

Digitized by Google

Die Linke blieb in dem Reichsminiſterium, deſſen Vorſitz Fürſt Leiningen führte, mit Recht unvertreten. Miniſter des Innern war der Öſterreicher von Schmerling, Finanzminiſter der Preuße Beckerath, auch der Kriegsminiſter von Peucker gehörte dieſem Staate an. In der Verſammlung war die ſtärkſte Partei das rechte Centrum (Arndt, Baſſermann, Beckerath, Beſeler, Dahlmann, Droyſen, Duncker, Grimm, Mathy, Simſon, Waitz u. a., meiſt Norddeutſche). Ihnen nahe ſtand W. Jordan mit ſeinen

Das erſte deutſche Parlament in der Paulskirche zu Frankfurt a. M.

Nach einer gleichzeitigen Darſtellung in der „Illuſtrierten Zeitung“ Jahrgang 1848.

Digitized by Google

Gesinnungsgenossen, die sich schon mit dem linken Centrum berührten, das wieder in zwei Gruppen zerfiel (Robert von Mohl, Biedermann, Mittermaier, Giskra, Stremayr). Weiter links kamen die Venedey, Vischer, Löwe-Calbe, endlich die Radikalen. Auf der rechten Seite saßen G. v. Vincke und Graf Schwerin, die Vertreter des Katholizismus, wie Döllinger, dann v. Radowitz und Fürst Lichnowski. Der Führer der Republikaner war Robert Blum aus Leipzig.

Die Versammlung hatte somit, genau so wie wenige Monate zuvor Bundestag und Vorparlament, die weitaus wichtigste Frage des künftigen Reichsoberhauptes und der künftigen Reichsgewalt wiederum vertagt, um nicht alsbald den alten Streit zwischen den „Großdeutschen", welche einen Staatenbund mit Einschluß Österreichs wollten, und den „Kleindeutschen", welche unter Aussonderung Österreichs einen Bundesstaat mit preußischer Spitze anstrebten, von neuem wieder ausbrechen zu lassen. Man begnügte sich vielmehr, einem Verfassungsausschuß die Feststellung der künftigen Konstitutionen des Reiches zu übertragen, und machte sich am 3. Juli daran, über die sogenannten Grundrechte des deutschen Volkes, d. h. gleichmäßig für Deutschland gültige Grundsätze des bürgerlichen und politischen Lebens, in Beratung zu treten. Die Hoffnung, daß dieses Werk bald zum Abschluß gelangen werde, bestätigte sich nicht; als endlich, am 13. Oktober, die erste Lesung beendet war — 9 der 48 Paragraphen waren überdies zurückgestellt worden — hatte sich die politische Lage nach allen Seiten gewaltig verändert. Eine kostbare Zeit war mit doktrinärem Gerede und endlosem Streiten über die „Grundrechte" verschwendet.

Dabei hatte sich längst herausgestellt, daß die Regierungen berechtigterweise weit entfernt waren, der Nationalversammlung volle Souveränität und dem Reichsverweser unbedingte Autorität zuzugestehen. So erklärte der König von Hannover von vornherein, er werde keiner Reichsverfassung seine Zustimmung geben, wenn sie nicht die Selbständigkeit der Einzelstaaten hinreichend verbürge. Um den Befehl, daß alle deutschen Truppen am 6. August dem Reichsverweser huldigen sollten, kümmerte man sich in den größeren Staaten so gut wie gar nicht. Dabei verschmähte es das Reichsministerium, entgegen dem wohlmeinenden Rate Friedrich Wilhelms, sich mit den Regierungen der Einzelstaaten in Verbindung zu setzen und so die Fühlung mit den Fürsten zu erhalten.

Eine ernste Mahnung rief Friedrich Wilhelm am 15. August beim Kölner Dombaufeste dem Präsidenten Gagern zu: „Ich werde nie vergessen, welch ein großes Werk Sie zu gründen berufen sind; aber vergessen auch Sie nicht, daß es in Deutschland Fürsten giebt und daß ich deren einer bin!" Blieb diese Mahnung unbeachtet, so mußte ein schwerer Konflikt hereinbrechen.

Für den Augenblick bestand wenigstens äußerlich ein gutes Einvernehmen zwischen dem König und dem Reichsverweser; auch das preußische Parlament, welches neben dem Frankfurter den Namen einer „Nationalversammlung" führte, geriet einstweilen in keinen Streit mit der Versammlung in der Pauls-

Digitized by Google

kirche. Freilich mußte es stillschweigend den Grundsatz anerkennen, daß alle Einzelverfassungen nur insoweit gültig seien, als sie mit der künftigen Reichsverfassung übereinstimmen würden.

Heinrich von Gagern, Präsident der deutschen Nationalversammlung.
Nach der Natur gezeichnet von H. Hasselhorst 1848.
Aus dem Album der deutschen National-Versammlung in Frankfurt.

Die Berliner Nationalversammlung hielt mit der Frankfurter keinen Vergleich aus, da man die besten Kräften eben nach Frankfurt entsendet hatte. Der Schwerpunkt lag auch hier in den beiden Centren, denen es aber an tüchtigen Rednern fehlte: unter den Mitgliedern der Linken war Johann Jacoby der bekannteste Name. Das Ministerium hatte einen sehr schweren Stand, denn die aufgeregte Bevölkerung stellte extreme Forderungen, während der König nach den schweren Erfahrungen ein erklärliches Mißtrauen schon gegen den gemäßigten Liberalismus hegte. Natürlich war Friedrich Wilhelm nicht gemeint, der Versammlung irgend welche Souveränität zuzugestehen; sie hatte die Verfassung mit der Regierung zu „vereinbaren". Ein Antrag der Linken, auszusprechen, daß sich die Märzkämpfer um das Vaterland wohl verdient gemacht hätten, wurde zwar abgelehnt, aber der König war über diese Dreistigkeit so empört, daß er die Versammlung am liebsten aufgelöst hätte. Eine Folge der durch die Debatte über jenen Antrag hervorgerufenen Aufregung war die Erstürmung des Zeughauses (Nacht vom 15. zum 16. Juni).

Während so innere Kämpfe die Kraft des preußischen Königtums schwächten, trat gleichzeitig auf einem andern Gebiete, auf dem nicht minder Preußens als Deutschlands Ehre auf dem Spiele stand, eine schwierige Aufgabe an dasselbe heran. In Schleswig-Holstein war der Kampf im Anfange des April begonnen, waren die Preußen unter Wrangel gerade noch rechtzeitig angekommen, um die schon unterliegenden Patrioten zu retten. Am letzten Tage dieses Monats waren die Herzogtümer vom Feinde gesäubert; am 2. Mai

besetzte Wrangel den südlichsten Teil von Jütland. Da mischte sich die Diplomatie Englands, Rußlands und Schwedens in die Angelegenheit und verlangte die Räumung Jütlands. Diesem Verlangen ward nachgegeben; als aber die Dänen keck nachrückten, wurden sie mit blutigen Köpfen heimgesandt (5. Juni bei Düppel durch Bonin, durch v. d. Tann bei Hotrup).

Als nun diplomatische Verhandlungen in London angeknüpft wurden, zeigte sich England der Sache der Herzogtümer noch leidlich gewogen, Schweden dagegen unterstützte die übertriebenen Forderungen Dänemarks, das auch auf Rußland rechnen konnte. Da Friedrich Wilhelm den Kampf mit dieser Macht vermeiden wollte, seine Garden überdies in Berlin dringend gebrauchte und die Sache der Herzogtümer leider immer mehr im Lichte der Revolution betrachtete, ließ er sich Ende Juni auf Verhandlungen in Malmö ein. Diese führten am 19. Juli zu einem vorläufigen Abkommen, kraft dessen ein dreimonatlicher Waffenstillstand eintreten, die Herzogtümer geräumt und die schleswig-holsteinische Armee in zwei Teile getrennt werden sollte, eine von Dänemark und Preußen zu ernennende Kommission das Land provisorisch zu verwalten bekam. Da Preußen den Krieg im Namen des Bundes geführt, dessen Gewalt jetzt auf den Reichsverweser und das Parlament übergegangen war, so bedurfte der Waffenstillstand von dieser Seite her der Bestätigung. Der Reichsverweser genehmigte den Inhalt des Abkommens mit einigen Veränderungen, und Preußen schloß am 26. August zu Malmö einen Waffenstillstand, bei dem es sich noch zu weiteren Zugeständnissen herbeiließ.

Da der Waffenstillstand auf 7 Monate verlängert wurde, hatten die Dänen gerade in den Monaten Frieden, wo sie ihre Hauptstärke, die Flotte, nicht geltend machen konnten. Zum Präsidenten der Regierung in den Herzogtümern war der verhaßteste Dänenfreund, Graf Karl Moltke, ernannt worden.

Dies Ereignis war von den schwersten Folgen für die Frankfurter Versammlung. Sollte man die Schmach hinnehmen? konnte man Preußen zum Kriege zwingen? Dahlmann beantragte die Verwerfung des Vertrages, wiewohl derselbe von Preußen schon bestätigt war, und ein solcher Beschluß den offenen Zwist mit dieser Macht bedeutete; zwar ließ ihn seine Partei aus diesem Grunde im Stich, aber mit Hilfe seiner früheren Gegner, der Radikalen, errang er (8. September) eine kleine Majorität. Das Reichsministerium trat sofort zurück, Dahlmann sollte ein neues bilden. Da es unmöglich war, mit dieser bunt zusammengewürfelten Mehrheit den Auftrag auszuführen, nahm das frühere Ministerium seine Funktionen wieder auf, nur daß Schmerling den Vorsitz erhielt. Eine neue Abstimmung über den Vertrag ergab am 16. September die Genehmigung.

Die Aufregung, welche dadurch hervorgerufen wurde, glaubten die Radikalen benutzen zu sollen, um mit Hilfe des Pöbels das Parlament zu bemeistern. Eine Massenversammlung auf der Pfingstweide verfluchte am 17. September die 258 „Verräter" (die Majorität, welche für Genehmigung gestimmt hatte). Am nächsten Tage sollte bei der Überreichung einer Adresse der Pöbel das Parlament sprengen und die Republik proklamieren. Da das Ministerium rechtzeitig Gegenmaßregeln traf, konnte der Anschlag nicht

ausgeführt werden; aber es wurden Barrikaden gebaut und zwei Mitglieder der Rechten, Hans von Auerswald und Fürst Lichnowski, welche auf einem Spazierritte in die Hände des wütenden Pöbels fielen, wurden vor dem Bornheimer Thor mit barbarischer Roheit totgeschlagen; kaum entging der alte Jahn dem gleichen Schicksal.

Alle Vaterlandsfreunde empfanden Scham und Entrüstung über diesen Frevel, aber die weiteren Verhandlungen mußten erheblich leiden, da die Radikalen sich nicht scheuten, mit gewohnter Frechheit aufzutreten. Außerdem eröffnete dieser Vorfall vielen Gemäßigten eine ernüchternde Perspektive auf die Zustände, denen man entgegenging, wenn die Linke und mit ihr solche Elemente zur Herrschaft gelangen sollten.

Mehr und mehr sanken die Hoffnungen der eigentlichen Bewegungspartei; ein zweiter Aufstand in Baden (unter Struve und Blind), wurde mit geringer Mühe unterdrückt (24. September bei Staufen), nur in Österreich errangen die Demokraten noch einen letzten blutigen, aber vergänglichen Sieg.

Die Wiener Demokratie nahm großenteils aus Abneigung gegen die Slaven, welche den Wiener Reichstag zu beherrschen gedachten, für die Ungarn Partei, obwohl sie anfänglich den Absonderungsgelüsten der Magyaren feindlich gegenüber gestanden hatte. Als nun der Kriegsminister Latour zu Anfang Oktober den Abmarsch aller verfügbaren Truppen nach Ungarn anordnete, weigerte sich ein Wiener Regiment, von den demokratischen Tagesmeinungen angesteckt, das Wohlleben der Hauptstadt mit den Strapazen des Feldzuges zu vertauschen; ein galizisches Regiment vermochte die Meuterer nicht zur Erfüllung ihrer Pflicht zu zwingen. Im Kampfe siegten die Aufrührer, die sich anschickten, das Haus des Kriegsministers zu stürmen. Er hätte dem Pöbel den Eingang wehren können, glaubte aber in einem sicheren Verstecke der Gefahr zu entgehen; man fand ihn auf, einige der Besonneren wollten sein Leben durch eine Schutzwache retten, aber man riß ihn heraus, schlug ihn erbarmungslos tot und hängte ihn dann an einem Laternenpfahl auf.

Der Nationalitätenstreit, der sich an die Revolution knüpfte, bewies, daß Metternich so sehr Unrecht nicht gehabt hatte, wenn er im Interesse der österreichischen Staatseinheit sich jeder konstitutionellen Regung entgegengestemmt hatte. Denn nicht allein die Ungarn wollten unter Kossuths Leitung neben der Freiheit nationale Selbständigkeit, sondern auch die Kroaten unter ihrem Banus Jellacic verlangten für sich das gleiche und gerieten dadurch mit den Magyaren aneinander, welche Kroatien als ein Nebenland der Stephanskrone betrachteten. Schon machte sich Jellacic mit 40000 Mann gegen Ungarn auf: um einen Zusammenstoß zu verhüten, ernannte der Kaiser den Grafen Lamberg zum Oberbefehlshaber aller in Ungarn stehenden Truppen, also auch des kroatischen Heeres. Aber Lamberg wurde am 28. September auf der nach Pesth führenden Donaubrücke grausam ermordet, Jellacic zog ab, Kossuth war Meister der Situation, um so mehr als in Wien jetzt die Heeresfolge verweigert wurde.

In Wien, wohin der Kaiser am 12. August zurückgekehrt war, tagte seit dem 22. Juli ein elender Reichstag, dessen Parteien sich nicht nach ihrer politischen Färbung, sondern nach Nationalitäten gliederten. Das einzige, was er leistete, war die Aufhebung der Feudallasten. Die Demokratie hatte im August dadurch, daß sich ihr Organ, der Sicherheitsausschuß, auflöste — eigentlich nur, um auf die Regierung einen Druck zu üben — die Herrschaft eingebüßt; sie suchte sich derselben jetzt wieder zu bemeistern, indem sie das Klubwesen wieder in Aufschwung brachte und für die Magyaren in der geschilderten Weise Partei nahm.

Der Reichstag stob nach der Ermordung Latours und der Erstürmung des Zeughauses zum Teil auseinander, der Kaiser floh nach Olmütz. Er gelobte, Wien zu „befreien", Windischgrätz, der Besieger Prags, erbot sich zu diesem Werk. Auch Jellacic erhielt, indem er sich gegen Wien dirigierte, eine bequeme Gelegenheit, Ungarn zu verlassen. Robert Blum, Fröbel, Moritz Hartmann kamen aus Frankfurt herüber, um die

Digitized by Google

Wiener zu rühmen; aber denen war mit Phrasen jetzt wenig geholfen. Ihre einzige Hoffnung setzten sie auf Ungarn, welches das „heldenmütige" Volk Wiens nicht zu verlassen gelobte. Aber die Magyaren beeilten sich nicht, ihr Wort wahr zu machen; als sie endlich heranrückten, schlug sie Jellacic am 30. Oktober bei Schwechat zurück. Damit war der Widerstand der Stadt, deren Vorstädte schon in Windischgrätz' Hand waren, gebrochen. Am 31. Oktober zog der Befreier ein, und ein furchtbares Strafgericht folgte.

Der unberufene Helfer Robert Blum wurde am 9. November auf der Brigittenau erschossen, desgleichen Messenhauser, der Kommandant der Nationalgarde, sowie zwanzig andre Führer.

Der Reichstag wurde nach Kremsier, einem Städtchen bei Olmütz, verlegt und vegetierte bedeutungslos weiter; am 21. November trat ein neues Ministerium ein, dessen Zusammensetzung die strengste Durchführung der Einheitsstaatsidee verbürgte.

Wie sich das wieder erstarkte Österreich nunmehr zu dem Parlament stellen würde, war völlig unklar; die Ungewißheit nahm zu, als am 2. Dezember zu Olmütz der Kaiser zu gunsten seines Neffen, des achtzehnjährigen Franz Joseph, abdankte.

Die Umwälzung in Wien wirkte sofort und energisch auf die Verhältnisse in Berlin zurück. Seitdem ein Beschluß der Nationalversammlung, daß die Offiziere blutige Zusammenstöße mit den Bürgern vermeiden sollten*) (9. August), vom Könige zurückgewiesen war, hatte die verhältnismäßige Ruhe, die unter dem Ministerium Auerswald-Hansemann geherrscht, neuer Gärung Platz gemacht. Dieselbe wich nicht, als General von Pfuel die Leitung der Geschäfte übernahm, zumal der straffe Wrangel zum Oberbefehlshaber in den Marken ernannt wurde.

Friedrich Wilhelm wurde ferner schwer gekränkt, als bei der Beratung über die Verfassung vor dem Titel des Königs die Worte „von Gottes Gnaden" gestrichen wurden (12. Oktober). Die Versammlung nahm einen immer stürmischeren Charakter an, zumal der Pöbel vor dem Schauspielhause, wo jetzt getagt wurde, lärmte und tobend die Freiheit der Volksvertreter beschränkte. Zwar fiel (31. Oktober) Waldecks Antrag, daß Preußen zu gunsten der Freiheit in Wien einschreiten sollte, aber man beschloß doch, die Reichsregierung dazu aufzufordern.

Jetzt beschloß der König, die Truppen zurückzurufen, um die Versammlung vor dem Pöbel zu schützen. Anstatt Pfuels wurde der Graf Brandenburg, ein natürlicher Sohn Friedrich Wilhelms II., an die Spitze des Ministeriums gestellt (2. November); Gegenvorstellungen der Versammlung wurden von seiten des Königs, den der jüdische Demokrat Johann Jacoby mit der dreisten Äußerung beleidigte, „das sei eben das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollten," in Ungnaden zurückgewiesen. Am 9. November wurde der Versammlung angekündigt, daß sie auf den 27. November vertagt sei, wo sie im Dom zu Brandenburg wiedereröffnet werden sollte. An Widerstand konnte die Versammlung nicht denken, als Wrangel sich mit seinen Truppen vor dem Schauspielhaus aufstellte und der Belagerungszustand über Berlin verhängt wurde. Die Bürgerschaft war es ganz zufrieden, daß die Aufregung, welche die Bummler (die „Bassermannschen Gestalten") schürten, endlich schwand, die Bürgerwehr hatte selbstverständlich keinen Mut, es mit den Truppen aufzunehmen. Am 15. November trennte sich die Versammlung, die eigentlich nur noch aus der Fraktion Unruh bestand,

*) Jener Antrag vom 9. August war durch ein blutiges Ereignis in Liegnitz hervorgerufen worden, wo das Militär auf die Bürgerwehr geschossen hatte. Der König betrachtete ihn mit Recht als unbefugte Einmischung in Heeresangelegenheiten.

Digitized by Google

nachdem sie auf den Antrag von Schulze-Delitzsch einstimmig beschlossen hatte, das Ministerium habe kein Recht, Steuern zu fordern, so lange die Nationalvertretung an ihren Verhandlungen in Berlin verhindert sei.

Die Steuerverweigerung fand nur ganz vereinzelt statt; vergeblich reizte der Reichsverweser von Frankfurt aus zum Aufstande. Die Nationalversammlung erreichte die zur Beschlußfähigkeit nötige Mitgliederzahl nicht wieder und wurde am 5. Dezember vom Könige aufgelöst. Zugleich erließ derselbe aus eigner Macht (octroyierte) eine Verfassung, welche noch alle liberalen Merkmale ihrer Entstehungszeit an sich trug und den weitgehendsten Forderungen genügen konnte; zum 25. Februar wurden „die Kammern" einberufen.

Die octroyierte Verfassung stimmte mit dem Entwurfe Waldecks nahezu überein, nur daß sie dem Könige das Recht wahrte, „in Abwesenheit der Kammern bei dringenden Fällen Verordnungen mit Gesetzeskraft zu erlassen."

Mit der octroyierten Verfassung war für Preußen eine Annäherung an die Frankfurter Versammlung ermöglicht, die besten Männer derselben begannen vertrauensvoll nach Preußen zu blicken und suchten, zum Teil persönlich, mit dem Könige Fühlung zu gewinnen. Friedrich Wilhelm war viel zu liebenswürdig, um den Vertrauensvollen die volle Abgeneigtheit seiner Stimmung kund zu thun; nur die vertrautesten seiner Freunde wußten, daß ihr Herr eine Würde, wie sie jene Versammlung bieten konnte, nun und nimmermehr annehmen werde. Abgesehen von dem Widerwillen, aus den Händen der Demokratie die Krone zu erhalten, hatte Friedrich Wilhelm einen viel zu großen Respekt vor den historischen Rechten des kaiserlichen Österreich, eine Anschauung, die den Österreichern nur genehm sein konnte.

Dabei hatte man innerhalb der Nationalversammlung längst eingesehen, daß auf Österreich bei der Neugestaltung Deutschlands zu verzichten sei. Demgemäß wurde Heinrich von Gagern an Stelle Schmerlings Reichsminister, — als Präsidenten des Parlamentes ersetzte ihn E. Simson. Noch bevor das neue Ministerium sich zu der österreichischen Regierung in Beziehung setzen konnte, ließ diese erklären, daß sie sich ihre historische Stellung in Deutschland nicht verkümmern lassen werde; das hieß mit andern Worten, sie werde ebenso wenig sich aus Deutschland verdrängen lassen, als gestatten, daß etwa nur die deutschen Provinzen Österreichs in den zukünftigen Reichsverband gezogen würden.

Dadurch wuchs die Schwierigkeit der Frage, unter welch einem Oberhaupt die deutsche Nation denn demnächst vereinigt sein solle. Mit Mühe und mit geringer Majorität beschloß man zu Ende Januar im Prinzipe, daß ein deutscher Fürst — es konnte doch nur der König von Preußen sein! — Oberhaupt des Reiches sein solle, aber für den Kaisertitel erklärte sich nur eine verschwindende Mehrheit, und man wagte nicht, eine bestimmte Dauer, geschweige denn die Erblichkeit der Kaiserwürde festzusetzen.

Die Entscheidung hing unter diesen Umständen wesentlich davon ab, welche Stellung Preußen und Österreich, auch die mächtigeren andern Fürsten einnehmen würden. Wirklich kam Preußen den Anschauungen des Parlamentes entgegen, indem es erklärte, daß, falls Österreich die Unterordnung unter eine deutsche Centralgewalt mit der Idee des

Digitized by Google

Dr. Eduard Simſon, Präſident der deutſchen Nationalverſammlung.
Gezeichnet und lithographiert von Ph. Winterwerb.
Aus dem Album der deutſchen Nationalverſammlung zu Frankfurt.

öſterreichiſchen Einheitsſtaates für unvereinbar hielte, die übrigen Staaten das Recht beſitzen müßten, ſich zu einem engeren Bunde zuſammenzuſchließen. Die öſterreichiſche Regierung verwarf beides, die kleinen Königreiche, Bayern voran, wollten von einem engeren Bunde nichts wiſſen, weil ſie fürchteten, daß bei einer ſtärkeren Centralgewalt ihre Souveränität leiden würde.

1849 Nun zeigte Öſterreich, Anfang März, ganz offen ſeine eigennützigen Abſichten; es verlangte mit ſeinem ganzen Länderbeſtande die Aufnahme ins Reich, an deſſen Spitze ein Staatenhaus, aus 69 Vertretern gebildet, ſtehen ſollte; indem auf je eine Million ein Vertreter kam, entfielen auf Öſterreich 38, mit denen es die übrigen überſtimmen konnte; in dem Direktorium des Bundes behielt ſich Öſterreich den Vorſitz vor. Als nun aber Welcker unter dem Eindrucke dieſer unerhörten Zumutungen offen den *Antrag ſtellte, dem Könige von Preußen die erbliche Kaiſerwürde zu übertragen* (21. März), wurde derſelbe doch zunächſt abgelehnt, weil die doktrinäre Linke noch beſondere Garantien von dem zukünftigen Kaiſer nötig zu haben glaubte. Erſt
1849 nachdem dies geſchehen war, ward am 27. März das Kaiſertum und ſeine Erblichkeit angenommen, dann am 28. König Friedrich Wilhelm von 294 Mitgliedern erkoren, 240 enthielten ſich der Abſtimmung.

Jene Garantien beſtanden darin, daß die Wahlen zum Parlament in geheimer Abſtimmung erfolgen ſollten und der Kaiſer einen Beſchluß des Reichstages, wenn er in drei aufeinanderfolgenden Sitzungsperioden gefaßt ſei, unbedingt zur Ausführung bringen müſſe.

Obwohl der König von Preußen bereits erklärt hatte, daß er die Kaiserkrone aus den Händen der Versammlung nicht annehmen werde, erregte unter den Mitgliedern der Parlamentsmehrheit seine Erwählung den größten Jubel, und eine Botschaft von 33 Männern (an ihrer Spitze Simson, neben ihm u. a. Dahlmann) begab sich nach Berlin, um Friedrich Wilhelm seine Wahl anzuzeigen. Der König lehnte dankend ab: gegen seine Vertrauten äußerte er seinen ganzen Widerwillen gegen die ihm zugedachte Würde.

Schon am 13. Dezember 1848 hatte Friedrich Wilhelm an Josias Bunsen geschrieben: „Die Krone, die ein Hohenzoller nehmen dürfte, wenn die Umstände es möglich machen könnten, ist keine, die eine, wenn auch mit fürstlicher Zustimmung eingesetzte, aber in die revolutionäre Saat geschossene Versammlung macht (dans le genre de la couronne des pavés de Louis Philippe), sondern eine, die den Stempel Gottes trägt, die den, dem sie aufgesetzt wird nach der heiligen Ölung „von Gottes Gnaden" macht, weil und wie sie mehr denn 34 Fürsten zu Königen der Deutschen von Gottes Gnaden gemacht und den letzten immer der alten Reihe gesellt. Die Krone, die die Ottonen, die Hohenstaufen, die Habsburger getragen, kann natürlich ein Hohenzoller tragen; sie ehrt ihn überschwänglich mit tausendjährigem Glanze. Die aber, die Sie leider meinen, verunehrt überschwänglich mit ihrem Ludergeruch der Revolution von 1848, der albernsten, dümmsten, schlechtesten — wenn auch Gottlob nicht bösesten des Jahrhunderts. Einen solchen imaginären Reif, aus Dreck und Letten gebacken, soll ein legitimer König von Gottes Gnaden und nun gar der König von Preußen sich geben lassen, der den Segen hat, wenn auch nicht die älteste, doch die edelste Krone, die niemand gestohlen hat, zu tragen?" u. s. w.

Und in demselben Sinne schrieb der König jetzt (März 1849) an E. M. Arndt: „Ist diese Geburt des greulich kreisenden 1848sten Jahres eine Krone? Das Ding, von dem wir reden, trägt nicht das Zeichen des heiligen Kreuzes, drückt nicht den Stempel von „Gottes Gnaden" aufs Haupt, ist keine Krone. Es ist das eiserne Halsband der Knechtschaft, durch welches der Sohn von mehr denn 24 Regenten, Kurfürsten und Königen, das Haupt von 16 Millionen, der Herr des treuesten und tapfersten Heeres der Welt der Revolution zum Leibeigenen gemacht werden würde. Und das sei ferne!"

Diese Äußerungen des Königs sind zu charakteristisch und bedeutsam, als daß sie hier hätten übergangen werden können. Friedrich Wilhelm wollte von seinem von Anfang an eingenommenen Standpunkt nicht einen Schritt abweichen, „niemals", wie er selbst sagt, der Thatsache, daß Österreich der mächtigste Staat Deutschlands sei und bei jeder Veränderung in der Verfassung des deutschen Bundes ein Recht auf den ersten Platz habe, zuwiderhandeln". Höchstens war er bereit, als Nachfolger des Reichsverwesers, der nach der Kaiserwahl freiwillig zurückzutreten beabsichtigte, Ordnung in Deutschland zu schaffen. Aber die österreichische Regierung bewog nun erst recht den Erzherzog zum Ausharren, rief dagegen die österreichischen Abgeordneten aus dem Parlamente ab. Daß die kleineren Staaten an dem Erbkaisertum festhalten zu wollen erklärten, war der Haltung Preußens und Österreichs gegenüber unerheblich; auch die vier Königreiche waren mit dem Ausgang sehr zufrieden.

Im eigenen Reiche war Österreich noch in arger Verlegenheit. Ein Winterfeldzug in Ungarn gegen Klapka, Görgei und den Polen Dembinski mißlang nach anfänglichen Erfolgen. Mitte April 1849 ließ Kossuth im ungarischen Reichstage die Ab-

Digitized by Google

setzung des Hauses Lothringen aussprechen und ward zum Diktator der neuen Republik ernannt. Auch in Siebenbürgen und Serbien stand es mit der kaiserlichen Sache noch schlecht; besonders ließ der Widerstand der Serben und Kroaten gegen Ungarn nach, weil jene für ihre nationale Unabhängigkeit hatten kämpfen wollen, auf die jetzt jede Hoffnung schwand; denn in einer Verordnung vom 4. März 1849 oktroyierte die österreichische Regierung eine straffe Gesamtstaatsverfassung.

4. Revolution von 1849 und Ausgang des Parlamentes.

1849 Nachdem Friedrich Wilhelm nicht nur die Kaiserkrone zurückgewiesen, sondern am 28. April 1849 erklärt hatte, daß er die Einigung Deutschland zwar nicht aufgeben, aber auch nimmermehr auf dem Wege der Reichsverfassung anstreben werde, die nur durch Krieg oder Revolution zu verwirklichen sei, hätte das Parlament nichts Besseres thun können, als von seiner unlösbar gewordenen Aufgabe zurückzutreten und auseinanderzugehen. Denn daß es dem Könige mit jener Erklärung vollkommener Ernst war, hatte er eben in Berlin gezeigt: die Berliner Nationalversammlung, welche am 21. April die Rechtsgültigkeit der Reichsverfassung dekretiert hatte, löste er am 28. April einfach auf. Das preußische Königtum fing wieder an zu erstarken.

Die Einsichtigen im Parlament und zwar gerade die, welche bisher für Preußen gewirkt hatten, verschlossen sich der Erkenntnis nicht, daß sie auf die Durchführung ihrer Idee, speziell der Reichsverfassung, würden verzichten müssen. Es verbreitete sich immermehr die Erkenntnis, daß auf der Grundlage von 1848 nicht weiter zu bauen war. Da nahmen sich die Radikalen, denen soeben noch diese Verfassung als freiheitsfeindlich erschienen war, derselben an und setzten am 4. Mai 1849 den Beschluß durch (mit zwei Stimmen Mehrheit), das ganze deutsche Volk solle die Verfassung zur Geltung bringen, die Wahl für den ersten ordentlichen Reichstag sollte vorgenommen und, wenn Preußen auf seinem bisherigen Widerstande beharre, dem größten der übrigen Staaten die Statthalterschaft übertragen werden. Als ob sich der König von Preußen jemals zu einer solchen Unterordnung bequemt haben würde! Im übrigen war jener Beschluß einer Aufforderung zur Empörung gleich zu achten, zumal es an einzelnen Stellen Deutschlands schon zu Ende April zu gewaltthätigen Akten gekommen und Zündstoff genug vorhanden war.

Ein Aufstand in Württemberg zwang den König, nachträglich die Reichsverfassung anzuerkennen (24. April). In Hannover wurde die Ständeversammlung am 26. April aufgelöst, in Dresden am 30. April. In der Rheinpfalz wurde die Volksbewaffnung dekretiert; man plante dort die Losreißung von Bayern, wo Regierung und Volk die Reichsverfassung verworfen hatten.

In Preußen erfolgten nur vereinzelte Ruhestörungen, wurden auch ohne große Mühe bald beseitigt. Dagegen nahm die Empörung größere Ausdehnung in Dresden an, wo preußische Garden (7. Mai) zur Unterdrückung mitwirkten. Nachdem die blutige Arbeit gethan war, wanderten alle Rädelsführer, deren man habhaft wurde, in die sächsischen Zuchthäuser, wo sie einer sehr strengen Behandlung anheimfielen.

Digitized by Google

Der Prinz von Preußen zur Zeit seines Oberbefehls gegen den badischen Aufstand.
Gezeichnet von Schertle im Jahre 1849 nach Vogels Lichtbilde.

Am tollsten aber ging es in Baden zu. Hier triumphierte (in der zweiten Maiwoche) die Revolution völlig: der Großherzog und das Ministerium flohen; ein Landesausschuß, dem unter andern auch Struve angehörte, übernahm die Regierung und beherrschte von Karlsruhe aus das Land.

Zwar nicht der Reichsverweser, wohl aber das immer radikaler werdende Parlament war im höchsten Grade auf Preußen aufgebracht, weil es, wie in Dresden, die Empörungen niederwarf, welche von Frankfurt aus angestiftet waren. Als nun gar am 10. Mai das Reichsministerium aufgefordert wurde, Preußen mit allen Mitteln entgegenzutreten, nahm Gagern mit allen Amts-

genossen seine Entlassung. Das neue Ministerium erntete auch nur den Hohn der Versammlung, aus welcher zunächst am 21. Mai 65 Abgeordnete (darunter Arndt, Beseler, Dahlmann, Droysen, Duncker, Simson) austraten. Am 23. folgten weitere 40, am 26. schied auch Welcker mit den Seinigen aus. Der Reichsverweser blieb aber, auf Österreichs Veranlassung, noch immer auf seinem Posten, ohne im Parlament irgendwie beachtet zu werden. Der Rest des Parlamentes beschloß (30. Mai) die Übersiedelung nach Stuttgart, wo sich am 6. Juni 105 Abgeordnete unter dem Vorsitze von Löwe-Calbe zu dem sogenannten „Rumpfparlament" vereinigten. Sie ernannten in lächerlicher Überhebung „Reichsregenten" und suchten das Volk zur gewaltsamen Durchführung der Reichsverfassung zu bewegen. Durch Verhängung des Belagerungszustandes beschränkte die Regierung die Verbreitung der Unruhen und am 18. Juni mußte Römer, der Urheber der folgenreichen Vorversammlung vom 5. März 1848, das Rumpfparlament auflösen.

Nun ward auch der badische und der pfälzische Aufstand niedergeworfen. Aus der Rheinprovinz rückten die Truppen Preußens, an welches sich der Großherzog gewendet hatte, unter dem Oberbefehl des Prinzen von Preußen ein, gleichzeitig drang ein Reichsheer unter Peuckers Führung an der Bergstraße vor. Die deutschen Empörer hatten zwar auch einige Anführer deutschen Stammes, wie den Weinreisenden Blencker und Sigl, aber die Hauptheiden waren in der Pfalz der Deutsch-Pole Sznaide (Schneider) und bei den Badenern Mieroslawski. Weder der eine noch der andre konnte mit seinen ungeordneten Scharen etwas ausrichten. Nach dem Treffen von Waghäusel (21. Juni) zog der Prinz von Preußen am 25. Juni in Karlsruhe ein. Auch die weiteren Kämpfe an der Murg waren den Aufständischen ungünstig, bei denen das Unglück obendrein Uneinigkeit erzeugt hatte. Am längsten hielt sich Rastatt, mußte aber am 23. Juli auf Gnade und Ungnade kapitulieren. Die Haupträdelsführer hatten sich natürlich beizeiten aus dem Staube gemacht, aber einige der Schuldigsten fielen doch in die Hände der Sieger und mußten ihre Unbesonnenheit mit dem Tode oder langwieriger Haft büßen.

Zu den ersteren gehörten Tiedemann, ehemals badischer Offizier, jetzt Kommandant von Rastatt, und der Civilkommissarius von Trützschler, der Freund Robert Blums. Von den andern ist am bekanntesten Gottfried Kinkel, der später durch seine Gemahlin und den Studenten Karl Schurz aus seiner Haft befreit wurde.

Als alles vorüber war, kam (16. Juli) Hecker aus Amerika zurück, überzeugte sich von dem Unheil, das er hatte anstiften helfen, und suchte dann sein Asyl wieder auf. Das waren die Helden, denen das Volk einst blindlings vertraut hatte!

5. Preußens politische Bestrebungen bis zum Vertrage von Olmütz (29. November 1850).

Noch ehe das Rumpfparlament auseinanderging und der badische Aufstand zersprengt wurde, hatte König Friedrich Wilhelm im Sinne seiner Erklärung vom 28. April den Versuch gemacht, aus dem Schiffbruche der bewegten Zeit so viel von der deutschen Einheit zu retten, als durch Verständigung mit den Regierungen und durch eine Läuterung der Reichsverfassung zu

Digitized by Google

retten war. Am 17. Mai nahmen die bezüglichen Verhandlungen in Berlin 1849
ihren Anfang. Sofort bewies Österreich, dessen Politik jetzt Fürst Schwarzenberg, ein erbitterter Gegner Preußens, leitete, sich feindselig. Sein Bevollmächtigter erklärte, daß ein engerer Bund, in dem für Österreich kein Platz sei, ihn nichts anginge, und zog sich zurück. Bayern folgte willig diesem Beispiel. Sachsen und Hannover, von denen ersteres für die Bewältigung des Aufstandes dankbar sein mußte, unterzeichneten mit heuchlerischer Freundschaft das sogenannte „Dreikönigsbündnis" (26. Mai), welches bei allen Patrioten 1849
übertriebene Hoffnungen erweckte. Die Kaiserpartei des Parlamentes stimmte (Ende Juni in Gotha, daher „Gothaer") dem Entwurfe freudig zu, zum größten Ärger der Radikalen, welche unter Hinweis auf die blutigen Vorgänge in Baden und die in Preußen zunehmende „Reaktion" den deutschen Beruf dieses Staates entschiedener als je leugneten.

In der neuen Verfassung erhielt Preußen das Präsidium des engern deutschen Reichs, die ausschließliche diplomatische Vertretung und die militärische Oberleitung. Ihm zur Seite stand ein Fürstenkollegium von sechs Stimmen, welches die Vorlagen an die beiden Häuser des Reichstages, das Staaten- und das Volkshaus, zu bringen hatte. Das Oberhaupt erhielt unbedingtes Recht zur Verwerfung der Volksbeschlüsse (im Gegensatz zur Reichsverfassung). Das Bündnis wurde zunächst nur auf ein Jahr geschlossen: siebzehn Regierungen traten allmählich dem Bunde bei, welcher den lebhaften Widerwillen Österreichs und Bayerns erregte.

Die Wiedererstarkung der Regierungsgewalt in Preußen äußerte sich naturgemäß in einer kräftigen Reaktion gegen die Ausschreitungen der letzten Zeit; sie begann am 16. Mai mit der Verschärfung des Belagerungszustandes und der Verhaftung Waldecks, gegen den ein Hochverratsprozeß eingeleitet wurde; dann erfolgte die Abänderung des Wahlgesetzes: indem die Wähler nach der Höhe der Steuern in drei Klassen eingeteilt wurden, deren jede gleichviel Wahlmänner zu wählen hatte, wurde der Einfluß der besitzenden und staatserhaltenden Elemente erhöht.

Einen schweren Schlag erlitt aber das Dreikönigsbündnis durch den weiteren Verlauf der schleswig-holsteinischen Sache. Nachdem die kecken Dänen, während Friedensverhandlungen noch schwebten, den Waffenstillstand von Malmö gekündigt hatten (Februar 1849), nahmen im April die Feindseligkeiten wieder ihren Anfang, und das Reichsheer unter dem preußischen General von Prittwitz hatte schöne Erfolge aufzuweisen.

Bei einem Versuch auf Eckernförde zwangen ein paar schleswig-holsteinische Strandbatterien am 5. April die beiden größten dänischen Schiffe zur Ergebung; das Linienschiff Christian VIII. (84 Kanonen) flog in die Luft, die Fregatte Gefion wurde in die deutsche Flotte eingestellt. Am 13. April wurden die Düppeler Schanzen erstürmt; weitere Erfolge führten die deutschen Truppen bis an die Wälle von Fridericia. Aber nach Gagerns Rücktritt fehlte es an einheitlicher Leitung, und der König von Preußen wurde durch den Gang der Ereignisse in Deutschland der Sache der Schleswig-Holsteiner mehr und mehr entfremdet. So ließ er zwar seine Truppen noch nach Jütland einrücken, aber die Lässigkeit, mit welcher die Belagerung von Fridericia geführt wurde, ermöglichte den Dänen noch einen letzten entscheidenden

Digitized by Google

Sieg. Der General Rye schob sich, mit Verstärkungen landend, zwischen die beiden Hälften des Belagerungsheeres, das nach einem harten Kampfe (5./6. Juli) mit großem Verluste geschlagen wurde. Noch dachten die tapferen Söhne der deutschen Nordmarken nicht an Aufgabe des Kampfes, da wurden sie durch die Nachricht überrascht, daß Preußen in einem schmählichen Vertrag vom 10. Juli die Herzogtümer preisgegeben habe.

Der Waffenstillstandsvertrag lautete dahin, daß Schleswig von Holstein getrennt, in dem erstgenannten Herzogtum eine Demarkationslinie gezogen, der nördliche Teil von schwedischen, der südliche von preußischen Truppen besetzt und für Schleswig eine preußisch-dänische Landesverwaltung eingerichtet werde. Nach den Friedenspräliminarien, die am gleichen Tage vereinbart wurden, sollte Schleswig, unbeschadet der Rechte der dänischen Krone, eine Sonderverfassung erhalten, aber von Holstein getrennt werden.

Was blieb der schleswig-holsteinischen Patriotenpartei übrig, als sich zu fügen? Der Vertrag wurde ausgeführt; um das schmähliche Abkommen, das nur durch den Druck Rußlands entschuldigt werden kann, einigermaßen zu beschönigen, wurde der urteilslosen Menge von einer projektierten nordalbingischen Republik vorgefabelt. Die Dänen waren die Retter des monarchischen Gedankens! Da war es denn freilich schwer, an Preußen nicht zu verzweifeln, und darum verdient der eine, welcher seine unerschütterte Hoffnung offen bekundete, die ehrende Anerkennung der Nation.

Es war der Geschichtsforscher Joh. Gust. Droysen, Mitglied des Parlamentes und ein eifriger Verteidiger der schleswig-holsteinischen Sache. In seinem „Briefe eines Schleswig-Holsteiners" schrieb er am 7. August 1849, unbeirrt von der aufgeregten Tagesmeinung: „Die Sache der Nation ist jetzt bei Preußen. Preußen muß die Stellung in Deutschland, die es mit Österreich gemeinsam üben sollte, fortan allein über sich nehmen. Es darf sich nicht dabei beruhigen wollen, doch nur die zweite Macht in Deutschland zu sein. Die deutsche Macht zu sein, ist seine geschichtliche Aufgabe."

„Nicht von der „Freiheit", nicht von nationalen Beschlüssen aus war die Einheit Deutschlands zu schaffen. Es bedurfte einer Macht gegen die andre, ihren Widerspruch zu brechen, ihren Eigennutz von uns zu wehren. In diesem Sinne an die Spitze Deutschlands tretend, erneue uns Preußen die wahrhafte Idee des Kaisertums, wie sie seit dem fünften Karl an der dynastischen Politik Österreichs zu Grunde gegangen ist, erneue uns das Reich deutscher Nation, daß es, nicht wie der deutsche Bund war, eine träge Sumpflache sei, die Machteifersucht der Gewaltigen Europas auseinanderzuhalten, sondern sich zwischen ihnen eine freie lustige Höhe erhebe, unter deren Schirm ringsher die minder Mächtigen leben und weben können nach ihrer Art."

Vorläufig war geringe Hoffnung, daß Preußen ein solches Ideal verwirklichen werde. Der König, dem das Dreikönigsbündnis weniger am Herzen lag, als seinem Freunde Radowitz, hatte die diplomatischen Verhandlungen ziemlich lau betrieben, er verschmähte es aber auch, auf die widerwilligen Staaten, wie Bayern, einen entschiedenen Druck auszuüben. Er glaubte an die Möglichkeit einer ehrlichen Verständigung mit Österreich und schloß mit
1849 ihm (30. September 1849) das sogenannte „Interim". Diesem Vertrag zufolge sollten zwei Bevollmächtigte der beiden deutschen Großstaaten an Stelle

Digitized by Google

des deutschen Bundes die Centralgewalt ausüben. Das Abkommen erstreckte sich eigentlich nur bis zum 1. Mai 1850, sollte aber verlängert werden, falls bis dahin die Verfassungsfrage nicht geordnet sei; am 20. Dezember übernahmen die österreichischen und preußischen Bevollmächtigten die Regierung aus den Händen des Reichsverwesers.

General von Radowitz.
Nach der Natur gezeichnet und lithographiert von H. Hasselhorst.

Inzwischen hatte der König schon einsehen müssen, wie wenig den Genossen vom Dreikönigsbündnis zu trauen sei. Als im Verwaltungsrat der Union (Anfang Oktober) beantragt wurde, die Wahlen zum Reichstage der Union vorzunehmen, erhob Sachsen und Hannover Protest, aber gegen ihre Stimmen wurden die Parlamentswahlen auf den 15. Januar 1850 angesetzt. Daraufhin erklärten die Vertreter Sachsens und Hannovers (20. Oktober), sie könnten, wenn auch ihre Regierungen an dem einmal geschlossenen Bündnis festzuhalten entschlossen seien, doch an den Arbeiten des Verwaltungsrates sich nicht weiter beteiligen: das Dreikönigsbündnis war damit thatsächlich schon aus den Fugen gegangen. Und alsbald benutzte der österreichische Minister Schwarzenberg diesen hochwillkommenen Anlaß, um schon im November, gestützt auf die Bundesakte von 1815, deren Rechtsbeständigkeit im ganzen als eines einheitlichen Organismus er als unzweifelhaft hinstellte, einen energischen Protest gegen die

Schaffung eines solchen Sonderbundes zu erheben und von vornherein alle Beschlüsse des am 15. Januar zu wählenden Unionsparlamentes für null und nichtig zu erklären. Nichts konnte den antipreußisch gesinnten Mittelstaaten erwünschter sein, als diese Einsprache, der König von Württemberg war besonders mißgestimmt, seit (am 7. Dezember 1849) die Fürsten von Hohenzollern die Regierung zu gunsten Preußens niedergelegt hatten, um Weihnachten war man sich über die Grundzüge eines von Bayern vorge-
1850 schlagenen Gegenbundes einig, und schon am 27. Februar 1850 erfolgte zu München die formelle Festsetzung des neuen Verfassungsentwurfes, der den österreichischen Forderungen weit entgegen kam und den Regierungen Österreichs und Preußens zur Annahme empfohlen werden sollte: das sogenannte „Vierkönigsbündnis" war fertig.

Dem „Vierkönigsbündnis" zufolge sollte ein siebenköpfiges Direktorium (gebildet aus Österreich, Preußen, den vier anderen Königreichen und den beiden Hessen) als Bundesregierung an der Spitze Deutschlands stehen, die überall, außer bei Verfassungsänderungen, nach einfacher Stimmenmehrheit Beschlüsse fassen würde. Da die gemeinsamen Zoll- und Handelsangelegenheiten der Kompetenz der Bundesregierung zugewiesen wurden, so war damit der Eintritt Österreichs in den Zollverein vorausgesetzt. Bezüglich einer österreichischerseits anfangs nicht beliebten Volksvertretung am Bunde einigte man sich schließlich dahin, daß ein Bundesparlament, von den einzelnen Landesvertretungen gewählt, 100 Österreicher, 100 Preußen und 100 Abgeordnete aus den übrigen Bundesstaaten umfassen, aber nur „alle drei Jahre zur Genehmigung etwaiger Bundesgesetze und zur Bewilligung der erforderlichen Matrikular-Umlagen, sonst nur nach dem Ermessen der Bundesregierung einberufen, vertagt oder aufgelöst werden" sollte.

Es war natürlich, daß dieser neue Verfassungsentwurf bei der österreichischen Regierung ungeteilten Beifall fand, von Preußen dagegen und den noch zu ihm haltenden Unionsstaaten abgelehnt wurde. Vielmehr suchte das preußische Ministerium, so sehr auch dem König Friedrich Wilhelm selbst eine solche Union, welche nicht mehr das deutsche Reich darstellen konnte, im Grunde seines Herzens verleidet war, nun so bald als möglich den engeren Bundesstaat zu verwirklichen. Die Wahlen zum Reichstage der Union waren inzwischen vollzogen, und das Parlament wurde nunmehr auf den 20. März nach Erfurt einberufen. Da Preußen jetzt in die Reihe der konstitutionellen Staaten getreten war, — am 31. Januar war das neue Staatsgrundgesetz nach mancherlei Kämpfen bestätigt und veröffentlicht worden, — da ferner das Erfurter Parlament wesentlich aus der alten Kaiserpartei bestand, entsprachen die Beschlüsse desselben allen Wünschen der preußischen Regierung; Volks- und Staatenhaus nahmen (15. April) die Verfassung an, nur daß sie den Regierungen einige Verbesserungsvorschläge machten. Am 29. April wurden dann die Sitzungen des Parlaments geschlossen.

Die Kämpfe um die preußische Verfassung wurden hervorgerufen durch das naturgemäße Bestreben der wieder erstarkten Staatsgewalt, aus der octroyierten Urkunde vom 5. Dezember 1848 die gefährlichsten Modeparagraphen ihrer Ursprungszeit zu entfernen, z. B. die Vereidigung des Militärs auf die Verfassung, das Steuerverweigerungsrecht u. a. Schon war die Beratung wesentlich im Sinne der Regierung beendet

Digitized by Google

(Dezember 1849), als dieſe (Januar 1850) mit 15 neuen ſchärferen Forderungen hervortrat. Selbſt das Miniſterium meinte, die Grenze der Zugeſtändniſſe ſei erreicht, beinahe wäre es noch jetzt zur Auflöſung der Kammer und zu einem Miniſterium der äußerſten Rechten (Kleiſt-Retzow) gekommen. Endlich fügte ſich die Kammer nach einigen Milderungen. Als der König am 6. Februar die Verfaſſung beſchwor, wiederholte er ſein Krönungsgelübde: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen,“ erinnerte er an die ſchweren Opfer, die ihm dies Werk gekoſtet, und bat, ihm das Regieren mit dieſer Verfaſſung möglich zu machen.

Nach der einmütigen Annahme der Unionsverfaſſung von ſeiten des Erfurter Parlaments hätte der alsbaldigen In-Kraft-Setzung derſelben nichts mehr im Wege geſtanden, und Schwarzenberg mochte mit Recht beſorgen, daß die Union, einmal perfekt geworden, mit derſelben unwiderſtehlichen Anziehungskraft, wie vordem der Zollverein, auch die übrigen deutſchen Staaten allmählich ſich angliedern und damit thatſächlich Öſterreich aus Deutſchland hinausdrängen würde. Dieſer Gefahr mit allen Mitteln zu begegnen, hielt der Miniſter jetzt für ſeine vornehmſte Aufgabe und traf daher alsbald Gegenanſtalten, die auf nichts mehr und nichts weniger als die Wiederherſtellung des alten Bundestages abzielten.

Freilich nicht ſofort trat Schwarzenberg mit dieſem Projekt offen hervor. Zunächſt brachte die öſterreichiſche Regierung, deren Beſtrebungen die bayriſche getreulich unterſtützte, es dahin, daß eine Reihe kleinerer Staaten (die beiden Heſſen, Anhalt, Lippe-Schaumburg, Mecklenburg-Strelitz) Bereitwilligkeit zeigten, von der Union zurückzutreten. Nachdem ſo der Boden genügend bearbeitet zu ſein ſchien, — der König von Württemberg hatte ſich bereits in ſeiner Thronrede vom 15. März derartig ſcharfe Ausfälle gegen die preußiſche Regierung erlaubt, daß dieſe die diplomatiſchen Beziehungen abgebrochen hatte — führte Schwarzen-

Miniſterpräſident Fürſt Felix von Schwarzenberg.

Nach der Natur gemalt von C. von Vogelſtein.

Digitized by Google

berg hinter Preußens Rücken einen heimtückischen Schlag. Am 19. April machte er allen deutschen Regierungen außer Preußen die Mitteilung, Österreich sehe sich, da das Interim am 1. Mai ablaufe, als Präsidialmacht des alten Bundes genötigt, einen Kongreß aller deutschen Staaten zu berufen, damit man wenigstens zur Schaffung einer — wenn auch zunächst nur provisorischen — Centralgewalt gelange. Die preußische Regierung, durch die bremische von dieser ihr vorenthaltenen Note in Kenntnis gesetzt, war zwar nicht wenig entrüstet, erklärte sich aber doch, um einen Bruch mit Österreich zu vermeiden, mit der Berufung eines solchen Kongresses einverstanden, indem sie freilich unter anderen Bedingungen die Forderung stellte, daß die 22 Staaten der Union als geschlossenes Ganze an diesen Beratungen Teil nähmen. Schwarzenberg aber wollte gerade den Kongreß zur Sprengung der verhaßten Union benutzen und lud am 26. April — freilich waren die Worte „Herstellung des Bundestages" in seiner Note weislich vermieden! — alle deutschen Regierungen Namens der Präsidialmacht des deutschen Bundes auf den 10. Mai nach Frankfurt ein, wo zunächst eine neue vorläufige Centralgewalt geschaffen und dann die Bundesverfassung unter Zugrundelegung der Bundesakte und Wiener Schlußakte revidiert werden sollte. So war das Unglaubliche geschehen: „Dieselbe österreichische Regierung, welche die Annahme der Reichsverweserschaft auf Grund des die Vernichtung des Bundestages erklärenden Gesetzes vom 28. Juni 1848 öffentlich und feierlich ausgesprochen hatte, lud jetzt in der unbefangensten Weise zur Wiederaufnahme der für eine Weile vertagten Sitzungen des vernichteten Bundestages ein, behauptete sogar die Pflicht aller Bundesglieder zum Erscheinen und bedrohte die Säumigen mit den Strafen für die Verletzung der Bundestreue" (Sybel).

Dies feindselige Vorgehen Österreichs hatte auf König Friedrich Wilhelm den peinlichsten Eindruck gemacht. War ihm, da er auf den durchaus freiwilligen Eintritt der Bundesglieder den größten Wert legte, in letzter Zeit die Union durch das immer offenkundigere Widerstreben einzelner Regierungen beinahe verleidet worden, so fühlte er jetzt, wo Österreich sich vermaß, Preußen ganz beiseite zu schieben und über seinen Kopf hinweg die Regelung der deutschen Verhältnisse allein in die Hand zu nehmen, seine und seines Staates Ehre gefährdet und erklärte, nun erst recht, Österreich zum Trotz, an der Union festhalten zu wollen. Und doch konnte er sich trotz aller Beleidigungen weder zum offenen Bruch mit Österreich noch zur sofortigen Einsetzung der Unionsregierung entschließen, sondern lud auf Anregung des für die Union begeisterten Herzogs von Koburg die verbündeten Fürsten nebst deren verantwortlichen Ministern auf den 8. Mai zu einer persönlichen Zusammenkunft nach Berlin ein. Zu einem kräftigen, gemeinsamen Stellungnehmen kam es natürlich auch bei dieser mit großem Pomp in Scene gesetzten Versammlung nicht: mit Mühe einigte man sich über ein neues Provisorium und beschloß, Gesandte nach Frankfurt zu schicken, ohne jedoch dort gefaßte Beschlüsse als bindend zu betrachten.

Als der schlimmste Feind der Unionsverfassung zeigte sich bei den Berliner Verhandlungen der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Hessen und sein Minister Hassenpflug, dessen verhängnisvolle Thätigkeit in seinem Lande bald darauf noch zu den bedenklichsten Folgen führen sollte. Er erklärte die Unionsverfassung geradezu für verwerflich, behielt sich vor, die Frankfurter Versammlung mit völlig selbständigem Stimmrecht zu beschicken, und da von den 22 Staaten nur 12 die Unionsverfassung annahmen, so kam jenes Provisorium zu stande, nach welchem bis zum 15. Juli ein Fürstenkollegium die Geschäfte der Union wahrnehmen sollte.

Digitized by Google

An demselben Tage aber, an welchem der Berliner Fürstentag geschlossen ward (16. Mai), konstituierten sich die in Frankfurt versammelten Bevollmächtigten Österreichs und der übrigen Staaten als Plenum des deutschen Bundestags, und als die Unionsgesandten die Teilnahme am Kongreß begehrten, wurden sie von dem österreichischen Präsidialgesandten aufs bestimmteste abgewiesen. Drohend standen sich wegen der Regelung der deutschen Frage die beiden Parteien (Großdeutsche und Kleindeutsche) gegenüber, und die Spannung wurde noch verschärft, da gleichzeitig eine andre Frage gebieterisch Lösung heischte.

Unter den Kongreßbevollmächtigten befand sich schmählicherweise auch ein dänischer Gesandter, da Österreich den deutsch-dänischen Krieg, an dem es selbst nie teilgenommen, einfach ignoriert und den dänischen König eingeladen hatte, für Holstein einen Bevollmächtigten zu entsenden, während doch eben Dänemark im Begriff stand, die schleswig-holsteinischen Herzogtümer zu vergewaltigen. Schimpflich waren die wackeren Kämpfer von Preußen aufgegeben worden, nur zu dem letzten äußersten Schritt hatte man sich hier noch nicht entschlossen: wenigstens das Londoner Protokoll, welches, am 2. August 1850 zwischen England, Frankreich, Rußland, Schweden und Dänemark 1850
vereinbart, den dänischen Gesamtstaat anerkannte und mindestens Schleswig zu ewiger Knechtschaft verdammte, hatte man nicht unterschrieben. Österreich hatte zwar auch anfangs die Einwendung erhoben, daß das Protokoll die Rechte des deutschen Bundes auf Holstein nicht genügend wahre, dann aber, als diesem Bedenken in London auf der Stelle abgeholfen war, am 23. August das Protokoll unterzeichnet. Da es nun außerdem Österreich gelang, am 2. September (zunächst mit 11 von 35 Staaten!) den engeren Rat des alten Bundestages wieder ins Leben zu rufen, und Schwarzenberg in Aussicht stellen konnte, der engere Rat werde bereit sein, den dänischen Frieden zu ratifizieren und wenn nötig durch Bundesexekution Holstein dem dänischen Könige in die Hände zu liefern, gewann er die Zustimmung des russischen Kaisers Nikolaus, der in der schleswig-holsteinischen Erhebung von jeher nur Rebellion sah und immer drohender die Herstellung eines endgültigen Friedenszustandes forderte. Im Vertrauen auf das Einverständnis mit Rußland ließ sich Schwarzenberg deshalb auch nicht im mindesten beirren, als Preußen und seine Unionsgenossen gegen einen auf Ratifizierung des Friedens und Pacifizierung Holsteins abzielenden Bundestagsbeschluß, über den auf Antrag des dänischen Gesandten im engeren Rat verhandelt wurde, energische Verwahrung einlegten und dabei verharrten, jener Versammlung jede Gesetzmäßigkeit abzusprechen. Somit verquickte sich die dänische Frage mit der deutschen, ein neuer Grund zum Konflikt zwischen Preußen und Österreich war gegeben: es galt nichts mehr und nichts weniger als den Entscheidungskampf um die Hegemonie in Deutschland. Sollte dies unter österreichischer Führung verlotterte Deutschland, das nach kurzem, verworrenem Anlauf in seine alte Jämmerlichkeit zurückfallen im Begriff war, die nationale Ehre ungestraft verraten dürfen, oder würde Preußen

nun doch im entscheidenden Moment die nationale Fahne ergreifen und sich zu der Stellung emporschwingen, die ihm gebührte?

Seit dem Waffenstillstande vom 10. Juli 1849 war es den Schleswig-Holsteinern übel ergangen. Der preußische Bevollmächtigte in Schleswig war eine Null neben dem
1850 Dänen, der sich jede Gewaltthat erlaubte. Im April 1850 berief die preußische Regierung alle preußischen Offiziere aus der schleswig-holsteinischen Landesarmee ab. Dann schloß sie auf Drängen Rußlands am 2. Juli den Frieden mit Dänemark, der freilich noch der Ratifikation durch die deutschen Regierungen bedurfte, zog ihre Truppen zurück und überließ die Preisgegebenen ihrem Schicksal. Die Schleswig-Holsteiner versuchten, unter Führung des vormals preußischen Generals Willisen, noch einmal das Kriegsglück, wurden aber am 24. und 25. Juli bei Idstedt geschlagen. Um nun auch in Holstein, welches seine Grenzen energisch gegen die Dänen verteidigte, nach Belieben schalten und walten zu können, brauchten die Dänen die Hilfe des Bundes.

Da trat zu den beiden schwebenden Fragen noch eine dritte, die des kurhessischen Verfassungsstreites. Kurfürst Friedrich Wilhelm, der sich nur höchst widerwillig zu einer konstitutionellen Verfassung verstanden hatte, ersetzte im Februar 1850 das liberale Ministerium Eberhard durch Hassenpflug, an sich ein zweifelhafter Mann und ein gefügiger Diener seines absolutistischen Herrn. Als der allgemeine Unwille gegen ihn zur Steuerverweigerung führte, wandte er sich an die Frankfurter Bundesversammlung. Diese konnte den Minister, der sich um die Sprengung der Union die größten Verdienste erworben, unmöglich im Stiche lassen und erklärte schon am 21. September, auf Grund der Wiener Schlußakte von 1834 einschreiten zu müssen. Damit war für Preußen eine höchst unangenehme Lage geschaffen. Ließ man den Vollzug der angedrohten Exekution zu, so hätte man damit nicht nur die Wiederherstellung des alten Bundestages mit seinen Kompetenzen anerkannt, sondern auch dadurch, daß sich diese Exekution gegen einen den Namen nach noch der Union angehörenden Staat richtete, sich das beschämende Zeugnis ausgestellt, daß man die Unionsgenossen nicht einmal zu schützen vermöge. Deshalb war Friedrich Wilhelm, bei dem die Empörung über das eigenmächtige und hinterhaltige Verfahren Österreichs bei der Berufung des Bundestages noch nachwirkte, fest entschlossen, nimmermehr der gesetzwidrigen Versammlung, gegen die er aufs nachdrücklichste protestiert hatte, sich zu beugen, vielmehr die Aufrechterhaltung der — für den Augenblick freilich unausführbaren — Unionsverfassung als eine Ehrensache Preußens zu verfechten. Außerdem aber konnte es für Preußen selbst keineswegs gleichgültig sein, ob fremde Truppen Kurhessen besetzten, denn zwei durch das Land führende preußische Etappenstraßen sicherten die militärische Verbindung der westlichen und östlichen preußischen Provinzen. Diese Erwägungen bestimmten den König, dem zu energischem Vorgehen geneigten Radowitz das Ministerium des Auswärtigen anzuvertrauen, der denn auch alsbald die bestimmte Erklärung erließ, daß Preußen ein Einschreiten des vorgeblichen Bundestages in Kurhessen nimmermehr dulden würde.

Um dieser Erklärung noch mehr Nachdruck zu geben, wurden auch einige, freilich wenig bedeutende Truppenkonzentrationen angeordnet, bei Erfurt, Wetzlar und Paderborn,

Digitized by Google

im ganzen noch nicht 18000 Mann. Schon bei dieſen Zuſammenziehungen machte man die wenig ermutigende Entdeckung, daß die Verhältniſſe der preußiſchen Armee keineswegs erfreuliche ſeien.

Inzwiſchen aber hatte ſich Schwarzenberg vergewiſſert, daß der ruſſiſche Kaiſer Nikolaus in dem ganzen kurheſſiſchen Verfaſſungsſtreit nur ein neues Aufflackern der verabſcheuungswürdigen Revolution erblicke und die Anrufung des Bundestags durch den Kurfürſten durchaus in der Ordnung finde. Was brauchte man da, des Rückhaltes an dem mächtigen Rußland ſicher, noch auf Preußens Proteſt Rückſicht nehmen? Öſterreich ſammelte ſeine Getreuen um ſich, und auf einer Zuſammenkunft des Kaiſers mit den Königen von Bayern und Württemberg zu Bregenz (11. Oktober) fielen bedrohliche Worte gegen Preußen, dem man nötigenfalls mit 200000 Mann entgegentreten wollte.

So leicht freilich ließ ſich Radowitz nicht einſchüchtern, denn er glaubte, obwohl täglich mehr Truppen in Böhmen zuſammen gezogen wurden und auch bereits gegen die Grenzen Kurheſſens preußiſche und gegneriſche Streitkräfte langſam ſich heranſchoben, doch nur dann an die Möglichkeit eines Krieges, wenn in der That Rußland an Öſterreichs und ſeiner Verbündeten Seite in denſelben einzutreten entſchloſſen ſei. Da alſo alles auf des Kaiſers Nikolaus Haltung ankam und eben die Nachricht einlief, daß der Zar einen längeren Aufenthalt in Warſchau zu nehmen beabſichtigte, ſo wurde im preußiſchen Miniſterrat beſchloſſen, den Miniſterpräſidenten Grafen Brandenburg dorthin zu ſenden, der in perſönlicher Ausſprache des Zaren Vorurteile gegen die angeblich revolutionäre Politik Preußens zu zerſtreuen verſuchen ſollte. Zu gleicher Zeit aber ſchickte ſich Kaiſer Franz Joſeph mit ſeinem Miniſter Schwarzenberg ebenfalls zur Reiſe nach Warſchau an, und ſo kam es hier in der zweiten Hälfte des Oktober zu ausführlichen Konferenzen, die für die Entwicklung der deutſchen Angelegenheiten von den weittragendſten Folgen ſein ſollten.

Miniſterpräſident Graf von Brandenburg.
Lithographiert von Paalzow.

Vom 17. Oktober an verhandelte Brandenburg zunächſt mit dem Kaiſer Nikolaus, der ihn äußerſt huldvoll empfing, eine Einmiſchung in die deutſche

Frage durchaus ablehnte, vor allem die Notwendigkeit einer schleunigen Entwaffnung Holsteins betonte, im übrigen aber dringend eine Verständigung zwischen den deutschen Mächten befürwortete. Die eigentliche Unterhandlung mußte also mit dem österreichischen Kaiser, bezw. dem Fürsten Schwarzenberg stattfinden, welche am 25. Oktober in Warschau eintrafen. Bei den nun folgenden Besprechungen mit Schwarzenberg gab Brandenburg zu, daß Preußen bei der definitiven Konstituierung der Union alles vermeiden würde, was der Einrichtung des weiteren Bundes entgegenstehen könne, ließ sogar durchblicken, daß er die Möglichkeit der Ausführung der Unionsverfassung für höchst unwahrscheinlich halte, und erlangte für diese Nachgiebigkeit das Zugeständnis, daß über die zukünftige Gestaltung des deutschen Bundes in freien Konferenzen aller Regierungen Beschluß gefaßt werden solle. Dagegen wies Schwarzenberg den preußischen Vorschlag, die hessische und holsteinische Frage durch gemeinsame Kommissare beider Mächte behandeln zu lassen, rundweg ab und bestand darauf, daß unbedingt die vom dänischen Könige und hessischen Kurfürsten angerufene Bundesexekution erfolgen müsse. Da Brandenburg aus den Eröffnungen des Zaren und seines Kanzlers (Grafen Nesselrode) die Überzeugung gewonnen hatte, daß in diesen beiden Fragen Österreich Rußlands Zustimmung sicher sei, so kehrte er mit dem festen Entschlusse nach Berlin zurück, „daß es wegen dieser Händel zum Kriege nicht kommen dürfe — zu einem Kriege, bei dem Preußen Süddeutschland, Österreich und Rußland gegen sich, keinen Genossen an seiner Seite, das völlig unsichere Frankreich im Rücken haben würde."

In Berlin aber hatte Brandenburg mit seinen friedlichen Absichten — er gedachte auf Grund der Warschauer Ergebnisse die Verhandlungen in Wien fortzusetzen — einen schweren Stand. Eine fieberhafte patriotische Erregung hatte sich der Hauptstadt bemächtigt. Ähnliches wurde aus allen Provinzen gemeldet: allgemein war die Anschauung, Preußen habe mit der Aufrechterhaltung der Union und dem Protest gegen die Bundesexekution seine Ehre eingesetzt und sei entschlossen, sie mit allen Mitteln zu verteidigen. Im Staatsministerium drang Radowitz auf die sofortige Mobilmachung der preußischen Armee, und die Frage wurde brennend, als gar die Nachricht eintraf, daß die bayrischen Truppen mit der Besetzung von Hanau die Exekution in Hessen bereits eingeleitet hätten, worauf dann der das preußische Armeekorps befehligende General Graf v. d. Gröben angewiesen wurde, nicht nur Fulda zu besetzen, sondern auch nach Kassel eine Besatzung zu legen. Kam es hier zum Zusammenstoß, so war der Kriegsfall unausbleiblich. Da brachte der Ministerrat vom 2. November die freilich unerwartete Entscheidung.

In den Verhandlungen, denen der König selbst präsidierte, drang außer Radowitz namentlich der Prinz von Preußen auf die sofortige Mobilmachung der Armee, da bei der drohenden Sprache der beiden Kaiserhöfe eine bewaffnete Unterhandlung allein die Reinhaltung der Ehre Preußens verbürge. Brandenburg dagegen, von dem Minister Freiherrn Otto von Manteuffel unterstützt, betonte, daß eine Mobilmachung in diesem Augenblick den Krieg heraufbeschwöre, den Preußen nach dem Gutachten des Kriegsministers mit Aussicht auf Erfolg zu führen nicht im stande sei. Der König selbst sprach seine vermittelnde Ansicht dahin aus, daß man zwar mobil machen, dann jedoch, mit den Waffen in der Hand, sich zu äußerster Nachgiebigkeit bereit erklären möge. Übrigens erklärte er, daß er sich der Abstimmung des Staatsministeriums, welches, falls es nicht der königlichen Ansicht sei, für seine Entscheidung die Verantwortung tragen müsse, fügen werde.

Bei der Abstimmung drang dann Brandenburgs Ansicht durch, der König ließ der Majorität freie Hand, Radowitz und seine Gesinnungsgenossen reichten

Digitized by Google

ihre Entlassung ein. Doch war es dem Grafen Brandenburg nicht beschieden, seine friedliche Politik durchzuführen, da er schon am 3. November erkrankte und bereits am 6. einem hitzigen Fieber erlag.

Die bisher landläufige Überlieferung, Kaiser Nikolaus habe, entrüstet, daß ihm nicht König Friedrich Wilhelm selbst seine Huldigung in Warschau dargebracht, sich völlig auf Österreichs Seite gestellt und nicht nur alle Zugeständnisse, zu denen Graf Brandenburg sich bereit erklärt habe, zurückgewiesen, sondern den Minister mit solcher Brutalität und Geringschätzung behandelt, daß dieser Staatsmann aus Hohenzollernblut vor Aufregung in die schwere Krankheit verfallen sei, die ihn dahingerafft — diese Überlieferung hat H. v. Sybel, auf dessen Bericht die obige Darstellung fußt, als nach ihrem Hauptinhalt und ihrer ganzen Tendenz in geradem Gegensatz zu den geschichtlichen Thatsachen stehend erwiesen.

Nach der Erkrankung Brandenburgs wurde Manteuffel mit der Leitung des auswärtigen Amtes betraut und beeilte sich, nicht nur alsbald eine noch von Brandenburg entworfene friedenatmende Depesche nach Wien zu senden, sondern auch die preußischen Truppen von der holsteinischen Grenze zurückzuziehen und dem General Gröben den Befehl zu erteilen, die besetzten Punkte zwar zu behaupten, aber nicht weiter vorzugehen. Als aber trotzdem von allen Seiten Meldungen von bedrohlichen Rüstungen der Gegner einliefen, Schwarzenberg auf der Räumung Kurhessens durch preußische Truppen bestand und auch Rußland eine Ablehnung dieser Forderung für einen Kriegsfall erklärte, da überdies der bayrische Befehlshaber in Hessen, Fürst von Thurn und Taxis, alle Vorschläge v. d. Gröbens zur Verhütung eines Konflikts ablehnte, so hielt auch Manteuffel jetzt die Mobilmachung für unerläßlich, die der König am 5. November genehmigte. Trotzdem betonte Manteuffel in Wien, Petersburg und Frankfurt die unverändert friedlichen Absichten der preußischen Regierung, die Mobilmachung sei nur zur Beruhigung der aufgeregten Stimmung des Volkes erfolgt, das die Nachricht von derselben freilich mit unendlichem Jubel begrüßt hatte. Inzwischen aber hatten sich die bayrischen Truppen an die preußische Aufstellung bei Fulda herangeschoben, und es kam hier am 8. November bei Bronzell zu einem bedeutungslosen Vorpostengeplänkel, in dem fünf österreichische Jäger und ein preußischer Schimmel verwundet wurden.

Bei der Aufregung, welche die Nachricht von diesem Vorfall nicht nur in Berlin, sondern auch in Frankfurt hervorrief, wo die großdeutsch gesinnten Gesandten heftig von Bundesbruch und Kriegserklärung redeten, hielt Manteuffel es für angezeigt, einzulenken, von den aufs neue durch Schwarzenberg gestellten Forderungen der Räumung Kurhessens, der Zulassung der Bundesexekution in Holstein und der Auflösung der Union wenigstens die letzteren beiden zu bewilligen, und beantragte in der That beim Fürstenkollegium (15. November) die Aufhebung der Unionsverfassung. Zu einer Zurückziehung der preußischen Truppen aus Hessen, wo einstweilen ein Stillstand der Operationen erlangt war, ließ sich König Friedrich Wilhelm, der zwar die Herstellung der landesherrlichen Autorität im Grunde seines Herzens billigte, aber

Miniſter Otto Freiherr von Manteuffel.

Nach der Natur gezeichnet von L. Pietſch, lithographiert von Süßnapp.

die preußiſchen Etappenſtraßen nicht preisgegeben wiſſen wollte, nicht beſtimmen. Da nun aber Öſterreich zu rüſten fortfuhr und am 25. November ſogar ein drohendes Ultimatum wegen der heſſiſchen Frage nach Berlin gelangen ließ, ſo beſchloß man, noch in elfter Stunde die Beilegung des unvermeidlich ſcheinenden Kampfes durch perſönliche Ausſprache der beiden leitenden Miniſter zu verſuchen: am 28. November trafen Manteuffel und

Digitized by Google

Schwarzenberg in Olmütz ein, und am 29. wurde hier die verhängnisvolle Olmützer Punktation unterzeichnet, in denen Preußens Nachgeben in den wichtigsten Fragen besiegelt wurde.

Freilich bewilligte Schwarzenberg, wie schon in Warschau, daß die Reform der Bundesverfassung in den von Preußen begehrten freien Konferenzen aller deutschen Regierungen beraten wurde. Da aber Manteuffel in einem besonderen Artikel der Punktation, seinen Instruktionen zuwider, die sofortige Abrüstung Preußens zugestand, während diese bei den Mittelstaaten nur in Aussicht genommen wurde und Österreich selbst nur teilweise abrüstete, so war vorauszusehen, daß die Stimme des waffenlosen Preußen bei den Verhandlungen nur wenig Gewicht haben werde. In der holsteinischen Frage hatte Preußen ja schon vorher den Rückzug angetreten, und so ließ sich Schwarzenberg herbei, die Entscheidung der Angelegenheit einer österreichisch-preußischen Kommission zu überlassen. In der kurhessischen Frage endlich wagte der preußische Minister seine Vollmacht soweit zu überschreiten, daß er die Vollziehung der Bundesexekution, den Durchmarsch der Bundestruppen durch die preußische Stellung auf der Etappenstraße einräumte gegen das Zugeständnis, daß die eigentliche Schlichtung des Verfassungsstreites, d. h. eine Umarbeitung der hessischen Verfassung, den freien Konferenzen und in deren Auftrag einer österreichisch-preußischen Kommission übertragen werden sollte. Damit hatte Manteuffel zwar einige scheinbar wichtige Konzessionen gewonnen, in Wahrheit aber war man den Kriegsdrohungen Österreichs und Rußlands gewichen, „auf Preußens Ehrenschild war ein dunkler Schatten gefallen".

Am 23. Dezember fanden dann in Dresden die vielbesprochenen freien 1850
Konferenzen statt. Österreich beantragte seinen Eintritt mit allen seinen Ländern, wollte außerdem das Stimmenverhältnis des alten engeren Rates dergestalt geändert wissen, daß der Einfluß der Kleinstaaten, die sich letzthin fast alle zu Preußen gehalten hatten, völlig beseitigt würde. Die Vorschläge scheiterten beide: der erstere an dem eifersüchtigen Einspruch Englands und Frankreichs, der zweite an der energischen Gegenwehr der bedrohten Kleinstaaten. So blieb nichts andres übrig, als die Rückkehr zu der alten Bundesverfassung: auch die Idee einer Volksvertretung am Bunde, für die der König von Württemberg noch einmal in die Schranken trat, ließ man mit Rücksicht auf Österreich und Preußen fallen.

So endigte der Kampf um die Hegemonie in Deutschland mit einem völligen Siege des österreichischen Kaiserstaates, in dessen Interesse es stets gelegen hatte, die Einheit und die Freiheit Deutschlands gleichmäßig niederzuhalten. Nicht müde ward man in Wien darüber zu jubeln, daß man auf dem besten Wege war, das erniedrigte Preußen zu vernichten. Moralisch war es in der That fast vernichtet, und was noch schlimmer war, es hatte seine Niederlage selbst verschuldet durch innere Schwäche und Zerrüttung, durch seine schlaffe Politik und die Mutlosigkeit seiner Staatsmänner. Durch eine schwere Schule der Demütigung war es gegangen, und noch war es niemand offenbar, daß aus dieser Schule der Staatsmann hervorgehen sollte, der berufen war, dereinst das übermütige Österreich in den Staub zu werfen und aus Deutschland zu verdrängen. Zunächst aber nahten für Deutschland traurige Zeiten, die Tage des Kaisers Nikolaus: der russische Zar war es, der in Gemeinschaft mit dem von ihm erretteten Österreich in letzter Linie über die Wohlfahrt

Digitized by Google

der deutschen Nation entschied, bis auch er inne ward, was der „Dank vom Hause Österreich" bedeute. Erst als dem stolzen Zaren, der sich von Österreich wie Preußen im Stich gelassen glaubte, von ersterem sich sogar bedroht sah, während des Krimkrieges das Herz brach (2. März 1855), durfte Deutschland, befreit von seiner unberechtigten Vormundschaft, freier aufatmen und die Hoffnung auf die Wiederkehr besserer Tage fassen.

Österreichs Triumph in Deutschland war nur dadurch ermöglicht worden, daß es ihm, zum Teil mit russischer Hilfe, gelungen war, die revolutionären Bewegungen in den seiner Herrschaft unterworfenen Ländern zu bemeistern. In Italien, wo Karl Albert von Sardinien die nationale Sache zu der seinigen gemacht hatte, entschieden sich die Dinge zuerst, nach den Siegen des greisen Feldmarschalls Radetzky, zu gunsten Österreichs. Auf die Schlacht bei Novara (23. März 1849) folgte am 26. ein Waffenstillstand, am 14. August der Friede zu Mailand. Österreichs Übergewicht auf der Halbinsel war dadurch völlig wiederhergestellt, und die italienischen Patrioten mußten ihre Hoffnungen für die nächste Zukunft einsargen.

An dem Kriege in Ungarn beteiligte sich auf Ersuchen der österreichischen Regierung, Kaiser Nikolaus sowohl aus Haß gegen die Revolution überhaupt, als auch weil er fürchtete, der Aufstand möchte mit seinen Flammen auch nach dem benachbarten Polen hinüber schlagen. Er fühlte sich zu dieser Auffassung um so mehr berechtigt, als in den Reihen der Aufständischen verschiedene Polen, wie Bem, fochten. An demselben Tage, wo, nach der Absetzung des Hauses Habsburg, Görgei Ofen einnahm (21. Mai 1849), einigten sich zu Warschau die beiden Monarchen über eine gemeinschaftliche Aktion. Noch ehe die Russen unter Paskiewitsch die Karpathenpässe überschritten, war der österreichische Feldherr Haynau gegen Görgei siegreich, dem Kossuth am 1. Juli das Oberkommando entzog. Auch seine Nachfolger im Kommando, Meszaros, Dembinski, Bem, waren nicht glücklich; im August war Siebenbürgen verloren. Görgei ergab sich am 13. August bei Vilagos bedingungslos den Russen, welche somit den eigentlichen Triumph davontrugen und die Österreicher, die denn doch das meiste gethan, nicht wenig verhöhnten. Über Ungarn brach ein Strafgericht von grausamster Art herein. Die Mehrzahl der Hauptheldeu war auch hier rechtzeitig geflüchtet; die, welche man ergriff, schützte kein noch so hoher Stand: selbst der vormalige Minister Batthyany endete durch Henkershand. Grollend beugten sich die Magyaren dem übermächtigen Joch; auch für sie sollte einmal die Stunde der Vergeltung, der Tag des Triumphes, kommen.

6. Die Reaktionsjahre bis zur „neuen Ära".

Da die Niederlage Preußens mit der kurhessischen und der schleswig-holsteinischen Frage zusammenhing, so mußte sich die Wirkung der österreichischen Hegemonie und des erneuerten Bundestages zunächst auf diesen beiden Gebieten äußern. Die hessische Angelegenheit wurde der Hauptsache nach
1850 schon im Jahr 1850 beendigt, indem bayrische und österreichische Truppen für die Beruhigung des Landes sorgten, dem auch von preußischer Seite Unterwerfung anempfohlen wurde. Die Verfassung von 1831 sollte demnächst beseitigt werden, doch konnte Hassenpflug die Zustimmung der Stände zu dem neuen Wahlgesetz nicht erlangen, und schließlich hat die Verfassung von 1831 den Sieg behalten.

Digitized by Google

Auch Schleswig-Holstein wurde schleunigst den Dänen ausgeliefert. Schon im Januar 1850 trafen ein preußischer und ein österreichischer Kommissar in Schleswig ein, um den Rückmarsch der dort noch befindlichen Landestruppen anzuordnen; zugleich rückte in Holstein ein österreichisches Korps unter Legeditsch ein, um den Kämpfern der deutschen Nordmark das Joch auf den Hals zu werfen; preußische Pioniere hatten sich dazu hergeben müssen, den österreichischen Truppen eine Brücke über die Elbe zu schlagen. Landesregierung und Heer lösten sich auf, eine dänische Oberbehörde übernahm die Verwaltung des Landes, dessen Geschick erst nach mehrjährigen Verhandlungen festgestellt wurde: mit der schroffen Danisierung ward aber schon vorher begonnen.

„Wer irgend wie bei der Verwaltung der letzten Jahre beteiligt gewesen, wurde bedroht, mißhandelt, verfolgt. Die von der deutschen Regierung eingesetzten Beamten verloren zum größten Teile Amt und Einkommen; selbst das höchste Gericht wurde durch willkürliche Entlassung deutschgesinnter Räte purifiziert, das seit 1848 in Umlauf gesetzte schleswig-holsteinische Papiergeld wurde ohne Entschädigung der Inhaber für wertlos erklärt, dagegen aber den Herzogtümern ein schwerer Anteil an den Kosten des dänischen, gegen sie geführten Krieges aufgebürdet. Während in Dänemark die Verfassung eine fast unbeschränkte Preßfreiheit, ein volles Vereins- und Versammlungsrecht, Sicherheit gegen polizeiliche Chikane ohne richterliches Verfahren gewährleistete, wurde in den Herzogtümern jede Regung einer unabhängigen Presse mit schweren Strafen unterdrückt, Vereine und Versammlungen in solchem Umfange verboten, daß nicht einmal zur Unterzeichnung einer Petition an den König drei oder mehrere Personen zusammentreten durften, und kleinliche und gehässige Gebote und Verbote der Polizeibehörde nahmen kein Ende. Ein Schwarm von dänischen Beamten legte sich über das Land, sie alle von Hochmut und Haß gegen alles, was deutsch hieß, erfüllt". (Sybel).

Dabei war die Streitfrage doch noch gar nicht definitiv gelöst, wenigstens nicht in Bezug auf Holstein; Schleswig schien dem dänischen Einheitsstaat verfallen und damit die Trennung der beiden Herzogtümer entschieden zu sein.

Erst am 18. Februar 1852 fand die förmliche Übergabe Holsteins an Dänemark statt. Am 8. Mai erkannten die europäischen Großmächte, jetzt auch Preußen, in einem zweiten Londoner Protokoll den Prinzen Christian von Glücksburg (dessen Gemahlin die Tochter der Schwester Christians VIII. war) als präsumtiven Thronfolger Friedrichs VII. und als König des dänischen Gesamtstaates an. Damit war das Geschick Schleswigs besiegelt, aber nicht das von Holstein: abgesehen davon, daß der deutsche Bund in betreff dieses Herzogtums seine Zustimmung nicht erklärt hatte, erhoben verschiedene regierende Familien Erbfolgeansprüche; ließ sich auch der bestberechtigte, der regierende Herzog von Augustenburg, die seinigen abkaufen, so gaben doch schon dessen Agnaten ihre Zustimmung nicht.

Zu gleicher Zeit, als die dänische Tyrannei ihren Einzug in die Herzogtümer hielt, entäußerte sich Deutschland auch der besten Errungenschaft einer bewegten Zeit, der herrenlos gewordenen deutschen Flotte.

Während des Kampfes mit Dänemark hatte sich Deutschlands Ohnmacht zur See bekundet: durch 6 Millionen, welche das Parlament bewilligte, und durch freiwillige Beiträge hatte man einige Schiffe erworben, welche nur deswegen nicht zur Verwendung gelangten, weil die eifersüchtigen Seemächte, das ewig eigennützige England an der Spitze, die Anerkennung der deutschen Flagge verweigerten. Jetzt (1852) versteigerte der olden- 1852

Digitized by Google

burgische Staatsrat Hannibal Fischer für 1½ Millionen die Schiffe, von denen Preußen die bei Eckernförde genommene „Gefion" erstand.

Dagegen erwarb Preußen, wo sich Prinz Adalbert für die Idee einer Flotte lebhaft interessierte, von Oldenburg das Jahdegebiet zur Herstellung eines Kriegshafens in der Nordsee.

Was den Bundestag betraf, so sammelten sich in der zweiten Maiwoche
1851 d. J. 1851 die Bevollmächtigten in Frankfurt. Am 14. Mai traf auch der preußische Bundestagsgesandte Otto von Bismarck, der Vorkämpfer des preußischen Königtums ein, der nunmehr an Ort und Stelle die Absichten Österreichs kennen zu lernen Gelegenheit fand. Zunächst standen die beiden Großmächte in gutem Einvernehmen, da es galt, von Bundes wegen allenthalben mit den Resten der Revolution aufzuräumen und die Reaktion in den Einzelstaaten zu unterstützen und sicher zu stellen.

Es war natürlich, daß nach dem wüsten Rausch der Revolutionsjahre und nach dem kläglichen Scheitern des so hoffnungsfreudig begonnenen Einigungswerkes sich eine tiefe Erschlaffung der politischen Gemüter bemächtigte. Es war ebenso natürlich, daß auf die Ausschreitungen des „tollen Jahres" eine energische Reaktion folgen mußte und daß diese von den ruhigen Elementen des Volks sogar dankbar begrüßt wurde. Wer die Hilflosigkeit des Staats gegenüber der Anarchie in jenen verhängnisvollen Tagen miterlebt hatte, freute sich der Lebensäußerungen einer kräftigen Staatsgewalt. Daß die Reaktion nicht immer in heilsamen Schranken blieb, sondern oft einen rachsüchtigen und gewaltthätigen Charakter annahm, daß sich unlautere Elemente in die Reihen der jetzt herrschenden Richtung einschlichen, darf nicht geleugnet werden: je maßloser die Ausschreitungen gewesen waren, desto heftiger wurde die Rückwirkung. In den Einzelstaaten vollzog sich die Rückströmung sehr verschieden: am leichtesten in Mecklenburg, wo das im Oktober 1849 erlassene Staatsgrundgesetz am Widerstande der eigenen Ritterschaft und des Königs von Preußen scheiterte. Es ward dem Großherzog nicht schwer, auf Grund eines Schiedsspruches (11. September 1850) die alte landständische Verfassung wiedereinzuführen. Für die andern Staaten konnte Österreich, das am schroffsten mit den jüngsten Ereignissen brach, als Vorbild gelten. Man lenkte wieder in Metternichsche Grundsätze ein und erließ strenge Gesetze über die Presse (6. Juli 1854) und das Vereinswesen. Der allmächtige Polizeistaat erwuchs mit allen schlimmen Erscheinungen von Korruption, Parteilichkeit, Kriecherei und Gewaltthätigkeit im Gefolge.

In Österreich wurde das Staatsgrundgesetz von 1849 einfach aufgehoben (31. Dezember 1851). Auf Schwarzenberg († 5. April 1852) folgte der gleichgesinnte Minister Buol-Schauenstein, vordem Präsidialgesandter am Bundestage und Vertreter Österreichs bei den Dresdener Konferenzen, nebst Leo Thun und Alexander Bach. Die leichtlebige Bevölkerung ertrug das Polizeiregiment mit Murren oder mit Gleichgültigkeit, der Staatskredit nahm von Jahr zu Jahr ab, als ein stets wiederkehrendes Defizit zu fast unbegrenzter Ausgabe von Papiergeld nötigte.

In Preußen ging man an die Revidierung der Verfassung im konservativen Sinne. Die wichtigste Veränderung war die Umformung der „ersten Kammer" in das

Digitized by Google

„Herrenhaus“ (Gesetz vom 30. Mai 1853). Prinzen des königlichen Hauses, erbliche Mitglieder (Häupter der ehemals reichsunmittelbaren Familien, die Mitglieder der früheren Herrenkurie und solche, welche der König mit Erblichkeit ernennt), Mitglieder auf Lebenszeit (Vertreter von Verbänden des alten und befestigten Grundbesitzes, je ein Mitglied der sechs Landesuniversitäten, Vertreter von Städten repräsentiert, welchen dieses Recht verliehen wurde, endlich Mitglieder aus besonderem königlichen Vertrauen ernannt) bildeten ein Oberhaus, welches das aristokratische und stabile Element im Staatsleben verkörpern sollte. Veränderungen seiner Zusammensetzung können nur durch ein Gesetz, also mit Zustimmung des Herrenhauses selbst vorgenommen werden, dafür schob man das königliche Recht, beliebig viel Mitglieder aus besonderem Vertrauen zu ernennen („Pairsschub“) als Korrektiv gegen etwaigen Mißbrauch seiner Stellung ein.

Ein weiterer Schritt auf dem Wege einer konservativen Gesetzgebung war die Wiedereinführung der Fideikommisse und die Sistierung der neuen Gemeindeordnung, Kreis- und Provinzialverfassung zu gunsten der alten Provinziallandtage, alles mit Zustimmung der jetzt sehr gefügigen zweiten Kammer. Die politische Stimmung der fünfziger Jahre war dem Rekonstruktions- und Reaktionsprozeß günstig, die Masse des Volkes vertraute der Regierung, die Liberalen und Demokraten hielten sich zurück: so ergaben die Wahlen zur neuen Legislaturperiode (1855) ein durchaus willfähriges „Abgeordnetenhaus“, wie die neue Benennung hieß (die sogenannte „Landratskammer“).

In den übrigen deutschen Staaten folgte man mehr oder minder eifrig dem Beispiele der Großmächte und benutzte die allgemeine Erschlaffung dazu, die Wahlgesetze dergestalt zu ändern, daß, unter Beihilfe andrer Maßregeln, die Regierungen wieder in den Vollbesitz der Staatsgewalt gelangten und sich die Spielerei mit dem Scheinkonstitutionalismus, dem es in manchen kleinen Staaten an jeder gesunden Grundlage gebrach, getrost gestatten durften.

Auch für die Stellung der Kirchen, sowohl der evangelischen wie der katholischen, ward die Bewegung von 1848 und die Reaktion von 1850 von größter Bedeutung. Es hatte sich gezeigt, daß die „Stillen im Lande“ und die guten Katholiken dem Taumel der Revolution am wenigsten unterlegen waren, oder sich am ersten ernüchtert hatten, daß die Autorität der Kirche am ersten bereit sei, die Autorität des Staates zu stützen. Es war natürlich, daß sich die Regierungen jetzt um so bereitwilliger auf diese festen Säulen stützten.

Für die evangelische Kirche war diese Zeit der politischen Ruhe zugleich die Zeit des Wiedererwachens innerlichen Christentums und kirchlichen Lebens. Das Christentum des Herzens, der „Pietismus“, erwachte wieder in hohen und niederen Schichten des Volkes.

Bei ihrer größeren Abhängigkeit vom Staate erwuchs der evangelischen Kirche aus dem Umstande, daß hervorragende Männer der strenggläubigen Richtung, wie Hengstenberg, Stahl, von Gerlach, zugleich Führer der äußersten politischen Rechten waren, der Nachteil, daß Christentum und Politik auf oft ungesunde Weise mit einander verquickt und von einander abhängig gemacht wurden.

Auf diese Weise entstand die unberechtigte landläufige Vorstellung, daß es den „Reaktionären“ mit ihrem orthodoxen Christentum gar nicht Ernst sei und allgemeine Heuchelei vorliege; vielmehr war diese Richtung durchaus in sich begründet, insofern die Glaubenslosigkeit der Revolutionszeit und der Radikalen eine Gegenströmung mit Notwendigkeit hervorrufen mußte. Damit soll keineswegs geleugnet werden, daß für viele zweifelhafte Elemente in dem Anschluß an die herrschende politische Partei auch die Verführung zur religiösen Heuchelei nahe lag.

Die Leitung der evangelischen Landeskirche überwies der König dem am 29. Juni 1850 gegründeten Oberkirchenrate. Es darf, was diese Zeit der Reaktion anbetrifft, nicht übersehen werden, daß in Werken christlicher Liebe, wie Armenhäusern, Rettungs- und Krankenhäusern, innerer Mission u. s. w. der Pietismus und die orthodoxe Partei mehr geleistet haben, als jemals der kirchliche Liberalismus, der oft genug zugleich mit dem „positiven Bekenntnis" derartige positive Äußerungen praktischen Christentums von sich geworfen hat.

Auch auf dem Gebiete des Volksschulwesens, wo unter Diesterwegs Schule eine Überhäufung der Schulkinder mit überflüssigem Lernstoff und allerlei Viel- und Halbwissen auf den Präparandenanstalten und Lehrerseminarien eingerissen war, trat eine kräftige Reaktion ein durch Erlaß der vielbeschrieenen drei Regulative (von Stiehl, durch den Minister von Raumer, 1.—3. Oktober 1854), welche eine angemessene Vereinfachung der Lehrerausbildung sowohl als des Unterrichts bezweckten. Bedauerlich war, daß für die materielle Lage des vielfach gedrückten Elementarlehrerstandes sich nicht das nötige Wohlwollen fand.

Die katholische Kirche zog in allen Staaten gleichmäßig Vorteil aus dem 1848 acceptierten Grundsatz der belgischen Verfassung, daß jede Religionsgesellschaft ihre Angelegenheiten selbständig zu ordnen habe. An diesem Grundsatze, der ihnen einen Staat im Staate versprach, hielten die Katholiken unverbrüchlich fest, so wenig sie sonst mit den Errungenschaften von 1848 zu thun haben wollten.

Besonders günstig war die Lage des Ultramontanismus in Preußen, wo der König aus vollster Überzeugung der Kirche unbedingte Selbständigkeit als ihr Recht bewilligen zu müssen glaubte und eine besondere katholische Abteilung im Kultusministerium die Interessen der Katholiken zu wahren bekam.

Viel weniger günstig war die Lage der katholischen Kirche in den Staaten der oberrheinischen Kirchenprovinz. Die Regierungen von Württemberg, Baden u. s. w. waren keineswegs geneigt, den Forderungen nachzugeben, welche die Bischöfe im März 1851 aufstellten, und lehnten sie im wesentlichen ab (1852). Dies führte zu einem Konflikt, in dem sich der Erzbischof von Freiburg durch besondere Rücksichtslosigkeit der Kampfweise auszeichnete, die Regierungen sich aber schließlich doch zu Konventionen verstanden (1854), welche den Bischöfen viele Zugeständnisse machten. Österreich, das am 18. August 1855 ein Konkordat mit dem Papste vereinbarte, suchte nun die süddeutschen Staaten zu bestimmen, seinem Beispiele zu folgen. Dies geschah erst im Jahr 1857; doch traten diese Konkordate nicht in Kraft, weil sie die Bestätigung der einzelnen Landesvertretungen nicht fanden. Nur in Österreich trat das Konkordat in vollste Kraft.

Nur auf einem Gebiete, auf dem Preußen schon früher dem allmächtigen Metternich getrotzt hatte, ließ es sich auch jetzt von Österreich nicht den Rang ablaufen. Die zwölfjährige Zollvereinsperiode lief mit dem 31. De-
1853 zember 1853 ab. Trotz der großen Schwierigkeiten, welche in der Verschiedenheit der österreichischen und deutschen Zollbestimmungen und darin lagen, daß in Österreich das ergiebige Tabaksmonopol bestand, ließ sich denken, daß auch Österreich seine Aufnahme in den Zollverein fordern werde.

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm IV. gegen Ende ſeines Lebens.

Gemalt von J. S. Otto im Jahre 1854.

Nachdem die erſten Verſuche, einen deutſch-öſterreichiſchen Zollverein zu gründen, zu Anfang d. J. 1849 als beſeitigt gelten konnten, traten dieſelben Beſtrebungen 1850 und 1851 wieder hervor, und die wichtigſten Genoſſen Preußens im Zollverein erklärten ſich

Digitized by Google

am 7. Juni 1851 für die Vorschläge Österreichs, das seinen Eintritt in den Zollverein für den 1. Januar 1859 in Aussicht stellte. Wenn jene Staaten, namentlich Kurhessen, austraten, war das preußische Handelsgebiet wieder in zwei Teile zerrissen; daher half es sich durch einen sehr geschickten Schachzug: zum größten Ärger der Gegner schloß es am 7. September 1851 mit Hannover einen Vertrag, durch welchen dieses am 1. Januar 1854 in den preußischen Zollverein zu treten versprach. Damit war die Kontinuität des Zollgebietes wieder aufs beste gesichert. Da die süddeutschen Regierungen sich gleichwohl anschickten, die Zollsache im Bunde mit Österreich zu ordnen, erneuerte Preußen den Zollvereinsvertrag zunächst nur mit Braunschweig, dem Steuerverein und dem thüringischen Handelsverein. Aber Österreich gelangte zu keinem Verständnis mit den Abtrünnigen, hielt es vielmehr für geraten, mit Preußen am 19. Februar 1853 selbst einen Handelsvertrag zu schließen.

Nun mußten auch die übrigen sich zum erneuten Anschluß an Preußen bequemen: am 4. April 1853 wurde der preußische Zollverein, dessen Gebiet sich auf über 9000 Quadratmeilen erweitert hatte, wieder auf 12 Jahre verlängert.

Aber weder die volkswirtschaftliche Wohlfahrt, in welcher sich Preußen durch gesteigerte Gewerbsthätigkeit und durch verkehrbelebenden Eisenbahnbau befand, noch die Blüte von Kunst und Wissenschaft, deren sich der Staat erfreute, boten eine Entschädigung für die politische Bedeutungslosigkeit, in welche er verfallen war. Als Rußland versuchte, unter dem Vorwande, die unveräußerlichen Rechte der griechischen Kirche im türkischen Reiche zu beschirmen, die Zarenherrschaft zu erweitern und darüber ein europäischer Krieg entbrannte, hielten es viele für an der Zeit, den Kampf um die Hegemonie in Deutschland zu erneuern. Die Mächte, welche die Schmach von Olmütz hatten herbeiführen helfen, waren jetzt selbst gebunden. Rußland sah sich von den vereinigten Westmächten angefallen, weder das neidische England noch das übermütige Frankreich vermochten Preußen zu hindern, auf eigene Faust deutsche Politik zu machen, noch weniger war Österreich dazu im stande. Der Kaiserstaat war in peinlichster Lage; er konnte es nicht dulden, daß der russische Nachbar an seiner Ostseite noch weiter sich vergrößerte, aber er konnte sich auch nicht in den Krieg stürzen, wenn er Preußens nicht sicher war. Kein unmittelbares Interesse nötigte Preußen, für oder wider Rußland Partei zu ergreifen; mochte Österreich immerhin um die preußische Bundesgenossenschaft werben, mochte es zusehen, wie weit es mit der Hilfe der Mittelstaaten kam, die es so oft gegen den Nebenbuhler ausgenutzt, und mit dem deutschen Bunde, den es gegen Preußen wieder erweckt hatte. Wohl fehlte es nicht an preußischen Staatsmännern, die beim Beginne der Verwickelungen den Gedanken hegten, nun müsse Preußen die Unionsbestrebungen wieder aufnehmen, aber der König interessierte sich weit mehr für die Zurückgewinnung des bedeutungslosen Neuenburg, als für die Erneuerung der preußischen Hegemonie.

Auch hatte Manteuffel, der leitende Minister, ganz andre Ansichten und Absichten: nach langem Schwanken schloß er mit Österreich, — als ob
1854 Preußen überhaupt bedroht gewesen wäre! — am 20. April 1854 für die Dauer des orientalischen Krieges ein Trutz- und Schutzbündnis und ver-

sprach in einem Zusatzartikel, die Waffen zu ergreifen, wenn Rußland in einer bestimmten Frist nicht die Donaufürstentümer räume. Immer von neuem ließ sich Preußen von Österreich zum Druck auf Rußland benutzen, während Österreich seine eigenen Wege ging und an Preußen die stärksten Zumutungen stellte. Es verlangte, man solle 200000 Mann bei Breslau und Posen aufstellen, um Österreichs Rücken zu decken; es setzte gegen Preußens Willen zu Frankfurt (8. Februar 1855) die Kriegsbereitschaft des Bundesheeres durch. 1855

Die Folge dieser haltungslosen Politik war, daß Preußen, nachdem Rußland zum Frieden genötigt war, zum Pariser Kongresse (Februar 1856) 1856 nicht einmal eingeladen wurde, während das unbedeutende Sardinien sich das Recht zur Teilnahme erworben hatte. Manteuffel mochte sich glücklich schätzen, daß er den Vertrag (30. März) wenigstens mit unterzeichnen durfte. Noch eine letzte Demütigung war dem preußischen Staate unter Manteuffels Leitung beschieden; dann sollten bessere Zeiten kommen.

Das Neuenburger Ländchen, welches nur noch in einem sehr losen Zusammenhange mit Preußen stand, mußte nach einer verunglückten Schilderhebung der royalistischen Partei (3. September 1856) der Schweiz überlassen werden (26. Mai 1857). Stolz wies der 1857 König die ihm angebotene Geldentschädigung zurück, erklärte aber, daß er auf den Titel eines Fürsten zu Neuenburg auch jetzt noch nicht verzichte.

Digitized by Google

XX. Von der Regentschaft bis zur Wiederaufrichtung des deutschen Kaisertums.

1. Die Zeit der Regentschaft des Prinzen von Preußen (1857—1861).

Die Tage der Reaktion in Preußen waren gezählt. Nötig und heilsam im Anfang, um einen durch die Revolution geschwächten Staat wieder einzurichten, war sie doch über ihr Ziel hinausgeschossen und hatte nicht verstanden, ein straffes Regiment im Innern durch kräftige Politik nach außen dem eigenen Volke achtungswert und annehmbar zu machen.

1857 Im Herbste des Jahres 1857 zeigten sich die Spuren einer Gehirnkrankheit bei König Friedrich Wilhelm, welcher am 23. Oktober 1857 seinen Bruder, den Prinzen von Preußen zu seinem Stellvertreter, zunächst auf drei Monate, ernannte. Als das Leiden des Königs nicht gehoben wurde, bestand der Prinz, dessen Stellvertretung mehrmals verlängert worden war, darauf, daß ihm der Verfassung gemäß die förmliche Regentschaft übertragen werde.

1858 Dies geschah am 7. Oktober 1858, am 26. leistete der Prinz den Eid auf die Verfassung. Hatte er in seiner Eigenschaft als Stellvertreter des erkrankten Königs keine Veränderungen im Schoß der Regierung machen zu dürfen geglaubt, so konnte er das jetzt unbedenklich thun. Obwohl von strengen konservativen Grundsätzen, hatte der Prinzregent eine entschiedene Abneigung gegen das Ministerium Manteuffel, welches mit der Demütigung Preußens identisch war. Er entließ dasselbe am 5. November und beauftragte den Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen mit der Bildung eines neuen Ministeriums. Es setzte sich aus Männern von gemäßigt liberaler Richtung zusammen (v. Schleinitz, v. Patow, v. Bethmann-Hollweg, Flottwell, dieser bald ersetzt durch Graf Schwerin, und R. v. Auerswald; von den Mitgliedern des Ministeriums Manteuffel blieben v. d. Heydt und Simons im Amt). Was der Prinzregent beabsichtigte, zeigte er in seiner ersten Ansprache an die neuen Minister (8. November). Er nahm, wie man zu sagen pflegt, kein Blatt vor den Mund und kam den Erwartungen, die man von ihm hegte, nicht weiter entgegen, als seiner ehrlichen offenen Soldatennatur gemäß war. Klang es auf der einen Seite dem Liberalismus wenig anmutend, wenn von einer größeren Anspannung der Steuerkraft, von vermehrten Ausgaben für das Heer die Rede war, so fand der Passus, welcher die herrschende kirchliche Richtung

Digitized by Google

tadelte, um so größeren Beifall. Hoffnungsreich erklang allen Patrioten die Aussicht, der nationale Gedanke solle gehegt und gepflegt werden, männlich schien sich gegen alle offenen und geheimen Widersacher Preußens die Äußerung zu richten, daß Preußen überall das Recht zu schützen bereit sei. Zwar betonte der Prinz, daß kein „Bruch mit der Vergangenheit" geschehen solle, aber was er so knapp und doch so fest verkündigte, war an sich schon ein solcher Bruch. Einige Heißsporne der Demokratie waren vielleicht enttäuscht, — wie hätten sie aber von dem besonnenen Geist eines fast Zweiundsechzigjährigen den Umsturz der bestehenden Ordnung erwarten dürfen! Die soeben vom Ruder entfernte konservative Partei, deren größerer Teil das Ministerium Manteuffel ohne Schmerz scheiden sah, verhielt sich in loyaler Abwartung, jeden Augenblick bereit, den Prinzregenten in den unausbleiblichen Konflikten zu unterstützen, welche sie herannahen sah. Im allgemeinen folgte allgemeine Zustimmung dem Programm des Fürsten, dessen Name im Jahr 1848 der bestgehaßte gewesen, dessen Palast für „Nationaleigentum" erklärt worden war. Daß die „neue Ära" sich allgemeiner Unterstützung erfreute, bewiesen die nächsten Wahlen, bei denen z. B. Auerswald von vier Wahlkreisen für die neue Kammer erkoren wurde.

In welchem Maße dem Prinzregenten die Sympathien des Landes entgegenkamen, bewies namentlich der herzliche Empfang, der in Berlin seinem Sohne Friedrich Wilhelm nebst seiner jungen Gemahlin, der Prinzeß Royal von England, Viktoria, am 7. Februar 1858 bereitet wurde. — Der Prinzregent war am 22. März 1797 geboren.

Gemäß der Worte jener Rede an das Ministerium verfuhr der Prinzregent auch in seinem Verhältnis zu Österreich. Zwar gestattete er seinem Gesandten am Bundestage, Herrn von Bismarck, gegen Österreich nötigenfalls eine energische Sprache zu führen, und so wurde der österreichische Versuch, die Garnison in Rastatt zu verstärken, zurückgewiesen: als aber für den Kaiserstaat in dem italienischen Kriege die Stunde der Gefahr schlug, war der Prinzregent weit davon entfernt, die Verlegenheit des eifersüchtigen Nebenbuhlers ausnützen zu wollen. Das entsprach weder den Traditionen des nachfridericianischen Preußen, noch den Überzeugungen des Fürsten.

Seit dem Neujahrstage 1859 konnte kaum noch ein Zweifel darüber be- 1859
stehen, daß Kaiser Napoleon und Viktor Emanuel von Sardinien Österreich in der Lombardei angreifen würden: trat man, wie Hitzköpfe empfahlen, auf die Seite jener Koalition, so ließ sich das deutsche Kaisertum im Fluge errichten und ein wirklich vollständiges Deutschland nach Eroberung der deutsch-österreichischen Provinzen begründen. Statt dessen wurde Bismarck von Frankfurt nach Petersburg versetzt; seine Stelle erhielt der mehr zurückhaltende v. Usedom. Statt den Wünschen der italienischen Diplomatie entgegenzukommen, beantragte Preußen am 23. April die Kriegsbereitschaft des Bundesheeres, setzte selbst drei Armeekorps auf den Kriegsfuß, verlangte noch einmal die Mobilmachung des Bundes und erklärte nach der ersten Niederlage der Österreicher (4. Juni bei Magenta), daß es Österreichs Besitzstand durch be-

Digitized by Google

waffnete Vermittelung erhalten wolle. Es verlangte nur, daß dem lombardo-venetianischen Königreich unter der Regierung eines Erzherzogs eine selbständige Stellung eingeräumt werde, und begehrte für sich die Führung der Bundesarmee, aber ohne Rücksicht auf die beschränkenden Bestimmungen der Bundeskriegsverfassung. Die Eifersucht der Mittelstaaten, welche über das militärische Kaisertum der Hohenzollern zeterten, vor allem die Intriguen des sächsischen Ministers von Beust bewirkten, daß jener Vorschlag abgelehnt wurde. Öster-
1859 reich verzichtete lieber auf die Lombardei (7. Juli Waffenstillstand zu Villafranca), als daß es sich von Preußen retten lassen wollte. Dann schob es die Schuld alles Mißgeschickes auf Preußen, welches die deutsche Großmacht schmählich im Stiche gelassen habe. Diese Verdächtigungen verfingen bei einem großen Teile der politisch Urteilsfähigen nicht: diese erkannten vielmehr auf Grund der Haltung, welche Preußen während des italienischen Krieges eingenommen hatte, daß diese Macht im stande und bereit sei, handelnd einzutreten, wo wirklich deutsche Interessen in Gefahr kamen.

Da nun die Möglichkeit eines Krieges mit Frankreich nahe bevorstehend schien, erwachte allenthalben der lebhafteste Wunsch nach der Einigung des Vaterlandes. Daß diese nur „unter preußischer Spitze" erfolgen könne, war die Überzeugung aller einsichtigen Patrioten, von denen sich die liberalen Elemente im September 1859 zu Frankfurt zur Stiftung des Nationalvereins zusammenfanden. Da derselbe von hervorragenden Politikern (Rudolf v. Bennigsen) geleitet, von dem Herzog Ernst von Koburg-Gotha gefördert und geschirmt wurde, erreichte er allmählich eine ansehnliche Ausdehnung und bedeutenden Einfluß in den Kammern der Einzelstaaten. Vergeblich waren die Versuche einiger Regierungen, den Verein zu unterdrücken oder ihn von Bundes wegen verbieten zu lassen. Alle Verfolgungen verschafften dem Vereine nur neue Anhänger, freilich mehr in Nord- und Mitteldeutschland als im Süden: hier wollte das Mißtrauen gegen Preußen durchaus nicht schwinden.

Eine Gelegenheit, der gehobenen nationalen Stimmung Ausdruck zu geben, gewährte am 10. November 1859 die Säkularfeier von Schillers Geburtstag: was dem Feste so allgemeine Teilnahme verschaffte, war das Bewußtsein, daß dieser Dichter in den Tagen der Erniedrigung dem Gedanken der Nationalität und dem Vaterlandsgefühl den vollgültigsten Ausdruck gegeben; jetzt schien der Schwur: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern" erneuert werden zu sollen. Später folgten große Turner-, Sänger- und Schützenfeste: schöne, meist wohlgelungene Äußerungen eines lebhaften, wenn auch noch unklaren Nationalgefühls. Wurden diese Feste auch von ihren Teilnehmern bedeutend überschätzt, wurde auf ihnen ebensoviel Preußenhaß als deutsche Einigkeit gemacht, so hatten sie doch als einzig mögliche Form, in denen der nationale Drang zum Ausdruck kommen konnte, ihre Bedeutung. Sie waren jedoch ausschließlich Veranstaltungen des politischen Liberalismus, die konservative Partei hielt sich von ihnen fern in der Überzeugung, daß die Größe des Vaterlandes auf anderm Wege erreicht werde.

Da Einheits- und Freiheitsdrang in Deutschland meist zusammenfallen, so war es natürlich, daß zur Zeit der „Neuen Ära" auch in den nichtpreußischen Staaten eine liberale Strömung eintrat.

Digitized by Google

Der Prinzregent im Jahre 1860 während des Fürſtentages zu Baden-Baden.

Gleichzeitige Darſtellung.

„Jch halte feſt an dem Wege, welchen Jch in Preußen und in Deutſchland bisher eingeſchlagen habe, und Jch hoffe, daß ſich auf demſelben immer mehr deutſche Regierungen mit Mir vereinigen werden.“

Baden-Baden, 18. Juni 1860.

Digitized by Google

In Baden richtete sich der Kampf insbesondere gegen das mit Rom abgeschlossene
1860 Konkordat, das am 29. März 1860 von der zweiten Kammer verworfen und durch eine konstitutionelle Vereinbarung ersetzt wurde; die andern süddeutschen Staaten folgten diesem Beispiel.

In Kurhessen entbrannte von neuem der Streit um die Verfassung von 1831. Nicht umsonst hoffte man auf Preußens Hilfe, das wirklich am Bundestage für den Rechtszustand einzutreten bereit war. Gleichwohl entsprach eine umgearbeitete Verfassung vom 30. Mai 1860 den Wünschen der Bevölkerung noch durchaus nicht, und der Streit erreichte erst viel später einen eigentümlichen Abschluß.

Außer in der kurhessischen Verfassungsfrage beobachtete die preußische Regierung trotz der Sympathie, welche man der neuen Ära entgegentrug, in Deutschland eine äußerst reservierte Haltung und verhielt sich auffallend kühl gegen den Nationalverein. Man wollte alles vermeiden, was die Eifersucht der Mittelstaaten erregen mochte, um für den Fall eines Krieges mit Frankreich nicht etwa rheinbündlerische Gelüste aufkommen zu lassen.

Wie nahe die Gefahr lag, bewies die Äußerung des hannöverschen Ministers von Borries (1. Mai 1860), „durch die Bestrebungen des Nationalvereins würden die Mittel- und Kleinstaaten dem Ausland geradezu in die Arme getrieben". Nicht im geringsten dachten die Mittel- und Kleinstaaten daran, Preußen auch nur in der Bundeskriegssache eine Art von Hegemonie zu gestatten. Sie nahmen eine darauf bezügliche Reform der Bundesverfassung selbständig in die Hand; ihre Minister, die sich am 29. November 1859 zu Würzburg versammelten, griffen sogar über das militärische Gebiet hinaus auf das eigentliche politische, und ihre Vorschläge ließen sich hören: gleichwohl hatten weder Österreich noch Preußen Lust, jenen Staaten die Initiative zu überlassen. Preußen wollte im Fall des Krieges die Truppen Norddeutschlands führen, die Süddeutschlands Österreich überlassen und sich mit dieser Macht über den Oberbefehl einigen; aber diese Anträge wurden völlig verworfen, zumal Österreich sie nur für den Fall unterstützen wollte, falls ihm Preußen den Besitz von Venetien gewährleistete.

Mit großer Vorsicht und Klugheit benahm sich der Prinzregent auch, als Napoleon III. eine freundschaftliche Zusammenkunft in Vorschlag brachte. Angeblich wünschte Napoleon sich von dem Verdachte zu reinigen, daß er Deutschland wirklich bedrohe: vielleicht kam es ihm aber auch darauf an, durch intimeren Verkehr mit dem Prinzregenten diesen zu kompromittieren und den Argwohn wachzurufen, daß derselbe über die deutschen Fürsten hinweg sich mit ihm verständigen werde. Wenn Bayern und Sachsen von sich auf andre schlossen, konnten sie wohl solchen Vermutungen Raum geben, aber der Prinzregent machte sie von vornherein unmöglich. Er erklärte, nie werde Preußen einen Fuß breit deutschen Landes opfern (wie Viktor Emanuel hatte sein savoyisches Stammland als Preis der französischen Hilfe hergeben müssen); er veranlaßte, daß die deutschen Fürsten sämtlich an der Zusammenkunft mit Napoleon teilnahmen. So versammelten sich zu Baden (16. bis 18. Juni 1860) zehn deutsche Herrscher zu einem Fürstentage, gegen den sich Napoleon in Äußerungen seiner unbedingten Friedensliebe erging. Auch fand sich hier Gelegenheit, über die Reform der Bundeskriegsverfassung zu beraten: eine Einigung wurde aber weder hier, noch in den späteren Beratungen des nächsten Jahres erzielt. Bis dahin hatte sich die politische Lage aber schon sehr ver-

Digitized by Google

ändert: Preußens „moralische Eroberungen" waren im Schwinden, und ein Mittelstaat durfte sich noch einmal der Täuschung hingeben, Deutschlands Geschicke ohne gebührende Berücksichtigung Preußens regeln zu können.

Am 26. Juli 1860 fand zwischen dem Prinzregenten und dem Kaiser Franz Joseph eine Begegnung zu Teplitz statt, welche die seit dem italienischen Kriege herrschende Spannung zwar äußerlich beseitigte, aber den inneren Zwiespalt nicht hob.

2. Deutschland und Preußen bis zum Ausbruche des schleswig-holsteinischen Krieges (1861—1864).

Die übertriebenen Erwartungen, welche man in Preußen und Deutschland an den Eintritt der Regentschaft geknüpft hatte, waren schon sehr herabgestimmt, als der Prinzregent nach dem Tode seines schwergeprüften Bruders (2. Januar 1861) als Wilhelm I. den Königsthron bestieg. Die liberalen 1861
Reformen, die man von ihm erhofft hatte, ließen auf sich warten, namentlich begehrte man eine Umgestaltung des Herrenhauses, das mehreren wichtigen Gesetzen hartnäckigen Widerstand entgegenstellte. Allmählich regte sich die demokratisch-gesinnte Partei, die anfangs zu gunsten der „Neuen Ära" geschwiegen; ihre Vertreter, wie Waldeck, wurden ins Abgeordnetenhaus gesandt. Daher fand die Proklamation des neuen Königs an sein Volk, obwohl sie treffliche, ewig denkwürdige Worte enthielt, nicht die begeisterte Aufnahme, die ihr zu teil geworden wäre, wenn sie den liberalen Erwartungen entsprochen hätte.

Sich auf diese abschüssige Bahn zu begeben, dazu fühlte sich der König um so weniger gedrungen, als zwischen ihm und der Volksvertretung bereits erhebliche Differenzen bestanden in einer Angelegenheit, die er für eine Lebens- und Ehrenfrage des preußischen Volkes und Staates ansah und um jeden Preis durchzuführen entschlossen war. Es handelte sich gegenüber der bedrohlichen Erweiterung der Heeresstärke in den übrigen europäischen Staaten um eine Reorganisation des preußischen Heeres. Die Reform bezweckte eine größere Friedensstärke der Armee und dadurch eine erhöhte Leistungsfähigkeit: sie legte die volle Wucht der militärischen Dienstleistung auf die Schultern der jungen Mannschaft und erleichterte die Verpflichtungen der älteren, der Familienväter.

Das Landwehrgesetz von 1814/15 bestimmte, daß die Dienstpflicht im stehenden Heere 5 Jahre (d. h. 3 Jahre bei der Fahne, 2 Jahre in der sog. Kriegsreserve), in der Landwehr ersten Aufgebots 7 Jahre (also durchschnittlich vom 25. bis 32. Lebensjahre), weitere 7 Jahre in der Landwehr zweiten Aufgebots umfassen sollte. Im Kriegsfalle sollten stehendes Heer, Kriegsreserve und Landwehr ersten Aufgebots die aktive Feldarmee bilden, während die Besatzungen der Festungen durch die Landwehr zweiten Aufgebots gestellt wurden. Bei den Mobilmachungen der Jahre 1849, 1850 und 1859 hatte sich nun gezeigt, daß von den Mannschaften der Landwehr ersten Aufgebots die Hälfte verheiratet und Familienväter waren, die man an den Feind hätte bringen müssen, während Tausende von wehrfähigen jungen Leuten ruhig daheim blieben. Denn unbekümmert um das

Anwachsen der Bevölkerung Preußens von 10 Millionen (1815) auf 18 Millionen Einwohner hob man noch immer dasselbe Rekrutenkontingent von 40000 Mann aus, während 65000 alljährlich hätten eingestellt werden müssen. Die neue Vorlage verlangte nur 63000, zu deren Aufnahme das stehende Heer um 39 Infanterie- und 10 Kavallerie-Regimenter vermehrt werden mußte. Dafür sollten aber künftig die drei jüngeren Jahrgänge der bisherigen Landwehr ersten Aufgebots (d. h. die zum größten Teile Unverheirateten) zur Kriegsreserve und damit zur aktiven Feldarmee gezogen, die älteren Jahrgänge dagegen mit der Landwehr zweiten Aufgebots vereinigt werden, sodaß fortan nur eine Landwehr mehr bestände und dieser der Festungsdienst zufiele. Damit war dann zugleich der schwerwiegende und übel empfundene Mangel beseitigt, daß die mobilen Landwehrbataillone, ausschließlich von eben zur Fahne einberufenen Landwehroffizieren geführt und jetzt nicht mehr, wie 1813—15, durch den Krieg selbst geschult, unmöglich die Leistungen der durchweg von Berufsoffizieren geführten, durch die Kriegsreserve ergänzten Linienregimenter hatten erreichen können. Künftig war bei der mobilen Feldarmee ein derartiger Abstand nicht mehr möglich.

Dieser Plan, der in Kriegsfällen die Aufstellung eines schlagfertigen Heeres von 400000 Mann ermöglichte, war das eigenste Werk eines Fürsten, der die Bedingungen der Macht seines Staates mit scharfem Blick erkannte, der sich auf die Einzelheiten des militärischen Dienstes wie kein zweiter verstand: die Reorganisation machte den Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht zur vollen Wahrheit und war eine Wohlthat für die Nation. Dieser Erkenntnis verschloß sich die Volksvertretung durchaus. Teils aus demokratischer Abneigung gegen das stehende Heer als solches, teils aus Scheu vor der notwendigen Mehrbelastung, endlich unter dem Vorwande, das volkstümliche Institut der Landwehr, welches gar nicht bedroht war, verteidigen zu müssen, machte sie der Vorlage von vornherein mißtrauische und unsachliche Opposition. Zudem wurde die hochwichtige Angelegenheit von Anfang an falsch behandelt: die Minister der „Neuen Ära", welche ursprünglich das Vertrauen des Regenten wie des Volkes besaßen, trifft der Vorwurf, den rechten Moment zur Durchführung dieser unabweislichen Reform versäumt zu haben; die Angelegenheit wurde durch ihre ungeschickte Behandlung zu einer Verfassungsfrage, in welche sich nach und nach selbst gemäßigte Liberale bis zur Blindheit verbissen. Auf der andern Seite lud die preußische Demokratie eine nicht geringere Verschuldung auf sich, als das Ministerium der „Neuen Ära". Mit vollem Bewußtsein wollte die Demokratie diese Frage benutzen, um der königlichen Gewalt engere Grenzen zu ziehen: das preußische Königtum sollte sich die parlamentarische Mitregierung nach englischem Muster gefallen lassen. Man nahm keine Rücksicht darauf, daß die geschichtliche Entwickelung des preußischen Königtums eine andre war, als in England oder Frankreich; man vergaß, daß politische Dinge nicht nach ein- und derselben Schablone behandelt werden können, man kümmerte sich nicht darum, daß die parlamentarische Mitregierung, wie die Verhältnisse einmal lagen, die Demütigung des preußischen Königtums bedeutete. Eine solche brauchte sich die hohenzollernsche Dynastie nicht gefallen zu lassen, denn sie hatte seiner Zeit die Demokratie besiegt und aus freiem Ermessen eine Verfassung gewährt.

Digitized by Google

Schon während der Regierung Friedrich Wilhelms IV. hatte sich die Notwendigkeit zu Verbesserungen herausgestellt: namentlich suchte man die dreijährige Dienstzeit, die thatsächlich von der zweijährigen verdrängt war, wieder zurückzuführen. Die Mehrkosten sollten durch den Ertrag der Grundsteuer gedeckt werden, die aber vom dabei wesentlich interessierten Herrenhause abgelehnt wurde. Die Mobilmachung des Jahres 1859 bewies von neuem die Notwendigkeit einer Reform, da zum großen Teil ältere Familienväter innerhalb der Landwehr einberufen werden mußten. Die erheblichen Mehrkosten wurden offenbar schon dadurch teilweise ausgeglichen, daß man in Mobilmachungs- und Kriegsfällen nicht an die ihrer Ernährer beraubten Familien Unterstützungen zu zahlen brauchte.

Die Zeit nach dem Frieden von Villafranca wäre nun am geeignetsten gewesen, die Umformung sofort ins Werk zu setzen und gesetzlich mit einem Schlage zu regeln. Es dient den Ministern der neuen Ära zur Entschuldigung, daß es sehr zweifelhaft war, ob das bereits oppositionelle Abgeordnetenhaus seine Zustimmung geben würde. Während das Ministerium schwankte, ging der König mit seinem Werke, das er nicht von den Zufälligkeiten parlamentarischer Abstimmungen abhängig machen konnte, ruhig vor: man behielt die einberufenen Landwehrbataillone bei der Fahne, entließ die älteren Wehrleute, zog aber Rekruten und Reserven ein und schuf so neue Regimenter. Nun erst wurde dem Landtage (von 1860) ein bezüglicher Gesetzentwurf vorgelegt, aber das Abgeordnetenhaus war schwierig, und das Herrenhaus wollte von der Grundsteuer, die dem Grundbesitz der östlichen Provinzen schwere Opfer auferlegte, noch immer nichts wissen; da mit dem 1. Mai 1860 die Kriegsbereitschaft ablief, hätte die Regierung die Landwehrbataillone entlassen müssen, wenn sich nicht eine anderweitige Verständigung erreichen ließ. Die Minister begnügten sich mit einem gefährlichen Auskunftsmittel: sie ließen sich zur Aufrechterhaltung und Vervollständigung der Kriegsbereitschaft 9 Millionen auf ein Jahr bewilligen. Was sollte denn nach einem Jahre werden, wenn der Landtag auf eine weitere Verlängerung nicht einging? Daß die Regierung entschlossen war, keinen Schritt zurückzuweichen, zeigte sie sofort nach der Bewilligung jener 9 Millionen. Die Landwehrbataillone wurden zu Regimentern zusammengezogen (4. Juli 1860), die neue Namen und eigene Fahnen erhielten. Damit war klar gezeigt, daß der König entschlossen war, sein Werk durchzusetzen: bei der Landtagssitzung von 1861 mußten die Geister auf einander platzen.

Der Grund zu einem förmlichen Konflikte zwischen Regierung und Volksvertretung wurde durch den Landtag von 1861 gelegt: indem das Abgeordnetenhaus mit geringer Majorität die bereits bestehende Reorganisation wieder nur auf ein Jahr bewilligte und auf Erlaß eines neuen Wehrgesetzes drang, stellte es die Regierung vor die Eventualität, die bereits gebildeten Truppenkörper wieder aufzulösen, wenn es die Majorität der Abgeordneten zu beschließen für gut befand. Gerade um ein solches Resultat zu erzielen, bildete sich nach dem Schluß des Landtages aus den Anhängern der alten Demokratie die sogenannte „deutsche Fortschrittspartei"; neben den althergebrachten Forderungen des radikalen Liberalismus (deutsche Centralgewalt, Ministerverantwortlichkeit) verlangte sie in ihrem Programm (9. Juni 1861) vor 1861
allem „Sparsamkeit im Heerwesen". Was das bedeutete, war jedem Eingeweihten klar.

Die Verstimmung zwischen den Anhängern der Reorganisation und dem Liberalismus war so groß, daß es schon während der Landtagssession von 1861 infolge der Broschüre „Was uns noch retten kann" zu einem Duell kam zwischen deren Verfasser, dem liberalen Twesten, und dem Chef des Militärkabinetts des Königs, General E. v. Manteuffel, in welchem ersterer verwundet wurde.

Die Fortschrittspartei hatte einen großen Teil der Bevölkerung hinter sich. Denn indem sie für die Aufrechterhaltung des Landwehrgesetzes von 1814 eintrat, schien sie eine volkstümliche Institution zu verteidigen. Noch mehr Anhänger aber erwarb sie sich dadurch, daß sie die „zweijährige Dienstzeit" auf ihre Fahne schrieb, welche ein großer Teil der Liberalen als eine Konzession für die Bestätigung der Reorganisation verlangte. Da thatsächlich in den Friedensjahren unter Friedrich Wilhelm IV. diese Einrichtung bestanden hatte, glaubte man auf frühere Erfahrungen pochen zu können und bestritt der Regierung, daß sich in zwei Jahren die feldmäßige Ausbildung der Soldaten nicht erreichen lasse. Da die Fortschrittspartei nicht müde wurde, von Verschleuderung zu militärischen Zwecken, von der Vergeudung der Volkskraft bei dreijähriger Dienstzeit zu sprechen, erweiterte sie die Kluft zwischen der Bevölkerung und dem Fürsten, der sich in dieser rein-technischen Frage denn doch wohl mit Recht auf sein eigenes Urteil verließ.

Wie der König seine Stellung auffaßte, zeigte er klar und deutlich, als er am 3. Juli ankündigte, er werde, statt die in der Zeit der absoluten Monarchie übliche Erbhuldigung entgegenzunehmen, sich am 18. Oktober 1861 in Gegenwart des Landtages zu Königsberg feierlich krönen. Darin lag auf der einen Seite eine Erneuerung des über dem Volkswillen erhabenen Königtums von Gottes Gnaden, auf der andern die Anerkennung der durch die Verfassung geschaffenen Modifikation der absoluten Monarchie.

Bei der Erregung der Gemüter faßte man nur jene erste Seite ins Auge, und ein überspannter Student, Oskar Becker aus Odessa, faßte den frevelhaften Plan, den König, der die Hoffnungen Deutschlands nie verwirklichen könne, aus dem Wege zu räumen. Am 14. Juli 1861 feuerte er auf der Promenade zu Baden-Baden eine Pistole auf den Monarchen ab: die Vorsehung erhielt das Leben des Königs, der Deutschlands Einigung vollbringen sollte, und hat es dem Verbrecher, den König Wilhelm großmütig begnadigte, erspart, zu erkennen, wie seine Ruchlosigkeit die Nation beinahe um ihr höchstes Heil gebracht hätte.

Unter solchen Umständen, bei einer derartigen Volksstimmung, glaubte der große Minister des kleinen Königreichs Sachsen, Herr von Beust, Deutschland zu einer Einigung verhelfen zu müssen, wie sie freilich mehr im Interesse der Mittelstaaten lag, als in dem der Nation. Im Oktober 1861 versandte er seine Vorschläge zur Bundesreform, ein Programm, wie es dürftiger und kläglicher kaum gedacht werden konnte.

Nach seinem Plane, von dem der badische Minister Freiherr von Roggenbach sagte, er biete dem deutschen Volke einen Stein statt des Brotes, sollte der Bundestag jährlich im Mai zu Regensburg unter Österreichs, im November zu Hamburg unter Preußens Vorsitz zusammentreten und geeigneten Falls zur Beratung von Gesetzen Vertreter der deutschen Landtage einberufen (je 30 Preußen und Österreicher, 68 aus den übrigen Staaten). Während der übrigen Zeit des Jahres sollte eine Exekutive, bestehend aus dem Kaiser von Österreich, dem Könige von Preußen und einem dritten Bundesfürsten, die oberste Leitung haben.

Preußen brauchte sich wegen des sächsischen Entwurfes nicht sonderlich zu beunruhigen: Österreich hatte keine Veranlassung, das Bundespräsidium mit

Digitized by Google

König Wilhelm im Krönungsornat vor dem Altar in der Schloßkirche zu Königsberg am 18. Oktober 1861.

Mittelgruppe aus dem Krönungsbilde von Adolf Menzel im königl. Schloß zu Berlin.
Nach der Photographie aus dem Verlage von Guſtav Schauer in Berlin.

Digitized by Google

Preußen zu teilen, die Mittelstaaten würden sich im gegebenen Falle nicht darüber haben einigen können, welchem ihrer Fürsten die Vollmacht der übrigen zu gönnen sei. Erst nachdem die Königsberger Krönung in der projektierten Großartigkeit stattgefunden hatte, hielt man es der Mühe wert, die sächsischen Hirngespinste abzufertigen. Da in der Person des preußischen Ministers des Äußern ein bedeutungsvoller Wechsel stattgefunden hatte, — noch schien es freilich nicht zeitgemäß, den Herrn von Bismarck zu berufen, der auf seinem Petersburger Posten über Preußens Stellung zum Bunde, Österreich und die Mittelstaaten nur noch schärfer und konsequenter zu denken gelernt hatte, — so gab Graf Bernstorff, der Nachfolger des Herrn von Schleinitz, am 20. Dezember eine deutliche Antwort. Die Mittelstaaten waren nicht wenig entsetzt, als sie wahrnahmen, daß die preußische Regierung ganz im Sinne des Nationalvereins einen engeren Bundesstaat anstrebe, und so gaben sie, auch
1862 Österreich, die Erklärung ab (Februar 1862), jene Vorschläge seien unannehmbar, weil sie die völlige Unterwerfung der Mittel- und Kleinstaaten unter preußische Herrschaft bedeuteten.

Das Auftreten Preußens in dieser Reformfrage belebte zwar die Hoffnungen des Nationalvereins ein wenig, blieb aber ohne weitere Folgen, weil die innere Politik nicht im Sinne der großen Menge war. Vollends verdarb es Preußen mit allen liberalen Parteien, als die „Neue Ära" von der Fortschrittspartei gestürzt wurde und das konservative Ministerium Hohenlohe-Ingelfingen gebildet wurde (März 1862). Das Abgeordnetenhaus ward aufgelöst, der König appellierte an das Land. Die Opposition verstärkte sich nun auch durch die Altliberalen und forderte vor allem die Umgestaltung des Herrenhauses.

Die Sache des Königs vertrat vor allem der Kriegsminister Albrecht von Roon, ein wissenschaftlich hervorragender Militär von royalistischer Gesinnung, der schon im Dezember 1859 an Bonins Stelle getreten war und die Sache seines Herrn wie seine eigene führte. Gegen ihn richtete sich besonders der Zorn der Fortschrittspartei. Der entscheidende Antrag, welcher die neue Ära zu Falle brachte (Hagenscher Antrag, 6. März 1862), verlangte von der Regierung die nachträgliche „Spezialisierung des Etats" (für 1862), d. h. die Regierung sollte genau angeben, für welche Einzelposten sie die bewilligten Gelder zu verwenden gedenke, und sollte nicht berechtigt sein, Ersparnisse an der einen Stelle zu Mehrausgaben an einer andern zu verwenden.

Obwohl die Regierung ihren Einfluß geltend machte, bewirkten die Wahlen vom 6. Mai nur eine Stärkung der Fortschrittspartei, welche immer unversöhnlicher und herausfordernder wurde. Umsonst brachte der Finanzminister von der Heydt, — der übrigens persönlich auch der Meinung war, daß der Militäretat unverhältnismäßige Ausgaben erfordere — eine Reihe entgegenkommender Vorschläge zur Sprache, verhieß finanzielle Erleichterungen auf andern Gebieten — man wies jede Verständigung zurück. Es half der Regierung auch nichts, daß sie nunmehr, der öffentlichen Meinung nachgebend und Österreichs Zorn trotzend, das Königreich Italien anerkannte (21. Juli 1862), daß sie zu gunsten des kurhessischen Volkes militärisches Einschreiten in Aus-

Digitized by Google

Albrecht von Roon.

Digitized by Google

sicht stellte. Der Konflikt beherrschte die öffentliche Meinung, und die Presse sorgte dafür, daß keine versöhnliche Stimmung aufkam.

Die preußische Regierung bewog im März 1862 Österreich, den Kurfürsten von Hessen, in dessen Lande im Jahre 1860 die Verfassungswirren überhand nahmen, zur Nachgiebigkeit zu mahnen. Statt dessen erließ der Kurfürst eine Verordnung, welche den Konflikt noch verschärfte. Den preußischen General von Willisen, den König Wilhelm nach Kassel sandte, behandelte er so unangenehm, daß der diplomatische Verkehr abgebrochen und zwei Armeekorps mobil gemacht wurden. Da jetzt auch Österreich Ernst machte, ließ sich der Kurfürst zur Aufhebung der jüngsten Verordnung herbei, führte die Verfassung von 1831 wieder ein, machte aber das konstitutionelle System unmöglich, indem er allen Vorlagen, die seine Minister an den Landtag bringen wollten, die Zustimmung verweigerte. Dieser Hohn dauerte bis zum Herbst, wo Herr von Bismarck, wie wir sehen werden, der Sache eine andere Wendung gab.

Nur auf einem einzigen Gebiete zeigte sich, daß trotz des bösen Streites, in dem Regierung und Volksvertretung mit einander lagen, das gemeinsame Interesse an der Größe und Hoheit des preußischen Staates nicht geschwunden sei. Die preußische Regierung hatte am 29. März nach den Grundsätzen des Freihandels einen Vertrag mit Frankreich geschlossen und erklärte, daß sie den Zollverein nur mit denjenigen Staaten erneuern werde, welche dem Handelsvertrage beitreten würden. Gegen denselben erhoben sich aber, namentlich in Süddeutschland, lebhafte Beschwerden von seiten der Schutzzöllner, welche die Schädigung der heimischen Industrie befürchteten, und man gab sich der Hoffnung hin, daß auch die preußische Volksvertretung aus Groll gegen die Regierung ihre Genehmigung versagen werde. Aber die Widersacher Preußens täuschten sich: am 25. Juli 1862 erfolgte mit großer Mehrheit die Bestätigung des Vertrages. Ebenso schwiegen die Parteibedenken, als Österreich den Zwist unter den Zollvereinsgenossen dazu benutzen wollte, jetzt seine Aufnahme durchzusetzen. Das Abgeordnetenhaus billigte den Entschluß der Minister (5. Sep-
1862 tember 1862), die österreichischen Anträge abzulehnen, selbst auf die Gefahr hin, daß der Zollverein gesprengt werde.

Aber darüber hinaus erstreckte sich der Patriotismus der Landesvertretung nicht. Vielmehr wurden am 23. September die gesamten Kosten der Reorganisation mit ungeheurer Mehrheit gestrichen. Der König beantwortete diesen Beschluß damit, daß er den Mann, den man als den eifrigsten Vorkämpfer des Königtums von Gottes Gnaden kannte, den Herrn von Bismarck, mit der Leitung der Geschäfte betraute. Noch ahnte niemand, welchen Mann der König in Bismarck berufen hatte. Die Konservativen wußten wohl, daß jetzt eine schneidige und treue Kraft an der Spitze der Geschäfte stand, die dem Konflikt niemals weichen werde, die Liberalen haßten und fürchteten wohl den vermeintlichen übermütigen Junker, aber von der Bedeutung des Mannes hatte niemand eine Vorstellung. Nur der König wußte, auf wen er sein Vertrauen gesetzt hatte.

Mit dem ausgesprochensten Übelwollen und Mißtrauen kam denn auch das Abgeordnetenhaus dem neuen Minister vom Tage seines Amtsantritts an

Digitized by Google

entgegen, obschon er es nicht an Versuchen zu persönlicher Verständigung fehlen ließ. Selbst die freimütige und kordiale Art, die er dabei an den Tag legte, wurde ihm auf das übelste ausgelegt.

Nur das Herrenhaus stand fest zur Krone und ihren Ratgebern, ließ sich freilich auch in den letzten Tagen vor Schluß des Landtages verleiten, im Interesse der Regierung seine verfassungsmäßigen Rechte zu überschreiten. In höchster Erbitterung gegen Ministerium und Herrenhaus gingen die Abgeordneten (13. Oktober) auseinander. Die Sprache der Opposition und ihrer Zeitungen wurde so maßlos, das Land wurde dermaßen durchwühlt, daß nun auch die Regierung alle Rücksicht fallen ließ und sich durch straffes Anziehen der Beamtendisziplin, durch scharfe Verteidigung in ihren Blättern ihrer Haut zu wehren suchte.

Auch die im Abgeordnetenhause wenig vertretene konservative Partei rührte sich und schickte die sogenannten „Loyalitätsdeputationen" nach Berlin, welche am Throne beweisen sollten, daß noch nicht das ganze Land so verhetzt sei, wie es den Anschein hatte. Es nützte dem Ministerium sehr wenig, daß es gerade jetzt (November 1862) in Kassel höchst energisch für die Verfassung von 1831 eintrat: schien doch die preußische Verfassung, nach der Behauptung der Fortschrittspartei, längst gebrochen!

So kam es, daß die Opposition sich zu den Landtagsverhandlungen von 1863 an Kraft und Zahl ungeschwächt einfinden konnte. Die Versuche der 1863
Regierung, durch Begünstigung der Arbeiterbewegung der Fortschrittspartei den Boden unter den Füßen wegzuziehen, waren im großen und ganzen fehlgeschlagen: das fortschrittlich durchwühlte Land stand auf seiten der Abgeordneten. Den Höhepunkt erreichte der Konflikt in der Landtagssession von 1863, deren Einzelheiten übergangen werden können, da sie nichts wesentlich Neues enthalten, sondern nur die Unversöhnlichkeit der Gegensätze in jeder Phase der Verhandlungen bekundeten. Das verfassungswidrige Verlangen der Opposition, der König solle ein Ministerium nach ihrem Sinne ernennen, wurde (26. Mai) als ein Versuch, die Macht der Krone anzutasten, ungnädig zurückgewiesen; darauf erfolgte der Schluß des Landtags, worauf die Sprache der Zeitungen einen so aufreizenden, geradezu gefährlichen Ton annahm, daß das Ministerium unter geschickter, aber etwas kühner Benutzung eines Verfassungsparagraphen (wonach die Krone das Recht hat, in Notfällen Anordnungen mit vorläufiger Gesetzeskraft zu erlassen, welche aber dem nächsten Landtage zur Genehmigung vorgelegt werden müssen) dieser zügellosen Presse durch die berühmten „Preßordonnanzen" vom 1. Juni ein kräftiges Halt gebot.

Äußerlich wenigstens half diese demnächst natürlich abgelehnte Maßregel, innerlich aber blieb der Konflikt in unverminderter Schärfe, jeden gesunden Vaterlandssinn im Volke, ja die Pietät für die Person des Herrschers untergrabend, jeden höheren Staatsgedanken ausschließend.

Durch die Entwickelung, welche der Konflikt genommen, hatte Preußen natürlich alle ohnehin sehr unsicheren Sympathien der liberalen öffentlichen Meinung in Deutschland verloren. Die Mittelstaaten gefielen sich darin, mit

dem Liberalismus zu liebäugeln und alle die Bestrebungen zu unterstützen, die Preußen unbequem sein konnten. Aber für den Hauptgegner Preußens, für Österreich, schien der Augenblick gekommen, den widerwärtigen Rivalen zu überflügeln und die Mittelstaaten, deren Bevölkerung vor einem reaktionären Preußen heillose Furcht hatte, unter den schützenden Fittichen des österreichischen Kaiseradlers zu versammeln. Das Österreich von 1862 und 1863 war nicht mehr das von 1850 und 1859; es hatte aus dem Unglück des italienischen Krieges Lehren gezogen und dieselben beherzigt. War es ihm auch noch nicht gelungen, die Ungarn zu versöhnen, so hatte es doch begonnen, ein besseres Regiment zu führen, den Kredit des Staates zu heben und es sogar mit konstitutionellen Einrichtungen versucht, um auf diese Weise die Einzelländer der Krone mit dem Gedanken eines liberal regierten einheitlichen Verfassungsstaates zu befreunden.

Der Ausgangspunkt der Neuordnung Österreichs war ein kaiserliches Patent, welches am 5. März 1860 dem Reichsrat eine neue Gestalt gab. Die ständischen Landtage der einzelnen Kronländer sollten beseitigt werden; der Kaiser wollte aus der Mitte derselben einen verstärkten Reichsrat ernennen, welcher den Staatshaushalt und die wichtigeren Gesetze zu beraten hatte. In diesen Reichsrat traten die Abgeordneten der Ungarn und Slaven nur unter dem Vorbehalt ein, daß die geschichtlichen Sonderrechte der einzelnen Länder respektiert würden, und erzielten einen dem entsprechenden Mehrheitsbeschluß, während die wesentlich aus Deutschen bestehende Minderheit in solchen Zugeständnissen den Ruin der Reichseinheit erblickte. Der Kaiser erließ im Oktober 1860 ein Diplom, durch welches den Ungarn die Erneuerung ihrer alten Verfassung, den andern Ländern besondere Landesordnungen verheißen wurden, für gemeinsame Angelegenheiten aber der verstärkte Reichsrat berufen wurde. Diesem Diplome folgte als Ergänzung das sogenannte Februarpatent (26. Februar 1861), die Ungarn waren mit der Neuordnung unzufrieden, da sie nur Personalunion mit Österreich wollten, und bewirkten durch ihre Opposition die Auflösung des ungarischen Landtages. Im übrigen aber wurde der Reichstag beschickt und vereinbarte im Laufe des Jahres 1862 trotz des Widerstandes auch der Polen und Tschechen das erste Staatshaushaltsgesetz mit dem gewandten Minister von Schmerling.

Die Sympathien, welche die gedankenlose öffentliche Meinung des außerpreußischen Deutschland dem liberalen Österreich und seinem Minister Schmerling im Gegensatz zu Preußen und Bismarck entgegentrug, mußten den Kaiserstaat ermutigen, den Kampf um die Hegemonie zu unternehmen. Dieser Kampf war unabweislich, denn schon im Jahre 1862 waren von österreichischer Seite Bundesreformvorschläge gemacht worden, welche Preußens Einfluß schwächen sollten und darum vom Könige energisch zurückgewiesen waren. Die Folge von Österreichs einseitigem Vorgehen, das jedoch bei den sogenannten „Großdeutschen" allgemeine Billigung fand, war gewesen, daß zwischen Österreich und Preußen sehr lebhafte Auseinandersetzungen stattfanden. Sowie Bismarck die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernommen hatte, erklärte er dem österreichischen Kabinett sehr freimütig, daß Preußen es müde sei, sich von den Mittelstaaten in Österreichs Interesse am Bundestage überstimmen zu lassen: er riet, daß Österreich seinen Schwerpunkt nach Ofen verlegen, die deutschen Angelegenheiten Preußen überlassen möge. In diesem Falle wollte

Digitized by Google

er Österreich in allen europäischen Verwickelungen treue Hilfe leisten; sonst aber werde man Preußen in den Reihen der Gegner Österreichs finden. Obwohl dies weiter nichts war, als die Wiederaufnahme der fridericianischen Politik, wollte man in Wien an die Ernstlichkeit solcher Drohungen nicht glauben und ging auf dem betretenen Wege weiter, gestützt auf die blind ergebenen Mittelstaaten. Aber Bismarck verstand nicht allein die Vorschläge des Wiener Kabinetts, das sogenannte „Delegiertenprojekt", zu Fall zu bringen (22. Januar 1863), sondern er überbot dieselben auch an Freisinnigkeit, na- 1863
mentlich durch die Forderung eines aus direkten allgemeinen Wahlen hervorgehenden Parlamentes, dem die Bewilligung von Geld und Truppen, sowie eine ausgedehnte gesetzgeberische Thätigkeit zu übertragen sei. Außerdem wahrte er sich das Recht, durch freie Vereinbarungen mit den einzelnen Regierungen die alten Unionspläne zu verwirklichen. Dagegen ließ sich zwar protestieren, aber man konnte es nicht verhindern: Österreich mußte daher den Versuch machen, ob es nicht unter den obwaltenden Umständen vermöge, selbst einen solchen engeren Bund zu begründen, in dem Preußen entweder keine Stelle erhielt, oder diejenige, welche ihm Österreich zu bewilligen für gut befand.

Am 7. Juli 1862 begannen Bevollmächtigte Österreichs und seiner Anhänger in Wien, unbekümmert um Preußens Ablehnung, über Bundesreform zu beraten und schlugen, als sie einsahen, daß die wichtigsten Fragen ohne Preußens Teilnahme nicht zu erledigen waren, eine Delegiertenversammlung vor. Auch das verweigerte Preußen, insofern es keine Veranlassung finde, die Befugnisse des Bundes zu erweitern. Der Nationalverein war im ganzen mit Preußens Verhalten einverstanden; Österreichs Vorschläge fanden eifrige Förderung bei dem süddeutschen Reformverein. Die vorerwähnten Erklärungen Bismarcks hielten Österreichs Aktion etwas auf, dann aber erneuerte der süddeutsche Minister von der Pfordten den Streit, indem er (Dezember 1862) die Annahme des Delegiertenprojektes beim Bundestage beantragte. Der Antrag fiel aber, weil Kurhessen Österreich im Stich ließ und Braunschweig nebst Nassau sich der Abstimmung enthielt, mit 9 gegen 7 Stimmen.

Der österreichische Minister von Schmerling begann die Aktion damit, daß er im Sommer 1863 eine sehr geschickte Denkschrift ausarbeitete, in welcher die Zustände Deutschlands als chaotisch bezeichnet und schleunige Abhilfe gefordert wurde. Die preußischen Vorschläge, namentlich das Volksparlament, wurden lebhaft bekämpft, gleichwohl aber die Hoffnung ausgesprochen, daß Preußen zum Heile der Nation sich dem österreichischen Entwurf fügen werde. Auf einer Fürstenversammlung, zu der Kaiser Franz Joseph eingeladen hatte, sollte das Reformprojekt besprochen und womöglich vereinbart werden.

So rücksichtslos man mit Preußen zu verfahren im Begriff war, hielt es der Kaiser doch für angezeigt, den König Wilhelm in Gastein aufzusuchen (2. August), um ihn zum Besuche des Fürstentages zu bestimmen, der schon am 16. August zusammentreten sollte. Selbstverständlich erhielt er eine abschlägige Antwort: König Wilhelm erklärte vorgängige Besprechungen der Minister für nötig, den Termin also für verfrüht. Gleichwohl beharrte der Kaiser bei seinem Vorhaben, erließ die Einladungen und begab sich nach

Digitized by Google

Frankfurt. Seine Reise glich einem Triumphzuge, da die Süddeutschen durch glänzende Ovationen für Franz Joseph ihrem Preußenhaß gebührenden Ausdruck verleihen konnten und selbst einsichtige Patrioten sich durch das Vorgehen Österreichs bestechen ließen. Aber diese günstige Stimmung erstreckte sich nicht auf die Souveräne, die bei aller Abneigung gegen Preußen doch keineswegs gemeint waren, die österreichische Reformakte ohne weiteres anzunehmen, wie es mit Wiener Gemütlichkeit verlangt wurde. Die Abwesenheit des Königs von Preußen war ihnen ein erwünschter Vorwand, mit ihrer Meinungsäußerung zurückzuhalten; König Johann von Sachsen übernahm es, persönlich den König Wilhelm zum Besuche des Tages zu vermögen, erreichte aber selbstverständlich keine Sinnesänderung, und Bismarck wahrte in äußerst energischer Weise die Rechte seines Herrschers und des preußischen Staates. Jetzt wünschte Franz Joseph von seiten der Anwesenden die Annahme seines Systems der „leitenden Gedanken", und trotz mehrfacher Veränderungen fanden (31. August) dieselben im ganzen die Billigung fast aller erschienenen Fürsten. Durch ein gemeinsames Schreiben an König Wilhelm baten sie, den heilsamen Reformen zuzustimmen, d. h. Vorschläge zu billigen, welche ihn fast auf dieselbe Stufe stellten, wie den König von Bayern, und dem Kaiser von Österreich die Führung in Deutschland zuerkannten.

An der Spitze Deutschlands sollte ein Direktorium von sechs Mitgliedern stehen, dessen ständige Mitglieder Österreich, Preußen und Bayern waren; die drei andern Könige, die neun nächstgroßen Staaten, die neunzehn kleinsten hatten je ein wechselndes Mitglied zu stellen. Österreich behielt den Vorsitz, Preußen hatte die Stellvertretung. Bei Stimmengleichheit sollte die Bevölkerungszahl entscheiden. Im Bundesrat führten Preußen und Österreich je drei Stimmen, die übrigen fünfzehn Kurien je eine. Die Mitglieder des Delegiertenparlamentes (302) sollten in den Staaten, wo erste Kammern bestanden, zu einem Drittel aus diesen genommen werden. Das Parlament sollte nur alle drei Jahre zusammentreten, die Beschlüsse desselben bedurften der Genehmigung des Fürstentages.

Für das Ministerium Bismarck gab der offenbare Versuch, Preußens Stellung in Deutschland zu verkümmern, einen willkommenen Vorwand, das Abgeordnetenhaus aufzulösen. Es rechnete auf ein kräftiges Erwachen des angegriffenen preußischen Nationalgefühls aus dem Banne des doktrinären Verfassungsstreites, aber vergeblich: die Neuwahlen brachten der Regierung keine erhebliche Verstärkung. Bismarcks Politik zeigte sich in seiner Kritik der österreichischen Vorschläge schon in ihrer ganzen Klarheit und Kraft. Wäre die Fortschrittspartei nicht ganz und gar aufgegangen im Breittreten des Konflikts, in rechthaberischem Gezänk, so hätten ihr jetzt die Augen aufgehen müssen. Scharf und bestimmt forderte Bismarck jetzt unbedingte Gleichstellung mit Österreich und beharrte auf Errichtung eines wirklichen Volksparlamentes. Aber auch das verfing nicht: stumpf und gleichgültig bestand die Fortschrittspartei auf ihrem Schein und bezweifelte höhnisch die Aufrichtigkeit wenigstens der zweiten Forderung. Es war ein schwerer Stand für den König, der fest und unentwegt an seinem Werke festhielt, mit dem Ehre und Existenz Preu-

Digitized by Google

ßens verknüpft war; ein schwerer Stand auch für Bismarck, der einer Welt voll Hohn und Haß gegenüberstand, fest die Hand am Steuer und kühl die hochgehenden Wogen überblickend, die ihn umbrausten.

Aber der Umschlag war nahe: eine große nationale Aufgabe gab das preußische Volk sich selbst wieder, und der Blitz der Waffen zerteilte das Gewölk widrigen Haders, das die Köpfe und Herzen umnebelt hatte. Die Berechtigung und Notwendigkeit der Armeereorganisation aber sollte bald glänzend bewiesen werden.

Wie in allen anderen Hauptfragen gingen die Ansichten der Regierung und des Abgeordnetenhauses auch in Sachen des polnischen Aufstandes von 1863 auseinander. Bismarck begünstigte Rußland bei der Unterdrückung der Empörung, das Abgeordnetenhaus ereiferte sich kurzsichtigerweise für die Polen und befürwortete jetzt eine wohlfeile Revanche für die langjährigen Plackereien und Schädigungen, die Rußland im Grenzverkehr mit Preußen sich hatte zu schulden kommen lassen. Die Zukunft sollte auch hier beweisen, wie weit Bismarcks staatsmännischer Blick der dilettantischen Politik der Fortschrittspartei überlegen war.

3. Der deutsch-dänische Krieg (1864). Der Konflikt in Preußen.

Die politische Zerfahrenheit, welche in Deutschland herrschte, war natürlich den Feinden desselben zu gute gekommen und hatte insbesondere die Dänen ermutigt, in der Vergewaltigung der Herzogtümer Schleswig-Holstein weiter fortzuschreiten. Die Rücksichtslosigkeit, mit welcher Dänemark Schleswig gegenüber verfuhr und die berechtigten Ansprüche der holsteinischen Stände mißachtete, hatte schon mehrfach ein Einschreiten des deutschen Bundes nahe gelegt, und auch die preußische Regierung war wiederholt in Kopenhagen vorstellig geworden, sie müsse die Haltung Dänemarks als unvereinbar mit den Zusagen vom 29. Januar 1861 betrachten. Selbst die Großmächte, denen Dänemark das Londoner Protokoll verdankte, waren der Meinung, daß dieser Staat andre Wege einschlagen müsse, und England empfahl im Herbste d. J. 1862 sogar eine getrennte Verfassung für Dänemark, Schleswig, Holstein und Lauenburg. Statt dessen erließ der König, gedrängt durch die öffentliche Meinung und das eiderdänische Ministerium, ein Patent (30. März 1863), 1863
welches die völlige Einverleibung Schleswigs besagte. Aber auch Holstein und Lauenburg sollten so fest als möglich an den Gesamtstaat gekettet werden. Den Bestimmungen, welche über die Stellung Holsteins in einem Verfassungsentwurf für den Gesamtstaat getroffen wurden, versagte der Bund nicht allein seine Zustimmung, sondern drohte mit Exekution: aber im Vertrauen auf fremde, namentlich schwedische, Hilfe ließ das dänische Ministerium die bezüglichen Beratungen eröffnen. Der Bund beschloß nunmehr (1. Oktober 1863) die Exekution: der Exekutionsordnung gemäß hatte Dänemark bis zur förmlichen Einleitung des Verfahrens noch neun Wochen Bedenkfrist. Die Dänen blieben trotzig: am 13. November ward die Verfassung angenommen.

Digitized by Google

Zwei Tage darauf starb der König Friedrich VII. eines plötzlichen Todes; Herzog Christian (IX.) von Glücksburg, den das Londoner Protokoll zu seinem Nachfolger bestimmte, sah sich durch die öffentliche Aufregung ge-
1863 nötigt, die Verfassung zu bestätigen (18. November).

Diese Kunde rief sofort die höchste Aufregung in Deutschland hervor: allgemein forderte die öffentliche Meinung die Anerkennung des Herzogs Friedrich (VIII.) von Augustenburg, als des rechtmäßigen Erben von Schleswig und Holstein, der denn auch sofort den von seinem Vater geleisteten Verzicht als für ihn unverbindlich erklärte. Man erklärte die sofortige Einsetzung desselben als eine deutsche Ehrenpflicht und verlangte schleuniges und energisches Handeln von seiten der Regierungen, welche, die mitteldeutschen voran, jenem Fürsten geneigt waren. Der Herzog selbst hielt es für geraten, die in den Herzogtümern herrschende Aufregung, die sich in massenhaften Eidesverweigerungen kundgab, nicht durch sein Erscheinen zu vermehren, und wartete vorsichtigerweise in Gotha, wo er bei den Herzog Ernst Aufnahme gefunden, die Entwickelung der Dinge ab. Freilich griff er der Entscheidung vor, indem er, vom Großherzog von Baden bereits anerkannt, ein Ministerium berief und an die Bildung einer Freischar ging.

Die Entscheidung über die Sache schien bei dem deutschen Bunde zu liegen, an den sich auch der Dänenkönig gewendet hatte: hielt der Bund den jüngst gefaßten Exekutionsbeschluß aufrecht, so erkannte er damit zugleich den neuen König an. Sachsen beantragte die Exekution in Occupation Holsteins zu verwandeln, d. h. das Land bis zur Entscheidung der Erbfolge zu besetzen. Indes so einfach lagen in Wahrheit die Verhältnisse gar nicht: bei all den früheren Waffengängen hatte sich stets derselbe wenig erfreuliche Vorgang wiederholt, daß im entscheidenden Augenblick das Einschreiten neidischer Großmächte die Regelung der Frage in deutschem Sinne gehindert hatte. Es ging also gar nicht an, ohne Rücksicht auf die europäischen Mächte die Angelegenheit lediglich als eine deutsche zu behandeln, und zudem hätte man sich, falls man trotzdem diesen Weg beschreiten wollte, auf eine Aktion nur für Holstein beschränken müssen, da ja das Herzogtum Schleswig dem deutschen Bunde gar nicht angehörte. Diese Gesichtspunkte von vornherein in voller Klarheit richtig erkannt, sie allein zur Richtschnur einer mit unvergleichlicher Umsicht und klügster Berechnung durchgeführten Politik gemacht zu haben, ist das unsterbliche Verdienst Bismarcks, der mit berechtigtem Stolze nachher seine Lösung der schleswig-holsteinischen Frage als sein politisches Meisterstück bezeichnen durfte — ein Meisterstück, das in der That um so höher anzuschlagen ist, als es galt, bei seiner Durchführung einer Welt von Mißtrauen, Verdächtigung und offenem Widerspruch mit unerschütterlichem Mute Trotz zu bieten.

Da in dem Londoner Protokoll, wie die übrigen Mächte, so auch Preußen die Erbfolge des Herzogs Christian von Glücksburg für den dänischen Gesamtstaat anerkannt hatte, so gab es nur den einen Weg, eine Einmischung der europäischen Mächte zu hindern, daß man sich auf den Boden des Protokolls stellte und an der durch dasselbe

Digitized by Google

geregelten Erbfolgefrage zunächst nicht rüttelte. Bismarck hielt deshalb an der Rechtsverbindlichkeit des Protokolls fest und betonte, durch den Bruch desselben werde ein europäischer Krieg heraufbeschworen. Dagegen erkannte er in der Verfassungsfrage eine geeignete Handhabe, auf Grund des Londoner Protokolls gegen Dänemark einzuschreiten, das in der That mit der Novemberverfassung die Bedingungen desselben verletzt hatte. Würde die dänische Regierung, wie Bismarck ganz richtig rechnete, in gewohntem Trotze bei dieser Verfassung beharren, so war man in der Lage, das Londoner Protokoll als von den Dänen selbst zerrissen und auch seinerseits alle durch dasselbe übernommenen Verpflichtungen für null und nichtig zu erklären.

Vor allem galt es, ein Einverständnis mit Österreich zu erzielen, was um so leichter gelang, als auch diese Macht entschlossen war, am Londoner Protokoll festzuhalten und keinesfalls Preußen allein handeln zu lassen. So brachten denn Preußen und Österreich den sächsischen Antrag zu Fall und setzten vielmehr die Ausführung der beschlossenen Bundesexekution zur Wahrung der Rechte Holsteins durch, womit vorläufig die Erbfolge König Christians anerkannt wurde. Diese Stellungnahme erregte freilich in ganz Deutschland die größte Unzufriedenheit: die Ausschüsse der einander feindlichen deutschen Vereine (Reformverein und Nationalverein) vereinigten sich zu einer Erklärung gegen die Rechtsverbindlichkeit des Londoner Protokolls; einige Fürsten, wie der König von Bayern, folgten dem Beispiele des Großherzogs von Baden und erkannten den Augustenburger an. Österreich und Preußen behaupteten zum größten Mißvergnügen der großen Menge ihre Stellung, und so groß war in Preußen die Entrüstung über Bismarcks anscheinend undeutsche Politik, daß ihm das Abgeordnetenhaus in blinder Leidenschaft die Anleihe versagte, welche er in dieser kritischen Lage nachgesucht hatte. Man befreundete sich mit der Ansicht, auch ohne Mitwirkung der Großmächte die Herzogtümer zu befreien.

Wenn es nach den Wünschen aufgeregter Volksversammlungen, leidenschaftlicher Kammermajoritäten und popularitätssüchtiger Mittelstaaten gegangen wäre, so hätte jetzt Bismarck im Bunde mit Österreich einen europäischen Krieg zu gunsten der Herzogtümer vom Zaune brechen müssen. Da er dies nicht that und auch die Karten seiner weitsichtigen Politik nicht vor aller Augen offenlegte, so klagte ihn eine unzurechnungsfähige öffentliche Meinung des Verrates am „verlassenen Bruderstamme“ an.

So begrüßte man es denn mit Genugthuung, daß die Bundesexekution, die nunmehr ausgeführt wurde, Sachsen und Hannover übertragen worden war. Denn da die Dänen bei ihrem Einrücken (23. Dezember) unter 1863
Protest Holstein räumten, ließen die Befehlshaber der Exekutionstruppen alles zu, was zu gunsten des Herzogs geschah. Er erschien in Kiel und wurde zum Herzog ausgerufen. Scharf trafen im Bundestage die Gegensätze auf einander: zum erstenmal konnten die Mittelstaaten auf den Wogen der Popularität schwimmen und wohlfeil große Politik machen. Sie brachten alle Anträge zu Fall, durch welche Preußen und Österreich, die doch schließlich vor den Riß treten mußten, zur Besonnenheit mahnten, und so wurde denn auch

Digitized by Google

der öſterreichiſch-preußiſche Antrag, Dänemark ſolle aufgefordert werden, die Novemberverfaſſung, ſoweit ſie Schleswig betreffe, zurückzuziehen, widrigenfalls auch dieſes Land von Bundes wegen beſetzt werden würde, mit großer Majorität abgelehnt.

1864 Unbekümmert darum ſtellten die beiden Großmächte am 16. Januar an Dänemark das Ultimatum, die Verfaſſung binnen 48 Stunden zurückzunehmen. Als dies nicht geſchah, ſammelten ſich Ende Januar die preußiſch-öſterreichiſchen Truppen an der Eider, um auf Schleswig vorzugehen. Es waren im ganzen 57000 Mann, in drei Armeekorps gegliedert, deren erſtes (die 6. und 13. preußiſche Diviſion) von dem Prinzen Friedrich Karl, das zweite (nur Öſterreicher) vom Feldmarſchallleutenant von Gablenz, das dritte (eine preußiſche Gardediviſion) von dem General von der Mülbe befehligt wurde. Den Oberbefehl über das Ganze hatte man dem achtzigjährigen Generalfeldmarſchall Grafen von Wrangel übertragen, der, „einſt ein tüchtiger und ſchneidiger Reiterführer, durch das Alter an Weite und Schärfe des Blickes, Sicherheit des Urteils und Gleichmäßigkeit des Willens nicht eben gewonnen hatte“ und ſich der ihm geſtellten Aufgabe keineswegs gewachſen zeigte.

Generalfeldmarſchall Graf v. Wrangel, 1864 als Oberbefehlshaber im Kriege gegen Dänemark. — Nach dem Leben gezeichnet von W. Camphauſen (aus ſeinem Werke: „Ein Maler auf dem Kriegsfelde“ 1864).

Die Dänen, welche für den Kampf in Schleswig nur über etwa 40000 Mann verfügen konnten, hatten beſchloſſen, nicht die Eider-Übergänge zu verteidigen, ſondern ernſthaften Widerſtand erſt an dem Danewerk zu verſuchen, jener gewaltigen, durch tiefe Moräſte gedeckten Schanzenreihe, die ſich mehr als zehn deutſche Meilen weit von Schleswig aus nach Weſten und Oſten erſtreckte. Den Oberbefehl führte der tüchtige und im Feldzuge von 1850 in ausgezeichneter Weiſe bewährte General de Meza, dem in ſeiner Inſtruktion die Erhaltung der Armee, der einzigen, die Dänemark aufbringen konnte, als die wichtigſte aller Aufgaben bezeichnet war. Die Dänen hielten ihre Danewerkſtellung für unüberwindlich, und ſelbſt ein Napoleon meinte, die Deutſchen würden zwei Jahre lang ohne großen Erfolg vor ihren Wällen liegen können.

Der ebenſo einfache als geniale Operationsplan, den auf Befehl ſeines Königs General Moltke ausgearbeitet hatte, faßte denn auch die Bewältigung des Danewerkes nicht durch unmittelbarem Anſturm in der Front, wo vielmehr durch vorſichtige Demonſtrationen die Dänen beſchäftigt und feſtgehalten werden müßten, ſondern durch eine Umgehung in der öſtlichen Flanke ins Auge. Hier ſollte man die untere Schlei zu überſchreiten und ſo raſch als möglich Flensburg zu erreichen ſuchen, wodurch dann dem däniſchen Heere der Rückzug nach Norden und Oſten (zumal in die Düppelſtellung) verlegt, es vielmehr nach Weſten gedrängt und dort vernichtet werden könnte.

Wäre dieſer Operationsplan, der freilich dem Oberkommando nur zur Kenntnisnahme, nicht als bindende Vorſchrift mitgeteilt war, befolgt worden, ſo würde vorausſichtlich viel Mühe und Blutvergießen erſpart worden ſein.

image
not
available

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Freilich nahm Wrangel den Gedanken der Umgehung auf, machte aber gleich bei der Ausführung einen verhängnisvollen Mißgriff, indem er den Prinzen Friedrich Karl, statt auf die untere Schlei etwa bei Arnis und Kappeln, wo man kaum nennenswerten Widerstand gefunden haben würde, vielmehr auf den stark befestigten, anderthalb Meilen von Schleswig entfernten Übergangspunkt Missunde dirigierte, wo 9000 Dänen am 2. Februar ihre feste Stellung mit solcher Zähigkeit behaupteten, daß der Prinz das Gefecht abbrach und nach längeren Verhandlungen von Wrangel die Erlaubnis erwirkte, weiter unterhalb (bei Arnis oder Kappeln) den Übergang über die Schlei zu bewerkstelligen. Damit aber ging eine kostbare Zeit verloren, und als man am Morgen des 6. Februar auf einer rasch geschlagenen Pontonbrücke übersetzte, war von den Dänen weit und breit nichts mehr zu sehen. Inzwischen waren nämlich die Österreicher und die preußischen Garden, die ebenfalls am 1. Februar die Eider überschritten hatten, auf ihrem nordwärts gerichteten Marsche am 3. Februar auf die Dänen gestoßen, hatten die tapfer Widerstand leistenden bei dem Dorfe Jagel und dann bei Oberselk zurückgedrängt und im einmal erwachten Kampfeseifer sogar den Königshügel, eine im Schußbereich der ersten Schanzen des Danewerks gelegene kleine Anhöhe, unter harten Verlusten erstürmt. Statt also vorsichtig zu demonstrieren, war man dem Gegner energisch auf den Leib gerückt und schickte sich am 4. Februar sogar schon zur Beschießung des östlichen Flügels des Danewerks an. Da die preußischen Batterieen bald eine unerwartet verheerende Wirkung ausübten und zudem tragfähiges Eis den Sturm des Gegners über die die Schanzen deckenden Moräste ermöglichte, glaubte der dänische Oberbefehlshaber, durch sofortige Räumung des Danewerks das Heer retten zu müssen, um so mehr, als sich die dänischen Truppen tagszuvor zwar tapfer geschlagen, aber keineswegs nach Ausbildung und Zusammensetzung*) den preußisch-österreichischen Truppen gewachsen gezeigt hatten und überdies die Nachricht von dem Kampfe bei Missunde die Gewißheit gab, daß preußischerseits eine Umgehung beabsichtigt werde, der dort vereitelte Übergang aber an einer anderen Stelle leicht gelingen konnte. So faßte de Meza den durchaus gerechtfertigten Entschluß, so rasch als möglich abzuziehen, in der Nacht vom 5. zum 6. Februar wurden die Schanzen geräumt, und den verfolgenden Österreichern gelang es nur, am 6. Februar in einem glänzenden Gefecht bei Oversee die dänische Nachhut zu verlustreichem Kampfe zu zwingen. Dagegen konnten die inzwischen über die Schlei gesetzten Preußen unter Friedrich Karl die Dänen nicht mehr erreichen, die vielmehr unangefochten Flensburg passierten und den größten Teil ihres Fußvolks in die Halbinsel Sundewitt und die früher schon viel umstrittenen, neuerdings zu einem außerordentlich festen Bollwerk umgewan-

*) Sparsamkeitsrücksichten hatten die Dänen gezwungen, im Friedensstande nicht nur die Zahl der Offiziere und Unteroffiziere auf ein sehr geringes Maß zu beschränken, sondern auch die Dienstzeit der Soldaten auf 10 Monate herabzusetzen!

delten Düppeler Schanzen zu werfen vermochten. Ungehindert drangen freilich die Verbündeten, getreu den Plänen Moltkes, durch Besetzung möglichst ausgedehnter dänischer Gebietsstrecken dem Feinde seine Hilfsquellen abzuschneiden und ihn dadurch zur Nachgiebigkeit zu zwingen, nach Norden vor, zu Österreichs Mißvergnügen überschritten die preußischen Garden selbst die jütische Grenze, am 18. Februar ward Kolding besetzt. Diese Erfolge dämpften zwar noch immer nicht das Mißtrauen gegen die Politik Bismarcks, bewirkten aber eine Änderung in der Haltung der Mittelstaaten: mit dem Tode des Königs
1864 von Bayern (10. März 1864) verlor diese Gruppe ohnehin das hervorragendste Mitglied.

Jetzt hätten nur die europäischen Großmächte dem weiteren Fortschreiten der Verbündeten in den Weg treten können.

An Versuchen, die Unterzeichner des Londoner Protokolls gegen Preußen und Österreich in Harnisch zu bringen, hatte es nicht gefehlt, namentlich hatte England in seiner egoistischen Politik alle Anstrengungen gemacht, Rußland und Frankreich zum Einschreiten zu bewegen. Aber Rußland war noch mit den polnischen Dingen beschäftigt und schuldete Bismarck Dank für die Hilfe, die er ihm gerade in dieser Angelegenheit geleistet; Frankreich war durch die mexikanische Expedition an der Freiheit der Bewegung gehindert und hütete sich wohl, noch einen Krieg in Europa auf die Schultern des unzufriedenen Volkes zu laden.

Als zu London neue Verhandlungen eröffnet wurden, hatte sich die militärische Situation bereits fast entschieden. Nach einem siegreichen Gefecht am 17. März konnten sich die Preußen den Düppeler Schanzen nähern, am 7. April die Beschießung beginnen und am 18. April den Sturmangriff wagen. In unwiderstehlichem Anlauf wurden sie genommen, eine glänzende Waffenthat, bei der nach langer Zeit wieder der erste preußische General (von Raven) fiel und der wackere Pionier Klincke durch heldenmütige Aufopferung den Dank seiner Landsleute sich erwarb. So heftig war der Ansturm gewesen, daß sogar der Brückenkopf der nach Sonderburg auf der Insel Alsen führenden Brücke in die Hände der Angreifer fiel und somit das ganze schleswig-holsteinische Festland vom Feinde gesäubert war. Auf die Insel Alsen konnte man den Dänen nicht gleich folgen, doch ward Jütland bis zum Lym-Fjord eingenommen, bald fiel auch Fridericia in die Hände des österreichischen Generals Gablenz (29. April).

Am 22. April war der König von Preußen selbst unter seinen siegreichen Truppen erschienen, um ihnen seinen königlichen Dank zu bringen und den Einwohnern zu versichern, daß er „ihre Sache ausfechten" werde. Nun wußte man, daß Schleswig-Holstein nicht wieder dänisch werde. Der König ritt zu den eroberten Schanzen und hielt über die Düppelstürmer die Königsparade ab.

Nachdem am 11. Mai eine Waffenruhe auf vier Wochen (verlängert bis zum 26. Juni) geschlossen war, begannen die eigentlichen Beratungen der Londoner Konferenz, zu der auch der sächsische Minister v. Beust als Vertreter des deutschen Bundes gezogen war.

Digitized by Google

Beuſt verlangte die Anerkennung des Auguſtenburgers; Preußen und Öſterreich dagegen ſchlugen, obwohl Bismarck das Londoner Protokoll als durch den Krieg zerriſſen erklärte, in richtiger Spekulation auf die Hartnäckigkeit der Dänen, die Gründung eines ſelbſtändigen Staates Schleswig-Holſtein vor, der durch Perſonalunion mit Dänemark verbunden ſein ſollte. Die Berechnung traf ein: Dänemark lehnte ſelbſt dieſen Vorſchlag ab, und die Kriegführenden erhielten wieder freie Hand. Noch einmal verſuchte die elende engliſche Politik, Napoleon zum Kampfe für Dänemark aufzureizen, aber die beiden Mächte verſtändigten ſich

Ritt des Königs Wilhelm zu den eroberten Düppeler Schanzen mit dem Kronprinzen und Prinz Friedrich Karl am 22. April 1864. Nach dem Leben gezeichnet von W. Camphauſen (aus ſeinem Werke: „Ein Maler auf dem Kriegsfelde“ 1864).

nicht, die **Konferenz** ging, nachdem die deutſchen Vertreter jetzt viel weitergehende Forderungen geſtellt hatten (vollſtändige Loſtrennung von Dänemark und Vereinigung zu einem ſelbſtändigen Staate unter dem Auguſtenburger), am 26. Juni **erfolglos** auseinander.

Parade der Düppelſtürmer (genau in dem Anzuge wie am Morgen des Sturmes) vor König Wilhelm bei Apbüll am 22. April 1864. Nach dem Leben gezeichnet von W. Camphauſen (aus ſeinem Werke: „Ein Maler auf dem Kriegsfelde" 1864).

Sofort ſchritt die deutſche Heeresleitung — an Wrangels Stelle war der ſchneidige Prinz Friedrich Karl getreten — zum Angriff. Das gerühmte däniſche Panzerſchiff Rolf Krake konnte den kühnen **Übergang** der Preußen **nach der Inſel Alſen** nicht hindern. Am 29. Juni ward dieſe einge-

nommen; Gablenz und Vogel von Falckenstein besetzten Jütland bis zum Kap Skagen. Da die Dänen auch zur See keine nennenswerten Erfolge aufzuweisen hatten, nicht einmal die friesischen Inseln, wie Sylt und Föhr, behaupten konnten, vielmehr eine feindliche Landung befürchteten, knüpfte die dänische Regierung, nach dem Sturze des Eiderdänen-Ministers Monrad, Friedensverhandlungen an (12. Juli).

Ein kleines preußisches Geschwader hatte am 17. März 1864 bei Jasmund, der Ostseeküste Rügens, den Dänen kühn die Spitze geboten; der österreichische Admiral Tegetthoff hatte am 9. Mai bei Helgoland mit den Dänen ein weniger glückliches Zusammentreffen, das aber keine weiteren Folgen nach sich zog.

Der Wiener Friede (30. Oktober 1864) löste die drei Herzogtümer 1864
Schleswig, Holstein und Lauenburg völlig aus dem Verbande der dänischen Monarchie: Preußen und Österreich erhielten unbedingte Vollmacht, die Zukunft der abgetretenen Lande nach ihrem Gutdünken zu gestalten.

So stand Bismarck — denn er hatte es verstanden, Österreichs Maßnahmen nach seinem Willen zu leiten — im Herbste des Jahres 1864 auf der Höhe seines Erfolges, aber die liberale Partei in Preußen blieb noch unversöhnt; die Nachwahlen im Herbste fielen zu gunsten der Opposition aus, deren Spitzfindigkeit den unrühmlich verkleinerten leichten Sieg über den schwachen Gegner noch immer nicht als ein Zeugnis für die Vortrefflichkeit der Reorganisation gelten lassen wollte. Während in unbefangenen Kreisen des Volks unter dem erfrischenden Eindruck der kräftigen Politik und der Waffenthaten sich die Freude am Vaterlande und der monarchische Sinn wieder zu beleben anfingen, gelangte die Fortschrittspartei in ihrem Haß gegen das Ministerium zu dem abenteuerlichen Beschluß, nachträglich die Genehmigung der Kosten des siegreichen Krieges zu versagen. Als sie, lediglich in unfruchtbarer Prinzipienreiterei, entschieden nützlichen, für Deutschland vorteilhaften Anträgen Widerstand leistete — so einem Flottengründungsplan —, da wurden doch schon Bedenken gegen eine solche Oppositionspolitik um jeden Preis laut. Und wenn auch jetzt die Minister in berechtigtem Selbstgefühl weniger als je geneigt waren, der Opposition entgegenzukommen, wenn sie gegenüber aufsässigen Beamten und renitenten städtischen Behörden die Zügel immer straffer angezogen, was nicht ohne Mißstimmung abging, so mußten doch die Ehrfurchtsverletzungen, die aus dem Verhalten der Fortschrittspartei hervorgingen, den monarchisch gesinnten Teil der Bevölkerung endlich stutzig machen.

So verweigerten die städtischen Behörden in mehreren Städten des Rheinlandes, vor allem in Köln, jede Beteiligung an der Jubelfeier zum Andenken an die Vereinigung der Rheinlande mit Preußen: in Stettin lehnte man den Empfang des Kronprinzen ab, in Königsberg unterließ man am Königsgeburtstag die übliche Illumination und Ausschmückung der Stadt.

Natürlich konnte sich das Abgeordnetenhaus mit der Regierung auch über die Behandlung der schleswig-holsteinischen Frage nicht einigen, und so hätte dieser innere Konflikt auf Preußens auswärtige Politik, besonders Österreich

gegenüber, unheilvolle Rückwirkungen ausüben können. Allein auch Österreich war nicht frei von inneren Kämpfen und hatte seine Beliebtheit in den liberalen Kreisen Deutschlands durch sein Zusammengehen mit Preußen und die Mißachtung gegen die Mittelstaaten zum guten Teile eingebüßt.

Während Österreich sich vergeblich bemühte, das gute Einvernehmen mit den Mittelstaaten wiederherzustellen, machte sich in fast allen Teilen der Monarchie das lebhafteste Widerstreben gegen den Einheitsstaat geltend, auch Ungarn wollte von einem Ausgleich mit Österreich nichts wissen. Im September 1865 hob der Kaiser das Februarpatent von 1861 auf, die Ungarn, Tschechen und Slaven triumphierten, die Deutschen waren entrüstet. Das Ministerium Schmerling hatte dem Dreigrafenministerium (Mensdorff-Pouilly, Belcredi und Larisch) weichen müssen.

4. Die Entfremdung Österreichs und Preußens bis zum Ausbruche des Krieges von 1866.

Die inneren Zustände in Preußen und Österreich hinderten nicht zum kleinsten Teile die endgültige Regelung der schleswig-holsteinischen Frage. Denn gleich nach Beendigung des Krieges hatte sich herausgestellt, daß über das Schicksal der Herzogtümer die Ansichten Österreichs und Preußens weit auseinandergingen, und keinem einsichtigen Staatsmanne konnte es entgehen, daß die Freundschaft zwischen den beiden Großmächten nicht von ewiger Dauer sein, die vorübergehende Waffenbrüderschaft zu den schlimmsten Verwickelungen führen werde. Die verkehrte Haltung des Augustenburgers brachte es dahin, daß der Streit um sein schleswig-holsteinisches Erbrecht zur Veranlassung eines Kampfes wurde, welcher über Preußens und Österreichs Stellung in Deutschland endgültig entschied.

Nicht unbedingt zielten Bismarcks Pläne auf die Einverleibung Schleswig-Holsteins in den preußischen Staat, die ihm freilich wohl von Anfang an als zwar fernes, aber doch mögliches Ziel erschienen war. Er war zur Anerkennung des Augustenburgers bereit, falls derselbe sich zu stetem Zusammengehen mit Preußen verpflichten wollte; er beanspruchte außer einigen wichtigen Plätzen die militärische und diplomatische Oberhoheit für Preußen, das hier nicht einen neuen Kleinstaat von zweifelhafter Haltung entstehen lassen konnte.

Da Preußens und Österreichs Ansprüche lediglich auf dem Wiener Frieden beruhten, — denn wie hätte Christian IX. die Herzogtümer abtreten können, wenn sie rechtlich dem Augustenburger zustanden? — bestritt Bismarck im Gegensatz zu sechzehn Rechtsfakultäten die Erbberechtigung des Augustenburgers. Auch trat er, dem Beispiele andrer interessierter Fürsten folgend, für die bereits 1846 in einer Staatsschrift nachgewiesenen Erbansprüche seines Herrschers ein; nicht, weil er sie für unbestreitbar hielt, sondern um den Herzog zur Nachgiebigkeit zu bewegen.

Digitized by Google

Es muß hervorgehoben werden, daß die augustenburgischen Ansprüche thatsächlich nicht so unantastbar waren, als es der theoretischen Prüfung erschien. Das Gutachten der preußischen Kronsyndici wurde zwar als parteiisch bezweifelt, weil es ganz in Bismarcks Sinne ausfiel, stützte sich aber auf sehr gewichtige Motive, besonders den augustenburgischen Verzicht von 1852.

Der Widerstand des Herzogs — denn schon zur Zeit des Wiener Friedens hatte Preußen zum erstenmal mit ihm die Verhandlungen abbrechen müssen — fand seine Stütze in der Stimmung des Landes, in der öffentlichen Meinung Deutschlands, bald auch in der Haltung Österreichs. Graf Mensdorff verlangte schon Anfang Dezember die unverzügliche Einsetzung des Augustenburgers, weil er gemerkt hatte, daß Preußen für die Überlassung der Hegemonie in den Grenzmarken keinerlei Opfer bringen werde. Mindestens sollte Preußen für jenes Zugeständnis einen Teil von Schlesien abtreten. Daher begünstigte Österreich jetzt die Mittelstaaten, die im März 1865 von 1865
neuem die Einsetzung des Augustenburgers beantragten. Um diesen zur Seite zu drängen, trat Bismarck plötzlich mit großer Entschiedenheit für die Erbansprüche des Großherzogs von Oldenburg ein; wenn Österreich dieselben anerkenne, werde Preußen auf die Zugeständnisse verzichten, die man von dem Augustenburger forderte. Auch das lehnte Mensdorff ab, und im Juli 1865 nahm die Verwickelung eine ziemlich ernste Gestalt an. Bismarck, der Österreichs schwierige innere Lage kannte, ließ merken, daß er Preußens Forderungen nötigenfalls mit Waffengewalt durchsetzen werde; ratlos suchten die Mittelstaaten einem Ausbruch des Konfliktes zwischen den Großmächten vorzubeugen.

Die Gefahr steigerte sich indessen, als der preußische Civilkommissar in Schleswig, Herr von Zedlitz, mit seinem österreichischen Kollegen von Halbhuber in offenen Streit geriet, indem er die Ausweisung zweier augustenburgischer Agenten verfügte.

Beide Großmächte hatten indessen noch keine rechte Lust zum Kriege, schon wurde in Gastein, wenn auch nicht über eine definitive Auseinandersetzung, so doch über eine Vertagung des Streites verhandelt. Diese erfolgte am 14. August durch den Gasteiner Vertrag, der, ohne das gemeinschaft- 1865
liche Besitzrecht der beiden Großmächte aufzuheben, doch zunächst für Schleswig und Holstein eine getrennte Verwaltung einführte.

Preußen hatte fortan Schleswig, Österreich Holstein zu verwalten, Lauenburg wurde schon jetzt gegen eine Abfindung von 2½ Millionen dänischer Reichsthaler an Preußen überlassen. Da Preußen hinsichtlich seiner Hegemonie in den Nordmarken wesentliche Zugeständnisse erlangte, belohnte König Wilhelm Herrn von Bismarck durch die Erhebung in den Grafenstand.

Der Kieler Hafen blieb zur Verfügung Preußens, das überdies eine Eisenbahn und einen Kanal durch Holstein (Nordostseekanal) zu bauen Erlaubnis erhielt. Auch sollten die Herzogtümer in den Zollverein eintreten. — Der Gasteiner Vertrag, um dessen Zustandekommen sich hüben wie drüben nicht allein die Diplomaten, sondern auch hochstehende fürstliche Persönlichkeiten mühten, ward am 19. August in Salzburg bei einer persönlichen Begegnung des Kaisers und des Königs bestätigt.

Die Schleswig-Holsteiner und alle Freunde des Augustenburgers in Deutschland erhoben gegen den Gasteiner Vertrag Protest; doch war es für

die Sache des Prätendenten kein Vorteil, daß auch Frankreich und England sich gegen das Vorgehen der Großmächte aussprachen. Einen Erfolg hatten alle jene Proteste nicht; die Staaten, welche am Bunde bisher die Rechte des Augustenburgers verteidigt hatten, sahen die Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen ein und gaben sie im November 1865 nach einer ausdrücklichen Rechtsverwahrung auf.

Hatten Preußen und Österreich auch den Mittelstaaten gemeinsam gegenübergestanden, so war doch der Riß zwischen den beiden Großmächten nur künstlich verdeckt worden. Bismarck ließ die Eventualität eines Krieges mit Österreich nicht außer Augen und suchte sich für diesen Fall eines geeigneten Bundesgenossen zu versichern. Er dachte an Italien, mit dem schon vor dem Gasteiner Vertrag Verhandlungen gepflogen waren.

Das junge Königreich wünschte Venetien zu erwerben und ließ sich für die Zusicherung dieser Machterweiterung voraussichtlich gewinnen. Nur war es notwendig, für einen derartigen Plan die Zustimmung des mächtigen Napoleon zu erhalten. Nun war zwar zum großen Verdruße der italienischen Regierung der Gasteiner Vertrag geschlossen und damit auch der Plan eines Bundes gegen Österreich in weitere Ferne gerückt, gleichwohl aber betrieb Graf Bismarck sein Projekt in persönlichem Verkehr mit Kaiser Napoleon (zu Biarritz, im Oktober 1865), und auch das Verhältnis mit Italien gestaltete sich auf das freundschaftlichste. Am letzten Tage des Jahres 1865 erreichte Italien einen Handelsvertrag mit dem Zollverein, dessen Staaten sämtlich das junge Königreich anerkannten.

Immer näher rückte die Möglichkeit des Krieges. Der preußische Kommissar in Schleswig führte einen energischen Vernichtungskampf gegen die Anhänger des Augustenburgers, dessen Partei bei dem österreichischen Kommissar in Holstein, dem Herrn von Gablenz, einen Rückhalt fanden. Als es dieser verabsäumte, eine Massenversammlung zu gunsten des Herzogs zu verhindern (zu
1866 Altona, 23. Januar 1866), richtete Graf Bismarck an die österreichische Regierung eine scharfe Vorstellung, die, ebenso energisch beantwortet, das offene Zerwürfnis der beiden Mächte zur Folge hatte. Noch verneinte man in Berlin die Notwendigkeit eines Krieges, aber man traf seine Vorkehrungen und suchte nun von neuem die definitive Verständigung mit Italien. Diese stieß auf große Schwierigkeiten, vor allem verzögerte sie sich wegen des Mißtrauens, das der italienische Unterhändler Govone gegen die Ehrlichkeit der Absichten Bismarcks hegte. Dieser ließ jetzt die schleswig-holsteinische Frage gegen ein großartiges Bundesreformprojekt zurücktreten, für das er um Italiens Beistand warb.

Dazu kam, daß Italien nach dem Sturz des rumänischen Hospodaren Kusa Hoffnung schöpfte, auf friedlichem Wege Venetien zu erwerben, wenn es Rumänien Österreich zuwandte. Diese Aussicht schwand erst völlig, als die Rumänen am 20. April den Prinzen Karl von Hohenzollern zum Fürsten erwählten und dieser am 22. Mai die Regierung antrat.

Am 27. März endlich waren die Schwierigkeiten gehoben, ein Vertrag, wie ihn Bismarck wünschte, ward, wenn auch nur für die Zeit von drei

Monaten, geschlossen und von der italienischen Regierung genehmigt, nachdem sie sich der Zustimmung Napoleons vergewissert hatte. Zur kriegerischen Durchführung der Bundesreform, deren Notwendigkeit Graf Bismarck am 24. März allen deutschen Regierungen kundgethan, war Italiens Beistand gewonnen: es galt, die Frist von drei Monaten zu benutzen, darum ordnete die preußische Regierung schon am 28. März die Kriegsbereitschaft an, und schon am 9. April reichte der Bundestagsgesandte von Savigny in Frankfurt den preußischen Antrag auf Berufung eines deutschen Parlamentes ein — ein Antrag so kühn und großartig, daß er die Fortschrittspartei und die preußenfeindlichen Parteien im übrigen Deutschland geradezu verblüffte, dann aber von ihnen nach Kräften mit Mißtrauen und Spott bekämpft wurde.

In dem Rundschreiben vom 24. März hatte Graf Bismarck auseinandergesetzt, Deutschland sei in seiner bisherigen Verfassung keiner großen europäischen Krisis gewachsen und müsse, wenn keine Abhilfe geschaffen werde, dem Schicksale Polens verfallen.

Durch den Vertrag vom 27. März verpflichtete sich Italien, an Österreich den Krieg zu erklären, sobald Preußen zur Durchführung der Bundesreform die Waffen ergriffen haben werde. Keine der Mächte durfte zurücktreten, bevor Italien Venetien und Preußen einen äquivalenten Teil der österreichischen Monarchie erhalten hätte.

Für Österreich galt es, den Ausbruch des Krieges hinzuzögern, bis das preußisch-italienische Bündnis ablief, oder Italien durch ein Separatabkommen von Preußen abzuziehen. Dem ersteren Zwecke dienten Vorschläge zur Abrüstung; um das zweite durchzuführen, wandte sich das Wiener Kabinett an Napoleon und ließ vertraulich mitteilen, es sei zur Abtretung Venetiens bereit, wenn es sich durch preußisches Gebiet entschädigen könne und Italien von dem Bündnis zurücktreten wolle. Der italienische Gesandte Nigra geriet in arge Verlegenheit: mit echt romanischer Perfidie schlug er einen Kongreß vor, der sich so lange hinziehen ließ, bis der Vertrag mit Preußen erlosch, dann durfte Italien, ohne bundbrüchig zu werden, Venetien aus der Hand Napoleons annehmen; das verratene Preußen mochte zusehen, wie es allein fertig wurde.

Dieser Plan fand Napoleons höchsten Beifall. Er hatte in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit bisher keine so hervorragende Rolle gespielt, wie sie nach der öffentlichen Meinung in Frankreich der grande nation von Rechts wegen gebührte: jetzt bot sich die Gelegenheit, den Schiedsrichter in Europa zu spielen, ja vielleicht die französischen Rheingelüste zu verwirklichen. Geriet Bismarck ins Gedränge, so mußte er, schien es, die Kühnheit seiner Politik mit deutschem Lande zahlen. Während Deutschland von Waffen starrte — denn in der ersten Woche des Mai hatten Österreich, Preußen, Sachsen mobil gemacht, — regte Frankreich den Kongreßplan an, am 28. Mai erfolgte die Einladung von seiten der am Streite unbeteiligten Großmächte.

Es ist notwendig, an dieser Stelle einen Blick auf die Stellung zu werfen, welche der eigentliche Urheber der großen Bewegung, Graf Bismarck, um diese Zeit in Preußen und Deutschland einnahm. Die preußische Landtags-

Digitized by Google

session des Jahres 1866 hatte den Konflikt zwischen Regierung und Volksvertretung auf die Spitze getrieben und war am 23. Februar unter grellster Disharmonie geschlossen worden. Schon in Preußen fand Bismarcks deutsche Politik den heftigsten Widerstand der das ganze Land beherrschenden, unbekehrbaren Fortschrittspartei. Nur die royalistischen und konservativen Kreise, die sich zu vergrößern begannen, hielten treu zu dem Manne, dessen Größe und providentielle Mission für Preußen sie längst erkannt hatten. Alle übrigen verlangten den Frieden um jeden Preis, forderten die Entlassung des verhaßten Ministers, der jetzt als Störenfried der europäischen Ruhe erschien. Man empfahl in unpreußischer Schwachmütigkeit, die Grafschaft Glatz für Schleswig-Holstein dahinzugeben. Nur 65 altliberale Abgeordnete hatten den Mut, für die Bundesreform und, wenn es sein müsse, für den Krieg sich zu erklären (16. April, zu Halle).

Als einige Wochen später die städtischen Behörden von Breslau eine ähnliche patriotische Erklärung abgaben (15. Mai), hatte Graf Bismarck schon einen der verhängnisvollsten
1866 Tage seines Lebens hinter sich. Am 7. Mai feuerte ein jugendlicher Fanatiker, Julius Cohen, der Stiefsohn des flüchtigen Republikaners (von 1848) Karl Blind, in der Straße „Unter den Linden" aus unmittelbarer Nähe fünf Revolverschüsse auf den Staatsmann ab, der wie durch ein Wunder dem ihm zugedachten Tode entging.

In dem außerpreußischen Deutschland herrschte womöglich noch größere Wut gegen Bismarck und seine Politik. In den Mittel- und Kleinstaaten standen ihm feindliche Ministerien den Geschäften vor, seine Reformprojekte ruhten im Ausschuß des Bundestages. Die Bevölkerungen wimmerten nach Frieden, die Kammermajoritäten versagten in beinahe selbstmörderischer Befangenheit die Mittel zum Kriege. Das Schlimmste traute die blöde Masse dem Grafen zu: man glaubte, er habe sich mit Napoleon über die Abtretung des Saarbrücker Kohlenbeckens bereits verständigt.

Unbeirrt ging Bismarck seine Wege weiter. Es sind seine größten Tage, als er einer Welt von Unpopularität trotzte und ruhig dem entscheidenden Kampfe entgegenging. Er nahm es über sich, von Frankreich die beleidigendsten Vorschläge anzuhören — alles Land bis zur Mosel forderte der französische Botschafter Benedetti, — er nahm auch die Einladung zum Kongreß an. Er wußte gar wohl, daß derselbe keine Lösung bringen würde, er überließ es Österreich, ihn zum Scheitern zu bringen. Wirklich mußte Napoleon am 4. Juni bestätigen, der Kongreß sei erfolglos, das europäische Friedenswerk habe sich an den österreichischen Forderungen zerschlagen; acht Tage darauf erklärte er seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, daß sich Frankreich in dem bevorstehenden Konflikte neutral halten werde.

Österreich stellte den Antrag, keine der Kongreßmächte sollte sich vergrößern dürfen, d. h. für sich verlangte es an Stelle von Schleswig-Holstein und Venetien Schlesien. Auf diese Weise hätte Frankreich keinen Vorteil gehabt; für Österreichs Interessen einzutreten hatte Napoleon keinen Grund. Ihm schien es vorteilhafter, daß sich die deutschen Großmächte zerfleischten: war die eine durch ihre Siege, die andre durch ihre Niederlagen erschöpft, dann konnte Frankreich ein Machtwort sprechen.

Digitized by Google

Dem preußischen Minister konnte es nur erwünscht sein, daß Österreich durch seine Maßnahmen nunmehr den Ausbruch des Krieges beschleunigte. Das Wiener Kabinett übertrug nämlich (1. Juni) die Erledigung der schleswig-holsteinischen Frage dem Bunde und wies den österreichischen Kommissar in Holstein, Herrn von Gablenz, an, zum 11. Juni die holsteinischen Stände nach Itzehoe zu berufen. Daraufhin erklärte Bismarck, nach dem Bruche des Gasteiner Vertrages trete das frühere gemeinsame Besitzrecht („Kondominium") wieder in Kraft, befahl Manteuffel, in Holstein einzurücken, und stellte Gablenz frei, zur Mitbesetzung Schleswigs zu schreiten. Dieser verzichtete darauf und wich unter Protest auch aus Holstein, welches nun, ebenso wie Schleswig, dem Ober-Präsidenten von Scheel-Plessen unterstellt wurde. Die Ständeversammlung ward verhindert, auch der Prätendent verließ das Land.

Nun hatte Österreich aber gegen Preußens „Gewaltthat" am 9. Juni beim Bundestage feierlich Verwahrung eingelegt und die Mobilmachung aller nicht preußischen Bundeskorps beantragt. Trotz der Einwendungen des preußischen Gesandten von Savigny, der den Antrag für verfassungswidrig erklärte und daher sich der Abstimmung enthielt, wurde derselbe, angeblich mit 9 gegen 6 Stimmen, zum Beschluß erhoben. Nunmehr erklärte Savigny den Bundesvertrag für erloschen, übergab die preußischen Vorschläge für die Neugründung eines Bundes und verließ das Sitzungslokal.

Jetzt galt es, schleunig zu handeln und diejenigen Staaten, deren man zur Sicherung der militärischen Lage Preußens bedurfte, mit Güte oder Gewalt zur Allianz oder wenigstens zu unbedingter Neutralität zu bewegen. Hannover und Kurhessen, die zur Majorität gehörten, kamen zunächst in Frage, allenfalls auch Sachsen: an alle drei wurde am 15. Juni ein gleichlautendes Ultimatum gerichtet, welches die Wahl ließ zwischen dem Kriege oder der Abrüstung und Annahme der preußischen Reformvorschläge.

Obwohl Preußen in unmittelbarer Nachbarschaft der beiden erstgenannten Staaten über bedeutende Heereskörper verfügte, während weder Hannover noch Kurhessen auch nur vollständig gerüstet war, erklärte der mißleitete, von der Bedeutung des Welfenhauses benommene blinde König Georg (V.) von Hannover, dem Ultimatum nicht entsprechen zu können; der Kurfürst von Hessen wollte dasselbe nicht einmal entgegennehmen. Der erstere begab sich zur Armee, der letztere erwartete trotzig zu Wilhelmshöhe die weitere Entwickelung der Dinge. Er dirigierte seine Truppen südwärts nach Bayern, die Hannoveraner dagegen hofften, die bayrischen Streitkräfte würden rechtzeitig heranziehen, um mit ihnen gemeinsam die Preußen zu vertreiben.

5. Der Krieg von 1866.

Der Krieg begann, ohne daß es zwischen den feindlichen Großmächten zu einer förmlichen Kriegserklärung gekommen wäre. Dagegen wandten sich Kaiser Franz Joseph und König Wilhelm mit Manifesten an ihre Unterthanen (17. u.
1866 18. Juni 1866), um ihnen darzulegen, was für sie auf dem Spiele stand. Der Appell des Königs von Preußen an sein Volk verhallte nicht klanglos: er rief einen mächtigen Wiederhall wach in den Herzen aller Wohlgesinnten. Der innere Streit schwieg: wer hätte es in Preußen über sein Gewissen bringen mögen, zur Erniedrigung des Staates Friedrichs des Großen beizutragen!

Am schnellsten entschieden sich die Dinge gegenüber Hannover und Kurhessen.

Bereits am 17. und 18. Juni trafen die Preußen von Harburg und Minden aus in Hannover ein, General Vogel von Falckenstein übernahm die Verwaltung des Königreichs. Am gleichen Tage wurde Kassel durch Beyer besetzt, der Kurfürst als Gefangener nach Stettin abgeführt. Für den König Georg ward äußerst nachteilig, daß Herzog Ernst von Koburg-Gotha, auf die an alle norddeutschen Fürsten gerichtete Aufforderung hin, an den Operationen teilnahm und Eisenach besetzte; dadurch ward die Verbindungslinie der Hannoveraner und Bayern durchbrochen. Da sich der König Georg bei Göttingen mehr und mehr gefährdet sah, je enger die preußischen Heereskörper ihn zu umschließen begannen, faßte er den Entschluß, nach Süden den Durchbruch zu wagen, um sich mit den Bayern zu vereinigen.

Der nächste Weg von Göttingen nach Frankfurt führte durch Kurhessen, wo man freilich Gefahr lief, mit der Division Beyer zusammen zustoßen. Da aber die hannoverschen Generalstabsoffiziere mit Recht der Meinung waren, daß bei der mangelhaften Ausrüstung des von den Hülfsquellen der Heimat abgeschnittenen Heeres, bei der Unsicherheit der Verpflegung und vor allem bei der Knappheit der vorhandenen Munition, deren Ergänzung unmöglich war, der Truppe ernsthafte Gefechte nicht zugemutet werden könnten, so wurde am 20. Juni beschlossen, etwas weiter nach Osten auszubiegen, und in der That gelangte man völlig unangefochten über Heiligenstadt und Mühlhausen am 23. nach Langensalza. Von hier aus hätte König Georg in drei Meilen Gotha oder in nicht ganz vier Meilen am 24. Eisenach erreichen, und da damals jede dieser beiden Städte nur von 2000 Mann besetzt war, ohne besondere Schwierigkeit den Durchbruch nach Süden bewerkstelligen können. Dies war durch die fehlerhaften Anordnungen des Generals Vogel von Falckenstein ermöglicht, der, auf die Kunde von dem Abzug der Hannoveraner aus Göttingen, sich in die Meinung verrannt hatte, sie bei ihrem bedeutenden Vorsprunge doch nicht mehr erreichen zu können, vielmehr möglichst rasch seine Korps nach Frankfurt zu dirigieren strebte, um dort das achte Bundeskorps auseinander zu sprengen, und die wiederholt von Berlin an ihn ergangene Weisung, so rasch als möglich Truppen nach Gotha und Eisenach zu werfen, unbeachtet gelassen hatte. In Berlin aber hatte man mit solcher Bestimmtheit auf die Befolgung der Weisungen gerechnet, daß man schon am 23. die Hannoveraner völlig umstellt glaubte und entsprechend der vorherrschend versöhnlichen Politik, die damals noch an nichts weniger als den Sturz eines deutschen Fürstenhauses dachte, noch in letzter Stunde die Wiederaufnahme von Verhandlungen befahl, die zwar zu einer kurzen Waffenruhe führten, durch eine unglückselige Verkettung von Mißverständnissen aber erfolglos blieben.

Digitized by Google

Inzwiſchen aber hatte Moltke energiſch durchgegriffen, und infolge ſeiner nunmehr kategoriſchen Befehle hatte ſich die Sachlage bald derart verändert, daß im Lauf des 25. Juni in Eiſenach an 11000, am Abend desſelben Tages in Gotha etwa 8500 Mann verſammelt waren. Hätte daher Falckenſtein nach Abbruch der Verhandlungen am Morgen des 26. ſofort von allen Seiten den Angriff begonnen, ſo wäre unzweifelhaft ohne erheblichen Widerſtand die Waffenſtreckung der Hannoveraner erzwungen worden. Statt deſſen ließ er ſich durch die falſche Nachricht, daß die Bayern ſchon bei Vacha (vier Meilen von Eiſenach) ſtänden und das achte Bundeskorps im Vormarſch auf Gießen begriffen ſei, verleiten, abermals ſeine Inſtruktion (die auf unverzügliche Entwaffnung der Hannoveraner lautete) zu überſchreiten und ſich auf einen Kampf nach zwei Fronten einzurichten, indem er 18000 Mann unter den Generalen Göben und Beyer gegen die Bayern aufſtellte, dagegen für den Kampf gegen die Hannoveraner das auf 15000 zu bringende Korps Manteuffel, welches von Norden, und das 9000 Mann zählende Detachement Flies beſtimmte, welches von Süden her den Feind bedrängen ſollte. Da aber Manteuffel, der noch in Göttingen ſtand, zwei Tagemärſche bedurfte, um an den Feind zu gelangen, alſo vor dem 29. Juni nicht mitwirken konnte, ſo ſandte Falckenſtein an Flies den Befehl, zunächſt nicht anzugreifen, ſolange der Feind in Langenſalza ſtehe; wenn er aber aufbreche, ihm an der Klinge zu bleiben. Als nun die Hannoveraner, feſt entſchloſſen, in einer möglichſt günſtigen Defenſivſtellung das Eintreffen der Bayern zu erwarten, ihre nach Gotha vorgeſchobenen Truppen zurückzogen, griff General Flies am 27. Juni den, wie er annahm, abziehenden Gegner an. Nach anderthalbſtündigem Kampfe waren die wenigen noch in Langenſalza ſtehenden hannoverſchen Truppen über die Unſtrut zurückgeworfen und das rechte Ufer in preußiſchem Beſitz. Wohl ſah freilich General Flies jetzt ein, daß er nicht nur die Nachhut einer weichenden Armee vor ſich habe, aber ein durch die ſtechende Sonnenglut verurſachter Ohnmachtsanfall hinderte ihn, den Befehl zum Abbruch des Gefechts zu geben, während andrerſeits der hannoverſche Kommandierende, General von Arentsſchild, nunmehr die numeriſche Schwäche des Gegners gewahrend, bald nach 1 Uhr mit geſamter Macht zur Offenſive überging und nach erbittertem Kampfe das preußiſche Häuflein zum Rückzug zwang. Freilich waren auch die hannoverſchen Truppen durch die Anſtrengungen des Kampfes und der Hitze ſo hart mitgenommen, daß die Infanterie ſchon bald nach vier Uhr die Verfolgung einſtellte, während die hannoverſche Kavallerie in hartnäckigen Attacken, die freilich an den feſt geſchloſſenen preußiſchen Vierecken erfolglos abprallten, vergebens die Auflöſung des zurückgehenden tapferen, meiſt aus Landwehren beſtehenden preußiſchen Korps zu vollenden ſuchte. Erſt eine Meile vor Gotha nahm der Kampf gegen halb ſieben Uhr ein Ende. Sieger und Beſiegte waren aufs höchſte ermattet, die Hannoveraner nicht einmal zum Marſche, geſchweige denn zu erneutem Gefecht fähig. Einen mehrtägigen Waffenſtillſtand, den man General Flies anbot, lehnte dieſer, der raſch ſeine kleine Truppe wieder geordnet hatte, ab, und als nun — auf den noch am Abend des 27. an Falckenſtein, Göben und Manteuffel von Berlin aus ergangenen Befehl — am Morgen des 28. von allen Seiten her die preußiſchen Heerſäulen endlich ſich in Marſch ſetzten, war für die von doppelter Übermacht umſchloſſenen Hannoveraner, die kaum noch für ein Gefecht Munition, nur noch für einen Tag Lebensmittel hatten, jeder Widerſtand hoffnungslos.

Am 29. Juni wurde die Kapitulation geſchloſſen, welche die Beſtimmung über das Los der Truppen dem König von Preußen anheimſtellte. Die Armee wurde aufgelöſt, dem König Georg, dem Kronprinzen und ihrem Gefolge volle Freiheit des künftigen Wohnorts außerhalb des Königreichs Hannover zugeſtanden. Auch Kurheſſen war in preußiſchen Händen, ebenſo Sachſen, deſſen Heer freilich Zeit gefunden hatte, ſich mit den Öſterreichern zu vereinigen.

Um dieselbe Zeit, wo der Welfenherrlichkeit ein Ende bereitet war, hatten die preußischen Truppen, die gegen Österreich bestimmt waren, bereits in Böhmen ihre ersten, wie sich bald zeigen sollte, fast entscheidenden Erfolge aufzuweisen. Ermöglicht wurden dieselben vor allem durch das Genie des preußischen Generalstabschefs H. von Moltke, dann aber auch durch die Planlosigkeit der Feinde, die Unfähigkeit ihrer Generale und die Unzulänglichkeit des österreichischen Oberanführers Benedek.

Hellmuth K. B. Freiherr von Moltke, geb. am 26. Oktober 1800 zu Parchim in Mecklenburg-Schwerin, trat im Jahr 1822 aus dem dänischen in den preußischen Heerdienst, in dem er es 1858 zum Chef des Generalstabes der Armee brachte. Ein Mann von größter Einsicht, festestem Willen und imponierender Ruhe, hatte er im schleswig-holsteinischen Kriege nicht nur mit der Ausarbeitung des erwähnten Operationsplanes, sondern auch als Generalstabschef des Prinzen Friedrich Karl Beweise seiner außerordentlichen Leistungsfähigkeit gegeben.

In weitausgedehnter Linie stand Mitte Juni das preußische Heer an der österreichisch-sächsischen Grenze von Torgau bis Neiße: die Linie konnte erst verkürzt werden, als Sachsens Stellung zweifellos geworden war und dies Land besetzt werden durfte. Herwarth von Bittenfeld mit der „Elbarmee" hatte den rechten Flügel der Aufstellung, an ihn lehnte sich die „Erste Armee" des Prinzen Friedrich Karl, die („Zweite") Armee des Kronprinzen bildete den linken Flügel. Es waren gegen 260000 Streiter, denen die Österreicher etwa an Zahl gleichkamen. Als gemeinsames Ziel aller drei Armeen bezeichnete Moltke Gitschin in Böhmen, und da Benedek die Preußen erst in diesem Lande zu vernichten gedachte, durften sie ungehindert die Gebirgspässe durchschreiten.

Verhältnismäßig am leichtesten glückte es der Elbarmee, vorwärts zu kommen, auch gewann sie bald Fühlung mit der gleichfalls unaufhaltsam vorrückenden Armee des Prinzen Friedrich Karl. Nach den Gefechten von Turnau (26. Juni), Podol, Hühnerwasser und Münchengrätz (28. Juni) zog sich der österreichische General Clam Gallas nach Gitschin zurück, wo er Verstärkungen erwartete. Statt dessen erschienen unter von Tümpling und von Werder Brandenburger und Pommern der ersten Armee und zwangen Clam Gallas zum Rückzug. Um diesen ungestört zu bewerkstelligen, opferte er die Sachsen in der Stadt Gitschin, die noch spät in der Nacht (des 29. Juni) erstürmt wurde.

Nach dieser Schlacht erst gewann die erste Armee Fühlung mit der des Kronprinzen, welche den schwersten Stand gehabt hatte. Nach den heißen Tagen von Trautenau (27. u. 28. Juni), Nachod und Skalitz (27. u. 28. Juni), Schweinschädel (29. Juni), waren am 30. Juni alle Hindernisse glücklich überwunden; die drei Korps, welche sich gesondert durch das schwierige Gelände hatten durcharbeiten müssen, waren einander nahe und nun auch, wie erwähnt, in Fühlung mit der Ersten Armee. Wenn der berühmte Kriegsplan Benedeks etwa darin bestand, die Armee des Prinzen Friedrich Karl zu vernichten und nach Sprengung des Centrums die beiden andern auf-

Digitized by Google

zureiben, so mochte er sich beeilen: er konnte es jeden Augenblick mit allen drei Heeren zu thun bekommen.

Die Armee des Kronprinzen mußte drei Pässe benutzen, den von Trautenau und Eipel (beide im Aupathale) und den von Nachod. Bonin (mit dem rechten Flügel) nahm am 27. Trautenau, ward aber wieder das Plateau hinuntergeworfen und ging ohne Not bis an die Grenze zurück. Am 28. wetzten die Garden unter Hiller von Gärtringen die Scharte wieder aus, indem sie von Eipel aus in den Rücken von Gablenz' rechtem Flügel gelangten und Trautenau zum zweitenmale nahmen. Steinmetz mit dem preußischen linken Flügel drängte den Feind am 27. von Nachod nach Skalitz (an der Aupa) und erzwang auch hier den Durchweg. Der Erzherzog Leopold, der den am 27. geschlagenen Ramming abgelöst hatte, zog sich auf Josephstadt zurück. Steinmetz folgte ihm nicht, sondern rückte nach dem Gefecht bei Schweinschädel nach Königinhof, wo auch die Garden unter Prinz August von Württemberg eintrafen.

Da der größte Teil der österreichischen Korps in dem kurzen Feldzuge nur Niederlagen erlitten hatten, mithin die Überlegenheit der preußischen Truppen, denen die bessere Schulung und das Schnellfeuer des Hinterladers (des Zündnadelgewehres) vortrefflich zu statten kam, sowie der preußischen Führung feststand, riet Benedek selbst (1. Juli) seinem Kaiser, durch den Friedensschluß der unausbleiblichen Katastrophe vorzubeugen. Auch auf preußischer Seite war man überzeugt, daß die Entscheidung nahte: der Sitte preußischer Könige gemäß hatte sich König Wilhelm am 29. Juni von Berlin zum Heere begeben und den Oberbefehl übernommen; am 2. Juli traf er in Begleitung von Bismarck und Moltke zu Gitschin ein.

Die österreichische Armee formierte sich in den beiden ersten Tagen des Juli auf dem Gelände zwischen Bistritz und Elbe, welche einander parallel von Norden nach Süden fließen. Im Rücken hatte Benedek die Festungen Josephstadt und Königgrätz: sicherte ihn der Elbfluß vor einer Umgehung, so mußte er ihm für den Fall eines Rückzuges äußerst hinderlich werden. Auf preußischer Seite war ursprünglich beabsichtigt, daß die Erste Armee (Prinz Friedrich Karl) am 3. Juli eine Rekognoszierung über Sadowa nach Königgrätz, die Zweite (des Kronprinzen) auf dem östlichen (rechten) Elbufer eine solche nach Josephstadt machen sollte: in der Nacht änderte man den Plan, und der Kronprinz erhielt die Weisung, am westlichen Elbufer vorzustoßen, während Prinz Friedrich Karl den Feind über Sadowa an die Elbe drängen wollte, Herwarth wurde gegen den linken Flügel der feindlichen Aufstellung dirigiert. So begann am Morgen des 3. Juli die Entscheidungsschlacht von Sadowa oder Königgrätz.

Benedek nahm seinen Standpunkt auf der Höhe von Lipa; zu seiner Linken, im Holawalde und an den Bistritzübergängen von Sadowa, stand das Korps Gablenz, zu seiner Rechten, auf dem Berge von Chlum gegen den Swiepwald hin, Erzherzog Ernst. Dies war das Centrum. Den linken Flügel bei Nechanitz, Prim und Problus bildeten namentlich die Sachsen, den rechten Flügel die Korps Festetics und Thun. Diesen lag namentlich ob, den Kronprinzen abzuwehren, wenn derselbe wirklich eingreifen sollte.

Durch die Schwierigkeiten, welche der von Gewitterregen aufgeweichte Boden dem Marsche entgegenstellte, wurde das Anrücken des Kronprinzen, der obendrein vom Schlacht-

felde weiter entfernt war, als Prinz Friedrich Karl, erheblich verzögert, und so geriet die (Erste) Armee des letzteren trotz anfänglicher Erfolge in eine schwierige Lage. Sadowa und die südlicheren Bistritzübergänge waren in den ersten Stunden des Kampfes genommen worden, aber im Hola- und Swiepwalde gerieten die Preußen in arge Bedrängnis: aller Heldenmut, den namentlich Franseky im Swiepwalde bewies, schien vergeblich zu sein. Um Mittag wurde die Situation immer schwieriger, denn als die Spitzen der kronprinzlichen Armee sich zeigten, noch unbemerkt von den Preußen, machte Benedek eine Hauptanstrengung, bei Sadowa durchzubrechen. Schon erwog man auf preußischer Seite den Plan, die Infanterie zurückzunehmen, und traf die nötigen Vorkehrungen, da erscholl die Freudennachricht, der Kronprinz sei zur Stelle. Nun wurde der Kampf wieder aufgenommen. Zu gleicher Zeit (2 Uhr) nahm Herwarth auf dem linken feindlichen Flügel den Sachsen Prim und Problus ab, während der Kronprinz auf dem rechten die Höhe von Chlum und das Dorf Rosberitz eroberte. Das letztere Dorf ward zwar wieder verloren, aber nun avancierte die ganze preußische Schlachtreihe, die Garde erstürmte auch Lipa, — da war der Feind geschlagen, die Verfolgung begann. Der greise König, an der Spitze einiger Kavallerieregimenter, nahm selbst an der Verfolgung teil, bis ihn seine Umgebung zwang, sein Leben nicht länger den feindlichen Geschossen auszusetzen. Gegen 8 Uhr traf er erst den Kronprinzen, der, tief erschüttert, aus den Händen des königlichen Kriegsherrn den höchsten militärischen Orden, „pour le mérite", empfing. Der Verlust der Österreicher an Toten und Verwundeten war doppelt so groß als der der Preußen (8800 Mann und 359 Offiziere), außerdem büßten sie 24000 Gefangene, 174 Geschütze und 11 Fahnen ein.

Mit dieser Schlacht war der Feldzug entschieden. Die Bitte des Generals Gablenz um einen Waffenstillstand ward abgeschlagen, unaufhaltsam drangen die Preußen vor, um in Wien den Frieden zu diktieren. In dieser Not verfiel das österreichische Kabinett auf ein Auskunftsmittel, welches der undeutschen Politik dieses Staates durchaus würdig war. Franz Joseph trat dem Kaiser Napoleon Venetien ab und bat ihn um seine Vermittlung. Auf diese Weise sollte zunächst Italien vom Bunde mit Preußen abgezogen werden: erhielt es Venetien aus Napoleons Hand, so waren seine Wünsche gestillt, und es hatte kein Interesse an dem Kriege mehr. Allerdings durfte es dem Vertrage vom 8. April gemäß nicht einseitig Frieden schließen, aber es konnte als entschuldigt gelten, wenn es von Napoleon gezwungen wurde.

Da die Italiener bereits eine Hauptschlacht gegen den österreichischen Erzherzog Albrecht verloren hatten (bei Custozza den 22. Juni) und ihre Kriegführung darauf einen hohen Grad von Lässigkeit und Unlust zeigte, mochte Österreich hoffen, daß die italienische Regierung auf eine so bequeme Erwerbung gern eingehen würde, wenngleich ihre Ehre dabei hart ins Gedränge kam.

Durch den einseitigen Friedensschluß mit Italien wäre Österreich zunächst in den Stand gesetzt worden, alle seine Truppen auf den nördlichen Kriegsschauplatz zu werfen: weitere Hoffnungen knüpften sich an die Vermittlung, die man außerdem dem Kaiser Napoleon anbot. Lehnte Preußen die französische Vermittlung ab, oder ließ es sich die Vorschläge Napoleons nicht gefallen, dann mußte die große Nation eine solche Frechheit und solchen Trotz blutig ahnden und ihre gekränkte Ehre auf dem Schlachtfelde wiederherstellen. So zielte Österreichs Absicht darauf, Frankreich zum Kriege gegen Preußen zu hetzen.

Aber die österreichischen Voraussetzungen trafen großenteils nicht zu. Preußen hütete sich wohl, Napoleon durch eine schroffe Zurückweisung seiner Vermittlung zu beleidigen, nur erklärte der König, er müsse der Zustimmung

König Wilhelm in der
Gemalt von
(Mit Genehmigung der Photog

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

r Schlacht bei Königgrätz.
n G. Bleibtreu.
aphiſchen Geſellſchaft zu Berlin.)

Digitized by Google

UNIV OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Italiens vorher sicher sein und Österreich müsse gewisse Hauptforderungen im voraus bewilligen. Eine ähnliche Erklärung gab die italienische Regierung ab, welche es doch ehrenrührig fand, unter Preisgabe ihres Bundesgenossen sich Venetien von Napoleon schenken zu lassen. Nun erst recht ermannte sie sich auf militärischem Gebiet zu energischerem Vorgehen.

Gleichwohl war die Lage Preußens nicht ungefährlich. Siegte im französischen Kabinett die Kriegspartei, so mußte man jedenfalls darauf gefaßt sein, an der Donau und am Rhein zugleich Krieg zu führen. War Österreich auch zur Not durch Italien in Schach zu halten und hatte der Krieg gegen das schlecht gerüstete Frankreich keine üblen Aussichten, so rückte das fast schon sichere Resultat des bisherigen Krieges doch wieder in weite Ferne. Glücklicherweise waren einige der Minister Napoleons nicht der Meinung, daß Frankreich jetzt schlagfertig sei und demgemäß große Worte machen dürfe; sie hielten es für zweckmäßiger, wenn für jetzt nur kleine Gebietsabtretungen gefordert wurden: in nicht zu langer Zeit werde man Gelegenheit haben, in Süddeutschland von neuem den Hebel anzusetzen. Mit größter Vorsicht und überlegener Klugheit behandelte Graf Bismarck die französischen Vergrößerungsgelüste; ohne sich auf Versprechungen einzulassen, schonte er sie rücksichtsvoll. Den Forderungen, welche Napoleon in Hinsicht auf Österreich, Dänemark, die Mittelstaaten stellte, gab er soweit nach, als kein wesentliches Interesse ins Spiel kam; dagegen wußte er den Preis, um dessen willen der Krieg im Grunde unternommen war, die Neugestaltung Deutschlands unter preußischer Führung und unter Ausschluß Österreichs, mit Festigkeit zu behaupten.

Bismarcks weitsichtige Politik erkämpfte jetzt einen stillen, aber großen Sieg. Weise wußte er heißspornigen Gelüsten zu widerstehen, er erhielt sich Österreich für künftige Freundschaft, indem er auf jede Gebietsabtretung verzichtete und auch Sachsen, mit dem Kaiser Franz Joseph stehen und fallen wollte, schonte. Er gestand den Staaten südlich des Maines das Recht zu, einen Sonderbund zu schließen, und er war bereit, im nördlichen Schleswig eine Volksabstimmung stattfinden zu lassen, bei der die Wünsche des dänischredenden Teils der Bevölkerung zum Ausdruck und zur Berücksichtigung gelangen sollten. Aber anderseits sollte Österreich aus dem Bunde treten, Preußen die Eroberungen in Norddeutschland behalten, einen Norddeutschen Bund stiften und sich auch mit den süddeutschen Staaten verbünden dürfen.

Als die Verständigung über die Hauptpunkte zwischen Preußen und Frankreich erfolgt war, ließ sich ersteres zu einem fünftägigen Waffenstillstand bereit finden (22. Juli), um sich mit Österreich auseinanderzusetzen. Es war vorauszusehen, daß diese Verhandlungen den Frieden zur Folge haben würden, falls Frankreich nicht noch in letzter Stunde seine Stellung änderte; denn während die Diplomatie arbeitete, war die preußische Heeresleitung nicht unthätig geblieben: schon erblickten preußische Truppen die Fenster der österreichischen Hauptstadt; ebenso hatten Österreichs mittelstaatliche Verbündete, schlecht geführt und im Felde unglücklich, bisher nur Niederlagen aufzuweisen.

Die erste Folge der Schlacht von Königgrätz war die Einnahme von Prag (6. Juli). Am 13. Juli befand sich das preußische Hauptquartier schon in Brünn, am 15. wurde

der Abmarsch des Erzherzogs Albrecht, der das Oberkommando übernommen hatte, bei Tobitschau gestört. Dadurch sah sich Benedek genötigt, alle seine Truppen auf das linke Ufer der March zu ziehen und auf weitem Umwege über Preßburg auf Wien zu marschieren. Gegen den 20. Juli hin lagerten die Elbarmee und die des Prinzen Friedrich Karl auf dem Marchfelde, eine Meile von Wien, zu dessen Schutze bei Florisdorf Schanzen angelegt waren. Die österreichische Armee stand hinter der Donau vor Krems bei Preßburg in einer Ausdehnung von 20 Meilen. Am 22. lieferte Fransecky mit Teilen des 4. Armeekorps (von der Armee des Prinzen Friedrich Karl) bei Blumenau vor Preßburg dem General Gablenz ein siegreiches Gefecht, das durch den Eintritt des Waffenstillstandes abgebrochen wurde.

Die Truppen der süddeutschen Staaten bestanden aus 45000 Bayern unter dem Oberbefehle des altersschwachen Prinzen Karl von Bayern und dem achten Bundesarmeekorps, welches der Prinz Alexander von Hessen befehligte. Es fehlte diesen Streitkräften vor allem an Einheitlichkeit der Aktion, und so waren ihnen die preußischen Generale der „Mainarmee" mit ihren an Zahl schwächeren Truppen im Felde weit überlegen. Die Generale von Göben, von Manteuffel und von Beyer schlugen die Bayern vom 4.—10. Juli bei Dermbach, Hünfeld, Kissingen, Hausen und Hammelburg, dann die Hessen und Österreicher bei Laufach und Aschaffenburg; am 16. Juli zog Vogel von Falckenstein in Frankfurt ein, von wo der Bundestag einige Tage zuvor entwichen war. Falckenstein legte der preußenfeindlichen Stadt eine Kontribution von sechs Millionen Gulden auf; Manteuffel, dem an seiner Stelle der Oberbefehl übertragen wurde — Falckenstein wurde zum Generalgouverneur von Böhmen ernannt — erhöhte die Kontribution auf 25 Millionen Thaler. Aus Verzweiflung gab sich der Bürgermeister Fellner den Tod — sehr voreilig, denn die Forderung wurde nachträglich zurückgezogen. Am 21. Juli begann eine neue Reihe von Kämpfen.

Zu Nikolsburg, wo König Wilhelm seit dem 17. Juli sein Hauptquartier genommen hatte, wurden am 26. Juli Friedenspräliminarien unterzeichnet. Die Bedingungen waren wesentlich die, welche vorher der französischen Vermittelung gegenüber zugestanden waren. Österreich und Sachsen retteten ihre Integrität, dagegen wurden Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt bedingungslos an Preußen ausgeantwortet; die Selbständigkeit der Mittelstaaten Süddeutschlands blieb gewahrt; aber militärisch waren sie für den Augenblick preisgegeben: die Wohlthat des Waffenstillstandes sollte ihnen allen erst vom 2. August an auf ihr Gesuch gewährt werden; bis dahin durften die Preußen ihren Siegeszug fortsetzen, den sie am 21. Juli begonnen hatten.

Der Kampf zog sich jetzt besonders in die Taubergegend, in blutigen Gefechten wurden die süddeutschen Bundestruppen bei Hundheim und Werbach (23., 24. Juli), bei Tauberbischofsheim, bei Helmstadt und Roßbrunn (25.) geschlagen. Am 27. eröffnete Manteuffel die Beschießung des Marienberges, der Citadelle von Würzburg. Die Lage der Bayern wurde jetzt besonders dadurch gefährdet, daß ein neues Heer, das sogenannte „Zweite Reservekorps" über Sachsen (Leipzig, Altenburg) durch das Fichtelgebirge in Franken eingerückt war. In Eilmärschen erreichte es am 31. Juli Nürnberg, wo die Preußen (unter dem Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg) und Mecklenburger von seiten der protestantischen Einwohner aufs freundlichste aufgenommen wurden.

Es war der preußischen Heeresleitung bei der Fortsetzung des Krieges in Süddeutschland weniger um Siege über die deutschen Brüder, als darum zu thun gewesen, einen möglichst großen Teil von Bayern zu besetzen: auf diese

Digitized by Google

Weise ließ sich auf die Friedensverhandlungen ein heilsamer Druck ausüben. Als jenes Ziel erreicht war, wurde den süddeutschen Staaten am 2. August (Baden erst am 3. August nach Bildung des nationalgesinnten Ministeriums Mathy) der Waffenstillstand gewährt. Bei den Friedensverhandlungen mit den süddeutschen Staaten sollte Napoleon noch einmal in den Vordergrund treten dürfen: an ihn nämlich wendeten sich bittflehend alle süddeutschen Regierungen mit Ausnahme des patriotischen Großherzogs von Baden. Wie sehr irrten sich die unpatriotischen Fürsten in ihrem Beschützer! Da Napoleon sah, daß er für seine „wohlwollende" Neutralität von seiten Preußens keinen Lohn zu erwarten habe, verlangte er von Bismarck die Abtretung der bayrischen Rheinpfalz und des rheinischen Hessen mit Mainz. Da Bismarck nichts davon wissen wollte, ja eine französische Kriegsdrohung verlachte, hielt Napoleon es für das geratenste, den Rückzug anzutreten. Um seine Niederlage nicht offenkundig einzugestehen, erklärte er, sein Minister des Auswärtigen habe seine Vollmachten überschritten, und entließ ihn; seine Vergrößerungsgelüste richteten sich nun auf Luxemburg und Belgien; Bismarck verstand es trefflich, ihn wie früher hinzuhalten, ja wegen Belgiens düpierte er den Kaiser völlig.

Die perfide Politik Napoleons hatte die gute Wirkung, daß jetzt auch den süddeutschen Diplomaten über die französische Regierung die Augen aufgingen; auf Bismarcks Vorschlag erklärten sie sich zu vorläufig im strengsten Geheimnis gehaltenen Trutz- und Schutzbündnissen bereit, kraft deren im Kriegsfalle der König von Preußen auch die Oberleitung der süddeutschen Truppen erhielt. Da dieser Erfolg von weit größerer Wichtigkeit war, als weite Gebietsabtretungen oder umfassende Geldentschädigungen, wurden den süddeutschen Staaten keine allzugroßen Opfer in dieser Beziehung zugemutet. Nur Hessen-Darmstadt wurde etwas schärfer angefaßt und mußte die Landgrafschaft Hessen-Homburg herausgeben (20 Quadratmeilen), preußische Besatzung in Mainz aufnehmen und sich zum Eintritt in den norddeutschen Bund verpflichten.

Die Bundesverträge mit Württemberg, Baden, Bayern stammen vom 13., 17., 22. August: diese Staaten zahlten acht, bezw. sechs und dreißig Millionen Gulden als Kriegskostenentschädigung.

Der definitive Friede mit Österreich wurde zu Prag am 23. August 1866 1866 unterzeichnet: an Kriegskosten hatte es nur 20 Millionen Thaler zu zahlen, weitere 20 Millionen wurden auf rückständige Kriegskosten des schleswig-holsteinischen Krieges und die seit Juli geleistete Verpflegung der preußischen Truppen angerechnet. Bis Ausgang Oktober wurden auch mit den übrigen größeren und kleineren Gegnern der Friede geschlossen; am längsten wehrte sich Sachsen gegen die ihm gestellten Zumutungen, und der König erwog ernstlich, ob er nicht lieber abdanken, statt in den verhaßten Nordbund eintreten solle. Endlich sah er die Fruchtlosigkeit weiteren Widerstandes ein (21. Oktober) und mußte sich zu einem Abkommen verstehen, das Sachsen in diplomatischer, politischer und militärischer Beziehung der Selbständigkeit so ziemlich beraubte.

Sachsen zahlte zehn Millionen Thaler Kriegskosten, verpflichtete sich, sein Heer den Bestimmungen des Norddeutschen Bundes gemäß umzuformen, und überließ bis zur Ausführung dieser Reform das Besatzungsrecht im Lande (Dresden ausgenommen) den Preußen. Es mußte dem Norddeutschen Bunde beitreten und auf besondere diplomatische Vertretung im Auslande verzichten.

Die Einverleibung des Königreichs Hannover, des Kurfürstentums Hessen, des Herzogtums Nassau und der freien Stadt Frankfurt erfolgte, nachdem der Landtag seine Zustimmung gegeben (20. September), in mehreren königlichen Patenten.

In seinem Aufrufe an die Bevölkerung von Hannover durfte der König von Preußen getrost die alte Wahrheit aussprechen: „Nur Deutschland hat gewonnen, was Preußen erworben." Er gab sich der Hoffnung hin, daß die deutschen Stämme dies erkennen und für die Segnungen ihres neuen Unterthanenverhältnisses ein offenes Auge haben würden. Noch vor Schluß des Jahres wurde auch die Besitzergreifung Schleswig-Holsteins, sowie der von den süddeutschen Staaten abgetretenen Gebietsteile vollzogen.

So ging Preußen vermehrt um 1308 Quadratmeilen mit über 4 Millionen Einwohnern aus dem siegreichen Kampfe hervor. Nun war es die einzige leitende Großmacht in Deutschland geworden: besser abgerundet als bisher, konnte es hoffen, seinen geschichtlichen Beruf würdig zu erfüllen, von Norddeutschland aus der gesamten Nation ein Schirm und Hort gegen alle seine Feinde zu werden.

6. Die nächsten Folgen der preußischen Siege. Die Luxemburger Frage.

So heilsam der Ausgang des Krieges für Deutschland und die Nation war, läßt es sich begreifen, daß im Norden wie im Süden zunächst mancher Schmerz, große Bitterkeit zurückblieb: nur von der alles heilenden Zeit war zu erhoffen, daß sie solches Leid lindern, solche Wunden vernarben lassen würde. Und dann war Deutschland doch, wie es schien für lange Zeit, in Nord und Süd streng geschieden: die Trutz- und Schutzbündnisse mit den süddeutschen Staaten waren noch unbekannt. Indes ließ sich nicht leugnen, daß die Neugestaltung Deutschlands leichter vollzogen und ein solider, einheitlicher Bau neu errichtet werden konnte, wenn man nicht gezwungen war, von vornherein auf die Willensmeinungen der süddeutschen Mittelstaaten Rücksicht zu nehmen.

Für eine zukünftige Überbrückung des Mains aber war viel daran gelegen, welchen Gang die innere Entwickelung Preußens nehmen würde; der Staat, welcher die Hegemonie in Deutschland ausüben wollte, durfte nicht an inneren Konflikten kranken, Regierung und Volksvertretung mußten gemeinsam bemüht sein, durch Beseitigung des Zwistes die jetzt doppelt notwendige Eintracht wiederherzustellen. Dazu war schon, bevor der Friede zwischen den Kriegführenden geschlossen war, ein heilkündender Anfang gemacht worden, das preußische Volk hatte sich wiedergefunden. Wie war es denkbar, daß nach

Digitized by Google

den frischen, fröhlichen Thaten das alte, feindselige, rechthaberische Gezänk wieder erhoben werden konnte! Die Neuwahl der Abgeordneten, unter dem Eindruck der ersten Siege vollzogen, hatte die Zusammensetzung der Volksvertretung wesentlich geändert, die unversöhnliche Fortschrittspartei war auf 70—80 Stimmen zusammengeschmolzen. Die Regierung hatte sich hochherzig – wie manche meinten, in fast zu entgegenkommender Weise — entschlossen, die Hand zur Versöhnung zu bieten. In der Thronrede erkannte der König an, daß die Ausgaben der letzten Jahre der formell gesetzlichen Grundlage entbehrt hätten; am 13. August suchten die Minister die „Indemnität" für diese Ausgaben nach. Am 3. September ward sie im Abgeordnetenhause mit großer Majorität, am 8. September im Herrenhause einstimmig erteilt. So sehr war bei allen Einsichtigeren der frühere Groll gegen den Grafen Bismarck geschwunden, daß ihm selbst die beantragte Dotation anstandslos bewilligt wurde. Die alte Fortschrittspartei, die soviel gesündigt hatte, löste sich bis auf einen Bruchteil auf und es entstand aus den versöhnlichen Elementen die nationalliberale Partei.

Die neue Gruppe stellte sich die Aufgabe, die nationale Politik des Grafen Bismarck energisch zu unterstützen, im Innern aber das Panier des Liberalismus hochzuhalten und nötigenfalls Opposition zu machen. So drohte bei der Etatsberatung für das Jahr 1867 der alte Streit noch einmal aufzulodern; glücklicherweise wurde er durch einen geschickten Vermittelungsantrag wieder ausgelöscht, und die Einigkeit war nach Annahme des Etats (18. Dezember) zum Heile des Vaterlandes hergestellt.

Auch in den neuen Provinzen wußte Graf Bismarck die unvermeidliche Unzufriedenheit mit der neuen Ordnung der Dinge zu dämpfen, indem er den neuen Landesteilen ein beschränktes Maß von Selbstverwaltung gewährte und (durch Provinzialfonds) für ihre lokalen Bedürfnisse sorgte. Am schwierigsten waren die Frankfurter und Hannoveraner, von denen die letzteren im Namen ihres angestammten Welfenhauses in so staatsgefährlicher Weise bearbeitet wurden, daß die preußische Regierung dem Exkönig schließlich (März 1868) die Mittel zu weiterer Agitation zu entziehen beschloß; ebenso erging es dem Kurfürsten von Hessen.

König Georg war mit sechzehn Millionen Thalern abgefunden, — d. h. dem Zinsgenuß dieses Kapitals — obwohl er nicht förmlich auf den Königsthron verzichtet hatte; er schürte die Mißstimmung, unterstützte das Entweichen von Militärpflichtigen, aus denen in Frankreich eine Art Welfenlegion gebildet wurde. Nach Einstellung der Zinsenzahlung an den König wurde mit den disponiblen Geldern die ministerielle Presse in den neuen Gebieten unterstützt. (Reptilienfonds: die Presse sollte die Reptilien, die den neuen Staat belauerten, bis in ihre Höhlen verfolgen.)

Noch vor dem Schluß des Jahres 1866 wurden in Berlin von Vertretern der verbündeten Staaten die Verhandlungen über die neue Verfassung des Norddeutschen Bundes eröffnet und führten nach vielen schwierigen Debatten am 7. Februar zu einer ungefähren Verständigung. Der König von Preußen hatte als erblicher Bundespräsident die ausübende Gewalt, gebot nun unumschränkt über Bundesheer und Bundesflotte. Die Gesetzgebung stand

dem Bundesrat und dem Reichstage zu. Für die wichtigsten Verwaltungszweige, wie Zoll- und Steuerwesen, Handelssachen u. s. w. wurden fünf Ausschüsse eingesetzt.

Der Verfassungsentwurf bestand aus 71 Artikeln, deren letzter die Anbahnung einer Einigung mit Süddeutschland verhieß. — Im Bundesrate (zusammen 43 Stimmen) hatten Preußen 17 Stimmen, Sachsen 4, Mecklenburg-Schwerin und Braunschweig je 2, die übrigen Staaten je eine Stimme.

Nunmehr wurde der Entwurf dem Norddeutschen Reichstage vorgelegt, der, hervorgegangen aus allgemeinen direkten Wahlen (12. Februar), am
1867 24. Februar 1867 eröffnet ward. Die Zusammensetzung des Reichstages, in welchem die Konservativen zahlreich vertreten und die Nationalliberalen namentlich durch Mitglieder aus den neuen Provinzen verstärkt waren, ließ einen günstigen Ausgang erhoffen. Dennoch fehlte es bei der Schwierigkeit der Aufgabe nicht an lebhaften Meinungsverschiedenheiten, die sich namentlich auf die Gewährung von Diäten und die Heeresstärke bezogen. Aber schließlich half der patriotische Sinn der Versammlung über alle Fährlichkeiten hinweg, und der Verfassungsentwurf wurde am 17. April auch von seiten der Regierungen angenommen. Nun hatten sich noch die einzelnen Landesvertretungen zu äußern: nur Waldeck lehnte ab, in Preußen machte die Fortschrittspartei vergeblich Opposition. Am 1. Juli trat die Verfassung in Kraft. Graf Bismarck ward Bundeskanzler; am 31. August fanden die Wahlen für den auf den 10. September festgesetzten ersten ordentlichen Reichstag des Norddeutschen Bundes statt.

Da Bismarck im weiteren Verlaufe seiner Amtsführung immer mehr darauf angewiesen war, das Einvernehmen mit der nationalliberalen Partei zu pflegen, so hätte der Mangel an Liberalismus, den man der preußischen Regierung früher immer in Süddeutschland vorzuwerfen pflegte, einer Annäherung nicht mehr hindernd im Wege gestanden. Allein außer in Baden hatte der Norddeutsche Bund hier noch keine treuen und aufrichtigen Freunde. Viele der „Großdeutschen" konnten sich dazu nicht entschließen, schon jetzt von Österreich abzusehen, wo Graf Beust, ein eingefleischter Gegner Bismarcks, die Leitung der Geschäfte übernahm. Indessen hatte der Gedanke eines Südbundes, der in einem Gegensatze zu Preußen stehen sollte, auch keine eigentlichen Gönner: vielmehr verschloß man sich der Einsicht nicht, daß die süddeutschen Staaten, unter einander irgendwie geeint, doch den Anschluß an Preußen suchen müßten.

Es war noch etwas Unfertiges in den deutschen Dingen, und so kam es, daß die preußische Regierung trotz einer entschieden nationalen Stimmung, die sich selbst in Bayern bekundete, Frankreich gegenüber eine Konzession machen mußte, die mit Recht als eine, wenn auch nur vorübergehende, Demütigung der Nation betrachtet wurde.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Frankreich im Jahr 1866 nicht diejenige Stellung behauptet hatte, welche es seit längerer Zeit für sich beanspruchen zu dürfen glaubte.

Die preußischen Siege wurden als eine Schmach für Frankreich empfunden: was auch Napoleon that, um die neuerlichen Veränderungen in Deutschland als vorteilhaft für Frankreich darzustellen, die öffentliche Meinung ließ sich nicht beruhigen, sie rief nach „Rache für Sadowa"; die Staatsmänner der Opposition, wie Thiers, schilderten mit den düstersten Farben die Lage Frankreichs, das offenbar im politischen Niedergange begriffen sei. Daß die Regierung kein reines Gewissen hatte, bewies sie dadurch, daß noch im Jahre 1866 eine umfassende Armeereorganisation eingeleitet wurde: Frankreich war eben im Jahre 1866 nicht aktionsfähig gewesen.

Napoleon mußte irgend etwas thun, um die öffentliche Meinung zu beruhigen und durch irgend einen Erfolg auf dem Gebiete der auswärtigen Politik das Ansehen Frankreichs wiederherzustellen. Dazu bot sich eine günstige Gelegenheit. Durch die Auflösung des deutschen Bundes war das Großherzogtum Luxemburg unabhängig geworden: der König von Holland, mit dessen Staat das undeutsche Ländchen durch Personalunion verbunden war, legte auf den Besitz desselben keinen Wert, und die Königin, eine ausgesprochene Preußenfeindin, suchte Luxemburg dem französischen Nachbar zuzuwenden. Eine derartige Erwerbung durfte Preußen so ohne weiteres nicht zugeben: einstweilen hatte es in der starken Festung, welche ein wichtiges Ausfallthor gegen Deutschland abgeben konnte, eine Besatzung, auch gehörte Luxemburg zum Zollverein.

Ohne Zweifel hatte Napoleon, als er diesen Dingen näher trat, auf die Preußenfeindlichkeit der Südstaaten und Österreichs gerechnet. In Bezug auf Bayern, wo gerade jetzt (18. März) mit bewußter Absicht das Geheimnis der Augustbündnisse bekannt gegeben wurde, hatte er sich aber entschieden verrechnet: es erklärte, treu zu Deutschland stehen zu wollen; Österreich war jedenfalls noch nicht wieder in der Lage, einen größeren Krieg zu wagen. Im norddeutschen Reichstage aber, wo am (1. April) eine Interpellation (R. v Bennigsen) über die Luxemburger Frage gestellt wurde, zeigte sich der lebhafteste Widerstand gegen die französischen Vergrößerungsgelüste.

Dennoch glaubte Graf Bismarck nicht, um Luxemburgs willen alles eben Errungene auf das Spiel setzen zu sollen. Er nahm den österreichischen Vermittlungsvorschlag an, daß Frankreich auf den Ankauf, Preußen auf das Besatzungsrecht in Luxemburg verzichten solle. Auf einer Konferenz (11. Mai 1867) wurde der Streit in diesem Sinne beigelegt. Wurden auch die Festungswerke in Luxemburg geschleift, übernahmen auch die europäischen Großmächte die Gesamtbürgschaft für die Neutralität des Ländchens, so blieb doch im deutschen Nationalgefühl eine unbehagliche Empfindung zurück. Das hochmütige Franzosenvolk war aber von neuem mit dem Bewußtsein seiner politischen Überlegenheit erfüllt worden.

Die Gesamtgarantie war wenig wert, da England sehr bald erklärte, es betrachte sich nicht gebunden, sowie einer der Unterzeichner von dem Londoner Vertrag zurücktreten würde. Das konnte von seiten Frankreichs jeden Tag geschehen.

7. Deutschland, Preußen und Österreich von 1867—1870.

Die nächsten Jahre vergingen unter mannigfachen Bestrebungen und Gegenbestrebungen, welche die Beförderung oder Beeinträchtigung der deutschen Einheit zum Ziele hatten, zum Teil auch das Verhältnis zu Österreich betrafen.

Besonders suchte der bayrische Minister Fürst Hohenlohe für Verständigung zwischen Österreich einerseits, den einzelnen Südstaaten und dem Nordbunde anderseits eine passende Form zu finden. Aber diese Versuche, welche Graf Bismarcks staatsmännischer Blick von vornherein für fruchtlos hielt, scheiterten an der Abneigung Österreichs, das über den Prager Frieden nicht hinausgehen wollte. Auch war Fürst Hohenlohe gleich seinem

württembergischen Kollegen, dem Freiherrn von Varnbüler, eifrigst bemüht, den Anschluß des Südens an den Nordbund derartig zu gestalten, daß die Selbständigkeit der süddeutschen Mittelstaaten im weitesten Umfange gewahrt werde, ein Bestreben, in dem er besonders auf den Widerstand der opferwilliger gesinnten badischen Regierung stieß.

Unter diesen Umständen war es von höchster Bedeutung, daß Graf Bismarck auf einem andern Gebiete, auf dem Preußen nur Siege aufzuweisen hatte, einen neuen Erfolg errang, der sich für die Einigung von Nord und Süd höchst förderlich erweisen konnte. Es galt, den Zollverein, der nach dem Kriege wieder in Kraft getreten war, aber zum 1. Januar 1868 ablief, zu erneuern. Graf Bismarck legte nun den Plan eines Zollbundesrates und Zollparlamentes vor, welchen beiden die gesamte Zollgesetzgebung in Deutschland zu übertragen sein würde. Süddeutsche Mitglieder sollten zu dem Zwecke zu dem Bundesrate und dem Reichstage des Nordbundes treten. Nicht ohne Bedenken wurden diese Vorschläge nach kurzen Beratungen von seiten der Re-
1867 gierungen genehmigt (8. Juli 1867). Auch die Volksvertretungen verhielten sich zustimmend, wenngleich alle Feinde Preußens sich zu gemeinsamem Widerstande gegen diese wirtschaftliche Einigung zusammenthaten, welche doch offenbar die Vorbotin der politischen Einheit war. Daß diese Bestrebungen nicht erfolglos waren, sollte nachmals der Ausfall der Wahlen zum Zollparlament nur zu deutlich beweisen.

Der Austausch der Ratifikationen in Sachen des Zollparlamentes erfolgte am 6. November 1867; die Augustbündnisse von 1866 wurden gleichzeitig von neuem bekräftigt.

Eine Bedrohung der Neugestaltung Deutschlands lag auch in der innigen Freundschaft zwischen Österreich und Frankreich. Zwar hatte König Wilhelm bei Gelegenheit der französischen Weltausstellung in Paris Napoleons Gastfreundschaft genossen, allein sein Besuch war ein Akt politischer Courtoisie, der nichts Ernstliches auf sich hatte. Anders verhielt es sich mit dem Besuch, den Napoleon nebst seiner Gemahlin am 18. August dem österreichischen Kaiserpaar in Salzburg abstattete, um ihm sein Beileid über das traurige Ende des Erzherzogs Maximilian (erschossen zu Queretaro als Kaiser von Mexiko) zu bezeugen. Man vereinigte sich über alle Hauptpunkte der Politik, natürlich auch über das Verhalten, das Preußen gegenüber zu beobachten sei. Freilich hatte auch König Wilhelm mit Kaiser Franz Joseph im Herbste d. J. 1867 zu Ems eine Zusammenkunft, aber innigere Beziehungen wurden durch dieselbe nicht geknüpft: Preußen mochte vor Österreich auf der Hut sein, zumal auch Napoleon schon wieder von „dunkeln Punkten am politischen Horizont" fabelte.

Wenig erfreulich war auch die Zusammensetzung des ersten Zollparlaments, welches alle süddeutschen Gegner Preußens nach Berlin führte: „lieber französisch, als preußisch" war in Württemberg die Parole gewesen, und ein Württemberger (Probst) schämte sich nicht, im Zollparlament vor einer Erweiterung der Kompetenzen zu warnen, weil sich dann das Ausland einmischen könne. Graf Bismarck fertigte diesen Patrioten unter dem Beifall der Versammlung mit den Worten ab, der Appell an die Furcht finde

Digitized by Google

keinen Wiederhall in deutſchen Herzen. Aber gleichwohl ſchien es nicht ſo, als werde aus dieſen Beratungen und den nüchternen, geſchäftsmäßigen Verhandlungen der beiden nächſten Seſſionen (1868 und 1870) ein nennenswerter politiſcher Erfolg im Sinne der Nationaleinheit hervorgehen.

Zudem feierte in Württemberg der Kampf gegen die „Verpreußung“ weitere Triumphe, und am 25. Februar 1870 mußte in Bayern der immerhin noch leidlich nationalgeſinnte Miniſter Hohenlohe dem Grafen Bray-Steinburg weichen, welcher dem Anſchluß an den Nordbund entſchieden widerſtrebte. — Auf dem Gebiete des Militärweſens erfolgte freilich um dieſelbe Zeit in Württemberg ein Umſchlag, indem der nationalgeſinnte Oberſt von Suckow das Kriegsminiſterium erhielt und die Entfernung des Miniſters v. Golther durchſetzte, welcher der eigentliche Günſtling der preußenfeindlichen „Volkspartei“ war.

Graf Eulenburg, Miniſter des Innern.

Graf Bismarck am Miniſtertiſch im Norddeutſchen Reichstage 1868.

Nach dem Leben gezeichnet von L. Pietſch.

So war denn abzuwarten, ob der Norddeutſche Bund in ſich erſtarken und im Falle einer Bedrohung des Geſamtvaterlandes den Süden nach ſich

Digitized by Google

ziehen könne, oder ob die Machinationen des Grafen Beuſt der gedeihlichen Entwickelung der Einheit einen Riegel vorſchieben und Öſterreich zur Wiedergewinnung ſeines früheren Einfluſſes in Deutſchland befähigen würden.

In Öſterreich ſelbſt vollzog ſich zunächſt der Ausgleich mit Ungarn, deſſen Forderungen faſt ausnahmslos bewilligt wurden (Anfang 1867). Der Kaiſer ließ ſich am 8. Juni feierlich in Ofen krönen, zahlreiche Gnadenerweiſe gewannen Franz Joſeph die Sympathie der Bevölkerung. Noch vor Ablauf des Jahres wurde die Verwaltung des „cisleithaniſchen“ Reiches von der des „transleithaniſchen“ (Ungarns) geſchieden. Die Ungarn inkorporierten ohne Rückſicht auf hiſtoriſches Recht das ſiebenbürger Sachſenland in das Magyarenreich und wußten auch den Widerſtand der Kroaten zu beſiegen. Im cisleithaniſchen Reiche dagegen herrſchte noch eine mannigfaltige Gärung, die teils durch die katholiſche Geiſtlichkeit, teils durch die nationalen Parteien in den Einzellandtagen, beſonders im böhmiſchen, hervorgerufen wurden. Finanzielle Verlegenheiten vermehrten den Wirrwarr. Bis zum Anfang des Jahres 1871 ſchwebte die Entſcheidung, ob der Dualismus mit Hilfe der verfaſſungstreuen deutſchen Reichstagsmehrheit erhalten bleiben oder Öſterreich mit Hilfe der Polen und Tſchechen in einen lockeren Bundesſtaat umgeſtaltet werden ſolle.

Auszug zum Kampf.

Relief am Sockel des Nationaldenkmals auf dem Niederwald. Von Schilling.

8. Der deutſch-franzöſiſche Krieg von 1870/71.

Seit dem Prager Frieden lag der Krieg zwiſchen Frankreich und Preußen in der Luft: die Franzoſen mußten ſich geſtehen, daß der Einfluß ihres Kaiſers auf die Neuordnung Deutſchlands ein ſehr unbedeutender geweſen war, das „Preſtige“ der „Großen Nation“ eine erhebliche Einbuße erlitten hatte. Ja, man fühlte ſich bereits — nicht ganz mit Unrecht — aus der tonangebenden

Digitized by Google

Stellung im europäischen Konzert verdrängt, und zumal in den Reihen des französischen Offizierkorps, das mit Ingrimm nun seinen stolzen Kriegsruhm durch die glänzenden Waffenthaten der verhaßten Preußen verdunkelt sah, wurde der Ruf „Rache für Sadowa" (revanche pour Sadowe) laut und lauter. Gleichwohl konnte sich Napoleon in den nächsten Jahren noch nicht dazu entschließen, die Feindseligkeiten, die er für unausbleiblich hielt, zu beginnen; nahm er zuweilen, wie in der Luxemburger Frage, eine herausfordernde Haltung an, so vermied er doch nicht minder wie die preußische Regierung das Äußerste. Er wollte abwarten, bis die im Jahr 1866 begonnene Reorganisation seiner Armee vollendet sei und eine möglichst sichere Gewähr für das Gelingen eines Krieges mit dem waffentüchtigen Norddeutschen Bund geben könne. Auch ließ sich im Laufe der Zeit vielleicht ein völliges Einverständnis mit Österreich erzielen; am guten Willen dazu fehlte es dem preußenfeindlichen Grafen Beust gewiß nicht, nur daß auch er zu entschiedenen Schritten sich nicht entschließen durfte, bevor nicht im Kaiserstaat selbst alle inneren Schwierigkeiten gehoben waren.

So war, wenn auch Zündstoff genug aufgehäuft schien, im Sommer 1870 ein Anlaß zu unmittelbarer Kriegsbefürchtung nicht vorhanden, und der Präsident des ersten liberalen kaiserlichen Ministeriums in Frankreich, Emile Ollivier, mochte immerhin seine ehrliche Überzeugung aussprechen, wenn er am 30. Juni im Gesetzgebenden Körper erklärte, der Friede sei niemals gesicherter gewesen und man könne, wohin man auch blicke, nirgends eine Frage entdecken, die vielleicht Gefahren in sich trage. Er übersah eben in seiner Kurzsichtigkeit, daß die eigentliche Gefahr in den mißlichen inneren Zuständen Frankreichs lag, wo die der Bismarckschen Politik gegenüber davongetragenen Mißerfolge im Verein mit dem unglücklichen Ausgange der abenteuerlichen mexikanischen Expedition das Ansehen des Kaisers schwer erschüttert hatten. Gar leicht konnte hier eine Lage eintreten, welche dem Kaiser gar keine Wahl mehr ließ, sondern ihm — auch ohne bestimmte Aussicht auf ein österreichisches oder italienisches Bündnis — den Krieg aufnötigte. Wenn die Opposition in Frankreich, die bisher nur wenige, aber bedeutende Männer umfaßte, an Ausdehnung oder Intensität zunahm, wenn die Unzufriedenheit mit dem Cäsarentum im Volke sich steigerte, wie anders, als durch einen populären Krieg vermochte er dann den wankenden Thron zu stützen? Um einen äußeren Anlaß zum Kriege brauchte man nicht verlegen zu sein. Empfand die französische Eitelkeit schon die preußischen Siege auf den böhmischen Schlachtfeldern als Beleidigungen, so ließ sich der geringfügigste Vorgang, wenn er nur eine Art von Handhabe bot, zu einem casus belli aufbauschen. So diente denn im Jahr 1870 der Versuch, den spanischen Thron durch einen Prinzen aus dem fürstlichen Hause Hohenzollern zu besetzen, zum Vorwand, um dem langgehegten Rachegefühl des französischen Volkes Befriedigung zu gewähren.

Nach der Vertreibung der Königin Isabella (1868) hatten die Spanier vergebliche Versuche gemacht, eine neue Staatsordnung zu begründen; als sie sich zur Wieder-

herstellung des Königtums entschlossen, fand sich niemand geneigt, den spanischen Thron einzunehmen.

Endlich richteten die spanischen Unterhändler ihr Augenmerk auf den Erbprinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen, der damals im besten Mannesalter stand, in glücklicher, mit Kindern gesegneter Ehe lebte, gut katholisch, mit einer ganzen Anzahl der regierenden europäischen Herrscherfamilien — auch der napoleonischen! — verwandt oder verschwägert war und aus all diesen Gründen vorzüglich geeignet schien. Allein auch bei diesem fanden sie wenig Gegenliebe. Die erste, im Frühling 1869 an ihn ergangene Anfrage lehnte der Prinz, der zwar nach dem hohenzollernschen Hausgesetz vollkommen Herr seines Entschlusses war, begreiflicher Weise aber auf die Ansicht König Wilhelms als des Familienoberhauptes Wert legte, im Einverständnis mit diesem ab. Von der Ablehnung eines zweiten Angebots wurde zwar Kaiser Napoleon durch den Vater des Prinzen sogleich, König Wilhelm dagegen erst nachträglich in Kenntnis gesetzt. Als nun der spanische Marschall Prim im Frühling 1870 noch einmal in ausdrücklich als Privatschreiben ohne amtlichen Charakter bezeichneten, an König Wilhelm und Bismarck gerichteten Briefen auf die Sache zurückkam, behandelte König Wilhelm dieselbe lediglich als Familiensache, und in einem hohenzollernschen Familienrate, zu dem Bismarck zugezogen wurde, einigte man sich wiederum über die Ablehnung des Vorschlages. Als aber nichts desto weniger im Juni die spanische Regierung nun direkt an den Prinzen ein (viertes) Angebot ergehen ließ, erklärte sich dieser, ohne vorher König Wilhelm zu befragen, doch zur Annahme bereit, teilte dann erst seinen Entschluß dem Könige mit und bat ihn um sein Einverständnis, das zu versagen König Wilhelm, so unsympathisch ihm die Kandidatur auch war, sich nicht berufen fühlte. Nichts ist also ungereimter, als die französische Behauptung, die ganze hohenzollernsche Kandidatur sei ein von langer Hand eingefädeltes preußisches oder Bismarcksches Ränkespiel gewesen.

Die französische Regierung hatte also längst von der Kandidatur des Prinzen Kenntnis und hätte durch einen Einspruch in Madrid das Projekt im Keime ersticken können. Aber der Leiter der auswärtigen Angelegenheiten, der Herzog von Gramont, ein eitler und selbstbewußter Mann, dem ruhige Überlegung und Urteil über die Tragweite seiner Handlungen durchaus abgingen, glaubte alsbald Frankreichs Ehre und Machtstellung durch diese angebliche preußische Intrigue gefährdet und beauftragte, in der Überzeugung, daß eine drohende Sprache Preußen alsbald zu einer demütigen Erklärung bewegen werde, schon am 3. Juli den französischen Geschäftsträger Le Sourd in Berlin — der Gesandte Benedetti hielt sich zur Kur in Wildbad auf —, die preußische Regierung über die Kandidatur zu interpellieren. Da Bismarck noch in Varzin weilte, gab Herr von Thiele die einfache und bündige Erklärung ab, von dieser Affäre wisse die preußische Regierung absolut nichts, sie existire für sie nicht, man sei also gar nicht imstande, über etwaige Verhandlungen der spanischen Regierung mit dem Prinzen Leopold Auskunft zu erteilen. Aber noch ehe dieser amtliche Bescheid in Paris einlief, hatte Gramont bereits in der französischen Presse gegen Preußen Lärm schlagen lassen, und gar bald verstanden es die Blätter, durch immer maßlosere und gehässigere Angriffe und Verdächtigungen gegen Preußen die öffentliche Meinung zumal in Paris — und Paris ist Frankreich! — aufs höchste zu erregen. Aber damit nicht genug! Bereits am 6. Juli gab Gramont, der die klare Antwort der preußischen Regierung für eine elende Ausflucht oder gar direkte Lüge

Digitized by Google

ansehen zu müssen vermeinte, im Gesetzgebenden Körper eine Erklärung ab, die mit ihren lärmenden Kriegsdrohungen einen minder friedliebenden Gegner wohl alsbald zu nachdrücklichen Vorstellungen veranlaßt haben würde.

„Die Achtung vor den Rechten eines Nachbarvolkes (Spanien) verpflichtet uns nicht", so rief er mit dem Brustton der Überzeugung aus, „zu dulden, daß eine fremde Macht einen ihrer Prinzen auf den Thron Kaiser Karls V. setzt, dadurch zu unsrem Schaden das bestehende Gleichgewicht Europas stört und Frankreichs Interessen und Ehre verletzt. Dieses Ereignis, wir hoffen es fest, wird sich nicht vollziehen. Um es zu verhindern, rechnen wir auf die Weisheit des deutschen und die Freundschaft des spanischen Volkes. Sollte es anders geschehen, so würden wir, stark durch Ihre Unterstützung und die der Nation, wir würden dann unsre Pflicht ohne Zaudern und ohne Schwäche zu erfüllen wissen". — Ein tobender Beifallssturm belohnte den Minister für seine rednerische Leistung, die in unbegreiflicher Verblendung die Sachlage völlig auf den Kopf stellte und in frevelhaftem Leichtsinn der preußischen Regierung die Kriegsdrohung ins Gesicht schleuderte. Vergebens suchte der Ministerpräsident Ollivier einzulenken, indem er nachdrücklich erklärte, die Regierung wünsche keineswegs den Krieg, sie wolle leidenschaftlich den Frieden, aber den Frieden mit Ehre: seine Worte vermochten den Eindruck der Gramontschen Rede nicht zu verwischen, und der tolle Jubel der Kammer fand in allen Schichten der Pariser Bevölkerung, in den Zeitungen aller Parteischattierungen den lärmendsten Wiederhall.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Kaiser Napoleon das Auftreten seines Ministers im voraus gebilligt hat. Von schwerem körperlichem Leiden heimgesucht, mehr denn je unsicher und schwankend in seinen Entschlüssen, zugleich von schweren Sorgen für die Erhaltung seines schwankenden Thrones gequält, ließ er sich von dem ungestümen und übermütigen Gramont zu Entschlüssen fortreißen, die bei der einmal aufgestachelten öffentlichen Meinung und der Erregung der Volksmassen der Hauptstadt ein Einlenken von vornherein fast unmöglich machten. Vielleicht hat er nicht sogleich an einen Krieg gedacht, vielleicht ließ sich die Sache so drehen und wenden, daß nicht nur eine offenkundige diplomatische Niederlage Preußens, die der französischen Eitelkeit Genüge gethan haben würde, sondern auch ein handgreiflicher Vorteil für Frankreich sich ergab, etwa mit der endlichen Verwirklichung der längst erstrebten Annexion Belgiens. Als aber der Stein einmal im Rollen war, blieb ihm keine Wahl mehr: die mutwillig heraufbeschworenen Geister trieben ihn unaufhaltsam vorwärts.

Dagegen geht es nicht an, grade in der Kaiserin Eugenie die schlimmste Hetzerin und Schürerin der Kriegsleidenschaft zu sehen, wenn auch nicht in Abrede gestellt werden soll, daß ihr der Krieg als im Interesse der Erhaltung der Dynastie liegend durchaus sympathisch war.

Indessen schritt Gramont, getragen von der öffentlichen Meinung und unbeirrt durch den peinlichen Eindruck, den seine Brandrede bei den Mächten Europas hervorgerufen, auf dem einmal beschrittenen Wege vorwärts. Mit der preußischen Regierung selbst glaubte er nicht mehr verhandeln zu sollen: die Demütigung Preußens, die ihm unausbleiblich schien, mußte ja um so vollkommener werden, wenn sie dem König Wilhelm selbst, der gerade in Bad Ems die Kur gebrauchte, aufgedrungen wurde! Und so beauftragte er den

französischen Botschafter Benedetti, sich alsbald von Wildbad nach Ems zu begeben und an den König die Forderung zu stellen, er solle dem hohenzollernschen Prinzen die nachträgliche Zurücknahme seiner Zusage anbefehlen.

Wie sehr Gramont selbst davon überzeugt war, daß ein solcher Schritt zum Kriege führen könne, geht daraus hervor, daß er Benedetti erklärte, eine Ablehnung der Forderung würde den Krieg bedeuten, und hinzufügte: „die Sache ist eilig, weil wir im Fall einer ungenügenden Antwort den Vorsprung gewinnen und übermorgen die Bewegungen der Truppen beginnen müssen, um in vierzehn Tagen ins Feld zu rücken".

König Wilhelm gab schon dadurch einen augenfälligen Beweis seiner Friedensliebe, daß er nicht von vornherein den Botschafter auf den geschäftsmäßigen Weg der Verhandlung mit dem preußischen Ministerium verwies. Nur weil er die ganze Angelegenheit lediglich als hohenzollernsche Familienangelegenheit betrachtete, ließ er sich dazu herbei, am 9. Juli Benedetti in liebenswürdigster Weise zu empfangen und ihm zu erklären, daß er unmöglich der freien Entschließung des Erbprinzen irgend welchen Zwang anthun könne. Ja, er schrieb sogar an den Vater des Prinzen, daß Frankreich augenscheinlich aus der Kandidatur einen Kriegsfall machen wolle, und er deshalb als Familienoberhaupt, falls Fürst Anton den Rücktritt des Prinzen beschließen würde, damit ebenso einverstanden sei, wie vorher mit der Annahme. Als nun in der That Fürst Anton am 12. Juli für seinen auf einer Gebirgsreise begriffenen Sohn dem spanischen Gesandten in Paris anzeigte, daß der Erbprinz freiwillig zurücktrete, und diese Nachricht alsbald auch in den Zeitungen veröffentlichen ließ, hielt alle Welt den Streitfall für gänzlich beseitigt.

Aber der Meinung war der Herzog von Gramont keineswegs, der sich vielmehr nun erst recht zu weiteren Unverschämtheiten ermutigt fühlte. Er verstieg sich zu der Forderung, der König von Preußen müsse an den Kaiser einen Brief des Inhaltes richten, er habe der Würde der französischen Nation nicht zu nahe treten wollen, schließe sich auch dem Verzicht des Erbprinzen an. Der preußische Gesandte in Paris, Herr von Werther, hörte in unbegreiflicher Schlaffheit diese beleidigenden Vorschläge nicht nur ruhig an, sondern versprach sogar, sie seinem Könige zu übermitteln. Auch der englische Gesandte sollte die Abgabe der demütigenden Erklärung unterstützen, aber der preußische Gesandte in London, Graf Bernstorff, weigerte sich, der preußischen Regierung den Vorschlag zu unterbreiten. Gleichzeitig aber erhielt Benedetti wegen seines allzu behutsamen Vorgehens einen scharfen Verweis und wurde angewiesen, dem Könige die bestimmte Versicherung abzunötigen, daß er eine Erneuerung der hohenzollernschen Kandidatur für immer verhüten werde. Benedetti traf den König am Morgen des 13. Juli auf der Brunnenpromenade und war taktlos genug, an diesem für ernste Verhandlungen so wenig geeigneten Orte dem Monarchen, der ihm freundlich das soeben eingetroffene Extrablatt mit der Nachricht von dem Verzicht des Erbprinzen zeigte, diese neue unerhörte Zumutung vorzutragen und stets von neuem auf die Abgabe dieses Versprechens zu drängen. Überrascht und unwillig lehnte König Wil-

helm höflich aber bestimmt dies Ansinnen ab und beschloß, als er zu Hause den ausführlichen Bericht Werthers aus Paris vorfand, den Botschafter in dieser Angelegenheit nicht mehr zu empfangen. Als dann gleich darauf ein Brief des Fürsten Anton aus Sigmaringen eintraf, ließ der König Benedetti durch den Adjutanten vom Dienst sagen, er sähe den Zwischenfall als erledigt an, und fügte sogar, als Benedetti noch zweimal um eine Audienz bat, die Erklärung hinzu, er billige vollkommen den Rücktritt des Prinzen.

Von einer schroffen Abfertigung des Botschafters, wie sie bald nachher die geschäftige Legende in Lied und Bild durch ganz Deutschland verbreitete, kann um so weniger die Rede sein, als König Wilhelm am 14. bei seiner Abreise aus Ems dem Botschafter noch einmal eine Abschiedsaudienz gewährte und ihm gütig die Hand reichte mit den Worten, er habe ihm über die beregte Angelegenheit nichts mehr mitzuteilen. Auch hat Benedetti nachmals selbst erklärt, daß es in Ems weder einen Beleidiger noch einen Beleidigten (ni insulteur, ni insulté) gegeben habe.

Inzwischen aber hatte Graf Bismarck mit raschem, meisterhaften Griff das ganze Lügengewebe französischer Intriguen zerrissen und vor aller Welt den übermütigen Friedensstörer blos gestellt. Längst überzeugt, daß ein Waffengang mit dem welschen Nachbar bei den dermaligen französischen Zuständen über kurz oder lang unvermeidlich sei, wollte er den Krieg, dem er furchtlos entgegen sah, zwar nicht veranlassen, aber auch keine Zumutung dulden, die Preußens eben gewonnenes Ansehn auch nur im geringsten schädigen könne. Klar erkannte er, daß Frankreich es auf eine Demütigung Preußens abgesehen habe, und war überzeugt, daß die französische Regierung, falls ihr die erste Forderung bewilligt werde, doch nur alsbald mit einer neuen, noch unerfüllbareren hervortreten würde. Schon nach Gramonts Kriegsdrohungen vom 6. Juli hatte er weitere freundschaftliche Erörterungen für unmöglich erklärt und verfolgte seitdem mit steigender Besorgnis die Emser Verhandlungen, von denen er einen üblen Eindruck auf die in die Verhältnisse nicht eingeweihte öffentliche Meinung in Deutschland befürchtete. Am 12. Juli von Varzin nach Berlin zurückgekehrt, erklärte er auf Werthers Bericht, er könne Eröffnungen solcher Art unmöglich amtlich zur Kenntnis des Königs bringen, sprach Werther seinen schärfsten Tadel aus und befahl ihm in nicht mißzuverstehender Weise, sofort einen Urlaub anzutreten. Als er nun am 13. Juli abends nach 6 Uhr aus Ems den vom Könige befohlenen telegraphischen Bericht über die Ereignisse des Vormittags erhielt, war alsbald sein Entschluß gefaßt. Nachdem die französische Regierung die Sache in alle Welt hinausposaunt und Benedetti nun gar ein öffentliches Gespräch mit dem Könige vor aller Augen herbeigeführt hatte, mußte jedermann der Stand der Verhandlungen unverhüllt kund gethan werden. Auch stellte das amtliche Telegramm es ausdrücklich Bismarck anheim, die neue Forderung Benedettis und deren Zurückweisung sowohl den preußischen Gesandten als der Presse mitzuteilen. Deshalb verfaßte Bismarck bald jenes berühmte Telegramm, daß genau den Wortlaut der amtlichen Depesche wiedergab und nur die Sätze wegließ, welche die vom König geführten Unterhandlungen betrafen.

Digitized by Google

Der Wortlaut dieser Emser Depesche, die nur die trockene von keinem Urteil begleitete, in ihrer Richtigkeit niemals bestrittene Erzählung der Thatsachen enthielt und in deren Abfassung deshalb auch nur böswillige Unterstellung eine Fälschung zu erkennen vermag, war folgender: „Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Prinzen von Hohenzollern der Kgl. französischen Regierung von der K. spanischen amtlich mitgeteilt worden sind, hat der französische Botschafter in Ems an Se. Majestät den König noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisieren, daß er nach Paris telegraphiere, daß Se. Majestät der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur zurückkommen sollten. Se. Majestät hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen, und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Se. Majestät dem Botschafter nichts mehr mitzuteilen habe".

Wohl hatte Moltke — er und Roon waren gerade bei Bismarck zu Tisch — recht, wenn er erklärte, das so verkürzte Telegramm klinge wie eine Fanfare. Ja, eine schmetternde Kriegsfanfare, ein Weckruf an die deutsche Nation wurde es, als es, noch am Abend in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung gedruckt, am andern Tage durch Extrablätter in allen deutschen Gauen unverhüllt dem deutschen Volke kund that, daß Frankreichs Übermut den Krieg wolle. Der eiserne Kanzler, der seines Volkes Seele kannte, wie kaum ein andrer, er wußte, wie man den furor teutonicus entfessele, der nun losbrach mit elementarer Gewalt. Das ganze Volk bis in seine untersten Schichten durchzuckte das Gefühl, daß es gelte, zur Wahrung der schmählich gekränkten deutschen Ehre das scharfe Schwert zu ziehen, in seinem greisen, vielgeliebten Heldenkönig fühlte sich jeder einzelne beleidigt, und lauter Jubel feierte den Monarchen, der den welschen Übermut so mannhaft und würdevoll in seine Schranken gewiesen. Schneckenburgers prächtige „Wacht am Rhein", ein bis dahin wenig bekanntes Lied, ertönte plötzlich in allen deutschen Gauen, der Main, welcher Nord und Süden bisher schied, schien überbrückt. Des Königs Reise von Ems nach Berlin glich einem Triumphzuge (15. Juli). In der Hauptstadt ward gleich nach der Rückkehr des Königs Kriegsrat gehalten und die schleunige Einberufung des Norddeutschen Reichstages (zum 19. Juli) beschlossen.

In Paris fiel die Entscheidung im Kronrat am 14. Juli. Auf die ersten Nachrichten hin, die Benedetti selbst aus Ems einsandte, war Napoleon noch zu keinem Entschlusse gekommen; die Verweisung weiterer Verhandlungen an das preußische Ministerium gab keinen hinreichenden Vorwand zum Kriege. Erst die Meldung von der Veröffentlichung der Emser Depesche in den Zeitungen und der amtlichen Versendung des Telegramms an alle Höfe Europas gab in später Abendstunde den Ausschlag. Daß damit die diplomatische Niederlage Frankreichs aller Welt kund gethan ward, empfand die höchlichst verletzte gallische Eitelkeit als eine Ohrfeige auf Frankreichs Wange, als eine Beleidigung der französischen Nation, die nur mit Blut abgewaschen werden könne: die Mobilmachung ward beschlossen. Am folgenden Tage wurde eine gleichlautende Erklärung von Gramont im Senat, von Ollivier im Gesetzgebenden Körper verlesen, die sich zu der Behauptung verstieg, man habe alles gethan, um den Krieg zu vermeiden, allein nach dem rücksichtslosen Vorgehen Bismarcks wären weitere Versuche zu einer Aussöhnung nur eine Verleugnung der französischen Würde und eine Unklugheit gewesen. Wohl hatte Ollivier im gesetzgebenden Körper anfangs keinen leichten Stand. Der mehr als siebzigjährige Thiers schleuderte, so sehr er auch selbst davon überzeugt war, daß Frankreich einmal

Digitized by Google

die Folgen von Sadowa austilgen müſſe, doch dem Kabinett den Vorwurf der Unfähigkeit ins Geſicht, mit dem es den ſchlechteſten Anlaß zum Kriege ergriffen, die öffentliche Meinung Europas beleidigt, durch ſinnloſes Überſtürzen jede Vermittlung unmöglich gemacht, nach Erreichung des Weſentlichen, des Verzichts des Prinzen, eine nichtsnutzige Zänkerei um Worte erhoben habe. Als er trotz alles Lärmens und Tobens verlangte, daß der Kammer die amtlichen Depeſchen und Aktenſtücke vorgelegt würden, verteidigte Ollivier die Kriegspolitik der Regierung und leiſtete ſich den frivolen Ausſpruch, er wiſſe zwar, daß er mit ſeinem Vorgehen eine große Verantwortung auf ſich genommen habe, aber er trage ſie mit leichtem Herzen. Ein von der Kammer gewählter Ausſchuß ließ ſich dann in unbegreiflicher Verblendung von Gramont über die gar nicht vorhandenen amtlichen Depeſchen betrügen, und ohne Zögern wurden darauf die von der Regierung beantragten Geſetzentwürfe und Kredite bewilligt. Viel glatter war die Sache im Senat gegangen, „wo die hohe Verſammlung kaiſerlicher Günſtlinge, penſionierter Excellenzen und klerikaler Generale die Botſchaft mit ſolchem Enthuſiasmus aufnahm, daß der Präſident bei der Bewegung aller Herzen jede weitere Beratung für unmöglich erklärte und die Sitzung ſchloß.“ Ja, am 16. Juli ſprach der Präſident Rouher dem Kaiſer im Namen des „vor Unwillen und Stolz bebenden Vaterlandes“ den Dank für die bisherigen Segnungen des Cäſarentums, die Wünſche und Hoffnungen für die Zukunft aus. In Paris herrſchte allgemeiner Kriegstaumel; man bereitete ſich für den Spaziergang nach Berlin vor. Denn daß man das vermeſſene Preußen beſiegen werde, ſah jedermann für gewiß an. Wurde irgendwo ein Bedenken geäußert, ſo ließ es ſich leicht durch die Lügenbotſchaft beſchwichtigen, Württemberg und Bayern hätten ſich bereits auf die Seite Frankreichs geſtellt.

Aber man hatte ſich in Bezug auf die Stimmung Süddeutſchlands doch arg verrechnet. Allerdings gab es hier und da undeutſchgeſinnte Miniſter, wie Herrn von Dalwigk in Darmſtadt, auch beſaß im bayriſchen Abgeordnetenhauſe die preußenfeindliche Partei der „Patrioten“ (großenteils Ultramontane) die Majorität, aber die Bevölkerung war anders geſtimmt und nicht gewillt, blindlings dieſen Führern zu folgen. Dazu kam vor allem die patriotiſche Haltung des idealgeſinnten jungen Königs von Bayern, Ludwig II., der ſchon am 16. Juli die Mobilmachung ſeiner Armee befahl.

König Ludwig II. von Bayern.
Nach einer Photographie.

Der König von Bayern erwiderte den Dank des Königs Wilhelm mit den Worten: „Mit Begeiſterung werden meine Truppen an der Seite ihrer ruhmgekrönten Waffengenoſſen für deutſches Recht und deutſche Ehre den Kampf aufnehmen.“

Die ultramontanen Führer wollten zwar nicht zugeſtehen, daß die Schutz- und Trutzbündniſſe mit Preußen im vorliegenden Falle Gültigkeit beſäßen; ſie entblödeten ſich nicht, die Neutralität

Digitized by Google

Bayerns zu fordern, und bewilligten statt des geforderten Kriegskredites von 27 Millionen Thalern anfänglich nur 6 Millionen zur Wahrung der bewaffneten Neutralität. Aber zuletzt ließ sich ein Teil der Majorität umstimmen und gewährte die Mittel zu den Kriegsvorbereitungen. Da mußte denn auch die württembergische „Volkspartei" diesem Beispiele folgen: in Stuttgart nicht minder als in Karlsruhe und Darmstadt wurden die erforderlichen Kredite bewilligt.

An demselben Tage (19. Juli) trat in Berlin der Norddeutsche Reichstag zusammen. Der König selbst verlas die begeisternde Thronrede, dann begab er sich nach Charlottenburg an die Grabstätte seiner unvergeßlichen Mutter, der Königin Luise, um sich für den Ernst des Augenblicks durch die Erinnerung an eine große Zeit zu stärken. Unter dem Eindruck der französischen Kriegserklärung, welche der französische Geschäftsträger Le Sourd gegen 1 Uhr übergab, tagte der Reichstag und erteilte am folgenden Tage eine einmütige Antwort auf die erhebenden Worte des Königs: sie bezeugte die Opferwilligkeit des deutschen Volkes und sprach die Hoffnung aus, daß die Einigung aller Stämme den endlichen Sieg der Nation krönen werde. Nachdem der Reichstag in den nächsten Sitzungen die Bundesanleihe von 120 Millionen bewilligt, auch einige andre, durch die gegenwärtige Lage notwendig gemachten Gesetze genehmigt hatte, trennte er sich am 21. Juli mit einem Hoch auf den greisen Bundesfeldherrn.

Die öffentliche Meinung in Europa schien im ganzen Deutschland günstig, denn es war zu einleuchtend, daß Frankreich geflissentlich den europäischen Frieden störte. Auch verstand Bismarck es sehr geschickt, über Frankreichs eigennützige und ländersüchtige Politik Klarheit zu verbreiten, wo diese Erkenntnis noch fehlte. Indem er einen auf die Eroberung Belgiens zielenden Vertragsentwurf, welchen Benedetti unklugerweise in seinen Händen gelassen, veröffentlichen ließ, stellte er Frankreich aufs äußerste bloß und erregte besonders in England eine tiefe Erbitterung gegen die französische Perfidie. England beeilte sich, der Ausführung jenes Planes sofort vorzubeugen, leistete auch der deutschen Sache dadurch Vorschub, daß es die kriegslustigen Dänen vor folgenschweren Übereilungen warnte. Im weiteren Verlaufe aber vermochte dies Krämervolk es doch nicht, immer die Grundsätze einer ehrlichen Politik zu befolgen, und gewährte der französischen Kriegführung mittelbar mancherlei Unterstützung. Das Wiener Kabinett getraute sich nur mit Rücksicht auf die Stimmung in Deutsch-Österreich nicht, seine Sympathien mit Frankreichs Sache offen zu bekunden: Graf Beust verhieß strenge Neutralität, sagte aber unter der Hand dem Kaiser Napoleon Hilfe zu, sobald er seine Rüstungen beendigt habe und vor Rußland sicher sei. Auch die italienische Regierung verhielt sich nicht so, wie man von einer Macht erwarten durfte, welche Preußen wegen der müheloien Erwerbungen Venetiens zum größten Dank verpflichtet war. Viktor Emanuel scheute sich nicht, auf Verhandlungen mit Frankreich einzugehen, und sehr leicht hätte ein österreichisch-italienisch-französisches Bündnis gegen Preußen gebildet werden können, wenn nicht die Schnelligkeit der preußischen Kriegführung, die unerwartet glänzenden deutschen Siege eine heilsame Ernüchterung bewirkt hätten.

Und nun erlebte die Welt das großartige Schauspiel einer allgemeinen deutschen Mobilmachung. In majestätischer Ruhe setzte sich das mächtige Räderwerk in Bewegung. Ein Befehl genügte, um sofort den ganzen Heeresmechanismus funktionieren zu lassen, und wie es im allezeit fertigen Mobil-

machungsplane vorgeſchrieben war, ſtanden am achten Mobilmachungstage die Armeekorps marſchfertig bereit. Dem Plane der oberſten Heeresleitung gemäß wurde die geſamte Streitmacht in drei Armeen geteilt.

König Wilhelm im Mauſoleum zu Charlottenburg, 19. Juli 1870.

Gemalt von A. v. Werner. (Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Die I. Armee, unter dem Befehl des bei Nachod bewährten General v. Steinmetz, beſtand zunächſt aus dem VII. (General v. Zaſtrow) und VIII. Korps (General v. Göben) nebſt einer Kavallerie-Diviſion und verſammelte ſich als rechter Flügel zwiſchen Trier und Saarlouis in Stärke von etwa 60000 Mann; ihr fügte ſich ſpäter das I. Armeekorps

Digitized by Google

(General v. Manteuffel) an. Die II. Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen umfaßte das preußische Gardekorps (Prinz August v. Württemberg), das III. Korps (General v. Alvensleben II), das IV. Korps (General v. Alvensleben I), das IX. Korps (General v. Manstein), das X. Korps (General v. Voigts-Rhetz), das XII. sächsische Korps (Kronprinz Albert von Sachsen) nebst 2 Kavallerie-Divisionen und bildete, etwa 194000 Mann stark, das Centrum. Die III. Armee endlich, das linke Flügelheer unter dem Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, umfaßte das V. Korps (General v. Kirchbach), das XI. (General v. Bose) preußische, das I. und II. bayrische Korps (Generale v. d. Tann und v. Hartmann), die württembergische und badische Felddivision nebst einer Kavallerie-Division und war etwa 130000 Mann stark. Damit aber war Deutschlands Wehrkraft noch nicht erschöpft. Abgesehen vom I. Korps blieben in der Heimat zunächst noch das II. Korps (General v. Fransecky) und das VI. Korps (General v. Tümpling), sowie zum Schutz der Küsten die Garde- und drei Linien-Landwehr-Divisionen zurück. Zum General-Gouverneur der Küstenlande war General Vogel v. Falckenstein bestimmt worden. Während die 3 Feldarmeen 384000 Mann umfaßten, standen im ganzen, die noch in der Heimat verbliebenen Korps und alle Besatzungs- und Ersatztruppen eingerechnet, fast eine Million Mann in Verpflegung.

Der von dem Chef des Großen Generalstabs, General v. Moltke, entworfene Feldzugsplan faßte von Haus aus die Eroberung der feindlichen Hauptstadt ins Auge. Auf dem Wege nach Paris sollte die Streitmacht des Gegners möglichst von dem an Hilfsmitteln reichen Süden ab- und gen Norden gedrängt werden. Der Plan verzichtete aber auf die Feststellung von Einzelheiten über den ersten Aufmarsch der Armee hinaus, bezeichnete es vielmehr nur als maßgebend, den Feind, wo man ihn traf, unverzüglich anzugreifen und die Kräfte so zusammenzuhalten, daß dies mit überlegener Kraft geschehen könne.

Am 2. August standen die deutschen Heere schlagfertig in der Nähe der französischen Grenze, der König, welcher am 31. Juli Berlin verlassen hatte, war mit seinem Stabe in Mainz eingetroffen, der Einmarsch konnte beginnen. Die deutschen Krieger brannten vor Begier, sich ihrer Väter und Großväter wert zu zeigen: zur Erinnerung an die große Zeit des Befreiungskrieges war der Orden des Eisernen Kreuzes erneuert worden. Auf französischer Seite, wo trotz der beruhigenden Versicherungen des Kriegsministers Leboeuf — er hatte wiederholt erklärt, Frankreich sei „erzbereit" (archiprêt) und man brauche, wenn auch der Krieg Jahr und Tag daure, nicht einmal einen Gamaschenknopf anzuschaffen! — der größte Wirrwarr herrschte, hatte man dagegen die erforderlichen Gegenanstalten nicht vollenden können.

Der französische Feldzugsplan ging auf ein überraschendes Angriffsverfahren aus. Die starke Flotte sollte zu einer größeren Landung verwendet werden, welche einen Teil des preußischen Heeres im Norden festzuhalten versuchen mochte, während die Landarmee über den Rhein nach Deutschland einzudringen bestimmt war, um möglichst sofort die Kontingente der süddeutschen Staaten von der norddeutschen Armee zu trennen. Die mangelhaften Mobilmachungsvorbereitungen und das ungenügende Eisenbahnnetz standen aber der ersten Grundbedingung für einen Erfolg dieses Planes entgegen: der ordnungsmäßigen Schnelligkeit der Versammlung des Heeres. Noch Anfang August waren die 8 französischen Armeekorps daher nicht zu festen, einheitlichen Streitharsten vereinigt, sondern so ziemlich längs der ganzen Grenze verzettelt: auf dem rechten Flügel im Elsaß drei Korps unter Marschall Mac Mahon, auf dem linken vier, zunächst unter dem unmittelbaren Oberbefehl des Kaisers, dann unter Marschall Bazaine; ein Armeekorps war im Lager von Chalons in der Versammlung begriffen. Die gesamten für den Feldkrieg verfügbaren Streitkräfte betrugen 300000 Mann.

Digitized by Google

Abreiſe des Königs Wilhelm zur Armee am 31. Juli 1870. Gemalt von Adolf Menzel.
Nach der im Verlage von G. Schauer in Berlin erſchienenen Photographie. Das Originalgemälde befindet ſich in der Königlichen Nationalgalerie zu Berlin.

Der Aufmarſch der deutſchen Heere vollzog ſich ungeſtört, der geplante große Offenſivſtoß der franzöſiſchen Rheinarmee unterblieb.

Um aber die Pariſer zu beſchwichtigen, welche ſchon ungeduldig nach Siegesnachrichten ausſchauten, ließ Napoleon am 2. Auguſt durch den General Froſſard mit drei ganzen Armeekorps eine gewaltſame Erkundung gegen die offene Stadt Saarbrücken, welche von 3 Bataillonen, 4 Eskadrons und 1 Batterie beſetzt war, unternehmen. So bedeutungslos dieſes Vorgehen war, zu dem Napoleon perſönlich erſchien und den kaiſerlichen Prinzen mitbrachte, — er ſoll die erſte „Mitrailleuſe“ auf die Feinde abgeſchoſſen haben — ſo wurde das endliche Zurückweichen des Oberſten Peſtel nach tapferer Gegenwehr doch als eine große Niederlage der Preußen ausposaunt, prahleriſche Nachrichten der Pariſer Blätter fabelten von den Wundern, welche Chaſſepot-

Digitized by Google

gewehr und Kugelſpitzen gewirkt haben ſollten, und prophezeiten eine neue Ära. Dieſelbe ſollte auch in Wirklichkeit beginnen, aber in andrer Weiſe als die franzöſiſchen Prahler dachten, es begann die Ära der Rückzüge und Niederlagen der „großen“ Nation; eine Reihe von Triumphen ſollte die Deutſchen an den Hauptfeſtungen des Landes vorbei über blutgetränkte Schlachtfelder nach Paris führen, bis auch die Hauptſtadt ſelbſt den Umklammerungen des ſtarken germaniſchen Armes erlag.

Kronprinz Friedrich Wilhelm im Feldzuge 1870.

Gemalt von A. v. Werner. (Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft zu Berlin.)

Dem preußiſchen Kronprinzen ward es vergönnt, die erſte Waffenthat zu vollbringen. Am 4. Auguſt überſchritt er in der ſüdlichen Pfalz die Grenze und wandte ſich gegen Weißenburg, das durch eine Diviſion des Korps Mac Mahon, unter General Abel Douay, in ſtarker Stellung beſetzt war. Beſonders die Erſtürmung des Gaisberges erforderte ſchwere Opfer, aber Bayern wie Preußen (namentlich die Königsgrenadiere) wetteiferten im gleichen, herrlichſten Mut, und der erſte gemeinſame Kampf und Sieg feſtigte die junge Waffenbrüderſchaft. Bereits zwei Tage ſpäter ſollte dieſe von neuem auf die Probe geſtellt werden. Die geſchlagene franzöſiſche Diviſion war auf das Korps Mac Mahon zurückgegangen, der raſch alle verfügbaren Truppen an ſich zog und am 5. Auguſt mit 45000 Mann eine feſte Verteidigungsſtellung bei Wörth, ſüdweſtlich von Weißenburg, einnahm. Sie war in der Front durch das Flüßchen Sauer gedeckt: der franzöſiſche General hoffte, den deutſchen Truppen den Weg durch den Wasgenwald zu verlegen. Der Kronprinz beabſichtigte erſt am 7. Auguſt den Angriff zu unternehmen, aber aus Erkundungsſcharmützeln des V. Korps entwickelte ſich ein ernſtlicher Kampf, der ohne Nachteil nicht abgebrochen werden durfte, ſondern durchgeſochten werden mußte.

General von Kirchbach übernahm mit dieſem Entſchluß eine ſchwere Verantwortung. Wörth wurde vom V. Korps genommen, dann drehte ſich die Entſcheidung um den Beſitz von Elſaßhauſen und Fröſchweiler, von

Angriff auf den Spicherer Berg am 6. Auguſt 1870.

Gemälde von A. v. Werner im Rathausſaal zu Saarbrücken.

denen der erſtere Ort den rechten Flügel, der zweite aber den Schlüſſelpunkt im Centrum der franzöſiſchen Stellung bildete. Als dieſe Dörfer genommen und die tapferen Gegenſtöße des Feindes zurückgewieſen waren, war auch der freilich mit ſchweren Verluſten erkaufte Sieg errungen: er koſtete den Deutſchen 489 Offiziere und 10000 Mann, mehr als der Tag von Königgrätz. Die Franzoſen flüchteten in ſüdweſtlicher Richtung auf Zabern zu; ſie befanden ſich in arger Auflöſung und verbreiteten Schrecken und Unordnung an allen Orten, wo ſie erſchienen. Nur der Umſtand, daß deutſcherſeits nicht frühzeitig genug hinreichende Reiterei zu ihrer Verfolgung verfügbar gemacht werden konnte, rettete ſie vor völliger Vernichtung.

An demſelben Tage, an dem die kronprinzliche Armee bei Wörth den Sieg errang, wurde auch von Truppenteilen der I. und der II. Armee ruhmvoll geſtritten. Die II. Armee war, durch die III. gegen Süden gedeckt, am 5. und 6. in weſtlicher Richtung vorgerückt. Einzelne Teile derſelben kreuzten an letzterem Tage in Saarbrücken mit Teilen der I. Armee, und es entwickelte ſich hier, wie bei Wörth, aus einem Erkundungsgefecht eine mörderiſche Schlacht,

Digitized by Google

indem der General von Kamecke mit der Vorhut der Steinmetzschen Armee die Höhen von Spicheren angriff, auf denen sich das Korps Frossard verschanzt hatte. Diese Höhen, insbesondere der Gifertswald und der Rote Berg, boten Geländeschwierigkeiten, denen gegenüber anfänglich aller Heldenmut vergeblich schien. Lange schwankte der Erfolg, langsam nur gewannen die Braven Terrain, bis in den Abendstunden der Sieg sich endlich für sie entschied.

Während alle preußischen Führer auf den Kanonendonner hin ihre im Marsch befindlichen Truppen zur Hilfe heranführten und dadurch den Sieg ermöglichten, blieb General Frossard, trotzdem mehrere Divisionen fast unmittelbar hinter ihm lagen, ununterstützt. Er mußte schließlich seine vorzügliche Stellung aufgeben und ging westwärts zurück. Die Nacht und die Unmöglichkeit, in dem schwierigen Gelände größere Kavalleriemassen zu verwenden, schützen ihn vor energischer Verfolgung. Fast 5000 Mann hatten beide Kämpfer auf dem Schlachtfeld gelassen.

Wie die Schlacht vor Wörth, so war auch das Zusammentreffen der I. und II. Armee mit dem Gegner nicht bei Spicheren und nicht auf den 6. August geplant. Wenn man daher aber später behauptet hat, sie sei am unrechten Ort geschlagen worden und wider den Willen der höheren Führung, so ist dies doch nur sehr bedingt richtig. General v. Steinmetz hatte immerhin einen herrlichen Sieg erfochten, und im allgemeinen giebt es wenige Fälle, sagt Feldmarschall Graf Moltke in seiner Geschichte des deutsch-französischen Krieges, wo der taktische Sieg nicht in den strategischen Plan paßt. Der Waffenerfolg wird immer dankbar acceptiert und ausgenutzt werden. Durch die Schlacht von Spicheren war das Korps Frossard verhindert, unbeschädigt abzuziehen, es war Fühlung mit der feindlichen Hauptmacht gewonnen und der obern Heeresleitung die Grundlage für weitere Entschließungen gegeben.

Der moralische Eindruck des Doppelsieges bei Wörth und Spicheren war in Frankreich wie in Deutschland von unendlicher Bedeutung. Fast staunend stand der bescheidene Deutsche vor den ungeahnten Erfolgen; nach solchem Anfange ließ sich ja wirklich ein gutes, vielleicht ein baldiges Ende erhoffen. Wie anders in Paris! Zuerst hatte man die Bevölkerung durch erlogene Siegesbotschaften bezaubert, aber bald erkannte jene den Schwindel und verlangte die Wahrheit. Und da kam (7. August) das erste denkwürdige Telegramm Napoleons: es erzählte statt von Siegen von Rückzügen, die sich in guter Ordnung vollzögen, es gab den leidigen Trost, „noch könne alles gut werden".

Die nächste Folge war der Sturz des Ministeriums Ollivier-Gramont und die Berufung des Grafen Palikao aus Lyon, eines durch rücksichtslose Energie bekannten Generals. Eine seiner ersten Gewaltmaßregeln war die Vertreibung aller in Frankreich angesessenen Deutschen. Abgesehen von dieser überflüssigen Grausamkeit traf aber das Ministerium „der letzten Stunde", wie man es höhnte, ganz zweckmäßige Anordnungen. Es suchte die Mobilgarde für Kriegszwecke brauchbar zu machen, sorgte für die Verteidigung und Verproviantierung von Paris und zwang auch den Kaiser, den unfähigen Leboeuf, der als Major-General (Chef des Generalstabes) zur Armee gegangen war, zu entlassen, und das Kommando ganz in Bazaines Hände zu legen. Doch nach Paris durfte der Kaiser nicht zurückkehren: die Kaiserin blieb einstweilen Regentin, wenn aber keine Siegesnachrichten einliefen, war das Kaisertum, das schon jetzt lebhaft angefeindet wurde, voraussichtlich zum Sturze reif.

Digitized by Google

Während der bei Wörth geschlagene Heeresteil Mac Mahons über Zabern auf Chalons zurückging und sich hier mit einem noch in der Bildung begriffenen Korps zu einer Reservearmee vereinigte, die bis zum 22. August die Stärke von 4 Armeekorps und 2 Reiterdivisionen erreichte, hielt Marschall Bazaine seine Korps zunächst noch in und östlich der starken Moselfeste Metz. In der Mitte dieser — der „Rheinarmee" — blieb auch Napoleon selbst.

In der Zwischenzeit hatten die deutschen Heere ihren Vormarsch nach der Mosellinie angetreten und am 12. August zum größten Teil die Pässe des Wasgenwaldes hinter sich. Die I. Armee war dabei unmittelbar in der allgemeinen Richtung auf Metz marschiert, die II. etwas südlicher auf Pont-à-Mousson, die III. endlich über Nancy. Auf eigentlichen Widerstand waren sie fast nirgends gestoßen, die kleinen Festungen, mit deren Belagerung man sich nicht aufhalten mochte, wurden, wie Pfalzburg, eingeschlossen, vor Straßburg hatte die III. Armee ein kombiniertes Korps unter General von Werder zurückgelassen. Die Reitergeschwader säuberten, dem Heere vorauseilend, das Vorgelände, verhüllten die eignen Bewegungen, zogen Nachrichten vom Feinde ein und hielten die Bevölkerung im Zaume. Man hatte auf deutscher Seite eigentlich erwartet, daß die Franzosen noch östlich der Mosel, hinter der französischen Nied, eine Schlacht annehmen würden; als Bazaine aber diese Stellung aufgab, fragte es sich, ob er nicht auch die Mosel- und Maaslinie (d. h. Metz und Verdun) aufgeben werde, um erst bei Chalons vereinigt mit Mac Mahon die Entscheidungsschlacht zu liefern. Es lag im deutschen Interesse, diesem Fall vorzubeugen, es galt, die Armee Bazaines an der Mosel festzuhalten und hier zum Schlagen zu zwingen.

Diesem Zwecke dienten zunächst die Unternehmungen vom 14. und 16. August, die Schlacht von Colombey-Nouilly auf dem rechten Moselufer und die blutige Schlacht von Vionville oder Mars-la-Tour auf dem linken Ufer des Flusses.

In der That hatte man sich im französischen Hauptquartier noch in letzter Stunde entschlossen, den Heeresteil Bazaines auf Verdun oder Chalons zurückzunehmen. So bedenklich diese Maßregel, welche die Aufgabe des ganzen östlichen Frankreichs bedeutete, in Rücksicht auf die erregten Gemüter der Bevölkerung erschien, so überwog die militärische Notwendigkeit, alle verfügbaren Kräfte an einem Punkte zum Widerstande zu vereinigen, doch die politische Rücksicht auf die öffentliche Stimmung.

Als nun die Vorhut des preußischen VII. Korps am Nachmittag des 14. August eine rückgängige Bewegung bei dem ihr östlich der Mosel gegenüberstehenden Gegner wahrnahm, erkannte General v. d. Goltz, welcher die Avantgarde führte, sofort, wie wichtig es sei, den Feind festzuhalten. Er warf sich auf den Gegner, und es entspann sich ein heftiges Gefecht, welches sich durch das allmähliche Eingreifen der heraneilenden übrigen Teile der I. Armee und das Wiederfrontmachen der schon im Abmarsch begriffenen französischen Kolonnen im Laufe des Abends zur blutigen Schlacht steigerte, in welche schließlich sogar eine Division der II. Armee eingriff.

Wenn die unmittelbare Nähe der Werke von Metz, unter deren Schutz der Gegner zurückging, auch die Ausbeute des Sieges verhinderte, so hatte die Schlacht von Colombey-Nouilly doch ihren Zweck vollkommen erreicht: der Abzug des Feindes war.

unterbrochen und ein Tag für den Übergang der übrigen deutschen Heeresteile über die Mosel gewonnen worden.

Am 15. überschritt denn auch die II. Armee bei Novéant und Pont-à-Mousson die Mosel; von der I. Armee wurde ein Korps östlich Metz zurückgelassen, die übrigen sollten demnächst der II. Armee folgen. Die Franzosen nahmen ihren am 14. unterbrochenen Abmarsch wieder auf, kamen aber auf den Straßen nach Verdun nur eine Meile über Metz hinaus. Der Kaiser selbst hatte die Armee verlassen und begab sich nach Chalons zum Heeresteil Mac Mahons.

Deutscherseits hatte man dem französischen Heer eine größere Schnelligkeit der Bewegung zugetraut und glaubte nicht mehr, daß es an der Mosel zu einem ernsten Gefecht kommen würde. Es waren daher für den 16. von der II. Armee nur das III. und X. Korps bestimmt worden, unmittelbar nördlich gegen die Straßen Metz-Verdun vorzugehen, während die übrigen gegen die Maas vorrücken sollten.

Die Verzögerung des französischen Abmarsches aber ließ zunächst das III. Korps bei Vionville-Mars-la-Tour auf die weit überlegenen französischen Heeressäulen treffen. Es gelang den wackeren Brandenburgern zwar, sich in kühnem Ansturm in den Besitz von Vionville und Flavigny zu setzen, in den ersten Nachmittagsstunden sahen sie sich jedoch nach schweren Verlusten in die Defensive gedrängt. Den französischen Vorstößen war es nur möglich, durch Kavallerie-Angriffe zu begegnen. So erwarb sich, als die französische Übermacht den linken Flügel mehr und mehr zu umfassen drohte und Marschall Canrobert, den richtigen Augenblick benutzend, mit aller Macht gegen Vionville vorbrach, die Brigade Bredow — nur 6 Schwadronen von den Halberstädter Kürassieren (Nr. 7) und den altmärkischen Ulanen (Nr. 16), 800 Pferde, geführt von den Majoren Graf Schmettau und von Dollen — durch ihren heldenmütigen „Todesritt"*) unsterblichen Ruhm; die opferwillige Hingabe der kleinen Reiterschar hatte den Erfolg, daß die Franzosen ihren Angriff auf Vionville gänzlich einstellten. Dagegen brachen sie nun um 3 Uhr mit vier Divisionen gegen die Trouviller Büsche vor, wo es ihnen freilich auch erst nach Verlauf einer Stunde gelang, den hartnäckigen Widerstand von vier märkischen Bataillonen zu überwinden. Da endlich nahte — gegen 4 Uhr — dem seit sieben Stunden fast allein kämpfenden III. Korps wirksame Hilfe, indem zunächst die 20. Division, dann auch die 38. Brigade (vom X. Korps) in den Kampf eingriffen. Als aber auch diese, durch einen bei schwüler Hitze zurückgelegten Eilmarsch von sechs Meilen ohnedies erschöpften Truppen (16er und 57er) sich im mörderischen Kampf gegen den inzwischen noch verstärkten Feind fast verbluteten, da warf sich das 1. Gardedragonerregiment (Oberst von Auerswald †) todesmutig dem nachdrängenden Gegner entgegen und machte, freilich mit einem Verlust von 250 Pferden und dem Fall fast aller Offiziere, der eigenen Truppe wenigstens für den Augenblick Luft. Schon aber schickte der Feind sich an, mit gewaltigen Reitermassen die halb zertrümmerten preußischen Regimenter zu zermalmen. Eilends wurde preußischerseits alles zusammengerafft, was an Kavallerie verfügbar war, und bald verhüllte eine Staubwolke das hin und her wogende Handgemenge von mehr als 5000 Reitern, welches sich allmählich zum Vorteile der Preußen entschied. Diese größte Reiterschlacht des ganzen Feldzuges, ein Ehrentag der preußischen Kavallerie, hatte zur Folge, daß der französische rechte Flügel auf alle weiteren Angriffsversuche verzichtete. Es wäre jetzt dank der wertvollen Hilfe des X. Korps, der kräftigen Gegenstöße der Kavallerie und der unermüdlichen Ausdauer der Artillerie möglich gewesen, die Schlacht defensiv zu Ende zu führen, der auf das Schlachtfeld geeilte Prinz Friedrich Karl ordnete jedoch ein erneutes Vorgehen an, welches in der Dunkelheit südlich Rezonville endete.

Eine der glänzendsten Waffenthaten des ganzen Krieges nennt Feldmarschall Moltke die Schlacht bei Vionville und Mars-la-Tour. Sie war auch eine der blutigsten: 16000 Mann hatten die beiden preußischen Armeekorps (ebensoviel die Franzosen) ver-

*) Vergl. Freiligraths Gedicht „Die Trompete von Vionville".

Digitized by Google

loren. Daß diese Opfer aber von den deutschen Führern nicht umsonst gebracht worden waren, sollte der weitere Verlauf lehren.

Bazaine hatte es unter dem Eindruck der letzten Kämpfe nicht für ratsam gefunden, den Versuch des Abmarsches auf Verdun unmittelbar zu erneuern, er zog vielmehr seine Armee etwas näher an Metz heran und befestigte sich am 17. August in einer ausgezeichneten Verteidigungsstellung, welche sich auf dem Plateau nördlich von Gravelotte, Rezonville und Mars-la-Tour darbot.

Der Höhenrücken erstreckt sich von St. Marie aux Chênes und St. Privat (dieses gerade nördlich von Gravelotte) in südöstlicher Richtung nach der Mosel zu. Auf der nördlichen Abdachung liegt hinterwärts von St. Privat Roncourt, vor St. Privat dagegen Amanvillers und vor St. Marie St. Ail. Noch weiter vorwärts (südlich von St. Ail) liegt Verneville, an das sich (südöstlich) die Vorwerke Point du jour und St. Hubert reihen. Ganz im Osten nahe der Mosel und durch die Schlucht des Baches von Chatel vom eigentlichen Schlachtfeld getrennt, liegt Plappeville. Südlich von dem beschriebenen Plateau führt die Hauptstraße nach Westen (nach der Maas zu) und spaltet sich bei Gravelotte in zwei Wege, einen nordwestlichen (über Doncourt und Jarny) und einen südwestlichen über die bereits genannten Orte Rezonville, Vionville und Mars-la-Tour.

Die französische Aufstellung bildet einen Kreisabschnitt oder, wenn man will, einen Haken, dessen Hauptfront nach Südwesten gerichtet war, während die andere Seite sich nach Westen wandte. Ganz nahe der Mosel stand in Reserve die Garde bei dem Fort Plappeville, vor ihr das Korps Leboeuf, bei St. Hubert das Korps Frossard, bei Amanvillers das Korps Ladmirault, bei St. Privat bis nach Roncourt hin das Korps Canrobert.

Auf deutscher Seite erwartete man für den 17. August die Erneuerung des Kampfes; als sich Bazaine gleichwohl still verhielt, untersagte man für diesen Tag jeden ernsten Angriff, zog aber die gesamte I. und II. Armee bis auf das I. Korps auf das linke Moselufer. Der 18. August sollte die Entscheidung bringen.

Die Anordnungen der deutschen Heeresleitung für den 18. August mußten zwei mögliche Fälle berücksichtigen. War der Gegner schon im Abmarsch begriffen, so sollte er mit dem linken, näheren Flügel der Armee sofort angegriffen und festgehalten werden, um dem rechten, ferneren, Zeit zu geben, zur Unterstützung heranzukommen. War dagegen — wie es sich nachher in Wirklichkeit ergab — der Feind bei Metz verblieben, so sollte der rechte Flügel (die I. Armee: das VII. und VIII. Korps, hinter denen das noch im Anmarsch begriffene II. als Rückhalt erwartet wurde) zunächst nur ein hinhaltendes Gefecht gegenüber Gravelotte führen, während der linke Flügel (die II. Armee: das IX. Korps gegen St. Marcel, das III. und X. dahinter, das Garde- und XII. Korps nördlicher) einschwenken und die feindliche Stellung von Norden her umfassen sollte.

Im Verlauf des Vormittags stellte es sich heraus, daß die Stellung des Gegners sich viel weiter nach Norden erstreckte, als man zuerst angenommen hatte, auch die deutsche Schlachtlinie mußte daher weiter und immer weiter ausgedehnt werden, wodurch große Zeitverluste entstanden. Die ursprüngliche Absicht, daß die I. Armee erst dann zum Angriff schreiten solle, wenn die ganze II. ernstlich an den Feind gelangt sei, wurde daher gegen Mittag geändert, das VII. und VIII. Korps gingen gegen die uneinnehmbare Stellung östlich Gravelotte vor, trotzdem um diese Zeit erst das IX. und III. Korps dem feindlichen Centrum — Amanvillers und Verneville — gegenüber, ohne bedeutende Erfolge zu erringen, in Thätigkeit getreten waren. Die Entscheidung fiel denn auch nicht hier, auch nicht als am Abend das eingetroffene II. Korps auf dem diesseitigen rechten Flügel vorstieß, sondern erst in später Nachmittagsstunde, als es dem Garde- und

dem XII. Korps endlich nach schwerem, blutigem Ringen gelang, den Stützpunkt des feindlichen rechten Flügels, St. Privat, zu nehmen.

Die Verluste des Gardekorps waren deshalb so ungeheuer, weil der Kommandeur Prinz August von Württemberg, in der Überzeugung, das IX. Korps entlasten zu müssen, den Angriff auf das durch hohe Mauern und massive Häuser sehr starke Dorf St. Privat befahl, ehe noch Kronprinz Albert mit seinen Sachsen die Umgehung des äußersten feindlichen Flügels (bei Roncourt) vollendet haben konnte. Der Weg auf St. Privat aber führte über eine ganz offene, sanft sich senkende Fläche ohne jede Deckung, den die Garden, vom Hagel der weittragenden Chassepots überschüttet, fast ohne einen Schuß zu thun, zurücklegen mußten. Beinahe eine Stunde harrten dann die Tapfren, wenige hundert Schritte vor den Mauern des feuerspeienden Dorfes, eisenfest, keinen Zoll weichend, aber unvermögend, vorzudringen, aus, bis endlich bald nach 7 Uhr das ersehnte Eingreifen der Sachsen den Sturm ermöglichte.

Beide Heere standen sich in dem vielstündigen heißen Kampfe in fast gleicher Stärke (180000 Mann) gegenüber. Ohne jede numerische Überlegenheit hatten die deutschen Truppen durch ihre unvergleichliche Tapferkeit den Feind aus einer Stellung vertrieben, wie sie vorteilhafter kaum gedacht werden kann — freilich bezahlten wir unsern Erfolg mit einem Verlust von 20159 Mann, darunter 899 Offiziere. Die Franzosen geben ihren Verlust auf 13000 Mann an.

Über den ungeheuren Verlust erstarb in der Heimat fast der Siegesjubel. Noch ließ sich gar nicht übersehen, was erreicht war. Sicherlich ward Bazaines Heer zwischen die Wälle von Metz gedrängt; aber wenn diese Festung, außerordentlich stark durch Kunst und Natur, entsprechend verproviantiert war, durfte man sie mit einer Besatzung von beinahe 200000 Mann nicht unbehelligt im Rücken liegen lassen. Welche Heereskräfte waren nicht erforderlich, um die Festung so einzuschließen, daß kein Entrinnen möglich war! Und doch durfte anderseits die Hauptmacht des deutschen Heeres nicht vor ihren Wällen Halt machen; ein solches Stehenbleiben hätte nur den Mut der Franzosen gehoben und ihnen außerdem Zeit gewährt, die Truppen Mac Mahons zu verstärken und jene Volksheere ins Feld zu stellen, die nachmals den Deutschen genug zu schaffen machen sollten.

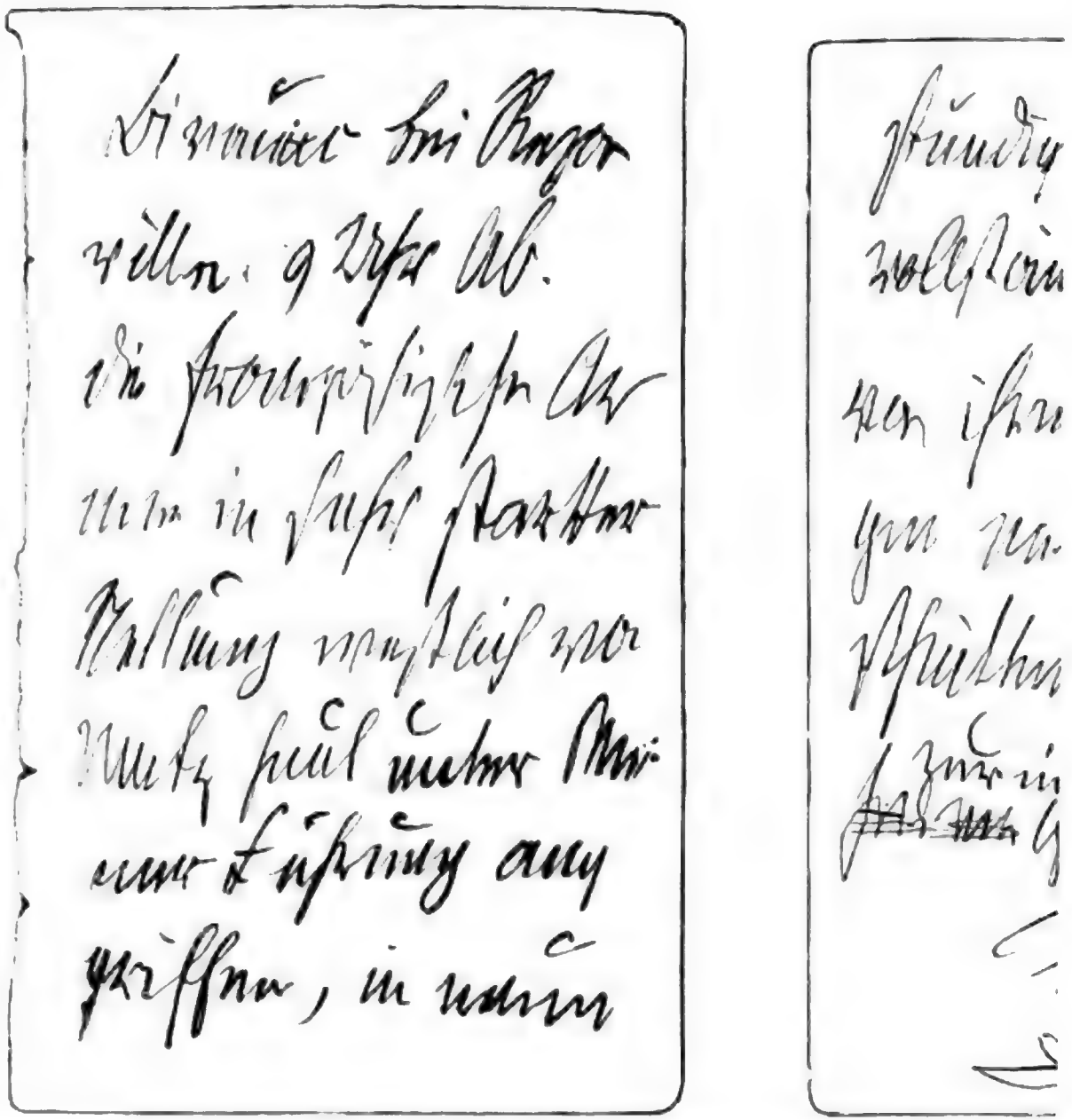
Glücklicherweise gestattete es die Stärke der deutschen Heeresmacht, eine genügende Truppenzahl zur Umschließung von Metz zurückzulassen und dennoch den Vormarsch mit hinreichenden Streitkräften fortzusetzen. Es wurde dazu eine Neueinteilung der deutschen Streitkräfte notwendig.

Einmal erhielt Prinz Friedrich Karl den Befehl über ein aus dem I., VII. und VIII. Korps der bisherigen ersten, dem II., III., IX. und X. Korps der bisherigen zweiten Armee, einer Reserve-Division und zwei Kavallerie-Divisionen, zusammen 150000 Mann, gebildetes Heer.

Ferner schlossen sich unter dem Befehl des Kronprinzen Albert von Sachsen das Garde-, IV. und XII. Korps, sowie 2 Kavallerie-Divisionen, 138000 Mann stark, zur „Maas-Armee“ zusammen.

Während die Armee des Prinzen Friedrich Karl die Einschließung von Metz übernahm, fiel der neugebildeten Maas-Armee und der III. Armee (des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen) die Aufgabe zu, mit dem unter dem Befehl Mac Mahons stehenden französischen Heere abzurechnen, welches

Digitized by Google



Die Siegesdepesche von Gravelotte an J. M. die Königin, von König Wilhelm de
und vom König eigenhändig unterzeichnet im Bivouac bei
(Bemerkenswert ist die Sorgfalt in der Redaktion der Depesche, deren erster

Digitized by Google

Digitized by Google

Standpunkt des Königs nördlich von Gravelotte, rechts von der Chauſſee nach Verneville am Abend der Schlacht des 18. Auguſt.

Roon. König Wilhelm. Großherzog von Weimar. Prinz Karl. Bismarck.

Im Hintergrund Moscou. Im Mittelgrund St. Hubert.

Digitized by Google

Kronprinz Albert von Sachſen 1870.

Nach einer Photographie von E. A. Teich-Hanfſtängl in Dresden.

inzwiſchen bei Chalons ſeine Formation vollendet und eine Stärke von faſt 150000 Mann erlangt hatte.

Man nahm deutſcherſeits als wahrſcheinlich an, daß Mac Mahon dieſe letzte Feldarmee Frankreichs auf das ſtark befeſtigte Paris zurückführen und zum Schutz der Hauptſtadt verwenden werde. Der Marſchall ſelbſt neigte ſich dieſem militäriſch richtigen Entſchluß zu, ſchließlich gab er aber dem Drängen der Pariſer Regierung, dem bedrohten Waffengenoſſen Bazaine zu Hilfe zu eilen, nach und marſchierte in der Richtung auf die belgiſche Grenze ab, um längs dieſer nach Metz vorzuſtoßen und Bazaine die Hand zu reichen.

Die beiden im Vormarſch gen Weſten befindlichen deutſchen Heere hatten, ohne auf Widerſtand zu treffen, die Höhe von Bar le Duc erreicht, als zuerſt durch ein Telegramm von London aus die deutſche Heeresleitung Kunde davon erhielt, daß franzöſiſchen Zeitungsnachrichten zufolge Mac Mahon die Straße nach Paris aufgegeben habe, um Bazaine zu Hilfe zu eilen. Die Erkundigungen der vor der Front unſrer Armeen ſtreifenden Reiter beſtätigten dieſe Nachricht, und König Wilhelm genehmigte daher ſofort den von Moltke entworfenen Befehl zum Rechtsabmarſch der Maas- und III. Armee, durch welchen dieſe dem Heere Mac Mahons auf die Ferſe geſetzt wurden.

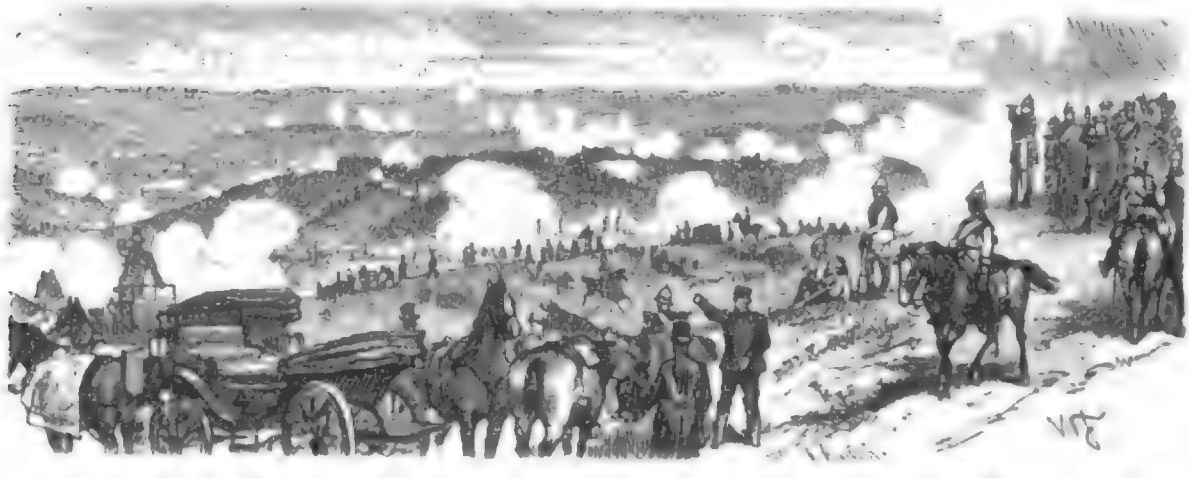
Dank der außerordentlichen Marschleistungen der deutschen Truppen gelang es in der That, noch rechtzeitig Mac Mahon zu fassen. Am 29. hatte die Vorhut der Sachsen bei Nouart bereits ein heftiges Gefecht mit der Nachhut des V. französischen Korps (General de Failly) — die engere Fühlung mit dem Gegner war also hergestellt; am 30. aber überraschte die ganze Maasarmee bei Beaumont dasselbe Korps und warf es, nebst einigen andern Teilen des französischen Heeres, nach heißem Ringen über die Maas.

Noch während des letzten Kampfes, der den moralischen Halt der französischen Truppen schwer erschütterte, hatte Marschall Mac Mahon die Versammlung seiner Armee bei Sedan angeordnet, nicht um hier eine Schlacht zu liefern, sondern weil jene einer kurzen Rast dringend bedurfte. Am Abend des 30. traf auch Kaiser Napoleon in Sedan ein.

Die deutsche oberste Heeresleitung beurteilte die Sachlage völlig richtig. Schon am 30. abends wurde bestimmt, daß am folgenden Tage 2 Korps der Maasarmee die Maas überschreiten sollten, um ein etwaiges weiteres Vordringen des Gegners von Sedan über Montmedy auf Metz zu verhindern; die III. Armee blieb in nördlicher Richtung in Marsch. Ja, man zog sogar bereits in Erwägung, daß die Armee Mac Mahons genötigt werden könne, über die nahe belgische Grenze überzutreten, und ließ die belgische Regierung auf diplomatischem Wege auffordern, in diesem Falle für deren Entwaffnung Sorge zu tragen.

Der 31. August bahnte die völlige Einkesselung des französischen Heeres an, indem im Osten die Maasarmee, im Süden die III. Armee unmittelbar an sie heranrückte. Die einzige, vielleicht noch mögliche Rettung für sie hätte in einem sofortigen Abmarsch auf Mézières gelegen, in einem Versuch, den aber Mac Mahon wegen des abgehetzten Zustandes seiner Truppen nicht zu unternehmen wagte. Er entschloß sich zur Schlacht.

Die französische Aufstellung umzog in einem Halbkreis die Festung Sedan. Nördlich von Sedan besetzte Mac Mahon Floing (nahe der Maas) und Illy, östlich Givonne,



Standpunkt des Königs auf dem Hügel von Cheveuge, 1¼ Stunde von Sedan, in der Morgenfrühe des 1. September.

Gezeichnet von dem Augenzeugen Woldemar Friedrich.

Bismarck auf der Höhe von Sedan, am 1. September 1870, 2 Uhr mittags.

Nach dem Leben gezeichnet vom Augenzeugen Ludwig Pietſch.

Daigny und Moncelle, ſüdlich Bazeilles und Balan (dieſe beiden Orte noch auf dem linken Ufer der Maas).

Der preußiſche Angriffsplan ging dahin, die Maas oberhalb und unterhalb der franzöſiſchen Aufſtellung zu überſchreiten, ſie von Norden, Oſten und Süden zu umklammern und den von ihr gebildeten Halbkreis nach Sedan zu einzudrücken.

Die deutſche Schlachtlinie (auf dem linken Maasufer) war folgendermaßen gebildet. Den rechten Flügel hatte der Kronprinz von Sachſen (voran das XII. Korps, dann das IV., darauf die Garde, dahinter Kavallerie). Weiter links ſtanden die Bayern, Bazeilles gegenüber; daran ſchloſſen ſich als linker Flügel das V. und XI. Korps bei Donchéry. Nicht weit von dieſem Orte, auf dem Hügel von Cheveuge bei Frénois, nahm König Wilhelm nebſt Bismarck, Roon und Moltke Aufſtellung.

Den Kampf eröffneten in der Morgenfrühe des 1. September die Bayern mit dem Angriffe auf Bazeilles, das erſt nach ſtundenlangem, hin und her ſchwankendem Kampfe genommen wurde. Dann eroberten ſie Balan und behaupteten es gegen die Vorſtöße aus der Feſtung Sedan. Die Sachſen nahmen, ſpäter von der Garde unterſtützt, bis Mittag Givonne, Moncelle und Daigny. Der linke Flügel konnte erſt gegen 1 Uhr zum eigentlichen Angriff auf Floing ſchreiten: nach zwei Stunden war es genommen, und auch Illy ward nunmehr von den Franzoſen geräumt. Um 3 Uhr reichten ſich hier das V. Korps und die von Givonne nordwärts vorgedrungenen Garden die Hand; der Ring war geſchloſſen und auch durch die verzweifelten Vorſtöße der noch kampffähigen Teile des franzöſiſchen Heeres nicht mehr zu durchbrechen. Man konnte jetzt die in Sedan zuſammengedrängte franzöſiſche Armee durch Geſchützfeuer vernichten, zögerte aber in der Vorausſetzung, daß der Feind, das Verzweifelte ſeiner Lage einſehend, Unterhandlungen ſuchen werde, mit der Anwendung jenes äußerſten Mittels. Auf franzöſiſcher Seite, wo nach Mac Mahons Verwundung der Oberbefehl zuerſt an Ducrot, dann an General Wimpffen übergegangen war, hatte Napoleon zuerſt die Fruchtloſigkeit weiteren Wider-

Digitized by Google

Nordd. Geb. ..... Thlr. ..... Sgr.
Vereins- " ..... " ..... "
Ausländische " ..... " ..... "
..... " ..... " ..... "
Summa ..... Thlr. ..... Sgr.
Angenommen durch .....

Telegraphie
des
Norddeutschen Bundes.

Pr. Post ohne Domicilio

Berlin Befördert
den 9/9 1870 Uhr ..... M. .....
an ..... in Ltg. .....
durch .....

Berlin ~~von Berlin~~ Sedan ohne Vacanzes № 1 W. 1/9 1870 Uhr ..... Min. .....

Der Königin Augusta in Berlin
Auf dem Schlachtfelde vor Sedan 1.9.70 7½ Uhr
Der französische Armee ist in Sedan eingeschlossen
u. der Kaiser Napoleon hat mir seinen Degen
angeboten. Ich habe ihn angenommen u. verlange
die Capitulation der Armee als Kriegsgefangener
Gott hat uns sichtlich gesegnet!

Lit. B. № 12. Berlin.

[illegible]

Depesche König Wilhelms an die Königin Auguste vom Schlachtfelde vor Sedan am 1. September 1870. Genaues Faksimile des Originals.

Aufschrift des Depeschenumschlags.

№ 1 Domcherry

Telegraphische Depesche

K. PR. ARMEE-POST-AMT 3. ARMEE. 39

An die Telegraphen Station der 4ten Feld-Abtheilung

in

Der Relais zu befördern

~~Berlin.~~

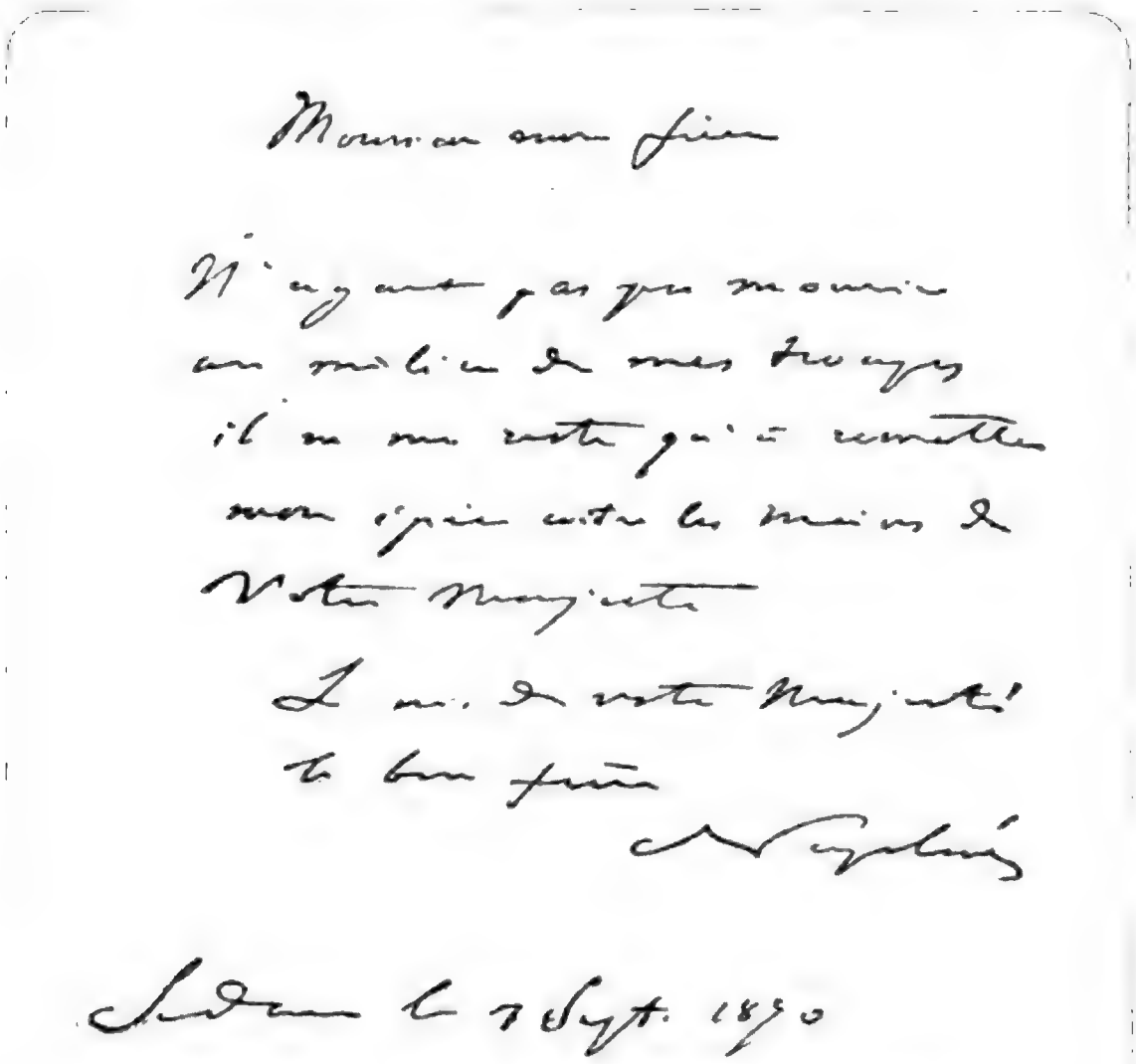
Varennes

Digitized by Google

General Reille überbringt während der Schlacht bei Sedan den Brief Napoleons an König Wilhelm.

Gemalt von A. v. Werner. (Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft zu Berlin.)

Digitized by Google



Faksimile des von Napoleon an König Wilhelm gerichteten Briefes nach der Schlacht bei Sedan.

standes erkannt. Auch Wimpffen überzeugte sich gar bald, daß ein Durchbruch nach Westen hin (Balan) unmöglich sei, zögerte aber immer noch mit der Einleitung der Kapitulation. Erst als die Bayern die Stadt mit Granaten bewarfen, ließ Napoleon auf eigne Hand die weiße Fahne aufziehen, und die Verhandlungen begannen. Um 7 Uhr traf bei dem König auf der Höhe südlich Frénois als Abgesandter Napoleons General Reille ein und überreichte ein Schreiben, demzufolge der Kaiser, da er an der Spitze seiner Truppen den Tod nicht habe finden können, seinen Degen in die Hände des Königs überlieferte. Die eigentlichen Kapitulationsverhandlungen dauerten bis in die Nacht: Napoleon wartete ihr Resultat nicht ab, sondern suchte Bismarck auf, um günstigere Bedingungen zu erzielen. Indessen konnte er nichts erreichen, zumal der König die Begegnung mit dem Kaiser vermied, bis die Kapitulation unterzeichnet war. Sie bestätigte einen, freilich mit einem Verlust von 460 Offizieren, 8500 Mann erkauften Sieg ohnegleichen; ein Heer von 104000 Mann mit 600 Geschützen geriet in deutsche Kriegsgefangenschaft.

Digitized by Google

Cap. d'Orcey.
du Faure.
Wimpffen.
Caſtelnau.

Die Kapitulationsverhandlungen zu Donche
Gemalt v
(Mit Genehmigung der Pho

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Podbielsky.
Moltke.
Bismarck.
Graf Noſtiz.
Bronſart v. Schellendorf.
Verdi du Vernois.
Major Blume.
de Claer.

n in der Nacht vom 1. zum 2. September 1870.
n A. v. Werner.
graphiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Digitized by Google

UNIV OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Zuſammenkunft König Wilhelms mit Napoleon III. im Schloſſe Bellevue bei Sedan am 2. September 1870.

Gemalt von W. Camphauſen. (Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Erſt um 2 Uhr — die Kapitulationsurkunde war dem König bald nach 12 Uhr eingehändigt worden — begab ſich König Wilhelm nach dem Schlößchen Bellevue bei Frénois, wo Napoleon den Ausgang der Unterhandlungen abgewartet hatte. Nach einer kurzen Unterredung hielt der König einen Umritt zu ſeinen ſiegreichen Truppen, der Kaiſer reiſte am folgenden Tage nach Schloß Wilhelmshöhe bei Kaſſel ab, das ihm als Aufenthaltsort angewieſen war.

Zur ſelben Zeit, da bei Sedan die Entſcheidung gefallen war, hatte auch Prinz Friedrich Karl einen verzweifelten Durchbruchsverſuch Bazaines bei Noiſſeville erfolgreich zurückgewieſen.

Digitized by Google

Marschall Bazaine brach am 31. August aus Metz in nördlicher Richtung vor, errang gegen das ihm zunächst entgegenstehende I. preußische Korps einige kleine Erfolge, scheiterte aber am folgenden Tage völlig an dem zähen, unerschütterlichen Widerstand des Einschließungsringes, zumal dank der überlegenen preußischen Artillerie. 36000 Preußen hatten genügt, den Ansturm von 137000 Franzosen zu brechen.

Die frohe Kunde des Erfolges von Sedan durcheilte wie auf Flügeln des Sturmes das ganze deutsche Land. Jetzt galt es allen Patrioten für ausgemacht, daß die Errungenschaften des großen Krieges über die rein militärischen Vorteile hinausgehen müßten: Elsaß und Lothringen, die man schon nach den ersten Schlachttagen in Anspruch genommen hatte, wurden stürmisch heimgefordert; aus dem Sturze des napoleonischen Kaisertums mußte ein einiges Deutschland, ein deutsches Kaisertum, hervorgehen. Auch der Friede schien vielen in naher Aussicht zu stehen, da ja der Kaiser Napoleon selbst gefangen war.

Man überschätzte in der Heimat — wahrlich ein leicht verzeihlicher Irrtum! — vielfach die Bedeutung des Sieges von Sedan, man übersah, daß in dem Kaiser und seiner Armee noch nicht die französische Nation besiegt war, man konnte nicht ahnen, daß in diesem Volke ein gewaltiger Widerstandsgeist schlummerte, ein zäher Ingrimm, wie ihn das Unglück zu zeitigen pflegt.

In Paris, wo Graf Palikao bis zum letzten Augenblick das Unglück der französischen Armee durch Lügennachrichten zu verdecken versucht hatte, erreichte mit der Unglückskunde von Sedan die Herrschaft der Napoleoniden ihr Ende (4. September). Die Regierung der „nationalen Verteidigung", aus den Mitgliedern der früheren Opposition bestehend, mit Jules Favre an der Spitze, trat in Kraft; die Kaiserin floh nach England, Frankreich wurde zur Republik erklärt.

Die neue Regierung stellte sich eine doppelte Aufgabe: es galt, durch diplomatische Verhandlungen die Deutschen um die Früchte des Sieges zu bringen, womöglich eine Einmischung des Auslandes herbeizuführen, dann aber auch den nationalen Widerstand zu organisieren. Zunächst versuchte es Jules Favre, dem es an jeder Selbsterkenntnis fehlte und der mit abgedroschenen Phrasen Eindruck zu machen hoffte, mit Bismarck. Dieser ließ sich auch zu Unterredungen bewegen, obgleich er Favre keine autoritative Stellung zugestand und ihn nur als Privatmann betrachtete. Die Konferenzen zu Haute Maison und Ferrieres (10. und 12. September) zeigten die Unvereinbarkeit der beiderseitigen Anschauungen. Während Bismarck im Interesse Deutschlands bedeutende Abtretungen, namentlich auch Straßburg verlangte — das ohnehin bald fallen müsse —, erging sich Favre in Deklamationen über „Gewaltakte", welche der modernen Zeit unangemessen seien und von Europa nie geduldet werden würden. Auch die Bedingungen, unter welchen Bismarck einen mehrwöchentlichen Waffenstillstand zu bewilligen geneigt war, hielt Favre für unannehmbar. So mußte er unverrichteter Dinge heimkehren.

Der Aufgabe, das Ausland in Harnisch gegen das siegreiche Deutschland zu bringen, unterzog sich mit großem Opfermute der greise Thiers. Bei seiner Rundreise, die in Petersburg begann, hatte er Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß von keiner der europäischen Großmächte bewaffneter Beistand zu erwarten sei.

Frankreichs eigne Wehrkraft zu organisieren, übernahm mit diktatorischer Gewalt der Advokat Gambetta, und zwar wurde der Mittelpunkt seiner Thätigkeit demnächst die Stadt Tours. Denn da die Hauptstadt seit der zweiten Hälfte des September von den Deutschen immer enger umschlossen wurde, schien es notwendig, den Sitz der Regierung an einen Punkt zu verlegen, wo man noch volle Freiheit der Bewegung besaß. Am 6. Oktober verließ Gambetta in einem Luftballon Paris, gelangte glücklich nach Tours und begann mit fieberhafter Thätigkeit die Wehrbarmachung der Nation.

Digitized by Google

In der That war das an Hilfsquellen so reiche Frankreich durchaus noch nicht wehrlos. Noch stand ein intaktes Armeekorps (General Vinoy), dem sich Versprengte, Marinetruppen, Gendarmerie anschließen konnten, zum Schutze von Paris bereit; ein weiteres (General Ducrot) war in der Hauptstadt in der Bildung begriffen; neben einem in der Ausbildung begriffenen Rekrutenkontingent von 100000 Mann waren die Territorialmiliz und die Nationalgarde verfügbar zu machen. So konnte Frankreich mindestens noch eine Million Soldaten aufstellen, und ein Vorrat von 2000 Geschützen und 400000 Chassepots sicherte die Bewehrung der ersten Raten, während die reichlichen Geldmittel die Beschaffung weiterer Waffen in dem „neutralen" England gestatteten.

Freilich waren die Truppen, welche die Regierung der nationalen Verteidigung zunächst ins Feld stellen konnte, der Tüchtigkeit der deutschen Heere weit unterlegen, immerhin starrte aber Frankreich von Waffen, und blieben der deutschen Heeresleitung trotz aller Siege große Schwierigkeiten zu bewältigen. Die Kämpfe der letzten Wochen hatten die Armeen bedeutend geschwächt; Metz und Straßburg fesselten die Hälfte aller Streitkräfte, die Einschließung oder Beobachtung der kleineren Festungen, die Sicherung der rückwärtigen Verbindungen beanspruchten starke Truppenkörper, und die Bewachung der zahlreichen Kriegsgefangenen nahm die in der Heimat in der Bildung begriffenen Neuformationen zum großen Teil in Anspruch.

So waren denn nach der Schlacht von Sedan nur etwa 150000 Mann zur Fortführung der Operationen verfügbar, die sofort in der Richtung auf Paris, als den Sitz auch der neuen Regierung und den Schwerpunkt des Landes, in Bewegung gesetzt wurden.

In breiter Front hatten die III. Armee (Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen) und die Maasarmee (Kronprinz Albert von Sachsen) ihren Vormarsch auf Paris angetreten. Am 19. September schlossen sie, nachdem die III. Armee den Widerstand des neu gebildeten Korps Ducrot auf der Hochebene von Bicêtre gebrochen, die gewaltige Hauptstadt mit ihrem eisernen Ringe ein.

Die Befestigung von Paris stand zwar nicht völlig auf der Höhe der Zeit, gewährte aber doch volle Sturmfreiheit und zwang durch ihre vorgeschobenen Forts die Belagerer zu einer sehr ausgedehnten Cernierungslinie (11 Meilen). Groß zeigten sich die materiellen und personellen Hilfsquellen der Riesenstadt: schon Anfang September waren gegen 300000 Mann für die Verteidigung, davon etwa 60000 Mann mit 124 Feldbatterien in freiem Felde verfügbar. An Geschützen waren über 2600 Stück, darunter 200 schwerste Marinegeschütze, neben reichlicher Munition vorhanden. In den letzten Wochen hatte man auf mindestens 6 Wochen Proviant aller Art in die Stadt gebracht. An der Spitze der Verteidigung stand General Trochu.

Die deutsche Heeresleitung begnügte sich nach reiflicher Erwägung vorläufig mit der Einschließung: früher oder später mußte der Hunger ja Paris bezwingen. Die Eröffnung eines artilleristischen Angriffs war zunächst schon deshalb unmöglich, weil die einzig verfügbare und zur Zeit auch noch durch Toul gesperrte Eisenbahnlinie nicht zur Heranführung des erforderlichen Materials genügte. Die Truppenverteilung in der Cernierungslinie war derart, daß die III. Armee den Westen, Süden und Südosten deckte, die Maasarmee den Norden und Nordosten einschloß. Das große Hauptquartier des Königs kam nach Versailles.

Digitized by Google

Die Hauptaufgabe der deutschen Heeresleitung galt während der ganzen übrigen Zeit des großen Völkerringens der Abwehr der Entsatzversuche, zu welchen Gambetta in den Provinzen mit beispielloser Energie immer neue Heeresmassen schuf. Fast sofort nach dem Beginn der Cernierung wurden bereits Maßregeln gegen diese Neubildungen notwendig. Während die deutschen Kavalleriedivisionen den Rücken der Einschließungsarmee unmittelbar sicherten, mußte das I. bayrische Korps (General v. d. Tann) mit einer preußischen (22.) Division gegen Süden vorgeschoben werden, wo sich die Anfänge der Bildung der Loirearmee bemerkbar machten. Es gelang v. d. Tann, dieselbe in dem Gefecht von Artenay (9. Oktober) zu schlagen und Orleans, die Stadt der Jungfrau, zu besetzen.

Indessen machten sich die Zeichen eines energischen Widerstandes überall bemerkbar, und es war bei der numerischen Schwäche der zu ihrer Abwehr verfügbaren Kräfte sehr erwünscht, daß, nachdem am 23. September schon Toul gefallen war, am 27. Straßburg kapitulierte.

Die starke Festung Straßburg hatte unter ihrem tüchtigen Kommandanten, General Uhrich, einen hartnäckigen Widerstand geleistet. Das Bombardement der Stadt erwies sich als vergeblich, und General v. Werder mußte zur förmlichen Belagerung schreiten, bei welcher sich die Überlegenheit der deutschen Artillerie glänzend bewährte. Nachdem am 26. September Bresche gelegt war, erschien am 27. endlich die weiße Fahne auf dem Turm des ehrwürdigen Münsters: die alte deutsche Reichsstadt, die Frankreich vor zwei Jahrhunderten mitten im Frieden geraubt hatte, war dem Vaterlande wiedergewonnen.

Mit dem Fall Touls und vor allem Straßburgs waren beträchtliche Streitkräfte verfügbar geworden. Zum Teil wurden dieselben zur Verstärkung der schwachen Einschließungslinie von Paris verwendet, der Hauptbestandteil aber, General v. Werder mit dem kombinierten XIV. Korps, zur Besetzung und Beruhigung des oberen Elsaß, zur Sicherung der rückwärtigen Verbindungen der vor Metz und Paris festgehaltenen Armeen bestimmt.

In Paris hatte man auf größere Ausfälle anfangs verzichtet und sich auf kleine Unternehmungen und lange, aber erfolglose Kanonaden beschränkt. Erst der Ausfall gegen Malmaison (21. Oktober) steckte sich ein weiteres Ziel. Zum erstenmale war, hauptsächlich vielleicht um der gefürchteten „öffentlichen Meinung" gegenüber überhaupt etwas zu thun, ein Durchbruchsversuch gegen Norden geplant, der aber schon in seinen Anfängen scheiterte. Am 28. glückte es dann den Belagerten zwar, eine preußische Gardecompagnie in Le Bourget zu überfallen, das Dorf wurde jedoch bereits zwei Tage später von der tapfern 2. Garde-Division im blutigen Straßenkampfe zurückerobert.

Dieser an sich nicht bedeutende Mißerfolg entflammte die Unzufriedenheit der Pariser Bevölkerung zu hellem Brande. Die längst vorhandene radikale Umsturzpartei trat drohend hervor, es kam (31. Oktober) zum offenen Aufruhr, der nur mit Mühe gedämpft wurde.

Inzwischen hatte der greise Thiers, von seiner erfolglosen Rundreise bei den europäischen Höfen zurückgekehrt, neue Verhandlungen in Versailles anzuknüpfen versucht. Trotz des größten Entgegenkommens mußten dieselben aber

Digitized by Google

Graf von Moltke in ſeiner Wohnung in der Rue neuve zu Verſailles.

Originalzeichnung nach dem Leben von A. von Werner.

Digitized by Google

scheitern, da es sich sofort herausstellte, daß die französische Regierung den erbetenen Waffenstillstand lediglich zur Verstärkung des Widerstandes, vor allem zur Verproviantierung der Hauptstadt, zu benutzen gedachte.

Vor Metz nahte um dieselbe Zeit, Ende Oktober, die Entscheidung.

Von vornherein hatte Marschall Bazaine sich in seinem Verhalten nicht nur von militärischen, sondern auch von politischen Rücksichten leiten lassen. Seine Absicht war es unzweifelhaft, die unter seiner Führung stehende letzte, noch nicht zertrümmerte Feldarmee Frankreichs bis zu einem günstigen Augenblick möglichst ungeschwächt zu erhalten, durch sie bei einem Friedensschluß als die stärkste Autorität im Lande dazustehen, als die einzige Autorität, mit welcher der Gegner verhandeln konnte. „Daß der Marschall", sagt ein gewiß unparteiischer Zeuge, Feldmarschall Graf Moltke, „anders als im Interesse Frankreichs gehandelt haben würde, ist weder erwiesen noch vorauszusetzen." Jedenfalls hatte er aber die neue Pariser Regierung und die Republik nicht öffentlich anerkannt, ja blieb sogar in gewissen Beziehungen zur kaiserlichen Familie und bewahrte seit dem Tage von Noisseville eine völlig abwartende Haltung. Das Schicksal der Festung konnte schließlich nicht zweifelhaft sein. Zwar litt die Einschließungsarmee selbst stark unter der Ungunst der Witterung und dem anstrengenden, durch mangelhafte Unterkunft erschwerten Dienst, in der Stadt nahm die Not aber schnell einen höchst bedenklichen Umfang an. Wohl unter dem Eindruck dieser, die Stimmung der Truppen schwer beeinflussenden Not entschloß sich Bazaine endlich anfangs Oktober zu einem Durchbruchsversuch in nördlicher Richtung, änderte in letzter Stunde aber wiederum seine Absicht, so daß der Ausfall gegen Bellevue (7. Oktober) auf eine bloße Fouragierung im großen Maßstab hinauslief, welche blutig zurückgewiesen wurde. Der Marschall leitete jetzt Verhandlungen mit Versailles ein, forderte jedoch freien Abzug der Armee; da auf deutscher Seite die Zustände in Metz, welche auf das Ende hindrängten, gut bekannt waren, da andrerseits die Kaiserin Eugenie, welcher Bazaine voraussichtlich nach seinem Abzug die Armee zur Verfügung gestellt hätte, jedes Eingehen auf die erste der deutschen Friedensbedingungen, die Abtretung von Elsaß-Lothringen, ablehnte, so scheiterten die Verhandlungen. Die Not in Metz stieg auf den Höhepunkt, und am 27. mußte Bazaine die Kapitulation unterzeichnen, durch welche die Festung übergeben wurde, die Armee (173000 Mann) in Kriegsgefangenschaft geriet.

Die Kapitulation von Metz kam für die deutsche Heeresleitung sehr zur rechten Stunde, denn diese bedurfte der freiwerdenden Einschließungsarmee dringend zur Sicherung der Cernierung von Paris. Es war zwar bisher noch immer gelungen, die im Norden, Osten und Süden auftauchenden feindlichen Kräfte zurückzudrängen, die deutschen Entsendungen hatten diese aber nicht völlig zu zertrümmern vermocht. Ja, Ende Oktober nahmen die französischen Neuformationen in den Provinzen, die Gambetta mit staunenswertem Feuereifer geschaffen, einen geradezu bedrohlichen Charakter an. Im Norden wurde die Bildung starker Abteilungen festgestellt, General v. Werder sah sich bei Dijon feindlichen Streitkräften gegenüber, die sich auf 70000 bis 80000 Mann schätzen ließen, vor allem war aber ein Vorstoß der schon auf drei sehr starke Armeekorps gebrachten und sich unausgesetzt noch verstärkenden Loire-Armee gegen Paris zu befürchten.

Schon in Erwartung der Kapitulation von Metz hatte die deutsche Heeresleitung daher eine Neueinteilung der bisherigen Einschließungsarmee verfügt. Dieser zufolge zog die I. Armee unter General v. Manteuffel (I., VII., VIII. Korps nebst einer Kavallerie-Division) von Metz auf Compiegne, um die Einschließung von Paris gegen Norden zu

Digitized by Google

General von Franſecky. General von Stiehle. Prinz Frie

Oberſt von Wichmann.

„Monseigueur, j'ai l'ordre

Die Übergabe von Metz an den Prinzen

Nach dem Gemälde

(Mit Genehmigung der Ph

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

h Karl von Preußen. General Desvaux.

vous rendre la garde impériale.“

drich Karl von Preußen am 29. Oktober 1870.
n Konrad Freyberg.
raphiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

sichern, die II. Armee (II., III., IX., X. Korps nebst einer Kavallerie-Division) dagegen rückte, unter dem Befehl des Prinzen Friedrich Karl verbleibend, nach der mittleren Loire ab.

Hier hatte das Auftreten des unter General d'Aurelle de Paladines stehenden französischen Heeres, welches mit seinen Hauptkräften von Blois aus loireaufwärts vordrang, mit andern Teilen von Süden und Osten her Orleans zu umklammern drohte, den General v. d. Tann am 8. September zur Räumung jener Stadt veranlaßt. Er stellte sich dem Gegner am folgenden Tage nordwestlich Orleans bei Coulmiers in offener Feldschlacht, mußte aber nach tapferstem Widerstand sich auf Artenay zurückziehen.

Bei Coulmiers, der einzigen Schlacht des ganzen Krieges, welche die Franzosen sich als Sieg zuschreiben dürfen, kämpften 20000 Deutsche gegen 70000 Franzosen. Der Rückzug fand in musterhafter Ordnung statt. Feldmarschall Moltke stellt dem wackeren General v. d. Tann das Zeugnis aus: „er habe sich mit Geschick und Glück einer mißlichen Lage entzogen".

General von der Tann,
Kommandeur des 1. bayrischen Armeekorps.
Nach einer Photographie.

So bedeutend der moralische Erfolg von Coulmiers für die Franzosen insofern war, als er der Widerstandskraft des ganzen Landes den Rückhalt neuer Zuversicht gab, so gering blieb der militärische. Eine Verfolgung fand überhaupt nicht statt, General d'Aurelle begnügte sich vielmehr damit, in fester Stellung nördlich Orleans weitere Verstärkungen abzuwarten.

Immerhin erschien die Lage der deutschen Heeresleitung nicht unbedenklich. Zunächst mußte man sich damit begnügen, dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin mit einer aus dem I. bayrischen Korps, 2 preußischen Infanterie- und 2 Kavallerie-Divisionen gebildeten Armeeabteilung den Schutz der Einschließung von Paris gegen Süden zu übertragen — eine Entscheidung konnte erst die im Anmarsch befindliche Armee des Prinzen Friedrich Karl herbeiführen. Dieselbe traf in der dritten Novemberwoche dem französischen Heere gegenüber ein.

Während General d'Aurelle mit dem Einrichten seiner festen Stellung nördlich Orleans beschäftigt war, drang Gambetta unausgesetzt auf neue Angriffsunternehmungen in der Richtung auf Paris. So kam es zunächst zu einem vereinzelten Vorstoß des XVIII. und XX. französischen Korps, des äußersten rechten Flügels der Loire-Armee, gegen das inzwischen vom X. preußischen Korps besetzte Beaune la Rolande, der völlig scheiterte (28. November).

Digitized by Google

Prinz Friedrich Karl im Feldzuge 1870.
Gemalt von A. von Werner. (Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft zu Berlin.)

Bei Beaune la Rolande hielt General v. Voigts-Rhetz mit ſeinen 11000 tapferen Hannoveranern gegen 60000 Franzoſen ſtand, bis ihm gegen Abend Hilfe vom III. Korps kam.

An die Regierung in Tours war inzwiſchen eine Kunde aus Paris gelangt, daß am 29. die Beſatzungsarmee die Cernierung in ſüdöſtlicher Richtung zu durchbrechen verſuchen werde, um der Loire-Armee die Hand zu reichen. Daß dieſer Verſuch thatſächlich ſtattfand, aber ſcheiterte, werden wir ſpäter ſehen. Vorläufig drängte die Nachricht jedenfalls Gambetta und ſeinen Adlatus, den Ingenieur Freycinet, zu ſchnellem Handeln. Am 1. Dezember rückte daher das franzöſiſche XVI. und XVII. Korps, der äußerſte linke Flügel der Loire-Armee, gegen die Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg vor, welche ſich inzwiſchen dem rechten Flügel der Armee des Prinzen Friedrich Karl angeſchloſſen hatte und unter deſſen Befehl getreten war. Der Vorſtoß traf zunächſt das I. bayriſche Korps v. d. Tann und drängte deſſen Vortruppen eine kurze Strecke zurück. Als am 2. Dezember aber der Großherzog dem weiteren franzöſiſchen Vormarſch mit verſammelten Kräften bei Loigny-Poupry gegenübertrat, brach ſich deſſen Kraft nach einem heißen, blutigen Kampfe völlig: wie am 28. November der franzöſiſche rechte Flügel, ſo hatten am 2. Dezember die linken Flügelkorps der Loire-Armee ſich im vergeblichen Einzelringen erſchöpft.

Aus dem großen Hauptquartier in Verſailles traf am 2. der Befehl bei dem Prinzen Friedrich Karl ein, ſofort mit allen Kräften gegen Orleans ſelbſt vorzugehen. In zweitägiger Schlacht entſprach der Prinz dieſer Weiſung, durchbrach die ſtarke feindliche Stellung und zwang die feindliche Armee, in drei geteilten Heeresmaſſen nach Oſten, Süden und Weſten zurückzugehen. Orleans fiel zum zweitenmale in die Hände der ſiegreichen Deutſchen (4. Dezember).

Die Schlacht koſtete den Deutſchen 1700, den Franzoſen 20000 Mann.

Digitized by Google

Die Kämpfe an der Loire standen, wie erwähnt, im engen Zusammenhang mit den Vorgängen vor Paris. Die hier bekannt gewordene Nachricht von dem Erfolg von Coulmiers hatte alle Hoffnungen neu belebt, zu neuen Anstrengungen angespornt. Es galt, dem erwarteten Entsatze die Hand zu reichen.

Zu diesem Zweck wurden drei gesonderte Armeen gebildet. Die erste (General Clément Thomas), rund 130000 Mann Nationalgarde stark, war vorzugsweise zur Besetzung der Umwallung und Aufrechterhaltung der Ordnung in der Stadt bestimmt. Der zweiten (General Ducrot), welche die eigentlichen Durchbruchsversuche vornehmen sollte, wurden 100000 Mann der besten Truppen und 300 Geschütze zugeteilt. Die dritte (General Vinoy) hatte, 70000 Mann stark, die Aufgabe, größere Ausfälle auf den Nebenfronten zu unterstützen. Außerdem verfügte man in den Forts über 80000 Mann Mobilgarden und in St. Denis über 30000 Mann unter Admiral de la Roncière.

Am 30. November brach General Ducrot, während fast die gesamte Einschließungsarmee durch kleinere Unternehmungen in ihren Stellungen festgehalten wurde, gegen die Doppellinie Noisy le Grand-Villiers und Bry-Champigny vor. Es gelang ihm auch, auf dem linken Marneufer festen Fuß zu fassen, schon am 2. Dezember zwangen die Württemberger und Sachsen den Gegner aber zum Rückzug. Der ernstlichste Versuch, den Paris überhaupt zu seiner Befreiung machte, war gescheitert.

Die Einschließungsarmee hatte 6200 Mann verloren, die Franzosen 12000 — stark erschüttert kehrte die Armee Ducrots am 3. nach Paris zurück.

Während so um Paris und an der Loire die Entscheidung fiel, war auch im Norden das Waffenglück dem deutschen Heere günstig gewesen. Am 27. November hatte General v. Manteuffel das neugebildete französische Nordheer unter General Farre bei Amiens gründlich geschlagen, an demselben Tage kapitulierte die kleine, wichtige Festung La Fère, drei Tage später auch die Citadelle von Amiens.

Die französische Armee zog sich auf Arras zurück, wo General Faidherbe den Oberbefehl übernahm und zu ihrer Neubildung schritt. General v. Manteuffel drang über die Somme vor, besetzte am 5. Dezember Rouen und am 9. sogar (mit Kavallerie) Dieppe.

Wir hatten gesehen, wie die französische Loire-Armee nach der Schlacht von Orleans in drei Teile zerspalten nach Westen, Süden und Osten zurückgegangen war. Bei der übergroßen Ermüdung der deutschen Truppen mußte sich die Verfolgung verzögern. Immerhin durchstreifte General v. Schmidt mit der 6. Kavalleriedivision bald in kühnem Zuge die Sologne südlich der Loire bis Vierzon und steigerte schon durch sein Auftreten den Rückzug der Franzosen zur wilden Flucht. In östlicher Richtung war das III. Korps loireaufwärts gefolgt, stieß aber zunächst nur auf Versprengte. Ernster gestaltete sich die Verfolgung gen Westen. Hier hatte der treffliche General Chanzy überraschend schnell den inneren Halt der geschlagenen Truppen wiederhergestellt und leistete, durch ein neu errichtetes Korps verstärkt, schon am 7. Dezember der auf dem rechten Loireufer stromabwärts nachrückenden Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg energischen Widerstand.

Digitized by Google

Der Großherzog wurde in den mehrtägigen Kämpfen um Beaugency durch die große numerische Überlegenheit des Feindes sogar in die Defensive gedrängt, und erst nachdem er durch das X. Korps verstärkt worden und das XI. Korps auf dem linken Loireufer bis Blois vorgedrungen war, gelang es ihm, den Widerstand des Generals Chanzy zu brechen: der letztere ging unter fortwährenden Kämpfen auf Vendome und, als ihm Prinz Friedrich Karl mit seiner ganzen Armee folgte, auf Le Mans zurück. (16. Dezember.)

Nachdem so Mitte Dezember General v. Manteuffel im Norden bis über die Somme, Prinz Friedrich Karl bis an den Loir siegreich vorgedrungen, nachdem fast ein Dritteil Frankreichs besetzt war, glaubte die deutsche Heeresleitung zunächst von einer weiteren Offensive absehen zu dürfen. Die I. Armee sollte sich um Beauvais, die II. um Orleans, die Armeeabteilung des Großherzogs um Chartres versammeln, um die Schlagfertigkeit der stark erschöpften Truppen durch Ersatz an Mannschaft und Ausrüstung wieder zu erhöhen. Es trat damit im Norden, Westen und Süden eine kurze, nur durch kleinere Gefechte unterbrochene Zeit des Stillstandes der Operationen ein, während General v. Werder im Südosten Frankreichs von Dijon aus erfolgreiche Vorstöße auf Autun und Nuits machte und die begonnene Belagerung von Belfort sicherte.

Inzwischen hatte eine ganze Anzahl kleinerer Festungen kapituliert: Soissons 16. Oktober); Schlettstadt (24. Oktober); Verdun (8. November); Neu-Breisach (10. November); Diedenhofen (24. November); Pfalzburg (14. Dezember); am 1. Januar fiel auch Mezières in deutsche Hände, und es wurde dadurch die Eröffnung einer neuen Eisenbahnverbindung nach Paris möglich.

In Paris waren im Lauf des Dezember die schweren Verluste, welche die letzten Durchbruchsversuche der Armee des General Ducrot gebracht, einigermaßen ersetzt worden, und man trug sich, nachdem die Niederlagen der Loire-Armee bekannt und daher ein Vorstoß nach Süden unthunlich geworden, mit dem Gedanken eines Durchbruchs in nördlicher Richtung. In Ausführung dieses Plans stieß am 21. Dezember General Ducrot gegen Le Bourget vor; es gelang ihm auch die teilweise Fortnahme des Dorfes, nach wenigen Stunden wurde dasselbe jedoch von der preußischen Garde zurückerobert, und der große Massenausfall war damit kläglich im Sande verlaufen.

Paris war jetzt drei Monate eingeschlossen, und die Frage trat an die deutsche Heeresleitung immer dringender heran, ob man die sich lang hinziehende Entscheidung nicht durch andre Mittel beschleunigen könne. Von einem Bombardement der Stadt allein konnte man sich bei deren weiten Ausdehnung keinen Erfolg versprechen, für einen regelrechten Ingenieur- und artilleristischen Angriff auf die Werke war es aber immer noch nicht gelungen, die erforderliche Geschützzahl und vor allem einen genügenden Munitionsvorrat herbeizuschaffen. Erst gegen Ende des Jahres erschienen jene Vorbedingungen einigermaßen gesichert, und es wurde nun die Leitung des Ingenieurangriffs dem General v. Kameke, des artilleristischen dem General Prinzen Hohenlohe übertragen.

Digitized by Google

General-Feldmarſchall von Manteuffel.

Gemalt von H. v. Angeli. Nach einer Photographie aus dem Verlage der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.

Digitized by Google

Ein Vorspiel des artilleristischen Vorgehens gegen Paris war die Beschießung des Mont Avron, eines vorgeschobenen, mit 70 schweren Geschützen bewehrten Stützpunktes der Belagerten. Am 27. Dezember eröffneten 76 deutsche Geschütze ihr Feuer gegen die starke Stellung und nötigten den Feind im Laufe eines Tages zur Räumung derselben.

Gegen Ende Dezember machten die französischen Maßregeln aber auch die Wiederaufnahme der Operationen der deutschen Armeen im freien Felde notwendig.

Im Norden hatte der thätige General Faidherbe die französischen Streitkräfte auf über 40000 Mann gebracht und dieselben in der dritten Dezemberwoche bis fast nach Amiens herangeführt, wo er hinter der Hallue eine starke Stellung bezog. Am 23. Dezember griff General v. Manteuffel ihn hier an und gewann bis zum Abend nach blutigem Kampf die Übergänge über den Fluß; die starke feindliche Hauptstellung am nächsten Tage gewaltsam der doppelten Überlegenheit abzuringen, erschien bedenklich, General Faidherbe wartete aber seinerseits den Angriff nicht ab, sondern ging mit seinen erschütterten Truppen in den Bereich der schützenden Festungen zurück.

Im Süden hatten sich aus der früheren Loire-Armee zwei große französische Heeresgruppen gebildet: die eine unter General Bourbaki südlich der Loire bei Bourges, die zweite unter General Chanzy bei Le Mans. Es lag nahe — und der Plan wurde französischerseits auch vorübergehend erwogen — daß diese beiden Armeen die Deutschen bei Orleans gleichzeitig von verschiedenen Seiten angreifen würden, oder daß eine derselben jene beschäftigte, während die andre zum Entsatz gegen Paris vorstieß. Thatsächlich hatten die Herren Civilstrategen Gambetta und Freycinet für die Armee des General Bourbaki einen andern Plan ersonnen, auf den später zurückzukommen sein wird. General Chanzy aber sollte den Entsatz von Paris allein ausführen. Ehe er indessen noch aus seinen Quartieren um Le Mans aufbrach, sah er sich durch fast die ganze Armee des Prinzen Friedrich Karl selbst angegriffen und wurde in der dreitägigen Schlacht von Le Mans (10., 11., 12. Januar) völlig geschlagen.

In grimmiger Winterkälte hatte Prinz Friedrich Karl in den ersten Januartagen seinen Vormarsch von Orleans gegen Le Mans angetreten und stieß schon am 5. auf die Vortruppen Chanzys, die, vorübergehend von der Hauptarmee unterstützt, zum Teil sogar offensiv wurden, fast überall aber erst nach hartnäckigem Widerstande zurückgingen. Witterung und Gelände erschwerten die Kämpfe aufs äußerste.

General Chanzy war entschlossen, die Entscheidung in seiner starken, vielfach verschanzten Stellung vorwärts Le Mans anzunehmen. Nachdem das III. preußische Korps indessen am 10. die Dörfer Parigué und Changé vor der Front der feindlichen Stellung genommen, und am 11. die ganze Armee des Prinzen Friedrich Karl im konzentrischen Vorgehen jene durchbrochen hatte, kämpfte der französische Führer am 12. nur noch um den Abzug. Erst hinter der Mayence sammelten sich die Trümmer des Heeres.

Der Zug der Armee des Prinzen Friedrich Karl nach Le Mans war eine siebentägige Reihe ununterbrochener Gefechte gewesen, bei welchen sie 200 Offiziere, 3200 Mann einbüßte. Gegen eine doppelte Überzahl hatte sie glänzende Erfolge errungen: die französische Loire-Armee verlor gegen 6200 Mann und 20000 Gefangene und war voraussichtlich auf längere Zeit völlig kampfunfähig gemacht.

Digitized by Google

Auf dem nördlichen Kriegsſchauplatze hatte General Faidherbe in den erſten Januartagen einen neuen Vorſtoß auf die Armee des Generals v. Manteuffel unternommen, um die Feſtung Peronne zu entſetzen. Er traf am 3. Januar bei Bapaume auf das VIII. Korps unter General v. Göben, der dem weit überlegenen Angriff mit Aufbietung aller Kräfte ſo erfolgreichen Widerſtand leiſtete, daß Faidherbe auf die Ausnutzung der im Lauf des Schlachttages errungenen Erfolge verzichtete und wiederum freiwillig den Rückzug auf Arras antrat. Am 9. fiel darauf Peronne in die Hände der Deutſchen. Noch vorher aber war der Kommandeur der I. Armee, General v. Manteuffel, nach einem andern Kriegsſchauplatz abgerufen worden, und an ſeiner Stelle hatte General v. Göben den Oberbefehl übernommen. Der bewährte Führer, welcher zunächſt mit ſeinem Heere hinter der Somme blieb, kam bald in die Lage, das ihm anvertraute Heer zu einem neuen Siege zu führen.

General von Göben.
Nach einer Photographie.

General Faidherbe rüſtete ſich nämlich zu einem letzten Verſuch, an dem rechten Flügel der deutſchen I. Armee vorüber gegen Paris vorzudringen, da ihm die Nachricht geworden war, die Hauptſtadt werde in den nächſten Tagen eine äußerſte Anſtrengung machen, um den Einſchließungsring zu ſprengen. Rechtzeitig hatte General v. Göben die Abſicht ſeines Gegners erkannt, hatte alle ſeine Kräfte verſammelt und war auf beiden Ufern der Somme Faidherbe entgegengerückt, den er bei St. Quentin traf, am 19. Januar angriff und völlig ſchlug.

Den Sieg bei St. Quentin erkaufte die I. Armee mit einem Verluſt von 96 Offizieren, 2304 Mann. Auch hier aber war durch die Schlachtentſcheidung weiteren Unternehmungen der franzöſiſchen Nordarmee, welche allein an Gefangenen 9000 Mann verlor, vorausſichtlich auf längere Zeit vorgebeugt.

Auf dem ſüdöſtlichen Kriegsſchauplatz hatte inzwiſchen die Belagerung der zähe verteidigten Feſtung Belfort ihren Fortgang genommen, während General v. Werder mit dem XIV. Korps öſtlich Veſoul ſtand, um die Belagerung gegen den angeblich in der Stärke von etwa 62000 Mann um Beſançon verſammelten Feind zu decken. In der erſten Januarwoche machte ſich ein Vorrücken ſtärkerer feindlicher Streitkräfte gegen ihn fühlbar, und es ergab ſich, daß eine Anzahl der in leichten Gefechten um Veſoul gemachten Gefangenen unzweifelhaft Truppenkörpern angehörte, die bisher an der Loire gekämpft

Digitized by Google

hatten. Daraus erhellte, daß eine umfangreiche Verſchiebung der franzöſiſchen Kräfte im ſüdlichen Frankreich eingetreten war. In der That hatten Gambetta und Freycinet einen ganz abenteuerlichen Plan zur Ausführung gebracht. In der letzten Dezemberwoche war der größere Teil der Armee des Generals Bourbaki, die wir ſüdlich der Loire, bei Bourges, verlaſſen haben, mittels Eiſenbahn nach Beſançon befördert worden. An ihn ſollten ſich hier die Abteilungen des Generals Crémer und des alten italieniſchen Freiſcharenhelden Garibaldi, den ſeine republikaniſchen Neigungen in den Dienſt Frankreichs geführt, anſchließen; General Bourbaki werde dann, weit über 100000 Mann ſtark, ſo hoffte man, leicht Belfort entſetzen und die rückwärtigen Verbindungen aller deutſchen Heere unterbrechen, ja vielleicht ſpäter ſogar mit Faidherbe gemeinſam gegen Paris operieren können.

General von Werder.
Nach einer Photographie aus dem Jahre 1870.

Die deutſche Heeresleitung traf ſofort ihre Gegenmaßregeln. Während General v. Werder den Auftrag erhielt, die Belagerung von Belfort unter allen Umſtänden zu ſichern, wurden im mittleren Frankreich um Chatillon ſur Seine das II. und VII. Armeekorps zu einer neuen Armee zuſammengezogen, um gegen Bourbaki vorzugehen. Den Befehl über dieſe „Südarmee", zu der ſpäter auch das XIV. Korps trat, erhielt General v. Manteuffel.

Vor der drohenden Gefahr war General v. Werder ſofort oſtwärts aufgebrochen, um dem im Vormarſch auf Belfort befindlichen franzöſiſchen Heere einen Vorſprung abzugewinnen. Nachdem er am 9. Januar bei Villerſexel durch einen kräftigen Vorſtoß in die feindliche Flanke den Vormarſch Bourbakis verzögert und die Möglichkeit geſchaffen hatte, ſich zwiſchen Belfort und den Feind zu ſchieben, beſetzte er die gute, allerdings durch den eingetretenen ſtarken Froſt in ihrer Feſtigkeit ſehr beeinträchtigte Stellung hinter der Liſaine, zog ſchwere Geſchütze aus der Belagerungsartillerie von Belfort heran und ſchlug in dreitägiger Schlacht (15., 16., 17. Januar) den Angriff des um mehr als das dreifache überlegenen Gegners glänzend zurück.

Während General v. Werder zur Behauptung der ſehr ausgedehnten Liſainelinie nur ſein ſchwaches Korps verfügbar hatte, konnte Bourbaki über mehr als $4^1/_2$ ſtarke Korps disponieren, deren Truppen allerdings jung und durch die vorangegangenen Anſtrengungen, wie durch die Ungunſt des Wetters ſchwer erſchöpft waren. Der franzöſiſche

Führer wollte mit drei Korps gegen das Centrum und den linken Flügel der deutschen Stellung vorgehen, mit 1½ Korps den rechten, den schwachen Punkt der Werderschen Position, umfassen. Nachdem er jedoch am 15. in der Front keine nennenswerten Erfolge errungen hatte und die Umfassung des rechten Flügels nicht geglückt, nachdem dann am 16. zwar der rechte deutsche Flügel zurückgedrängt, der Angriff auf die Hauptstellung aber wiederum völlig gescheitert war, kämpfte er am 17. eigentlich nur noch um den Abzug. Die bei ihm eintreffende Nachricht, daß die Spitzen der Armee des Generals v. Manteuffel bereits bis nahe an Gray vorgedrungen seien, seinen Rückzug also schwer gefährdeten, mag neben dem höchst bedenklichen Zustand seiner Truppen zu dem Entschluß, von weiteren Angriffsversuchen abzusehen, mitgewirkt haben.

Die dreitägige Schlacht an der Lisaine, welche dem XIV. Korps etwa 1200 Mann, den Franzosen gegen 5000 Mann kostete, war eine der schönsten Waffenthaten des Feldzugs. Ihr unmittelbarster Erfolg, die geglückte Deckung der Belagerung von Belfort, trat freilich hinter den größeren Resultaten zurück, welche die Südarmee demnächst gegen Bourbaki ernten sollte.

Vor Paris hatte am 5. Januar der artilleristische Angriff gegen die Südfront begonnen und bald die Oberhand über die Geschütze der Forts gewonnen; auch die Stadt selbst wurde täglich durch einige hundert Granaten beunruhigt. Die durch die äußerst erregte öffentliche Meinung beunruhigte Regierung beschloß nunmehr einen letzten großen Massenausfall gegen die deutschen Linien, der am 19. zur Schlacht am Mont Valerien führte und scheiterte, ehe er noch die Hauptstellung der Cernierungsarmee erreicht hatte.

Die Schlacht, zu welcher von der Pariser Besatzung gegen 90000 Mann ins Gefecht kamen, brachte den Franzosen einen Verlust von rund 4000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen; das deutsche V. Korps, welches den Gegner allein zurückgeworfen hatte, büßte 40 Offiziere, 570 Mann ein.

Ehe dem Feinde aber dieser letzter Schlag zu teil wurde, hatte sich vor den Thoren der belagerten Hauptstadt ein großer weltgeschichtlicher Akt vollzogen, welcher wenigstens nach einer Seite hin dem ruhmreichen Unternehmen Alldeutschlands den heißersehnten Abschluß gewährte. Mochte kommen, was da wollte, die Einheit Deutschlands war begründet. Der Traum der Väter war zur Wahrheit geworden. An demselben Tage, an welchem 170 Jahre zuvor der erste König von Preußen sich zu Königsberg die Krone aufs Haupt gesetzt hatte, am 18. Januar, verkündete König Wilhelm von Preußen die Wiederherstellung des Deutschen Reiches, die Annahme der erblichen Kaiserwürde. Im Königsschlosse zu Versailles, von dem aus einst Ludwig XIV. seine Netze über Europa und Deutschland geworfen hatte, sprach der erste Deutsche Kaiser die Hoffnung aus, „daß es dem deutschen Volke fortan vergönnt sein werde, den Lohn seiner heißen und opfermutigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewährt." Er gelobte „allzeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung". Der Fürst, dessen ideale deutsche Gesinnung die erste Anregung zur Wieder-

Digitized by Google

Die Kaiſerproklamation in Verſailles am 18. Januar 1871.

Gemalt von A. v. Werner.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Digitized by Google

aufrichtung des Kaiſertums gegeben hatte, König Ludwig II. von Bayern, war nicht anweſend; ſo trat denn aus der Reihe der deutſchen Fürſten der Schwiegerſohn des Kaiſers, der allzeit treu erfundene Großherzog Friedrich von Baden, hervor und forderte die Verſammelten auf, dem neuen Oberhaupte ein jubelndes Hoch zu bringen. Wer vermag zu ſagen, mit welchem Hochgefühl dem Kaiſer Wilhelm dieſe Huldigung dargebracht wurde! Die freudigſte Begeiſterung durchwehte alle deutſchen Herzen, weit über die Grenzen Deutſchlands und Europas hinaus. So erfüllte ſich auf feindlichem Boden, mitten im Schlachtendonner, das Geſchick der Hohenzollern: ſeit den Tagen, in denen man zuerſt begonnen hatte, den nationalen Gedanken zu ahnen, Vertreter und Vorfechter des nationalen Bewußtſeins, wiederholt verkannt und gekränkt, niedergehalten durch feindſelige Mächte in Deutſchland und Europa, wurden ſie jetzt durch den einſtimmigen Willen der deutſchen Fürſten und unter dem Heilruf aller deutſchen Stämme als Schützer und Schirmer des großen Vaterlandes anerkannt. Auf der Walſtatt hatte das deutſche Volk den Boden der Einigkeit gefunden.

Großherzog Friedrich von Baden.

Nach einer Photographie von Schuhmann & Sohn in Karlsruhe.

Selbſtverſtändlich hat die Proklamation der Kaiſerwürde eine lange Vorgeſchichte; ſie iſt nicht etwa plötzlich im Sturme der Begeiſterung entſtanden, ſondern die Frucht reiflichſter Überlegungen. Beim Ausbruch des Krieges war die Überzeugung, daß ein Volk, das ein gemeinſames Heer beſaß, auch politiſch geeint ſein müſſe, keineswegs allgemein; höchſtens in Baden war man bereit, ohne weiteres die Verfaſſung des Norddeutſchen Bundes anzunehmen. In Württemberg erlitt die „Volkspartei“ bei den Neuwahlen, die unter dem Eindruck der Siege im Herbſt vorgenommen wurden, allerdings eine entſchiedene Niederlage, und der Kriegsminiſter v. Suckow war ohnehin für den engſten Anſchluß. Aber König Ludwig von Bayern, der zuerſt ein Verfaſſungsbündnis ſämtlicher deutſchen Regierungen anregte und ſelbſt um die Entſendung eines Unterhändlers in Berlin erſuchte, war nicht gewillt, ſeinen dynaſtiſchen Rechten irgend etwas zu vergeben. Er bedang ſich ſoviel Vorbehalte aus, daß Bayern ebenſo gut außerhalb des Bundes verbleiben, als unter ſolchen Klauſeln eintreten konnte. Aber kaum war Delbrück nach München gereiſt (28. September), als die andern ſüddeutſchen Regierungen mit neuen Anſchlußanträgen kamen; wollte Bayern ſich nicht völlig iſolieren, ſo mußte es neue Vorſchläge machen. So wurden in Verſailles Ende Oktober Beratungen geführt, bei denen es ſich namentlich um die den Südſtaaten einzuräumenden Sonderrechte handelte. Hier kam zwar mit Baden und Heſſen eine durchaus befriedigende Ver-

Digitized by Google

einbarung zu stande, aber Bayern zog Württemberg auf seine Seite und führte sogar den Abbruch der Verhandlungen herbei. Sie wurden indes wieder aufgenommen und vom besten Erfolge gekrönt; freilich mußte Bismarck in seinen Zugeständnissen an Bayern bis an die Grenze des Zulässigen gehen. Am 23. und 24. November vollzogen Bayern und Württemberg die Verträge, die nun nur noch der Bestätigung der Einzellandtage bedurften.

Noch ehe dies aber geschehen, beantragte König Ludwig bei seinen Bundesgenossen (30. November) die Erneuerung des Kaisertitels für den „Präsidenten des deutschen Bundes". Mit Zustimmung aller deutschen Fürsten ersuchte König Ludwig dann am 3. Dezember König Wilhelm durch den Prinzen Luitpold um die Annahme der Kaiserkrone. Unter dem Eindrucke dieses Anerbietens genehmigte der seit dem 24. November eröffnete Norddeutsche Reichstag die Verträge mit den süddeutschen Staaten, obwohl die Sonderrechte Bayerns manche Bedenken hervorriefen (9. Dezember). Durch einen zweiten Gesetzentwurf wurden die Bezeichnungen „Deutscher Kaiser" und „Deutsches Reich" angenommen: der Präsident Simson, einst Mitglied der Kaiserbotschaft von 1849, durfte an der Spitze einer Deputation des Reichstages dem König die ehrfurchtsvollen Wünsche der Bevölkerung Norddeutschlands vortragen. Von den süddeutschen Landtagen stimmten der badische, hessische und württembergische noch vor Schluß des Jahres den Verträgen zu, aber in Bayern machten die „Patrioten" die größten Schwierigkeiten, obwohl der König alles aufbot, um die erforderliche Zweidrittelmajorität für diese Verfassungsänderung zu gewinnen. Dies gelang schließlich, aber erst am 21. Januar, drei Tage nach der Kaiserproklamation, die also schon beschlossene Thatsache war. Am 1. Februar vollzog sich der Eintritt Bayerns in das Deutsche Reich.

Während so vor den Thoren von Paris die deutsche Einheit begründet wurde, tobte in der französischen Hauptstadt die bitterste Zwietracht. Das Scheitern des letzten Ausfalles, die Erfolge der Beschießung, welche inzwischen auch auf die Ost- und Nordfront ausgedehnt worden war, hatten die Mißstimmung vermehrt, die radikalen Elemente, welche sich schon im Oktober bemerkbar gemacht, erregten blutige Tumulte, die Vorräte, mit denen bisher auch nur eben das kärglichste Leben gefristet war, gingen mit dem Ablauf des Monats zu Ende. So sah sich Jules Favre genötigt, zum zweitenmal mit dem verhaßten preußischen Staatsmann zu verhandeln, der für französisches Phrasengeklingel so gänzlich unempfänglich war. Auch jetzt zeigte Bismarck sich als Meister: er behandelte Favre sehr kühl, ja er drohte, mit Kaiser Napoleon, nicht aber mit der republikanischen Regierung Frieden zu schließen. Indessen gab er nach, nachdem durch jene unangenehme Aussicht der französische Unterhändler über seine Hilflosigkeit klar geworden war; am 28. Januar wurde der Waffenstillstandsvertrag in Versailles unterzeichnet. Die Pariser Forts erhielten deutsche Besatzung, die Armee galt als kriegsgefangen; nur die Nationalgarde behielt ihre Waffen; die Verproviantierung der Stadt wurde erlaubt, ja bereitwilligst unterstützt, dagegen mußte Paris eine Kontribution von 200 Millionen Franken zahlen. Die Feindseligkeiten sollten bis zum 19. Februar in ganz Frankreich ruhen: ausgenommen blieb allein der südöstliche Kriegsschauplatz, auf welchem beide Teile, ganz besonders aber die Franzosen, noch besondere Vorteile zu erringen hofften. Während der Waffenruhe sollten die Wahlen zu einer Nationalversammlung vollzogen werden, die sich über die Friedensbedingungen schlüssig zu machen hatte.

Digitized by Google

Es erübrigt, die Operationen des Generals v. Manteuffel, welche zu dem letzten Schlußakt des großen Völkerringens führten, kurz zu verfolgen.

Aus dem Herzen Frankreichs, wo sich die Südarmee versammelt hatte, führte der General dieselbe, am 14. Januar aufbrechend,, über tief verschneite Gebirgswege zwischen den noch von den Franzosen stark besetzten Orten Langres und Dijon hindurch und trat am 18. in das wohl bebaute Saônethal hinab. Er hatte bereits die Drahtnachricht von dem glücklichen Verlauf des ersten Schlachttages an der Lisaine erhalten und faßte, als spätere Telegramme Werders den Rückzug der französischen Armee wahrscheinlich machten, sofort den Entschluß, ihr den Rückmarsch durch ein Vorgehen gegen den Doubs unterhalb Besançon zu verlegen, während er General v. Werder anwies, dem Feinde möglichst unmittelbar zu folgen. Den alten Garibaldi, welcher in Dijon stand, durch einen Angriff mit schwachen Kräften täuschend, besetzte General v. Manteuffel am 23. die wichtigste über Besançon führende Rückzugslinie des Feindes. verlegte ihm am 29. durch das Gefecht bei Pontarlier den letzten Ausweg nach Südosten und zwang die französische Armee schließlich zum Übertritt auf Schweizer Gebiet (1. Februar).

Bei Dijon war es, wo das einzige preußische Feldzeichen, die Fahne der 61er, dem Feinde in die Hände fiel, keinem Lebenden freilich abgenommen, sondern, wie Garibaldis Sohn, Ricciotti, selbst der unvergleichlichen Tapferkeit der heldenmütigen Truppe bezeugte, gefunden „fest in starrer Hand, zerfetzt, zerschossen, halb verbrannt und unter Haufen toter Helden".

In den Rückzugsgefechten hatte das Heer Bourbakis, der in seiner Verzweiflung schließlich selbst Hand an sich legte, gegen 15000 Mann verloren, noch über 80000 Mann wurden auf Schweizer Boden entwaffnet. General v. Manteuffel hatte diesen Erfolg in einem nur dreiwöchentlichen Feldzug unter beständigen Gefechten, aber abgesehen von den Kämpfen an der Lisaine, ohne Schlacht, fast allein durch Märsche erreicht — Märsche, urteilte Feldmarschall Graf Moltke, wie sie bei Anstrengungen und Entbehrungen aller Art in dieser Jahreszeit und solchem Gelände nur von einer vorzüglichen Truppe unter kühner und geschickter Führung geleistet werden können.

Am 15. Februar wurde der Waffenstillstand auch auf den Osten ausgedehnt, d. h. die Festung Belfort, deren Besatzung sich unter dem wackeren Obersten Denfert heldenmütig verteidigt hatte, wurde den Deutschen eingeräumt.

An die Fortsetzung des Krieges konnte kein einsichtiger Franzose denken, wenn er die Stärke der feindlichen Heere und die eigne Hilflosigkeit ruhig erwog: Gambetta war der einzige, der in blindem Grimm den Kampf bis aufs Messer forderte. Nachdem er seine Entlassung genommen (6. Februar), stand von dieser Seite her dem Frieden kein Hindernis im Wege. Eher war zu befürchten, daß die Nationalversammlung, die nun in Bordeaux zusammenkam, durch den Parteihader der Republikaner, Legitimisten, Orleanisten, Bonapartisten an der Lösung ihrer Hauptaufgabe gehindert werden möchte. Indessen waren die Vertreter der französischen Nation so vernünftig, die Verfassungsfrage ruhen zu lassen, und betrauten den greisen Thiers mit der obersten Gewalt; zum Präsidenten der Versammlung ward einstimmig Grevy erwählt. Zum Zweck der Friedensverhandlungen wurde der Waffenstillstand

mehrfach verlängert, aber immer nur auf wenige Tage, um die Besiegten nicht wieder übermütig werden zu lassen. Die Verhandlungen, welche am 21. Februar begannen, führten nach lebhaften Debatten am 26. Februar zu dem Präliminarvertrag von Versailles, der den Wünschen des deutschen Volkes in vollem Maße Rechnung trug, insbesondere auch Elsaß und Deutsch-Lothringen dem Vaterlande zurückgab. Auch der berechtigte militärische Ehrgeiz wurde befriedigt, indem wenigstens ein Teil der Hauptstadt von deutschen Truppen besetzt werden sollte, bis die Ratifikation von seiten der Nationalversammlung eingetroffen sein würde.

Die Hauptpunkte des Präliminarvertrages waren — außer der Abtretung von Elsaß und Deutsch-Lothringen —: Frankreich muß an Deutschland 5 Milliarden zahlen, die erste im Laufe des Jahres 1871, die übrigen binnen drei Jahren nach Ratifikation des Vertrages. Nachdem letztere erfolgt ist, beginnt die Räumung Frankreichs durch die deutschen Truppen: die französischen Truppen müssen sich hinter die Loire zurückziehen, die sie erst nach Abschluß des definitiven Friedens überschreiten dürfen. Die Räumung der einzelnen Gebiete Frankreichs wurde von der rechtzeitigen Zahlung der Milliarden abhängig gemacht. Zur Abfassung des definitiven Friedensvertrages wurden weitere Konferenzen in Brüssel angesetzt.

Um Paris „einen großen Schmerz zu ersparen" — es war aber zu spät, denn am 1. März waren 30000 Mann in den südwestlichen Teil der Stadt eingerückt —, beeilte sich die Nationalversammlung mit der Annahme des Präliminarvertrages. Es geschah dies am 1. März mit folgender Phrase, welche die Demütigung verschleiern sollte: „Die Nationalversammlung, der Notwendigkeit weichend und die Verantwortlichkeit zurückweisend, nimmt die in Versailles am 26. Februar unterzeichneten Friedenspräliminarien an." Die Verantwortlichkeit schob man dem jetzt so verhaßten und verachteten Kaiser Napoleon zu, dem man lange Jahre blindlings gefolgt war und dem man zugejubelt hatte, so lange ihm das Glück lachte. Jetzt dekretierten die Vertreter der Nation: „Die Nationalversammlung bestätigt unter den schmerzlichen Verhältnissen, in denen sich das Vaterland befindet, die Absetzung Napoleons III. und seiner Dynastie und erklärt ihn verantwortlich für den Ruin, die Invasion und die Zerstückelung Frankreichs".

Am 2. März 1871 vollzog Kaiser Wilhelm zu Versailles den Präliminarvertrag, am folgenden Tag rückten die deutschen Truppen aus Paris ab. Das ganze Korps defilierte durch den Triumphbogen der Champs Elysées, denselben mit dreimaligem Hurraruf begrüßend. An demselben Tage ward in Berlin vom königlichen Palais aus das Friedenstelegramm des Deutschen Kaisers unter jubelndem Zuruf der Menge verlesen. Am lorbeergeschmückten Denkmal Friedrichs des Großen intonierte die Militärmusik ein mächtiges „Nun danket alle Gott"; in die weihevollen Klänge mischten sich das Geläute aller Glocken und der Donner von 101 Kanonenschüssen, welche die heilbringende Botschaft weithin verkündeten. Die Rückkehr des sieggekrönten Monarchen, dem schon an der Grenzmark des Reiches die Rheinländer einen goldenen Lorbeerkranz darbrachten, fand am 17. März unter dem Jubel der Bevölkerung statt: die städtischen Behörden von Berlin gaben, an den Wortlaut der Kaiserproklamation von Versailles anknüpfend, den Wünschen und Hoffnungen, die sich mit den letzten Großthaten und der Person des ersten Deutschen Kaisers verbanden, begeisterten Ausdruck.

Digitized by Google

Der Einzug in Berlin am 16. Juni 1871. Begrüßung des K

Gemalt von W

(Mit Genehmigung der Photogra

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

aiſers durch die Ehrenjungfrauen am Brandenburger Thor.
amphauſen.
hiſchen Geſellſchaft in Berlin)

Digitized by Google

UNIV OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Der Abschluß des Reichsfriedens erfolgte langsamer, als man zu erwarten berechtigt gewesen war. Allerdings geriet die französische Regierung daheim in die größte Verlegenheit, indem sie für den Augenblick die Herrschaft in Paris verlor, da die Umsturzpartei am 28. März die „Kommune" proklamierte und die größten Schandthaten verübte; aber das Entgegenkommen, welches von deutscher Seite bewiesen wurde, um die Bezwingung dieses Aufstandes zu beschleunigen, hätte der französischen Regierung wohl eine andre Haltung zur Pflicht machen sollen, als die, welche sie auf den Brüsseler Konferenzen beobachtete. Namentlich in betreff der Zahlung der Kriegskosten wurden Weiterungen gemacht, welche zum Abbruch der Verhandlungen führten. Auch als sie zu Frankfurt a. M. wieder aufgenommen wurden, bedurfte es einer sehr energischen Sprache von seiten des Fürsten Bismarck, um die französischen Unterhändler zu einer rückhaltslosen Anerkennung der durch die deutschen Siege geschaffenen thatsächlichen Verhältnisse zu nötigen. So kam endlich der Frankfurter Friede zu stande (10. Mai 1871), der im wesentlichen den Versailler Präliminarvertrag bestätigte, und Fürst Bismarck durfte mit Recht der Hoffnung Ausdruck geben, daß dieser Frieden ein dauerhafter und segensreicher sein werde.

Es sei uns gestattet, das Gesamtergebnis des ewig denkwürdigen Feldzuges gegen Frankreich mit den Worten des geistigen Leiters der deutschen Heere, des Feldmarschalls Grafen Moltke, zusammenzufassen*):

„Der mit Aufbietung gewaltiger Kräfte von beiden Seiten geführte Krieg war bei rastlos schnellem Verlauf in der kurzen Zeit von 7 Monaten beendet.

Gleich in die ersten vier Wochen fallen acht Schlachten, unter welchen das französische Kaisertum zusammenbrach und die französische Armee aus dem Felde verschwand.

Neue, massenhafte, aber geringwertige Heeresbildungen glichen die anfängliche numerische Überlegenheit der Deutschen aus, und es mußten noch 12 neue Schlachten geschlagen werden, um die entscheidende Belagerung der feindlichen Hauptstadt zu sichern.

Zwanzig feste Plätze sind genommen worden, und kein Tag ist zu nennen, an welchem nicht größere oder kleinere Gefechte stattgefunden haben.

Den Deutschen hat der Krieg große Opfer gekostet, sie verloren: 6247 Offiziere, 123453 Mann, 1 Fahne, 6 Geschütze.

Der Gesamtverlust der Franzosen entzieht sich der Berechnung, aber allein an Gefangenen befanden sich:

in Deutschland	11860	Offiziere, 371981	Mann,
in Paris	7456	„ 241686	„
entwaffnet in der Schweiz	2192	„ 88381	„
	21508	Offiziere, 702048	Mann.

Erobert wurden: 107 Fahnen und Adler, 1915 Feldgeschütze, 5526 Festungsgeschütze.

Straßburg und Metz, in Zeiten der Schwäche dem Vaterland entfremdet, waren wieder zurückgewonnen, und das deutsche Kaisertum neu erstanden!"

Den äußerlich schönsten Abschluß aber erreichte die große Zeit bei dem feierlichen Einzug der Truppen, die allenthalben mit der größten Begeisterung empfangen wurden; durften doch zum erstenmale alle deutschen Gaue einen

*) Geschichte des deutsch-französischen Krieges. Von Graf Helmuth v. Moltke. Berlin 1891.

Digitized by Google

Triumph über den gemeinſamen Feind feſtlich begehen. In Berlin erfolgte der Einzug am 16. Juni, es entſprach dem Gefühle des Kaiſers, die Trophäen des Feldzuges auf den Stufen des Denkmals niederzulegen, welches er ſeinem verewigten Vater, dem Könige Friedrich Wilhelm III., hatte errichten laſſen. Welch ein erhebender Augenblick, als die Hülle des Denkmals fiel und die ernſten Züge des Königs, dem der erſte Napoleon ſo ſchweres Leid zugefügt hatte, auf das jubelnde Gewimmel zu ſeinen Füßen herniederſchauten! Zu welchem Werke hatte die Vorſehung den Sohn der Königin Luiſe erleſen, der als Knabe die bitterſte Not des Vaterlandes mitgetragen und nun am Abend ſeines Lebens die heiligſten Wünſche unſres Volkes verwirklichte!

Heimkehr der Krieger.

Relief am Sockel des Nationaldenkmals auf dem Niederwald. Von Johannes Schilling.

XXI. Vom Frankfurter Frieden bis zum Regierungsantritt Wilhelms II.

Die zwei Jahrzehnte, welche seit dem Abschluß des Frankfurter Friedens bis zum Regierungsantritt des dritten deutschen Kaisers verstrichen sind, können noch nicht Gegenstand geschichtlicher Darstellung sein in demselben Sinne, wie die Freiheitskriege oder die Thaten Friedrichs des Großen es sind: zu enge sind ihre Ereignisse mit dem Leben und Treiben der Gegenwart verbunden, das den Darsteller umgiebt und das ihm, selbst wenn überall das Thatsächliche — was geschehen und wie es geschehen — schon sicher festgestellt wäre, unmöglich machen würde, sich frei und unabhängig zu halten von den wechselnden Eindrücken, welche die noch in vollem Flusse befindlichen Entwicklungen und Kämpfe hervorrufen. Manches erscheint uns wichtig, was der Nachwelt kein Interesse mehr einflößen wird, und andres wird von den Mitlebenden als unbedeutend übersehen oder beiseite geworfen, was spätere Geschlechter als überaus bedeutungsvoll erkennen werden. Freilich über die ungeheure Wichtigkeit der Ereignisse, deren wunderbare Kette der Frankfurter Friede schloß, konnte niemand sich täuschen. Unsre Nation, welche seit Jahrhunderten durch alle möglichen Gegensätze — der Stämme, der Religionsbekenntnisse, der Staaten untereinander — Großstaaten, Mittelstaaten, Kleinstaaten, Zwergstaaten — geteilt, zerspalten, zersetzt, fremden Eroberern eine leichte Beute gewesen war, die vom napoleonischen Joch nur mit ungeheurer Anstrengung befreit, ein halbes Jahrhundert unter einer Verfassung dahingelebt hatte, von welcher kein denkender Mann anders als mit Ingrimm oder Hohn sprach und die in Wahrheit sie dahin geführt hatte, wo nur jener Kampf von 1866, bei dem es sich um ihr Fortleben im politischen Sinn, um Leben und Tod handelte, die Rettung bringen konnte und glücklicherweise brachte, — diese Nation, plötzlich geeinigt, hatte ohne Verbündete, allein und in eigner Kraft nicht etwa bloß in einem Verzweiflungskampfe sich behauptet, sondern sie hatte die bis dahin gefürchtetste, seit Jahrhunderten einheitlich und für den Krieg organisierte französische Macht in einer ununterbrochenen Reihe von Siegen, ohne daß das eigne Heer auch nur einmal in einem bedeutenderen Gefechte unterlegen wäre, zu Boden geworfen und bei Sedan und Metz, vor Paris und bei Pontarlier an der Schweizer Grenze die ungeheuersten Waffenstreckungen erzwungen, von denen die Geschichte

Digitized by Google

meldet: und ebenso rasch hatte sich der alte Sehnsuchtstraum jetzt verwirklicht, hatte die Aufrichtung des deutschen Kaisertums, welche wesentlich die Wiederaufrichtung des alten deutschen Königtums, das Königtum Heinrichs I., nicht das Imperium Karls des Großen war, sich vollzogen — vollzogen unter dem einhelligen Jubel der Bevölkerungen, die doch bis dahin nach allen Richtungen auseinander und gegeneinander strebten. Je mehr man sich in die Betrachtung des Ereignisses vertiefte, um so mehr fand man Grund zu freudigem Staunen: ein dreiundsiebzigjähriger Greis war der Herzog, dem dies gelungen; der preußische Name, seither in Süddeutschland mit Abneigung, ja mit Haß ausgesprochen, war jetzt gerade hier in diesen Ländern aufs höchste populär, deren Krieger der preußische Königssohn zum Siege geführt hatte, er selbst neben dem König, in andrer Art als dieser, eine volkstümliche Erscheinung im höchsten Sinne; so lange vom Schicksal verfolgt, erschien diese Nation jetzt plötzlich vom Glück in unerhörter Weise begünstigt: Verblendung, Übereilung, Zwietracht, Selbsttäuschung und Zerrüttung bei den Gegnern, auf der eignen Seite Eintracht, Besonnenheit, Klarheit, in glänzender Reihe große Führer und Staatsmänner neben einer unabsehbaren Zahl tüchtiger Männer auf allen Stufen des großen Heeres- und Verwaltungsmechanismus; und dabei ein herrliches Ineinandergreifen aller Kräfte ohne Unterschied der Stände, der Religionsbekenntnisse und der Religionsanschauungen, der Bildungsstufen, der Parteien, und was sonst die Menschen zu trennen pflegt.

Diese Wahrnehmungen — der berauschende Eindruck eines großen Sieges in einem lange befürchteten Kriege — riefen in der nächsten Zeit nach dessen Beendigung eine optimistische Stimmung im deutschen Volke hervor, welche der Einbringung der reichen Ernte des großen Jahres zu gute kam. Am 21. März 1871 eröffnete Kaiser Wilhelm den ersten deutschen Reichstag, für den die Wahlen noch von Versailles aus, 23. Januar, angeordnet worden waren, und schon am 16. April veröffentlichte das norddeutsche Bundesgesetzblatt die Verfassung des Deutschen Reichs, welche die Verfassung des norddeutschen Bundes ausbaute und auf die nunmehr geeinigte Nation anwandte.

Der Vorstand der Union, der König von Preußen, wurde zum deutschen Kaiser; die Zahl der Mitglieder des Bundesrats von 43 auf 58, die der Reichstagsabgeordneten entsprechend auf 382 — seit dem Jahre 1874 auf 397 — erhöht: im übrigen war die Verfassung nicht etwa zu gunsten Preußens geändert, auch nicht etwa monarchischer geworden, vielmehr die Macht des Oberhauptes eher etwas geschwächt, sofern der Kaiser bei Erklärung von Bundeskriegen und Anordnung von Bundesexekutionen künftighin der Zustimmung des Bundesrats bedurfte. Den süddeutschen Staaten, Bayern und Württemberg, waren außerdem einige, übrigens ziemlich wertlose Sonderrechte, Reservatrechte, vorbehalten: sie erfreuten sich z. B. auch fernerhin ihrer eignen Briefmarken und Postkartenzeichen.

In jener ersten Thronrede vom 21. März hatte der erste deutsche Kaiser den Wunsch ausgesprochen, daß dem ruhmvoll geführten deutschen Reichskriege ein nicht minder glorreicher Reichsfriede folgen möge: und dieser Wunsch ist,

Digitized by Google

Der weiße Saal im Schloſſe zu Berlin.

Eröffnung des erſten deutſchen Reichstages am 21. März 1871.

Digitized by Google

soweit er sich auf das Verhältnis Deutschlands zum Auslande bezog, dank der Weisheit dieses Kaisers und seines, nunmehr zum Fürsten erhobenen, Reichskanzlers Bismarck, der bis zu Wilhelms I. Ende die Gesamtpolitik leitete und ihn in auswärtigen Angelegenheiten mit der ganzen Autorität seines mächtigen und klaren Geistes und seiner gewaltigen Erfolge beriet, in Erfüllung gegangen.

Wilhelm I. und Bismarck hatten erreicht, was im Interesse der deutschen Nation erreicht werden mußte; es gereicht ihnen zu dauerndem Ruhme, daß sie sich durch die neugewonnene Macht der deutschen Nation nicht, wie alle Thoren in Europa ihnen andichteten, zu vagen Eroberungsgelüsten verleiten ließen, sondern dieser Macht, wie kurze Zeit später der Organisator ihrer Siege, Graf Moltke, es aussprach, die Bestimmung gaben, dem Weltteil den Frieden zu gebieten. Dies ist in der That in hohem Grade und bis zum Jahre 1876 sogar ganz gelungen. Indem die Nation, welche die Mitte des des Erdteils einnimmt, ihre Kräfte zu einem einheitlichen Staatswesen zusammenfaßte, stellte sich ganz von selbst ein Zustand verhältnismäßiger Ruhe, ein europäisches Gleichgewicht her.

Ganz unmittelbar war mit dem Schicksal des neuen geeinigten Deutschlands das Schicksal Italiens verflochten. Der Tag von Sedan, welchen man als den Geburtstag des Deutschen Reiches ansehen kann, hatte zugleich in unmittelbarer Folge, indem er den Italienern ihre Hauptstadt Rom gab oder öffnete, das Königreich Italien vollendet, und das Verhältnis der beiden jungen Staaten war also von vornherein ein freundschaftliches und blieb es. Mit großem Enthusiasmus wurde der greise Kaiser Wilhelm im Oktober 1875 zu Mailand empfangen, als er, sehr anders als die Kaiser früherer Tage, den Besuch, den er September 1873 vom König Viktor Emanuel empfangen, erwiderte. Beide Länder, Italien und Deutschland, hatten sich zu gleicher Zeit und unter sehr ähnlichen Verhältnissen aus Zersplitterung und halber Fremdherrschaft zur Einheit eines wirklichen Staatswesens und voller Unabhängigkeit durchgerungen, und allen klar und patriotisch denkenden Männern leuchtete ein, daß die nationale Einheit und Kraft in beiden Ländern dieselben Freunde und dieselben Feinde hatte, die neuen Ordnungen des einen Landes mit denen des andern standen und fielen. In Österreich hatte die deutsche Bevölkerung des Reichs, der natürlichen Empfindung ebenso wie richtigem politischen Takte folgend, die Siege über die Franzosen als eigne begrüßt. Der vorwaltende Mann, Graf Beust, hatte freilich ganz andre Gedanken gehegt; aber klug wie er war, schickte er sich in die Zeit und erkannte in einem Schreiben vom 26. Dezember des entscheidenden Jahres (1870) die „Einigung Deutschlands unter Preußens Führung" als eine „historische Thatsache ersten Ranges" an: in allen maßgebenden Kreisen Österreich-Ungarns sei der aufrichtige Wunsch, mit dem neuen Staatswesen die besten Beziehungen zu pflegen. Und so geschah es: in der schwierigen Lage, in welcher die deutsche Bevölkerung Österreichs gegenüber den der Zahl nach stärkeren slavi-

Digitized by Google

Wilhelm I.
Deutſcher Kaiſer, König von Preußen.
Nach einer Original-Photographie Ende der ſiebziger Jahre.

Digitized by Google

schen Elementen sich befand, erinnerten sich die Deutschen, und sie erinnerten gelegentlich auch ihre Regierung daran, daß die Deutsche Nation seit dem Tage von Sedan etwas in der Welt bedeute und daß sie, die Deutsch-Österreicher, schließlich doch auch einen Teil dieser Nation bildeten. Die Tage sollten kommen, wo die natürliche Verbindung Österreichs und des deutschen Reichs, nachdem die unnatürliche durch den Krieg von 1866 gelöst worden war, in ihr volles Recht eingesetzt wurde. Auch das Verhältnis zu Rußland erhielt sich günstig, woran zunächst bis 1881, wo ein Regierungswechsel eintrat, die nahen persönlichen Beziehungen der beiden Monarchen nicht geringen Anteil hatten. Lebhaft erkannte ein Telegramm Wilhelms I. an seinen Neffen Alexander II. dessen Verdienst an, daß der letzte Krieg lokalisiert geblieben sei, daß er nicht „die äußersten Dimensionen angenommen habe"; auf der andern Seite hatte Deutschland dazu beigetragen, daß Rußland in einer Konferenz der Mächte zu London von den lästigen Bedingungen befreit wurde, welchen seine Stellung im Schwarzen Meere durch den Pariser Frieden von 1856 unterworfen worden war. England und die skandinavischen Länder hatten, welcher Art auch immer die Sympathien ihrer Völker gewesen sein mögen, dem großen Kampfe von sicherer Höhe aus zugeschaut und ließen sich den wiederhergestellten Frieden behagen. Desgleichen die neutralen Staaten, die Schweiz, Holland, Belgien. Diese Staaten waren und sind naturgemäß friedlich gesinnt; sie können durch den Krieg nur verlieren und nichts gewinnen, und von Deutschland hatten sie nichts zu fürchten, obgleich die politische Kannegießerei dem Fürsten Bismarck alle möglichen und unmöglichen Annexions- und Eroberungsgelüste andichtete.

Das einzige, was diese dem neuen Deutschland angedichtete „Eroberungspolitik" in den nächsten Jahrzehnten that, war, daß sie jenen fünften Artikel des Prager Friedens von 1866 unausgeführt ließ, der Preußen Österreich gegenüber verpflichtete, die nordschleswigschen Distrikte an Dänemark zurückzugeben, sofern deren Bevölkerungen in freier Abstimmung diesen Wunsch ausdrücken würden, und daß sie im Jahre 1879 einen ausdrücklichen Verzicht Österreichs auf diesen Artikel annahm oder veranlaßte. Der Artikel war einst eine, mehr scheinbare als wirkliche, Konzession an Frankreich gewesen, und solcher Rücksichtsnahmen war man jetzt enthoben.

Die Hauptschwierigkeit der deutschen auswärtigen Politik, wenn auch für absehbare Zeit keine Gefahr mehr, bildete, wie sich von selbst versteht, Frankreich. Man hatte dem Nationalstolz dieses Volkes durch die ununterbrochenen und großartigen Siege eine viel tiefere Wunde geschlagen, als seiner Macht und seinem Territorium durch die Zurücknahme von Elsaß und einem Teile Lothringens: das Verhältnis war zunächst und blieb noch lange das eines großmütigen und langmütigen Siegers gegenüber einem sehr hochmütigen Besiegten.

Zunächst unterstützte die deutsche Regierung aufs loyalste die französische, an deren Spitze Adolf Thiers und die jetzt von Bordeaux nach Versailles übergesiedelte Nationalversammlung stand, bei der schwierigen Aufgabe, den wilden Aufruhr der Kommune, des Pöbels von Paris, der sich nicht wieder in die gewöhnliche Staats- und Gesellschaftsordnung fügen wollte, niederzuwerfen: aus den zurückkehrenden Kriegsgefangenen bildete

Digitized by Google

Reichskanzler Fürſt Bismarck.

Nach einer Photographie vom Ende der ſiebziger Jahre.

Digitized by Google

Thiers das Heer, das endlich mit jenen Wilden fertig wurde. Das reiche Land hätte die schwere Kriegsentschädigung von 5 Milliarden binnen sehr kurzer Frist aufbringen können, Thiers selbst aber war damit nicht gedient, da ihm die deutsche Occupation auf einige Zeit willkommen war, um die Nationalversammlung und die in ihr gärenden Leidenschaften zu zügeln. Gleichwohl erfolgten die Zahlungen in raschen Fristen, und am 16. September 1873 hatte der letzte deutsche Soldat den französischen Boden verlassen. Das Land, an natürlichen Hilfsquellen überaus reich, durch Klima, Bodenbeschaffenheit, geographische Lage außerordentlich begünstigt, fand unschwer die Mittel, seine Streitkräfte durch Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und andre den Deutschen nachgebildete Einrichtungen wieder auf einen achtunggebietenden Stand zu bringen. Die Gefahr eines neuen Krieges, den man im Interesse des menschlichen Kulturfortschritts aufs äußerste hätte beklagen müssen, lag in der Maßlosigkeit der Volksleidenschaften und der Schwäche der Regierung, und diese hinwiederum beruhte auf der Unsicherheit der Verfassungsverhältnisse. Einen Augenblick schien es, als könne und würde die altfranzösische Monarchie wiederhergestellt werden, deren Vertreter Heinrich (V.), der Graf von Chambord, in der Nähe von Wien lebte. Da diesem aber der königliche Mut oder die Einsicht in die seit 1789, 1830, 1848, 1870 veränderte Lage der Dinge fehlte, so blieb es bei der Republik, an deren Spitze nach dem Sturze des alten Thiers, seit 24. Mai 1873, der Marschall Mac Mahon stand, den sie den ruhmreichen Besiegten von Reichshofen nannten.

Ein und das andre Mal mußte ein strengeres Wort, eine nachdrücklichere Maßregel, wenn der Lärm zu groß und die ewig demonstrierenden sogenannten Patrioten zu ungebärdig wurden, die Franzosen erinnern, daß auch die deutsche Geduld ihre Grenzen habe: doch erhielt sich der Friede unter Mac Mahon wie unter dessen Nachfolgern an der Spitze der allmählich sich befestigenden Republik. Von jeder Einmischung in die innern Verhältnisse Frankreichs, den auf und ab wogenden Kämpfen der Parteien, enthielt sich die von Meisterhand geleitete deutsche Politik, die sich im Jahre 1874 eines ungeschickten Dieners, ihres Gesandten in Paris, Harry von Arnim, zu entledigen hatte.

So blieb der Friede Europas ohne Störung bis zum Jahre 1875, wo durch einen Aufstand der Christen in einer der Provinzen des türkischen Reichs im weiteren Verlauf ein russisch-türkischer Krieg, der dritte oder vierte in unserm Jahrhundert, herbeigeführt wurde. Diese Ereignisse berührten Deutschland nur sehr mittelbar: sie endigten mit einem Ergebnis, das man wohl als die erste Teilung der Türkei bezeichnen darf. Die Türkei war nach einem Kampfe, der in den Jahren 1877 und 1878 und stellenweise nicht ohne Ruhm für das osmanische Heer geführt worden war, der russischen Übermacht erlegen. Bis hart an die Thore von Konstantinopel war nach Zertrümmerung der letzten türkischen Streitmacht das russische Heer gedrungen, und zu St. Stephano, nahe seiner Hauptstadt, hatte der Sultan am 3. März 1878 einen sehr nachteiligen Frieden eingehen müssen, welcher der Pforte nur einen mäßigen und auf die Dauer gar nicht zu behauptenden Rest ihres europäischen Besitzes gelassen haben würde. Diesem Frieden konnten und wollten England und Österreich sich nicht fügen; und wollte Rußland es nicht auf einen neuen und größeren Krieg ankommen lassen, so mußte es sich zu Verhandlungen auf einem Kongresse bequemen, der vom 13. Juni bis 13. Juli jenes Jahres in Berlin stattfand, und bei welchem Fürst Bismarck nicht zwar die Rolle eines

Digitized by Google

Graf Caroly. Lord Beaconsfield. Graf St. Vallier. Fürſt Bismarck. Sadullah Bey. Lord Salisbury.
Baron Haymerle. Graf Launay. Waddington. Fürſt Hohenlohe. Desprez. Graf Andraſſy. Graf Schuwaloff. Lord Odo Ruſſel. Karatheodori Paſcha.
Fürſt Gortſchakoff. Graf Corti. Lothar Bucher. Graf H. Bismarck. Mehemed Ali Paſcha.
Graf Mouy. von Holſtein. von Bülow.
von Radowitz. Baron Oubril. Dr. Buſch.

Der Berliner Kongreß 1878.
Gemalt von A. v. Werner.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Vermittlers oder Schiedsrichters, wohl aber, wie er selbst sich ausdrückte, die eines ehrlichen Maklers spielte, der beiden Parteien gütlich zuredet, damit das Geschäft zu stande komme. So kam der Berliner Friede zu stande, welcher den von St. Stephano erheblich modifizierte: das siegreiche Rußland mußte sich mit geringen Vorteilen begnügen.

Diese Ereignisse und ihre weiteren Folgen, die erste Teilung der Türkei also, beherrschten seitdem in Wahrheit die europäische Lage, welche nicht mehr ganz so ruhig ist wie von 1871—1876. Das Wesentliche ist: Rumänien und Serbien sind, wie 1830 Griechenland, selbständige Staaten geworden, deren Beherrscher bald den Königstitel annahmen; Bulgarien zerfiel, nicht auf lange, in zwei Teile, ein halb-selbständiges Fürstentum und eine türkische Provinz, Ostrumelien; Rußland hat sich die Kriegskosten zum Teil mit Landabtretungen in Europa und Asien bezahlen lassen; Griechenland und das kleine Fürstentum Montenegro am adriatischen Meer sind auf Kosten der Türkei vergrößert worden; England hat die Hand auf Cypern und weiterhin (seit 1882) auf Ägypten, Frankreich (seit 1881) auf Tunesien, Österreich auf Bosnien und die Herzegowina gelegt: und diese Abtretungen sind, wenn auch noch unter allerlei Formen verhüllt, ohne Zweifel endgültig. Wie natürlich erzeugten und erzeugen diese Maßregeln allerlei Verwicklungen, Unruhen, Aufstände, Kriegsgerüchte und auch wirkliche kriegerische Zusammenstöße, drohend hängt, wie im vorigen Jahrhundert die polnische, jetzt diese türkische oder orientalische Frage am Himmel der europäischen Staatenwelt und beeinflußt, unmittelbar und mittelbar, die Beziehungen dieser Staaten zu einander. Sie ist auch für Deutschland von Bedeutung, wenngleich unser Land nicht unmittelbar an diesen Dingen beteiligt ist. Wohl aber ist es Österreich; und eines der glücklich treffenden Worte Bismarcks kennzeichnet unsre Lage vollkommen: für Deutschland, sagte er, beginne die orientalische Frage da, wo Österreichs Lebensinteressen bedroht seien. Das hieß: wenn Rußland im Südosten des Erdteils übermächtig oder alleinmächtig würde, und diese Erwägung führte zu einer letzten und gewissermaßen abschließenden That in der diplomatischen Laufbahn des großen Mannes, welche der Regierung Wilhelms I. einen ihrer schönsten Ruhmestitel sichert — dem Abschluß eines Schutzbündnisses zwischen Österreich-Ungarn und dem Deutschen Reich vom 15. Oktober 1879. Ungern entschloß sich Kaiser Wilhelm, der ein freundliches Verhältnis zu Rußland, das Erbstück der Politik der Befreiungskriege, stets aufrecht erhalten hatte, ordnete aber wie immer seine persönlichen Empfindungen der Staatsnotwendigkeit unter. Es ist ein Verteidigungsbund: im Falle eine der beiden Mächte von Rußland angegriffen wird, ist die andre zur Hilfeleistung mit ganzer Macht verpflichtet. Der Vertrag sichert mithin Deutschland für den Fall, daß ein Angriff von Westen, ein französischer Angriff — der, wie ein an sich höchst unbedeutender Fall im Jahre 1887 bewies, über Nacht kommen oder vom Zaune gebrochen werden kann — von Osten her, von Rußland, unterstützt würde.

Digitized by Google

Dieſes heilſame Verteidigungsbündnis dehnte ſich demnächſt (1883) weiter auf Italien aus, das unmittelbar ebenſowenig wie Deutſchland, mittelbar aber ſehr ſtark an der orientaliſchen Frage beteiligt iſt.

Italien iſt ſchwer bedroht, ſeitdem im Jahre 1881 Frankreich ſich Tuneſiens, der Landſchaft des alten Karthago, Sizilien gegenüber, bemächtigt hat. Das Bündnis, deſſen Wortlaut nicht veröffentlicht worden iſt, wird demnach überall ſtatt Rußland Frankreich ſetzen, — es wird beſtimmen, daß wenn Frankreich Deutſchland oder Italien angreift, dieſe beiden Staaten ſich mit ganzer Macht einander beizuſtehen verpflichten: wird Deutſchland oder Öſterreich nur von Rußland angegriffen, ſo hat Italien eine „wohlwollende Neutralität“ zu behaupten.

General-Feldmarſchall Graf v. Moltke.
Nach einer Photographie von Löſcher und Petſch in Berlin.

Dieſer Dreibund, vor kurzem erneuert, hat bisher Europa den Frieden erhalten. Er iſt klar und unzweideutig gegen die einzige große Gefahr gerichtet, welche die europäiſchen Kulturerrungenſchaften bedroht — eine Verbindung Rußlands und Frankreichs zu Zwecken der Eroberung oder der Rache, eine Verbindung, welche in beiden Ländern von einer unruhigen Partei erſtrebt wird.

Es erſcheint wie ein ſeltſamer Widerſpruch, daß in dieſer Zeit eines zwanzigjährigen Friedens, und während alle Staatsmänner und Regenten bei jeder Gelegenheit ihre feſte Abſicht, den Frieden zu erhalten, beteuern, doch alle Mächte die äußerſten Anſtrengungen machen, große Heere aufzuſtellen und mit Benutzung aller Fortſchritte der Wiſſenſchaft und der Technik immer vollkommener zu bewaffnen. Auch Deutſchland hat darin gleichen Schritt halten müſſen und ſein in dem großen Jahr ſeiner Geſchichte glücklich gewonnenes und bewährtes Reichsheer im Verhältnis zu den wachſenden Streitkräften der Nachbarſtaaten zu vermehren und zu vervollkommnen gewußt. Es war eine der großen Errungenſchaften des nationalen Krieges, daß das Heer ſich ſeitdem allenthalben der größten Popularität erfreut; gleichwohl mußte die Reichsregierung immer wieder von Zeit zu Zeit mit der Reichsvertretung um die nötigen Geldbewilligungen ringen: ſo 1874,

dann 1880, ja noch im letzten Jahre der Regierung Kaiser Wilhelms I. wurde der Reichstag wegen dieser Frage — Bewilligung der Mittel für Vermehrung des Heeres auf sieben Jahre — aufgelöst (Januar 1887), und es bildete die Frage eines abermaligen „Septennats" das Stichwort bei den Wahlen.

Die Lage war kritisch genug: in Frankreich hatte ein gewissenloser Charlatan, der damalige Kriegsminister Boulanger, eine große Popularität erlangt, und in einem Ministerrat war, wie man später erfuhr, eine Kriegserklärung an Deutschland nur mit Mühe durch die vernünftigere Mehrheit abgewehrt worden; allerlei kriegerische Vorbereitungen an der Grenze wurden sichtbar. Die damalige Mehrheit des deutschen Reichstags verschloß sich der Erkenntnis der Notwendigkeit, dieser Lage gegenüber die Forderungen der Regierung von 468000 Mann auf 7 Jahre einfach anzunehmen, und wollte sie nur auf 3 Jahre zulassen. Der Reichstag wurde infolge davon aufgelöst, und die Neuwahlen brachten eine Mehrheit, welche der Forderung der Regierung zustimmte.

Im ganzen aber hat sich, unter dem Einfluß der Popularität und Autorität Wilhelms I. und seines ersten Ratgebers auf diesem Gebiet, des Feldmarschalls Moltke, die Überzeugung nicht allein befestigt, sondern als unmittelbare Volksempfindung eingewurzelt, daß dieses auf dem Grundsatz allgemeiner Waffenpflicht aufgebaute Heerwesen ein nationales Besitztum von höchstem Werte, eine unschätzbare Schule des gesamten Volks, ein Mittel der Ausgleichung und Verständigung der in der Nation noch waltenden Gegensätze ist, und daß man außerdem eben diesem starken Kriegsheer die verhältnismäßig lange Dauer des Friedens vornehmlich verdankt.

An dieser Popularität nahm auch die im Vergleich mit der Landmacht junge Seemacht des geeinigten Deutschland in vollem Maße teil. Sie schützt die Interessen Deutschlands in den überseeischen Ländern und fernen Weltteilen — Beziehungen und Interessen, welche durch die neue Machtstellung Deutschlands weitere Ausdehnung und großen Aufschwung genommen haben. Woran das Deutschland des Bundestags nicht hatte denken dürfen, Kolonialbesitz und Einfluß in der außereuropäischen Welt, Beteiligung an den Kulturaufgaben, welche unserm hegemonischen Erdteil in dieser Richtung gestellt sind — das machte sich jetzt von selbst und legte sich dem zu einer wahren Großmacht gewordenen Deutschland wie eine gebieterische Pflicht auf.

Einsichtige Männer hatten die Frage schon länger her studiert: im Jahre 1882 bildete sich in den Formen, in denen nach und nach alle die verschiedenartigen Bestrebungen in unserm Lande sich vollziehen, ein deutscher Kolonialverein; im Jahre 1884 erwarb eine Bremer Firma, Lüderitz, an der südwestafrikanischen Küste ein Gebiet von ca. 900 Quadratmeilen um die Bucht von Angra-Pequena her, und mit jedem Jahre wächst das Interesse an diesen Unternehmungen, bei denen erst mittelbar, allmählig unmittelbar die Macht des Reiches dem Wagemut und Handelsgeist des einzelnen zu Hilfe kommt. Namentlich ist der bis dahin geschichtsloseste Erdteil, Afrika, der in steigendem Maße den Forschungsgeist und den Unternehmungsgeist reizt, und auf welchen, seitdem zu Berlin im September 1885 in einer gemeinsamen afrikanischen Konferenz beteiligter Mächte ein neuer Staat, der nach dem wichtigsten der westafrikanischen Flüsse den Namen führt, der Kongostaat, geschaffen worden ist, die Aufmerksamkeit der rivalisierenden Kolonialvölker mehr als je gerichtet ist.

Digitized by Google

Die Politik Bismarcks folgte dieser Bewegung mit großer Vorsicht. Dem Kaufmann mit dem Schutze des Reiches zu folgen, bezeichnete er als Grundsatz seiner Kolonialpolitik. Nicht wenige befehdeten die Kolonialbestrebungen als eine ungesunde und vorübergehende Marotte oder Volkslaune: die radikalen Klüglinge zählten die Pfennige und wiesen nach, daß die Nation — sie zählte 46857705 Seelen im Jahre 1885 — jährlich verschiedene Tausende und selbst Hunderttausende zusetze; jeden Märtyrer der Forschung, jeden Unfall, jeden Mißerfolg und jeden Konflikt mit irgend einer andern Macht führten sie mit der in Deutschland sehr gewöhnlichen Selbstzufriedenheit gegen die Unternehmungen ins Feld, bei denen nur die Verluste groß und sicher, die Erfolge ungewiß, unwahrscheinlich und vermutlich im besten Fall ohne viel Wert seien: wo irgend ein außergewöhnlicher Zwischenfall, wie im Jahre 1885 ein Mißverständnis mit Spanien wegen der Karolineninseln, oder ein Aufstand in Deutsch-Ostafrika Mißstimmung und Besorgnis erregte, stellten sie triumphierend ihre Prophetengabe ins Licht. Dies alles wird den Sinn des Volkes nicht aus der einmal eingeschlagenen Richtung bringen. Daß Opfer gebracht und namentlich Opfer gewagt werden müssen, wo es sich um Gewinnung neuer Räume für menschliche Gesittung, um Auffindung neuer Handelswege und neuer Gelegenheiten zur Bethätigung und Verwertung überschießender Volkskraft handelt, das lehrt die Geschichte aller großen Volkspflanzungen und Kolonialreiche, von der Einwanderung der ersten arischen Schwärme in Europa bis auf die Gründung des britischen Reiches in Ostindien, und ebenso lehrt die Geschichte, daß ein großes Kulturvolk, wie das deutsche, wenn es sich zu einer befriedigenden Gestaltung seiner innern Verhältnisse hindurchgerungen hat, mit Notwendigkeit den Drang empfindet, sich an den großen humanitären Aufgaben, welche die Jahrhunderte noch ungelöst zurückgelassen haben, zu beteiligen. Ernstere Konflikte bei diesem Wetteifer der europäischen Nationen um den Machteinfluß in außereuropäischen Ländern sind bis jetzt vermieden worden, und jener unbedeutende spanisch-deutsche Konflikt wurde 1885 durch einen Schiedsspruch des Papstes Leo XIII. beendigt. In verhältnismäßig kurzer Zeit waren in Afrika und Australien ansehnliche Gebiete von Deutschen und für Deutschland erworben, und mit steigendem Interesse verfolgte man diese Bestrebungen, welche insofern auch für die inneren Zustände der Nation nicht ganz bedeutungslos sind, als sie ein neutrales Gebiet bezeichnen könnten und hoffentlich bald bezeichnen werden, auf welches die in dem neuen Deutschland zuweilen noch ins kindische ausartende politische und konfessionelle Parteiung sich nicht zu erstrecken braucht.

Daß der Friedenszustand, dessen unser Vaterland seit 1871 sich erfreut, kein fauler Friede, kein Zustand träger Ruhe wurde, dafür war, auch abgesehen von den Schwingungen des europäischen Gesamtlebens, die von ihm ausgingen oder auf es zurückwirkten, in dem Deutschland des letzten Viertels dieses Jahrhunderts hinlänglich gesorgt. An Gegensätzen im Innern, welche das Leben der Nation vor Versumpfung schützten, fehlte es in dem neu-

Digitized by Google

erstandenen Reiche nicht. Ein solcher Gegensatz zwar, der in jedem Bundesreiche in irgend einer Form sich geltend macht, der in Österreich z. B. das ganze politische Leben beherrschte — der Gegensatz und Widerstreit zwischen Centralismus und Föderalismus, Einheit und Vielheit, Macht des Ganzen und relativer Selbständigkeit der Teile —, spielte in dem neuen Deutschland und unter Wilhelm I. eine weit geringere Rolle, als man nach dem Gang unsrer Geschichte hätte denken sollen. Die in Wahrheit sehr kindische Antipathie der einzelnen Volksstämme oder richtiger gesagt der Bevölkerungen der Einzelstaaten untereinander, des Württembergers gegen den Badener, des Hannoveraners gegen den Preußen u. s. w., welche sich vor dem Jahre 1870 noch sehr breit gemacht hatte, war durch den großen Nationalkrieg fast ganz beseitigt und lebte nur sehr schwach wieder auf. Zu den schon längst wirksamen Mitteln, den Einheitsgedanken zu pflegen, den Wanderversammlungen, den tausendfältigen Kundgebungen des Vereinslebens, den Juristen-, Katholiken-, Protestantenvereins-, Philologen-, Naturforscher- u. s. w. tagen, den Turner- und Schützenfesten u. s. w., deren Kette sich durch das ganze Jahr schlang und die unter andern auch das Gute hatten, die geistige Verbindung mit den Deutschen in Österreich wirksam und lebendig zu erhalten, kamen jetzt die nationalen Erinnerungs- und Feiertage, unter denen neben dem Geburtstage des Kaisers, 22. März, der Tag der Kapitulation von Sedan, 2. September, der volkstümlichste wurde, und kam vor allem die sehr ernste politische Arbeit: die Wahlen zum deutschen Reichstag (alle 3, seit 1888 glücklicherweise nur alle 5 Jahre) und die gemeinsame Gesetzgebungsarbeit in dieser Körperschaft, neben deren Vorbereitung im Bundesrate, der die hervorragendsten Männer aus der Beamtenwelt der Einzelstaaten häufig zu wichtigsten Zwecken zusammenruft und so einander näher bringt. Wiederholt wurde außerdem mit vollem Recht von Bismarck betont, daß die deutschen Fürsten, die Vertreter der Einzelstaaten, die man so lange als die eigentlichen Träger und Verteidiger des Partikularismus angesehen habe, in Wahrheit jetzt, und mehr als der in zahlreiche Parteien und Fraktionen zersplitterte Reichstag, die deutsche Einheit repräsentierten. Mehr als einmal in der That genoß man dieses erhebende Schauspiel: bei der Enthüllung des Hermannsdenkmals bei Detmold (1875), des Steinsdenkmals bei Nassau, des Niederwalddenkmals am Rhein (1883), am schönsten, überwältigendsten wohl, als am 15. Oktober 1880 das ungeheure Werk des Kölner Doms vollendet war und eine große Zahl von Fürsten und Fürstensöhnen sich um das greise Haupt der Nation versammelte, umdrängt von einer unzählbaren Volksmenge aus nah und fern. Nur die ultramontane Partei, welche es nicht verwinden konnte, daß der Erzbischof infolge des kirchlichen Konflikts im Ausland lebte, hielt sich grollend beiseite, ohne daß dies jedoch der allgemeinen Freude an dem nationalen Fest viel Eintrag gethan hätte. Überall konnte es jetzt jeder Deutsche empfinden, daß er, wo immer er seinen Fuß auf deutscher Erde niedersetzte, wirklichen Heimatsboden betrat. Lokale Feste, wie etwa das der 700jährigen Verbindung

Digitized by Google

des wittelsbachiſchen Herrſcherhauſes mit Bayern (1880), das Münchener (1882), das Heidelberger (1886) Univerſitätsjubiläum wurden zu nationalen, wie nicht minder ſchmerzliche Ereigniſſe, — der Untergang des Panzerſchiffes „Großer Kurfürſt“ (1878), die erſchütternde Kataſtrophe des Königs Ludwig II. von Bayern (1886), die tödliche Erkrankung des preußiſchen Kronprinzen (1887) — in allen Gauen Deutſchlands eine man darf ſagen gleichmäßige Teilnahme hervorriefen. Dieſen unmittelbaren Äußerungen des zu neuer Stärke

Friedrich Wilhelm,
Kronprinz des Deutſchen Reichs und von Preußen.
Nach einer Photographie vom Ende der ſiebziger Jahre.

Digitized by Google

erwachten nationalen Bewußtseins, die sich bei jeder großen und kleinen Gelegenheit wiederholen, thut im allgemeinen die Zerklüftung in politische Parteien keinen Eintrag, und es ist zu hoffen, daß dieses nationale Empfinden allmählich auch wieder in denjenigen Schichten und Kreisen des Volks überwiege, die von den sozialistischen Theorien angesteckt und verwirrt, von einer nationalen Allerweltsgemeinschaft über den Trümmern der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung träumen. Auch einige große Einigungswerke auf dem Gebiete der Gesetzgebung und der Verkehrswege gelangen, an deren gleichen seit den Tagen Karls des Großen niemand hätte denken dürfen. So 1875 die Ausdehnung des Civilehegesetzes und Gesetzes über Beurkundung des Personenstandes auf das ganze Reich; so vor allem nach langen und gründlichen Vorarbeiten am 31. Dezember 1876 das große Werk der Rechtseinheit, die Justizgesetze — gemeinsame deutsche Civilprozeßordnung, Konkursordnung, Gerichtsverfassung, Strafprozeßordnung, — welche mit dem 1. Oktober 1879 ins Leben traten; seit 1877 gab es ein oberstes Reichsgericht in Leipzig; 1882 wurde Hamburg, 1886 Bremen in den Zollverein einbezogen. 1885 nahm der Reichstag die sogen. Dampfervorlage an, welche einen regelmäßigen und raschen Verkehr deutscher Schiffe mit den wichtigsten Plätzen Afrikas, Ostasiens und Australiens sicherte; 1887 wurden die Arbeiten am Nordostseekanal, einem Werke von größter nationaler Bedeutung, begonnen. Der große Plan Bismarcks, sämtliche deutsche Eisenbahnen unter Reichsverwaltung zu stellen, gelang nicht, doch wurden wenigstens die preußischen Bahnen vom Staate angekauft, in staatliche Verwaltung genommen und zu Reichsbahnen gemacht (1876), und die große 1878 und 1879 ins Werk gesetzte handelspolitische Änderung, die neue Zollgesetzgebung, der Übergang zum Schutzzollsystem, war mindestens unter diesem Gesichtspunkt der Befestigung des Reichsgedankens und Einheitsbewußtseins ein großer Erfolg. Das Reich bewies sich, indem der Überschuß der Zolleinnahmen über die Ausgaben des Reichs an die einzelnen Staaten nach Verhältnis ihrer Bevölkerungen verteilt wurde, als finanzieller Wohlthäter und, wie die Dinge lagen, bald als der unentbehrliche Wohlthäter der Einzelstaaten, die zuvor nach dem System der Matrikularbeiträge ihrerseits an das Reich gesteuert hatten.

Dagegen gelang der große Plan, die Bedürfnisse des Reichs aus einer großen Quelle, dem Tabaksmonopol, zu decken, nicht, so lebhaft der leitende Staatsmann ihn verfolgte und so vieles sich für ihn sagen ließ: ob mit Recht oder Unrecht, die Nation wollte ihn nicht.

Im ganzen durfte man sagen, daß Kaiser Wilhelm und seine Regierung gerade in Beziehung auf die Schonung des tief im Boden des deutschen Landes wurzelnden Territorialgeistes einen sehr glücklichen Takt und eine höchst staatsweise Mäßigung bewiesen haben. Es war die Wahrheit, daß König Wilhelm im Jahr 1866 von der Natur der Dinge gedrängt und nicht aus gemeinem Ehrgeiz zum Eroberer geworden war und daß Bismarck genau die Grenze kannte, bis zu welcher der Einheitstrieb im deutschen Volk einer wirk-

Digitized by Google

lichen und ſtarken Empfindung, einem wirklichen und ſtarken Bedürfnis entſprach. Die Veränderungen ſeit 1864 und 1866 waren tiefgreifend genug, aber es hatte ſich diesmal, wie nicht oft in der Menſchengeſchichte, ſchon 4 Jahre ſpäter auf das einleuchtendſte gezeigt, daß ſie notwendig, daß ſie gut und heilſam geweſen waren. Und ſo kam von dieſer Seite in Wahrheit keine irgend erhebliche Gefährdung der neuen Ordnung der Dinge. In den meiſten der im Jahre 1866 mit Preußen verſchmolzenen Staaten hatte dieſe neue Ordnung ſich ſehr ſchnell eingelebt, und der ſoeben in dem gemeinſamen Kriege erfochtene Sieg und Ruhm, ſowie die Erfahrung, daß ſich unter preußiſchem Scepter leben ließ, tröſtete, ſoweit man des Troſtes überhaupt bedurfte, über die verlorene Selbſtändigkeit, die in Wahrheit mehr eine ſogenannte als wirkliche geweſen war.

So in den Gebieten, welche im Jahre 1866 dem preußiſchen Staate einverleibt worden waren, in Frankfurt, Heſſen, Naſſau, Schleswig-Holſtein. Nur in Hannover, dem größten dieſer Territorien, bildeten die Anhänger der geſtürzten Dynaſtie, die ſich, ebenſo wie die kurheſſiſche, ſelbſt das Grab gegraben und durch Zettelungen mit den Franzoſen Hochverrat an der Nation geübt hatte, eine zahlreichere, die ſogenannte welfiſche Partei, die aber im Reichstag und im preußiſchen Abgeordnetenhauſe nur inſoweit etwas bedeutete, als ſie ſich mit andern oppoſitionellen Parteien zuſammenthat.

Eine wichtige Frage erhob ſich über die Erbfolge in Braunſchweig, bei welcher einem ſtaatsrechtlichen Ja ein ebenſo entſchiedenes politiſches Nein entgegenſtand. Der regierende Herzog, ein über 70jähriger Greis, war kinderlos; er ſtarb am 1. Oktober 1884. Der berechtigte Nachfolger wäre der außer Landes befindliche Herzog Ernſt Auguſt von Cumberland geweſen, der Sohn des entthronten Königs von Hannover, der am 12. Juni 1878 in Paris geſtorben war. Ernſt Auguſt aber hatte damals ſehr ausdrücklich „alle Rechte, Prärogative und Titel“, welche ſeinem Vater „überhaupt und insbeſondere in Beziehung auf das Königreich Hannover“ zugeſtanden hatten, aufrecht erhalten, und es war mithin einleuchtend, daß es eine Thorheit und ein Verbrechen geweſen wäre, einen Fürſten auf den braunſchweigiſchen Thron zu ſetzen, der Anſpruch auf das Königtum über die jetzt dem Reichsgliede Preußen zugehörige Provinz Hannover machte. Vergebens gab der Herzog, von einem klugen Manne, dem ehemaligen hannoveriſchen Miniſter und bedeutendſten Führer der klerikalen Partei im Reiche, Ludwig Windthorſt, beraten, in ſehr gewundener Sprache etwas wie eine Anerkennung der Verfaſſung des Deutſchen Reichs, nach deren Maßgabe er die Regierung führen werde: klug oder pfiffig geſtellte Worte halfen über die ſpröde Wirklichkeit nicht hinweg, und man hatte ſich in Braunſchweig, wo die Bevölkerung deutſch und nicht welfiſch dachte, in Übereinſtimmung mit der Reichsregierung durch ein Regentſchaftsgeſetz vorgeſehen. Im folgenden Jahre kam das kleine Land vollends zur Ruhe, indem auf den Antrag ihrer ſtaatsrechtlichen Kommiſſion die Landesverſammlung einſtimmig den Prinzen Albrecht von Preußen, einen Neffen des Kaiſers, zum Regenten wählte, womit das Land ſelbſt wie die Nation im großen gar ſehr einverſtanden war (1885).

Weniger raſch, als jene altdeutſchen Territorien, fügte ſich die Bevölkerung des von den Franzoſen zurückgewonnenen Gebiets Elſaß-Lothringen in das ihr durch das Kriegsrecht auferlegte Geſchick. Es war, wie einſt Bismarck dem franzöſiſchen Miniſter bei den erſten Verhandlungen noch

Digitized by Google

während des Krieges in Ferrières gesagt hatte: das Land war zunächst noch für Deutschland eine Last. Man hatte sich entschlossen, es als ein selbstständiges unmittelbar der Reichsregierung unterstehendes Territorium, als „Reichsland", zu belassen, und ging alsbald daran, es aus dem provisorischen in einen dauernden, aus dem halben Kriegszustand in den Friedenszustand überzuführen, wobei es an Mißgriffen, namentlich in Personenfragen, freilich nicht fehlen konnte.

Man war deutscherseits in der Lage, dem Lande einige ernstliche Wohlthaten zu erweisen: sehr verständig war die sofortige und glänzende Herstellung der Universität Straßburg, sie wurde schon am 1. Mai 1872 eröffnet; auch das Elementarschulwesen wurde auf gute deutsche Art eingerichtet; weniger Lob verdiente sich die deutsche Verwaltung auf dem Gebiete des Mittelschulwesens, wo man es aber freilich auch mit den widerspenstigsten Elementen der Bevölkerung zu thun hatte. Besseren Erfolg hatte die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, mit der man nicht zögerte. Die Bevölkerung hatte zur französischen Armee einen sehr wertvollen Bestandteil gestellt, und derjenige Teil — es ist der zahlreichere — der nicht politisiert, zog ebenso gern die deutsche Uniform an, namentlich wenn es die der Garde war, wie früher die französische; in den verschiedenen Truppenteilen, denen man sie einverleibte, waren die Reichsländischen ein sehr wohlgelittenes, gutartiges, anstelliges Element. Wem die Sache nicht gefiel, der konnte jenseits der Vogesen sein altes Vaterland aufsuchen, wo man in allen möglichen Formen und kindischen Demonstrationen seinen Schmerz um die verlorenen Provinzen aussprach oder zur Schau stellte. Wohl oder übel mußte man nun doch an die Arbeit, und so wurden im Juni 1873 die Wahlen zu den Bezirks- und Kreistagen vorgenommen. Von den 20 Kreistagen traten 13 in regelmäßige Thätigkeit, ebenso wie die 3 Bezirkstage, deren Mitglieder also den vorgeschriebenen Eid leisteten; mit dem 1. Januar 1874 trat die deutsche Reichsverfassung in Kraft, und das Land wählte seine 15 Reichstagsabgeordneten, sämtlich wie natürlich im Sinne des Protestes gegen die Einverleibung: einer derselben — er hieß Teutsch — verfocht in einer längeren pathetischen Rede den naiven Standpunkt, nach welchem es Frankreich oder irgendwelchem andern Land und Volk jederzeit frei gestanden hätte, ein andres Land auzugreifen, ohne mehr und andres aufs Spiel zu setzen als ein Stück Geld. Erst allmählich beteiligten sich einzelne der Elsässer Abgeordneten regelmäßig an den Geschäften des Reichs: es dauerte bis 1887, ehe ein vernünftig und deutsch gesinnter Mann, Petri, für Straßburg in den Reichstag gewählt wurde. Durch kaiserlichen Erlaß vom 29. Oktober 1874 geschah ein weiterer Schritt zu einer wirklichen Landesverfassung. Die Bezirkstage, zu einem Landesausschuß zusammentretend, begutachteten die das Land betreffenden Gesetzentwürfe, und bald folgte der weitere Fortschritt, daß solche Gesetzentwürfe, wenn ihnen der Landesausschuß zugestimmt hatte, ohne weiteres als Gesetze verkündet werden durften, ohne noch einmal vor Bundesrat und Reichstag zu kommen. Ein kaiserlicher Statthalter mit einer regelrechten Regierung, die in Straßburg ihren Sitz nahm, leitete ein wirkliches verfassungsmäßiges Regiment und Verfassungsleben ein, 1. Oktober 1879. Der erste, Feldmarschall Edwin von Manteuffel, machte denselben Fehler, den man von Anfang gemacht hatte: um die Gunst gewisser Klassen, des katholischen Klerus, der großen Industriellen oder Adligen zu werben, durch gelegentliche Reden und wohlgesetzte Trinksprüche hin und her über die Wirklichkeit der Dinge selbst zu täuschen und täuschen zu lassen, anstatt einfach gerecht und fest zu regieren, was, wo es einmal geschah, wie 1883 durch Feststellung der deutschen Sprache als allein zulässiger Geschäftssprache bei den Verhandlungen des Landesausschusses, die beste Wirkung hatte. Als Manteuffel im Jahre 1885 gestorben war, traf der Kaiser eine gute Wahl in dem Fürsten Chlodwig von Hohenlohe, unter dessen Regiment 1886 eine vernünftige Wahl für die Stadtvertretung der beiden tonangebenden Städte Straßburg und Metz zum erstenmal zeigte, daß man doch in der That vorwärts gekommen

Digitized by Google

war. Materiell gedieh das Land, und sein Volk nimmt die Wendung der Dinge zum mindesten nicht so tragisch, wie gewisse französische Kreise ihnen und sich selbst einreden möchten: schon Kaiser Wilhelm I. wurde, als er 1877 und wieder 1886 das Land bereiste, von der Bevölkerung und namentlich der ländlichen sehr gut empfangen, was allerdings nicht allzuviel beweist, da die Menge bei solchen Gelegenheiten sich selbst ein Fest zu geben pflegt.

Im ganzen überwogen seit 1871 die einigenden Kräfte und Einheitsgedanken durchaus, soweit von dem Verhältnis der Teile zum Ganzen, der Territorien zum Reiche die Rede ist. Mit widerspenstigen Nationalitäten hat Deutschland doch im ganzen wenig zu kämpfen. Das französische Element ist gering: auf 1225 rein deutsche kommen in den Reichslanden nur 385 rein französische Gemeinden. Ebenso gering ist das dänische in Nordschleswig; am meisten Not und Lärm machen die Polen, welche durch ihr lebendiges Nationalgefühl und durch eine rührige Agitation, die geschickt den günstigen Wind, der augenblicklich dem Schiff der katholischen Kirche die Segel schwellt, zu benutzen versteht, in den preußisch gewordenen Provinzen des einstigen Polenreichs im Vordringen begriffen scheinen.

Die 14 oder 15 Stimmen, über welche dieses polnische Element im Reichstag verfügt, wurden unbequem, weil sie, mit den Elsässern verbunden und in der Regel von den radikalen Elementen unterstützt, die Partei verstärkten, welche sich selbst das Centrum nennt und ihre Kraft aus ihrer engen Verbindung mit der römischen Kirche zieht. Diese Verbindung sichert ihr beim Kampf der Parteien den ungeheuren Vorteil, jeden Augenblick Politik zu Religion und Religion zu Politik zu machen oder als solche erscheinen zu lassen. Dies führt uns zu wichtigen Gegensätzen, welche die zweite Hälfte der Regierung Wilhelms I. charakterisierten, und an denen es begreiflicherweise im Schoße einer großen Nation nicht fehlen konnte, die soeben eine gewaltige Umwälzung — die Aufrichtung eines Nationalstaats, die Verwandlung einer lockeren Föderation in einen Bundesstaat von ziemlich intensiver Einheit — durchgemacht hatte.

Unter den Entwicklungen nach dem Kriege war die merkwürdigste der Zusammenstoß der neuen Reichsordnung und der Staatsgewalt in Preußen und einigen andern deutschen Staaten, Bayern, Baden, Hessen, mit einer der christlichen Religionsgesellschaften, der römisch-katholischen, ein Kampf, den man ebenso kurz als verkehrt den Kampf der Kirche und des Staates zu nennen pflegt, während es sich doch nur um einen Kampf der preußischen, bayrischen, badischen u. s. w. Regierung mit einer der christlichen Kirchen, der römisch-katholischen, handelt. Mit der evangelischen Kirche hat der Staat wenig Ungelegenheit: sie strebt nicht nach Macht, eingedenk dessen, daß das Reich Christi nicht von dieser Welt ist. Als vornehmstes Ereignis in Preußen und Deutschland in betreff der evangelischen Kirche ist für diesen jüngsten Abschnitt deutscher Geschichte die neue Synodalverfassung für die evangelische Kirche Preußens zu nennen, welche im Jahr 1877 zum Abschluß kam. Hier auf protestantischem Boden entfaltet sich ein sehr reiches Leben und, wie damit

Digitized by Google

von selbst gegeben ist, es sind die Gegensätze wissenschaftlicher Auffassung nicht schwächer geworden. Oft wird von kurzsichtigen Geistern und ängstlichen Gemütern diese bunte Mannigfaltigkeit verschiedener Richtungen, theologischer Schulen, religiöser Gemeinschaften im Vergleich zu der geschlossenen Einheit der römisch-katholischen Kirche beklagt: mit Unrecht. Diese Verschiedenheit, indem sie jeden ernsteren Geist zwingt, Stellung zu nehmen, Kritik zu üben, eine Überzeugung zu gewinnen, giebt dem geistigen Leben eine Energie und einen Schwung, der sich jeder Art des Arbeitens mitteilt und eine Quelle der Macht und des Einflusses bildet, welcher dem der römischen Kirche mehr als gewachsen ist. Man kann freilich nicht sagen, daß in unsrer Zeit in den führenden Klassen des Volks viel von dem Opfermut wirklicher Überzeugung hervortrete, der die Anfangszeiten der deutschen Reformation ausgezeichnet hat, und vielfach bemäntelt man die Feigheit gegenüber der thatsächlichen Macht der kirchlichen Organe und des Aberglaubens der Masse mit der Gleichgültigkeit in kirchlichen und religiösen Dingen, mit der man sich, als wäre sie ein Merkmal besonderer Bildung, gelegentlich und wo es ohne Gefahr geschehen kann, vor seinesgleichen brüstet. Sehr zur rechten Zeit belebte sich, am 10. November 1883, das Gedächtnis des großen Reformators, der, 400 Jahre früher in einem thüringischen Dorf als Sohn eines Bauern geboren, seinem Volk die tröstliche Lehre hinterlassen hat, daß große Macht und viel List den Lauf der Wahrheit hemmen, aber auf die Dauer nicht aufhalten kann.

Seit dem großen Ereignis des 16. Jahrhunderts, an welches dieser 10. November die Nation erinnerte, ein Ereignis, das im Verlauf der von Martin Luther begonnenen Bewegung Deutschland in zwei fast gleiche Hälften spaltete, sind die großen religiösen Fragen und Kämpfe vornehmlich auf deutschem Boden und in den Herzen seiner Bewohner ausgefochten worden. Es war längst deutlich genug, daß der protestantische Teil der Bevölkerung den katholischen in Wohlstand, Einfluß, wissenschaftlicher Bildung überflügelt hatte: es war nicht zufällig geschehen, daß der kleine preußische Staat im Jahr 1866 aus dem Ringkampf gegen scheinbar sehr überlegene Kräfte als Sieger hervorgegangen war. In Rom, namentlich in den Kreisen der Jesuiten, deren Orden die klügsten, welterfahrensten, herrschverständigsten Männer in sich schloß, verkannte man die Tragweite dieses Ereignisses nicht. Der Papst sah seit 1859 und 1860, seit der mit unglaublicher Raschheit sich vollziehenden Einigung Italiens, ein Stück seiner weltlichen Herrschaft nach dem andern in den Wellen versinken: es hat etwas Großartiges, daß er eben jetzt die Machtansprüche des „Stuhles Petri" mit einer Schroffheit aussprach, welche über Gregor VII. und Bonifacius VIII. noch hinausging. In einer Encyklika vom 22. Dezember 1864, der ein Verzeichnis der hauptsächlichsten Irrtümer der Zeit, der Syllabus, angehängt war, erklärte Pius IX. allen Kräften und Mächten, welche sich diesen Machtansprüchen entgegenstellten, den Krieg. Die thörichtkluge Welt spottete: aber hier war ein zwar nicht ver-

Digitized by Google

nünftiger, aber klugersonnener und folgerichtiger Plan, und die Berater des Papstes wußten wohl, was sie wollten, und rechneten richtiger, als die klugen Juristen in den Parlamenten und an den Regierungstischen. Unter den verdammten Irrtümern war auch einer, den die Verfasser dieses Aktenstücks die „Lehre von den vollbrachten Thatsachen" nannten. Diese unbequemen Thatsachen, welche einen neuen Rechtszustand schufen, die „fortschreitende Konsolidierung Italiens", die Verbindung Italiens und Preußens, die Niederlage des alten Österreich bei Königgrätz, deren Nachricht der päpstliche Staatssekretär mit dem Schmerzensrufe Finis mundi aufgenommen haben soll, vollzogen sich gleichwohl und unaufhaltsam. Aber mit voller Entschlossenheit warf sich das Papsttum der einstürzenden Welt entgegen. Es gab ein Heilmittel gegen alle Schäden dieser üblen Welt: am 29. Juni 1868 entbot die Bulle Aeterni patris die Bischöfe der Christenheit auf den 8. Dezember 1869 zu einem heiligen ökumenischen Konzil nach Rom, und hier, im Vatikan, wurde am 13. Juli 1870, demselben Tage, an welchem der französische Gesandte an den König von Preußen zu Ems jenes unerhörte Ansinnen stellte, von der teils gewonnenen, teils abhängigen, teils vergewaltigten Mehrheit der Konzilsväter das Dogma angenommen, um welches es dem Papst und den Jesuiten zu thun war — daß der Papst in Sachen des Glaubens und der Sitte in seiner Eigenschaft als oberster Lehrer der Kirche unfehlbar sei aus sich selbst, nicht kraft Übereinstimmung der Kirche.

In demselben Augenblick brach der gewaltige Krieg aus und drängte das theologisch-kirchliche Interesse in den Hintergrund: nach wiederhergestelltem Frieden trat es mit großer Stärke hervor, um sobald nicht wieder zur Ruhe zu kommen.

Die deutschen Bischöfe und einige österreichische und französische hatten einige schwache Versuche gemacht, die Aufstellung des Dogmas zu verhindern, von dem sie sehr gut wußten, daß es eine Fälschung der ursprünglichen und alten katholischen Lehre war, welche nur eine Unfehlbarkeit der lehrenden Kirche kennt, die vom Papst und seinen Mitbischöfen gebildet wird und die dem Konzil nicht etwa das Recht giebt, ein neues Dogma wie dieses von der päpstlichen Unfehlbarkeit ex sese aufzustellen und zu formulieren, sondern nur das zu bezeugen, was immer und überall geglaubt worden ist. Alles, was im katholischen Deutschland auf wissenschaftliche Bildung Anspruch machte, in geistlichen und in Laienkreisen, war in Aufregung geraten, als der Zweck des Konzils bekannt wurde.

Der erste unter den katholischen Gelehrten Deutschlands, Ignatz Döllinger in München, schrieb jetzt (28. März 1871) an den Erzbischof von München einen Brief, in welchem er ihm zu wissen that, daß er sich dem Dogma und dem System, das dieses Dogma in sich schließe — dem päpstlichen Absolutismus also — nicht unterwerfen könne, weder als Christ, noch als Theologe, noch als Bürger: mit großem Recht wies er, ein tiefer Kenner der Geschichte, darauf hin, daß diese Lehre wie es denn eingetroffen ist, einen Keim des Siechtums in das neue Reich tragen werde, wie das alte Reich an den Folgen ähnlicher Ansprüche zu Grunde gegangen sei.

Digitized by Google

Von den deutschen Bischöfen fand keiner den Mut, seiner Überzeugung zu folgen. Sie fürchteten eine Spaltung der Kirche und brachten das Opfer des Intellekts: und so fügte sich mit ihnen auch die Masse ihrer Gläubigen. Indes gab es doch eine Anzahl mutiger Männer und Frauen in Deutschland, welche die Ehre der Nation retteten und, ihrer Überzeugung und der alten Lehre der Kirche getreu, sich nicht unterwarfen. Es bildete sich eine altkatholische Kirchengemeinschaft, welche im katholischen Deutschland, in der Schweiz, in Österreich bald verhältnismäßig zahlreiche Anhänger gewann.

Diese Bewegung ließ sich anfangs hoffnungsvoll an. Sie suchte Fühlung mit der kleinen jansenistischen Kirche in Holland, die, in ähnlichen Kämpfen des 17. Jahrhunderts entsprungen, jetzt eine verdienstliche Aufgabe fand, sowie mit der anglikanischen, der griechischen Kirche; auch gab sich diese Verbindung nach und nach eine bestimmte Organisation, und am 4. Juni 1873 wählte eine Vertretung ihrer Vereine und Gemeinden zu Köln den Professor Josef Hubert Reinkens zum Bischof, den ein Bischof der jansenistischen Kirche weihte. Die großen Hoffnungen, welche man anfangs auf diese Bewegung setzte, haben sich bis jetzt nicht erfüllt. Die neue Gemeinschaft kämpfte einen guten, aber schweren Kampf: sie fand zwar in allen evangelischen Kreisen freierer Richtung aufrichtige Sympathie, aber von der herrschenden Kirche und der ultramontanen Partei aufs grimmigste gehaßt und, wo es möglich war, verfolgt, von den Regierungen, namentlich der preußischen, mit wenig Gunst und ohne alles Verständnis für das religiöse Moment dieser Bewegung behandelt, behauptete sie sich nur schwer bei der religiösen Gleichgültigkeit der Mehrheit unter den gebildeten Katholiken, welche ihre Stellung zur Kirche, deren Lehren und Gebräuche ihr nichts mehr bedeuten, vor allem so einzurichten sucht, daß sie keine Ungelegenheiten und materielle Schädigungen erleidet.

An Macht über die Gemüter der Masse aber hatte die römische Kirche nichts eingebüßt, und die jesuitischen Berater Pius IX. hatten ganz richtig gerechnet, daß man die in der Welt waltenden Gegensätze aufs beste ausnutzen könne, um diese Macht noch zu steigern, eine Macht, welche die Lenker der europäischen Staaten, auch die scharfsichtigsten, weit unterschätzt hatten.

Längere Zeit zog sich nun in Deutschland, vornehmlich in Preußen, Bayern und Baden — wie in andern Formen auch in Österreich, der Schweiz, selbst Frankreich, ein kirchenpolitischer Streit hin, für den irgendwer, da es sich freilich wie bei jedem kirchlichen Streit um wichtige Kulturinteressen handelte, den Namen „Kulturkampf" erfand. Von Religion und Christentum — der Religion Jesu Christi — war dabei wenig die Rede: wer Jesus von Nazareth sucht, darf nicht nach Rom gehen. Es war durch die Einigung Italiens und die Aufrichtung des Deutschen Reiches, dessen Krone ein protestantischer Fürst trug, eine große Umwälzung geschehen: es war nur natürlich, daß alle Anhänger der alten Ordnung der Dinge diese neue Ordnung bekämpften. Eine Art Fahne fanden diese Elemente in der Forderung, daß die weltliche Herrschaft des Papstes, den sie ihren Gläubigen als einen Gefangenen der italienischen Regierung, als den „Gefangenen im Vatikan", darstellten, wiederhergestellt werden müsse: im deutschen Reichstage bildeten sie sogleich eine geschlossene Partei von 63 Mitgliedern, welche jene Forderung denn auch, indes mehr zum Schein, als daß sie wirklich an ihre Durchführ-

Digitized by Google

barkeit geglaubt hätten, zur ihrigen machten. In Wahrheit war es ihnen um die Macht ihrer Kirche und darum zu thun, das neue Reich nicht weiter erstarken zu lassen. Sie fanden einen überaus gewandten, staatsklugen und beredten Führer in dem früheren hannoverischen Minister Ludwig Windthorst, der bis zu seinem Tode das anerkannte Haupt dieser Partei des Centrums, wie sie sich nannte, blieb. Es war nicht allzuschwer, mit geschickter Benutzung der Formen, Interessen und der seit vielen Jahrhunderten ausgebildeten Agitationsmittel der römisch-katholischen Kirche eine mächtige politische Partei zu gründen. Vor allen andern Parteien hatten sie das voraus, daß sie in ihren Geistlichen, ihren Kaplänen und Mönchen, ein Heer von Agitatoren besaßen, denen jedes Haus offen stand und die — viele sehr aufrichtig — der Religion und Kirche zu dienen meinten, indem sie den politischen Zwecken der Partei und ihres welfisch gesinnten Führers dienten. Das letzte Ziel dieser Partei ist dasselbe, das in alten Tagen Gregor VII. oder Innocenz III. verfolgt hat: die Allmacht der Kirche und ihrer Hierarchie.

Als das Konzil und die Unfehlbarkeitserklärung erst in Vorbereitung war, hatte der damalige bayrische Ministerpräsident Fürst von Hohenlohe die Regierungen vergebens aufgemahnt, diesen Dingen, deren Tragweite er besser kannte, als die kühle Beamtenweisheit in Berlin und anderswo, nicht unthätig zuzusehen: man wollte jetzt, wo die Dinge ernsthaft wurden, dies nachholen. Der leitende Staatsmann der Epoche und die preußische Regierung nahmen den Kampf auf. Noch im Jahre 1871 wurde die besondere katholische Abteilung im preußischen Kultusministerium aufgehoben, im gleichen Jahre noch auf Bayerns Anregung dem Strafgesetzbuch ein Paragraph angefügt, welcher den Zweck hatte, den Geistlichen den Mißbrauch der Kanzel zu Zwecken politischer Agitation zu verbieten. Im Anfang des folgenden Jahres wurde ein energischer Jurist Dr. Falk zum preußischen Kultusminister ernannt, der zunächst durch ein sehr vernünftiges Schulaufsichtsgesetz die kirchliche Usurpation auf diesem wichtigsten Gebiete zurückwies und die Aufsicht über die Volksschulen an wirkliche Schulmänner und auch in den einzelnen Gemeinden an geeignete Laien gab, ohne die Geistlichen, wo sie sich dazu eigneten, prinzipiell auszuschließen; ein Reichsgesetz vom gleichen Jahre (1872) schloß die Jesuiten und die ihnen verwandten Orden vom deutschen Boden aus. In Preußen erhielten im Jahre 1873 die sogenannten Maigesetze, vier Kirchengesetze von einschneidender Art, die königliche Genehmigung.

Sie verboten die Exkommunikation mit Nennung des Namens, knüpften die Anstellung von Geistlichen an Absolvierung eines deutschen Gymnasiums, dreijähriges Studium an einer deutschen Universität und Ablegung einer wissenschaftlichen Staatsprüfung, setzten einen königlichen Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten ein und bestimmten, daß die geistlichen Oberen die von ihnen anzustellenden Geistlichen dem Oberpräsidenten ihrer Provinz zu nennen hätten, dem dann ein Einspruchsrecht in bestimmten Formen zustand.

Im Jahre 1874 folgte ein Gesetz, welches die Orden und Kongregationen mit Ausnahme der der Krankenpflege sich widmenden aufhob, 1875 ein

Digitized by Google

„Sperrgesetz", nach welchem die Staatskassen Zahlungen nur an solche Geistliche leisteten, welche den Staatsgesetzen unzweideutig gehorchten. Die Bischöfe, jetzt eifrig im Dienste des unfehlbaren Papstes, widersetzten sich. Zu Fulda versammelt, erließen sie (1873), während sie sich dem Schulaufsichtsgesetz fügen zu wollen erklärten, ein Rundschreiben an ihre Gläubigen, in welchen sie sehr unumwunden aussprachen, daß sie sich jenen Maigesetzen nicht unterwerfen würden, und Klerus und Volk aufforderten, sich bei diesem Widerstand um sie, ihre Bischöfe, zu scharen: wie immer, wo Geistliche im Stande des Aufruhrs sich befinden, hörte man auch hier den Spruch, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen. Sie hatten sich, wie ihre Brüder in Österreich und Bayern, wo derselbe Kampf im Gange war, des Beifalls des Papstes zu erfreuen, der im August jenes Jahres einen Brief an den Kaiser richtete, in welchem er sich beklagte, daß sämtliche Maßregeln, welche seit einiger Zeit von der preußischen Regierung ergriffen würden, mehr und mehr auf die Vernichtung des Katholizismus zielten; ganz im Geiste jener Bulle Unam sanctam, in welcher einst Bonifacius VIII. (1302) das Programm der hierarchischen Bestrebungen ausgesprochen hatte, hieß es in diesem Schreiben: „Jeder, der die Taufe empfangen hat, gehört in irgend einer Beziehung und auf irgend eine Weise — gehört, sage ich, dem Papste an." Der Kaiser antwortete mit der Gegenklage über staatsfeindliche Haltung eines Teils seiner katholischen Unterthanen; auf die letzterwähnte Stelle erwiderte er würdig: „Der evangelische Glaube, zu dem ich mich, wie Ew. Heiligkeit bekannt sein muß, gleich meinen Vorfahren und mit der Mehrheit meiner Unterthanen bekenne, gestattet uns nicht, in dem Verhältnis zu Gott einen andern Vermittler als unsern Herrn Jesum Christum anzunehmen." Man zeigte Energie: einer nach dem andern der widerspenstigen Bischöfe wanderte ins Gefängnis, zuerst der fanatische Pole Ledochowski (Februar 1874), und im November 1880 waren von zwölf bischöflichen Sitzen in Preußen nur noch drei besetzt. Allerwärts erfüllten die Organe des Ultramontanismus die Welt mit ihren Klagen. An grobe Übertreibungen und Verdrehungen, wo es sich um die Macht ihrer Kirche handelte, gewöhnt, sprachen sie von einer „diokletianischen Christenverfolgung", ohne daran Anstoß zu nehmen, daß das Martyrium der preußischen Bischöfe ein freiwillig gesuchtes — denn an andern Orten gestattete ihr Gewissen den katholischen Bischöfen die Unterwerfung unter ebenso scharfe Bestimmungen, wie die preußischen Maigesetze sie enthielten — und daß es in jedem Falle ein sehr leichtes war, verglichen mit dem Druck, den diese Kirche überall da, wo sie die Macht hat, denen, die sie als Ketzer bezeichnet, auferlegt, ganz abgesehen von den Gewaltsamkeiten und Greueln früherer Unduldsamkeit, der sie zwar thatsächlich, keineswegs aber im Prinzip entsagt hatte.

Im Jahre 1872 gebrauchte Bismarck in einer der vielen kirchenpolitischen Debatten, welche die Lage seit 1870 hervorrief, den Ausdruck: „Dessen seien Sie sicher, nach Canossa gehen wir nicht." Diesen Ausspruch hat die Geschichte nicht bestätigt: die preußische Regierung befand sich schon wenige Jahre

Digitized by Google

nach dem Erlaß der Maigesetze auf dem herkömmlich mit jenem Namen bezeichneten Wege. Gegenüber dem Schwanken dieser sonst so kraftvollen Regierung zeigte sich das Einheitsbewußtsein und die darauf gegründete Macht der römischen Kirche in ihrer ganzen Stärke. Ihre Führer zeigten und besaßen die ganze Entschlossenheit und Folgerichtigkeit ihres Prinzips, dem sie alles opferten, es kümmerte sie wenig, daß mehr und mehr Gemeinden durch den Widerstand der Geistlichen gegen die Staatsgesetze und dessen Folgen der regelmäßigen Seelsorge und des Gottesdienstes entbehrten; sie besaßen insbesondere in dem politischen Leiter der Partei, Windthorst, einen parlamentarischen Strategen ersten Ranges, geschickt, beredt, mit allen advokatischen Mitteln, mit denen man aus Schwarz Weiß und aus Weiß Schwarz machen kann, völlig vertraut und erfahren, der die Uneinigkeit der übrigen Parteien, deren es nicht weniger als 8—10 in dem Reichstage und wenigstens 6 im preußischen Landtage gab, und vor allem die Thorheiten der Radikalen auf der rechten und der linken Seite aufs beste nützte. Der Kaiser, dessen weichem und gutmütigem Herzen alle härteren Maßregeln widerstrebten, wollte nach den großen Siegen und der Herstellung eines einigen Deutschlands seine letzten Tage nicht im Zwiespalt mit einem großen Teil seiner Unterthanen hinbringen und, ehrlich und fromm wie er war, nahm er für Religion und religiöse Skrupel, was ihm einige ehrlich-überzeugte und einige schlaue Leute als solche darstellten. Vor allem aber: Bismarck hatte die an Einfluß im Land und vor allem an Zahl ihrer Mitglieder im Reichstag sehr starke Partei nötig, um jene wirtschaftlich-politischen Pläne durchzusetzen, die er am 13. Dezember 1878 in einem Schreiben an die Tarifkommission des Bundesrats ankündigte und rechtfertigte — Übergang vom System der Handelsfreiheit zum System der Schutzzölle, welcher eine Finanzreform einschloß oder anbahnte, um die es ihm, wie er erklärte, hauptsächlich zu thun sei —: Überwiegen der mittelbaren Besteuerung, System der indirekten Steuern, welche minder drückend empfunden würden als die direkten, und die, wie schon angedeutet, dem Einheitsgefühl und also der wirklichen Einheit der Nation zu gute gekommen wären, wie denn solche Reichszölle in der Vergangenheit, so oft das Bedürfnis aus der Zerrissenheit herauszukommen lebhafter sich geltend machte, wiederholt begehrt, aber niemals durchgeführt worden sind. In rein wirtschaftlicher Beziehung hat unsere Darstellung diese Dinge nicht zu prüfen; die Maßregel gelang; am 12. Juli 1879 wurde das Zolltarifgesetz im Reichstag angenommen: kurz zuvor waren die liberalen Minister Friedenthal und Falk entlassen worden. und an die Stelle des letzteren trat ein Hochkirchlicher, v. Puttkamer, der nun die Aufgabe hatte, den Rückzug in den kirchenpolitischen Dingen, zu welchem die Regierung entschlossen war, mit tapferen Worten zu decken. Papst Pius IX. war am 7. Februar 1878 gestorben. Der neue Papst, Leo XIII., ein weit klügerer und bedeutenderer Mann, wußte sich die Lage zu Nutze zu machen. Es wurde von der preußischen Regierung mit ihm unterhandelt. Das einzige, was man mit dieser Demütigung erreichte, war ein angebliches

Digitized by Google

Zugeständnis in Beziehung auf denjenigen Paragraphen der Maigesetze, welcher bestimmte, daß die Bischöfe, wo sie eine Pfarrei besetzten, diese Personen dem Oberpräsidenten anzuzeigen hätten, ein Zugeständnis, das aber so zweideutig ausgedrückt war, daß es den geringsten Wert, den es an sich hatte, bei näherer Betrachtung sofort verlor — und das überdies binnen kurzem wieder zurückgezogen wurde. Nichtsdestoweniger brachte die Regierung im Jahre 1880 ein Kirchengesetz ein, welches einige der wesentlichsten Bestimmungen der Maigesetze entweder geradezu aufhob oder unwirksam machte.

Die siegreich vordringende Partei gab sich die Miene, als sei sie es, welche die Einräumungen mache: in der That ein nicht gewöhnliches Maß von Heuchelei wurde dabei entfaltet, um Dinge als religiösen Druck darstellen zu können, welche anderswo ohne alle Skrupel von der römischen Kirche zugelassen wurden und welche die Hierarchie nur auch in Preußen zuzulassen brauchte, um sofort das künstliche Interdikt und jeden kirchlichen Notstand verschwinden zu machen. Es charakterisiert vollkommen das Gerede von Freiheit auf dieser Seite, daß, eben wie das Kirchengesetz im preußischen Abgeordnetenhause diskutiert wurde und die Führer des Centrums ihre Klagen über Vergewaltigung und verweigerte Freiheit erschallen ließen, in Tirol die Bischöfe von Trient, Brixen und Salzburg einen feierlichen Protest dagegen einlegten, daß das Kultusministerium die Bildung zweier evangelischer Gemeinden, zu Meran und Innsbruck, gestattet habe.

Eine letzte Kirchennovelle, welche im Jahre 1887 glücklich, da man des Kampfes bei solcher Führung auch im Lager der Liberalen müde war, die verschiedenen Stadien durchlief und am 27. April mit 243 gegen 99 Stimmen im preußischen Abgeordnetenhause angenommen wurde, ließ von den Maigesetzen wenig übrig, und daran war in der That, wo ihr Prinzip fast schon im Anfang ihrer Wirksamkeit wieder aufgegeben wurde, wenig verloren: wichtiger war die unzweifelhafte Thatsache, daß in diesem Kampfe die römische Kirche über den mächtigsten Staatsmann der Zeit den Sieg davongetragen hatte. Man hatte eine Äußerung des Papstes, daß mit Annahme dieses Gesetzes der Konflikt endgiltig beigelegt sei. Dieser Ansicht war der Führer der Partei in Deutschland, Windthorst, und die Partei selbst, die ihm blindlings folgte, nicht. Trotzig widersetzten sie sich in jenem Jahre in einer politischen Frage dem deutlich ausgesprochenen Willen oder Wunsche des Papstes selbst, und Windthorst brachte alsbald auf Katholikentagen und Versammlungen der Partei ein neues Reiz- und Kampfmittel auf die Bahn — eine neue Schulgesetzgebung, deren wesentlicher Sinn der wäre, die preußische Volksschule, für welche die römische Kirche so gut wie nichts, der Staat alles gethan hatte, der Kirche zu unterstellen, den Lehrer zum Diener und Werkzeug der Geistlichen oder vielmehr der Fanatiker, welche hinter diesen stehen und gegen welche sie selbst ohne Macht sind, zu machen.

Die Anstellung eines Volksschullehrers, verlangten sie, solle davon abhängig gemacht werden, daß die kirchliche Instanz in kirchlich-religiöser Beziehung gegen den Mann keine Einwendung erhebe. Es gehört zu den bedenklichen Zeichen dieser Tage, daß die Parteien schnell bei der Hand sind, ein Schlagwort aufzutischen, das dann der Menge das weitere Denken und ihren Verführern ferneres Lügen erspart: so ward hier kecklich behauptet, daß „die Schule" eine Tochter „der Kirche" sei, während es geschichtlich allerdings feststeht,

Digitized by Google

Kaiſer Wilhelm I. und ſein Kanzler.

Gemalt von F. Siemenroth.

Digitized by Google

daß die Anfänge höherer Kultur nach Deutschland durch christliche Mönche und Bischöfe gekommen sind, der Volksunterricht in dem Umfang und der Gediegenheit, wie er jetzt in Deutschland verbreitet ist, aber vielmehr von den weltlichen Mächten, dem Staat und der Gemeinde, und vielfach unter dem Widerstreben des römischen Obskurantismus ins Leben gerufen worden ist.

Dies liegt immerhin noch in weitem Felde; hier wäre im Gegenteil der Punkt, wo eine kraftvolle Regierung alles zurückgewinnen könnte, was sie in diesem so unglücklich geführten Kampfe gegen den römischen Universalstaat verloren hat: im Augenblick triumphiert die Partei von jenseits der Berge und sie darf dem aufgeklärten Jahrhundert alles bieten, wie die Wundererscheinungen von Marpingen (1876) und die jüngsten Schaustellungen von Aachen (1888) und von Trier (1891) beweisen.

Es ist indes gesorgt, daß diese Bäume nicht in den Himmel wachsen. Was jenen Triumph vergällt, ist — abgesehen von dem Widerstand, der in der Stille sich sammelt — das Anwachsen einer unheimlichen Macht, deren Fortschritte wohl ganz besonders die Staatsmänner zu ihrer Nachgiebigkeit gegen die römisch-katholische Kirche bestimmt haben, der Sozialdemokratie, die, sehr entgegen dem Selbstruhm der Centrumsführer, auch in katholischen Ländern und überwiegend katholischen Städten Deutschlands um sich greift.

Diese Elemente, welche die Zerstörung der „alten Gesellschaft" und somit auch der Kirche und der Nationalitätsideen zum Ziele nehmen, reichen in ihrer allmählichen Entwicklung weit zurück. Es waren Ideen, welche, zuerst von J. J. Rousseau, dem „geistigen Nährvater" der Sozialdemokratie, ausgesprochen, vor allem in Frankreich zahlreiche Anhänger gefunden hatten. So war schon von L. Blanc in Paris die erste sozialdemokratische Arbeiterpartei gegründet, 1848 sogar vorübergehend zum Siege geführt und nur nach blutigen Straßenkämpfen unterdrückt worden.

Auch in Deutschland hatten die sozialistischen Lehren von Frankreich aus Eingang gefunden, ohne daß es zunächst zu einer förmlichen Organisation ihrer Anhänger gekommen wäre. Es war ja auch bei der ungeheuren Umwälzung, welche die durch die Erfindungen und Entdeckungen auf materiellem Gebiet, durch die Wunder der Dampfkraft und Elektricität herbeigeführte Großindustrie und kapitalistische Produktionsweise bewirkten, sowie bei der großen Reformation der deutschen Dinge durch die Ereignisse der beiden letzten Jahrzehnte durchaus natürlich und keineswegs ungerechtfertigt, daß auch die ärmeren Klassen, die untern Schichten des Volks, eine Verbesserung ihrer Lage verlangten. Diese Einsicht hatte denn auch schon längst ehrliche und patriotische Männer veranlaßt, darüber nachzudenken, wie weit den schweren, durch diese Produktionsweise hervorgerufenen Übelständen abzuhelfen sei. Hatte doch selbst die Berliner Nationalversammlung von 1848 trotz des Wirrsals politischer Meinungen Zeit gefunden, sich mit dieser Frage zu befassen, und der Vorsitzende der zur Prüfung der Notstände im Arbeiter- und Handwerkerstande niedergesetzten Kommission war kein Geringerer gewesen, als der verdiente Abgeordnete Schulze-Delitzsch, der Begründer des ersten Vorschußvereins und Vater des Genossenschaftswesens. Er und andre mit ihm waren nicht müde

Digitized by Google

geworden, darauf hinzuweisen, daß nur durch Sparsamkeit und Selbstbeherrschung und mithin durch alles, was diese fördern könne, höhere Bildung also namentlich und Vereinigungen, dem durch Überproduktion, Absatzstockungen, Krisen und Bankerotte so leicht hereinbrechenden Arbeiterelend vorgebeugt werden könne. Allein solch' redliche Bemühungen fanden in weiten Kreisen des unzufriedenen vierten Standes wenig Gegenliebe, gewissenlose Agitatoren verhöhnten sogar die gesunden Vorschläge als Nachtwächterweisheit, und bald fand die Arbeiterpartei in einem jüdischen Manne von viel Talent, aber gemeinem Charakter, Ferdinand Lassalle, einen Führer, der die Eigenschaften besaß, welche der Menge imponieren.

Von dem unberechtigten Satze ausgehend, daß das sogenannte „eherne Lohngesetz" den durchschnittlichen Arbeitslohn stets nur auf den notwendigen, zur Ernährung der Familie eben ausreichenden Lebensunterhalt beschränke, während der ganze Überschuß der Produktion dem Unternehmer zu gute komme, verlangte Lassalle, daß der Arbeiter sein eigner Unternehmer werde, zu dem Zweck Produktivgenossenschaften auf friedlichem und gesetzlichem Wege mit Staatshilfe gebildet und der gemeinsame Arbeitsertrag gleichmäßig unter die einzelnen verteilt werden sollte. Als das beste Mittel, solche Wünsche geltend zu machen, erschien Lassalle die Einführung des allgemeinen gleichen und direkten Wahlrechts mit geheimer Abstimmung, und so verfolgte denn der von ihm 23. Mai 1863 gegründete „Allgemeine Deutsche Arbeiterverein", wenn er sich auch zu dem sozialistischen Programm Lassalles bekannte, doch als einzigen satzungsgemäß festgelegten Zweck die Gewährung eben jenes Wahlrechts.

Als Lassalle schon im folgenden Jahre im Duell wegen eines unsauberen Liebeshandels gefallen war, schien anfangs die von ihm angefachte Bewegung wegen innerer Zwistigkeiten mehr und mehr an Bedeutung zu verlieren, bis das in der Verfassung des Norddeutschen Bundes gewährte allgemeine Stimmrecht dem Verein auch schon eine Vertretung im Norddeutschen Reichstage schuf, eine radikalere Richtung (Hasselmann und Hasenclever) allmählich überragenderen Einfluß gewann und eine rührige Agitation die Mitgliederzahl bis zum Jahre 1873 bereits auf über 60000 erhöhte. In immer extremere Bahnen einlenkend, näherten sich die Lassalleaner, die nationale Beschränkung abstreifend, mehr und mehr jener anderen Richtung, welche, inzwischen in England aufgekommen, in der internationalen Verbrüderung der Arbeiter aller Länder den einzigen Weg zur erstrebten Völkerbeglückung erkennen zu müssen glaubte.

In London hatte nämlich Karl Marx, ein philosophischer Kopf von rücksichtsloser Konsequenz, doch ohne wissenschaftliches Gewissen, in seinem Hauptwerk („Das Kapital") den Kommunismus wissenschaftlich zu begründen versucht und 1864 die „Internationale Arbeiterassoziation" gestiftet. Er lehrte, da die Arbeit die einzige Quelle und somit auch der Maßstab jedes Wertes sei, so müsse das Kapital und die bestehende Gesellschaftsordnung durch die Vereinigung der Proletarier aller Länder beseitigt, der Privatbesitz Gemeingut und aus diesem letzteren die Produktionsmittel der Gesellschaft entnommen werden.

Bald gewann diese internationale Richtung auch in Deutschland Anhänger, und bereits im Jahre 1869 setzten Wilhelm Liebknecht und August Bebel,

Digitized by Google

nachdem sie sich vergeblich bemüht hatten, die Lassalleaner in das Lager der Internationale hinüber zu ziehen, im Gegensatz zum allgemeinen deutschen Arbeiterverein die Gründung der Eisenacher Arbeiterpartei durch, die sich ausdrücklich als deutscher Zweig der Internationale konstituierte. Mit den „alten Ideen", Gott, Kirche, den „Priestern eines sogenannten Gottes", Ehe, Nationalitätsgefühl waren die radikalsten dieser Geister längst fertig, und mehr und mehr suchten sie das Heil in einer vollständigen Revolution, während die übrigen ebenso wie die sehr zahlreichen Gedankenlosen, welche im Drange einer vagen Unzufriedenheit, und weil es bequemer ist, die bestehenden „Zustände" für die Wirkungen eigner Fehler verantwortlich zu machen, in Haufen diesem neuen Schellengeläute nachliefen, wenigstens mit dem Gedanken einer solchen Revolution spielten. Unter den nach der Anschauung dieser Leute veralteten Ideen war auch die der Nationalität, an deren Stelle jene Brüderlichkeit der ersten französischen Revolution trat, mit welcher sich die Berauschung im Blute Wehrloser so wohl vertragen hatte.

Eine Anzahl Arbeiter hatte in den ersten Tagen des Krieges von 1870 in Paris eine Demonstration für den Frieden gemacht, und auch in Deutschland gab es etliche, welche die allgemeine Stimmung nicht teilten: aber diese wenigen Stimmen verloren sich in Frankreich unter dem wilden Geschrei der Kriegstollen, in Deutschland unter dem stürmischen Ausdruck des erregten Vaterlandsgefühls und dann weiterhin der Freude über die ununterbrochene Folge großer Siege in dem gerechtesten Kriege. Die revolutionäre Brüderlichkeit fand ihren Ausdruck dann in dem Aufstand der Kommune in Paris, der neben hochtönenden Worten von der „freiwilligen Vereinigung aller lokalen Initiativen", welche den Staat der Zukunft bilden werde, „der neuen Ära positiver, auf Wissenschaft beruhender Experimentalpolitik" und was dergleichen Worte waren, gleich mit Erschießungen begann und mit einer Orgie der Zerstörung endigte. Obgleich nun dieser Aufstand, ähnlich dem der Wiedertäufer zu Münster im Jahre 1535, nach kurzem Delirium scheiterte und von den Truppen niedergeschlagen wurde, so hatte er doch allenthalben die Sekte mit Bildern von Herrschaft und Rache berauscht: im deutschen Reichstag hatte einer ihrer Führer, August Bebel, die Stirne, die Greuel der Kommune als ein kleines Vorpostengefecht in dem bevorstehenden großen Kampfe des Proletariats gegen die Bourgeoisie zu bezeichnen.

Daß eine Lehre vielen Anklang fand, welche den Arbeitenden — dem Fleißigen wie dem Faulen — höchsten Lohn bei geringster Arbeit verhieß und ihnen vorredete, daß eigentlich von Rechts wegen der Hauptanteil an dem Gewinn, der jetzt dem Fabrikanten zufließe, ihnen gebühre, die sie ihn „erarbeitet" hätten, verstand sich; zahlreich tauchten die berufsmäßigen Agitatoren auf, die, während sie den Haß gegen die „Ausbeuter von der Bourgeoisklasse" schürten, ihrerseits die Leichtgläubigkeit der Arbeiter ausbeuteten und sich von deren Pfennigen gute Tage machten. Nach beendigtem Kriege und unter dem Einfluß, den die Aussicht auf langen Frieden, die großen Ergänzungs- und Ersatzlieferungen an Stelle des im Kriege verbrauchten Materials, die Milliarden der französischen Kriegsentschädigung auf die erwerbende Thätigkeit ausübten, überstürzte sich diese erwerbende Thätigkeit, die Löhne stiegen, und selbst leichte und schlechte Arbeit fand ihren Abnehmer. Der momentane Überfluß steigerte

Digitized by Google

die Begehrlichkeit, den Luxus, die frivole Gesinnung bei Hoch und Niedrig. Der Rückschlag ließ nicht auf sich warten — der „große Krach", der rasche Zusammenbruch einer Unzahl schwindelhafter Unternehmungen erfolgte, und an Stelle des Übermuts, der sich vielfach in launischen und trotzigen Arbeitseinstellungen gezeigt hatte, trat jetzt vielfach wirkliche Not, welche der Partei neue Anhänger zuführte, und auch ihr Generalstab ergänzte sich aus den vielen „katilinarischen Existenzen", welche jener Zusammenbruch hinterlassen hatte. Kein Wunder, wenn unter dem Einfluß dieser Entwicklung ein Ausgleich unter den beiden bisher scharf gespaltenen Richtungen erfolgte und auf dem sozialdemokratischen Arbeiterkongreß, der vom 22. bis 27. Mai 1875 in Gotha tagte, die Lassalleaner von den Internationalen überflügelt und gegen Einräumung unwichtiger Zugeständnisse zur Gründung der sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands bestimmt wurden, die offen die Errichtung eines sozialistischen Staates auf den Trümmern der gegenwärtigen Staats- und Gesellschaftsordnung auf ihre Fahne schrieb. Immer zügelloser, immer revolutionärer, aber auch immer erfolgreicher wurde die Agitation, der man von Staats wegen fast völlige Freiheit ließ. Zeigten doch die Reichstagswahlen von 1871 124,655, von 1874 351,952, von 1877 493,288 sozialdemokratische Stimmen, oder, was ganz und gar nicht das Gleiche ist, Stimmen für die sozialdemokratischen Kandidaten.

Auf diesem Wege kam man indes offenbar nicht schnell genug zu der neuen Gesellschaftsordnung: deshalb schien sich ein andres einfacheres Mittel zu empfehlen — der Mord, die Beseitigung der Person der Monarchen, welche überall in den europäischen Staaten außer in Frankreich den Schlußstein der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung bildeten: man spielte zum mindesten in diesen Kreisen mit solchen Gedanken und verherrlichte zunächst die Attentate, welche in Rußland gegen verhaßte Polizeibeamte unternommen worden und zum Teil geglückt waren. Am 11. Mai 1878 nun schoß ein verkommener Klempnergeselle Namens Hödel, ein erst 21jähriger Bube, der sich in diesen Kreisen umgetrieben hatte, auf Kaiser Wilhelm, glücklicherweise ohne ihn zu treffen; schon wenige Wochen später, am 2. Juni, erfolgte ein neues Attentat: von dem Hause Unter den Linden Nr. 18 in Berlin fielen zwei Schüsse auf den deutschen Kaiser, wie er dem Brandenburger Thor zufuhr. Diesmal war es ein Schurke höherer Ordnung, ein Doktor, Nobiling, der den Mordversuch unternahm und sein Opfer in der That erreichte: aus mehreren Wunden blutend, wurde der 82jährige greise Herrscher nach dem Palais zurückgefahren. Die Stimmung in Deutschland über diese beiden Bubenstücke war sehr erregt, namentlich da die sozialdemokratische Partei, welcher die beiden angehört hatten, dem Geschehenen gegenüber eine zweideutige und selbst trotzige Haltung zeigte, und sie ward weder durch die Hinrichtung Hödels, noch durch den im Gefängnis erfolgten Tod des andern der beiden Verbrecher beschwichtigt. Man glaubte dem Umsichgreifen der Sekte auf dem Wege der Gesetzgebung — durch ein Ausnahmegesetz — wehren zu müssen. Dies geschah durch das Sozialisten-

Digitized by Google

gesetz, welches, in seiner ersten Gestalt verworfen, von dem im Juli 1878 neugewählten Reichstag am 19. Oktober angenommen und dann wiederholt 1880, 1884, 1886, zuletzt 1888 auf zwei Jahre verlängert worden ist.

Dasselbe gab den Regierungen scharfe Waffen in die Hand, ermächtigte zur Ausweisung der Agitatoren aus den Orten, wo sie besonders gefährlich erschienen, verbot oder erschwerte sozialistische Vereinigungen und hemmte die Verbreitung ihrer Preßerzeugnisse. Daß damit diese Volkskrankheit nur eben gehemmt, nicht geheilt werden könne, darüber gab sich niemand einer Täuschung hin. Die Centrumspartei ihrerseits machte gegen das Gesetz eine billige Opposition als gegen ein Ausnahmegesetz, wie die Maigesetze es seien, und betonte, daß die katholische Kirche die besten Mittel gegen die Sozialdemokratie besitze, man ihr aber, um sie geltend zu machen, volle Freiheit lassen müsse. Sie pochte darauf, daß auf katholischem Boden die Sozialdemokratie nicht gedeihe, was der klare Augenschein in Frankreich, Belgien, Spanien, katholischen Ländern, widerlegte: gelegentlich, im Jahre 1881 in einer päpstlichen Encyklika, bekam man von dieser Seite auch die alte Thorheit zu hören, daß alles Unheil, auch der Sozialismus und die Kommune, am letzten Ende Folgen der Reformation seien. Durch solche wohlfeile Weisheit ließ sich die Regierung Kaiser Wilhelms nicht beirren. Konnte sie doch schon im folgenden Jahre (1879) darauf hinweisen, daß eben auf Grund dieses Sozialistengesetzes nicht weniger als 244 Vereine geschlossen, 307 nichtperiodische und 184 periodische Druckschriften verboten und damit in hohem Maße die gefährlichen und gemeinschädlichen Verhetzungen verringert seien. Der Rückgang der sozialdemokratischen Stimmen bei den Reichstagswahlen war freilich nur ein vorübergehender; denn während im Jahre 1881 nur 311961 sozialdemokratische Stimmen abgegeben wurden, zählte man deren 1884 schon 549990, 1887 gar 763128.

Es war aber auch gar nicht die Absicht Kaiser Wilhelms, bei blos äußerlichen Unterdrückungsmaßregeln stehen zu bleiben. Daß man die Mittel suchen und finden müsse, um die Übel zu heilen, an denen die arbeitenden Klassen leiden, „daß die Heilung dieser sozialen Schäden nicht ausschließlich im Wege der Repression sozialdemokratischer Ausschreitungen, sondern gleichmäßig auf dem der positiven Förderung des Wohles der Arbeiter zu suchen sein werde," war seine schon vorlängst ausgesprochene Überzeugung. Und wie einst Bismarck bei Beginn der Lösung der großen deutschen Frage den staatsweisen Ausspruch gethan, daß nicht die Masse der unberechtigten Forderungen, sondern der geringe Bruchteil berechtigter Ansprüche, der in ihnen stecke, es sei, was revolutionären Bewegungen Kraft verleihe, so lag auch hier bei der „sozialen Frage" die Heilung oder der Beginn der Heilung, soweit eine solche bei den Menschen wie sie sind möglich ist, darin, das wahre Bedürfnis der Masse der handarbeitenden Klassen und aller derer, welche in ähnlicher Lage sind, herauszufinden und ihm entgegenzukommen. In diesem Sinne richtete Kaiser Wilhelm am 17. November 1881 eine Botschaft an den eben eröffneten Reichstag, in welcher eine Reihe von Vorlagen über Sozialreform angekündigt war. Sie hatten Versicherung bei Unfällen, gleichmäßige Organisation des gewerblichen Krankenkassenwesens und weiterhin staatliche Fürsorge für die durch Alter und Invalidität Erwerbsunfähigen zum Ziele: „wir würden," so hieß es in dieser Botschaft, welche überall auch im Auslande großes Aufsehen machte, „wir würden mit um so größerer Befriedigung auf alle Erfolge, mit denen Gott

Digitized by Google

unsre Regierung gesegnet hat, zurückblicken, wenn es Uns gelänge, dereinst das Bewußtsein mitzunehmen, dem Vaterlande neue und dauernde Bürgschaften seines inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen." Den Gedanken selbst, aus welchem diese Gesetzgebung entsprang, hatte Bismarck als „praktisches Christentum" bezeichnet und das doktrinäre Gerede für und wider den „christlichen Staat" nach seiner Weise mit dem vernünftigen Wort: „ich, der Minister dieses Staats, bin ein Christ und halte mich für verpflichtet, als solcher zu handeln" zurückgeschlagen. Natürlich aber hatten die Vorschläge bei der Zusammensetzung des Reichstags, der systematischen Polemik und Feindschaft gegen die Pläne Bismarcks bei den einen, den Hintergedanken und besonderen Interessen und Intriguen andrer Parteien, bei der Schwierigkeit des Gegenstands und der Fülle der Gesichtspunkte, die möglich und zu berücksichtigen waren, einen schweren Stand. Indes wurde das Unfallversicherungsgesetz im Juni 1884 vom Reichstag angenommen; am 1. Dezember desselben Jahres trat das Krankenkassengesetz ins Leben; Juni 1887 wurde ein Arbeiterschutzgesetz angenommen, und für die nächste Tagung stellte der Minister von Bötticher als Schlußstein dieser viele Millionen umfassenden Gesetzgebung das Gesetz über die Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter in Aussicht.

Als dieser Schlußstein (1889) eingesetzt, das Gesetz mit dem durch die Neuwahlen von 1887 in seiner Zusammensetzung wesentlich verbesserten Reichstag vereinbart wurde, lag der gute und große Fürst, der die Attentate und den wilden und sinnlosen Haß, den die Volksverführer und die Menge irregeleiteten Volks, das ihnen nachlief, vor allem gegen die Throne richteten, mit Maßregeln der Versöhnung erwiderte, bereits in seinem Grabe. Am 22. März 1887 hatte er sein 90. Jahr vollendet und zahllose Beweise der unbegrenzten Liebe und Verehrung empfangen, die jedes deutsche Herz für den königlichen Greis beseelte. Der 3. Juni des Jahres sah dann den Neunzigjährigen zum letztenmal als Hauptperson und Mittelpunkt einer nationalen Festlichkeit, der Grundsteinlegung des Nordostseekanals. Und während nun das schwerste häusliche Leid den Lebensabend des Vielgeprüften verdüsterte, ließ er nicht ab zu sinnen und zu sorgen für die Stärkung der deutschen Wehrkraft, eine Stärkung, die mit Rücksicht auf die fortschreitende Vermehrung der Heere in Frankreich und Rußland unbedingt geboten schien. Freilich bedurfte es erst der eindringlichsten Befürwortung des berufensten Sachverständigen, des alten Moltke, es bedurfte der glänzenden Rede Bismarcks vom 6. Februar — „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts auf der Welt!" — ehe die Mehrheit des Reichstages die Berechtigung und die Notwendigkeit der neuen Militärvorlage anerkannte. Und so erlebte Kaiser Wilhelm noch die Genugthuung, daß am 11. Februar das neue Landwehr- und Landsturmgesetz angenommen wurde, welches durch Wiedereinführung der Landwehr zweiten Aufgebots und Verlängerung der Dienstpflicht (im Landsturm) bis zum vollendeten 45. Lebens-

Digitized by Google

jahre die Kriegsſtärke des Reichsheeres um 700000 Mann vermehrte. Es war ſeine letzte große Freude. Am 9. März 1888 **ſtarb Kaiſer Wilhelm**. Wer möchte dieſem wunderbaren Leben, dem in einem Alter, in dem gewöhnliche Menſchen an den Rückzug in den Ruheſtand denken, die ungeheuerſten Erfolge gelungen ſind, einen würdigen Nachruf widmen können. Er ward betrauert wie einſt Karl der Große: „Niemand aber kann ſagen, wie groß das Klagen und Trauern um ihn war auf der ganzen Erde,“ wie dort der Chroniſt

Kaiſer Wilhelm I. auf dem Totenbette.

Nach der einzigen im Sterbezimmer des Kaiſers am 9. März 1888 gemachten Originalaufnahme der Photographen Reichard & Lindner in Berlin.

meldet. Eine der großartigsten und wohlthätigsten Laufbahnen, die jemals von einem Fürsten zurückgelegt worden sind, war zu Ende. „Ich habe jetzt keine Zeit müde zu sein" war eines der letzten Worte, die er sprach: er hatte sich niemals Zeit dazu genommen. Indem er, ohne Anspruch auf besondere Genialität zu machen, in strenger Arbeit Tag um Tag seine Pflicht that, seinen geraden Verstand brauchte und mit den Mitteln erleuchtete und bereicherte, welche seine hohe Stellung ihm bot — indem er da, wo er aus tiefer Sachkenntnis und gewissenhafter Überlegung eine Überzeugung geschöpft hatte, sie mit unbeugsamer Charakterkraft festhielt, seine Räte mit sicherem Blick wählte, dem größten unter ihnen freien Spielraum gab und sie treu unterstützte — indem er, kraftvoll zugleich und gutmütig, fest ohne Eigensinn, nach schweren Kränkungen und ungeheuren Siegen doch ohne Haß und Rachegedanken nur seinen königlichen Beruf im Auge behielt, errang er das Höchste, was dem Menschen gegönnt ist — in der Fülle der Macht und der Siege ein Gegenstand der Liebe und nicht der Furcht zu sein.

Ein hochbegnadetes, glückliches Leben und das doch, wie mit ihm die ganze Nation, in sehr nachdrücklicher und sehr schmerzlicher Weise daran erinnert wurde, eine wie ernsthafte Sache es um das Menschenleben und um das Leben einer großen Nation und dessen, der an ihrer Spitze steht, ist. Noch zwei Jahre früher hätte man ihn im Sinne jenes Weisen des Altertums als einen allerglücklichsten preisen dürfen: ein Sohn war bestimmt ihm zu folgen, den ritterliche Erscheinung, eine harmonische, heitere, freie, offene Natur zum Liebling der Nation und vor allem derer, die er einst zum Siege geführt hatte, machten; ein Enkel war schon zum Manne herangereift und von heranblühenden Kindern umgeben, die Dynastie auf lange Generationen gesichert. Dieser Sohn aber, der seit Jahren in schöner Weise die Mission erfüllte, den Übergang in die neuen Formen durch seine Persönlichkeit freundlich zu gestalten, ward von einer Krankheit ergriffen, die tödlich wurde, seitdem an einem unglücklichen Tage der Entschluß gefaßt worden war, eine von deutschen Ärzten für notwendig und aussichtsvoll erkannte Operation zu unterlassen und dieses vielteure Leben einem zweideutigen englischen Geldmacher zu vertrauen. Noch im Laufe des Jahres 1887 mußte man sich in den Gedanken finden, daß keine Hoffnung mehr war. So geschah das Tieftraurige: ein todkranker, sprachloser Mann, eilte Friedrich III. über die Alpen in sein Land zurück; 11. März nachts 11¼ Uhr traf er in Charlottenburg ein. Ein Erlaß an den ersten Diener seines Vaters zeichnete die Gesichtspunkte, unter denen er seinen hohen Beruf auffaßte: an dessen bewährter Politik erklärte er festhalten zu wollen, und in der That hatten die niederträchtigen Intriguen zum Sturze des Fürsten Bismarck, welche um den Sterbenden her gesponnen wurden, keinen weiteren Erfolg, als die Entlassung des Ministers des Innern von Puttkamer. Jener Erlaß an den Reichskanzler und Präsidenten des Staatsministeriums, sein Programm zugleich und sein Testament, erörterte besonnen und maßvoll die Grundsätze der Regierung, die verschiedenen Gebiete des Staatslebens berührend: die Verfassungs- und Rechts-

Digitized by Google

ordnungen des Reichs und Preußens, die Erhaltung der Wehrkraft des Landes; er betonte nachdrücklich den seit Jahrhunderten im hohenzollernschen Hause hochgehaltenen Grundsatz religiöser Duldung, sowie die von seinem Vorgänger mit so viel Ernst betonten und bekundeten Bestrebungen, das wirtschaftliche Gedeihen der verschiedenen Gesellschaftsklassen zu heben und deren widerstrebende Interessen zu versöhnen. Mit besonderem Nachdruck verweilte das Schriftstück auf der Pflege des Erziehungswerks an der heranwachsenden Jugend, und sehr zeitgemäß war in demselben Zusammenhang ein ernstes Wort über die Versuchung zu unverhältnismäßigem Aufwande — mit andern Worten also über den kindischen Luxus, in welchem so viele, auch im öffentlichen Dienste, etwas zum Lebensglück Notwendiges zu erblicken sich gewöhnt haben. Mit einem warmen Worte gedachte er auch der Blüte deutscher Kunst und Wissenschaft, die in der That in dem hoch- und freidenkenden Manne einen verständnisvollen Beschützer gefunden haben würde. Aber schon am 15. Juni 1888 hatte die Krankheit ihr Werk vollbracht.

Hier hält unsre Darstellung inne. Daß diese schwere Zeit, der doppelte Regierungswechsel in einem und demselben Jahre, ohne schwere Krisen vorüberging, beweist doch die Gesundheit der Grundlagen, auf welchen der deutsche Bundesstaat ruht: fast sämtliche regierenden Fürsten Deutschlands oder deren Vertreter sammelten sich um den jungen Kaiser Wilhelm II., als dieser am 25. Juni 1888 seinen ersten Reichstag eröffnete. Diese erste Thronrede enthielt, wie bei einer solchen Gelegenheit zu erwarten war, gute und beruhigende Worte nach allen Seiten, betonte mit gutem Geschick das, was in der That Vorzug der Erbmonarchie vor jeder andern Verfassungsform ist, die Stetigkeit der Einrichtungen beim Wechsel der Personen, erklärte den Entschluß des neuen Herrschers, soviel an ihm liege, Frieden mit jedermann zu halten, und erläuterte die Lage des Reichs in seinen auswärtigen Beziehungen, welche die Erhaltung des Friedens leicht machten. Zwei Tage später fand die Beschwörung der Verfassung vor dem Landtag der preußischen Monarchie statt. Das Schlußwort der Thronrede fand hier besonderen Beifall, indem es eine zugleich hohe und natürlich wahre schlichte Auffassung des königlichen Berufs und dieses preußischen Königtums insbesondere bekundete: „In bewegter Zeit habe ich die Pflichten des königlichen Amtes übernommen; aber ich trete an die mir nach Gottes Fügung gestellte Aufgabe heran mit der Zuversicht des Pflichtgefühls, indem ich mir dabei das Wort des Großen Friedrich gegenwärtig halte, daß in Preußen der König des Staates erster Diener ist."

Mit diesem erfreulichen Bilde mag unsre Erzählung schließen. Das 19. Jahrhundert eilt seinem Ende entgegen, lebhafter als sonst erinnert die Jahresziffer 1889 an die bedeutungsvolle 1789 und den Beginn einer neuen Zeit, welche mit diesem Jahre über die europäische Menschheit heraufstieg, und fordert zu ernstem Nachdenken über die Geschicke der Völker seit dem Beginn jener Ära großer Umwälzungen und weiter rückwärts auf. Auf langsamen, schwierigen, oft schmerzlichen Wegen hat es Gott gefallen unser Volk

Digitized by Google

Gott
mit
Uns

Peter **Ludwig IV.** **Luitpolt**
Großherzog von Oldenburg. Großherzog von Heſſen u. bei Rhein. Prinz-Regent von Bayern.
Friedrich Wilhelm **Prinz Albrecht** **Karl I.**
Großherzog von Mecklenburg-Strelitz. Regent von Braunſchweig. König von Württemberg.
Heinrich XXII. **Karl** **Georg**
Fürſt Reuß ä. L. Fürſt von Schwarzburg- Fürſt zu Schwarzburg-Rudolſtadt.
Heinrich XIV. Sondershauſen.
Fürſt Reuß j. L.

Die regierenden Fürſten Deutſchlan

Mit Genehmigung der

In Treuen fest
L. Rudow pinx
1889

ilhelm II.
utſcher Kaiſer.

Albert
König von Sachſen.

Friedrich Franz III.
Großhzg. v. Mecklenburg-Schwerin.

Georg II.
Herzog v. Sachſen-Meiningen.

Friedrich
Großherzog von Baden.

Karl Alexander
Großherzog von Sachſen-Weimar.

Ernſt
Herzog von Sachſen-Altenburg.

Friedrich
Herzog von Anhalt.

Georg
Fürſt zu Waldeck.

Ernſt II.
Herzog v. Sachſen-
Coburg-Gotha.

Woldemar
Fürſt zu Lippe-Detmold.

Adolf
Fürſt zu Schaumburg-Lippe.

im Jahre 1889. Gemalt von L. Rudow.

graphiſchen Geſellſchaft in Berlin.

Digitized by Google

zu führen. Um die Völker der Erde aus den Fesseln eines starr gewordenen Kirchentums zur Freiheit zu führen, schlug es im 16. Jahrhundert seiner nationalen Einheit eine schwere Wunde, an der es im dreißigjährigen Kriege fast verblutete; die kaiserliche Einheit, die monarchische Spitze verlor sich völlig unter der Mannigfaltigkeit und dem Gegeneinander der Einzelterritorien; in den von Westen her andringenden Fluten versank 1806 die Kaiserkrone, und 1812 gehorchte alles deutsche Land einem fremden Despoten. Aber unter allen diesen Katastrophen und Heimsuchungen wuchs die auf die Befreiungsthat der Reformation gegründete Kultur der Nation und erreichte mitten in der politischen und kriegerischen Niederlage in unsrer vaterländischen Dichtung, in der Periode unsrer großen Klassiker, ihren Höhepunkt: und ein deutscher Staat, der brandenburgisch-preußische, erhob sich auf den alten Grundlagen, welche der Protestantismus gelegt hatte, und zog in den deutschen Stämmen, die er in sich vereinigte, ein neues Staatsgefühl groß, indem er ihnen ein Vaterland im politischen Sinne gab. Wir, die noch lebende Generation, haben es erlebt, wie aus diesem und um diesen einen deutschen Staat der deutsche Staat sich emporgerichtet hat und unser Volk aus einem großen Kulturvolk wieder ein politisches Volk, eine Nation, geworden ist. Im Leben einer solchen, in einem Zeitalter höchster Kulturerrungenschaften, wechselt, fast sollte man denken notwendigerweise, hellstes Licht und dunkelster Schatten: neben glänzenden Erfolgen drohen schwere Gefahren, und keine Prophetenkunst hebt den Schleier der Zukunft. Uns muß genügen, daß unser Leben in den Dienst des Vaterlandes, und durch das Vaterland, dem Gott hohe Aufgaben gestellt hat, in den Dienst der Menschheit gestellt ist, und daß, wem so viel gegeben ist, wie unserm Volk in dieser Zeit, von dem auch viel gefordert werden wird und werden kann.

Digitized by Google

Register.

A.

Aachener Friede von 1668, 313; von 1748. 436.
— Kongreß von 1818. 686.
Abbt, Philosoph 506. 515.
Abel, bayrischer Minister 711. 725.
Ablaß, Lehre von dem 26 f.
— Luthers Thesen 27 f.
Ablaßbrief von 1455, Abb. Beilage zu S. 26.
Ablaßhandel 25. Abb. ebend.
Accise, Einführg. durch d. Großen Kurfürsten 288. 307 f.
Adalbert, Prinz v. Preußen 766.
Adel im dreißigjährigen Krieg 276.
Adepten 158.
Adolf v. Schaumburg, Koadjutor, Erzbischof v. Köln 93.
Agrikola, Georg, Naturforscher 156.
— Johann, Hofprediger Joach. II. 101.
Ahausen, Gründung d. „Union" in 165.
Aichili, Profoß 61
Aignan, St., französ. Diplomat 644.
Ainali-Kawak, Friede von 1784 494.
Alamode-Zeit 277.
Alba, Herzog 96. 97.
Albert, Kronprz. v. Sachsen 828. 836. 845 f. — Porträt Abb. S. 888.
Alberus, Erasmus, Fabeldichter 162.
Albrecht, Kurfürst von Mainz 26. 35. 81. 83.
Albrecht IV., Herzog von Bayern-München 12.
Albrecht V., Hzg. von Bayern 119.
Albrecht Achilles v. Brandenburg 283.
— Alcibiades, Markgf. v. Kulmbach 95. 105. 109 f. 127.
— Erzhzg. (Sohn Maximilians II.) 174. 180. 183.
— Prinz v. Preußen, Regent von Braunschweig 881.
— Erzherzog (1866) 808. 810.
— Herzog v. Preußen 65. — Porträt, Abb. S. 65.
— Friedrich, Hzg. v. Preußen 169. 288.
— Göttinger Professor 707.
Alchimie, 158 Abb. ebend.
Aldringer, kaiserl. General 232. 242. 244.
Alexander, päpstl. Legat 47.
Alembert, d', frz. Philosoph 505. 516.
Alemenara, Schlacht bei (1710) 376.
Alessandria, Waffenstillstd. v. (1800) 553.
Alexander, Prinz v. Hessen (1866) 810.
— I., Kaiser v. Rußland 556. 562 f. 568. 571. 581 f. 593 f. 606 f. 645 f. 656 f. 675 f.
— II., Kaiser v. Rußland 870.
Alexei, Zar v. Rußland 291.
Alexius, Luthers Freund 24.
Algier, Zug Karls V. nach 84.
Allersheim, Schlacht bei 257.
Almanza, Schlacht bei (1707) 375.
Alten, Erstürmg. 1658 294. 1864 796.
Altdorf, Gründung d. Universität 158.
Altdorffer, Albrecht, Künstler 154.
Alten, engl. General 666.
Altenburg, Gespräch zwisch. Luther u. Miltitz 30.
Altenstein, preuß. Minister 602. 696.
Altenzaun, Gefecht bei 576.
Altkatholiken 886
Altranstädt, Friede von 374.
Alvensleben, v., preuß. Generäle 828
Alvinczi, österreich. General 544.
Amalie Elisabeth, Landgräfin v. Hessen 251. 254. 255. 262.
Amalie, Herzogin v. Weimar 500.
Amand, St., bei Lignn (1815) 665 f.
Amberg, Schlacht bei 543.
Amiens, Friede von (1802) 560.
— Schlacht bei 851.
Ammann, Jost, Bürgerliche Kinder- u. Wochenstube Anf. d. 16 Jahrhunderts Abb. S. 19.
— (Deutsche) Bürgerfrauen in d. erst. Hälfte d. 16. Jahrhdts. Abb. S. 20.
— Deutsche Jagd Abb. S. 139. — Patrizierpaar (um 1550) Abb. S. 142. — Soldatenabschied Abb. S. 164.
Ancillon, preuß. Minister 703. 706.
Andreä, Theologe 132.
Anhalt, bayr. General 192.
Anna, Gem. Joh. Sigism. v. Brandenburg 169 283.
— Gem. Phil. Ludwig v. Neuburg 169.
— Königin v. England 360. 377.
— Kaiserin von Rußland 405.
— Gemahlin Philipps II. 128.
Antimacchiavell 410.
Anton, Fürst v. Hohenzollern 822. f.
— Erzherzog von Österreich 564.
— Ulrich, Fürst v. Wolfenbüttel 358.
Antwerpen, Einnahme durch Marlborough 378.
Apologie, böhmische 179.
Apraxin, russ. Feldherr 458.
Archenholz, Historiker 515
Arcis sur Aube, Schlacht bei 650.
Arcole, Schlacht bei 544.
Arentsschild, v., hannov. General 805.
Arko, Graf Ferdinand von 362.
„Armer Konrad", Aufstand 53.
Arndt, Ernst Moritz 560. 570. 590. 610. 614. 616. 643. 688. 715. 739. 747. 749.
Arnim, kaiserl. und sächs. General 212. 214. 226. 229. 246. 248.
— preuß. Gesandter in Paris 872.
Arnim-Boitzenburg, Graf, preuß. Minister 722. 732 784.
Arnim(-Suckow), Hrch. von, preuß. Minister 732 f.
Arnim, Achim von, Dichter 591.
Arnold, Müller, Prozeß des 440. 477.
Arnoldi, Bischof v. Trier 717.
Artenay, Gefecht bei 846.
Artois, Karl v. (Karl X.) 590.
Aschaffenburg, Gefecht bei 810.
Aspern, Schlacht bei 597 f.
Atdis, Überfall von (1814) 649.
Aubery, französ. Publizist 314.
Auersperg, Grf., Min. Leop I. 312. 313.
Auerstädt, Schlacht bei 573 f.
Auerswald, R. v., preuß. Minister 732. 744. 772 f.
— Hans v., Abgeordneter 743.
— preuß. Oberst († bei Mars-la-Tour) 834.
„Aufklärung", Zeitalter der 503 f.
„Aufruf an mein Volk", Beilage z. S. 615.
Augsburg — Reichstage 61. 70 f. 101. 110 f. 126. 133.
Augsburger Bündnis (1686) 342.
— Konfession 72.
— Religionsfriede 112.
August, Kurfürst von Sachsen 110. 112. 127. 128. 132. 147. 152.
— II., der Starke 353. 357. 374 383. 401.
— III., Kurf. v. Sachsen, Kg. v. Polen 402 f. 482.
— Wilhelm, Prinz v. Preußen 454.
— von Sachsen, Administrator von Magdeburg 206. 219. 262.
— Prinz v. Württemberg, preuß. General 807. 828. 836.
Aurelles de Paladines, französischer General 849.
Austerlitz, Schlacht von 566.
d'Avaux, Graf, frz. Diplomat 249. 261.
Ayrer, Jakob, Dramendichter 163.

B.

B, Buchstabe aus Holbeins Totentanz 137.
Bacchanten 145.
Bach, Alexander, österr. Minister 766.
Baden (Schweiz) Friede v. 382.
Baden, Fürstentag (1860) 776.
Bahrdt, Pädagog 506.
Baier, Dr. (Augsb. Konf.) 72.
Bajonn, Gefährte Zrinyis 127.
Balan bei Sedan 840.
Balsamo („Graf Cagliostro"), fzösisch. Gauner 509.

Digitized by Google

Banér, schwedischer General 246. 249. 251. 254. 255 f.
Bapaume, Schlacht bei 855.
Bar, Konföderation von 482.
Bar sur Aube, Schlacht bei 849.
Baraguay-d'Hilliers, frz. Gen. 597.
Barclay de Tolly, russ. General 622. 628. 638. 663.
Bardeleben, Mitgl. d. Tugendbundes 589.
Baring, engl. General (1815) 669.
Barnim, Hzg. v. Pommern 81.
Barrikadenkämpfe in Berlin (1848) 731 Abb. ebend.
Bärsch, Mitgl. d. Tugendbundes 582.
Bartenstein, öst. Minister 406. 415. 417.
Bartenstein, Vertrag von 581.
„Bartholomäusnacht" 125.
Bärwalde, Vertrag von 220. 238.
Basedow, J. L., Pädagog 507.
Baseler Friede von 1795 541 f.
Bassermann Abgeordneter 725. 726. 739.
Bathory, Steph., Fürst v. Siebenb. 130.
Batthiany, österr. General 427.
— ungar. Hofkanzler 419.
Batthyany, Graf (1849) 764.
Bauernkrieg, deutscher 52 f. — Bauer, predigender, Abb. S. 48. — Erhebung d. Bauern Abb. S. 54. — Aufständische Bauern, Abb. S. 56. — Ermordung eines Ritters d. Bauern, Abb. S. 57. — Zwei Bauern, Abb. S. 59.
Bauernstand a. Ausg. d. Mittelalters 21 f.
— im 30jähr. Kriege 274 f.
Baur, F. Chr., Theologe 718.
Bautzen, Schlacht bei 622.
Bayard, Ritter v. F. u. T. 62.
Bayle, franz. Philosoph 505.
Baylen, Kapitulation von 592.
Bayrischer Erbfolgekrieg 488 f.
Bazaine, Marschall 828. 832 f. 848
Bazeilles (bei Sedan), Kampf um 840.
Beaugency, Schlacht bei 852.
Beauharnais, s. Eugen.
— Stephanie 567.
Beaulieu, österr. General 544.
Beaumont, Schlacht bei 839.
Beaune la Rolande Schlacht bei 849 f.
Bebel, Heinr., Professs. in Tübing. 7.
— August, Sozialdemokrat, 893, 894
Becker, Oskar, Student (Attentat 1861) 780.
— Nikolaus, Dichter 716.
Beckerath, H. v., Abgeordneter 722. 739.
Beham, Bartel, Landsknecht aus d. Bauernkriege, Abb. S. 59. — Turkischer Krieger, Abb. S. 70. — Ferdinand I., Porträt, Abb. S. 73.
— Hans Sebald, der deutsche „Kleinmeister". Landsknechtszug mit Troß, Abb. S. 10. — Landsknechte nach d. Bauernkriege, Abb. S. 12. — Städtisches Leben um 1550, Abb. S. 14. — Zwei Bauern aus dem Bauernkrieg, Abb. S. 59. — Vornehme Bürgerfrau (1541), Abb. S. 143. — Bauernweib, Abb. S. 146. — Ländliches Gastmahl; die Wetterbauern, Abb. S. 147. — Bäuerliche Braut (um 1540), Abb. S. 148. — Dörfliches Leben (Mitte d. 16 Jahrhdts.), Abb. S. 149 — Dorfkirchweih (von 1530), Abb. S. 150 u. 151.
Behnisch, Erzieh. Friedr. Wilh III. 548.
Belcredi, Grf., österr. Minister 798.
Belfort, Belagerung von 852. 855. 861.
Belgrad, Eroberung von 395. 525. — Friede von (1739) 406.
Belle-Alliance, Schlacht bei 668 f.
Belleisle, franz. General 418. 421. 423.
Bellevue b. Metz 848.
Belling, preuß. Oberst 619.
Belzig, Gefecht bei 627.
Bem, ungar. General (1849) 764.
Benedek, österr. Feldherr 806 f.
Benedetti, französ. Botschafter 802. 820 f.
Bennigsen von, russ. General 579. 580. 633. 638 f.
— Rudolf von, Parlamentarier 774. 815.
Bercsényi v. Sókes, Graf Niklas 361
Beresina, Übergang 610.
Bergen, Kloster 132.
— Schlacht bei (1759) 462.
Bergen op Zoom, Belagerung 195.
Berlichingen, Götz von 56. 60. 141.
Berlin, Einnahme von (1757) 455. — Kurfürstl. Schloß, Abb. S. 302. — Berlin um 1660, Abb. S. 309 — Die Lindenallee um 1661, Abb. S. 310. — Brandenburger Thor um 1784, Abb. S. 474. — Truppeneinzug 1871, Abb., Beilage z. S. 863.
Berliner Friede v. 1742 422 f. v. 1878 874.
— Kongreß v. 1878 872. Abb. S. 873.
— Religionsgespräch (1662) 305.
Bernadotte, frz. Marschall 552. 564. 573 f. Kronprinz v. Schweden 623 624 f. 631. 634. 635. 638. 645.
Bernhard, Herzog v. Weimar 211. 224. 237 f. 246 f. 251 f. — Porträt, Abb. S. 253.
Bernis, Kardinal, französ. Minister 444. 458. 461.
Bernstoff, preuß. Minister (1819) 691. 702.
— Gf., preuß. Minister (1862) 782. 822.
Bertrand, franz. General 626 f. 631. 634 f. 638.
Beseler, Abgeordneter 726. 739. 750.
Bestuschew, russ. Kanzler 426. 446. 458.
Bethlen, Gabor, Fürst v. Siebenbürg. 184. 187. 206. 210. 214. 218. 300.
Bethmann-Hollweg, preuß Min. 772.
Beust, von, sächs. und österr. Minister 774. 780. 794 f. 814. 818. 819. 826. 868.
Beyer, v., preuß. General 804 f. 810.
Beyme, preuß. Kabinettsrat 571. 691.
Biarritz, Zusammenkunft Bismarcks u. Napoleons zu 800.
Bicêtre bei Paris (1870) 845.
Bicocca, Schlacht bei 62.
Biedermann, Abgeordneter 740.
„Bilderstürmer", 48 f.
Binzer, A., Burschenschafter 690.
Bischoffswerder, H. R. v., 517. 523. 527. 528. 530.
Bismarck, Graf Otto v., 722. 734. 766. 773. 784 f. 788 f. 801 f. 840. 844. 860. 863 868 f. — Bismarck vor Sedan, Abb. S. 840. — Porträts, Abb. S. 723. 817. 840. 871.
Blanc, L., franz. Sozialist 892.
Blanckenburg, Demagog 750.
Blind, Karl 743. 802.
Blindheim (bei Höchstädt) 366.
Blücher, G. L. v., preuß. Feldmarschall 539. 571. 574. 576. 592 f. 599. 619 f. 633 f. 644 f. 650 f. 663 f. — Porträts, Abb. S. 619. 673. — Blüchers Rheinübergang b. Kaub, Abb. S. 647. — Brief Blüchers, Beilage zu S. 648.
Blum, Robert 717. 740. 743 f.
Blumenau, Gefecht bei 810.
Bockelsohn, Jan, Wiedertäufer 78.
Böckh, Philolog 594.
Bodelschwingh, preuß. Minister 719. 732.
Bodenstein, Andreas, siehe Karlstadt.
Bodmer, Dichter 511.
Bogislaus XIV., Herzog v. Pommern 212. 219. 251.
Böhm, Hans, v. Niklashausen 53.
Bologna, Krönung Karls V. 69. 70. — Trienter Konzil nach 94.
Bonin, v., preuß. General 742. 782. — preuß. General (1866) 807.
Bonn, Einnahme von (1673) 318. — (v. 1689) 346. — Gründung der Universität 688. 696.
Bonnier, französ. Gesandter 552.
Bonnivet, französ. Admiral 34.
Bora, Katharina v. 66. — Porträt, Abb. S. 91.
Borcke, preuß Gesandter 416.
— v., preuß. Major (1813) 620.
Börne, Ludwig 698.
Borodino, Schlacht bei 609.
Borries, v., hannov. Minister 776.
Borsky, Steph., Fürst v. Siebenb. 135.
Borstell, preuß. General 641.
Bose, preuß. General 828.
Botta d'Adorno, Marchese, österreich. Unterhändler (1740) 415.
Böttticher, v., preuß. Minister 897.
Bouchain, Einnahme von 378.
Boufflers, franz. General 361. 363. 375 f.
Boulanger, franz. Kriegsminister 876.
Boulogne, Lager Napoleons 562.
Bourbaki, französ. General 854. 856 f.
Bourbon (Karl von) Connetable 63. 64.
Bournonville, kaiserl. Feldherr 319 f.
Boyen, von, preuß. General, Kriegsminister 588. 691. 715.
Boyneburg, von, hessisch. Offiz. 366.
Brahe, Tycho de 140. 157.
Brandenburg, Graf, preuß. Ministerpräsident 744. 759 f. Porträt, Abb. S. 759.
— Kurhut u. Scepter, Abb. S. 282.
Brandt, Euseb. von, brandenburg. Diplomat 295.
Brant, Sebastian 6. 53.
Braunau, Kirchenbau in 177.
Bray-Steinburg, Gf., bayr. Minister 817.
Bredow, Todesritt der Brigade Br. bei Mars-la-Tour 834.
Bregenzer Zusammenkunft (1850) 759.
Breisach, Eroberung von 254.
Breitenfeld, Schlachten bei 226. 256. — Satirisches Blatt auf die Schlacht bei Breitenfeld, Abb. S. 227.
Breitinger, Dichter 511.
Brentano, Clemens 591.
Breslau, Huldigung zu 420. 421. — Friede von 1742 422.
Brienne, Schlacht bei 646.
Brissot, französ. Deputierter 532.
Broglie, Herzog v., französ. General 462. 468.
Bromberg, Vertrag von 292.
Bromberger Kanal 487.
Bronzell, Gefecht von 761.
Browne, österr. Feldmarschall 449 451. — Porträt, Abb. S. 451.
Brück, Kanzler 127.

Digitized by Google

Brühl, Graf, sächs. Minister 425. 447 f. — Porträt, Abb. S. 448.
Brünn, Belagerungen v. (1643) 257. (1742) 421.
Brunner, Franz, Kupferstiche des 8. 110.
Brv-Champigny, Ausfall gegen 851.
Bry, de, französ. Gesandter 552.
— Th. de, 150. Kostümblatt, Abb. S. 164.
Buchholz, Graf, Jenenser Burschenschafter 687.
Budower, Wenzel, böhm. Direktor 179.
Budweis, Treffen bei 182.
Bugenhagen, Johann 50. 121.
— das Amt der Schlüssel verwaltend, Abb S. 121.
Bülow (v. Dennewitz), Graf 622. 626 f. 631 f. 633. 639. 643. 644 f. 665. 667 f. 683. — Porträt, Abb. S. 627.
Bundesakte, Wiener 661 f.
„Bundschuh" (Bauernkrieg) 54. 57.
Bunsen, von, preuß. Diplomat 710. 747.
Bunzelwitz, Lager von 468.
Buol-Schauenstein, österr. Minist. 766.
Buquoy, kaiserl. General 181. 182 f. 187.
Bürger, Dichter 512.
Bürgertum im 30jähr. Kriege 275 f.
Burgkmaier, Hans 154. — „Klagspiegel", Abb. daraus S. 161.
Burgsdorf, Konrad v., Kommandant von Küstrin 284.
Burkersdorf, Schlacht bei 470.
Burschenschaft, Allgem. Deutsche 684 f.
Bute, Lord, engl. Minister 469.
Butler, Oberst, Mörder Wallensteins 244 f.
Buttmann, Philolog 594.
Buturlin, russ. General 468.
Butzer, Martin 74. 81. 83. 88.

C (siehe auch K).

Caban, Friede von 77.
Caermathen, engl. Minister 523.
Cagliostro, Graf, siehe Balsamo.
Cajetanus (Thomas de Vio) 29 f.
Calcinato, Treffen bei (1706) 378.
Calvin, Johann 122.
Cambrai, Damenfrieden von 64.
Cambridge, Herzog von 700.
Campe, J. H., Schriftsteller 507. 508.
Campeggi, päpstl. Legat 52.
Camphausen, L., Abgeordneter und Minister 723 734. — Porträt, Abb. S. 734.
Campo Formio, Friede von 545.
Canisius, Peter (Jesuit) 118.
Canitz, preuß. Minister 719.
Canrobert, französ. Marschall 834. 845.
Canstein, Rab. v., Rat d. Gr. Kurf. 288.
Caprara, kaiserl. Feldherr 346.
Caraffa, päpstl. Nuntius 214.
— Statthalter von Ungarn 340.
Carlowitz, Christoph v., Rat Herzogs Moritz von Sachsen 89. 93
Carmer, von, preuß. Minister 477.
Carnot, französ. Staatsmann 537.
Carpi, Schlacht bei 359.
Casale Eroberung von (1694) 346.
Cossano, Schlachten von 370. 552.
Castiglione, Schlacht bei 544.
Castlereagh, Lord, engl. Minister 656. 657. 676.
Catechismus romanus 124.
Catinat, französ. General 346. 359.
Caulaincourt, franz. Diplomat 646. 648. 651.
Celtes, Konrad 4.
Centrumspartei 883 f.
Chaireddin Barbarossa 80.
Chambord, Graf v. (Heinrich V.) 872.
Chamisso, Ad. v. 698.
Champaubert, Gefecht bei 648.
Chanzy, französ. General 851, 854.
Charnacé, franz. Diplomat 218. 229.
Chasteler, österr. General 597.
Chateau Thierry, Gefecht bei 648.
Chatillon, Kongreß von 646 f.
Chaumont, Vertrag von 649.
Chemnitz, M., Theologe 132.
— B. Ph., Geschichtschreiber 256.
— Dichter 726.
— Treffen bei (1639) 254.
Chesterfield, Lord, engl. Staatsm. 428.
Chiari, Schlacht bei 359.
Chieraſco, Friede von (1631) 215.
Chigi, Fabio, päpstl. Legat 261.
Chlum bei Königgrätz 808.
Chodowiecki, D. N. 516. Abb. 404. 405. 410. 415 421. 447. 459. 460. 474. 475. 476. 488. 489. 502 bis 509. 546. 548.
Choiseul, Hrzg. von, frz. Minister 461.
Chotek, Graf, österr. Minister 478.
Chotusitz, Schlacht bei 424.
Christian I., Kurf. v. Sachsen 132. 139.
— Fürst v. Anhalt 136. 165. 182. 184. 187.
— Herzog von Augustenburg 734.
— Ernst von Baireuth 375.
— Herzog v. Braunschweig-Halberstadt 192. 193 f. 198. Spottbild auf Christians Einnahme v. Paderborn, Abb. S. 192. — Porträt, S. 196.
— Herzog von Holstein 79.
— Wilhelm, Administrator v. Magdeburg 202. 206. 219 f.
— IV., König von Dänemark 191. 199 f. 204 f. 208. 211 f 256. — Porträt, Abb. S. 201.
— VIII., König v. Dänemark 725. 733.
— IX., König v. Dänemark 765. 790 f.
Christine, Königin v. Schweden 284. 290.
— Erzherzogin, Statthalterin der Niederlande 524.
Christoph, Graf von Oldenburg 79.
— Herzog von Württemberg 138.
Churchill, Lord, engl. General 366.
„Circumscriptionsbullen" 709.
Cirkiena, ostfries. Fürstenhaus 426.
Clam Gallas, österr. General 806.
Clausewitz, v., preuß. General 588. 609 614.
Clemens VII., Papst 62. 69.
— XI., Papst, 376. 377 393.
— XIV., Papst 480.
— Kurfürst von Köln 59 f.
Clerfait, österr. Feldherr 517. 538. 543.
Clermont, Graf, franz. General 459.
Cobenzl, österr. Diplomat 545.
Cocceji, Samuel von, preuß. Justizminister 440. — Porträt, Abb S. 439.
Codex argenteus (nach Upsala) 260.
— Fridericianus 440.
Cogentius (s. Zwingli) 67.
Cognac, Liga von 63.
Coben, Julius (Attentat v. 1866) 802.
Coler, Magister 152.
Colomb, von, preuß. Rittmeister 633.
Colombey-Nouilly, Schlacht bei 833.
Collatinus, Petrus, Erzieher Max II. 125.
Colloredo, österr. General (1813) 638.
Comenius, Amos, Pädagog 190.
Commune, Pariser 8 .8. 870. 894.
Condé, Prinz von 311.
— Festung, Einnahme von 537.
Contades, französ. General 459. 461.
Contarini, päpstl. Legat 83.
— venet. Gesandter 261.
Conti, Prinz 444.
Corduba, Gonsalvo, span. General 192. 193. 195.
Cornelius, Maler 715.
Cotta, Frau 24.
Coulmiers, Schlacht bei 849.
Cranach, Lukas 154 f. Luthers Bildnis von 1540, S. 23 — Die Arbeiter im Weinberge des Herrn, Abb. S. 32. — Luther als Junker Jörg, Abb. S. 46. — Luthers Bildnis S. 90. — Katharina v Bora, Abb. S. 91. — Kurfürst Moritz v. Sachsen, Abb. S. 106. — Kurf. Joh. Friedr. v. Sachsen, Abb. S. 108. — Flügelbild des Altargemäldes in der Stadtkirche zu Wittenberg, S. 120 u. 121. — Selbstbildnis S 175.
Craonne, Gefecht bei (1814) 649.
Crémer, franz. General (1870) 856.
Crequi, franz. Marschall 327.
Crespy, Friede von 87.
Cukty, Georg, Gedichte Zrinyis 127.
Culloden, Schlacht bei (1746) 434.
Cumberland, Herzog v., engl. Feldherr 450. 454. 457.
— Herzog Ernst August v. 881.
Custine, franz. General 535.
Custozza, Schlacht bei 808.
Czartoryski, Fürst 656.
Czaslau, Vertrag von 166.
— Schlacht bei 422.
Czernitscheff, russ. General 633.
Czernitschew, russ. General 465. 469 f.
Czerski, Priester 717.

D.

Dach, Simon, Dichter 277.
Dahlmann, Fr. Chr., Historiker 700. 707. 736 f. 739. 742. 747. 750.
Daigny bei Sedan 840.
Dalberg, Frhr., Kurfürst v. Mainz 567 569.
Dalwigk, v., hess. Minister 825.
„Damenfrieden" von Cambrai 64.
Dampierre, Duval von 180. 181.
Danckelmann, E. von, preuß. Staatsmann 383. 384.
Daniels, Dr., Prof. in Duisburg 305.
Danzig 404. 480.
Daun, Graf, kaiserl. General (1707) 375. 376.
— Graf, österreich. Feldmarschall 452 f. 458. 461 f. 464 f. 466 f. 470. Porträt. Abb. S. 453.
Davout, frz., Marschall 573. 595 f. 623 626. 628. 671 f.
Deimling, Bürgermst. v. Pforzh. 193.
Delbrück, preuß. Minister 859.
Delegiertenprojekt v. 1863 787.
Dembinski, ungar. General 747. 764.
Demeradt, F. v., österr. Gesandter 415.
Denfert, franz. Oberst (Belfort) 861.
Denis, österr. Dichter 520.
Dennewitz, Schlacht bei 631.
Derfflinger, Feldmarschall 288. 320. 324. — Porträts, Abb. S. 288. 323.
Dermbach, Gefecht bei 810.
Dejaix, französ. General 553.
Dessauer Brücke, Schlacht an der 207.
Dettingen, Schlacht bei 424.

Digitized by Google

Deutscher Orden 65.
Deveroux, Mörder Wallensteins 246.
Devolutionsrecht 311.
Diderot, französ. Philosoph 505.
Diedenhofen, Einnahme von (1870) 852.
Dierike, preuß. General (1759) 464.
Diesterweg, Schulmann 768.
Dietrichstein, Rat Ferdinands I. 119.
Dijon, Kämpfe bei 851. 861.
Dingelstedt, Franz, Dichter 717.
Distelmeyer, Kanzler 283.
Dohna, Graf, preuß. General 460.
— Graf Alexander von (1813) 614.
Döllinger, Hans, Relief d. Künstlers (Karl V. u. Ferdinand) 33.
Döllinger, v., Abgeordneter 740.
— Ignatz 885.
Dömitz, Schlacht bei 249.
Donauwörth, Konflikt um 164 f.
Donchery 840. Kapitulationsverhandlungen, Abb., Beilage zu S. 842.
Dönhoff, Gräfin, Gem. Friedrich Wilhelms II. 548.
Doria in Genua 94.
Dörnberg, hess. Offizier 598. 620.
Dorothea, Gemahlin des Gr. Kurfürsten 309. 342. Portr. Abb. S. 309.
— Gem. Albrechts v. Brandenburg. Porträt, Abb. S. 65.
Dortmund, Vertrag von 139.
Dossenbach, Treffen bei 736.
Douay, Abel, französ. General 830.
Drakenborg, Treffen bei 100.
„Dreikönigsbündnis" 751 f.
Dreißigjähriger Krieg, Truppenwerbung, Abb. S. 181. — Kriegsscenen, Abb. S. 269. 270. 271. 273. 274. 275.
Dresden, Übergabe (1759) 464. Beschießung (1760) 465. Schlacht bei (1813) 629.
Dresdener Konferenzen v. 1850 763.
Dresdener Friede v. 1740 433.
Droste-Vischering, von, Erzbischof von Köln 711.
Droysen, Prof., Abgeordn. 739. 750. 752.
Dubienka, Schlacht bei 533.
Ducrot, frz. General 840. 845. 851. 852.
Duhan de Jandun, Erzieher Friedr. d. Gr. 407. 410.
Duisburg, Gründg. d. Universität 305.
Dumouriez, franz. Feldherr 534 f. 537.
Duncker, Max, Abgeordnet. 739. 750.
Dunin, Erzbischof v. Posen 713. 715.
Düppel, Gefecht (1848) 742.
Düppeler Schanzen, Erobrg. 1849 751.
— — — 1864 794. — Parade der Düppelstürmer, Abb. S. 796.
Dürer, Albrecht 154. Nürnberg zu Beginn d. Reformationszeit, Abb. S. 1. — Fahnenschwenker Anf. d. 16. Jahrhdts. Abb. S. 9. — Adlige Damen zu Pferde, Kostümblatt S. 17. — Bürgerliches Wohnzimmer Anf. des 16 Jahrhdts. Abb. S. 18. — Drei Bauern Anf. d. 16. Jahrhdts. Abb. S. 21. — Karl V. im Jahre 1521, Abb. S. 42. — Selbstbildnis von 1491, S. 155.
Dusentschuer, Wiedertäufer 78.

E.

Eberhard, kurhess. Minister 758.
Ebernburg (Sickingen) 51.
Eck, Dr. Jakob 13. 28 30 f. 40. 41. 42. 48.
Eckernförde, Seegefecht von 751.
Eckmühl, Schlacht bei 597.
Eduard VI., König v. England 114.
Eggenberg, österr. Minister 202. 240.
Eger, Ermordung Wallensteins in 244 f.
Ehrenberger Klause 107.
Eichendorff, Dichter 698.
Eichhorn, preuß. Minister (Zollverein) 693. 718.
— K. F., Jurist 591. 594.
„Eiderdänen" 725. 734 789.
Eimbecker Vertrag (1830) 694.
Eisenburger Friede (1664) 302.
Eisernes Kreuz, Stiftung des 615.
Elba, Napoleons Aufenthalt 651. 658.
Elisabeth, Gem. Joachims I. v. Brandenburg 82.
— Charlotte, Mutter d. Gr. Kurf. 284.
— v. Braunschw.-Bevern, Gemahlin Friedrichs d. Gr. 399. 410.
— v. d. Pfalz, die Winterkönigin 140. 173. 192. — Porträt, Abb. S. 189.
— Charlotte v. d. Pfalz („Liselotte") 344.
— Gem. Friedrich Wilhelms IV. 697.
— Gem. Joh. Fr. v. Sachs.-Weim. 128.
— Königin von England 118. 143.
— Gemahlin Karls IX. von Frankreich 128.
— Kaiserin von Rußland 432. 442. 458. 469.
Elsaßhausen bei Wörth 830.
Ellrich, Zusammenkunft von 208.
Emanuel, portug. Infant 401.
Emigranten 530 f.
Emmerich, hess. Offizier 598.
— Joseph, Kurfürst v. Mainz 501.
Emser Punktationen 497.
am Ende, österreich. General 601.
Enghien, Herzog von 30j. Krieg) 257.
— Herzog v., Ermordung 561.
Ensisheim, Treffen bei 340.
Encyclopädisten, frz. Philosophen 505
Eperies, Blutribunal von 340.
Erasmus von Rotterdam 4 f. — Porträt, Abb. S. 2 u. 3.
Erfurt, Unterwerfung durch Kurfürst Joh. Phil. von Mainz 500. — Zusammenkunft (1808) 593.
Erfurter Parlament 754
Erich I. v. Braunschw.-Kalenberg 45. 81. 83.
— II., Sohn v. Braunschweig 100.
Erlach, Ludwig, Oberst 254. 255.
Erlon, französ. General (1815) 668.
Erman, Prediger in Berlin 576.
Ernst August v. Braunschw.-Lüneb., Kurfürst v. Hannover 345 f.
Ernst August, König v. Hannov. 707 f.
— v. Bayern, Erzbischof v. Köln 133.
— Herzog v. Braunschweig 97.
— Hzg. v. Koburg-Gotha 756. 774. 790. 804.
— Herzog v. Lüneburg 72.
— Erzherzog (1866) 807.
— August, Herzog v. Cumberland 881.
Erthal, Franz Ludw. Fürstbischof v. Würzburg 501.
— Fr. K. J., Kurfürst v. Mainz 501.
Eßling, Schlacht bei 598.
Esterházy, österr. General 445. 466.
Estrées, d', französ. General 454.
Etoges, Gefecht bei 648.
Eugen, Prinz v. Savoyen 335. 346. 347 f. 354. 364 f. 373. 375. 379 f. 395. 402. 405 f. — Porträt, Abb. S. 349. Eugens Übergang über die Alpen, Abb. S. 359.
— Prinz v. Württemberg, russ. General 630. 636. 638.
— — preuß. General 575.
— Vizekönig v. Italien 567. 599. 629.
Eugenie, Kaiserin v. Frankreich 824. 832. 844. 848.
Eulenburg, Gf., preuß. Minister 817.
„Evakuationstraktat" (1743) 423.
Ewald, Göttinger Professor 707.
Eward, engl. Diplomat 527.
Eylert, preuß. Bischof 683.

F.

Fabricius, Sekretär 178 f.
Fahrende Schüler 145.
Faidherbe, frz. General 851. 854. 855.
Failly, de, französ. General 839.
Falk, preuß. Justizminister 887. 889.
Falkenberg, Dietrich von, Verteidiger Magdeburgs 219. 221. 222.
Falkenberg, von, kaiserl. Oberst 234.
Farre, französ. General 851.
Faust, Dr., Volksbuch 160.
Favre, Jules 844 f. 860 f.
Febronius, siehe Hontheim
Februarpatent, österr. v. 1861 786.
Fehrbellin, Schlacht bei 324 f. Schlachtplan, Abb. S. 325. Denkmünze auf die Schlacht bei Fehrbellin, Abb. S. 327.
Felbiger J. J., Pädagog 481.
Fellner, Bürgermstr. v. Frankfurt 810.
Fels, Rat Ferdinand I. 119.
„Fenstersturz" in Prag 177.
Ferdinand I., Deutscher Kaiser 36. 43. 64. 66. 70 74. 77. 81. 96. 101. 102. 107. 110 f 115. 119 f. — Porträt, Abb. S. 73. — Reiterbildnis, Abb. S. 111.
Ferdinand II., Deutscher Kaiser 170. 174 f. 180 f. 183. 249 f. — Reiterbildnis, Abb. S. 184.
— III., Deutscher Kaiser 206. 240. 246. 249 f. 297. — Porträt, Abb. S. 250.
— IV., Sohn Ferdinands III. 289.
— Kaiser v. Österreich 706 f. 757.
— Herzog v. Braunschweig, preuß. General 457 f. 466. 468.
— (Erzherzog) von Tirol, Gemahl der Philipp. Welser 124.
— Erzherzog (Krieg 1805) 564. 596. 599.
— VII., König von Spanien 592.
Feria, Herzog v., span. Feldherr 238.
Fermor, russ. Feldherr 458. 459 f.
Fesch, Kardinal 567.
Fesquières, Marquis, frz. Dipl. 238.
Fichte, Joh. Gottl. 590. 594. 684. 698.
Fiesko, Aufstand des, in Genua 94.
Finkenstein, Graf, preuß. Minister 450. 484.
Fink, preuß. General bei Magen 464.
Firmian, Erzbischof v. Salzburg 400 f.
Fischart, Johann 160. 162 f.
Fischer, Hannibal Staatsrat (1852) 766.
Flacius, Matthias, Theologe 122.
Flemming, Paul, Dichter 277.
Fleurus, Schlacht bei (1622) 195. (1693) 346. (1794) 534.
Fleury, Kardinal, französ. Minister 412. 415. 422. 423.
Fließ, preuß. General 805.
Floing bei Sedan 839.
Florisdorf (1866) 810.
Flottwell, preuß. Minister 772.
Follen, Karl, Burschenschafter 685. 686 f. 688.
Folterwesen 159 f. Abb. S. 163.
Fontainebleau, Friede von (1762) 470.
Forster, Georg 503. 535.
Fortschrittspartei, deutsche 779 f.
Fouché, französ. Minister 1815 670.
Fouqué, preuß. General 465.
— Dichter 591. 616
Fournier, französ. General (1813) 623.

Franck, Sebastian 146.
Francke, August Hermann, Theologe (Hallesche Stiftungen) 385. 505.
Frangepani, Franz, Mkgf. 302. 316.
Frankenhausen, Treffen bei 59.
Frankfurt a/M. Abb. S. 296. 297.
— Deputationstag in 255.
Frankfurter Parlament von 1848 738 ff. Abb. S. 739.
Frankfurter Union von 1744 426.
Frankfurter „Putsch" von 1833 705.
Frankfurter Fürstentag von 1863 788.
— Friede von 1871 863.
Frankfurt a. O., Universität 158. 306.
Frankowich s. Flacius
Fransecky, preuß. General 808. 810. 828.
Franz (Stephan) I. von Lothringen 405. 414. — Deutscher Kaiser 430 f. 442. 445. 481. — Porträt, Abb. S. 486.
— II., Deutscher Kaiser 531 f. Kaiser von Österreich 558. 568. 595 f. 613. 624 f. 678 f. 694. 706. — Porträt, Abb. S 679.
— Joseph, Kaiser von Österreich 744. 759 f. 788 f. 804 f. 808. 816. 818.
— Herzog von Lauenburg bei Lützen (1632) 234.
— Herzog von Lüneburg 72.
— I. von Frankreich 33 f. 44. 62 f. 64 f. 76. 80 f. 83. 85. 86. 95. Gefangennahme, Abb. S. 63.
Freiberg, Schlacht bei 470.
Freiligrath, Ferdinand 717. 884.
Freimaurerorden 508.
Freycinet, französ Staatsmann 850. 854. 856.
Friccius, preuß. Major (1813) 639.
Fridericia, Belagerung (1849) 751. Einnahme (1864) 794.
Friedenthal, preuß. Minister 889.
Friedland, Schlacht bei 581.
Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst 224. 256. 262. 277. 283 f. 340 f. — Als 12jähr. Knabe, Abb. S. 284. — Auf der Fallenjagd, Abb. S. 285. — Porträt aus dem Jahre 1659, Abb. S. 293. — Denkmünze auf die Vermählung mit Dorothea, Abb. S 309. — Vor Stettin, Abb. S. 329. — Schlittenfahrt über das Kurische Haff, Abb. S. 330. — Im späteren Lebensalter, Abb. S. 333. — Kriegsschiffe des Gr. K., Abb. S. 331. 332. — In den letzten Lebensjahren, Abb. S. 341. — Sarkophag des Gr. K., Abb. S. 343. — Brief des Gr. K., Abb. Beilage zu S. 324. — Der Große Kurfürst und seine Offiziere, Abb. Beilage zu S. 330.
— I., König v. Preußen, (III. Kurfürst v. Brandenburg) 342. 344. 352 f. 382 f. — Krönung Friedrichs, Abb. S. 356. — Porträt, Abb S. 357.
— II., der Große, König v. Preußen 399. 402. 404. 407 f. 437 f. 474 f. 497 f. — Friedrich u. Wilhelmine, Abb. S. 408. — Als Knabe, Abb S 409. — Vermählung mit Elisabeth Christiane Abb. S. 410. — Friedrich und seine Offiziere, Abb. S. 415. — Huldigung zu Breslau, Abb. S. 421. — Jugendbildnis, Abb. S. 434. — Friedrich den Bauplan von Sanssouci prüfend, Abb. S. 441. — Porträts, Abb. S 470. 475. — Unterschrift, Abb. S. 475. — Friedrich u. Joseph II. in Mährisch-Neustadt. Abb. S. 486. — Friedrich zu Pferde, Abb. S. 489. — Friedrich stiftet den Fürstenbund, Abb. S. 496. — Auf der Terrasse von Sanssouci, Abb. S. 498. — Friedrichs Tod, Abb. S. 499. — Porträt, Abb. S. 501.
Friedrich Wilhelm I., König v. Preuß. 385 f. 404. — Porträt, Abb. S. 387. — Riesengardist, Abb. S. 390. — Tabakskollegium, Abb. S. 392. — Chodowiecksche Kupfer zur Gesch. Fr. W. I. S. 404. 405.
— Wilhelm II., König v. Preußen 503. 517 f. 522 f. 529. 533. 536 f. 546. — Friedrich Wilhelm und Familie. Abb. S. 546. — Porträt, Abb. S. 519.
— Wilhelm III., König v. Preußen 546 f. 568 f. 602 f. 613 f. 685 f. 695 f. 708 f. 713. — Friedrich Wilhelm und Luise, Abb. S. 547. 549. — Aus Fr. Wh. erster Regierungszeit, Abb. S. 548. — Fr. W. und Luise in Memel, Abb. S. 557. — Friedrich Wilhelm und Alexander I. in Potsdam, Abb. S. 565. — Friedrich Wilhelm im Kreise seiner Familie, Abb. S. 603. — Aufruf „An mein Volk". Beilage zu S. 615. — Porträts, Abb. S. 617. 695. — Tod Friedrich Wilhelms, Abb. S. 712.
— Wilhelm IV., König von Preußen. 691. 714 f. 729 f. 740 f. 750 f. 772. 777. — Friedrich Wilhelm bei Eröffnung des Landtags, Abb. S. 721. — Friedrich Wilhelm gegen Ende seines Lebens, Abb. S. 769. — Jugendbildnis, Abb. S. 714
— Wilhelm, Kronprinz von Preußen (Kaiser Friedrich III.) 773. 806 f. 828 f. 836 f. 845. 899. 900. — Porträt, Abb. S. 830. 879.
— VIII., Herzog von Augustenburg 790 f. 798 f.
— Großherzog v. Baden 859. Portr. Abb. S. 859.
— Wilhelm, Herzog v. Braunschweig-Ols 600. 666. — Porträt, Abb. S. 600.
— Ulrich, Herzog v. Braunschweig u. Wolfenbüttel 192. 198. 200.
— Franz, Fürst v. Dessau 507.
— Herzog v. Gotha-Altenburg 358.
— Wilhelm, Kurf. v. Hessen 699. 756. 758 f.
— Landgraf v. Hessen-Homburg (Fehrbellin) 324.
— III. Herzog v. Liegnitz 139. 331.
— Franz, Großherzog v. Mecklenburg 810. 849 f.
— III., Kurf. v. d. Pfalz 123. 132
— IV., Kurf. v. d. Pfalz 136. 165. 170.
— V., v. d. Pfalz (der Winterkönig) 173. 176. 180 f. 184 f. 191. 195 — Spottbild auf den Winterkönig Abb. S. 190. — Porträt, Abb. S. 188.
— Karl, Prinz v. Preußen 792 f. 796 f. 806 f. 828 f. 836 f. 849 f. — Porträt, Abb. S. 850.
— (der Weise), Kurfürst v. Sachsen 28 f. 34 f. 45. 47. 50 f. 59. — Grabmal, Abb. S. 58 — Porträt, Abb., Beilage zu S. 56.
(Friedrich) August I., Kurfürst v. Sachsen, König v. Polen (August II.) 347. 401.
— August II. (als König v. Polen August III.) 402.
— Friedr. August (III.), I. Kurf. v. Sachsen, später König v. Sachsen (u. Großherzog v. Warschau). 582. 618. 622. 639. 655.
— August II., König v. Sachsen 700.
— Herzog v. Sachsen 191. 198.
— I., Herzog v. Württemb. 158. 193.
— I., König v. Württemberg 680.
— III., König von Dänemark 292.
— VII., König von Dänemark 725. 758 f. 790.
— Heinrich, Prinz v. Oranien 284. 286.
Frischlin, Nikodemus, Dichter 163.
Fröbel, Abgeordneter 743.
Froben, Stallmeister 326. Frobens Fall, Abb. S. 326.
Fröschweiler bei Wörth 830.
Frossard, französ. General 829. 832. 835.
Frundsberg, Georg v. 12. 45. 64. — Portr. Abb S. 11.
Fuchs, General 207. 208.
Fugger, Handelshaus 15. 26.
— Anton, 16. 143.
— Jakob 15. — Portr. Abb. S. 15.
Fulda, Bischofskonferenz (1873) 888.
Funck, Joh., Hofprediger 132.
Fürst, von, preuß. Großkanzler 477.
Fürstenberg, F. E. v., Bischof von Straßburg 334.
Fürstenberg, Wilhelm, Erzbischof v. Köln, 318. 344. Gefangennahme des Prinzen, Abb. S. 319.
Fürstenbund, deutscher, v. 1785 494 f.
Füssener Vertrag 428.

G.

Gablenz, von, österr. General 792. 794. 797. 809 f. 803. 807. 808. 810.
Gadebusch, Gefecht bei 616. 628.
Gaëta, Eroberung (1707) 355.
Gagern, Fr. von, General 736.
— Heinrich, von, Staatsmann, 723. 725. 727. 733. 735. 738. 740. 745. 749. — Porträt Abb. S. 241
Galen, Bernhard von, Fürstbischof v. Münster 303 f. — Porträt, Abb. S. 304.
Gallas, kaiserl. General, 233. 242. 244. 246. 248. 254. 257.
Gallmeyer, Andreas, Prozeß des 160.
Gambetta, Leon 844. 846. 848. 856 f.
Gardie, Graf, Erzieher Gust. Adolfs 217.
Garibaldi 856. 861.
Garve, Philosoph 506.
Gastein, Zusammenkunft (1863) 787.
— Vertrag von (1865) 799.
Gaßner, Vater u. Wunderthäter 507.
Geiler, Johann, von Kaisersberg 2.
Gellert, Dichter 512.
Geldern, Erwerbung durch Preußen 393.
Gentz, Fr. v. 562. 570. 596. 656. 678.
Georg V., Kg. v. Hannover 803 f. 813.
— Fürst von Anhalt 81.
— Friedrich, Markgraf von Baden-Durlach 165. 193. 211. — Portr. Abb. S. 193.
— Markgraf v. Brandenburg 72.
— Friedrich, Markgraf von Jägerndorf 283.

Digitized by Google

Georg Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg 207. 208. 220 f. 256. 283.
— Herzog v. Braunschweig-Lüneburg 198. 233. 246. 254.
— Fürst von Dessau, Statthalter in den Marken (1675) 322.
— Herzog v. Sachsen 30 f. 61. 81. 82.
— (Ludwig, Kurfürst v. Hannover) I., König von England 354. 375. 398.
— II., König von England 399, 417 f. 424. 443. 444. 450. 462. 468.
— III., König von England 481. 570.
— IV., König von England 699.
Gerhardt, Paul 266. 277. 305.
Gerlach, von, Vertrauter Friedr. Wilhelm IV. 767.
Germain, St., Graf, Alchimist 509.
— Vertrag (zwischen Bernhard von Weimar u. Frankreich) 249.
— en Laye, Friede von 331.
Gertruidenburg, Verhdlgen. in 376.
Gervinus, Historiker 707. 724.
Geßler, preuß. Oberst (Hohenfriedberg) 429.
Geßner, Konrad, Zoologe 156.
Geyer, Florian (Bauernkrieg) 56.
Giengen, Lager von (1546) 93.
Girard, franz. General (1813) 627.
Girondisten 532.
Giskra, Abgeordneter 740.
Gislikon, Schlacht bei 730.
Gitschin, Eroberung von 806.
— Grab Wallensteins in 246.
Giulay, österr. General 636. 638.
Givonne bei Sedan 839.
Glapio, Beichtvater Karls V. 44.
Gleim, Dichter 512.
Gluck, Chr. W. 516.
Gneisenau, Graf Neithardt von 580. 588. 609. 628. 644 f. 663. 666 f. 670 f. 691. — Porträt, Abb. S. 629.
Göben, von, preuß. General 805. 810. 827. 855. — Portr., Abb. S. 855.
Golther, von, württemb. Minister 817.
Goltz, General von der 833.
Gonzaga v. Mantua (1631) 215.
Goor, von, holl. General 365.
Goppelt, Abgeordneter 725.
Gordon, Kommandant v. Eger 244.
Görgei, ungar. General 747. 764.
Görres, Joseph 709. 711. 725.
Görtzke, brandenb. General 328.
Gotha, Strafgericht von (1567) 128.
— Überfall von (1757) 455.
„Gothaer" (1849) 751.
Goethe 510. 514. 559. — Porträt, Abb. S. 514.
Gotter, preuß. Gesandter 416.
Gottfrieds Historische Chronica, Abb. S. 63. 97. 135. 166. 169. 172. 178.
Gotthard, Sankt, Schlacht bei 301 f. — Abb. S. 301.
Göttingen, Einnahme von (1626) 208.
Gottsched, Joh. Chr. 510.
Götz, kaiserl. General 254. 256.
Götze, brandenb. General 328.
Götzen, Graf, preuß. Patriot (1807) 580.
Govone, italien. Diplomat 800.
Gramont, Herzog, französ. Minister 820 f.
Grana, Marchese, Verräter Wallensteins 242.
Grant, preuß. Major (bei Kolin) 453.
Granvella, Kanzler Karls V. 83. 89.
Gratien, französ. General 599.
Graudenz, Belagerung von (1807) 580.
Gravel, französ. Diplomat 298.
Gravelotte, Schlacht bei 835 f.
Grawert, preuß. General 611.
Graz, Universität 134.
Gregor XVI., Papst 710.
Greifswald, Eroberung durch den Gr. Kurfürsten 328.
Grémonville, französ. Gesandter 312. 317.
Grevy, franz. Präsident 861.
Grimm, Gebrüder, 591. 707. 715. 739.
Grimmelshausen, Chr. von 277.
Gröben, v. d., preuß. General 760 f.
Grodno, poln. Reichstag 536.
Grolmann, v., preuß. General 588. 630. 648 691.
Großbeeren, Schlacht bei 626 f.
Groß-Görschen, Schlacht bei 621.
Großhoppach, Begegnung Prinz Eugens und Marlboroughs 365.
Groß-Jägerndorf, Schlacht bei 454.
Grouchy, französ. Marschall 667. 670.
Grumbach, Wilhelm v. 127 f. — Porträt, Abb. S. 128.
Grumbachsche Händel 127 f.
Grumbkow, General von 398.
Grünne, österr. General 432.
Grünwald, Matthäus, Schüler Dürers 154.
Gryphius, A., Dichter 277.
Guébriant, frz. Marschall 254. 255. 256.
Guericke, Otto von, Bürgermeister von Magdeburg 305.
Guldenmundt, Hans, Holzschnitt des 70.
Gundling, Freiherr N. H. v. (Hofnarr Friedr. Wilh. I.) 392. Abb. 393.
Gustav Adolf, König von Schweden 191. 199. 206. 207. 208 216 f. 268. — Landung Gustav Adolfs, Abb. S. 219. — Gustav Adolfs Einzug in Augsburg, Abb. S. 250. — Einzug in München, Abb. S. 231. — Gustav Adolfs Tod, Abb. S. 236. — Gustav Adolf auf der Totenbahre und Medaillonbildnis S. 237.
Gustav-Adolf-Verein 718
Gustav III., König von Schweden 525.
Gutzkow, Karl, Dichter 698.
Gyalu, Schlacht bei 300.
Gymnich, v., Kommand. v. Mainz (1792) 535.

H.

Haager Akkord von 1790 527.
— „Große Allianz" 358.
— Konzert v. 1659 294. v. 1710 383.
— Vertrag v. 1626 206. v. 1684 337. v. 1794 588.
Haddik, österreich. General 455.
Hadrian VI., Papst 62
Hagedorn, Fr. v., Dichter 510.
Hagelberg, Gefecht bei 627.
Hagenau, Religionsgespräch in 83.
Hagenscher Antrag 1862 782.
Haimburg, Gefecht bei (1683) 335.
Hainbund, Göttinger 509. 512.
Hakenberg, Dorf bei Fehrbellin 324.
Halbhuber, v., österr. Civilkommiss. 1865 799.
Halle, Universität, Gründung der 385.
Haller, A. v., Dichter 510.
— Rechtslehrer 691.
Hallue, Schlacht an der (1870) 854.
Hambacher Fest 704.
Hamburg, Einnahme durch Davout 623.
Hamburger Bündnis von 1638 251.
Hammelburg, Gefecht bei 810.
Hanau, Schlacht bei (1813) 643.
Handelsverein, Mitteldeutscher 694.
— Thüringischer 770.
Handschuchsheim, Schlacht bei (1795) 543.
Handwerkerstand am Ausgang des Mittelalters 17.
Hannover, Konvention von 430.
Hansa 18.
Hansemann, Abgeordneter 723. 725.
Harcourt, französ. General 423.
Harcourt, d', französ. Gesandter 351.
Hardenberg, Fürst, preuß. Staatskzlr. 562. 564. 568. 581. 584. 586. 602 f. 623. 632. 644 f. 653 f. 657 f. 661. 674. 682 f. 686. 691. — Porträt, Abb. S. 604.
— Friedrich v. (Novalis) 590.
Harrach, Grafen, österreich. Diplomaten 351. 433.
— Gräfin, Gem. Wallensteins 202.
— Gräfin, s. Fürstin v. Liegnitz.
Harris, engl. Gesandter 523.
Hartmann, von, bayr. General 828.
— Moritz, Abgeordneter 743.
Haspinger, Kapuziner 597.
Hasenclever, Sozialdemokrat 893.
Hasselmann, Sozialdemokrat 893.
Hassenpflug, kurhess. Minister 756. 758. 764.
Hastenbeck, Treffen bei 454.
Hatzfeld, kaiserl. General, Sieger bei Blotho (1638) 254.
Haugwitz, Graf, preuß. Minister 561. 565 f. 568. 571. 572. 579.
— Graf, österreich. Minister 478.
Hausen, Gefecht bei 810.
Haydn, F. W. 516.
Haynau, österreich. General 764.
— Gefecht bei (1813) 623.
Hecker, F., Demagog 724. 727. 735 f. 750. — Portr., Abb. S. 724.
Heerwesen im dreißigjähr. Krieg 267 f.
Hegel, G. W. Fr. 698.
Heidelberger Schloßgarten, Abb. S. 138.
Heidelberger Katechismus 123.
Heilbronn, Fürstentag zu 136.
Heilbronner Bund 287 f.
Heilige Allianz 675 f.
Heilsberg, Treffen bei (1807) 581.
Heine, Heinrich 698. 718.
Heinrich, Prinz von Preußen 460. 462. 464 f. 468 f. 470. 486. — Porträt, Abb. S. 463.
— Hzg. v. Braunschw.-Lüneburg 36.
— II., Hzg. v. Braunschw.-Wolfenb. 79. 81. 85. 88. 109.
— XI., Herzog v. Liegnitz 139. 143.
— Herzog v. Sachsen 82.
— VIII., König v. England 43.
— II., König v. Frankreich 105. 110. 140.
— IV., Kg. v. Frankr. 118. 136. 169 f.
Heinse, Stadtpfarr. v. Wittenberg 25.
Held, Dr., Vizekanzler 81.
Helding, Weihbischof 101.
Helena, St., Napoleon nach 671.
Helfenstein, Graf Ludwig, Tod des 57.
Helgoland, Seegefecht bei 797.
Helmstadt, Gefecht bei 810.
Helmstädt, Gründg. d. Universit. 158.
Hengstenberg, Theolog 718. 767.
Hennersdorf, Treffen bei 432.
Henniges v. Treffenfeld, Oberst 326. 328.
Heppenheim, Versammlung zu (1847) 725.
Herberger, Valerius, Liederdichter 161.

Digitized by Google

Herder, J. G. 515. 559.
Hergenhahn, Abgeordneter 745.
Hermes, kathol. Theolog. 709. 711.
Herrenhausen, Vertrag von 398.
Hertzberg, Graf, preuß. Minister 517 f. 522 f. 527 f. — Porträt, Abb. S. 522.
Herwarth v. Bittenfeld, preuß. General 806 f.
Herwegh, Georg 716. 717. 736.
Hexenprozesse 159 f. — Hexenverbrennung, Abb. S. 159.
Heyden, Kommandant v. Kolberg 466.
Heydt v. d., preuß. Minister 772. 782.
Hildburghausen, Prz. v., General 406. 455.
Hiller, preuß. General (1815) 669.
— v. Gärtringen, preuß. General 807.
— Musiker 516.
Hipler, Wendelin, Hohenloheſch. Kanzler (Bauernkrieg) 56.
Hippel, Staatsrat (1813) 615.
Hirschfeld, preuß. General 627.
Hoche, franzöſ. General 538.
Hochkirch, Überfall von 461.
Höchſt, Schlachten bei 194. 543.
Höchſtädt, Schlachten von 363. 366.
Hödel, Attentat v. 1878 895.
Hoë v. Hoënegg, Hofprediger 186.
Hofer, Andreas 596. 601. — Porträt, Abb. S. 596.
Hoffmann, Melchior, Wiedertäufer 78.
— v. Fallersleben 717.
— v. Hoffmannswaldau, Dichter 278.
Hogenberg, Nikolaus, Kupferſtecher, Darſtellung 69.
Hogſtraten, Jakob, Ketzermeiſter 6.
Hohenfriedberg, Schlacht von 429.
Hohenlinden, Schlacht bei 553.
Hohenlohe, Fürſt, preuß. General (1806) 539. 574. 576.
— böhm. Feldherr (1619) 185.
— Ingelfingen, Prinz v., preußiſcher Minister 782.
— rheinbünd. General (1654) 301.
— preußiſcher General (1870) 852.
— Fürſt Chlodwig, bayr. Miniſter 815. 817. Statth. v. Elſaß Lothringen 882.
Hohenzollern, Fürſt v., preußiſcher Miniſter 772.
Holbach, franz. Philoſoph 505.
Holbein, die beiden 154. Medaillonbildnis des Erasmus v. Rotterdam S. 2. Holzſchnittbildnis desſelben S. 3. — Schlußzeichnung zu Erasmus „Lob der Narrheit“ Abb. S. 4. — Georg Frundsberg, Porträt, Abb. 11. — Jacob Fugger, Porträt, Abb. S. 15. — Vornehme Frau (um 1530), Abb. S. 16. — Ablaßhandel, Abb. S. 26. — Buchſtabe B aus dem Totentanzalphabet, Abb. S. 137. — Aſtrolog Abb. S. 140. — Selbſtbildnis S. 156.
Holle, Oberſt (1632) 233.
Hölty, Dichter 512.
Holzapfel, heſſ. General 246.
Homburg, Prinz von Heſſen-H. (bei Leipzig 1813) 638.
Hommer, v., Biſchof v. Trier 711.
Honauer, Goldmacher 158.
Hondſchooten, Treffen bei 537.
Hontheim, v., Weihbiſchof (Febronius) 480.
Horn, preuß. General (1813) 634.
— ſchwed. Feldherr 229. 237 f. 247. 257.
Hoſenteuffel, Abb., Beilage z. S. 152.
Hotrup, Gefecht bei (1848) 742.
Hubertusburg, Friede von 472.
Hufeland, Arzt 550. 594.
Hühnerwaſſer, Gefecht bei 806.
Hülſen, v., preuß. General 453. 466.
Humanismus 2 f.
Humboldt, A. v. 550.
— Wilhelm v. 594. 624. 653 f. 655 f. 661. 683. 690 f. — Porträt, Abb. S. 655.
Hume, engl. Philoſoph 505.
Hundheim, Gefecht bei 810.
Hünfeld, Gefecht bei 810.
Hutten, Hans von 37. Ermordung Abb. S. 37.
— Ulrich v. 4 f. 37. 40. 51. — Schlußſtück einer Huttenſchen Schrift, Abb. S. 5.
Hyndford, Lord, engl. Geſandter 420. 422.

J.

Jacoby, Johann, Abgeordneter 741. 744.
Jagel, Gefecht bei (1864) 793.
Jagow, Matthias von, Biſchof 83.
Jahn, Friedrich Ludwig 590. 685. 688. 690. 715 743.
Jakob I., König v. England 178. 182. 191. 199 f.
— II., König v. England 360.
— III., Stuart, Prätend. 360. 377.
Jakobäa von Baden 140.
Jankau, Schlacht bei (1645) 257.
Jasmund, Seegefecht bei 797.
Jaſſy, Friede von (1792) 627.
Ibell, v., naſſauiſcher Staatsrat 687.
Idſtedt, Schlacht bei 758.
Jellacic, Banus v. Kroatien 743 f.
Jemappes, Schlacht von 535.
Jena, Rat d. Gr. Kurfürſten 288.
Jena, Gründung d. Univerſität 158.
— Schlacht bei 573 f. — Folgen der Schlacht bei Jena, Abb. S. 575.
Jerome, König v. Weſtfalen 582. 598. 653.
Jeſuitenorden, Gründung des 117 f.
Jitſchin, Jicin ſiehe Gitſchin.
Ilbesheim, Vertrag von (1704) 367.
Ilgen, R. v., preuß. Miniſter 396. 412.
Illuminatenorden 508.
Illy bei Sedan 839 f.
Ilow, Wallenſtein. General 242. 244.
„Indemnität“ 1866 813.
Ingolſtadt, Belagerung von (1704) 366.
Innocenz VIII., Papſt 159.
Interim 101 f. — Sportbild, Abb. S. 102.
Interim v. 1849. 752.
Inventarium Suecicae, Abb. daraus S. 207.
Joachim I., Kurfürſt v. Brandenburg 35 f. 47. 141. 283.
— II., Kurfürſt v. Brandenburg 81. 82. 84. 95. 99. 101. 115. 137. 140. 283. 341.
— Fürſt von Anhalt 81.
— Friedrich, Adminiſtrator v. Magdb. 133.
Johann Georg, Kurf. v. Brandenburg 132. 139. 152.
— Sigismund, Kurf. v. Brandenburg 168. 170. 283.
— Philipp, Kurfürſt v. Mainz 296. 297. 300. 311.
— Wilhelm, Kurfürſt v. d. Pfalz 347. 356.
Johann (d. Beſtändige) Kurfürſt von Sachſen 52. 59. 74. 76.
— Friedrich d. Großmütige, Kurfürſt v. Sachſen 39. 76. 88. 92. 95 f. 119. — Porträt, Abb. S. 108. Johann Friedrich v. Sachſen vor Karl V., Abb. S. 97.
— Georg, Kurfürſt v. Sachſen 176. 180. 186 f. 206 f. 214. 219 f. 244 f. 248 f. — Johann Georg vor Bautzen, Abb. S. 186.
— König von Sachſen 788.
— Erzherzog, öſterr. Feldherr 562. 563. 596 f. 599. Reichsverweſer 738 f.
— Georg, Markgraf v. Jägerndorf 181. 191.
— Wilhelm III., Herzog von Jülich-Kleve 140. 168.
— Kaſimir, Herzog von Koburg 208.
— Markgraf v. Küſtrin 82 101. 105.
— Ernſt, Hzg. v. Sachſen-Weimar 210.
— Friedrich, Hzg. v. Sachſen-Weimar. 128 f.
— Kaſimir, König v. Polen 291 f. 311.
— Erzbiſchof v. Lund 82.
— von Goch 1.
— v. Leiden, „König von Zion“ 78 Porträt, Abb. S. 77.
— von Weſel 2.
Johanna die Wahnſinnige, Mutter Karls V. 114.
Jordan, Freund Friedrichs d. Gr. 440.
— W., Abgeordneter 739.
Joſeph I., Deutſcher Kaiſer 360. 367. 368 f. 377. — Joſeph als Kind, Abb. S. 369. — Kaiſer Joſeph gegen d. Ende ſ. Lebens, Abb. S. 378.
— II., Deutſcher Kaiſer 450. 481 f. 492 f. 517 f. — Joſeph II. als Kind, Abb. S. 483. — Joſeph und Erzherzog Leopold, Abb. S. 485. — Porträt, Abb. S. 531.
— Ferdinand, Kurprinz von Bayern 350 f.
— (Bonaparte) Kg. v. Spanien 592.
— Vater (Le Clerk) 215.
Joubert, franzöſ. General 552.
Jourdan, franzöſ. General 538. 543. 552.
Jouy b. Verſailles, Vertrag von (1756) 445.
Iſabella, Königin v. Spanien 819.
— Königin v. Dänemark 52.
Iſel, Berg, Schlachten am 597. 598.
Iſelin, Iſaak, Baſeler Stadtſchreiber 507.
Iſtuánffi, Gefährte Zrinys 127.
Itzſtein, Abgeordneter 700. 725. 726.
Jülich, Belagerung von 169. Abb. ebend.
Jülich'ſche Erbfolge 168 f. 303. 396.
Julirevolution, franzöſiſche 698 f.
Julius II., Papſt 83.
— III., Papſt 104.
Junot, frz. Marſchall 592. 601.
Juſte, San, Kloſter (Karl V.) 115.

K. (ſiehe auch C.)

Kahlenberg bei Wien 836.
Kaiſerproklamation in Verſailles 857 f.
Kaiſerslautern, Schlachten b. 538 f.
Kalaſat, Schlacht bei (1790) 527.
Kalisch, Vertrag von 615.
Kalkreuth, preuß. Feldmarſchall 580. 582.
Kalkſtein, Herren von 295.
Kamecke, v., preuß. General 832. 852.

Digitized by Google

Kamenz, Laser bei (1745) 429.
Kammergericht 134. 281.
Kamptz, von, preuß. Geh. Rat 686.
Kandern, Gefecht (1848) bei 735.
Kant, J., Philosoph 505. 506.
Kantzow, Thomas, Chronist 157.
Kapodistrias, Ratg. Alexanders I. 656.
Kappel, Schlacht bei 74.
— Leibjäger des Baron Warkotsch 469.
Kara Mustafa, Großvezier 335. — Porträt, Abb. S 338.
Karl V., Deutscher Kaiser 33 f. 61 f. 80 f. 103 f. 115. Karl V. und Ferdinand, Abb. S. 30. — Porträt Karl V., Abb. S. 42. — Vorladungsbrief Karls V, Abb. Beilage z. S. 42. — Prozession Karls V. und Klemens' VII. zu Bologna, Abb. S. 69. — Karl V. im 31. Lebensjahre, Abb. S. 71. — Neue Zeitung über Karls Zug nach Algier, Abb. Beilage z. S. 84. — Karl V. über d. Schlachtfeld von Mühlberg reitend, Abb. S. 98. — Schlittenfahrt Karls V., Abb. S. 114. — Karl V. im Alter, Abb. S. 116.
— VI., Deutscher Kaiser 350. 351. 364. 367. 372. 375. 376 f. 379 f. 397 f. 407 f. 412. — Porträt, Abb. S. 381.
— (VII.) Albrecht, Kurfürst v. Bayern, Deutscher Kaiser 414. 419 f. 421 f. 423 f. 428.
— Ludwig, Kurfürst v. d. Pfalz 254. 262.
— Kurfürst v. d. Pfalz, Sohn d. v. 344.
— Philipp, Kurfürst v. d. Pfalz 396 f. 399.
— Theodor, Kurfürst v. d. Pfalz und Bayern 488 f. 495.
— Friedrich, Mkgf. von Baden 500.
— Prinz von Bayern (1866) 810.
— Emil, Kurprinz von Brandenburg 320.
— Wilhelm Ferdinand, Herzog v. Braunschweig, preußisch. General 523. 533 f. 572 f. 576. Porträt, Abb S. 572.
— Herzog von Braunschweig 698.
— Hzg. v. Lothringen, kaiserl. General (30jähr. Kr.) 254. 311. 331. 335. 342.
— Hzg. v. Lothringen (Bruder Franz' I) 422. 424. 427. 429. 430 451. 456.
— Leopold, Hzg. v. Mecklenburg 394.
— Hzg. v. Mecklenburg-Strelitz 684.
— Erzherzog, österr. Feldherr 542 f. 544. 552 f. 563 f. 596 f. — Porträt, Abb. S. 597.
— (Erzherzog) v. Steiermark 124. 134.
— Herzog von Pfalz-Zweibrücken 488 f.
— Herzog von Savoyen 80.
— August, Herzog v. Weimar 497. 500. 678.
— Herzog von Württemberg 500.
— II., König von England 314. 318.
— II., König von Frankreich 126. 150.
— Fürst von Rumänien 800.
— Albert, König von Sardinien 764.
— Emanuel I, Kg. v. Sardinien 424.
— Emanuel, Hzg. v. Savoyen 181. 182.
— X., Gustav, Pfalzgraf, König v. Schweden 260. 290 f.
— XII., König von Schweden 353. 358. 374. 383. 393 f.
— von Nevers 215.
Karl II., König von Spanien 350 f.
— III., König v. Spanien, s. Karl VI, Deutscher Kaiser.
— Infant (Sohn Philipps III.) 174.
— Stuart, Prätendent 434.
Karlowitz, Friede von 348.
Karlsbader Beschlüsse 682.
Karlstadt, Dr. (Bodenstein) 30 f. 48 f.
Karolina, Strafgesetzbuch 160.
Karschin, Anna Luise, Dichterin 512.
„Karsthans," Schriften vom 55.
Kasimir, Markgraf von Baden 60.
Kassel, Einnahme durch Ferd. von Braunschweig (1762) 470.
Katharina, Schwester Karls V. 35. 39. 52.
Katharina II., Kaiserin v. Rußland 450. 470 f. 481. 486 f. 492 f. 530. 532. 536. 551.
Katt, von, preuß. Offizier 598.
Katte, von, Leutnant 409 f.
Katzbach, Schlacht an der 628.
Kaub, Rheinübergang bei 645.
Kaunitz, Fürst, österr. Minister 443 f. 450. 458. 464. 475. 482. 484 f. 517 f. — Porträt, Abb. S. 479.
Kay, Treffen bei 462.
Keller, Student (1818) 687.
Kellermann, französ. Marschall 534.
— franz. General, Sohn d. v. 666
Kepler, Johann 130. 140. 157.
Kerner, Justinus, Dichter 698.
Kesselsdorf, Schlacht bei 432.
Keyserlingk, Freund Friedr. d. Gr. 440.
Khevenhüller, österr. General 421.
Khlesl, Melchior, Minister 172. 174. 178. 180.
Kinkel, Gottfried 750.
Kinsky, Wallenstein. General 238. 245.
Kipper und Wipper 271. Spottblatt, Abb. S. 278.
Kirchbach, v., preuß. General 828. 830.
Kirchenlied, Entstehung des evangelischen 47.
Kissingen, Gefecht bei 810.
Kitzen, Überfall von 623.
„Klagspiegel", Abb. daraus S. 161.
Klapka, ungar. General 747.
Klement, Abenteurer (1720) 394.
Klein-Schnellendorf, Vertrag (1741) 420.
Kleist, Mat d. Gr. Kurfürsten 288.
— preuß. General (7jähr. Kr.) 470.
— v. Nollendorf, Graf, preuß. General 612. 630. 636. 638. 648 649.
— Chr. E. v., Dichter 512.
— Heinrich von 560. 591 593.
Kleist-Retzow, Abgeordneter 755.
Klenau, österr. General (1813) 636.
Kleve, Friede von (1666) 303.
Klinger, Dichter 514.
Klincke, preuß. Pionier bei Düppel (1864) 794.
Klissow, Schlacht bei 358.
Klopstock 440. 511 f. 559. 576. Porträt, Abb. S. 511.
Klostergrab, Kirchenbau in 177.
Kneseback, preuß. General 548. 622. 645. 683.
Knigge, Adolf von (Illuminat) 508
Knipperdolling, Joh., Wiedertäufer 78. — Porträt, Abb. S. 77.
Knobelsdorf, v., Baumeister 441.
Knyphausen, schwed. Oberst in Neu-Brandenburg 220.
Koburg, Prinz Josias von, österr. General 537. 538.
Kolberg, Belagerung von (1760) 466, Einnahme (1768) 468
Kolberg, Belagerung von (1807) 580.
Kolin, Schlacht bei 452 f.
Kollonich, Bischof (Wien 1683) 336.
Köln. Friedenskongreß (1673) 318.
Kolonialverein 876.
Komarony, österr. Offizier 417.
Komenský siehe Comenius.
Kommune in Paris 868. 870. 894.
Königgrätz, Schlacht bei 807 f
Königsberg, Gründung d. Universität 158. — Schloß, Abb. S. 290.
— Vertrag zu (von 1656) 291.
Königshofen, Treffen bei 60.
Königsmark, schwed. General 260.
Königstein, Festung 449.
Königswartha, Gefecht bei 622.
Königswüsterhausen, Vertrag von 401.
Konkordate mit Rom 708 f. 768.
Konkordienformel 132.
„Konrad, der arme" 54.
Kontinentalsperre 576. Abb. S. 577.
Kopernikus, Nikolaus 157.
Körner, Theodor 560. 616. 623. 628.
Korsakow, russ. General 552.
Kosciuszko 533. 536. 539 f.
Kosseritz, württemb. Leutnant. (Frankf. Putsch) 705.
Kossuth, Ludwig 728. 738. 743. 747. 764.
Kotzebue, August von 687.
Kraft, Adam, Bildhauer 153. Selbstbildnis, Abb. S. 153.
Kratz, Ligistenoberst 187.
Kray, österr. General (1800) 553.
Krefeld, Schlacht bei 459.
Kreß, Nikolaus, sächs. Kanzler 132.
Kremmener Paß (Fehrbellin) 322. 324.
Kremsier, Reichstag von 744.
Kroczka, Schlacht bei (1739) 406.
Krosigk, H. F. v., preuß. Major (bei Möckern) 637.
Krüdener, Frau von 675.
Krümpersystem 588 f.
„Kryptocalvinisten" 119.
Kufstein, Eroberung von (1703) 362.
Kulczycki, Kundschafter (Belagerung v. Wien 1683) 336. Porträt Abb. S. 337.
Kulm, Schlacht bei 630.
Kulturkampf in Preußen 886 f.
Kunersdorf, Schlacht bei 463 f.
Kuruczenkrieg 322. 328. 361.
Kusa, rumän. Hospodar 800.
Küstrin, Belagerung durch die Russen (1758) 460. Kapitulation (1806) 576
Kutschuk-Kainardschi, Friede von 488.
Kutusow, russ. Feldherr 618. 620.
Kyritz, Sieg d. Schweden bei 249.

L.

Labiau, Vertrag von 292.
Ladmirault, französ. General 835.
La Fère Champenoise, Treffen b. 650.
La Fère, Kapitulation (1870) 851.
Laforest, französ. Gesandter 564.
La Haye (bei Bigny 1815) 665 f.
Lamb, Markus zum, pfälz. Kirchenrat, Verf. des Thesaurus picturarum 116. Abb. daraus ebd.
Lamberg, Graf, österr. General 743.
Lambruschini, Kardinalsekretär 711.
La Mettrie, französ. Philosoph 506.
Lämmermann, Pater 240.
Lamormain, s. Lämmermann.
Landau a. Q., Eroberungen von 360. 363 368.
Landeck, Lukrezia, Gem. Wallensteins 202.

Digitized by Google

Landrecht, preußisches 477.
Landrecies, Einnahme v. (1794) 538.
Landsfeld, Gräfin von I. Lola Montez.
Landshut I. Schl., Treffen bei 462. 465.
Landsknechte 7 f. Abb. S. 8. 9. 10. 59. 62
Landstuhl, Burg, Eroberung 51.
Landsturm, Stiftung des (1813) 616.
Landwehr, Stiftung der (1813) 616.
Langenau, österr. General (1813) 635.
Langensalza, Schlacht bei 805.
Langeron, russ. General 628. 636 f.
Laon, Schlacht bei 649.
Lapide, Hippolytus a, Publizist 256.
Larisch, Graf, österr. Minister 798.
La Rothière, Schlacht bei 646.
Lascy, österreich. Feldherr 465 f.
Lassalle, Ferdinand, sozialdemokrat. Agitator 893.
Lateinschulen 144.
Latour, österr. Kriegsminister 743.
Laube, Heinrich, Dichter 698.
Laufach, Gefecht bei 810.
Lauffen am Neckar, Treffen bei 76.
Lauriston, französ. General 639.
La Valette, Kardinal 248.
Lavater, Prediger und Dichter 509. 553.
Leboeuf, frz. Marschall 828. 832. 835.
Le Bourget, Kämpfe bei 846. 852.
Lech, Schlacht am (1632) 229.
Lechleitner, Tiroler Volksheld 362.
Le Clerc du Tremblay (Pat. Jos.) 215.
Lecourbe, französ. General 552.
Ledochowski, Bischof 888.
Lefèbvre, frz. Marschall 598. 601. 633.
Legeditsch, österreich. General 765.
Lehmann, Orla, dän. Minister 734.
Lehmann, Mitgl. d. Tugendbundes 589.
Lehwald, preuß. Feldmarschall 454.
Leibniz, Philosoph 385.
Leiningen, Fürst, Reichsminister 739.
Leipzig, Disputation in 30. 31.
— Schlacht bei 635 f. — Scenen aus d. u. nach d. Schlacht, Abb. S. 639. 640. 641. 642.
Leipziger Kriegsscenen, Abb. daraus S. 575. 577.
Leipziger Interim 103.
— Konvent von 1631 221.
Le Mans, Schlachten bei 854 f.
Lenz, Dichter 514.
Leo X., Papst 26. 28. 34. 47. 62.
— XII., Papst 710.
— XIII., Papst 877. 889.
Leoben, Präliminarien von 544.
Leopold I., Deutscher Kaiser 297 f. 331 f. 347 f. 369. — Jugendbild, Abb. S. 298. — Einzug in Nürnberg, Abb. S. 299. — Porträt, Abb. S. 368.
— II., Deutscher Kaiser 503. 526 f. 529 f. — Porträt, Abb. S. 528. — Krönung, Abb. S. 526.
— Großherzog v. Baden 703.
— Fürst v. Dessau 363. 366. 370. 380. 394. 398. 417. 428. 432. 433. — Portr. Abb. S. 371. 431.
— Fürst v. Dessau, Sohn d. v. 417. 427. 429.
— Prinz v. Hohenzollern 820 f.
— Erzherzog v. Österreich, Bischof v. Passau 171.
— Wilhelm, Erzherzog (30jähr. Kr.) 219. 254.
— Erzherzog (Krieg v. 1866) 807.
Leszczinski, Stanislaus, König von Polen 370. 401 f.
Leslie, Mörder Wallensteins 244.
Le Sourd, franz. Geschäftsträger in Berlin 820. 826.
Lessing, G. E. 504. 512 f. — Porträt Abb. S. 513.
Lestocq, preuß. General 579. 581.
Leubelfingen, Page Gustav Ad. 234.
Leuchtmar, Gerhard von, Erzieher des Großen Kurf. 284.
Leuthen, Schlacht bei 457.
L'homme de Courbière, preuß. General, Kommand. von Graudenz 580.
Lichnowski, Fürst, Abgeordn. 740. 743.
Lichtenau, Gräfin von 517.
Lichtenstein, Karl v., Statthalter von Böhmen 191.
Liebenberg, Bürgermstr. v. Wien 336.
Lieber, Thomas, Arzt 156.
Liebertwolkwitz bei Leipzig 635 f.
Liebknecht, Wilh., Sozialdemokrat 893.
Liegnitz, Schlachten bei (1634) 246. (1760) 465.
— kursächsische Truppen aus der Schlacht bei Liegnitz (1634) Abb. S. 247.
— Fürstin von, Gem. Fr. W. III., 697.
Liga, katholische 168.
— von Cognac 63.
Ligny, Schlacht bei 665 f.
Lille, Einnahme von (1708) 375.
Linden, Freiherr v., würtbg. Minister (Wiener Kongreß) 656.
Lindenast, Sebastian, Kupferschmied 153.
Lingen, Erwerbung durch Preußen 383.
Linum, Dorf (bei Fehrbellin) 324.
Linz, Versammlung in 107.
Lippe, v. d., Guido, preuß. Leutn. 635.
Lisaine, Schlacht an der 856.
„Liselotte" (Elisabeth Charlotte) 344.
Lisola, österr. Diplomat 313. 317 f.
Lissa, Friedr. d. Gr. in 457.
List, Friedrich 693.
Liturgie, Streit um die (Preußen) 697.
Lobau, französ. General (1815) 668.
Lobkowitz, böhm. Statth. 167. 175. 178.
— Fürst, Minister Leopolds I. 312 f. 316. 317. 320.
Lobositz, Schlacht bei 449.
Locke, engl. Philosoph 505. 507.
Lodi, Schlacht bei (1796) 544.
Logau, Friedrich von, Dichter 277.
Lohenstein, Kaspar von, Dichter 278.
Löhning, Apothekergehilfe, Attentat v. 1819 687.
Loigny, Gefecht bei 850.
Lombard, preuß. Kabinetsrat 550. 571.
Londoner Konferenz v. 1864 794.
— Protokoll v. 1850 757. v. 1852 765.
— Subsidienvertrag v. 1758 458.
— Vertrag v. 1840 716. 1867 815.
Longwy, Einnahme von 534.
Loos, Kornelius, Priester 160.
Lornsen, Uwe Jens 700 703. 725.
Loucadou, Kommandant v. Kolbg. 580.
Loudon, Gideon, österr. Feldmarschall 458. 462. 464 f. 525. — Porträt, Abb. S. 458.
Louis Ferdinand, Prz. v. Preußen 573. — Auf dem Paradebett Abb. S. 573.
Louvois, frz. Kriegsminister 319. 344.
Löwe-Calbe, Abgeordneter 740. 750.
Löwenwalde, Gf. v. russ. Diplom. 401.
Loyola, Ignatius 117.
Lübeck, Friede von 212.
Lucchesini, preuß. Diplomat 555. 578.
Luckau, Gefecht bei (1813) 632.
Luden, Professor 687.
Lüderitzland 876.
Ludewig, Kanzler, d. Univers. Halle 412.
Ludovika Hollandine, Tochter des Winterkönigs 284.
Ludwig, Markgf. v. Baden 345. 347. 360 f. 364 f. 372. 373. 375.
— Großherzog v. Baden 700.
— I., König v. Bayern 697 f. 700. 701. 705 710. 711. 718. 725. 728.
— II., König v. Bayern 825. 859. 860. 879. Porträt Abb. S. 825.
— Markgraf, Sohn des Gr. Kurf. 342.
— V., Landgraf v. Hessen 193.
— IX., Landgraf v. Hessen 500.
— I., Großherzog v. Hessen 680.
— VI., Kurfürst v. d. Pfalz 47. 132.
— II., König v. Ungarn u. Böhmen. 34. 38. 64. 65.
— XIII., König v. Frankreich 195.
— XIV., König v. Frankreich 300. 303. 311 f. 331 f. 334 f. 344 f. 351 f. 382.
— XV., Kg. v. Frankreich 379. 444. 458.
— XVI., König v. Frankreich 490. 531. 535.
— XVIII., Kg. v. Frankreich 652 f.
Luise, Königin v. Preußen 546. 572. 582. 604. — Porträt, Abb. S. 605.
— Markgräfin v. Ansbach 399.
— Henriette, Gem. d. Gr. Kurfürsten 286. 309 f. — Luise Henriette mit ihren Kindern, Abb. S. 310.
— Juliane, Gem. Friedrichs V. v. d. Pfalz 136.
Luitpold, Prinz(-Regent) v. Bayern 860.
Lüneburg, Gefecht bei 620.
Luneville, Friede von 554.
Lupfen, Gräfin von (Bauernkrieg) 55.
Luther, Martin 22 f. 40 f. Vermählung 66. Tod 90. — Porträt. Abb. S. 90. — Luther als Augustiner, Abb. S. 23. — Luther als Junker Jörg, Abb. S. 46. Luthers Brief an Katharina. Abb., Beilage zu S. 88. — Porträt nach Cranach, Abb., Beilage zu S. 90. — Luthers Predigt, Abb. S. 90. — Luthers Wohnstube Abb. S 91.
Luthers Eltern 23.
Lutter am Barenberge, Schlacht 208.
Lüttich, Einnahme durch Marlborough 361. — Streit mit dem Bischof v. L. 412. — Meuterei in 665.
Lützen, Schlacht bei 233 f. — Ansicht von Lützen, Abb S. 234.
Lützowsches Freicorps 616. 623. 628.
Luz, Mainzer „Patriot" 535.
Luxemburg, Marschall von 318. 346.
Luxemburger Bündnis (1682) 335.
— Frage 815.
Luxusgesetze 152.

M.

M. verzierter Anfangsbuchstabe (16. Jahrhdt.) I.
Maaßen, K. G., preuß. Generalsteuerdirektor (Zollverein) 693.
Macdonald, französ. Marschall 552. 611. 628. 639. 663.
Maciejowice, Schlacht bei 540.
Mack, österr. General 563 f.
Mac Mahon, Marschall 828. 830 f. 836 f. 872.
Madrid, Friede von 63.
Madruzzi, päpstl. Legat 133.
Magdeburg, Belagerung durch Moritz 104 f. — Einnahme durch Tilly 231 f. Abb. Beil. z. S. 222. — Kapitulation 1806 576.

Digitized by Google

Magenta, Schlacht bei 773.
Magnano, Schlacht bei 552.
Mährisch-Neustadt, Zusammenkunft Kaiser Josephs u. Friedr. des Gr. 486. Abb. ebend.
„Majestätsbrief" 167. 175. 177.
„Maigesetze" 887. 890.
Mailand, Friede von (1849) 764.
Maillebois, französ. General 420. 423.
„Mainarmee" 810.
Mainz 535. — Kurfürstentag 168.
Mainzer Centralkommission 689 f.
Malmaison, Ausfall aus Paris gegen 846.
Malmesbury, engl. Gesandter 503.
Malmö, Waffenstillstand von 742 f. 751.
Malo-Jaroslavetz, Schlacht bei 609.
Malplaquet, Schlacht bei 376.
Mancini, Olympia, Mutter d. Prinzen Eugen 347.
Mansfeld, Grafen Albrecht u. Gerhard 90.
— Ernst von 181 f. 187. 191 f. 193. 194 f. 204. 206. 210. — Porträt, Abb. S. 208.
— Gräfin Agnes von 133.
Manstein, preuß. General (7j. Kr.) 453.
— preuß. General 828.
Manteuffel, E. v., preuß. General 779. 803. 810. 828. 848 f. 854 f. 856. 861. 882. — Porträt, Abb. S. 853.
— O. v., preuß. Minister 760 f. 770 f. — Porträt, Abb. S. 762.
Mantua, Einnahme von (1797) 544.
Mantuanischer Krieg (1630) 215.
Maradas, kaiserl. General 242.
Marburg, Gründ. d. Univers. 68. 158.
Marburger Religionsgespräch 68.
Marengo, Schlacht bei 553.
Margarete, Statthalterin d. Niederlande 36. 64.
Margarita Theresia, Gem. Leop. I. 351.
Marheineke, Theolog 594.
Maria Theresia, Kaiserin 397 f. 4 5. 413 f. 423 f. 433 f. 442 f. 478 f. 484. 486. 491 f. 493. — Porträts, Abb. S. 435. 493.
— Amalie, Gem. Karls VII. 414.
— Anna, Gem. Maximilians I. von Bayern 249.
— Antoinette, Gem. Ludwigs XVI. 490. 529.
— Antonia, Gem. Max Emanuels v. Bayern 351.
— Eleonore, Gem. Albrecht Friedrichs v. Preußen 168 f. 283.
— Ludovika, Gemahlin Kaiser Franz' II. 599.
— Luise, Gem. Napoleons 601.
— Theresia, Gemahlin Ludwigs XIV. 311. 350.
— die Katholische v. England 114.
Marienburg, Vertrag von (1656) 291.
Markkleeberg bei Leipzig 635.
Marlborough, engl. Feldherr 360 f. 864 f. 372 f. 374. 375 f. 378. — Porträt, Abb. S. 377.
Marmont, frz. Marschall 636 f. 639. 650.
Marsaglia, Schlacht bei (1693) 346.
Mars-la-Tour, Schlacht bei 834.
Marschall, Kommandant v. Olmütz 459.
Marsin, Grf., frz. General 369. 373.
Martinitz, böhm. Statthalter 167. 175. 178 f.
Marx, Karl, Sozialist 893.
Märzpatent, österr. v. 1860 786.
Massena, französ. Marschall 552. 553.
Mastalier, österr. Dichter 520.
Maßmann, Student (Wartburgf.) 685.
Materialisten, Franz. Philosophen 505.
Mathy, bad. Minister 725. 739. 810.
Matrikel von 1521 43.
Matthias, Deutscher Kaiser 166 f. 171 f. — Übertragung der Krone Ungarns an Matthias, Abb. S. 166. — Krönung Matthias' zu Frankfurt, Abb. S. 172. — Porträt, Abb. S. 173.
Matthys, Jan, Wiedertäufer 78.
Maubeuge, Belagerung von 538.
Maupertuis, Gelehrter 411.
Max Emanuel, Kurfürst v. Bayern 351. 356. 360 f. 372.
Max Joseph, Kurfürst v. Bayern 428. 488. 501.
— Joseph I., König v. Bayern 563. 567. 697.
Mayen, Kapitulation von 464.
Maximilian I, Deutscher Kaiser 28 f. 33.
— II., Deutscher Kaiser 103. 124. 125 f. — Krönungsfeierlichkeiten, Abb. S. 124. 125. — Maximilian im Krönungsornat, Abb. S. 126. — Audienz bei Maximilian, Abb. S. 129.
— I., Herzog u. Kurfürst v. Bayern 136. 164. 168. 174 f. 180. 183 f. 195 f. 202. 213. 215. 229 f. 249. 255 f. 260. 262. — Porträt, Abb. S. 197.
— II., König v. Bayern 748.
— Erzherzog (Sohn Maximilians II.) 170. 174. 175. 180.
— Erzhzg., Erzbischof v. Köln 493.
— Kaiser von Mexiko 816.
Mayr, Oberst (1757) 451.
Mazarin, Kardinal 262. 294 296. 311.
Mehemet Ali, Vicekönig von Ägypten 716.
Meindl, bayr. Volksführer (1704) 367.
Melac, frz. General 344. — Porträt, Abb. S. 345.
Melanchthon, Philipp 31 f. 72. 83. 88. 103. 120. — Porträt, Abb. S. 124. — Melanchthon taufend, Abb. S. 120.
Melas, österr. General 553.
Memling, Hans, Künstler 153.
Mendelssohn, Moses, Philosoph 506.
Mendelssohn-Bartholdy, Felix 715.
Mendoza, spanischer Feldherr 134.
Menehould, St. bei Valmy 534.
Mengs, A. Raphael, Maler 516.
Mensdorff-Pouilly, Graf, österr. Minister 798 f.
Menzel, Kanzlist von Friedr. bestochen 446.
Mercy, Ligistengeneral 256. 257.
Mergentheim, Schlacht bei 257.
Merveldt, östr. General 545. 636. 638.
Mesmer, Naturforscher 509.
Messenhauser, Kommandant d. Wiener Nationalgarde 744.
Meszaros, ungar. General 764.
Metternich, Fürst, österr. Minister 600. 614. 624. 632 f. 644. 653 f. 656. 657 f. 661. 674. 678 f. 688 f. 728 f. — Porträt, Abb. S. 681.
Metz, Belagerung d. Karl V. 109. — Einnahme von (1870) 848. — Übergabe von Metz, Abb., Beilage z. S. 848.
Mevissen, Abgeordneter 725.
Meza, de, dänischer General 292 f.
Mezières, Kapitulation (1870) 852.
Mieroslawski, polnischer Demagog 732. 736. 750.
Millesimo, Schlacht bei 543.
Militz, Karl v., päpstl. Nuntius 30. 41.
Minden, Einnahme von (1626) 208.
— Schlacht bei 462.
Mirabeau, Graf (bei Friedr. d. Gr.) 500.
Missunde, Treffen bei 793.
Mitchell, engl. Diplomat 446.
Mittermaier, Abgeordneter 735. 740.
Möckern, Gefecht von 620.
Möckern (Leipzig), Schlacht bei 636 f. — Ansicht von Möckern, Abb. S. 637.
Mohacz, Schlacht von 65.
Mohl, R. v., Abgeordneter 740.
Möllendorf, preuß. Feldmarschall 539.
Mollwitz, Schlacht bei 418.
Moltke, Graf, dän. Minister 742.
— Helmuth, Feldmarschall 792. 805. 806 f. 824. 828 f. 863. 868. 876. 897. — Moltke in Versailles, Abb. S. 847. — Porträt, Abb. S. 875.
Moncelle bei Sedan 840.
Mondovi, Schlacht bei 543.
Monrad, Bischof, dän. Minister 734. 797.
Mons, Einnahme von (1709) 376.
Mont Avron, Beschießung des (1870) 854.
Montecuculi, Graf, kaiserl. Feldherr 301. 316. 318. — Porträt, Abb. S. 300. Montecuculi und Prinz von Oranien, Abb. S. 318.
Montenotte, Schlacht bei 543.
Montereau, Gefecht von 648
Montez, Lola 725.
Montgelas, bayr. Minister 555. 602. 644.
Montmirail, Gefecht bei 648.
Mont Valerien, Schlacht am (1871) 857.
Morand, französ. General 620.
Moreau, französ. General 537. 543. 552 f. 629.
Moritz, Herzog u. Kurfürst v. Sachs. 89 f. 93. 95. 97 f 101. 105 f. 110. — Porträt, Abb. S. 106.
— Prinz v. Dessau, pr. General 453.
— Landgraf v. Hessen 140. 193. 194.
— Prinz v Oranien 192.
Mörner, Oberst von (bei Fehrbellin †) 326.
— G. v., Erzieher Gustav Adolfs 217.
Mörs, Erwerbung durch Preußen 383.
Mortier, frz. Marschall 561. 630. 650.
Moscheroich, H. M., Dichter 277.
Moser, Fr. K. von, Publizist 506.
Möser, Justus von 506 f. 515.
Moskau, Brand von (1812) 609.
Motz, preuß. Finanzminister (Zollverein) 694.
Moys (bei Görlitz) Treffen bei 454.
Mühlberg, Schlacht bei 96.
Mühlhausen, Fürstentag von 186.
Mülbe, v. d., preuß. General 792.
Müller, Hans, von Bulgenbach, aufrühr. Bauer (1524) 55.
— von, Johannes 515 550. 576.
— Otfried, Philologe 707.
— Heinrich, schwäb. Schriftsteller 146.
Müllrosen (Friedrich-Wilhelms-)Kanal 306.
München, Einnahme d. Gustav Adolf 231. — Abb. ebend.
Münchengrätz, Zusammenkunft 1833 706.
— Gefecht bei 806.
Münchener Vertrag v. 1619 185.
Mundt, Theodor, Schriftsteller 698.
Münster, Sebastian, Schriftsteller 146. 156.

Digitized by Google

Münster, Graf, hann. Minister 561. 656. 699. 709.
— Wiedertäufer in 77 f.
— u. Osnabrück, Westf. Friede 257 f.
Münzer, Thomas 59 f.
Münzwesen im 30jähr. Kriege 271 f.
Murat, Joachim, König v. Neapel 567. 576. 629. 635 f. 663.
Murner, Thomas 6. 48.
Murray, Graf, österr. General in Belgien (1787) 524.
Mustafa II., Sultan 847.

N.

Nachod, Gefecht bei 806.
Nádasdy, Franz, ungar. Magnat 313 — österr. General 454.
Nantes, Edikt von, Aufhebung des 337.
Napoleon I. 543 f. 550. 553 f. 609 f. 662 f. 671. — Napoleon am Sarge Friedrichs d. Großen, Abb. S. 578. — Napoleon, Alexander I. und Friedrich Wilhelm III., Abb. S. 583. — Einzug in Düsseldorf, Abb. S. 608. — Rückzug d. Franzosen aus Rußland, Abb. S. 610.
— III. 773. 776. 800 f. 808 f. 833. 839. 843. 862. — Brief Napoleons an Wilhelm I., Abb. S. 842.
Narwa, Schlacht bei 358.
Naseblowitz, Zusammenkunft Napoleons und Franz I. (1805) 566.
Nassau, Graf Joh. Ludwig zu, kaiserl. Unterhändler bei d. westf. Frieden 261.
Nationalliberale Partei, Gründung der 813.
Nationalverein (1859) 774.
Nationalversammlung in Frankfurt 738 f., in Berlin 741 f.
Natzmer, v., preuß. Major 612.
Naumburg Fürstentag 119.
Neander, Michael, Pädagoge 144.
— Bischof 733.
Neapel, Einnahme von (1707) 375.
Nebenius, bad. Geheimrat 693.
Neckarsulm, Treffen bei 60.
Neerwinden, Schlachten bei 346. 537.
Neipperg, Graf, österr. General 406. 417 f. 420 f.
Neiße, Zusammenkunft Kaiser Josephs und Friedrichs d. Großen 484.
Nelli, Hofnarr Kaiser Matthias 172.
Nesselrode, Gf., russischer Kanzler 656. 760.
Netolitz, Treffen 183. — Schlacht 202.
Nettelbeck, Joachim 466. 580.
Neubreisach, Einnahme von (1870) 852.
Neuenburg a./Rh., Tod Bernhards von Weimar in 255.
Neuenburg (Schweiz), Abfall von Preußen 729. 771.
Neuhäusel Eroberung von 301.
Neumann, Wallenst. Rittmeister 245 f.
Ney, französ. Marschall 620. 622. 631. 639. 665 f. 669.
Nicolai, Liederdichter 161.
— Buchhändler in Berlin 504. 506.
Niebuhr, Historiker 594.
Niederlande, Abfall der 118.
Nigra, italien. Gesandter (1866) 801.
Nikolaus, Kaiser von Rußland 703. 757. 759 f.
Nikolsburg, Präliminarien von 810.
Nimwegen, Friede von 328 f.
Nivernois, Herzog von, französischer Gesandter 444 f.
Noailles, französ. Marschall 424.
Nobiling Dr., Attentat v. 1878 895.
Noisseville, Schlacht bei 843 f.
Noisy le Grand-Villiers, Ausfall 851.
Nollendorf, Kampf bei 680.
Norddeutscher Bund 813 f.
Nördlinger Vertrag (1702) 356.
Normann, württemb. General 623. 649.
Nostitz, Graf, Blüchers Adjutant 666.
Nouart, Gefecht bei (1870) 839.
Novalis (Hardenberg) 590.
Novara, Schlachten bei 764.
Novi, Schlacht bei (1799) 552.
Nugent, österr. General 492.
Nürnberg. — Ansicht, Abb. S. 1. — Armbrustschießen in Nürnberg, Abb. S. 263. — Friedensmahl, Abb. S. 264. 265. — Denkmünze auf die Friedensfeier, Abb. S. 266.
— Kämpfe zwischen Gustav Adolf und Wallenstein 232.
— Reichstage (1524) 52. (1543) 85.
Nürnberger Bündnis (1538) 81.
— Friedensexekutionsrezeß 262.
Nyborg, Schlacht bei 294
Nymphenburger Vertrag 418. 419.
Nystadt, Friede von 394.

O.

Oberkirchenrat, Gründung d. 768.
Ochsenbein, schweiz. Freischarenf. 729.
Ofen, Erstürmung v. 1686 340.
Offenburg, Versammlung zu (1847) 724.
Olen, Professor 685.
Oktoberdiplom, österr. v. (1860) 786.
Olevianus, Theolog 123.
Oliva, Friede von 294.
Ollivier, frz. Minister 819. 824. 832.
Olmütz, Einnahme 1642 256. 1742 421. — Belagerung (1758) 459.
Olmütz, Vertrag von 1850 763.
Olper, Gefecht bei 601.
Oliuwieff, russischer General 648.
Onate, span. Gesandter 240.
Oos, Zusammenkunft Frz. Josephs u. König Wilhelms 816.
Opitz, Martin, Dichter 214. 277. 278.
Orleans, Philipp, Hzg. v., bei Turin 378.
— Einnahme von (1870) 846. 850.
Ormond, Hrzg. v., engl. General 380.
Orsini, Fürstin 864.
Osnabrück (westf. Friede) 257 f.
Ostermann, russischer General 630.
Ostfriesland, Erwerbung von 426.
Ottheinrich, Pfalzgraf 120.
Öttlinger, J. J., bayr. Geistlicher 868.
Otto, König v. Griechenland 697.
— Ludwig, Rheingraf 247.
Ottowalsky v. Streitberg, Verräter in Prag (1648) 260.
Oudenarde, Schlacht bei 375.
Oudinot, französischer Marschall 595. 622. 625 f. 631. 648. 663.
Oversee, Gefecht bei (1864) 793.
Overselt, Gefecht bei 793
Oxenstierna, schwedischer Kanzler 233. 237. 238 f. 244. 260.
— Johann, Sohn d. v. 261.
Oxford, Lord, engl. Minister 378.

P.

Pachhelbl, Bürgermstr. v. Eger 244.
Pactbod, französ. General 650.
Palacky, tschech. Führer 738.
„Palatina", Heidelb. Bibliothek 195.
Palffy, Gf., ungar. Palatin 382. 419.
Palikao, Gf., französ. Minister 832. 844.
Palm, Buchhändler 570.
Panin, russ. Minister 492.
Pappenheim, General 213. 221. 222. 233. 234. — Porträt, Abb. S. 235.
Paprutowitsch, Gefährte Zrinyis 127.
Paracelsus, Theophrastus 156.
Paris, Einnahme 1814 650. 1815 672.
— Kapitulation 1871 860.
— Friede v. 1763 470.
— Friede, Erster 1814 652 f.
— Friede, Zweiter 1815 674 675 f.
— Kongreß v. 1856 771.
— Vertrag v. 1806 568. v. 1808 593
Paskiewitsch, russ. General 764.
Passarowitz, Friede von 382. 395.
Passau, Vertrag v. 1552 108. — v. 1647 260.
Patow, v., preuß. Minister 772.
Paul I., Kaiser v. Rußland 551 f. 553.
— III., Papst 81.
— IV., Papst (Caraffa) 114. 115.
— V., Papst 180.
Pauli, Historiker (1760) 515.
Paulskirche, Frankfurter Nationalversammlung in der 738 f., Abb. ebend.
Paulucci, russ. Diplomat 611.
Pavia, Schlacht von 63.
Percen, Graf, österr. Staatsmann 481.
Peronne, Einnahme 80. 855.
Pescara, Feldherr Karls V. 63.
Pestalozzi, J. H., Pädagog 508.
Pestel, preuß Oberst 829.
Peter d. Große, Zar v. Rußland 353. 393 f. 397.
— III., Kaiser v. Rußland 446. 450. 469 f.
Peterwardein, Schlacht bei 395.
Petri, elsäss. Abgeordneter 882.
Peucer, Kaspar, Schwiegersohn Melanchthons 132.
Peucker, v., Reichskriegsminister 739. 750.
Pfaffenhofener Linien, Erstürmg. 372.
Pfalzburg, Einnahme v. (1870) 852.
Pfefferkorn, getaufter Jude 6
„Pfeiferhänsle" 53
Pfizer, Paul, Schriftsteller 703.
Pflug, Julius, Theolog 101.
Pfordten, v. d., bayr. Minister 787.
Pfuel, v., General. preuß. Minister 730. 744.
Philantropin (Basedow) 507.
Philipp Ludwig, Pfalzgraf v. Neuburg 169.
— Landgraf v Hessen 59. 61. 68. 72. 76. 84. 85. 88. 92. 99 f. 109. — Standbild Philipps v. Hessen, Abb. S. 89.
— Herzog v. Pommern 81.
— II., König v. Spanien 103. 104. 114. 118.
— III., König v. Spanien 171. 174. 185.
— IV., König v. Spanien 311.
— V. (v. Anjou), König v. Spanien 352. 364. 376 f. 379 f.
„Philippisten" 119.
Pichegru, französ. General 538. 543.
Piccolomini, Octavio 234. 242. 244. 263. — Porträt Piccolominis, Abb. S. 241. 264.
Pietismus 385. 505.
Pitton, engl. General 666. 669.
Pillersdorf, österreich. Minister 737 f.
Pillnitz, Zusammenkunft in (1791) 530.
„Pilsener Schlüsse" 242 f. — Abbildung, Beilage zu S. 242
Piper, Graf (Günstling Karls XII.) 374.
Pirch, preuß. General (1815) 665.

Digitized by Google

Pirch II, preuß. General (1815) 671.
Pirkheimer, Wilibald 42.
Pirmasens, Treffen bei 537.
Pirna, Kapitulation von 449.
Pitt, William (Lord Chatham) 457. 462. 469.
— — d. Jüngere 551. 562.
Pius VI., Papst 520.
— VII., Papst 709. 710.
— IX., Papst 884 f. 889.
Platter, Thomas 144.
Plessen, v., mecklenb. Gesandter 688.
Plotho, v., preuß. Legationsrat 400.
— preuß. Gesandter 473.
Podewils, Gf., preuß. Minister 412. 416. 422. 428. 430.
Podol, Gefecht bei 806.
Poischwitz, Waffenruhe von 623.
Polen, Erste Teilung 487.
— Zweite Teilung 536 f.
— Dritte Teilung 540.
Polnischer Aufstand v. 1863 789.
— Erbfolgekrieg 401 f.
Pompadour, Marquise v. 444 f.
Pomponne, französ. Gesandter 332.
Poniatowski, Stanislaus, König v. Polen 482 f. 529. 583.
— Fürst, französ. General 596. 639 f. 641.
Ponickau, sächs. Gesandter (1758) 461.
Ponsonby, engl. General 1815 669.
Pontarlier, Gefecht 1871 861.
Pontlatzer Brücke, Kämpfe an der (1703) 362 (1809) 601.
Portocarrero, Kardinal 351 f.
Poscheruner Mühle (bei Tauroggen) Konvention 612.
Posener Friede (1806) 579.
Potsdamer Edikt v. 1685 339.
— Vertrag v. 1805 564.
Pozzo di Borgo, russ. Gesandter 1815 671.
Prag, Schlacht bei 1757 451
— Protestantentag von 177.
— Beschießung von 1648 260, Abbildung S. 259.
Prager Friede v. 1635 248. v. 1866 811.
— Kongreß v. 1813 624.
„Pragmatische Armee" 424.
— Sanktion 397 f.
Prenzlau, Kapitulation von 576.
Preßburg, Maria Theresia in 419.
Preßburger Friede 566.
Preßordonnanzen von 1863 785.
Preußen, Wappenadler, Abb. S. 295.
Preußisch-Eylau, Schlacht bei 580.
Prielmaier, Freiherr v. (Verräter 1704) 367.
Prierias, Silvester 28.
Prim, span. Marschall (1870) 820.
— Dorf bei Königgrätz 807.
Priort, Zusammenkunft von (1732) 399.
Prittwitz, v., preuß. General 731 f. 751.
Privat, St., Sturm auf 836.
Problus b. Königgrätz 807.
Probst, Abgeordneter 816.
Probstheida, Kampf bei 638 f.
Protestation von Speier 66 f.
Prutz, Robert, Dichter 717.
Pufendorf, Samuel v. 281. 385.
Pultawa, Schlacht von 382.
Pultusk, Gefecht bei (1806) 579.
Puttkamer, v., preuß. Minister 889. 899.
Pyrenäischer Friede (1659) 294. 311.

Q.

Quadrupelallianz (1749) 427.
Quanz, Flötenspieler 408.
Quatrebras, Schlacht bei 666.
Quentin, St., Schlacht bei 855.
Quesnoy, Eroberung von (1712) 380.
Questenberg, Gerhard von, kaiserlicher Rat 215. 240. 242.
Quiroga, Kapuziner 240. 242.

R.

Raab, Schlacht bei (1809) 599.
Radetzky, österr. Feldmarschall 764.
Radom, Konföderation von 482.
Radowitz, preuß. Minister 729. 740. 752. 758 f. — Portr., Abb. S. 753.
Rákoczy II., Franz 318. 361. 370. 382.
— Georg, Fürst v. Siebenbürgen 256.
— II., Georg, Fürst v. Siebenbürgen 300.
— Joseph 406.
Ramillies, Schlacht bei 373.
Ramler, K. F., Dichter 512.
Ramming, österr. General 807.
Rastatt, Friede v. (1714) 382.
Rastatter Kongreß 550 f.
Rathenow, Einnahme d. Derfflinger 324.
Rationalismus 506.
Ratkau, Kapitulation von 576.
Rauch, Künstler 696.
Raucoux, Schlacht bei (1746) 434.
Raule, brandenb Admiral 327. 328.
Raumer, preuß. Minister 768.
Rauschenplat, v., Dr., Pol. Agitator 705.
Ravaillac, Mörder Heinrichs IV. 170.
Rave, Johann, Oberbibliothekar d. Gr. Kurf. 306.
Raven, v., preuß General (bei Düppel †) 794.
Recalde (Loyola) 117.
Reden, Graf, preuß. Minister für Schlesien 476.
Reede, de, holländ. Diplomat 527.
Reformationszeit, Streitschriften, Abb. Beilage zu S. 50.
Reformverein, deutscher 787. 791.
Refugiés 339.
Regensburg, Abb. S. 279.
— Deputationstag 195.
Regensburger Konvent v. 1524 52.
— Reichstage 83. 89. 115. 165. 173. 215. 255. 279. — Reichstag zu Regensburg permanent 279, Abb. des Reichstags S. 280.
— Friede (1684) 337.
Regie, preußisches Steuersystem 476, Abb. ebend.
Reichenbach, Gräfin von, Maitresse Wilhelms II. v. Hessen 699.
— Kongreß von 527.
— Treffen bei (1762) 470.
— Vertrag von 1813 624.
Reichsdeputationshauptschluß 554 f.
Reichshofrat 134 281.
Reichstag, deutscher 866. — Eröffnung des ersten deutschen Reichstags, Abb. S. 867. — Erste Eröffnung unter Kaiser Wilhelm II, Abb., Beilage zu S. 900.
Reichsverfassung seit dem westf. Frieden 278 f.
Reille, französ. General (1815) 668.
— französ. General 842. — Überbringt den Brief Napoleons bei Sedan, Abb. S. 841.
Reimarus, H. (Wolfenbütteler Fragmente) 506.
Reimer, G. A., Buchhändler 627.
Reinach, Kommandant v. Breisach 254.
Reinkens, Josef Hubert, Bischof 886.
Renata, Tochter Ludwigs XII. von Frankreich 35.
„Reptilienfonds" 813.
Restitutionsedikt 213 f.
Reuchlin, Johann 5. 6.
Réunionskammern 334.
Reuter, Fritz 706.
Reutte, Standlager von (1552) 107.
Reventlow, kaiserl. General 373.
Reviczky, österr. Botschafter 494.
Reynier, frz. General 626 f. 631. 636. 639.
Rezonville bei Metz 835.
Rheinbund von 1658 298.
— von 1806 568 f.
Rheinfelden, Treffen bei 251.
Rheinsberg, Aufenthalt Friedrichs d. Gr. 410 f.
Ricciotti Garibaldi 861.
Richard, Kurfürst von Trier 35.
Richelieu, Kardinal 199. 206. 208. 213. 229. 237. 248.
— Herzog von, frz. Minister 674.
Ried, Wirt, bayr. Volksführer 367.
— Vertrag von 1813 632.
Rieger, tschech. Führer 738.
Riesen, v., Jakob 707.
Rinckart, Martin, Dichter 266.
Ringelrennen 140.
Ritterwesen im XV. Jahrhundert 7 f.
Rivoli, Schlacht bei 544.
Roberjot, französ. Gesandter 553.
Robinson, englischer Diplomat 422.
Rochow, v., preuß. Minister (1740) 412.
— preuß. Minister (1838 f.) 707. 719.
— F. E. von, Schriftsteller 507. 508.
Roeskilde, Friede von 294.
Roggenbach, v., badisch. Minister 780.
Rohrbach, Jäcklin (Bauernkrieg) 57. 60.
Rollenhagen, Georg (Froschmeuseler) 162.
Romanzow, russ. Gesandter 495. 524.
Römer, Joh. v., österr. Offizier 418.
— Abgeordneter 723. 725. 750.
„Römermonate" 281.
Römisches Recht 53.
Ronciere, de la, frz. Admiral 851.
Ronge, Johannes, Priester 717.
Roon, A. v., preuß. Kriegsminister 782 f. 824. 840. — Porträt, Abb. S. 783.
„Rosenkreuzer" 508 f.
Roßbach, Schlacht bei 455.
Roßbrunn, Gefecht bei (1866) 810.
Roßlau, Verschanzungen bei 207.
Rostopschin, Gouverneur v. Moskau 609.
Roth, Hieronymus (Königsberg) 295.
Rothenburg, Einigung von 173. 184.
Rothmann, Bernh., Wiedertäufer 78.
Rotteck, Professor 700. 704.
Rouher, französ. Staatsmann 825.
Rousseau, J. J., Philosoph 505. 507. 892.
Rüchel, preuß. General 548. 571. 574.
Rückert, Friedrich 616. 715.
Rudolf II., Deutscher Kaiser 128. 130 f. 164 f. 170. — Porträt, Abb. S. 131.
— August, Fürst v. Wolfenbüttel 358.
Rumpfparlament 750.
Rupp, Geistlicher, 718.
Ruppaw, Wenzel Wilhelm v., böhm. Direktor 179.
Rutowski, sächs. General 421. 432.
Rye, dänischer General 752.
Ryswijk, Friede von 346 f.

S.

Saalfeld, Treffen bei 573.
Saarbrücken, Einnahme v. (1870) 829.
— Schlacht bei (Spichern) 831 f.

Sabina, Gemahlin Ulrichs v. Württemberg 37.
Sachs, Hans 48. 161. — Holzschnitt von einem Flugblatte H. Sachs, Abb. S. 49.
Sachsen, Marschall von 423. 434.
„Sachsenklemme", Treffen in der 601.
Sacken, russ. General 628. 636. 648.
Sadowa, Schlacht bei 807 f.
Salankemen, Schlacht bei 345.
Salvius, A., schwed. Diplomat 261.
„Salzbund" zu Schwarzach (1731) 400.
Samson, Ablaßprediger 67.
San Juste, Kloster 115.
Sand, Karl, Mörder Kotzebues 687.
Sandrart, Maler 265.
Sanssouci 440, Abb. S. 441. 442.
Saragossa, Schlacht bei (1710) 376; Verteidigung von 592. 599.
Sarner Bund 729.
Saßbach, Schlacht bei 327.
Saufteufel, Abb. Beilage zu S. 138.
Savelli, kaiserl. General (1638) 254.
Savigny, preuß. Minister 594. 719.
Savigny, v., preuß. Diplomat 801. 803.
Sayn-Wittgenstein, Graf, brandenb. Gesandter 286. — Porträt, Abb. S. 287.
Schadow, Künstler 696.
Schaffgotsch, Hans Ulrich, wallenstein. General, auf dem Pilsener Schluß, Beilage zu 242.
Scharnhorst, J. D. v., preuß. General 500. 550. 587 f. 593. 606. 609. 616. 621. — Porträt, Abb. S. 621.
Schärtlin von Burtenbach, Sebast. 92. 151.
Schäuffelin, Hans 154. — Holzschnitte zum „Trostspiegel": Ermordung eines Ritters durch Bauern, Abb. S. 57. — Karls V. Landsknechte, Abb. S. 62. — Deutsches Kaufhaus um 1520, Abb. S. 144. — Schulstube des 16. Jahrhunderts, Abb. S. 145. — Arbeitende Landleute im 16. Jahrhundert, Abb. S. 148. — Alchimisten im Laboratorium, Abb. S. 158. — Folterkammer im 16. Jahrhundert, Abb. S. 162.
Schaumburg, Adolf v., Erzbischof v. Köln 93.
Scheel-Plessen, v., Oberpräsident von Schleswig 803.
Scheele, Statthalter v. Schlesw.-Holst. 726.
Schellenberg, Schlacht am 365.
Schelling, Philosoph 698. 715.
Schenkendorf, Max von 560. 616.
Schiefer, August, Erzieher Maximilians II. 125.
Schill, Ferdinand von 580. 598 f. — Porträt, Abb. S. 598.
Schiller, Fr. v. 514, 559. — Porträt, Abb. S. 514.
Schilling, Niederwaldsdenkmal, Abb. S. 818. 864
Schinkel, Künstler 696.
Schlegel, Friedrich 595. 710.
Schleiermacher, Friedrich 590. 594.
Schleinitz, v., preuß. Minister 772. 782.
Schlettstadt, Einnahme von (1870) 852.
Schlick, Andreas, Graf, böhm. Direktor 179. 184. 187 190.
— Graf, Hofkriegsratspräsident 240.
Schlözer, A. L. von, Publizist 507.
Schlüter, Andreas, Architekt u. Bildhauer 385.
Schmalkaldischer Krieg 92 f.
Schmalkaldischer Bund 74 f. 92 f.
Schmalz, preuß. Hofrat 683. 686.
Schmerling, österr Staatsmann 739. 742. 786 f. 798
Schmettau, Ferdinande von 616.
— preuß. General, Kommandant von Dresden 464.
— preuß. Major bei Mars-la-Tour 824.
Schmidt, v., preuß. General 851.
Schneckenburger, Max 716. 824.
Schneidewin, Oberst (Magdeburg 1630) 220.
Schön, von, preuß. Minister 593.
Schönbrunn, Vertrag von 1805 566.
Schongauer, Martin, Künstler 153.
Schöning, H. A. v., brandenb. General 328. 340. 346.
Schrepfer, Geisterbeschwörer 509.
Schuckmann, v., preuß. Minister 683.
Schulenburg, Graf, preuß. General (bei Mollwitz) 418.
Schulenburg-Kehnert, Gf., Gouverneur von Berlin 575.
Schulze-Delitzsch, Abgeordneter 745. 892.
Schurz, Karl, Student 750.
Schützenfeste des 16. Jahrhunderts 146.
Schwabacher Artikel 72.
Schwäbischer Bund 60.
Schwäbisch-Hall, Vertrag von 170.
Schwarzemberg, kaiserl. Unterhändler 212.
Schwarzenberg, Fürst Karl, österr. Feldherr 564. 602. 614. 625. 633. 635. 638 f. 644 f. 657. 663 f. — Porträt, Abb. S. 625.
— Fürst, österr. Minister 751. 753 f. — Porträt, Abb. S. 756.
— brandenb. Minister 210. 256. 283 f.
— J. v., Kriminalist 160.
Schwarzerd, Ph., s. Melanchthon.
Schwechat, Niederlage der Ungarn (1848) bei 744.
Schwedt, Markgraf Karl von 429.
Schwedter Vertrag (1713) 393.
Schweidnitz, Einnahme 1757 455. 1758 459. 1761 468 1762 470. — Bombardement, Abb. S. 459.
— Sieg Torstensons bei 256.
Schweinichen, Hans von 139. 143.
Schweinschädel, Gefecht bei 806.
Schwendi, Lazarus, Kriegsoberster 127.
Schwerin, Otto v., brandenb. Rat 288.
— Graf, preuß. Feldmarschall 416. 418. 421. 447. 451. — Porträt, Abb. S. 452.
— Graf, preuß. Minister 784. 740. 772.
Schwiebuser Kreis 340.
Scriba, Wirich, Prof. in Duisburg 306.
Scultetus, Hofprediger 186.
Seckendorf, österr. Gesandter 391. 398 f.
— österr. Feldmarschall 406.
Sedan, Schlacht bei 839 f.
Segur, Graf, französ. General 421. 540.
Selim II., Sultan 127.
— III., Sultan 571.
Selnecker, Theolog 134. 161.
Semler, Theolog 506.
„Sendlinger Mordweihnachten" 568.
Seneffe, Schlacht von 320. — Schlacht bei Seneffe, Abb. S. 321.
Seni, Wallensteins Astronom 246.
„Septennat" 876.
Servien, Abel, französ. Gesandter 261.
Sesina, wallenstein. Unterhändler 226.
Seven, Kloster, Konvention 454. 457.
Seydlitz, Fr. W. von, preuß. General 455, 460. 464. 466. — Porträt, Abb. S. 456.
Sforza, Franz 80.
Shaftesbury, Lord, Philosoph 505.
Sickingen, Franz von 36. 37. 40. 44. 50 f. — Porträt, Abb. S. 51.
Siebenpfeiffer, polit. Agitator 704.
Sievershausen, Schlacht bei 110. — Hakenschütz aus der Schlacht von Sievershausen, Abb. S. 110.
Sigl, Demagog (1849) 750.
Sigmund I., König von Polen 38.
— III., König von Polen 180. 185. 217.
Simon, Heinrich, Publizist 720.
Simons, preuß. Minister 772.
Simson, E., Präsident 739. 745. 747. 750. 860. — Portr., Abb. S. 746.
Sinsheim, Treffen bei 319.
Sinzendorf, Graf, österr. Minister 380. 402.
Sistow, Friede von (1790) 527.
Skalitz, Gefecht bei 806.
Skultetus, Bischof 28.
Skytte, schwed. Reichsrat 306.
— Johann, schwed. Reichsfekr. 217.
Slawata, böhm. Statthalter 167. 175. 176. 178. 202.
Sleidanus, Johannes, Historiker 136
Smolensk, Schlacht bei 609.
Sobieski, Johann, König v. Polen 328. 335 f.
Sodoma 80. Der heilige Jakob, Freskobild 80.
Sohr, v., preuß. Major 1813 637.
Soiron, bad. Abgeordneter 725.
Soissons, Einnahme von (1870) 852.
Soliman II., Sultan 70. 76. 81. 85. 126 f.
Solis, Virgil 75. — Bannerträger, Abb. S. 75. — Karl V., Ferdinand u. Franz I., Abb. S. 86.
Solms, Graf, pfälz. Gesandter 180.
Soltikow, russ. General 462. 466.
Somnitz, Rat d. Gr. Kurfürsten 288.
Sonderbundskrieg (1847) 729 f.
Sonnenfels, österr. Reformer 480. 506.
Soor, Schlacht bei 430.
Sophia, Kurfürstin v. Hannover 356.
Sophie Charlotte, Gem. Friedrichs I. v. Preußen 384. 385.
Soubise, Prinz v., franz. General 434 f. 459. 468.
Soult, französ. Marschall 552
Sozialdemokratie 892 f.
Sozialistengesetz 895.
Spalding, Theolog 506.
Spanheim, brandenb. Gesandter 353.
Spanischer Erbfolgekrieg 358 f.
Sparr, brandenb. General 288. 291.
Speckbacher, Joseph 507.
Speier, Reichstage 64. 66. 86.
Spener, Theolog 385. 505.
Spenerbach, Schlacht bei (1703) 363.
Spichern, Schlacht bei 832. — Abb. S. 831.
Spiegel, Erzbischof v. Köln 711.
Spinola, span. Feldherr 170. 187. 191. 195.
Splitter, Treffen bei (1679) 328.
Sprachgesellschaften, deutsche 278.
Stablo, Reichsabtei 134.
Stadion, Philipp, Graf, österr. Minister 595. 599. 624.
Städtewesen am Ausgang des Mittelalters 13 f. — Städt. Leben, Abb. S. 14. 18. 19. 20.
Stadtschulen 143 f.
Stadtlohn, Schlacht bei 198.
Stahl, Fr. Jul. 767.
Stalmann, schwed. Agent 219.

Digitized by Google

Staps, Friedrich (Attentat 1809) 600.
Starhemberg, Graf Georg, österr. Gesandter 417. 444.
— Gf. Gundaker v. 364. 376. 377. 379.
— Rüdiger von 336 f. — Porträt, Abb. S. 336.
Staub, Joseph, Tiroler 597.
Staufen, Treffen bei 743.
Staupitz, Johann v. 25.
Stegen, Johanna (1813) 620.
Steigentesch, Frhr. v., österr. Diplomat 599.
Stein, Freiherr v. 558 f. 571. 576. 579. 584 f. 593. 610. 614. 632. 643 656. 660. — Porträt, Abb. S. 585.
Steinsche Reformen 586 f.
Steinau, Kapitulation von (1633) 238.
Steinmetz, v., preuß. General 807. 827. 832.
Steinwig, Bürgermeister v. Stralsund 212.
Stenkerken, Schlacht bei 346.
Stephano, St., Friede 872.
Sterbhof, Vertrag von 166.
Sternberg, Adam, v., böhm. Statthalter 175. 178.
— Ladislaus v. 38.
Sterzinger, M. A., tirol. Volksführer 362.
Stettin, Eroberung durch d. Gr. Kurfürsten 328. — durch die Franzosen (1806) 576.
Steuerverein 770.
Steyer, Waffenruhe von (1809) 554.
Stieblsche Regulative 768.
Stockholm, Friede von 394. Bündnis (1724) 398. (1757) 454.
Stolberg, Prinz v., Reichsgeneral bei Freiberg (1762) 470.
— Gebrüder, Dichter 512.
Stollhofener Linien 375.
Stoß, Veit, Künstler 153.
Stourdza, Bojar 686 f.
Stralsund, Belagerung durch Wallenstein 212.
— Eroberung durch den Großen Kurfürsten 328. — durch Friedr. Wilhelm I. 393.
Straßburg, Raub durch Ludwig XIV. 334.
— Kapitulation (1870) 846.
Strauß, David Friedr., Theologe 718.
Strehlen, Lager bei (1741) 418. (1761) 469.
Stremayr, Abgeordneter 740.
Stroys, Ephraim, türk. Gesandter 124. Abb. ebendaselbst.
Struve, Journalist 724. 726 f. 735. 743 749.
Studententum im XVI. Jahrh. 158.
Stuhm, Waffenruhe von 214. 218.
Stuhmsdorfer Vertrag 249.
Sturm, Johann, Pädagog 144.
Stusche, Tobias, Abt z. Kamenz 489.
Stüve, Bürgermstr. v. Osnabrück 707.
Styrum, Gf., kaiserl. General 363.
Suarez, preuß. Geheimrat 477.
Suckow, Kommandant von Belgrad (1739) 406.
— v., württemb. Minister 817. 859.
Sublinger Vertrag (1803) 561.
Suworow, russ. Feldherr 540. 542. 552 f.
Swieten, Gerhard van, Leibarzt Maria Theresias 480.
Sylvan, Prediger 132.
Sziget, Belagerung von 127.
Sznaide, Freischarenführer 750.

T.

Taaffe, Beichtvater Butlers 244.
„Tabakskollegium" Friedr. Wilh. I. 392. Abb. ebend.
Tallard, französ. General 363 f. 365. 366 f.
Talleyrand, französ. Minister 566. 570. 651 f. 654 f. 674.
Tann, v. d., bayrischer General 742. 828. 846. 849. 850. — Porträt, Abb. S. 849.
Targowitz, Konföderation von 583.
Tauberbischofsheim, Gefecht bei (1866) 810.
Tauentzien, preuß. General (siebenj. Krieg) 465.
— Graf, preuß. General (1813) 626 f. 631 f. 634 683.
Tauroggen, Konvention von 612.
Taxis, Graf v., Reichserbpostmstr. 306.
Tecklenburg, Erwerbg. durch Preußen 383.
Tegernsee, Erklärung von 708.
Tegetthoff, österr. Admiral 797.
Teimer, M., Tiroler 597.
Temesvár, Einnahme von 395.
Teplitzer Verträge v. 1813 632.
— Zusammenkunft (1860) 777.
Terzka, Graf, wallenstein. General, 242. 244 f.
Teschen, Friede von 490. — Allegor. Fries auf den Frieden zu Teschen, Abb. S. 491.
Tettenbach, Graf Erasmus von, 313.
Tettenborn, russ. General 615.
Tetzel, Johann 27 f.
Teutsch, elsäss. Abgeordneter 882.
Thaer, Landwirt 594.
Thann, Sieg Bernhards v. Weimar bei 254.
Theatrum Europaeum v. Merian 186. 194. 236. 257. 259. 267. 301. 325. 348. 355. 359.
Theresiana, österr. Strafgesetzbuch 480.
Thesaurus picturarum 124. 125. 126. 127.
Thesen Luthers gegen den Ablaß 27 f.
Thiele, v. preuß. Diplomat (1870) 820.
Thielmann, sächs. u. preuß. General 618. 638. 665. 667.
Thiers, französ. Staatsmann 815. 824. 844. 846. 861. 870 f.
Thomas, Clément, französ. General in Paris 851.
Thomasius, Chr., Professor 384.
Thorner Blutbad (1724) 401.
Thugut, österr. Minister 536. 539 f. 542. 544. 554.
Thun, Gf. Leo, österr. Minister 766.
Thurmayer-Aventinus, Chronist 157.
Thurn, Matthias, Graf 175. 178 f. 182 f. 226. 238.
Thurn und Taxis, Fürst von, bayr. General (1850) 761.
Tieck, Ludwig 560. 591. 715.
Tiedemann, Kommandant v. Rastatt (1849) 750.
Tilly, ligistischer Feldherr 187. 193. 195. 199. 2 2. 204. 208. 211. 213. 216. 220 f. 229. — Porträt, Abb. S. 205. — Reiterporträt, Abb. S. 223. — Spottblatt auf Tillys Niederlage, Abb. S. 225.
Tilsiter Friede 582.
Tobitschau, Treffen bei 810.
Tököly, Emmerich, ungar. Magnat 328. 335. 348.
— Stephan, ungar. Magnat 313.
Toland, Philosoph, (Deist) 505.
Toleranzedikt Joseph II 520.
— v. 1847 718.
Torcy, französ. Minister 375.
Torgau, Schlacht bei 466 f.
Torgauer Bündnis 64.
— Tag von 1591 135.
Torstenson, schw. Feldherr 256 f.
Totentanzdarstellungen 137. 143.
Tottleben, russ. General (7j. Kr.) 466.
Touche, de la, französ. Gesandter 444.
Toul, Einnahme von 846.
Toulon, Belagerung (1707) 374.
Trachenberg, Kriegsrat von 625.
Trarbach, Einnahme von (1704) 363.
Traun, österr. Feldherr 426. 427.
Trautenau, Gefechte bei: 1745 (Soor) 430. 1866 806.
Trautmannsdorf, Graf, österr. Minister 257 261.
Travendahl, Friede von 358.
Trebia, Schlacht an der (1799) 552.
Trenck, Franz v. d. 421.
Treskow, v., preuß. General 459.
Trient, Konzil von 87 f. 94 f. 128 f.
Trier, Einnahme von (1704) 368.
— Niederlage der Franzos. 327.
Tripleallianz v. 1668 312.
Trochu, französ. General 845.
„Trostspiegel", Abb. daraus S. 57. 62. 145. 148. 158. 162.
Trotha, Thilo von (bei Mühlberg) 96.
Trotzendorf, Valentin, Pädagog 144.
Trutfetter, Jodokus, Prof. Lehrer Luthers 24.
Trützschler, von (bad. Aufstand) 750.
Tschech'sches Attentat 718.
Tschudi, Egidius, Chronist 157.
Tübinger Vertrag (1514) 37.
„Tugendbund" 589.
Tümpling, v., preuß. General 806. 828.
Tunis, Eroberung d. Karl V. 80.
Turenne, frz. General 257. 260. 317. 318. 319 f. 327.
Turin, Schlacht bei 373.
Türkheim, Treffen bei 320.
Türken 126 f. — Türkischer Krieger, Abb. S. 70. — Türkischer Kriegstrompeter, Abb. S. 127.
Turnau, Gefecht bei 806.
Turnierwesen 140.
Tuttlingen, Schlacht bei 256.
Twesten, Abgeordneter 779.
Tycho de Brahe, Astronom 140. 157.

U.

Ufnau, Insel (Hutten †) 51.
Uhden, preuß. Minister 719.
Uhland, Ludwig 680.
Uhlich, Geistlicher 718.
Uhrich, frz. General (Straßburg) 846.
Ulm, Kapitulation von 563 f.
Ulmer Friede von 1647 260.
Ulrich, Herzog von Württemberg 37. 76. 81. 93.
Ulrike Eleonore, Königin v. Schweden 395.
Union, protestantische v. 1608 165.
— protestantische v. 1817 685. 697.
Unruh, v., Abgeordneter 744.
Urban VIII., Papst 249.
Ursinus, pfälz. Theolog 123.
— preuß. Oberhofprediger 355.
Usedom, v., preuß. Diplomat 773.
Usingen, Luthers Lehrer 24.
Usinger, Algreen, dän. Schriftst. 726.
Utrecht, Friede von 379 f.
Uz, J. P., Dichter 512.

Digitized by Google

B.

Valenciennes, Eroberung von 537.
Valette, de la, Kardinal 248.
Valkeniers „Verwirrtes Europa", Abb. daraus S. 315. 318. 319.
Valmy, Kanonade von 534.
Vandamme, französ. General 629 f. 666. 672.
Varnbüler, v., württemb. Minister 815.
Vasvárer Friede 302.
Vauban, französ. General 313. 363. 375.
Vauchamps, Gefecht bei 648.
Vaulgrenant, französ. Diplomat 433.
Vellinghausen, Sieg Ferd. v. Braunschweig (1761) 468.
Vendôme, französ. General 359. 362. 370. 375.
Venedey, Abgeordneter 740.
Venedig, durch Napoleon unterworfen 544.
Verdun, Einnahme von (1792) 534 (1870) 852.
Vereinigter Landtag v. 1847 719 f.
Vergennes, französ. Gesandter 482.
Verona, Kongreß von 692.
Versailles, Hauptquartier in 845 f.
— Präliminarfriede von 860. 862.
— Kaiserproklamierung 857. Abb. S. 858.
Vierkönigsbündnis 754.
Viktor Amadeus I., Hzg. v. Savoyen 346.
— Amadeus III., Kg. v. Sardinien 542.
— Emanuel, Kg. v. Sardinien 773. 826. 868.
Viktoria, Königin von England 707.
— Kronprinzessin v. Preußen 778.
Vilagos, Kapitulation von 764.
Villafranca, Waffenstillstand von 774.
Villars, französ. Marschall 361 f. 372 f. 375 f. 379 f.
Villaviciosa, Schlacht bei (1710) 377.
Villeneuve, französ. Gesandter 406.
Villeroi, frz. General 359. 363. 372 f.
Villersexel, Gefecht bei 856.
Vincke, G. v., Abgeordn. 722. 732. 738. 741.
Vinoy, französ. General 845. 851.
Vio, Thomas, Kardinal v. Gaëta s. Cajetanus.
Vionville, Schlacht bei 834.
Vischer, Peter, Erzgießer 58. 153. — Selbstbildnis, Abb. S. 154.
— Abgeordneter 740.
Vitry, Kriegsrat (1814) 650.
Vlotho, Schlacht bei (1638) 254.
Vogel v. Falckenstein, preuß. General 797. 804 f. 810. 828.
Voigts-Rhetz, preuß. General 828. 850.
Volmar, Isaak, kaiserl. Gesandter 261.
Voltaire 411. 440. 505.
„Vorbehalt", religiöser 113.
Vorparlament v. 1848 727. 735 f.
Voß, Joh. Heinr. 512.
Vossem, Friede von 317.

W.

Wachau (Leipzig), Kampf bei 635 f.
Waghäusel, Treffen bei 750.
Wagram, Schlacht bei 599.
Waitz, Abgeordneter 739.
Waldburg, Gebhard Truchseß v., Erzbischof v. Köln 133.
— Georg Truchseß von, Feldherr d. schwäb. Bundes (Bauernkrieg) 60.
Waldeck, Graf v., brandenb. Minister 288. 289.
Waldeck Josias v., Reichsgeneral 301.
— Abgeordneter 744. 751. 777.
Waldis, Burkard, Fabeldichter 162.
Wallenrodt, Rat d. Gr. Kurfürsten 288.
Wallenstein 202 f. 206 f. 210 f. 215. 226 f. 238. 240 f. — Porträt, Abb. S. 203. — Wallensteins Palast, Abb. S. 240. — Fliegendes Blatt, Abb. S. 243. — Mord zu Eger, Abb. S. 245. — Wallensteinische Münze, Abb. S. 246.
Wallich, österreich. Oberst (1761) 469.
Wallis, österr. General (1738) 406.
Wangenheim, v., württemb. Minister 680. 688. 692.
Warkotsch, Baron, Verräter Friedrichs d. Gr. 469.
Warschau, Schlacht bei 291. Abb. S. 292.
— Bündnis von 1745 (Quadrupelallianz) 427.
Warschauer Zusammenkunft v. 1850 759 f.
Wartburg, Luther auf der 45 f.
Wartburgfest 685 f. — Encyklopäd. Zeitung, Beilage z. S. 685.
Wartenberg, Kolbe v., Graf, preuß. Minister 384.
Wartenburg, Schlacht bei 634.
Waterloo, Schlacht bei 667 f.
Wattignies, Schlacht bei 538.
Wavre, Gefecht bei 667.
Weber, Göttinger Professor 707.
Wedell, preuß. General 462.
Wehlau, Vertrag von 292.
Weier, Johann, Arzt 160.
Weigand, Friedrich (Bauernkrieg) 56.
Weiman, Rat d. Gr. Kurfürsten 288.
Weingarten, österr. Gesandtschaftssekretär 446.
Weishaupt, Adam, Stifter d. Illuminaten 508.
Weißen Berge, Schlacht am 187.
Weißenburg, Gefecht bei 830.
Weißenburger Linien 537.
Weißig, Gefecht bei 1813 622.
Welcker, Professor 688. 700. 704. 723. 746. 750.
Wellington, engl. Feldherr 592. 656. 663 f. 670 f.
Welser, Handelshaus 13.
— Philippine 124.
Werbach, Gefecht bei 810.
Werben, Lager bei (1631) 224.
Werdenberg, kaiserl. Rat 215.
Werder v., preuß. General 806. 833. 846. 848. 855 f. 861. — Porträt, Abb. S. 856.
Werner, preuß. Reitergeneral (1760) 466.
Werth, Johann v. 238. 247. 249. 251. 257. 260. — Porträt. Abb. S. 252.
Werther, v., preuß. Gesandter in Paris (1870) 822. 823.
Wesselényi, Palatin v. Ungarn 313.
Wessenberg, H. v., Generalvikar von Konstanz 656. 709.
— v., österreich. Diplomat 661.
Westfälischer Friede 260 f. — Fliegendes Blatt, Abb. S. 261.
Westminster, Neutral-Vertrag v. 445.
Wette, de, Theologe 688.
Wetzlar, Reichskammergericht nach 344.
Wied, Hermann v., Erzbischof v. Köln 88. 94.
Wiedertäufer in Münster 77 f.
Wieland, Chr. M. 514.
Wien, Belagerung 1529 70. 1683 336. — Plan der Belagerung, Abb., Beilage z. S. 336. — Denkmünze auf die Entsetzung, Abb. S. 340. — Niederlage der Türken vor Wien, Abb. S. 339.
Wiener Frieden v. 1735 402.
Wien-Schönbrunn, Frieden v. 1809 599 f.
Wiener Friede v. 1864 797.
— Konferenzen v. 1819 689. 1834 706.
— Kongreß 654 f.
— Schlußakte 689.
— Vertrag (1791) 530.
Wienbarg, Ludolf, Schriftsteller 698.
Wiesloch, Schlacht bei 193.
Wilhelm I., König v. Preußen, deutscher Kaiser 649. 719. 730 f. 737. 750. — Prinzregent 722 f. — König 722 f. 804 f. — Porträt a. d. J. 1849, Abb. S. 749. — Porträt a. d. J. 1860, Abb. S. 775. — Wilhelm I. im Krönungsornat, Abb. S. 781. — Ritt Wilhelms zu d. Düppler Schanzen, Abb. S. 795. — König Wilhelm bei Königgrätz, Abb. Beilage z. S. 808. — König Wilhelm im Mausoleum zu Charlottenburg, Abb. S. 827. — Abreise des Königs zur Armee, Abb. S. 829. — König Wilhelm bei Gravelotte, Abb. S. 837. — König Wilhelm vor Sedan, Abb. S. 839. — König Wilhelms Zusammenkunft mit Napoleon, Abb. S. 843. — Siegesdepesche v. Gravelotte, Beilage z. S. 836. — Siegesdepesche von Sedan, Beilage z. S. 842. — Kaiserproklamierung z. Versailles, Abb. S. 858. — Porträt Ende d. siebziger Jahre, Abb. S. 869. — Kaiser Wilhelm und sein Kanzler, Abb. S. 891. — Kaiser Wilhelm auf dem Totenbette, Abb. S. 898.
— II., Deutscher Kaiser 900.
— Herzog v. Bayern 52.
— Herzog v. Braunschweig 699. 881.
— I., Kurfürst v. Hessen 571. 680.
— II., Kurfürst v. Hessen 699.
— V., Landgraf v. Hessen 224. 251.
— Herzog v. Kleve 84 f. 160.
— Graf v. Lippe 500. 587.
— Prinz v. Preußen (1807) 592. 593.
— Herzog v. Sachsen 191. 198.
— König v. Württemberg 680. 707.
— III. v. Oranien, Kg. v. England 316. 340. 344 f. 350 f. 360.
— V. v. Oranien, Erbstatthalter 522.
— IV., König v. England 700. 707.
Wilhelmine, Markgräfin v. Bayreuth 399. 409. 461. — Jugendbildnis S. 408.
Williams, Sir Hanbury, engl. Gesandter 443. 444.
Williſen, v., General 758. 784.
Wimpfeling, Jakob 53.
Wimpfen, Schlacht bei 193.
Wimpffen, französ. General 840 f.
Wimpina, Konrad 28.
Winckelmann, J. J. 477. 515.
Windischgrätz, Fürst, östr. General 743 f.
Windthorst, Ludwig, hannov. Minister u. Centrumsführer 881. 887 f. 890.
Winterfeld, preuß. General 455.
Wintzingerode, russ. General 650.
Wirth, polit. Agitator 704.
Wislicenus, Geistlicher 718.
Wisniowecki, Mich., Kg. v. Polen 311.
Witt, Jan de, holländ. Staatsmann 303. 313. 314 316.

Digitized by Google

Wittenberg, Universität 25. 158.
Wittgenstein, russ. Feldherr 615. 620.
— Fürst, preuß. Minister 593. 683.
Wittstock, Schlacht bei 249.
Wladislaus II., Sohn Ludwigs II. 65.
Wobersnow, preuß. General 462.
„Wohlfahrtsausschuß" 537.
Wohlgemuth, Mich., Holzschnitzer 153.
Wolff, Philosoph 411. 505.
Wolfgang, Wilhelm, Pfalzgraf von Neuburg 169.
Wöllner, J. C. v., preuß Minister 517 f. 548. — Portr., Abb. S. 518.
Worms, Religionsgespräch in 119.
—, Reichstag (1521) 45. (1545) 88.
Wormser Bündnis v. 1743 424.
— Edikt 47. 64. 72.
Wörth, Schlacht bei 830 f.
Wrangel, K. G., schwed. General 257. 260 f. 322 f. — Porträt, Abb. S. 258.
— Graf, preuß. Feldmarschall 741. 744. 792 f. 796. — Porträt, Abb. S. 792.
Wrede, Fürst, bayr. Feldmarschall 598. 643. 656. 657. 659. 661 f.
Wullenweber, Georg, Bürgermstr. v. Lübeck 79. 143.
Wurmser, österr. General 537 f. 543 f.
Würtz, Felix, Chirurg 156.
Würzburg, Bestürmung im Bauernkrieg 60.
— Schlacht von 1796 543.
Wusterhausener Vertrag (1726) 399.

X.

Xanten, Vertrag von 170.

Y.

York, Herzog von, engl. Feldherr 538.
York v. Wartenburg, preuß. Feldmarschall 576. 611 f. 615 f. 628. 634. 636 f. 648 f. 650. — Porträt, Abb. S. 611.

Z.

Zapolya Johann, ungar. Magnat 64.
Zastrow, preuß. Feldmarschall 578.
— v., preuß. General 827.
Zedlitz, v., preuß. Minister 517.
— v., preuß. Civilkommissar 1865 799.
Zeitbloom, Bartholomäus, Künstler 154.
Zeitz, Treffen bei (1813) 633.
Zenno, siehe Seni.
Zenta, Schlacht von 347 f. — Flucht der Türken, Abb. S. 348.
Zevenbergben, Maximilian 36. 37.
Zieten, H. Joachim, preuß. General 453. 465. 466 f. — Porträt, Abb. S. 467.
— preuß. General (1815) 665. 669.
Zierotin, Karl v., mähr. Edelmann 181. 182.
Zimmermann, Theolog 506.
Zinzendorf, Graf, Stifter der Herrnhuter Gemeinde 505.
Zips, polnisches Comitat 484. 486.
Znaim, Waffenstillstand v. 599.
Zollparlament, Norddeutsches 816.
Zollverein, Gründung 693.
Zorndorf, Schlacht bei 460. — Russische Gefangene aus der Schlacht v. Z. in Berlin, Abb. S. 460.
Zrinyi, Graf Niklas 126 f.
— Nikolaus, Banus, Enkel d. v. 300. 302.
— Peter v. 302. 313.
Zsitva Torok, Friede von 135.
Zunftwesen 17.
Zuñiga, span. Gesandter 171. 174 f.
Zürich, Schlacht bei (1799) 552.
Zusmarshausen, Schlacht bei 260.
Zwickauer „Propheten" 48.
Zwingli, Ulrich 66. 67 f. 74.

Schluß.

Digitized by Google

Digitized by Google